Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

1915

Visual Library

4. Jahrgang Nr. 1 1. Januar 1915



Der Vortrupp

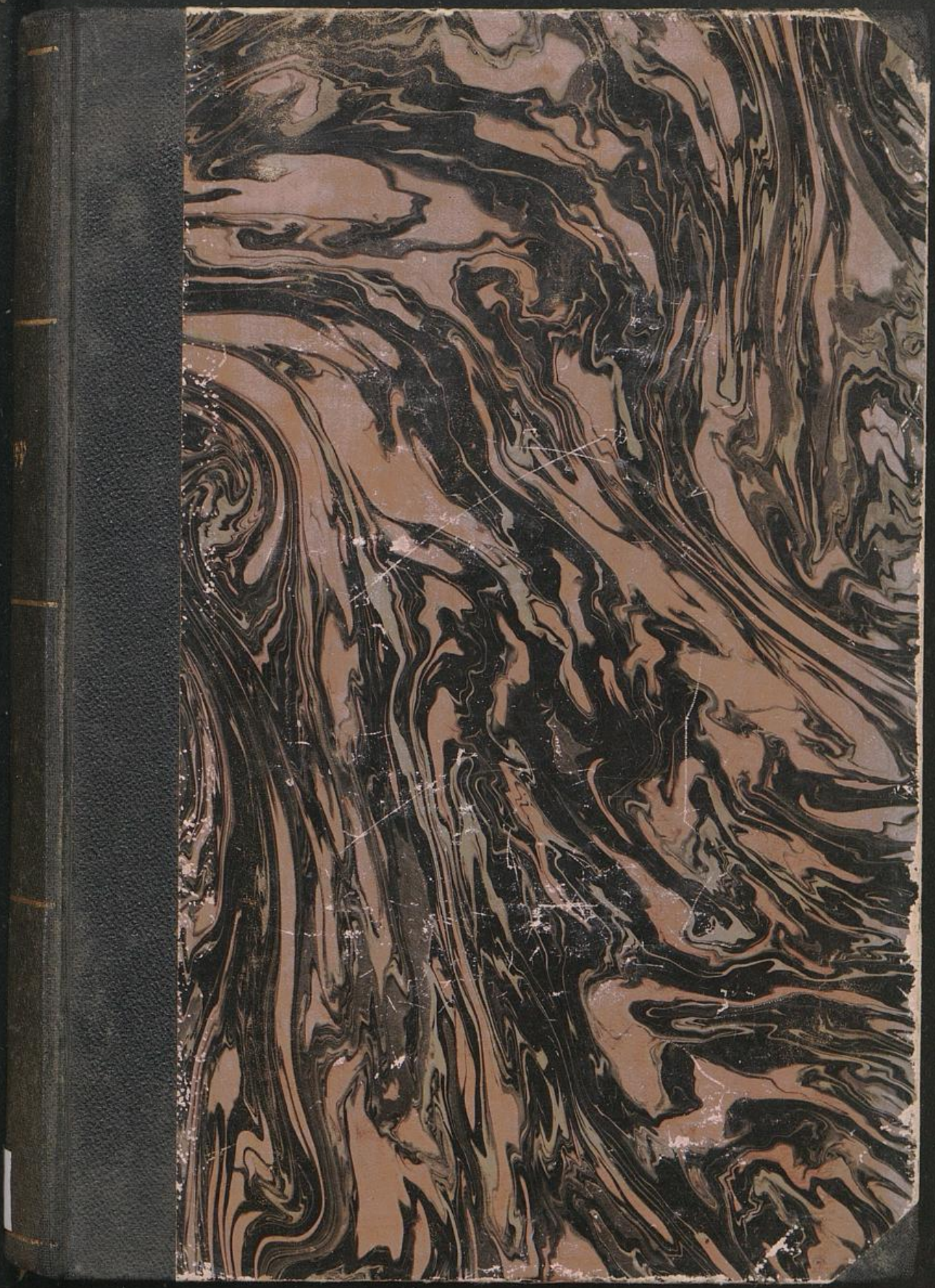
Halbmonatsschrift
für das Deutschtum unsrer Zeit
herausgegeben von
D.-L. Hermann M. Popert, Hamburg und
Kapitanleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin

Inhalt:

Schmidt, Unsere Zukunft. S. 1.
Scharrelmann, „Augen, die was taugen!" S. 4.
Mensendieck, Des Deutschen heiliger Krieg. S. 6.
John, Die allgemeine, gleiche und direkte Bildung in Deutschland. S. 8.
Gotthardt, Für deutsches Kulturbewußtsein. S. 14.
Ponickau, Die Mürwiker Kaiserrede und die deutsche Kriegs-Sanitätsordnung im Urteil eines Alkoholfreundes. S. 21.
Was andre sagen. S. 26.
Rund um uns: Friedrich Jerkowski. — Ein Feldpostbrief. — John Plennigs Geschenke für die Verwundeten. — Kriegsflugblatt für Hausfrauen. — Eine traurige Notwendigkeit. — Bücherverzeichnis. S. 29.
Beilage: Vortrupp-Jugend Nr. 1

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.
Bezugspreis: Jährlich M. 3.— (Streifband-Sendungen in Deutschland und Österreich-Ungarn M. 3.75, Ausland M. 4.—) vierteljährlich M. 1.— (Postbezug M. 1.25).
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg
Einzelnummer 30 Pf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

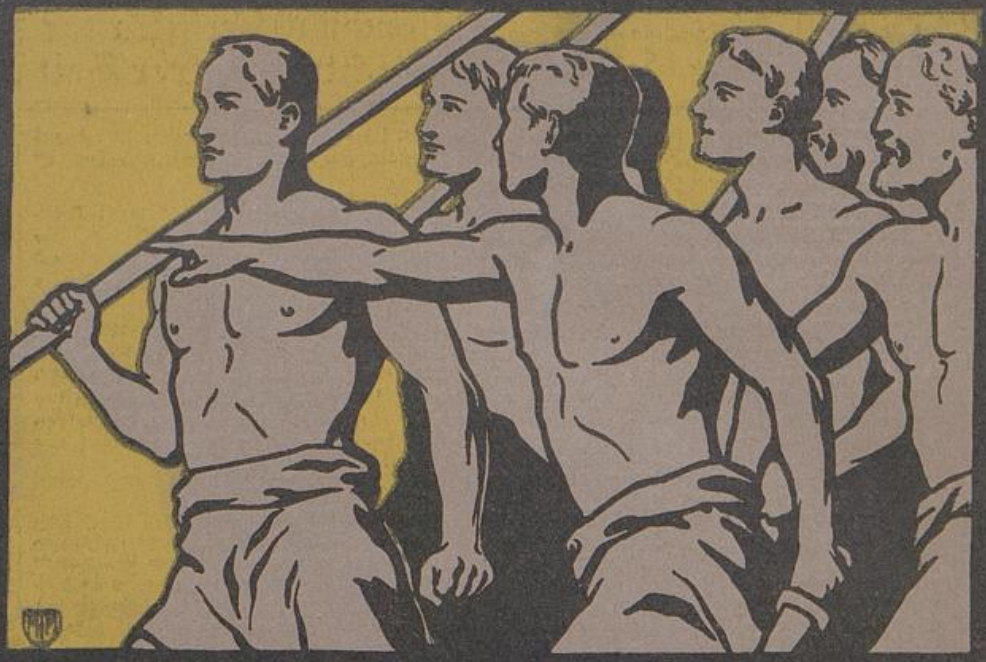


Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

~~IX. c. 3720.~~

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. Jahrgang Nr. 1 1. Januar 1915



Der Vortrupp

Halbmonatsschrift für das Deutschtum unsrer Zeit

Herausgegeben von
Dr. Hermann M. Popert, Hamburg und
Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin

Inhalt:

Schmidt, Unsere Zukunft. S. 1.
Scharrelmann, „Augen, die was taugen!" S. 4.
Mensendieck, Des Deutschen heiliger Krieg. S. 6.
John, Die allgemeine, gleiche und direkte Bildung in Deutschland. S. 8.
Gotthardt, Für deutsches Kulturbewußtsein. S. 14.
Ponickau, Die Mürwiker Kaiserrede und die deutsche Kriegs-Sanitätsordnung im Urteil eines Alkoholfreundes. S. 21.
Was andre sagen. S. 26.
Rund um uns: Friedrich Jaskowski. — Ein Feldpostbrief. — Zehn Pfennig-Geschenke für die Verwundeten. — Kriegsflugblatt für Hausfrauen. — Eine traurige Notwendigkeit. — Bücherverzeichnis. S. 28.
Beilage: Vortrupp-Jugend Nr. 1

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.
Bezugspreis: Jährlich M. 5.— (Streifband-Versendungen in Deutschland und Österreich M. 7.—, Ausland M. 8.—) vierteljährlich M. 1.25 (ohne Zustellgebühr)
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg
Einzelnummer 30 Pf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

Halbmonatsschrift für das Deutschtum unsrer Zeit

Erscheint: Jährlich 24 mal am 1. und 16. jedes Monats. Beilagen: „Vortrupp-Jugend" 12 mal im Jahr; „Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes" ebenfalls 12 mal im Jahr.

Bezugspreis: Jährl. M. 5.—, viertelj. M. 1.25 (ohne Zustellungsgebühr), Einzelnr. 30 Pf. — Für das Ausland jährl. M. 8.—. Für Österreich-Ungarn jährl. 8 K. 12 H., viertelj. 2 K. 3 H., Einzelnr. 35 H. Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten, sowie unmittelbar beim Verlage. — Probenummern unentgeltlich durch alle Buchhandlungen und den Verlag.

Anzeigen: Die gespaltene Zwergzeile 80 Pf. (unter Klein. Anz. 60 Pf.). Mit Ausn. der Vorzugsseiten 1/1 S. M. 120.—, 1/2 S. M. 65.—, 1/4 S. M. 36.—, 1/8 S. M. 20.—. Bei Wiederholungen entspr. Abzug laut Anzeigenauskunftsblatt.

Die Anzeigen erscheinen unter voller Verantwortlichkeit des Verlages, der sich die Zurückweisung von Anzeigen vorbehält, die ihm nicht geeignet erscheinen oder die für den Anzeigenden keinen Erfolg versprechen. Anzeigen gemeinschädlichen Inhaltes, besonders unsittliche Anzeigen und Empfehlungen alkoholhaltiger Getränke (Sekt, Wein, Bier, Trinkbranntwein) werden nicht aufgenommen.

Allgemeine Bestimmungen: Anschrift für die Schriftleitung und den Verlag des „Vortrupp": Hamburg, Spitalerstraße 12. Eine Verantwortung für Zusendung irgendwelcher Art, die nicht erbeten waren, kann nicht übernommen werden. — Unverlangte Drucksachen und Schriftstücke können nur zurückgesandt werden, wenn Freimarken beilagen. — Nachdruck aus dem „Vortrupp" ist von Verlag und Schriftleitung bei voller Quellenangabe gestattet, das Gesetz verlangt aber außerdem in jedem Falle die besondere Einwilligung des Verfassers.

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg

Ein Volksbuch für alle Lebensreformer

Heinrich Dräger

Lebenserinnerungen

200 Seiten. Geb. 1 M. 50 Pf.

Heinrich Dräger hat der **„Hamburgischen Hausbibliothek"** seine köstlichen, echt volkstümlichen „Lebenserinnerungen" zur Veröffentlichung und Verbreitung überlassen. Der Begründer des Drägerwerkes in Lübeck schildert darin seinen Weg von den bescheidenen Anfängen als Uhrmacher in den Vierlanden bei Hamburg bis zur Entwicklung seiner Fabrik zu einem großindustriellen Unternehmen mit Millionenumsatz. Der Verfasser „wächst mit seinen höhern Zwecken", nicht nur im Technischen und Geschäftlichen, sondern er setzt sich mit allen Fragen, denen ein Fabrikherr begegnet (z. B. Alkohol, Lohnsystem mit Gewinnbeteiligung), entschlossen auseinander. Der kraftvolle Aufstieg dieses Lebensganges und der urwüchsige Humor des Verfassers machen das Buch für jung und alt zu einer erhebenden, kraftschaffenden Lektüre. Vor allem werden aber die Lebensreformer aller Richtungen an diesen Schilderungen eines tüchtigen Gesinnungsgenossen ihre helle Freude haben.

Hamburg **Alfred Janssen.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

Halbmonatsschrift für das Deutschtum unsrer Zeit

Herausgegeben von
Dr. jur. Hermann M. Popert und
Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut

4. Jahrgang 1915

STADT-BIBLIOTHEK BREMEN

Hamburg
Verlag von Alfred Janssen

Fe 4123-4
Universität Bremen
Bibliothek
Fe4123-4

Inhalt.

Übersicht über die einzelnen Nummern.

Nr. 1 (1. 1. 15).

Schmidt, Unsere Zukunft 1
Scharrelmann, „Augen, die was taugen!". 4
Mensendieck, Des Deutschen heiliger Krieg 6
John, Die allgemeine, gleiche und direkte Bildung in Deutschland . 8
Gotthardt, Für deutsches Kulturbewußtsein 14
Ponickau, Die Mürwiker Kaiserrede und die deutsche Kriegs-Sanitätsordnung im Urteil eines Alkoholfreundes 21
Was andere sagen 26
Rund um uns: Friedrich Jaskowski. — Ein Feldpostbrief. — Zehn Pfennig-Geschenke für die Verwundeten. — Kriegsflugblatt für Hausfrauen. — Eine traurige Notwendigkeit. — Bücherverzeichnis 28
Vortrupp-Jugend Nr. 1.

Nr. 2 (16. 1. 15).

An unsere Leser 33
Richter, Zivilisation, Kultur und Luxus nach dem Kriege 33
Ebhardt, Der Irrtum. 39
Rund um uns: †Pfarrer Dr. Gerhard Burk. — Fichte, Machiavelli und der Krieg. — Helmolts Weltgeschichte. — Unterstützung und Selbsthilfe. — Bücherverzeichnis. 43
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 1.

Nr. 3 (1. 2. 15).

Mensendieck, Des Deutschen heiliger Krieg. II. 49
Zitzen, Die Lebensmitterzeugung der kriegführenden Staaten 56
Wiesener, Die Kriegsnot der Hausbesitzer und Mieter und die Volkswohlfahrt. 63
Rund um uns: Wir und die andern 70
Vortrupp-Jugend Nr. 2.

Nr. 4 (16. 2. 15).

Schneehagen, Deutsche Tracht . . 73
Elster, Und war mehr als du . . 78
Rund um uns: Ein Wörtlein zur Petroleumfrage. — Die Kriegsnot der Hausbesitzer und Mieter und die Volkswohlfahrt. — Aus Feldpostbriefen. — Richard Dehmel. — Bücherverzeichnis. 82
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 2.

Nr. 5 (1. 3. 15).

Ebhardt, Die Schuldigen 89
Wiesener, Denkt an Tsingtau! . . 93
Zitzen, Die Lebensmittelerzeugung der neutralen Staaten. 98
Mensendieck, Weltenwende. . . . 102
Was andere sagen 105
Rund um uns: †Dr. K. v. d. Schalk, Werner Jungfer, Fritz Schleyer, Otto Bojarzin. — Zwei Freunde im Feld. — Aus einem Feldpostbriefe. — Haushalten und aushalten! — Überlasteter Hausbesitz und Bodenkasse. — Bücherverzeichnis 107
Vortrupp-Jugend Nr. 3.

Nr. 6 (16. 3. 15).

Wiesener, Kriegerheimstätten! . . 113
Schultze, Volkswohlfahrt im Kriege 121
Was andre sagen 124
Rund um uns: Kriegspflichten der Hausfrauen. — Ausstellung deut-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

scher Hüte in Köln. — Konfirmationsfeier in Kriegszeiten. — Strenges Kriegsgerichtsurteil. — Zweckmäßige Liebesgabe. . . . 125
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 3.

Nr. 7 (1. 4. 15).

Ebhardt, Bismarck als Mahner . . 129
Lehmann, Vom Schutzverein zum Weltkrieg. 135
Pfleiderer, Grundsätzliches zur Ernährungsreform. 139
Stein, Weltkrieg und Kinematographie 143
Rund um uns: Osterzeit — Saatzeit! — Krieg und Frauenkraft. — Eine Tatsache als Wink. — Zur Frage des Brenn- und Brauverbots. — Die Stellung des „Vortrupp" zur Alkoholfrage im Kriege. — Bücherverzeichnis 147
Vortrupp-Jugend Nr. 4.

Nr. 8 (16. 4. 15).

Gouverneur a.D.v.Truppel, China, Japan und wir. 153
R. S., Unzeitgemäße Wasservergeudung 158
Alt und Neu: Der Schatz im Acker 163
Müller, Der Germane. 168

Nr. 9 (1. 5. 15).

Sönnichsen, Unser Teil 169
Goetz, Volkskraft und Kleinstadt . . 171
Kiel, Haben wir genug Fleisch? . 174
Asmussen, ... und dem Bier tue nichts zu Leide! 179
Müller-Holm, Eine Stimme zur belgischen Frage vor achtzig Jahren 180
Was andre sagen. 185
Rund um uns: Biererzeugung und Kriegsbereitschaft. — Etwas zum Nachrechnen. — Stark wie das Leben. — Deutsche Landwehrkinder. — Aus einem Feldpostbrief. — Bücherverzeichnis . . . 186
Vortrupp-Jugend Nr. 5.

Nr. 10 (16. 5. 15).

Richter, Vom Wandergeist vor und nach dem Kriege 193
Bloeck, Vollbrot 196
Ebhardt, Brot und Waffen . . . 199
Was andre sagen 203
Rund um uns: Ein Feldpostbrief. — Nach dem Kriege. — Bücherverzeichnis 205

Nr. 11 (1. 6. 15).

Nagel, Sind wir volkswirtschaftlich gebildet?. 209
Brumm, Die Versorgung der Kriegsgeschädigten 214
Esperanto im Dienste der Aufklärung 217
Much, Ägyptische Kultur. 220
Was andre sagen 225
Rund um uns: Professor Ludwig Pfannkuche †. — Weltgeschichtliche Debatten. — Erfolgreiche Kriegshilfe. — Mais als Kriegsnahrung. — Vom russischen Schnapsmonopol. — Abstinenten im Kriege. — Bücherverzeichnis 226
Vortrupp-Jugend Nr. 6.

Nr. 12 (16. 6. 15).

„Realpolitik". 233
Ebhardt, Tat und Gesinnung . . 234
Müller-Holm, Städtetypen der Frühzeit 238
Was andre sagen 245
Rund um uns: Das Erlebnis hinter der Front. — Ein unfreiwilliger Beweis. — Personenkultus daheim. — Bücherverzeichnis . . 245
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 4/6.

Nr. 13 (1. 7. 15).

Trojan, Die Kriegskrüppel und ihr Verhältnis zum Aufartungsziel der Lebensreform 249
Ponickau, Gesprochen ist gesprochen, das Kaiserwort besteht. 254
Conrad, Deutsch und englisch . . 260
Was andre sagen 264
Rund um uns: Heldeneichen und Friedenslinden. — Nachträgliche Schulstunden. — Los vom Ausland! — Aufruf! — Bücherverzeichnis 265
Vortrupp-Jugend Nr. 7.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Nr. 14 (16. 7. 15).
Ullmann, Die deutschen Reformbestrebungen und der Krieg . . . 273
Ebhardt, Totentanz. 277
Rund um uns: Ottilie Hoffmanns 80. Geburtstag. — Die Kriegsschublade. — Die Kriegsverletztenfürsorge und der Alkohol. — Grundsätze für ein Reichsgesetz zur Schaffung von Kriegerheimstätten. — Verdeutschungen. — Bücherverzeichnis 281
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 7.

Nr. 15 (1. 8. 15).
Schmidt, Spannungen. 289
Ebhardt, Die Notwendigkeit der Kriegerheimstätten. 295
Richter, Lebendiges und Überlebtes 299
Was andre sagen. (Deutsche Treue) 303
Rund um uns: Nun der Tag sich jährt. — Aus Feldpostbriefen. — Schafft Wasserhaltungen! — Hausfrauenorganisation. — Die Hauptversammlung des deutschen Bundes abstinenter Frauen. — Bücherverzeichnis 305
Vortrupp-Jugend Nr. 8.

Nr. 16 (16. 8. 15).
Ebhardt, Das letzte Aufgebot . . 313
Much, Gotik 320
Rund um uns: Ein Brief aus der Heimat. — Als Pionier in Frankreich. 324
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 8.

Nr. 17 (1. 9. 15).
Lambach, Lebensreform und Arbeitsnachweis. 329
Landmann, Eine Siedelungsschule. 332
Kunert, Vollkornbrot 336
Lehmann, Die deutschen Stämme. 340
Matzdorf, Die Veredlung unserer Volksunterhaltung. 344
Was andre Sagen. (Blätter für zwischenstaatliche Organisation . 348
Rund um uns: Vorsicht beim Einkauf von Liebesgaben. — Aus unserem Landheimleben. — Bücherverzeichnis 350
Vortrupp-Jugend Nr. 9.

Nr. 18 (16. 9. 15).
v. Egloffstein, Die Heilsarmee und wir 353
Vogel, Mehr Rechtskenntnisse — eine Forderung unserer Zeit 357
Elster, Die Ausländerei auf der deutschen Bühne 362
Rund um uns: Aus einem Feldpostbrief. — Ein gutes Buch . . . 366
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 9.

Nr. 19 (1. 10. 15).
Much, Naturwissenschaft 369
Riede, Menschenwirtschaft und Krieg 377
Wiesener, Der Einzelne und die Kriegerheimstätten. 381
Othmar, Deutsch sein heißt 385
Ebhardt, Der Freiherr von Stein. 388
Was andre sagen. (Leipziger Tageblatt) 391
Vortrupp-Jugend Nr. 10.

Nr. 20 (16. 10. 15).
Bonne, Über Wesen und Bedeutung des Idealismus. 393
Paul, Mütter 397
Strecker, Militärisches in der Jugenderziehung 401
Rund um uns: Kriegslehren. — Aus einem Feldpostbrief. — Unangebrachte Kriegsandenken. — Sommertage in Weimar 1915 . . . 404
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 10.

Nr. 21 (1. 11. 15).
Sickel, Deutschlands sittlicher Beruf 409
Hundt, Die sittliche Pflicht im Wirtschaftsleben. 415
Elster, Reform der Geselligkeit . 418
Was andre sagen 422
Rund um uns: Gottes Mühlen mahlen langsam. — Feldgrau. — „Vogelleichen auf Hüten". — Völkervergeltung und Landwirtschaft 425
Vortrupp-Jugend Nr. 11.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Nr. 22 (16. 11. 15).
Berendsohn, Vom deutschen Heldentum 433
Merbitz, Militärische Ausbildung oder Erziehung der Jugendlichen 440
Müller, Schärfe und Milde . . . 443
Was andre sagen 447
Rund um uns: †Ferdinand Goetz . 448
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 11.

Nr. 23 (1. 12. 15).
Popert, Paasche, Jansen, Ein Wort an alle Leser des „Vortrupp" . 449
Riedel, Der Wert des Menschenlebens für die Allgemeinheit . . 452
John, Theaterreform — Vortrupparbeit 456
Winsch, Über das Nachtbackverbot. 461
Alt und Neu: Milhelm v. Humboldt 465
Was andre sagen 472
Rund um uns: Gebt unsern Truppen keinen Alkohol. — Ein „Patriot". — Grundzüge für ein Reichsgesetz über Kriegerheimstätten. — Sensation! Nervenkitzel! — Deutsche Geschichte. — Bücherverzeichnis 474
Vortrupp-Jugend Nr. 12.

Nr. 24 (16. 12. 15).
Schmidt, Weihnachten 1915 . . . 481
Ebhardt, Stille 483
Scharrelmann, Die Erziehung zum „Helden". 487
Wanderer, Geselligkeit 492
Pichottka, Die Mehrung unseres Nachwuchses 499
Müller-Holm, Eine Ehrenrettung Karls des Großen 504
Was andre sagen 508
Rund um uns: Die Beschlußtagung des Hauptausschusses für Kriegerheimstätten. — Zehn Gebote. — Neue Wege 509
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 12.

Verfasser- und Überschriften-Verzeichnis.

A., B.: Krieg und Frauenkraft 148 (7).
„Abstinenz" 151 (7).
Asmussen, Georg: Ein Wörtlein zur Petroleumfrage 82 (4). Haushalten und aushalten! 109 (5). . . . und dem Bier tue nichts zu Leide! 179 (9). Neue Wege 510 (24).

„Beilage der Süddeutschen Zeitung" 203 (10).
Berendsohn, Walter A.: Vom deutschen Heldentum 434 (22).
Berg, Stabsarzt Dr.: Soldat und Dirne 245 (12).
„Berliner Tageblatt" 422 (21).
„Blätter für zwischenstaatliche Organisation" 348 (17).
Bloeck, Dr. R.: Vollbrot 196 (10).
Der Blumenstrauß vom Feinde 422 (21).
„Bodenreform" 225 (11).
Bonne, Dr. Georg: Über Wesen und Bedeutung des Idealismus 393 (20).
Born, Karl Friedrich: Los vom Ausland 269 (13).
Brepohl, Friedrich Wilhelm: Mais als Kriegsnahrung 230 (11).
Brockmann, L.: Gottes Mühlen mahlen langsam 425 (21).
Brumm, Marie: Die Versorgung der Kriegsgeschädigten 214 (11).

Conrad, Dr. Otto: Deutsch und englisch 260 (13).

Damaschke, „Geschichte der National-Oekonomie" 201 (10). „Bodenreform, Grundsätzliches und Geschichtliches zur Erkenntnis und Überwindung der sozialen Not" 214 (11).
„Deutsche Treue" 105 (5), 303 (15).
„Deutscher Guttempler" 245 (12).
„Deutscher Wille" (Kunstwart) 422 (21). Die Tragikomödie vom Haßgesang 447 (22).

Ebhardt, Melanie: †Friedrich Jaskowski 28 (1). Der Irrtum 39 (2). Richard Dehmel 87 (4). Die Schuldigen 89 (5). Bismarck als Mahner 129 (7). Brot

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Waffen 199 (10). Tat und Gesinnung 234 (12). Totentanz 277 (14). Die Notwendigkeit der Kriegerheimstätten 295 (15). Das letzte Aufgebot 313 (16). Der Freiherr von Stein 389 (19). Stille 483 (24). Die Beschlußtagung des Hauptausschusses für Kriegerheimstätten 509 (24).

„Echo der Gegenwart" 27 (1).

Egloffstein, Leo von: Die Heilsarmee und wir 353 (18).

Eine traurige Notwenigkeit 32 (1).

Elster, Dr. Alexander: Und war mehr als du 78 (4). Die Ausländerei auf der deutschen Bühne 362 (18). Reform der Geselligkeit 418 (21).

E., M.: Die Hauptversammlung des deutschen Bundes abstinenter Frauen 310 (15).

„Die Frauenfrage" 472 (23).

Goetz, Siegfried: Volkskraft und Kleinstadt 171 (9).

Gotthardt, Dr.: Für deutsches Kulturbewußtsein 14 (1).

Grabau, H.: Nachträgliche Schulstunden 267 (13).

Gräf, Dr. Heinz: Kriegslehren 404 (20).

Grundsätze für ein Reichsgesetz zur Schaffung von Kriegerheimstätten 286 (14).

Grundzüge für ein Reichsgesetz über Kriegerheimstätten 476 (23).

Gtz.: Schafft Wasserhaltungen 308 (15).

Haise, Paul F.: Aus einem Feldpostbrief 366 (18).

Hamburgische Kriegshilfe: Kriegsflugblatt für Hausfrauen 31 (1).

H. G., Dr.: Biererzeugung und Kriegsbereitschaft 186 (9).

Hoffman, F.: Die Kriegsverletztenfürsorge und der Alkohol 282 (14).

H., P.: Völkergeltung und Landwirtschaft 430 (21).

Hundt, Paul: Die sittliche Pflicht im Wirtschaftsleben 415 (21).

Johannsen, Sophie: Aus unserm Landheimleben 351 (17). Sommertage in Weimar 408 (20).

John, J.: Die allgemeine, gleiche und direkte Bildung in Deutschland 8 (1). Theaterreform Vortrupparbeit 456 (23).

K., G.: Ein Feldpostbrief 205 (10).

Kiel, F.: Haben wir genug Fleisch? 174 (9).

Kluge, Walther: Zwei Freunde im Feld 107 (5). Unangebrachte Kriegsandenken 407 (20). Feldgrau 427 (21). Sensation! Nervenkitzel! 478 (23).

„Königsberger Hartungsche Zeitung" 124 (6).

v. Koschützki, Rudolf: Der Schatz im Acker 163 (8).

Kuhn, Johannes: Aus einem Feldpostbriefe 108 (5).

Kunert, Zahnarzt Dr. phil.: Vollkornbrot 336 (17).

Lambach, Walther: Lebensreform und Arbeitsnachweis 330 (17).

Landmann, Dr.: Eine Siedlungsschule 332 (17).

L., Ch.: Esperanto im Dienste der Aufklärung 217 (11).

Lehmann, Dr. Emil: Vom Schutzverein zum Weltkrieg 135 (7). Die deutschen Stämme 340 (17).

Lehmann, Henni: Gedanken zum Pazifismus 472 (23).

„Leipziger Tageblatt" 391 (19).

Lindemann, M.: Erfolgreiche Kriegshilfe 228 (11).

L., K.: Vorsicht beim Einkauf von Liebesgaben 350 (17).

Lüdemann, Karl: Ein Feldpostbrief 28 (1), 326 (16).

Matzdorf, Paul: Die Veredlung unsrer Volksunterhaltung 344 (17).

Mensendieck, Otto: Des Deutschen heiliger Krieg 6 (1). Des Deutschen heiliger Krieg II 49 (3). Weltenwende 102 (5).

Merbitz, Erich: Militärische Ausbildung oder Erziehung der Jugendlichen 440 (22).

Metanoeite: „Vogelleichen auf Hüten" 429 (21).

„Mitteilungen der medizinisch-Biologischen Gesellschaft" 473 (23).

Monts, Graf: Europa 422 (21).

Much, Prof. Dr. Hans: Ägyptische Kultur 220 (11). Gotik 320 (16). Naturwissenschaft 370 (19).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Müller, Wilhelm: Der Germane 168 (8). Deutsche Landwehrkinder 189 (9). Schärfe und Milde 443 (22).
Müller-Holm, Ernst: Eine Stimme zur belgischen Frage vor achtzig Jahren 180 (9). Städtetypen der Frühzeit 238 (12). Eine Ehrenrettung Karls des Großen 504 (24).

Nagel, Dr.: Sind wir volkswirtschaftlich gebildet? 219 (11). Ein „Patriot" 475 (23).
„Naturarzt" 26 (1).

Offe, Dr. Hans: Wilhelm von Humboldt 465 (23).
Othmar, H.: Deutsch sein heißt ... 385 (19).

Paasche, Frau Geh. Rat: Unterstützung und Selbsthilfe 48 (2).
Paasche, Ellen: Deutsche Frauen und der Frieden 508 (24).
Paul, R. L.: Mütter 397 (20).
Personenkultus daheim 247 (12).
P., F. H.: Aus einem Feldpostbrief 191 (9).
Pfleiderer, Dr. med. Alfred: Grundsätzliches zur Ernährungsreform 139 (7). Vom russischen Schnapsmonopol 231 (11).
P., M.: Nach dem Kriege 207 (10).
Pichottka, Die Mehrung unseres Nachwuchses 499 (24).
Ponickau, Prof. Dr. R.: Die Mürwiker Kaiserrede und die deutsche Kriegssanitätsordnung im Urteil eines Alkoholfreundes 21 (1). Gesprochen ist gesprochen, das Kaiserwort besteht 254 (13).
Popert, Paasche, Janssen: An alle Leser des „Vortrupp" 450 (23).

Richter, Wilhelm R.: Zivilisation, Kultur und Luxus nach dem Kriege 33 (2). Vom Wandergeist vor und nach dem Kriege 193 (10). Lebendiges und Überlebtes 299 (15).
Riedel, Hans: Menschenwirtschaft und Krieg 377 (19). Der Wert des Menschenlebens für die Allgemeinheit 452 (23).
Ries, Clara Ernestine: Unsre Gärten im Kriege 124 (6).

R., K.: Zweckmäßige Liebesgabe 127 (6).
Röder, Dr. med. Heinrich: Etwas zum Nachrechnen 188 (9).
R. S.: Unzeitgemäße Wasservergeudung 158 (8).

Scharrelmann, Heinrich: Augen, die was taugen! 4 (1). Osterzeit — Saatzeit 147 (7). Verdeutschungen 287 (14). Nun der Tag sich jährt 305 (15). Die Erziehung zum „Helden" 487 (24). Zehn Gebote 510 (24).
Schmidt, Johannes: Unsre Zukunft 1 (1). Spannungen 289 (15). Weihnachten 1915 481 (24).
Schneehagen, Christian: Deutsche Tracht 73 (4).
Schultze, Dr. Ernst: Volkswohlfahrt im Kriege 121 (6).
Sickel, Prof. Paul: Deutschlands sittlicher Beruf 410 (21).
Siegert, Wilhelm: Zuckerausfuhr und Volksgesundheit 26 (1).
Sönnichsen, Andreas: Unser Teil 169 (9). Das Erlebnis hinter der Front 245 (12). Die Kriegsschublade 281 (14).
Spohr, Oberst a. D.: Eine Tatsache als Wink 150 (7).
Stein, O. Th.: Weltkrieg und Kinematographie 143 (7).
Str.: Helmolts Weltgeschichte 45 (2).
Strecker, Dr. Reinhard: Fichte, Machiavelli und der Krieg 43 (2). Weltgeschichtliche Debatten 227 (11). Militärisches in der Jugenderziehung 401 (20). Deutsche Geschichte 479 (23).
Strenges Kriegsgerichtsurteil 127 (6).

„Tägliche Rundschau" 179 (9).
Thiken, Johannes: Professor Ludwig Pfannkuche † 226 (11).
Trojan, E. W.: Zehn-Pfennig-Geschenke für unsre Verwundeten! 30 (1). Die Kriegskrüppel und ihr Verhältnis zum Aufartungsziel der Lebensreformer 249 (13).
v. Truppel, Gouverneur a. D.: China, Japan und wir 154 (8)
„Tübinger Chronik" 185 (9).

Ullmann, Hermann: Die deutschen Reformbestrebungen und der Krieg 273 (14).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unsre Kinder sollen es einmal gut haben. Von einem aktiven württembergischen Offizier 203 (10).
Vierkandt, Alfred: Der alte und der neue Idealismus 348 (17).
Vogel, Dr. Karl: Mehr Rechtskenntnisse — eine Forderung unsrer Zeit 357 (18).
Vom Kampf um die Kriegerheimstätten 225 (11).
Vom Völkerhaß 391 (19).
Vortrupp: An unsre Leser 33 (2). † Pfarrer Dr. Gerhard Burk 43 (2). Wir und die andern 70 (3). † Dr. K. v. d. Schalk, Werner Jungfer, Fritz Schleyer, Otto Bojarzin 107 (5). Kriegspflichten der Hausfrauen 125 (6). Ausstellung deutscher Hüte in Köln 126 (6). Konfirmationsfeier in Kriegszeiten 127 (6). Die Stellung des „Vortrupp" zur Alkoholfrage im Kriege 152 (7). Der Schatz im Acker 163 (8). Stark wie das Leben 189 (9). Abstinenten im Kriege 231 (11). Realpolitik 233 (12). Ein unfreiwilliger Beweis 247 (12). Heldeneichen und Friedenslinden 265 (13). Ottilie Hoffmanns 80. Geburtstag 281 (14). Ferdinand Goetz † 448 (22). 474 (23).
Voß-Zietz, Martha: Hausfrauenorganisation 309 (15).
Wanderer, O.: Ein gutes Buch 367 (18). Geselligkeit 492 (24).
„Weserzeitung" 264 (13).
Wiesener, Rudolf: Die Kriegsnot der Hausbesitzer und Mieter und die Volkswohlfahrt 63 (3). 84 (4). Denkt an Tsingtau! 93 (5). Überlasteter Hausbesitz und Bodenkasse 110 (5). Kriegerheimstätten! 114 (6). Der Einzelne und die Kriegerheimstätten 381 (19).
Winsch, Dr. med. Wilhelm: Über das Nachtbackverbot 461 (23).
Witt, Peter: Was ein Dithmarscher Bauer über die großen Fragen unsrer Zeit denkt 105 (5). Was sind wir unsern Kriegsinvaliden schuldig? 303 (15).
Zitzen, Dr. E. G.: Die Lebensmittelerzeugung der kriegführenden Staaten 56 (3). Die Lebensmittelerzeugung der neutralen Staaten 98 (5).
„Die Zukunft" 474 (22).
Zur Frage des Brenn- und Brauverbots 151 (7).

Sachverzeichnis.

Albin Egger-Lienz 277 (14).
Alkoholfrage 21 (1). 29 (1), 32 (1), 85 (4), 86 (4), 126 (6), 127 (6), 151 (7), 152 (7), 179 (9), 186 (9), 188 (9), 226 (11), 231 (11), 231 (11), 245 (12), 254 (13), 270 (13), 282 (14), 310 (15), 328 (16), 404 (20), 474 (23), 510 (24).
Belgien 180 (9).
Bodenreform 93 (5), 113 (6), 163 (8), 199 (10), 204 (10), 212 (11), 216 (11), 225 (11), 247 (12).
Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan. Eine Denkschrift. Herausgegeben von Paul Eltzbacher 151 (7).
England 39 (1), 49 (3), 57 (3), 181 (9), 260 (13), 317 (16), 422 (21).
Esperanto 217 (11).
Frauenfrage 148 (7).
Geburtenrückgang 114 (6), 475 (23), 499 (24).
Heilsarmee 353 (18).
Heimarbeit 228 (11).
Wilhelm v. Humboldt 465 (23).
Italien 233 (12), 321 (16).
Japan 93 (5), 153 (8).
Kinematographie 143 (7), 478 (23).
Kleidung 73 (4), 126 (6).
Kriegerheimstätten 114 (6), 225 (11) 286 (14), 295 (15), 303 (15), 326 (16), 381 (19), 476 (23), 509 (24).
Kriegsbeschädigtenfürsorge 106 (5), 150 (7), 214 (11), 249 (13), 282 (14), 298 (15), 303 (15).
Kriegssanitätsordnung 21 (1), 474 (23).
Mürwiker Kaiserrede 21 (1), 254 (13).
Ostmark 135 (7), 340 (17).
Pädagogik 487 (24).
Rembrandt als Erzieher 299 (15).
Rußland 313 (16), 422 (21).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schutzverband gegen die Übergriffe der Abstinenzbewegung 180 (9).
Steuermaßnahmen 172 (9), 211 (10), 215 (11), 499 (24).
Studentenschaft 185 (9).

Theaterreform 362 (18), 456 (23).

Vogelschutz 429 (21).
Volksbildung 8 (1).
Volksernährung 26 (1), 31 (1), 109 (5), 124 (6), 125 (6), 139 (7), 151 (7), 174 (9), 179 (9), 186 (9), 188 (9), 196 (10), 207 (10), 209 (11), 230 (11), 269 (13), 270 (13), 309 (15), 336 (17). 473 (23).
Volkshygiene 78 (4), 121 (6), 163 (8), 172 (9), 461 (23).

Wasserversorgung 158 (8), 308 (15).
Wehrkraft 163 (8), 199 (10).
Wohnungsreform 114 (6), 163 (8), 171 (9), 199 (10).

Vortrupp-Jugend.

Bachem, Dr. med.: Ihr werdet sein wie Gott, erkennend Gutes und Böses 49 (7).
Baumert, Paul: Fahnenweihe einer militärischen Jugendorganisation 39 (5).
Biederstedt, Rudolf: Unsre Feinde 18 (3). Deutsche Kriegspfingsten 44 (6).
Brockmann, L.: Es kann uns nichts geschehen 57 (8).

Claudius, Hermann: Danach 4 (1).

Deutscher Jugenddank 92 (12).
Dürbeck, Julius: Auf, zum Siege 10 (2). An die Vortruppjugend daheim 46 (6). Von der Erhaltung der Wandervogelarbeit 65 (9).

M. E.: Hindenburg 8 (1).
Ebhardt, Melanie: Achtung vor den Dingen 90 (12).

Fichte: Die Bestimmung des Menschen 89 (12).
Freideutsche Jugend 7 (1).

Gennerich, J. D.: Stark wie das Leben 35 (5).

Hammer, Walter: Wandervögel! 20 (3). Ernährungstorheiten 37 (5). Von den Verwaltern unsres Erbes 50 (7). Wandlungen in der Freideutschen Jugend 82 (11).
Haupt, Geh. Hofrat Prof. Dr. H.: Vaterländischer Studentendienst 83 (11).
Hoster, Erna: Denen, die auszogen 27 (4).

Ich hatt einen Kameraden 28 (4).

Johannsen, Sophie: An einen gefallenen Freund 41 (6).
Jürgensen, Jürgen: Das Zukünftige 2 (1).

Der Krieg und die Jugend 25 (4).

Langhann, Ehler: Erziehungsgemeinschaft und Tatgemeinschaft 73 (10).

Meyen, Albrecht: Lazarett-Erziehung 45 (6).
Meyer, August: Inneres Erleben 19 (3).
Michalitschek, Emma: Ein Mädchengruß aus der Sommerfrische 79 (10).

Paasche, Hans: Zur Einführung 1 (1).

Rädlein, Emil: Ein Aufsatz als Veranlassung zu einer Ferienreise 59 (8).

Schüler, Gustav: Das deutsche Herz 19 (3).
Strecker, Prof. Dr.: Ideen und Führerpersönlichkeiten 76 (10).

Unsre Jugend im Krieg 27 (4).

Vertrauen 33 (5).
Vortruppjugend: Seefahrt ist Not! 42 (6)
Vortruppjugend in Briefen 6 (1), 15 (2), 30 (4), 46 (6), 53 (7), 71 (9), 78 (10), 86 (11), 94 (12).
Die Vortruppjugend und die Kultur unsres Volkes 4 (1).
Vortrupp-Jugend Hamburg 55 (7).

Die Wandervögel im Kriegsdienst 93 (12).
Wehrt, Gustav: Wir und die Anderen 69 (9).
Weltkrieg, Jugend und Friede 67 (9).
Wie die Vortruppjugend denkt 5 (1).
Will, Karl: Wehrlogen 10 (2).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Der Vortrupp

4. Jahrgang Nr. 1 1. Januar 1915

Unsere Zukunft.

Anders begrüßen wir das neue Jahr diesmal als sonst.

Es sieht uns so ernst an und steht doch nicht vor uns als das dunkle Orakel, dem wir die Zunge lösen möchten, daß es unser Schicksal künde.

Wir fragen nicht ängstlich oder gar neugierig, was es uns bringen wird. Wir haben ja jede Kraft gespannt, um uns die Zukunft zu erringen. Wenn wir sie nicht erringen, niemand erringt sie für uns. Wir wissen es genau.

Und was sind wir denn, daß wir so fest an unsere Zukunft glauben? Wir sind ein Volk, das um seine Existenz ringt und bereit ist, dafür zu kämpfen bis zum letzten Hauch von Mann und Roß Wir sind ein Volk, das sich dessen bewußt ist, daß jedes Opfer an Gut und Blut schwere gute Saat für die Zukunft bedeutet. Wir sind ein Volk, das, selbst wenn es unterläge im Kampf der Waffen, von dem Glauben nicht ließe, daß ihm der Sieg werden muß. Unser Glaube ist unsere Kraft.

Unser Glaube an den Sieg unserer Waffen ist unerschüttert, und bei all den schweren Opfern, die wir bringen, ist eine gehobene Stimmung über unserem Volk.

Es ist die Siegesfreude, die uns trägt, aber mehr als das, ein starkes Gefühl dafür, daß die besten Kräfte unserer Seele angerufen werden, daß es eine heilige Zeit ist, in der unser Volk sich auf sich selbst besinnt.

Was wollen wir denn von der Zukunft, was wird sie aus uns machen?

Wir sind das Volk der allumfassenden Organisation. Nichts ist uns zu klein, nichts ist uns zu groß, es wird den Zwecken dienstbar gemacht, die wir verfolgen. Wir spüren den Gesetzen der Dinge nach und machen sie uns untertan. Wir fassen die Menschen zusammen zu gewaltiger Arbeitsleistung, indem wir jedem seinen besonderen Posten anweisen und so die größten Leistungen erzielen. Wir sind auch jetzt dadurch überlegen, daß wir Menschenmassen zu organisieren und wirksame Waffen zu erfinden wissen. Wir werden durch Organisation auch weitere Aufgaben lösen. Der Aufstieg

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

scheint uns sicher mit dieser Waffe geistiger Überlegenheit. Wir werden auch die Menschen selbst immer leistungsfähiger machen durch immer bessere Organisation des Erziehungswesens.

Wirklich? Kann man das alles geltend machen, und unsre Seele atmet dabei tief und frei? Meine Seele nicht; aber ich habe es so oft sagen hören in dieser Zeit, daß ich fast bange Andre fragen möchte: „Wirklich, empfindet Ihr das so? Ist Euch das genug, ist Euch das eine Sicherung, daß wir den Weg zur Höhe nicht verfehlen? Wo ist der Leitstern, dem wir folgen, daß wir sicher sein könnten, durch Organisation uns jeden Weg in die Zukunft zu bahnen?"

Ich muß doch wieder fragen.

Wer sind wir denn, daß wir so ruhig in die Zukunft schauen? Wir sind das Volk Luthers, das Volk Goethes, Schillers und Kants, wir sind das Volk, das ein Bismarck in den Sattel gehoben hat. Wir kommen nicht zur Ruhe über die Frage nach unsrer eignen Seele, wir können es nicht lassen, ehrfürchtig und mit großen Augen in die Wunder der Welt zu schauen, wir verlieren den Halt, wenn uns das innere Muß nicht leitet, wir schaffen nichts Großes, wenn nicht immer wieder der kühne Wagemut mit dem guten Gewissen einen Bund macht.

Und wenn wir das wirklich sind, wenn wir das sein wollen, dann wird das Ringen nicht aufhören, wenn der Sieg der Waffen unser ist. Dann wird es erst recht anfangen das Ringen um Lebensweite und Tiefe unsrer Seele; dann soll sie wieder auf dem Thron sitzen und unser Leben reich machen, weil sie sich verbündet mit dem, der im Verborgenen wohnt und doch das Verborgene kündet in dem bunten Spiel der Dinge, und dem wechselvollen Gang alles Geschehens. Dann wollen wir weiter organisieren, um dem Zwang und der Not des Lebens immer siegreicher zu begegnen, aber da ist unser Heiligtum, wo die Seele ihre eigene Welt baut und Fäden knüpft von Mensch zu Mensch in gegenseitigem Dienen und Verstehen. So kann unser Volk wieder reich werden an Menschen, denen das Leben mehr ist als Genuß, und stark werden in der Einigkeit der Brüder. Organisation kann vielleicht dem Menschen seinen Platz in der Welt anweisen, aber nur der Schöpferdrang der eigenen Seele wird ihn lehren, frei zu atmen, wo ihn das Leben hingestellt. Es gibt nur Allzuviele, die im Gedränge ersticken.

Um den Platz für unser Volk kämpfen wir, den man uns nicht gönnen will. Wir kämpfen aber gleichzeitig um den Platz für unser

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Leben, den wir uns selbst verbauten, als wir reich werden wollten an den Gütern des Erdballs. Wenige wurden es und hatten dann doch zu wenig zum Leben. Vielen Andern wurde das Leben aber so eng, daß sie seinen Sinn überhaupt nicht mehr verstanden und griffen nach dem, was keinen Lebenswert hat.

Man könnte nicht so zuversichtlich hoffen, daß unser Riesenkampf zugleich ein Kampf um höhere Lebenswerte sei, wenn nicht schon Tausende diesen Kampf vorher begonnen und das Ideal einer neuen deutschen Zukunft in ihren Herzen trügen.

Wenn sie sterben, dann sterben sie für dieses Deutschland ihrer Sehnsucht, und, die da leben, werden das Ideal aufnehmen und hochhalten wie eine Fahne, um die Viele dahinsinken, die aber nicht aus der Hand gegeben wird. Viele sterben, damit das deutsche Volk lebe.

Viele sterben, aber die Liebe, die sie sucht und nicht mehr findet, wird das Vaterland um so fester ans Herz schließen, für das sie starben.

Viele sterben, aber der Geist der Kameradschaft, der Zuversicht der stillen, oft heiteren Ruhe, mit der sie dem Tode ins Auge schauen, wird weiter leben in uns.

Viele sterben, und was sie ersehnten, wofür sie kämpften, was sie von der Zukunft hofften, das kann uns nicht wieder loslassen, wir müssen es erringen.

Wir hoffen auf Höchstes; wir hoffen, daß der Geistesschwung dieser Tage nicht erlahmt, nachdem in ungeheurer Spannung alles an den Sieg gesetzt und der Frieden errungen ist; wir hoffen, daß die Tiefen des Menschenherzens, die sich dem Ewigen erschlossen, nicht wieder versanden werden; wir hoffen, daß die Menschen, denen es ein großes Erlebnis wurde, sich als Brüder zu erkennen, nicht wieder in alten Hader zurückfallen; wir glauben an die Wiedergeburt unsres ganzen Lebens, daß es Kraft und Tiefe, Ehrfurcht und Liebe atme.

Wir glauben aber, daß das Ringen einsetzen muß um die einfachsten Lebensgrundlagen des Volks, den Boden unter den Füßen, das Heim, die Liebe zum Kinde, die Liebe zur Natur, die schlichte Lebensfreude. Es ist noch alles da, es bricht oft urgewaltig durch, aber es ist auch durch vielerlei bedroht, dem der Krieg schon erklärt war. Dieser Krieg muß weiter geführt, unablässig muß daran gearbeitet werden, daß das Leben unsres Volkes fest sich gründe und fröhlich sich entfalten kann. Wird das neue Jahr es bringen? Wir fragen nicht. Wir wissen, das neue Jahr will es von uns.

J. Schmidt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Augen, die was taugen!"

Ein paar Stunden war ich schon in der Stadt herumgelaufen und hatte Besorgungen gemacht. Müde und abgespannt trat ich in ein Kaffeehaus, um eine Tasse Schokolade zu trinken.

Die Gaststube war fast menschenleer, nur am Nebentische saß einer unsrer „Feldgrauen". Ich sah zu ihm hinüber. Obwohl er schon in den Dreißigern zu sein schien, hatte sein Gesicht noch etwas knabenhaft Weiches. Seine großen, dunklen Augen blickten träumerisch ins Leere.

Die Kellnerin, die mich bedient hatte, trat an den Nebentisch, lächelte den braven Krieger an und begann ein Gespräch mit ihm.

„Na, sind Sie auch verwundet worden?"

Er nickte. „Lungenschuß durch die linke Schulter."

„Ist es denn jetzt schon wieder besser?"

„Ja, seit drei Tagen ist die Wunde wieder heil."

„Nun, da können Sie ja noch von Glück sagen!"

Sein sinnender Blick streifte eine Sekunde lang das lachende, gesunde Gesicht der Kellnerin, tauchte dann wieder ins Leere, und mehr zu sich als zu der Kellnerin hörte ich ihn sagen: „Es war eine ganz merkwürdige Sache! — Wir marschierten auf der Chaussee entlang, mitten in Belgien. Vom Feinde war nicht viel zu merken, nur in der Ferne hörten wir Gewehrschüsse und Kanonendonner. Auf einmal flogen aus einer Deckung von links die ersten Kugeln über unsre Köpfe. Da lockert sich auf einmal mein Gurt und fällt zur Erde. Ich bücke mich mit der rechten Hand darnach, um ihn wieder aufzuheben. In demselben Augenblick, wie ich mich gerade bücke, fliegt mir eine Kugel in die linke Schulter. — Hätte ich mich nicht gebückt, wärs gewiß ein Herzschuß geworden, und — ich säße heute wahrscheinlich nicht geheilt hier — —"

Staunend hat die Kellnerin zugehört. „Nee, sowas aber auch! Was für ein Zufall! — Und gerade wie Sie sich bückten?"

Er nickte. Sie legte vertraulich ihren Arm auf seine Stuhllehne, blickte ihm schlau in die Augen und meinte: „Dann hätten Sie sich man noch ein bißchen m e h r bücken sollen, dann wären sie überhaupt nicht getroffen worden!"

Der Feldgraue hob wieder seinen versonnenen Blick zu ihr empor und antwortete langsam: „Dann hätt's meinen Hintermann wohl viel schwerer getroffen als mich."

„Himmel ja, das ist wohl möglich!" antwortete sie und seufzte gedankenvoll auf. Betroffen wandte sie sich ab.

Auch ich saß in Gedanken versunken und dachte dem Gehörten nach. Ein paar Verse aus einem halb vergessenen Liede fuhren mir plötzlich durch den Kopf:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Herr, gib Augen, die was taugen,
Rühre meine Augen an!
Denn das ist die größte Plage,
Wenn am Tage
Man das Licht nicht sehen kann."

Verraten uns nicht gerade in dieser schicksalsschweren Zeit tausend große und kleine Geschehnisse ihre tiefer liegenden Ursachen, und ahnen wir nicht heute auch da verborgene Zusammenhänge, wo unser Auge sonst nur Zufallswirkungen zu erkennen vermochte? — Wir haben Verstand und Sinne meist nur auf die Außenseite der Dinge eingestellt; wenn wir aber h i n t e r die Kulissen des Lebens zu schauen vermöchten, würden wir zweifellos auch eine Fülle ungeahnter Zusammenhänge erkennen, die uns die Welt des Alltags sowohl als auch die gewaltigen und folgenschweren Ereignisse im Leben der Völker in einem ganz neuen Lichte zeigen würden.

Es ist so furchtbar bequem, vom „Zufall" zu reden, und wir vergessen dabei so gern, daß „Zufall" nichts anderes ist als die Wirkung uns noch verborgener Ursachen und Zusammenhänge. Wenn wir aber die tiefer liegenden Ursachen des Geschehens unvollkommen oder garnicht zu erkennen vermögen, so folgt daraus noch nicht, daß sie nicht vorhanden sind.

Nur gelegentlich und nur für Sekunden lüftet sich uns einmal der dichte Schleier etwas, der die Schicksalsfäden gewöhnlich verhüllt. Solch kurze, lichtvolle Augenblicke aber wirken dann so überraschend, daß wir wie vor Offenbarungen zu stehen glauben; und unsere erstaunte Seele erkennt plötzlich Zusammenhänge, wo sie bisher kein Ineinandergreifen von Ereignissen und Beziehungen vermutete.

Doch da spreche ich von Dingen, von denen der vorzugsweise verstandesmäßig Lebende nichts wissen will. Nur wer auch mit dem Gemüte, mit vertrauender Seele sein persönliches Erleben liebend zu erfassen sucht, nur dem fallen solch blitzartige Erkenntnisse hin und wieder in den Schoß. Der Schleier würde sich freilich häufiger und höher heben, wenn unsre Augen mehr taugten. Sie berauschen sich an Farbe und Form und werden geblendet durch die Außenseite der Dinge und Ereignisse und schauen darum nicht die Kräfte, die nur in der Tiefe des Lebens wirken.

Vielleicht erleben wir es in der Todesstunde oder noch später einmal, daß unser Leben offen in all seinen Fäden und Beziehungen vor uns liegt und der Sinn unsres Schicksals sich klar enthüllt. Das müßte dann eine Erkenntnis werden, die um so erschütternder wirkt, je oberflächlicher und nüchterner und materieller unser Blick gerichtet war.

Wer in stillen Stunden den oft so wunderlich verschlungenen Wegen seines Schicksals nachdenkt und ernstlich nach dem Warum seiner Lebenswendungen forscht, der muß — wenn er nur ohne Voreingenommenheit prüft — wenigstens zu einer Ahnung kommen, daß eine tief verborgene

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Weisheit und Liebe und Fürsorge alle seine Wege begleitete. Und was wir Kurzsichtigen heute töricht Zufall nennen, das entpuppt sich oft schon nach wenigen Jahren als weisheitsvollste Absicht und von wohlberechneter, segensvoller Wirkung. — Dieser verborgenen Weisheit und Liebe und Fürsorge aber, die alles Leben lenkt und alles Sein regiert, sich bewußt unterordnen, heißt nicht nur das eigene Leben ungeahnt vertiefen und klarer durchschauen, es heißt auch dem Verständnis der gewaltigen Ereignisse draußen auf dem Welttheater ein gut Stück näher kommen.

Ach, daß wir heute mehr und mehr die Binde von unsern Augen zu reißen vermöchten, sodaß wir zu tieferem Schauen kommen und Lichtstrahlen aus einer höheren Welt in uns aufnehmen könnten!

Jeder muß aber wohl erst sein eignes, alltägliches Erleben in diesem höheren Lichte gesehen und begriffen haben, ehe er ein tieferes Verständnis auch für die großen Ereignisse der Gegenwart erhalten kann. —

Herr, gib Augen, die was taugen,
Rühre meine Augen an!
Denn das ist die größte Plage,
Wenn am Tage
Man das L i c h t nicht sehen kann!

Heinrich Scharrelmann.

Des Deutschen heiliger Krieg.

Eine große Erschütterung geht über die Erde. Sie ergreift alle Länder. Keines bleibt verschont. In solch engem Zusammenhang stehen heute die Völker. Ihre wirtschaftlichen Interessen sind voneinander abhängig geworden und sind aufeinander angewiesen. Aber noch streiten wir uns um den Futterplatz und halten dies für ein notwendiges Mittel der Selbsterhaltung. Es wird nicht immer so bleiben. Im Handelswettbewerb und im sozialen Verkehr wissen wir längst von einem andern Prinzip. Es heißt: gegenseitige Hilfsbereitschaft! In ihm liegen Selbsterhaltung und Nächstenhilfe nebeneinander. Die Geschichte Europas zeigt, daß im Verlauf der Jahrhunderte dies Prinzip mehr und mehr zu allgemeiner Anerkennung und Geltung kommt. Parallel zu dieser Entwicklung geht die der menschlichen Persönlichkeit. Die Bändigung der Horde unter den Willen des Führers zu gemeinsamen Zwecken steht am Anfang. Allmählich wird der den Vielen aufgezwungene Wille zum eigenen Willen des Einzelnen. So tritt er aus dem Zustand der Gebundenheit heraus und wird zum freien Menschen, der das will, was er soll. Und, was er soll, ist das Wohl Aller.

Die Politik beschränkt dies Wohl auf das Wohl der Volksgenossen. Außerhalb der Politik ist unserm sittlichen Bewußtsein solche Beschränkung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fremd geworden. Innerhalb der Politik besteht sie vielfach noch zu Recht. So finden wir in uns einen Widerstreit der Pflichten. Er hat uns Deutschen schon lange zu schaffen gemacht. Wir haben schon vor anderthalb Jahrhunderten eine Erhebung zur Idee allgemeiner Humanität erlebt. Man bezeichnet diese Periode gern als die Zeit eines weltfremden Kosmopolitismus. Der darin liegende Tadel ist nur zum Teil berechtigt. Wie alle nur negative Beurteilung übersieht auch diese die in die Zukunft führenden positiven Kräfte eines Gedankens der Weltverbrüderung. Und doch ist dies das Ziel unsrer bewußten Wesensbestimmung. Wir nennen uns ja ein christliches Europa und behaupten uns dadurch im tiefsten Grunde eins mit dem erhabenen Stifter unsrer Religion. Mit ihm aber begann etwas durchaus Neues, eine neue Periode der menschlichen Entwicklungsgeschichte, eine neue Erde. Auf der alle Menschen Kinder eines Vater-Gottes sind, alle von ihm geschaffen und so gewollt, wie sie sind. Daher jeder von göttlichem, unendlichem, unersetzlichem Wert. Und nun der Krieg?

Gott soll entscheiden, wem er in diesem Kriege den Sieg geben will. Wir schreiben ihm nicht vor, wessen Sache die gerechte ist, aber wir danken ihm und unsern Vorfahren, daß in uns und unsern Führern nichts ist, was in nationalem Interesse die Vernichtung eines andern Volkes will. Macht und Herrschaft und Ländererwerb sind nicht die maßgebenden Gesichtspunkte unsrer auswärtigen Politik. Die Grenzen unsres Landes und unsres Kolonialbesitzes sind nicht die Grenzen unsrer menschlichen Verantwortung. Kulturelle Verpflichtungen fordern von uns nicht die Ausrottung des Nachbars. Wir mußten durch andre erfahren, daß dieser Gedanke möglich sei. Denn in uns ist Etwas, was ihn ausschließt und unmöglich macht: „Liebe zum Ewigen in den Dingen". „Dem All im Einen liebend zugewandt."

Darum konnten wir diesen Krieg nicht wollen, konnten unsre Führer nicht seit Jahren alle Klugheit, Tüchtigkeit und Schlauheit verwenden, um ihn unvermeidlich zu machen. Weil sie Deutsche sind, arbeiteten Kaiser und Kanzler und Minister für Frieden und freundschaftliche Annäherung.

Ein Gefühl unendlicher Dankbarkeit trägt uns in dieser Zeit, wo wir das Schwert führen zum Schutz des uns gegebenen Lebens und zur Verteidigung der uns anvertrauten Menschen und Güter, daß wir dies wissen! Daß wir erfahren haben, die Kraft und der Wille in uns, die uns und unsre Führer handeln lassen, treiben uns unwillkürlich vorwärts zu dem Ziel, für das sich die Menschheit der neuen Erde entschieden hat. Wir halten das Ziel fest im Auge. Auch wir haben es noch nicht, aber wir glauben, daß wir bestimmt sind, einander zu helfen, wir glauben, daß unsre Interessen untrennbar verbunden sind mit den Lebensinteressen der Andern, wir glauben, daß unsre christliche Religion nicht nur eine Feiertagsstimmung, sondern unsres Wesens Inhalt ist. Wir wollen uns nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch ein äußeres Gesetz zur Menschlichkeit bändigen lassen, und wie Sklaven die lästigen Verpflichtungen abwerfen, wenn es uns paßt, weil wir meinen, ohne sie unserm Leben, unsrer Entwicklung, unsrer Kultur eine günstigere Wendung geben zu können. Wir glauben, daß dies Gesetz der Ausdruck unsres eigenen, innersten Willens ist!

Und so arbeiten und kämpfen wir für eine neue Kultur. Darauf gründet sich unsre Hoffnung, zu siegen. Was in uns lebt, was uns als Ziel unsres Strebens bewußt geworden ist, das ist das Ziel der Völker; was wir als die Aufgabe unsres Wirkens auf der Erde erkannt haben, das ist die Aufgabe der Völker: wir haben die ganze Entwicklung der Menschheit auf unsrer Seite. Wir kämpfen für die Verwirklichung ihres tiefsten Willens.

Wir sehen nun klar, um was es sich handelt in diesem Krieg: ob nationaler Egoismus, der nur seinen eigenen materiellen Vorteil kennt und die Vernichtung der Völker zur eigenen Wohlfahrt für notwendig und richtig hält, die nationalen Aufgaben bestimmen soll oder das Gefühl für soziale Verpflichtung und gegenseitige Hilfsbereitschaft, für deren Anerkennung und Ausbreitung Millionen vergangener Geschlechter seit Jahrhunderten gelebt und gelitten haben. Wenn Humanität das Ziel der Menschheitsentwicklung ist, dann muß das fallen und untergehen, was diesem Ziel entgegenwirkt. Dazu braucht unsre Erde diese große Erschütterung. Sie ist wie ein Fieber, das nur für die oberflächliche Betrachtung des Leidenden die Krankheit selbst ist. Für die tiefere Erkenntnis des Arztes ist es ein Heilungsprozeß der Natur, um das zu zerstören, was dem Organismus Schaden bringt, und aus tiefen unerschöpflichen Quellen neue Kräfte zur Leistung neuer Aufgaben wirksam zu machen.

So begreifen wir unsern deutschen Krieg als gewollt von der göttlichen Weisheit, wenn er uns auch zu Gewalt dem Nächsten, dem Mitmenschen gegenüber zwingt. Wer in dem Tempel, der der höchsten Hoffnung und Sehnsucht dienen soll, nur eine Börse und Handelszentrale sehen kann, der muß mit Geißelhieben herausgetrieben werden. Da kannte auch der Gottessohn kein anderes Mittel, das Gotteshaus zu reinigen und Krämerseelen zur Erkenntnis zu bringen. Es war heiliger Zorn im heiligen Krieg.

Otto Mensendieck.

Die allgemeine, gleiche und direkte Bildung in Deutschland.

Wie hoch die Bildung des deutschen Volkes steht, das zeigt gerade dieser Krieg mit aller Deutlichkeit. Dabei ist nicht gedacht an die Haltung des ganzen Volkes, nicht an die Spielpläne unsrer Theater und die Vortragsfolgen unsrer „vaterländischen Abende", auch nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

an die Summe von Bildung und Intelligenz, die in unsern verschiedenen Reformbestrebungen arbeitet, sondern recht eigentlich an den Mann des niederen Volkes. Die Feldpostbriefe unsrer Soldaten sind gut geschrieben. Doch weit über dies Formale hinaus: welch kluges Eingehen des einzelnen Soldaten auf die Absichten der Leitung. Mit welcher Freudigkeit begreifen die Leute, was sie zu tun haben. Alle Kräfte, die in Deutschland an der Volkserziehung welcher Art auch immer gearbeitet haben, dürfen stolz auf ihr Werk schauen.

Doch „das wenige verschwindet leicht dem Blick, der vorwärts sieht, wieviel noch übrig bleibt." An der Bildung anderer Völker, sowie der Volksbildung in unsrer Vergangenheit gemessen, ist die Bildung unsrer breiteren Schichten erfreulich hoch; aber noch recht gering ist sie im Vergleich mit der feinen, vielseitigen Ausgestaltung, die die Seele heute nach dem Stande unsrer Erkenntnisse erfahren kann. Es ist eine echt deutsche Idee, daß diese höchste seelische Ausbildung Allgemeingut werden soll. Wir sind mit ihr so vertraut geworden, daß wir es garnicht verstehen, wenn Widerspruch gegen sie erhoben wird. Freilich denen, die diese Idee als utopisch bezeichnen, brauchen wir nicht anders zu antworten als durch die Tat fortgesetzter Bildungsarbeit, die, wie wir hoffen, sie widerlegen wird. Ernster dagegen ist ein anderer Einwand, der gelegentlich von der aristokratischen Weltanschauung erhoben wird. Sie sagt, nicht nur mache man das Volk „begehrlich", das man über seinen niedern Stand hinaus bilde, sondern man mache es unglücklich, indem man es unzufrieden mache mit Zuständen, die doch unabänderlich seien. Dieser Einwand kann uns, die wir uns Freunde des Volkes nennen, wohl zu denken geben. Aber um ihm zu begegnen, braucht man sich mit den Vertretern der aristokratischen Weltanschauung nur über das ins Einverständnis zu setzen, was man unter Bildung will verstanden haben.

Bekannt ist die Begriffsbestimmung Paul de Lagardes: „Bildung ist die Fähigkeit, Unwesentliches vom Wesentlichen zu unterscheiden." Diese knappe Formulierung hat etwas Bestechendes, sie ist aber unrichtig, wie scharfe Formulierungen es immer sind. Diese hilft uns nur, wenn wir sie richtig anwenden. Der Lagardesche Satz sagt uns nicht, was Bildung eigentlich ist, sondern woran Bildung erkannt wird: an der Urteilsfähigkeit. Daß er alle Dinge richtig gegeneinander abwägt, daran erkennen wir den Gebildeten. Diese Fähigkeit ist bestenfalls eine Seite der Bildung, es ist eine praktische Seite. Lagarde hat die Unvollkommenheit seiner Begriffsbestimmung selber gefühlt und darum den Satz noch etwas erweitert; die Fortsetzung lautet: „... und dieses (das Wesentliche) ernst zu nehmen." Ganz klar ist der Nachsatz nicht; er soll wohl bedeuten, daß zu der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fähigkeit des Urteilens noch die Fähigkeit kommen muß, entsprechend zu handeln. Damit wird angedeutet, daß Bildung unzertrennlich ist vom Charakter, was Lagarde anderswo auch sehr deutlich ausgeführt hat.

Aber seine Begriffsbestimmung wird ganz wertlos für uns, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie verschieden die Ansichten sind über das, was als wesentlich gelten soll. Eine Rundfrage bei Gelehrten, Künstlern, Politikern und Männern des praktischen Lebens, das sehen wir voraus, würde ein schwer zu sichtendes Material bringen; versuchen wir daher, uns dem Begriff „wesentlich" auf der handfesten Krücke einer Formulierung, wie Lagarde sie zimmert, näher zu schwingen, indem wir sagen: wesentlich ist, was am besten den Zwecken dient, die den Gedankengang eines Einzelnen oder einer Gemeinschaft jeweilig beherrschen. Das genügt für den Hausgebrauch. Wenn wir uns etwas weiter hinauswagen wollen, so können wir sagen: wir nehmen in uns ein ganz bestimmtes Streben nach innerer Vollkommenheit wahr. Gegenüber dieser Vollkommenheit erscheinen alle andern Zwecke, die wir verfolgen könnten, als unwesentlich. Je deutlicher wir uns dieses Strebens bewußt werden, desto mehr geht uns auf, daß vielleicht nicht die Vollkommenheit, die wir nicht kennen, wohl aber dies Streben das einzig Wesentliche ist.

Daß die Vermehrung der Bildung im Volke zum Mißbrauch führe, ist eine ähnliche Halbwahrheit wie: daß den Arbeiter eine Steigerung seines Lohnes öfter ins Wirtshaus locke. Richtig ist, daß eine geringe Lohnerhöhung die Ausgaben für Alkohol und andere wertlose Genüsse im Arbeiterstande steigert, aber eine größere Erhöhung des Einkommens, wie die Erfahrung lehrt, zur Folge hat, daß diese Ausgaben schnell sinken, weil auf edlere Vergnügungen mehr verwendet werden kann. Ebenso kann wohl eine geringe Steigerung der Bildung den Menschen zu Irrtümern führen, ihn aus seinem Kreise herausschleudern und daher ihn unglücklich machen. Aber eine weitere Steigerung der Bildung bringt ihn wieder ins Reine mit sich und der Welt, lehrt ihn, „Unwesentliches vom Wesentlichen zu unterscheiden und dieses ernst zu nehmen". Den vermeintlichen Gefahren der Volksbildung würde man also am wirksamsten dadurch begegnen, daß man die Volksbildung noch eifriger als bisher betreibt.

Ein Wort über die Einheitsschule, von der Viele die allgemeine, gleiche und direkte Volksbildung erwarten. Man überschätzt im allgemeinen den Wert der Schule für die Bildung. Wenn man in einer Einheitsschule die langsam fortschreitenden Schüler von den schnell fortschreitenden sonderte und in eigne Klassen zusammentäte, so würde man die Erfahrung machen, daß in der Regel die rasch Fort-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geschrittenen den besitzenden oder doch in behaglichen Verhältnissen lebenden Ständen und die Andern den ärmeren Schichten angehören; das Endergebnis würde sein, daß sich die Einheitsschule wieder in verschiedene Anstalten für verschiedene Stände aufgelöst hätte und der heutige Zustand in Praxis wiederhergestellt wäre. Denn wie ein Schüler fortschreitet, hängt nicht von den wenigen Schulstunden, sondern von seiner häuslichen und sonstigen Umgebung ab. Wird er dort gefördert, so fällt ihm die Schule leicht, lebt er in engen Verhältnissen, so bleibt er zurück. Die Förderung geschieht bei den Kindern bemittelter Stände nun nicht etwa hauptsächlich durch größere Bildung ihrer Eltern; diese können unwissende Emporkömmlinge sein, sondern sie geschieht durch den weiteren Vorstellungskreis, den das Kind von klein auf dort zuhause hat. Wie wenig Anschauungsmaterial hat dagegen das arme Kind. Das Material zur Anschauung und Ideenverbindung, das die Unterrichtsgegenstände zu völligem Verarbeiten unbedingt brauchen, kann keine Schule geben. Die Ungleichheit der Bildungsanstalten ist an sich keine Ungerechtigkeit, sondern in ihr drückt sich die Ungerechtigkeit unserer sozialen Verhältnisse aus, wie sie nun einmal sind.

Indessen braucht man doch nicht auf den Gedanken an gleiche Volksbildung zu verzichten; ja, die Prüfung der Verhältnisse ergibt, daß ein beständiger Ausgleich stattfindet, der darin besteht, daß der Bildungsgrad der untern Schichten steigt und der der obern sinkt. Die der Volksbildung entgegenstehenden sozialen Verhältnisse halten wir angesichts der vielgestaltigen sozialen Arbeit, die in Zukunft sicher noch zunehmen wird, nicht für unabänderlich. Außerdem ist es klar, daß alle Bestrebungen, die wir unter dem Namen Lebensreform zusammenfassen, der Volksbildung einen günstigen Boden schaffen. Ferner beginnt bei den meisten Menschen die Empfänglichkeit für bildende Einflüsse erst dann, wenn der Schulzwang aufhört, und dann bietet sich der Jungmannschaft die Jugendbewegung in ihren mannigfachen Formen als eine geradezu ideale Hochschule an. Mehr und mehr treffen sich Studierte und Kinder des einfachen Volkes bei gemeinsamer sozialer Arbeit; dabei hat jeder für sich selber mehr Vorteil, als wenn man sie früher zusammen in eine Schule gesteckt hätte. Schließlich ist eine bildende Kraft zu erwähnen, die vielleicht die wichtigste und stärkste ist, die sich aber jeder Berechnung entzieht. Das ist die Eigenschaft der Seele, für die wir, wenn wir sie mit einem Worte benennen wollen, leider nur das scheußliche Fremdwort Intuition haben, die geheimnisvolle Kraft des Ahnens, das Schauen ohne Vermittlung von Schulmeister, Lehrbuch oder Erfahrung, die Fähigkeit, etwas zu wissen und auszuüben, was man nicht umständlich gepaukt hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auf dieser Fähigkeit zur Intuition, von der ein besonders hohes Maß der deutschen Seele zugesprochen wird, ruht vor allem die Hoffnung derer, die dem ganzen deutschen Volke wünschen, „Unwesentliches vom Wesentlichen unterscheiden" zu können. Im Grunde spielt sie die Hauptrolle bei allem Lernen. Unter „Bildung" begreift man ja längst nicht mehr das Vorhandensein bestimmter Kenntnisse. Man unterscheidet heute „Fachbildung" und „Allgemeinbildung". Fachbildung ist der Besitz von Kenntnissen, die nur einseitig zu verwerten sind, und so gewaltig ist heute die Menge des Stoffes in allen Wissenszweigen, daß der Fachgebildete neben der mühevollen und zeitraubenden Erwerbung seiner Fachkenntnisse selten noch nennenswerte Kenntnisse auf andern Gebieten sammeln kann. Damit hängt es auch zusammen, daß der andere Begriff „Allgemeinbildung" ganz schattenhaft geworden ist und heute nur noch den Wert eines Schlagwortes hat. Niemand vermöchte heute zu sagen, was eigentlich „Allgemeinbildung" ist. Daß vom humanistischen Betriebe nicht viel mit ins spätere geistige Leben hinübergenommen wird, ist oft gesagt worden; wie wenige aber auch von den Zöglingen anderer höherer und mittlerer Schulen können zum Beispiel das acht Jahre und länger getriebene Französisch wirklich sprechen! Die guten Ansätze zu tieferm Eindringen in alle Werke des Geistes, zum Verständnis Platos, Goethes und Shakespeares, werden durch die umfängliche Schulung für den Beruf und später die Ermüdungen der täglichen Arbeit unwirksam gemacht. Kommt es dann aber doch wieder zur Würdigung und zum Genuß solcher Werke, so geschieht das auf Wegen, die jedem einfachen Arbeiter ebenfalls offen stehen und von ihm auch begangen werden.

Wenn wir so die Stellung der obern Stände zur Kunst ins Auge fassen, so sind wir durchaus berechtigt, bei ihnen von einem Rückgang der Bildung zu sprechen. Der Unterschied der Bildung bei den hohen und niedern Ständen ist in der Tat nicht so bedeutend, wie man allgemein glaubt. Der Studierte, der Jurist, der Arzt, der Ingenieur hat sein Fachwissen vor dem einfachen Manne voraus; dies Fachwissen hat aber nur den Wert eines Arbeitsgeräts für ihn. Werte fürs Leben kann er ganz gewiß daraus schöpfen, aber nicht anders als der Arbeiter aus seiner Berufsarbeit auch. Die Unterschiede liegen anderswo: in einem Kodex bestimmter Bräuche und Regeln, in „Freimaurerhändedrücken", an denen sich die „Gebildeten" gegenseitig erkennen. Aber das sind Äußerlichkeiten, die ihre Bedeutung je mehr verlieren, je mehr die „Gebildeten" gebildet werden, das heißt, je mehr sie „Unwesentliches vom Wesentlichen unterscheiden", dieses ernst nehmen und jenes verlachen können. So bliebe als einziger Vorzug des „Gebildeten" vor dem „Ungebildeten" die größere

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gewandtheit im Gebrauch der Sprache, der aber auch sofort wieder zweifelhaft wird, wenn es sich darum handelt, Gedankengänge auszudrücken, die außerhalb des gewohnten Vorstellungskreises liegen, und das geschieht oft. In der Regel ist Hamlet oder Tristan dem täglichen Gedankengang eines viel beschäftigten Arztes ebenso fern wie dem des Arbeiters. Man kann einen Literaturvortrag, den man vor Arbeitern gehalten hat, ohne die geringste Änderung des Wortlautes vor einem besser vorgeschulten Publikum wiederholen und wird dort auf dieselbe Dankbarkeit treffen.

Daß sich das Volk nicht gewandt über Kunst und Literatur unterhält, daß es meist seinen Dialekt spricht und in seinen Gesprächen selten über höchst materielle Dinge hinausgeht, beweist keineswegs, daß es die in gebildeter Sprache geschriebenen Aufsätze und Dichtungen nicht verstünde und gern hörte. Man bemerkt gelegentlich Verständnis und Vorliebe für erlesene Dinge bei Leuten, denen man es nicht zugetraut hätte. In jedem Falle ist schweigendes Aufnehmen besser als Beschwatzen im Stile ästhetischer Tees oder Nachplappern der gerade geltenden Kritikermeinung, worüber die meisten „Gebildeten" ja doch nicht hinauskommen. Was kann man denn im Grunde zum Faust oder zum Parsifal viel sagen! Die Scheu des nicht von der Bildungsphilisterei angekränkelten einfachen Mannes, von solchen Dingen zu reden, die zum Feiertag des Lebens gehören, entspringt einem schönen Zartgefühl, demselben Zartgefühl, das es verbietet, von Gott oder von der Geliebten anders als verstohlen und zögernd zu reden.

Der Rückschlag in der Bildung der höhern Stände ist ein Glück für unsre Nation, denn er hilft mit, eine große gemeinsame Grundlage zu schaffen, von der aus ein neuer, gemeinsamer Aufstieg angetreten werden kann, der Deutschland zu den höchsten Höhen führen wird. Die Vortruppen des Volkes sind ein wenig zurückgegangen und haben angehalten, damit die Mehrheit nachkommen und damit der große geschlossene Vormarsch beginnen kann. Der geistige Zustand gegenüber der Kunst ist in Deutschland bei Hoch und Niedrig annähernd gleich geworden; die Art des Denkens und Fühlens in den verschiedenen Volksklassen ist im Wesentlichen einheitlich. Diese Rückbildung in den obern Schichten tritt im Laufe der deutschen Geschichte zum zweiten Male ein, und zum zweiten Male wird dadurch die Kluft geschlossen, die sich durch die verschiedenen Bildungselemente in der Nation aufgetan hatte. Das erste Mal geschah es nach dem Verfall der höfisch-ritterlichen Bildung und des Minnesanges um die Mitte und gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Der Minnesang war die Kunst der Gebildeten, an der das Volk nicht teilnehmen konnte; nun aber wurde nach dem Kraftloswerden der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Scholastik durch das Zurücksinken auch der obern Stände in den Gefühlskreis des Volkes wieder derselbe gemeinsame Boden für die Volkskunst geschaffen, der in den epischen Zeiten allen Völkern eigen ist. Da es von der Zeit an für alle Teile des Volkes wieder nur eine ungeteilte Art des Dichtens und Singens gab, so gab es auch wieder eine Volkskunst im eigentlichen Sinne: die Blütezeit des deutschen Volksliedes und Volksgesanges brach an, eine Blüte, die heute noch nicht wieder erreicht ist. In dieser Zeit hatte der Deutsche auch ein Nationaltheater, in rohen Anfängen, wie es nicht anders sein konnte: die geistlichen Mysterienspiele, und vor allem, in dieser Zeit reformierte Luther die Kirche, eine Tat, die mit all ihren aufbauenden Folgen nur in einem Volke möglich war, das vom ersten bis zum letzten Manne von dem gleichen Gefühl durchglüht war.

So haben sich auch im heutigen Deutschland die Volksgenossen nach einem langen Spaltungs- und Zersetzungsprozeß, der auf allen Feldern der nationalen Betätigung wirkte, schon seit geraumer Zeit, ohne es selber recht zu wissen, wieder auf einem gemeinsamen Boden zusammengefunden. Gerade die erbitterten Kämpfe der Parteien bewiesen das, denn die Kämpfe wurden ja mit geistigen Waffen geführt, und die Waffen waren auf allen Seiten gleichwertig. Mochten sie die gemeinsame Sprache, die sie alle so gut meisterten, auch vorläufig benutzen, um einander zu sagen, daß sie sich nicht liebten: sie verstanden einander doch, und aus allen ihren Äußerungen sprach dieselbe Empfindungsweise. Da kam der Krieg und erwies sich als der gewaltigste Volkserzieher: wie schnell hat nun das deutsche Volk gelernt, das Unwesentliche vom Wesentlichen zu scheiden; wie ist das Unwesentliche ringsum weit in alle Winde zerstoben und wie ernst nimmt das Volk nun das Wesentliche! Es ist, als hätten die guten Geister, die des Lebens der deutschen Nation walten, den Parteien ungeduldig die gegeneinander erhitzten Köpfe zusammengestoßen: Ihr könnt, Ihr sollt und Ihr müßt einander verstehen!

Zur Schaffung einer großen nationalen Kunst, an der der mächtigste Herr und der geringste Knecht freudig verstehend und genießend teilnehmen kann, bedarf es nicht nur gemeinsamer Denkart, sondern auch gemeinsamer großer Erlebnisse. Das wird uns nun mit diesem furchtbaren Kriege beschieden. Jetzt wollen wir nicht nur, jetzt können wir das Beste hoffen.

Jonny John.

Für deutsches Kulturbewußtsein.

In diesen Tagen der Erhebung und der Läuterung des Einzelnen und des Gesamtbewußtseins treten der Mahner viele auf den Plan, die die Ideale ihres besonderen Strebens verkünden, in der Hoffnung,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß die geöffneten Seelen die Keime künftigen Segens willig aufnehmen und hegen werden. An dem Aufgehen dieser Saat zu zweifeln, hieße an der inneren Wachstumsfähigkeit des deutschen Volkes verzweifeln. Wer aber gewohnt ist in geschichtlicher Forschung die Langsamkeit großer seelischer Volkswandlungen zu beobachten, der muß warnend hervortreten, damit nicht eines Tages, wenn das Leben wieder seinen friedlichen Gang gehen wird, enttäuschte Propheten scheltend die Anklage erheben, daß das deutsche Volk aus einer großen schweren Zeit ohne innerlichen Gewinn hervorgegangen ist. Verfolgt man nachdenklich die Reden und Schriften vieler ernster und bedeutender Männer, so muß man zu dem Ergebnis kommen, daß ihnen Enttäuschungen nicht erspart bleiben können. Denn sie erheben Anforderungen einer seelischen Erneuerung und einer umfassenden Persönlichkeitsentfaltung, wie sie in Jahrhunderten nur wenigen Auserwählten vergönnt waren. Wir möchten diese Mahner nicht missen; ihre Reden sind Bekenntnisse ihres eignen Ringens und zugleich Zeugen starker Schwingungen im Gesamtbewußtsein des Volkes. Ohne das Meer keine Wogen. Sie stärken die Mitstrebenden und geben Gleichgültigen einen Ansporn. Aber sie dürfen nicht erwarten, daß über Nacht ein ganzes Volk verfeinerter Griechen oder durchgeistigter Christen, geschweige denn jenes künftige Germanentum erstehe, welches in seinem Bewußtsein den Inhalt beider Kulturen trage.

Ist somit von den Mahnungen zu ernstester Einkehr nur die Erwartung auf neue Ansätze und langsame Weiterentwicklung gestattet, weil ein Überschreiten menschlichen Vermögens nicht verlangt werden darf, so gibt es doch eine Reihe von Forderungen ganz bestimmter einfacher Art, deren Erfüllung wir uns mit unbedingter Entschiedenheit auferlegen müssen. Diese Forderungen erstehen aus Tatsachen der allerjüngsten Vergangenheit, die uns Deutschen die Schamröte ins Gesicht treiben müssen. Aber nicht zur Kritik gewisser uns innewohnenden Schwächen dürfen sie heute führen; das mag vor dem Kriege notwendig gewesen sein. Jetzt, wo das ganze Volk ergreifend sich bewährt hat, in Opferwilligkeit und tiefem, sittlichem Ernst, ist es nur notwendig, die Tatsachen auszusprechen, ihnen ins Auge zu sehen und ihre Bitternis voll auszukosten. Sie werden dann weiter wirken, und daß sie uns als Prüfungen neben all dem andern Schweren des Krieges auferlegt sind, werden wir vielleicht als einen unserer Gewinne buchen dürfen.

Hat England durch seine Kriegserklärung nur diejenigen schmerzlich enttäuscht, die in den Sympathiekundgebungen gegen uns, wo sie überhaupt ernst gemeint waren, den ständigen Vorbehalt nicht heraushörten, daß eben England die Herrschaft der Welt unbeschränkt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

behalten müsse und daß alle Freundschaft aufhöre, wenn wir auch nur ein Zipfelchen davon beanspruchen, so hat es uns Allen ohne Ausnahme eine schmähliche Strafe schon bei der Kriegserklärung auferlegt. Ungewollt. Das deutsche Volk hat sie an sich selbst vollzogen. Ist es nicht die grausamste Schmähung, daß ein Goschen und ein Bunsen es waren, die in Berlin und Wien ihrem Muttervolke den Krieg erklärten. Abkömmlinge von Männern, die im deutschen Geistesleben eine hervorragende Rolle spielten, des ersten Verlegers Goethes und des feingeistigen Diplomaten, Gelehrten und Kunstkenners, wie ihn in solcher Vielseitigkeit und Gründlichkeit nur deutsches Geistesleben hervorzubringen vermag. Ihre Kinder sind schon Stock-Engländer, und ihre Urenkel werden von der klugen englischen Politik nach Wien und Berlin gesandt, weil man erwartete, daß sie dort als Männer deutscher Abkunft Sympathien und Beziehungen finden würden, die den Zwecken Englands dienlich sein konnten. Schon in dieser Erwartung liegt ein Hohn gegen das Deutschtum. Denn in andern Gemeinschaften wird der Abtrünnige als Verräter geächtet.

Man führt vielfach gegenüber solchen Abkehrungen vom eigenen Volkstum als Entschuldigungsgrund an, daß Deutschland infolge seiner Zerrissenheit und Schwäche nicht den genügend starken Halt vor Versuchungen eines fest geschlossenen Staatsverbandes bieten konnte. Diese Hinüberleitung des Problems auf allgemein politische Verhältnisse ist aber falsch. Das Polentum hat trotz der politischen Vernichtung stets die Kraft besessen, seine Kinder festzuhalten und mehr noch fremde Volksbestandteile sich einzuverleiben. Es handelt sich eben bei dieser Frage nicht um die äußere Festigkeit des politischen Körpers, sondern um die Kraft und Sicherheit des inneren völkischen Lebens. Wir sollen darin weiter gekommen sein. Vielleicht. Daß aber geborene und in Deutschland erzogene Deutsche den englischen Protest gegen die „verabscheuungswerten Greuel" der deutschen Heere unterzeichnen, zeugt nicht dafür. Herr Gutekunst, der Inhaber der Londoner Kunsthändlerfirma Colnaghi u. Obach, mag das Geschäft über den Anstand setzen, Herrn Otto Beit, den Diamantenkönig, können geschäftliche Gründe kaum bewegen. Wir möchten nur hoffen, daß die Engländer nach dem Frieden wieder zu ihrem Sauberkeitsgefühl sich zurückfinden und Leuten solchen Schlages mit der gebührenden Verachtung begegnen. Wir aber sollen aus diesen Geschehnissen ersehen, wieviel noch an der Aufrichtung eines sicheren deutschen Rasseninstinktes zu arbeiten ist.

Es soll kein Stein auf den Einzelnen geworfen werden, der aus zwingenden Gründen die deutsche Staatsangehörigkeit aufgibt und in einem fremden Staate als Bürger Aufnahme sucht. Er kann ein wirksamer Vorarbeiter der deutschen Wirtschaft und der deutschen Kultur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden. Er darf aber nicht innerlich von seinem Volke abfallen. Wir müssen dahinkommen, daß in Freud und Leid seine Seele fest und ohne Zweifel in Würde dem eignen Volke anhängt, und auch die des Sohnes und Enkels. Trotz aller Arbeit in diesem Sinne bleibt noch immer sehr viel zu tun; und es finden sich Widerstände gegen eine starke Nationalisierung des allgemeinen Bewußtseins gerade in Schichten, die infolge einer hervorragenden geistigen Ausrüstung von großer Gefährlichkeit sind. Ihre Gesinnung kann nicht als schlecht angesehen werden. Es sind Männer, die das Bedeutende und Schöne überall anerkennen, wo sie es finden, und insoweit sind sie Mitträger jener universellen deutschen Geistesmacht, von der man sagen darf, daß sie die gesamte Menschheitskultur aller Völker und aller Zeiten aufzubewahren imstande ist, selbst wenn alle ihre Denkmäler außerhalb Deutschlands vernichtet würden. Was ihnen aber fehlt, ist der sichere Instinkt dafür, daß das Fremde, das sie bewundern, wohl von uns aufgenommen, aber nicht Herr über uns werden darf. Diese Kreise sind das ernsteste Hindernis dafür, daß wir noch heute nicht den Ausspruch Lichtwarks auf dem ersten Kunsterziehungstage haben umstoßen können, in dem er den Mangel einer festen nationalen Grundlage unsrer Bildung feststellte. Dieser Mangel ist es, der es zu einer Massenerscheinung macht, daß Deutsche im Auslande taumeln und im fremden Volkstum Zuflucht suchen. Ja selbst, daß sie am Deutschtum zum Verräter werden. Hier ist die letzte Quelle jener beschämenden Tatsachen zu suchen, die in den Namen Goschen und Bunsen, Gutekunst und Beit zum Ausdruck kommen.

In jener schon erwähnten Rede weist Lichtwark ferner darauf hin, daß Engländer und Franzosen, und es seien auch die Italiener hinzugefügt, innig an das Schrifttum des eignen Volkes angeschlossen sind, während der Deutsche mindestens ebensoviel Anregung und Genuß von der Literatur — wir können einschalten — auch von der Kunst fremden Ursprungs wie von der des eignen Volkes empfängt. Auch diese Erscheinung ist heute noch nicht beseitigt. Fern sei es uns, einer Ausschließung fremder Geisteserzeugnisse höchsten Ranges aus unserm Bildungsbesitz das Wort zu reden. Es darf ihnen aber in unserm Leben nur die Rolle eines ergänzenden Hilfsmittels von beschränktem Anwendungsbereich gestattet werden, wenn nicht auch fernerhin die blasse Charakterlosigkeit und farblose Unbestimmtheit über der deutschen Gesamtbildung walten soll. Wir müssen nach dem Typus streben, der das Fremde zu erfassen und zu bewundern versteht, aber nie vergißt, daß die schönste vollentfaltete Blüte fremden Stammes für unser deutsches Volkstum auch nicht annähernd den Wert besitzt, wie der bescheidenste Grashalm, der auf unserm eigenen Boden gewachsen ist. Sind wir auf dem Wege dazu?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Antwort erteilt uns vielleicht eine Buchhändleranzeige über Julius Meier-Graefes Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst, ein Heft von 8 Seiten mit 8 Abbildungen. Von diesen Abbildungen sind sieben Wiedergaben französischer Bilder, und eine bringt ein Bild von Hodler. Weder die hervorragende Bedeutung der französischen Kunst des 19. Jahrhunderts, noch die künstlerische Kraft Hodlers zu bestreiten, wird je einem deutschen Sachverständigen einfallen; aber bietet denn die deutsche Kunst unserm Volke so wenig Interesse, daß sie in der Ankündigung eines deutschen Werkes über das 19. Jahrhundert ganz fortgelassen werden muß, um dafür Käufer zu werben? So ist es aber in der Tat, und auch hierfür müssen wir den Grund in der Unklarheit darüber erkennen, daß nur die eigne Kunst einem Volke von wirklichem Werte sein kann. Sie ist das Zeugnis des edelsten Strebens, und sie zu lieben, mag sie sein wie sie will, ist die einzige wirkungsvolle Mitarbeit, die der Schriftsteller und Liebhaber an dem weiteren Wachstum der künstlerischen Kräfte seines Volkes betätigen kann. Die Freude am Kunstwerk ohne diese innige Hingabe an das Wesen der eignen Blutsgemeinschaft mag Menschen zu feinen Genießern heranbilden, sie ermangelt aber der Fruchtbarkeit. Der bloße Ästhet hat darum eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem Snob, auch wenn er mit noch so überlegenem Lächeln die äußerste Feinheit des Urteils für sich in Anspruch nimmt. Diese Form der Persönlichkeitsaufgabe ist daher auch Völkern mit festgegründetem nationalen Rasseinstinkt völlig fremd. Ich habe viele Jahre lang Gelegenheit gehabt, mit englischen, französischen und italienischen Kunstkennern persönliche Beziehungen zu pflegen. Waren sie der alten Kunst fremder Völker, die ja ein allgemeiner Besitz geworden ist, mehr oder minder zugänglich, so richtete sich ihr Interesse für die Kunst der lebendigen Gegenwart mit Ausschließlichkeit den Schöpfungen des eigenen Volkes zu, durchaus nicht infolge bewußter Abschließung, sondern wegen der nationalen charaktervollen Ausprägung ihres Instinkts. Da wir diesen noch nicht besitzen, so müssen wir ihn uns anerziehen. Wie notwendig es ist, daß wir gegen unsre Veranlagung uns dazu durchringen, das haben uns in diesen Tagen der Erprobung zwei Künstler gezeigt, die wir in unser Haus gastlich aufgenommen haben, nud die uns dafür mit Beleidigungen gedankt haben.

Ferdinand Hodler, der Maler, und Jacques Dalcroze, der Tanzmeister, haben uns Deutsche Barbaren genannt und gegen die von uns angeblich begangenen Schandtaten Verwahrung eingelegt. Es hat sich darüber eine starke Erregung erhoben, und man hat diese beiden Schweizer der Undankbarkeit geziehen, denn wir Deutschen leben noch immer in der Verblendung, daß auch andere Völker

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dankbarkeit für eine Tugend halten. In der Tat haben beide ihren Ruhm und ihre wirtschaftliche Existenz in Deutschland erworben. Aber dafür sich verbunden zu halten, liegt ihnen fern. Und wir sollten uns die Vorwürfe darüber ersparen; der gerechte Zorn erscheint den Augen der nicht Betroffenen allzu leicht als enttäuschte Dummheit. Denn niemand hat uns darum ersucht, diese Leute groß zu machen; taten wir es, so geschah es auf eigne Gefahr. Wenn wir einer klaren Erfassung des Tatbestandes nicht ausweichen wollen, so müssen wir zugestehen, daß wir die Schuld tragen und uns bemühen, künftig die harte Lehre uns zunutze zu machen. Wenn wir Deutschen für die Aufgabe, unsre Erhebung vor hundert Jahren in einem Monumentalgemälde zu gestalten, einen Künstler aus dem Blute der Träger jenes gewaltigen Befreiungskampfes nicht hervorzubringen vermögen, sondern dazu den verwelschten Schweizer Hodler berufen, so räumen wir ihm eine so hohe Stellung über uns ein, daß er das Recht hat, zu richten, und auch das Recht, uns Barbaren zu schelten. Denn nur Barbaren waren es, die ihre höchsten künstlerischen Aufgaben Fremden überantworteten. Wir trauten es unsrer Kunst nicht zu, daß sie den Begeisterungssturm der preußischen Jugend, die erste Aussaat unsrer künftigen Größe, so zu gestalten vermochte, daß der Größe der Tat die Kraft der Form entspräche. Hodler hat uns in dem Bilde der Jenenser Universität diese Aufgabe gelöst, und wir haben sein Werk als eine befriedigende Sichtbarmachung unsrer nationalen Idee hingenommen.

Kann sein Bild jetzt noch diesen Wert für uns behalten? Das Werk ist von der Person des Künstlers nicht zu trennen, Mensch und Werk sind ein untrennbares Ganzes. Daß Hodler uns für fähig hält, aus Freude am Bösen die Kathedrale von Reims, das herrlichste Monument der mittelalterlichen Kunst, dem in Deutschland ein begeistertes Studium gewidmet wird, zu beschädigen, beweist, daß er dem deutschen Wesen völlig fremd gegenübersteht. So kann denn sein Werk für uns nur noch den rein künstlerischen Wert behalten, der symbolischen Macht ist es beraubt. Es von seinem Platze zu entfernen, was als die natürliche Folge dieser Wesenswandlung gelten muß, ist freilich von den Stiftern des Gemäldes verhindert worden. Sie haben juristisch das Recht auf ihrer Seite. Sorgen wir dafür, daß solche Möglichkeit nicht noch einmal eintritt.

Es darf nicht sein, daß wir unsre Festeshäuser mit erborgtem Glanze schmücken. Das ist einer Kulturnation unwürdig. Die fremde Kunst braucht uns deswegen nicht fern zu bleiben. Museen und Privatsammlungen mögen sie aufnehmen. Aber wo es sich darum handelt, in großen repräsentativen Schöpfungen unser künstlerisches Wollen und Können zusammenzufassen und der Nachwelt als unser bestes Vermächtnis zu hinterlassen, da muß das Mitwirken fremder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Künstler ausgeschlossen sein. Da müssen wir uns zu uns selbst bekennen, auch wenn wir kein Anrecht haben, auf unsre Leistung allzu stolz zu sein. Das sollte auch für uns eine selbstverständliche Anstandsregel sein, wie sie es bei allen andern Völkern ist.

Aber der Fall Hodler ist nur ein Abschnitt aus dem traurigen Buche von der haltlosen Unbewußtheit der deutschen Kunstpflege. Es gibt darin noch ärgere Kapitel; die handeln davon, daß junge Künstler mit Staatsmitteln ausgestattet werden, um sich von den Slowaken anregen zu lassen, und daß in einem deutschen Museum Erzeugnisse der Südseeinsulaner ausgestellt sind, nicht als Studiengegenstände der Völkerkunde, sondern in der ausgesprochenen Absicht, auf junge deutsche Künstler befruchtend einzuwirken.

Der Fall Jacques Dalcroze ist die Harlekinade des Falles Hodler, und darum noch viel bitterer. Ein französischer Schweizer hat den Einfall, daß eine bestimmte Art von rhythmischen Bewegungen den Körper schule und günstig auf den musikalischen Sinn einwirke. Dies System ist in vielen deutschen Mädchenschulen eingeführt worden und hat gute Ergebnisse gezeitigt. Es fand sich aber ein Deutscher, der darin mehr erblickte. Es gibt wohl nichts so Nebensächliches auf der Erde, wofür ein Deutscher nicht Enthusiasmus aufbrächte, vorausgesetzt, daß es etwas Fremdes sei. Er sah darin das längst ersehnte Mittel, dem deutschen Volke die Anmut zu schenken, und in einem weihevollen Festspielhause, einem neuen Bayreuth, sollte der Deutsche der Zukunft sich die Weihe der Grazien darbringen lassen. Wohlwollende Beurteiler haben die Leistungen der Hellerauer Festspiele als netten Dilettantismus sich gefallen lassen, aber es hat auch Leute gegeben, die die Weihe wirklich zu fühlen erklärten und Dalcroze den Ruhmeskranz eines deutschen Kulturförderers um die Stirn wanden. Ist es da ein Wunder, wenn das Tanzmeisterlein sich nun auf dem hohen Throne einrichtete und sich verpflichtet fühlte, gegen die deutsche Barbarei seinen Bannstrahl zu erlassen? Die Ohrfeige des genialen Malers ist eine gerechte Strafe, die des Harlekins ein befleckender Schimpf.

Dies sind die Tatbestände, nun die Forderung. Sie ist nicht neu, aber sie muß heute mit größter Dringlichkeit wiederholt werden. Wir wollen fremde Schöpfungen der Kunst und der Literatur nicht verkleinern, wir wollen sie uns auch nicht fernhalten. Aber sie dürfen uns das eigne Leben nicht überwuchern. Wir dürfen uns nicht gefangen nehmen lassen, wir müssen dem Fremden frei und unabhängig gegenüber stehen. Die Vielseitigkeit, das wohlwollende Verständnis, die wahllose Hingabe an alles auf der Welt und noch einiges Andre ist weiter nichts, als der Beweis für eine unentwickelte Persönlichkeit. Wir haben noch nicht lange Zeit gehabt, unsern Volkscharakter fest zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

machen; wir arbeiten uns auf vielen Wegen diesem Ziele langsam näher. Besinnen wir uns darauf, daß Alles vergeblich ist, wenn wir nicht im Reiche des Höchsten, in der Kunst und in der Literatur, wir selbst sein können. Was unsre Künstler und Dichter uns schufen, ist ein so herrliches, unermeßliches Erbe, was sie gestern und heute schaffen, ist so mannigfaltig und groß, daß es dem unersättlichsten Schönheitssucher das Leben voll ausfüllen kann. Nutzen wir es mit allen Kräften, machen wir es zu unserm festen allgemeinen Besitz, zur Grundlage unsres Bewußtseins. Das wird uns die rechte Entfernung den fremden Leistungen gegenüber schaffen: daß wir uns nicht besinnungslos von ihnen blenden lassen, daß auch die höchste Bewunderung dafür nicht die Unterwerfung hervorbringt. Unser nationaler Stolz, er ist wahrlich kein Bettlerstolz, wird dann allmählich das Urgefühl auch der breiten Masse werden, von dem aus seine Haltung fremdem Wesen und seinen Lockungen gegenüber sich richtig einstellen wird.

Erst dann sind wir reif, als die geistig führende Nation nicht nur gelten zu wollen, sondern anerkannt zu werden. „Ein Volk, das sich auf sich selbst konzentriert, wird dadurch unwillkürlich auch mächtig über andere." Nur Völker, die einen festen Stil ihres nationalen Lebens gefunden haben, konnten die Welt nach ihrem Bilde wandeln und damit fördern. Es waren die Griechen im Altertum, die Italiener der Renaissance, die Franzosen im 17. und 18. Jahrhundert, die Engländer im 19. Jahrhundert, wenn diese auch eher in der Zivilisation als in der Kultur maßgebend waren. Wir tragen die Überzeugung in uns, daß es in Zukunft die Deutschen sein werden. Machen wir uns stark für unsere Berufung.

Dr. Gotthardt.

Die Mürwiker Kaiserrede und die deutsche Kriegs-Sanitätsordnung im Urteil eines Alkoholfreundes.

Vor mir liegt ein Flugblatt, das mir von befreundeter Seite zugeschickt worden ist. Eins aus der Zahl jener, die ehrliche Sorge um unseres Vaterlandes Wohl in dieser schweren Zeit hinausgeschickt hat, zu lehren, zu warnen, die Gewissen wachzurütteln. An die deutschen Männer und Frauen richtet es sich, und sechs Antworten gibt es auf die an der Spitze stehende Frage: „Warum darf jetzt kein Alkohol getrunken werden*)?"

*) Deutsche Männer und Frauen! Herausgegeben vom Deutschen Bund abstinenter Frauen e. V., Dresden. Zu beziehen durch die Schatzmeisterin Frau Doris Heidemann, Leipzig, Königstr. 14. — Preise: 100 Stück 60 Pfg., 1000 Stück 4 Mk.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nicht der Inhalt dieses Blattes ist es, was mein Interesse in erster Linie gefangen nimmt, trotz der zwingenden Gewalt seiner Gedanken und trotz der selbstlosen Liebe zu unserm Volke, die aus jeder Zeile spricht. Die Randbemerkungen sind es vielmehr, in denen ein Alkoholfreund seine Ansichten ungeschminkt zum Ausdruck gebracht hat. Ein wunderliches Gemisch von bajuvarischer Derbheit und gutmütigem Stammtischhumor, von großer Belesenheit auf dem einen Gebiete, von völligem Versagen auf dem andern. Und dies ganze Gemisch schließt sich um einen wahren Rattenkönig von falschen Vorstellungen, von anerzogenen und selbst gebildeten Vorurteilen. Neben dem Flugblatt liegen zwei Briefe, die dasselbe Gepräge tragen. Nur daß hier das Furioso der Randbemerkungen nach dem unter Gebildeten heimischen Brauche zu einem — freilich etwas gekünstelten — Moderato abgetönt ist.

Ich habe nun keineswegs die Absicht, gegen die allen Alkoholgegnern wohlbekannten und schon oft bekämpften Scheingründe alkoholfreundlicher Weisheit nochmals zu Felde zu ziehen, weder öffentlich, noch in persönlichem Gedankenaustausch. Jenes würde kaum auf allgemeine Billigung rechnen können, dieses würde ich selbst dann nicht tun, wenn der Schreiber, der übrigens mit wohltuender Mannhaftigkeit mit seinem Namen für seine Ansichten eintritt, nicht selbst einer sachlichen Erörterung abgeneigt wäre. Denn es bedurfte für den Kundigen garnicht seiner ausdrücklichen Versicherung, um zu sehen, daß hier hoffnungslose Unbelehrbarkeit vorliegt.

Aber etwas anderes ist es, was mir die Feder in die Hand drückt: Die Art, wie sich der Schreiber mit der Mürwiker Kaiserrede und der vom Alkohol handelnden Ziffer 416 der deutschen Kriegs-Sanitätsordnung abfindet. Da sie geradezu typisch ist und zugleich ein Streiflicht auf die Buntfarbigkeit der Ablehnungsgründe wirft, so verwandle ich die im ersten Augenblicke doch geplante „letzte Antwort" in eine offene, die mir der Bedeutung der Frage besser zu entsprechen scheint. Hier ist sie.

Leipzig-Gohlis, d. 8. November 1914.

Sehr geehrter Herr!

Ihr Wunsch, eine weitere Behandlung des Gegenstandes als zwecklos einzustellen, begegnet sich mit dem meinen. Über das Materielle der Alkoholfrage würden wir uns ja doch niemals verständigen können. Das liegt an der Verschiedenartigkeit unserer geistigen Verfassung, überdies fehlen auf der einen Seite die vornehmsten Bedingungen für einen ersprießlichen Gedankenaustausch, die einfachsten Kenntnisse auf dem umstrittenen Gebiet, sowie das Verständnis für die Notwendigkeit, vor einer Urteilsbildung zunächst erst einmal diesen Mangel zu beseitigen. Wer eine tägliche Menge von drei Litern Bier noch unter dem allerdings recht bauschigen Mantel der Mäßigkeit durchschmuggeln zu können glaubt, wer auf der Liste der Siegesursachen von 70/71 auch dem Alkohol einen oberen Platz anweist

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und deshalb die Aufforderung des Flugblattes: „Überlaßt den Alkohol euren Feinden!" folgerichtig mit der Bemerkung versieht: „Nein, um Himmels willen das nicht! Er mag Wasser saufen, der Feind, wie das liebe Vieh!", der kann unmöglich für jemand Verständnis haben, der in solchen Ansichten eine verhängnisvolle Begriffsverwirrung sieht.

Sie werden natürlich darüber jubeln, daß in Rußland für die ganze Dauer des Kriegs über den Alkohol die Sperre verhängt worden ist, und daß nach den übereinstimmenden Berichten englischer und italienischer Berichterstatter auch im russischen Hauptquartier diese Maßregel streng durchgeführt wird, daß Kitchener seiner alkoholfeindlichen Vergangenheit die Treue gewahrt hat, und daß das in Frankreich zu Beginn des Kriegs erlassene Absinthverbot neuerdings zu einem Verbot aller geistigen Getränke, zunächst für Paris, erweitert worden ist. Ich dagegen betrachte alle diese Maßnahmen unsrer Feinde mit um so größerer Besorgnis, als ich daraus ersehe, daß sie aus den sich gegenseitig stützenden Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschungen und praktischen Erfahrungen in Krieg und Frieden gelernt und entschlossen die — wenn auch scheinbar harten — Folgerungen daraus gezogen haben, während bei uns dem verheißungsvollen Anfang, der mit der Alkoholfreiheit der prachtvoll verlaufenen Mobilmachung gemacht worden war, kein gleich verheißungsvoller Fortgang entsprochen hat, vielmehr Geschäftsinteressen im Bunde mit einem altväterischen Patriotismus eifrig am Werke sind, einen wahren Strom von „stärkenden" und „wärmenden" geistigen Getränken zu unsern wackern Truppen hinaus ins Feld und hinein in die Lazarette zu leiten. Was mich einigermaßen tröstet (Ihnen zum Leide sei's gesagt), ist, daß uns ein gütiges Geschick zu den siegverheißenden Faktoren, die wir als Trümpfe in der Hand halten, auch den einen Ausgleich schenkt, einerseits in dem mit Sicherheit anzunehmenden Ungehorsam eines großen Teils der Feinde gegenüber den Alkoholverboten ihrer Heeresleitungen, anderseits in der teils freiwilligen, teils oft notgedrungenen Enthaltsamkeit unserer Truppen*). An dem beschimpfenden Wahn, daß unsre Krieger zur Weckung und Erhöhung ihres Mutes vor dem Kampfe erst Alkohol zu sich nehmen müßten, sollten eigentlich trotz Ihrer Alkoholfreundlichkeit auch Sie nicht mehr festhalten. Ist doch alkoholische Tapferkeit nur eine vorübergehende Unterdrückung der Furchtgefühle durch Betäubung der sie vermittelnden Gehirnnerven, enthaltsame dagegen ihre dauernde Überwindung durch religiöse und sittliche Kräfte.

Ich könnte hier schließen, denn ich glaube, den Beweis für meine eingangs aufgestellte Behauptung erbracht zu haben. Aber ich gewinne es

---

*) Wenn die Blätter wahr berichten, haben sich sogar — ich bitte nicht zu erschrecken — viele Ihrer bayerischen Landsleute für die Dauer des Krieges zum Verzicht auf alkoholische Getränke entschlossen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht über mich, eher die Feder aus der Hand zu legen, als bis ich mein Befremden über die selbstherrliche Art, mit der Sie als wissenschaftlich gebildeter Mann unangenehme Tatsachen einfach beiseite schieben, zum Ausdruck gebracht habe.

Sie hatten die Frage des Flugblattes: „Warum darf jetzt kein Alkohol getrunken werden?" mit der Antwort versehen: „Weil unvernünftige Weiblein wie Männlein es so wollen," und das Juvenalische Kraftwort der herrischen Römerin gegenüber dem schüchternen Widerspruch des Herrn Gemahls: »Sit pro ratione voluntas«*) hatte Ihre kräftige Auslassung geschlossen.

Daraufhin waren Ihnen zwei neue Flugblätter zugesandt worden, deren Inhalt nicht von den „fanatischen" Alkoholgegnern herrührt, sich aber im Grunde mit deren Forderungen deckt: die Mürwiker Kaiserrede, die vor der Vergessenheit bewahrt und schon in Hunderttausenden von Sonderdrucken in Volk und Heer verbreitet zu haben, sich der Verein abstinenter Philologen zur Ehre anrechnet**), sowie das von demselben Verein herausgegebene Flugblatt: „Was sagt die deutsche Kriegs-Sanitätsordnung vom Alkohol?"***) Die etwas neugierige Frage, ob Sie auch diesen beiden Schriftstücken die »ratio« absprechen möchten, schien Ihnen offenbar wenig bequem, denn Sie gingen zunächst nur auf die Kaiserrede ein, und erst eine erneute Anfrage brachte das Fehlende.

Mit den Kaiserworten von Mürwik ist der Männerstolz vor Königsthronen, dieses vortreffliche Versteck für das Sammelsurium der verschiedenartigsten Beweggründe, nach dem ersten Schreck so ziemlich fertig geworden, und darum wundert es mich nicht, daß ich auch in Ihrer Antwort den guten, alten Bekannten wieder begegne. Gelegenheitsrede eines geistig und sittlich zweifellos hochstehenden, aber auch recht impulsiven Fürsten (mit Seitenblicken auf gewisse Geschehnisse, bei denen sich das Kraftgefühl des Genies in einer das Selbstgefühl der Andern peitschenden Form äußerte), und ungehörige Ausschlachtung der Rede durch ein Häuflein Fanatiker, das sind die Hauptstichworte aus den verschiedenen Abwehraufsätzen unsrer schätzbaren Gegner. Und dann stoße ich bei Ihnen noch auf das schöne Fremdwort „infallibel". Der Kaiser ist nicht infallibel. O nein, mein verehrter Herr Gegner, unfehlbar ist kein Mensch, das ist sicher. Aber ebenso sicher ist es, daß zu allen Zeiten Menschen aufgestanden sind, deren Blicke scharf durch die Nebel hindurchdrangen, die den Gesichtskreis der Menschen begrenzen. Freilich sind es nur Wenige, deren Verstand sich dem Unsinn der Mehrheit entgegenstemmt. Schillers

*) „Mein Wille genügt zur Begründung", wörtlich: „Statt der Vernunft gelte der Wille". Vortrupp.

**) Vgl. „Vortrupp" 1914, Nr. 19 (S. 596 f.).

***) Das Flugblatt ist in Nr. 21 des „Vortrupp" (S. 664) abgedruckt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sapieha sagt es mit Recht. Ob auch unser Kaiser zu den wenigen Großen gehört? Ich möchte es glauben, auf die Gefahr hin, daß Sie in mir einen der Männer von Byzanz sehen, deren Reden und Tun jedem Aufrechten ein Greuel ist. Denn ich denke zurück. Vor fast einem Vierteljahrhundert erlebte die Welt den Tausch „Helgoland—Sansibar", „Knopf" gegen „Hose", und dasselbe Jahrzehnt hörte die Warnung vor der gelben Gefahr: „Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!" Damals schalt oder spottete man, je nach Laune und Veranlagung. Beides hat man verlernt.

Und man wird noch mehr umlernen müssen. „Der nächste Krieg und die nächste Seeschlacht fordern gesunde Nerven von Ihnen. Durch Nerven wird er entschieden." Worte sind es von wuchtigem Ernst, die der eherne Griffel des Schicksals tagtäglich immer von neuem unterstreicht. Man sieht es, man hört es: und schon zieht ein Ahnen durch die Massen, daß die Entscheidung der Riesenkämpfe letzten Endes wirklich auf die Kraft der Nerven gestellt ist. Und endlich wird — des bin ich gewiß — die Zeit kommen, wo man auch die Prophetie des steingemeißelten Worts, das der nüchternsten Nation den Sieg zuspricht, in ihrer ganzen Tiefe erfassen und ihr den lange versagten Glauben schenken wird. Wo auch die Massen im Alkohol nicht mehr eine Ursache, sondern eine Hemmung für die Siege von ehedem sehen werden, wo sie klagen werden über die Hekatomben wertvoller Siegesopfer, die ein unseliger Irrglaube einem Moloch auf seinem blutbefleckten Altar gebracht hat.

Wir werden das beide nicht mehr erleben. Bei Ihnen würde ein Erleben auch nichts mehr ändern, dazu sind Ihre Gedankengleise zu tief gefurcht. Sie könnten die Botschaft tausendfach hören, immer würde Ihnen der Glaube fehlen. Das ist mir zur Gewißheit geworden, seitdem ich Ihr Urteil über das zweite Ihnen übersandte Flugblatt gelesen habe. Wollen Sie auch der Kriegs-Sanitätsordnung die »ratio« absprechen? So lautete die zweite Frage. Und Ihre Antwort? Sie ist keine Autorität, sondern nur „das Schallrohr, durch welches S. M. Wille ertönt". „Medizinische Wissenschaft? Glaube nicht daran."

Ja, wie ist mir denn? Die Mürwiker Rede eine Augenblickskundgebung von 1910, und die Kriegs-Sanitätsordnung von 1907 ein Schallrohr von S. M. Wille? Wie reimt sich das zusammen? Kann ich Sie besser widerlegen, als Sie sich selbst? Hätten Sie recht, dann könnten die Kaiserworte von Mürwik nur das Endergebnis eines längeren gedanklichen Entwicklungsganges sein. Sie sind es auch wirklich, wie ich in der 13. Vortruppflugschrift „Kaiser Wilhelms Stellung zum Alkohol" bewiesen habe. Nur daß die merkbaren Anfänge dieser Entwicklung nicht bis ins Jahr 1907 zurückführen.

Doch lassen wir diese Entgleisung Ihrer Gedanken. Weit weniger kann ich es fassen, daß Sie es fertig bringen, die deutsche Wissenschaft auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Stufe einer Dienerin herabzudrücken, die sich gefügig dem Willen des Mächtigen beugt. Gewiß, sie kann irren und hat auch schon oft geirrt. Aber sie ist ehrlich und selbständig, und niemand hat das Recht, ihr das zu bestreiten. Hier hat sie sicher nicht geirrt, denn sie geht Hand in Hand mit der Erfahrung. Zu Ihren Theorien und persönlichen Erlebnissen mögen freilich die Erfahrungssätze nicht passen, daß enthaltsame Soldaten den Kriegsstrapazen am besten widerstehen, und daß es gefährlich ist, sich bei Kälte auf die trügerische Wärmewirkung des Alkohols zu verlassen. Wenn Sie aber angesichts dieses Gegensatzes nicht wenigstens zum Zweifel an der Richtigkeit Ihres Urteils, sondern schlankweg zur Verneinung der medizinischen Wissenschaft kommen, so beweisen Sie damit nur, daß Sie das Musterbeispiel eines „Alkoholfanatikers" sind (deren es weit mehr gibt als „Abstinenzfanatiker", jene sonderbaren Schwärmer, die der unbequemen Ansicht sind, daß man seine von der Alkoholnot bedrohten Volksgenossen nur durch eine opferwillige Hilfsbereitschaft retten kann, d. h. nur durch das aus psychologischen Gründen einzig wirksame Mittel der freiwilligen persönlichen Enthaltsamkeit), Sie beweisen damit ferner, daß Sie, der Sie sich stolz einen freien Mann nennen, nichts weniger als frei sind, sondern der Sklave Ihrer Vorurteile und Neigungen.

Damit lassen Sie mich schließen. Offen und ehrlich habe ich mich über Ihren Standpunkt geäußert. Dazu berechtigte mich nicht nur Ihre eigne ungeschminkte Offenheit, sondern auch die Überzeugung, unsern gegensätzlichen Ansichten nur dadurch eine möglichst scharf umrissene Form geben zu können.

Hochachtungsvoll

Prof. Dr. R. Ponickau.

Was andre sagen

Der Naturarzt. (Schriftleiter: Dr. med. Fr. Schönenberger, Berlin und Oskar Mummert, Oranienburg.) 42. Jahrg. Nr. 12.

Zuckerausfuhr und Volksgesundheit. Von Wilh. Siegert.

„Das Ausfuhrverbot für Zucker ist bedauerlicherweise zum Teil außer Kraft gesetzt worden. Dieses Zugeständnis an die Zuckerinteressenten wird vor allem unserem widerwärtigsten Feinde zugute kommen. England bekommt billigen Zucker und kann — auf unsere Kosten — seiner Marmeladenindustrie weitere Gebiete erobern. Denn daß das englische Einfuhrverbot für Zucker nur ein Bluff ist, der die Wahrheit verdecken soll, daran zweifelt wohl niemand. Für die teilweise Aufhebung des Ausfuhrverbots war die Rücksichtnahme auf unsere rübenbauende Landwirtschaft und die Zuckerindustrie maßgebend. Und eine

solche Rücksichtnahme erscheint durchaus geboten. Nur sollte sie sich in anderer Weise äußern. Einen gangbaren Weg weist ein Erlaß des Landwirtschaftsministers: ausgiebige Verwendung der Melasse, d. h. des Rohzuckers, als Viehfutter. Leider wird dieses Viehfutter durch Denaturieren, d. h. durch chemische Zusätze verschlechtert, damit es nicht als Nahrungsmittel verwendet und so der staatlichen Verbrauchsabgabe entzogen werden kann. Und doch ist gerade der Rohzucker ein ausgezeichnetes Volksnahrungsmittel, das in weitestem Umfange Verwendung finden sollte. Dem weißen Zucker sind durch ein Reinigungsverfahren — Raffinerie — die lebenswichtigsten Stoffe, die sogenannten Nährsalze, wie Kalk, Natron, Eisen usw., entzogen worden. Er sieht infolgedessen zwar geschmackvoller aus als der gelbbraune Rohzucker, ist aber ein minderwertiges Nahrungsmittel. Dieselbe Sache wie mit dem Brot. Seit langer Zeit bemüht sich die Mühlindustrie, das Mehl möglichst fein und weiß zu machen; 0 tut's nicht mehr, es muß schon 000 sein! Und doch liegen gerade die lebenswichtigsten Bestandteile des Getreides unmittelbar unter der äußeren Schale, sind braun und unansehnlich und werden daher als Kleie zu Viehfutter benutzt, statt daß sie dazu verwendet werden, unserem Jungvolke starke Nerven, Knochen und Muskeln zu geben. Schwarzbrot und Rohzucker würden eine unerschöpfliche Kraftquelle für unser Volk bilden, zumal in der Kriegszeit, wo jede unvollkommene und unzweckmäßige Ausnützung der Nahrungsmittel unsere Widerstandskraft schwächt. Rohzucker hat außerdem den Vorteil, das Fett bis zu einem gewissen Grade zu ersetzen, ohne daß der Organismus Schaden leidet. Auch das ist wichtig, weil bei längerer Dauer des Krieges das Fett knapp werden dürfte. Der Geschmack des Rohzuckers ähnelt dem des Sirups; manchem wird seine Süße anfangs etwas zu kräftig erscheinen, doch gewöhnt man sich sehr bald daran. Da das Raffinieren beim Rohzucker fortfällt, so kann er trotz einer Verbrauchsabgabe wesentlich billiger geliefert werden als der weiße Zucker, und der Innenverbrauch dürfte in kurzer Zeit zu einer ungeahnten Höhe steigen. Damit aber wäre den Erzeugern wie den Verbrauchern und unserer Wehrkraft in gleichem Maße gedient.

Seitens der Staatsbehörden müßte alles geschehen, um diesem ausgezeichneten Volksnahrungsmittel in weitesten Kreisen Eingang zu verschaffen. Damit kämen wir dem Ziele, unser Vaterland hinsichtlich der Ernährung vom Auslande unabhängig zu machen, einen großen Schritt näher. Für den Rohzucker als Viehfutter aber müßte der Denaturierungszwang abgeschafft werden. Bei gutem Willen würde sich sicher ein Weg finden lassen, der den Ausfall aus der Verbrauchsabgabe wettmachte."

Echo der Gegenwart. (Aachen) Nr. 259 vom 4. November 1914.

Eingesandt*).

„Da allem Anscheine nach die Wolle rar werden wird, außerdem ja auch um Zuwendung getragener Wollsachen an das Rote Kreuz gebeten wird, wäre es da nicht angebracht, wenn die Liebesgaben zur Front führenden Autos auf dem Rückwege die verschlissenen Wollsachen, besonders die durchlöcherten Strümpfe, mit zur Heimat brächten? Wie viele Heimarbeiterinnen könnten sich durch Waschen und Ausbessern dieser Wollsachen ihr Brot verdienen. Ganz besonders die Strümpfe müßten der Heimat zugeführt werden, da die Beinlängen doch wieder angestrickt werden können. Selbst wenn die ausgebesserten Sachen nicht mehr brauchbar für unsere Truppen sein sollten, würden sie unsern Bedürftigen für den Winter hoch willkommen sein. Also bringt die durchlöcherten Wollsachen zurück aus Feindesland zum Segen der frierenden Armen im Heimatlande!"

*) Mit dem Abdruck des nachfolgenden Aufrufs entsprechen wir einem Wunsche, den schon mehrere unserer im Felde stehenden Freunde uns gegenüber geäußert haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rund um uns

† **Friedrich Jaskowski.** Ich habe ihn nie von Angesicht gesehen, aber ich kannte und liebte seine Arbeit, und die herrlichen Briefe, die er mir schrieb, sind mir nun ein doppelt kostbarer Besitz. Nun hat sich der liebe Freund, dessen Jugend schon solch edle Früchte trug, den Helden zugesellt, die ihr Leben hingeben für das Vaterland. Er fiel am 6. Dezember bei einem siegreichen Sturmangriff als Vizefeldwebel und Offiziersaspirant an der Spitze seiner Kompagnie. Er hätte in einem langen tätigen Leben seinem Volke reichste Dienste leisten können, aber was auch die Frucht seines rastlosen Strebens, seiner vornehmen Gesinnung, seines erstaunlich großen Wissens gewesen wären, sein Heldentod wiegt jede mögliche Leistung auf. „Größere Liebe hat kein Mensch, als daß er sein Leben läßt für seine Freunde."

Dem wahrhaft frommen, reichbegabten Menschen, dem lieben Freund gehört unser bleibender Dank für sein arbeitsvolles, fruchtbringendes Dasein wie für seinen frühen, ehrenvollen Tod.

Melanie Ebhardt.

Ein Feldpostbrief.

Lubraniec, Russ. Polen, d. ...

Mein lieber Freund! Sie fragen bei mir an, was Sie meinen im Feld stehenden Kameraden an Liebesgaben senden sollen. Nun sind zwar die Bedürfnisse des Einzelnen jeweils verschiedene, aber es lassen sich doch gewisse Grundlinien erkennen, die zweckmäßig beachtet werden.

Wenn Sie dem Krieger brauchbare Wollsachen senden wollen, so wählen Sie Unterhemden, Unterbeinkleider und vor allem gute gestrickte Wolljacken mit langen Ärmeln, die Brustschützer, Bauchschützer, Schulterschützer und Pulswärmer in sich vereinen. Auch Ohrenklappen und ganze Kopfkappen sind gut. Sorgen Sie auch für lange Wollstrümpfe und weiche Fußlappen, sowie für gute große Decken.

Sie meinen in ihrem Brief, daß alkoholische Getränke, insbesondere Rum und Arrak, bei keiner Sendung von Liebesgaben fehlen dürften, „denn", so schreiben Sie, „wie sollten unsere tapferen Krieger sonst den Aufenthalt in den feuchten Schützengräben aushalten?" Ihnen sind — wir haben uns ja oft genug darüber unterhalten — die Schäden des Alkoholgebrauchs genugsam bekannt. Sie selbst leben ja auch „mäßig" und wollen Ihre jetzige Ansicht von dem Wert alkoholischer Getränke damit begründen, daß außergewöhnliche Verhältnisse und Zustände auch außergewöhnliche Maßnahmen und damit weitgehende Zugeständnisse bedingen. Ich stimme Ihnen in dem letzten bei, komme damit aber zu der gerade entgegengesetzten Ansicht, daß im Felde der Alkoholgenuß unter allen Umständen vermieden werden muß. Der Feldzug bringt jedem Soldaten mancherlei körperliche Entbehrungen, die trotz der meist sichergestellten guten Ernährung Schwächungen im körperlichen Zustand zur Folge haben. Trotzdem darf aber die Spannkraft von Körper und Geist in keiner Sekunde herabgesetzt werden. Auch der einfachste Mann im Schützengraben, auf der Erkundung muß in jedem Augenblick seine volle, ungetrübte Entschlußfähigkeit besitzen, die ihm richtig zu handeln erlaubt. Glauben Sie, daß das ein durch unvermeidliche Entbehrungen geschwächter Organismus kann, der sich durch Grog und Arrak, durch Glühwein und Pfefferminz oder Kümmel „gestärkt" hat? Der Deutsche weiß, um was es sich für ihn in diesem Feldzug handelt, und er wird die Frage nach Sein oder Nichtsein, die ihn unmittelbar

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und mittelbar berührt, aus eigener sittlicher Kraft durch Taten beantworten, ohne sich durch die „paar unschädlichen Tropfen Rum im Tee" eine schönfärberische Brille aufsetzen zu lassen.

Glauben Sie nicht, lieber Freund, was Ihnen die am Verbrauch von Alkohol Interessierten erzählen, die in der Heimat am warmen Ofen sitzen, sondern lassen Sie sich von mir, der ich den Krieg in Belgien, Frankreich und jetzt in Rußland miterlebte und miterlebe, sagen, daß Tausende und Abertausende von Offizieren und Mannschaften auf dem Standpunkt stehen, dem unser allerhöchster Kriegsherr in seiner Mürwiker Rede an die jungen Führer zur See so überzeugend Ausdruck gegeben hat, Tausende, von Häseler und Deimling bis zum jüngsten Kriegsfreiwilligen.

Wenn Sie es also wirklich gut mit dem Heer und dem einzelnen Soldaten meinen, so senden Sie keinen Tropfen eines alkoholischen Getränkes in das Feld hinaus. Aber schicken Sie uns Äpfel, Nüsse aller Arten, getrocknete Bananen, Backpflaumen, Ringäpfel, Apfelsinen, Zitronen und vor allem Fruchtmus (Marmelade) jeder Art und Obstsäfte, beides am besten in kleinen Blechdosen oder Glasflaschen. Große Gemäße beschweren das Gepäck zu sehr. Legen Sie jeder Sendung von Obstsäften einen Hinweis darauf bei, daß man aus ihnen auch warme, wirklich wärmende Getränke herstellen kann. Und spenden Sie uns Kaffee (gemahlen), Tee und Kakao, verpackt in Säckchen oder kleinen Schachteln, Stückenzucker, und viel Schokolade. Manche lieben auch Fruchtzuckerchen (Bonbons).

Über Zigarren, Zigaretten und Pfeifentabak zu reden, ist müßig. Wer hier draußen glaubt, daß ihm der Tabak den Genuß von Alkohol erspart, dem verleide man die Pfeife, die brennende Zigarre nicht. Aber hüten Sie sich vor einer Überschätzung der anregenden Wirkung des Tabaks und damit vor einem Übermaß in der Spendung solcher Liebesgaben, sondern senden Sie uns lieber Konserven, Fleisch- und vor allem Gemüsekonserven, die es in zweckmäßiger Verpackung jetzt überall gibt. Sie bringen in die Feldkost auf diese Weise mit grünen Erbsen und Bohnen, mit Mohr- und weißen Rüben, mit den verschiedenen Kohlarten, mit Schwarzwurzeln und Spinat eine willkommene und dem Körper sehr zuträgliche Abwechslung hinein. Auch Würfel zur Herstellung von Fleisch- und Gemüsesuppen sind willkommen.

Es gibt noch viele andere leibliche Genüsse, die ich nicht alle aufzählen kann, die Sie auch selbst ausfindig machen werden. Aber einige Worte noch über geistige Genüsse, die der Feldsoldat ebenfalls nicht entbehren kann. Senden Sie Zeitungen, solche von anerkannter Bedeutung und auch die kleinen Blätter des Heimatsortes. Spenden Sie uns fortlaufend Zeitschriften, den Vortrupp, den Kunstwart und andere; sie gehen mit den Zeitungen von Hand zu Hand und erfreuen Viele. Und manch' gutes Samenkorn fällt auf guten Boden. Auch die verschiedenen kleinen handlichen Sammlungen von Kriegsliedern usw. sind willkommen, und gute Bücher in bequemen Abmessungen. In wievielen Tornistern macht wohl Goethe den Feldzug in Frankreich und in Rußland mit! Es gibt viele unter den Feldsoldaten, die ernstere geistige Kost nicht entbehren mögen. So hat ein mir eng befreundeter Offizier einen starken Band: „Moltkes Briefe an seine Braut und Gattin" bei sich im schmalen Leutnantskoffer. Er sagt, es wären Feierstunden in des Wortes schönster Bedeutung, wenn er das Buch in die Hand nehmen darf, um diesen oder jenen Brief zu lesen.

Um eins aber bitte ich Sie: Sorgen Sie dafür, daß die sog. Kriegsulkkarten und die Postkarten mit rührseligen Bildern nicht den Weg ins Feld finden. Sie wecken hier Scham und Entrüstung. Wir sind Deutsche und achten als solche den mannhaft kämpfenden Gegner. Und wir haben es im Osten und im Westen bei unserem blutigen Handwerk mit Feinden zu tun, die wir schwer niederringen müssen und denen wir oft die Anerkennung ihrer Tapferkeit nicht versagen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

können, mag die Wahl ihrer Kampfesmittel häufig eine noch so verdammenswerte sein. —

Wenn Sie Ihren Liebesgaben dann noch elektrische Taschenlampen, Elemente dazu, Lichte, Nadeln, Fäden, Knöpfe, Briefbogen, Feldpostkarten, Blei- und Tintenstifte usw. hinzufügen, wird die Freude des Empfängers eine besonders große sein.

Und nun zum Schluß eine Bitte. Als schönste Liebesgabe schenken Sie uns Ihr Vertrauen. Werden Sie in Ihren Briefen, die Sie uns schreiben, nicht ungeduldig, sondern lassen Sie uns merken, daß Sie unser in fester Siegeszuversicht gedenken. Seien Sie überzeugt, daß jeder Deutsche schon als Deutscher seine Pflicht tut.

Mit deutschem Gruß und Händedruck bin ich

Ihr

Karl Lüdemann, Leutnant d. R.

Zehn-Pfennig-Geschenke für die Verwundeten! Jeder mitfühlende Mensch möchte den umhergehenden Verwundeten gerne etwas Liebes erweisen. Soweit die Herrenwelt in Betracht kommt, wird der letzte Schluß ihrer Weisheit immer wieder die Zigarre sein, die zwar ein oft gern entgegengenommenes Geschenk ist, aber doch nicht verhindern kann, daß die Geber allmählich in den Ruf einer bedauerlichen Einseitigkeit geraten. Sollte es sich da nicht empfehlen, einen Versuch mit dem Buch in seiner billigsten Ausgabe für 10 Pfennige als Geschenk für die Verwundeten zu machen?

Da sind zunächst die kleinen handlichen Heftchen der Meyerschen Volksbibliothek, aus der folgende in Betracht kommen: Archenholz, Gemälde der preußischen Armee vor und in dem siebenjährigen Krieg. Chamisso, Peter Schlemihl. Droste-Hülshoff, Die Judenbuche; Bilder aus Westfalen. Einhard, Leben Kaiser Karls des Großen. Goethe, Egmont; Hermann und Dorothea. Heinemann, Goethes Leben und Werke. Körner, Leyer und Schwert; Erzählungen. Hans Meyer, Das deutsche Volkstum. Zimmer, Körners Leben und Werke. Zschokke, Abenteuer einer Neujahrsnacht; Das Goldmacherdorf.

Unter den Wiesbadener Volksbüchern gibt es gleichfalls mehrere für 10 Pfennige, so: Riehl, der Stadtpfeifer. Hansjacob, Valentin der Nagler. Jensen, Magister Thimoteus. Greinz, Das fünfte Rad. Ebner-Eschenbach, Der gute Mond. Stifter, Granit. Frapan, Altmodische Leute. Sohnrey, Der Hunnenkönig. Niese, Um die Weihnachtszeit. Lienhard, Der Pandurenstein. Stifter, Die drei Schmiede ihres Glücks. Ompteda, Der Major.

In der „Miniatur-Bibliothek" finden sich viele außerordentlich anregende, leicht faßlich geschriebene Heftchen aus den Gebieten der Erdbeschreibung, Geschichte, Sage, Naturwissenschaft, Rechtswissenschaft, Gesundheitslehre, Technik, Sprachwissenschaft und des Berufswesens in Einzeldarstellungen, die jeden „Feldgrauen" fesseln und gewiß auch ein wenig zum Nachdenken anregen werden.

Eine große Auswahl trefflicher Zehn-Pfennig-Schriften, die die Soldaten schon mehr an die Dinge heranbringen würden, welche die Kultur unseres Volkes und unseres Landes angehen, findet sich in den vom Dürerbund herausgegebenen Flugschriften, die sich äußerlich durch handliches Format, guten Druck und gutes Papier auszeichnen. Es mögen folgende genannt sein: Avenarius, Vom Schenken. Naumann, Geist im Hausgestühl. Henrici, Pflege des Heimatlichen im städtischen und ländlichen Bauwesen. Schwindrazheim, Dorfkunst. Von demselben, Schönheit der Kleinstadt. Lembke, Ländliche Volksschulen. Löns, Erhaltung der Tierwelt. Zobel, Der Hausgarten. Die Schriften des Dürerbundes setzen immerhin schon ein gewisses Verständnis für diese und jene Dinge voraus und würden sich als Geschenk für verwundete Lehrer, Beamte und Offiziere sehr empfehlen.

Eine besondere Bedeutung würden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

derartige Überreichungen gewinnen, wenn man ihnen eine Widmung beifügt, die die dankbare Gesinnung des Schenkers erkennen läßt. Die fortwährende Verschenkung von Zigarren bedeutet, ganz abgesehen von gesundheitlichen Bedenken, die dagegen sprechen, schließlich eine Gedankenlosigkeit, die man, ohne mehr ausgeben zu müssen, durch ein edleres und nützlicheres Geschenk ablösen kann, zumal es bekannt ist, daß unsere Krie er den lebhaften Wunsch nach Lesbarem haben. Die genannten Schriftchen dienen aber nicht nur den Verwundeten, sondern in ebenso guter Weise den Männern im Schützengraben und in den Wachtstuben zur willkommenen Anregung.

E. W. Trojan.

Kriegsflugblatt für Hausfrauen.

Was die deutsche Hausfrau heute wissen muß:

Unsere Feinde hoffen, uns aushungern zu können.

Sie rechnen damit, daß die in Friedenszeiten gewaltige Einfuhr von Weizenmehl, Reis, Hülsenfrüchten, Butter, Sahne, Schmalz, Eiern und anderen Lebensmitteln beinahe völlig aufgehört hat.

Sie hoffen, daß unsere Vorräte nicht bis zur nächsten Ernte ausreichen.

Diese reichen aber, wenn jede Hausfrau sich vor Vergeudung hütet und das Vorhandene restlos ausnutzt.

Was die deutsche Hausfrau heute tun muß:

Sie muß die Ernährung ihrer Familie der durch den Krieg geschaffenen Lage anpassen.

Sie muß das vorwiegend aus Weizenmehl hergestellte Weißbrot durch das nahrhaftere Kriegsbrot (Graubrot oder Schwarzbrot mit Zusatz von Kartoffelmehl) ersetzen. Alle Kuchen sollten ebenfalls mit Kartoffelmehlzusatz gebacken werden.

Sie muß Kartoffeln, Kohl und Wurzelgemüse, die durch Lagern an Nährwert verlieren oder leicht faulen, jetzt verwenden (Grünkohl ist noch nicht zu essen, sondern vorläufig auf der Wurzel stehen zu lassen) und die Hülsenfrüchte möglichst bis zum Frühjahr aufsparen.

Sie muß das nährwerterhaltende Kartoffeltrocknungsverfahren durch Verbrauch seiner Erzeugnisse (Kartoffelflocken, -Mehl, -Sago) fördern.

Sie muß den Fleischverbrauch einschränken und teilweise durch die ebenso nahrhaften Mehl- und Milchspeisen (hergestellt mit Magermilch) ersetzen; es ist wichtig, in Speisen und Getränken möglichst viel Zucker zu verwenden, um den anderweitigen Ausfall an Nährstoffen zu ersetzen. Die Zuckervorräte Deutschlands sind völlig ausreichend.

Sie muß als Brotauflage statt Butter und Schmalz vorwiegend Obstmarmelade verwenden.

Sie muß alle Küchenabfälle zur Ergänzung der knappen Viehfutterbestände sammeln.

Diese kurzen Hinweise zeigen, daß jede Hausfrau die Pflicht hat, sich jetzt bis ins Einzelne um ihre Küche zu bekümmern.

Auch wer nicht gezwungen ist, zu sparen, ist jetzt dazu verpflichtet, weil die vorhandenen Vorräte der Allgemeinheit gehören.

Die Besonnenheit im Verbrauch muß sich auch auf Feuerung und Beleuchtung erstrecken.

Wer Gas oder Elektrizität im Hause hat, muß das Petroleum denen überlassen, die ausschließlich darauf angewiesen sind, mit besonderer Rücksicht auf die Heimarbeiterinnen und die handwerklichen Kleinbetriebe.

Deutsche Hausfrauen, bedenkt: Es darf nicht geschehen, daß wir trotz siegreicher Waffen und großer Geldmittel durch Lebensmittelmangel zu einem ungünstigen Frieden gezwungen werden.

Es ist eure vaterländische Pflicht, an eurem Teil zum endgültigen Erfolge beizutragen, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

diese Pflicht ist kein Opfer, sondern ein heiliges Vorrecht im Dienst am Vaterland.

Hamburgische Kriegshilfe.

Eine traurige Notwendigkeit. Aus Bremen wurde am 17. Dezember das Folgende berichtet.

Eine sehr strenge Verordnung hat Oberst Lehmann hier erlassen; es heißt darin: „Da in der letzten Zeit, vor allem von den Verwundeten, grobe Verstöße gegen die Disziplin und Urlaubsüberschreitung infolge von Trunkenheit vorgekommen sind, die für die Betreffenden die schärfste Strafe zur Folge haben, so verbiete ich bis einschließlich 22. d. M. allen Verwundeten das Spazierengehen. Die in Privatwohnung befindlichen verwundeten Unteroffiziere und Mannschaften, die in Revierbehandlung in den Lazaretten sich befinden, haben sich nur zu den von den Ärzten befohlenen Zeiten in den Vormittagsstunden zum Revierdienst zu begeben. Des weiteren verbiete ich den Theaterbesuch, Spazierfahrten in Automobilen oder sonstigen Fuhrwerken, sowie Cafébesuch bei Familien oder in öffentlichen Lokalen. Desgleichen verbiete ich für sämtliche Lokale des Standortes bis einschließlich 22. Dezember, an Militärpersonen vom Sergeanten abwärts (einschließlich Urlauber) alkoholhaltige Getränke zu verschänken. Bei Zuwiderhandlungen werde ich gegen die betreffenden Lokale vorgehen."

Neue Bücher und Schriften

Voigt, Rosa: Die Dorfheldin. Volksschauspiel in drei Aufzügen. Mimir-Verlag, G. m. b. H. Stuttgart.

Classen, Walther: Zucht und Freiheit. Ein Wegweiser für die deutsche Jugendpflege. M. 2,80. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München.

Fischer, Aloys: Der Einheitsgedanke in der Schulorganisation. Brosch. M. 0,80. Eugen Diederichs Verlag. Jena.

Koller, Ludwig: Österreichische Kulturbilder aus dem Mittelalter. 46. Band der Geschichtlichen Jugend- und Volksbibliothek. Brosch. M. 1,20 eleg. geb. M. 1,70. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München-Regensburg.

Weller, K: Jungdeutschland als deutscher Soldat und französischer Fremdenlegionär. Brosch. M. 1,50; geb. M. 2,50. Otto Hillmann, Leipzig.

Kerp, Heinrich: Die Lebensschule. Zweites Heft: Heimatwurzeln. M. 1,60. Fr. Lintzsche Buchhandlung, Friedr. Val. Lintz, Trier.

Schnell, Dr. Heinrich: Ich und meine Jungens. Geh. M. 2,50; geb. M. 3,—. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlg. Theodor Weicher, Leipzig.

Göhl, Prof. Dr. G. H.: Esperanto. Eine Kulturforderung und ihre Erfüllung. Geh. M. 2,60; geb. M. 3,40. Quelle & Meyer, Leipzig.

Matthias, Prof. Dr. Theodor: Sprachleben und Sprachschäden. Geh. M. 5,50; geb. M. 6,50. Friederich Brandstetter, Leipzig.

Chinesische Volksmärchen. Übersetzt und eingeleitet von Richard Wilhelm. Kart. M 3.—; in Seide geb. M. 5,50. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Joel, Karl: Antibarbarus. Brosch. M. 3.—; geb. M 4,—. Eugen Diederichs Verlag. Jena.

Schreier, Olive: Die Frau und die Arbeit. Brosch. M. 3,—; geb. M. 4,20. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Heimatbuch für unser hamburgisches Wandergebiet. Herausgegeben von der Pädagogischen Vereinigung von 1905 in Hamburg. M. 3 50. C. Boysen, Hamburg.

Sturzenegger, C.: Henri Dunant. Sein Leben und sein Werk. Eine Jubiläumsschrift zum 50jähr. Bestande des internationalen Roten Kreuzes und der Genferconvention. M. 0,80. Art. Institut Orell Füßli, Zürich.

Fandler, Otto: Buntes Laub. Gedichte. Geh. M. 2,—; geb. M. 3,—. Bruno Volger, Leipzig.

Krauß, Karl: Ist Rauchen eine Lebenshemmung? M. 0 50. Jugendbund-Buchhandlung, Friedrichshagen bei Berlin.

Die Partei der Zukunft von einem Deutschen. Geh. M. 2,50; geb. M 3,— Dieterich'sche Verlagsbuchhandlg. Theodor Weicher. Leipzig.

Schnaß, Franz: Der Dramatiker Schiller. Brosch. M. 8,—; geb. M. 9,—. Ernst Wunderlich, Leipzig.

Schumann, Harry: Theodor Gottlieb von Hippel, der erste deutsche Vorkämpfer der Frauenbewegung. Sonderabdruck aus der Monatsschrift „Ethische Rundschau" Nr. 10. Berlin W 15. Düsseldorferstr. 23.

Schellenberg, Anna: „Die wirtschaftlichen Tatsachen" und die Ziele der Frauenbewegung. J. J. Lehmann's Verlag, München.

Simon, Ernst: Die staatliche Aufzucht unehelicher Kinder als Mittel zur Bekämpfung des Landarbeitermangels im deutschen Osten M 0,50. Deutscher Ostmarkenverein Hohensalza.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

4. Jahrgang Nr. 2 16. Januar 1915

An unsere Leser.

Ernster als je sind wir in das neue Jahr eingetreten. Wissen wir auch nicht, was es uns in seinem Laufe bringen wird, eins wußten wir am ersten Tage: Es bringt uns verdoppelte Aufgaben.

Wer schon die Hand am Werke hat, der muß nun auch seine Treue und seine Arbeit verdoppeln, soll nicht all das Kämpfen und Bluten und all das Siegen auch vergebens sein. Dem zukünftigen Deutschland gilt unsere Sorge und Liebe.

Weil wir ihm dienen wollen, haben wir uns aufs neue entschlossen, trotz allen Bedenken, trotz den vermehrten Opfern an Geld und Kraft, den „Vortrupp" durchzuhalten bis zum Frieden.

Nun muß zu dem festen Willen die Besonnenheit treten, da sich die Einnahmen in dieser Zeit stark vermindert haben und wir uns den veränderten Verhältnissen anpassen müssen. Mehr als je werden unsere Leser uns die Werbearbeit abnehmen müssen, damit auch jetzt unsere Gedanken in weiteste Kreise getragen werden. Auch darf keiner unserer Freunde sich daran stoßen, wenn wir den Umfang unserer Hefte zeitweilig verringern; ihr Inhalt wird darum nicht dürftiger, sondern nur noch geschlossener und durchdachter werden.

Unsere Mitarbeiter bitten wir, ihre Gedanken in immer knapperer Form niederzulegen, so wie es der herben und großen Zeit entspricht.

Wir wollen und können dem ringenden deutschen Volke ein Helfer sein in Krieg und Frieden. So helft dem, der euch hilft und bietet Treue um Treue.

Vortrupp.

Zivilisation, Kultur und Luxus nach dem Kriege.

Es ist eine wenig dankbare Tätigkeit, eine zukünftige Entwicklung vorauszusagen. Denn man ist nie sicher, ob man nicht eine der entscheidenden Voraussetzungen übersah und einer anderen übertriebene Bedeutung beilegte. Und doch hat man es manchmal nötig, sich ein klares — wenigstens ein möglichst klares — Bild von d e n Zuständen zu machen, die sich in der Zukunft formen werden, und die man in Betracht ziehen möchte, um sich über seinen weiteren Weg klar zu werden.

Gegenwärtig ist wieder ein solcher Zeitpunkt da. Fragen über Fragen türmen sich vor uns auf, für die wir noch keine gewisse Antwort haben. Und wenn wir auch glauben, an manchen Stellen des Landes, in das wir jetzt hineinschreiten, deutlichere Gebilde zu erkennen: in der Hauptsache liegt doch alles dunkel vor uns.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mit der Erörterung unserer politischen oder wirtschaftlichen Zukunft haben wir es hier nicht zu tun. Uns interessiert vor allem eins: was können wir von der zukünftigen deutschen Kulturentwicklung erwarten? Mit welchen Vorbedingungen dafür müssen wir rechnen? Eins ist gewiß klar. An der Bereitwilligkeit, diese Arbeit zu leisten und an der Fähigkeit, das Wollen auch in die Tat umzusetzen, daran ist kein Zweifel möglich.*) Aber wie steht es mit der zweiten Vorbedingung? Bietet die gegenwärtige Zeitlage überhaupt die Möglichkeit, Kulturarbeit ins Auge zu fassen? Wir meinen die wirtschaftliche Möglichkeit.

Denn darüber dürfen wir uns garnicht täuschen. Auch unter diesem Gesichtswinkel müssen wir einmal die Frage betrachten. Wir können nicht die Augen vor der Tatsache verschließen, daß auch zur Kulturarbeit Geld gehört, etwa zum Werben, Organisieren usw., und daß die Begeisterung allein doch nicht alles schafft. Nehmen wir einmal ein ganz kurzes Beispiel aus dem Leben des Einzelnen. Wir wissen, es ist eine feinere Art von Sonntagsfreude, mit offenen Augen durch das Land zu wandern, als mit immer wieder geöffneter Börse in großstädtischen Vergnügungslokalen zu hocken. Wenn es sich nun aber darum handelt, jeden Pfennig zurückzulegen, um die tägliche Nahrung zu beschaffen, dann sind beide Arten, den Sonntag zu verwenden, ausgeschlossen, und es kommt nicht in Betracht, daß die eine kultivierter ist, als die andere. Und was für den Einzelnen gilt, das gilt auch von der Nation. Auch für sie ist die bloße Existenz das Nächstliegende, wenn die Mittel knapp werden.

Die große Zukunftsfrage ist nun die: wird Deutschland in die neue Friedenszeit als ein reiches oder als ein armes Land eintreten? Und wir müssen uns eingestehen, daß — wir es einstweilen noch nicht wissen. Beides kann der Fall sein.

Auf Erfahrungen können wir uns nicht stützen, denn bisher gab es im Zeitalter der Weltwirtschaft noch keinen Krieg von solchem Umfange. Nur einige Theorien stehen uns zur Verfügung, und diese stimmen keineswegs überein. Da bleibt uns nur eins übrig: die beiden Hauptmöglichkeiten ins Auge zu fassen und uns zu fragen, was für Vorbedingungen für die weitere Kulturarbeit in beiden Fällen gegeben sind.

Also erster Fall: wir sind ein reiches Land. Handel und Wandel nimmt erstaunlichen Aufschwung. Immer mehr Geld strömt ins Land. Im weiteren Verlaufe kommt dies auch den Wissenschaften und den Künsten zugute. Nun wird für die Kulturbestrebungen, an denen

---

*) Über diese Frage sprachen wir kürzlich an dieser Stelle. Vgl. „Vortrupp" Jg. 3, Nr. 24 (15. Dez. 1914) Seite 731 ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bereits vor dem Kriege gearbeitet wurde, erneut geworben. Da ist es einfach eine taktische Frage des „Kulturkrieges"*), wie man es anzufangen hat, von den vorhandenen Mitteln die nötigen Mengen für diese Zwecke flüssig zu machen. Das würde deshalb nicht schwer sein, weil bereits jetzt alle Welt sich darüber einig ist, daß eine Wiederholung der wohlbekannten „Gründerjahre" nach dem Kriege 1870/71 unter allen Umständen verhindert werden muß.

In diesem ersten Falle liegen also die Verhältnisse einfach und klar. Wir brauchen keine Worte darüber zu verlieren. Nun aber die zweite Möglichkeit: wir sind ein verarmtes Land. Werden wir da nicht jedes Kulturstreben als einen Luxus bezeichnen und daher ablehnen müssen? Und zwar deshalb, weil wir zunächst erst einmal leben müssen und uns nicht darum kümmern können, ob dies Leben auch kultiviert ist?

Wir sind hier an einem entscheidenden Punkt unserer Betrachtung angekommen. Bisher konnten wir von den Kulturaufgaben reden, als ob es ganz klar und selbstverständlich wäre, was damit allein gemeint sein kann. Jetzt gilt es, schärfer zu sondern, um genau zu sehen, worum es sich handelt.

In der guten alten Zeit betrachtete man als Gegensatz zur Kultur einfach und einleuchtend die Barbarei. Wir haben es heute schwieriger. Neben die Barbarei ist die Zivilisation getreten, die mit der Kultur — so empfinden wir — mancherlei gemeinsam hat und doch im Gegensatz zu ihr steht. Viele Zeitgenossen werden es unerhört finden, Barbarei und Zivilisation in einem Atem zu nennen. Und doch wissen wir, daß das in den letzten Jahrzehnten nur allzu oft nötig war. Dabei denken wir etwa an eine neu angelegte Straße, deren unbedingt gradlinige Führung einen baumbestandenen Hügel im Stadtgebiet zerstörte oder ein schönes altes Bauwerk, das uns lieb war, über Gebühr beeinflußte.

Ferdinand Avenarius leitete den 27. Jahrgang seines Kunst- und Kulturwartes unmittelbar vor dem Meißnerfeste mit einer Betrachtung zum Thema: „Kultur und Zivilisation" ein, die er überschrieb: „Wohin?" Da bietet er uns die knappe und gut verwendbare Formel: „Kultur ist die Pflege unsrer Eigenschaften, Zivilisation ist die Pflege und Entwicklung unsrer Mittel." Es kommt stets darauf an, wie diese Mittel in ihrer technisch bewundernswerten Höhe uns selbst nützen oder schaden. „Ein Kulturschöpfer war Goethes alter Faust, der die Mittel der Zivilisation benutzte, damit auf freiem Grund ein freies Volk, umrungen von Gefahr, sich täglich das Leben erobere.

*) In der Sprache von Julius Langbehns „Rembrandt als Erzieher" würden wir vom „Kunstkrieg" reden können.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nicht aber waren es seine Werkmeister, und wären's die besten und nützlichsten Erfinder in der Technik gewesen, Land vom Meer zu gewinnen."

Wir wollen uns dieser Unterscheidung von Avenarius anschließen, um uns in dem Gewühl der Presseerörterungen zurechtzufinden, die ohne den Versuch einer Trennung beider sich über diese Frage auslassen. Da hat man z. B. vor dem Kriege oft behauptet, ein europäischer Krieg würde die europäische Kultur um fünfzig Jahre zurückwerfen. Aber wenn man die näheren Ausführungen zu diesem Gedanken las, dann erkannte man, daß dabei zuerst an die Güter der Zivilisation gedacht war, etwa an mangelnde Möglichkeit, die natürlichen Hilfskräfte der Länder diesseits und jenseits des Ozeans auszunützen, an Rückgang des Fremdenverkehrs in verschiedenen „Touristengebieten", an Verlangsamung des Fortschritts der inneren Kolonisation, an Verfall mancher Industrien usw. Das andere Gebiet wurde nur gestreift, wenn die Brachlegung der wissenschaftlichen Arbeit oder die mangelnden Aufträge für das Kunstgewerbe erwähnt wurden.

Aber selbst wenn all diese aufgezählten Schäden eintraten, weil wir verarmt sind — und das ist ja jetzt unsre Voraussetzung —, ist damit irgendetwas gegen das Weiterbestehen von Kultur bei uns gesagt? Nein, durchaus nicht. Sie als die Pflege unsrer Eigenschaften wird sich in engerem oder engstem Kreise auswirken müssen. Aber sie bleibt bestehen. Wenn einer sein Naturempfinden früher in den Bergen erging, so wird er jetzt die Einsamkeit nahe bei dem Wohnort im Tiefland aufsuchen. Denn der Ort ist ja für die Stärke und damit die seelische Wirksamkeit der Eindrücke belanglos. Wenn einer ein ihm liebes Buch nicht in einer künstlerischen Ausgabe anschaffen kann, muß er sich mit einer Reclamausgabe begnügen. Denn darüber sind wir uns doch heutzutage klar: die Pflege unserer seelischen Eigenschaften ist unabhängig von den äußeren Umständen. Vom Standpunkt des Snobismus (wie wir das so schön mit lateinisch-englisch-griechischer Bezeichnung nennen) sind wir weit entfernt, der nur denjenigen als einen kultivierten Menschen betrachtet, der möglichst viele Kunstschätze um sich herum aufhäuft und die erlesensten Tafelfreuden zu seinem weiteren ästhetischen Genuß als tägliches Brot nötig hat. Kultur ist unabhängig vom Luxus: dies gilt es, festzuhalten.

Für die Kultur als solche sind keine besonderen Geldaufwendungen nötig. Wohl aber kann die Kultur a r b e i t der Geldmittel nicht entbehren. Ein Beispiel. Auch nach dem Kriege werden Eheschließungen stattfinden, und die jungen Paare werden sich Hausstandseinrichtungen anschaffen. Und das werden sie tun, einerlei, ob es sich um Werkbundarbeit oder „Hausgreuel" handelt. Der erste Fall wäre kulti-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vierter und — billiger. Also: Kulturbetätigung erfordert keinen besonderen Aufwand, wohl aber Kulturarbeit, die darüber aufklärt, daß und warum z. B. in diesem Falle die Kitschfabrikation nicht zu unterstützen sei.

Das heißt mit anderen Worten: Leute, die bereits in kultiviertem Fahrwasser schwimmen, auf diese wird die Wandlung der Verhältnisse nach dem Kriege keinen Eindruck machen. Wohl aber wird es schwierig sein, den Kreis dieser Leute durch Werbung zu erweitern. Mit dieser Sachlage müssen wir rechnen.

Denn in der Tat: zunächst einmal müssen wir leben. Die Zivilisationsarbeit muß in der neuen Friedenszeit gefördert werden; sie ist ja zum Glück nicht grundsätzlich mit Barbarei gleichbedeutend. Als europäische Menschen können wir garnicht ohne sie auskommen. Freilich will uns scheinen, als seien manche Abstriche möglich. Z. B. haben wir die „taghelle" Beleuchtung unsrer Städte in der Kriegszeit als entbehrlich erkannt. Stets aber müßte es möglich sein, immer wieder den Zeitgenossen vorzuhalten, daß mit der Zivilisation allein die Aufgaben der Zukunft nicht gelöst werden.

Dies kann in der ersten Zeit höchstwahrscheinlich nur durch freiwillige Arbeit geleistet werden. Sie ist im Einzelfalle sehr fein und bedeutsam, aber für die Wirkung auf breite Massen — und nach dem Kriege müssen wir mit Massenwirkungen arbeiten! — nicht durchdringend genug. Hierzu wäre doch organisierte Arbeit nötig, und Organisation — darum kommen wir nicht herum — kostet Geld. So wird ein vorläufiger Zustand sich einstellen. Umfassende Kulturarbeit wird zunächst einen schwierigeren Stand haben als damals, auch dann, wenn man Kulturstreben nicht entfernt als Luxus betrachtet.

Aber — ein bedeutsames Aber! — die Vorbedingungen dafür werden nach dem Kriege auch völlig andre sein, als vorher. War es vor dem 1. August 1914 nötig, gegen eine hochentwickelte Amüsementsindustrie auf allen Gebieten anzukämpfen, die, mit großen Mitteln arbeitend, ihr Möglichstes tat, Seichtes und Geschmackloses zu verbreiten, so fällt das jetzt fort. Und mehr: die neue Kulturarbeit findet einen bedeutsamen Verbündeten — man erschrecke nicht! — an dem ehemaligen Luxus- und Amüsementstrieb. Wir meinen das so:

In zahlreichen Menschen, die bei der herrschenden Geldknappheit — das ist ja unsre Voraussetzung — nicht mehr als Abnehmer für die Erzeugnisse und Darbietungen jener Amüsementsindustrie in Betracht kommen, ist eine Leere entstanden, die ausgefüllt sein will. Der Trieb kann nicht mehr befriedigt werden, ist aber noch da. Was kann getan werden, um die Langeweile der Sonntage zu vertreiben? Versuchen wir, uns in die Seele eines solchen Menschen zu versetzen. Unterhaltungen genügen auf die Dauer nicht, denn der Gesprächs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stoff geht aus, da es schwierig wurde, etwas zu „erleben". Was soll er also anfangen? Lesen wäre vielleicht ein angenehmer Zeitvertreib, „da man doch nichts Besseres tun kann". Aber schließlich: woher die Bücher nehmen? Er hatte wohl früher einmal etwas von öffentlichen Bücherhallen gehört. Vielleicht kann man die jetzt einmal „aus Gründen der Billigkeit" versuchen. Und nun mag ihm eine ganz neue Welt erstehen, oder auch eine, die seit den Schultagen versunken war, damals, „als man noch Ideale und Illusionen hatte".

Zweifellos: es ist Amüsementsbedürfnis, das auf diesen Weg führt, es ist Luxustrieb, der in das graue Arbeitsleben der verarmten Zeit ein paar bunte Farbenflecke einfügen will und seine Nahrung aus Büchern zieht, da ihm die Stätten früherer „Lustigkeit" verschlossen sind. Aber dies „Schmökern" kann — es muß nicht stets — zu einem neuen Leben überleiten. Unbewußt hinterläßt der neue „Zeitvertreib" neue Interessen, etwa am Wandern oder dergleichen. Was ursprünglich einem Verzicht entsprang, dient zu neuer Freude und führt hin zu einem neuen „Amüsement, das den Vorzug hat, billiger zu sein". Diese Begründung ist ganz gewiß nicht schön, aber für solche Leute doch ermunternd. Menschen auf dieser Entwicklungsstufe sind einem kultivierten Lebensstil auf sonderbarem Wege viel näher gekommen, und persönliche Beeinflussung wird an ihnen sehr dankbare Schüler finden.

Man verstehe uns nicht falsch. Wir meinen nicht, daß man für die zukünftige Kulturentwicklung alles Heil von dieser Menschenklasse erwarten soll. Sie wird aber sicher auftreten und aus zahlreichen Menschen von naturgemäß sehr verschiedenem Wert sich zusammensetzen. Und sie wird einen sehr lebhaften Resonanzboden abgeben, der alle leisen Kulturschwingungen sofort verstärkt. Der umgewandelte Luxustrieb wird der Kulturarbeit entgegen kommen und dazu helfen, daß diese ihre neue Gefolgschaft — des alten Stammes ist sie ja sicher — nicht erst zu erkämpfen braucht, sondern von ihr schon erwartet wird. Wir brauchen also nicht zu befürchten, daß die Güter der Zivilisation die einzigen sind, die nach dem Kriege, wenn auch zuerst nur unbewußt, erstrebt werden. Und das ist eine freudige Voraussicht.

Wie auch die Dinge kommen mögen, eins ist sicher: Um die Kultur der Zukunft brauchen wir uns keine Sorge zu machen. Ihr kann keine Geldlage etwas anhaben. Und selbst wenn diese mißlich sein sollte, so erwächst gerade daraus ihr ein neuer Verbündeter. Das ist gut, denn es gibt viel, sehr viel zu tun, um die großen Hoffnungen, die wir für unsere Zukunft hegen, im Leben zu gestalten.

Wilhelm R. Richter.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Irrtum.

Wir wissen Vieles, ohne es zu wissen. Es liegt so tief auf dem Grunde unserer Seele, daß unser Nachdenken es fast nie erreicht. Nur bei großen seelischen Erschütterungen entsinnen wir uns unseres tiefsten geistigen Besitzes und müssen schmerzlich darob erstaunen, daß wir diesem Besten, was wir haben, so selten einen Einfluß auf unser alltägliches Leben gestatten. Täten wir es, wie viel unnötiges Leid, wie viel Unfriede, wie viel falsches Streben könnte vermieden werden!

Alle Religion gehört hierher, und alle Ruhe und Sicherheit, die wir uns auf Erden jemals erringen können, hat hier ihren Ursprung, — auch alles irdische Glück. Nicht was wir haben, macht uns glücklich, nur was wir sind. Was wir nur haben, das wird uns nie wirklich zu eigen, und um im wahren Sinne des Wortes etwas besitzen zu können, dazu muß man zuerst etwas sein, denn nur mit den Kräften des Geistes erlangen wir ein Besitzerrecht und nicht von des Geldsacks Gnaden. Schließlich ist unser Besitz an Glück immer nur genau so groß wie unser Besitz an Eigenschaften, die zum Glücklichsein befähigen. Man kann es weder kaufen noch stehlen, und mit Macht und Reichtum hat es wenig oder nichts zu tun.

Das wissen nur wenige Menschen, und die es wissen, sind zu beneiden. Die es aber weder wissen, noch glauben wollen, die sind das Verderben der Welt!

Der Krieg, der jetzt mit allen Mächten der Vernichtung über die Lande geht, die alte Erde aufs neue mit Blut und Tränen tränkend, er wird wieder einmal geführt, weil das von Wenigen bewußt irregeleitete Glücksverlangen ganzer Völker eine gefährliche Wucht und Hochspannung erreicht hatte, die alle Dämme der Besonnenheit, der Gewissenhaftigkeit und Menschenliebe, alle Hemmungen sittlicher und religiöser Art in einer ungeheuren Katastrophe niederreißen und überfluten mußte. Nun tobt und brandet ein uferloses Meer von Gier und Selbstsucht gegen das letzte feste Bollwerk einer Volksgemeinschaft, die sich ihrer menschheitumfassenden Zukunftsaufgaben und ihrer ernsten Verantwortung selbst noch in diesem Sturm von Haß und Leidenschaft bewußt bleibt. Das Bollwerk wird halten; das deutsche Volk, das im Frieden und Einvernehmen mit seinen Nachbarn eine stets bessere Zukunft heraufführen wollte, wird es nun gegen ihren Willen tun. Mögen sie abseits bleiben und zuschauen. Vielleicht, daß sie doch noch etwas lernen.

Das Bollwerk wird halten gegen das Asien, das schon an den Grenzen Deutschlands, wo Europa endet, beginnt, wie gegen das entartete Europa des Westens; es wird halten gegen allen Neid des seine Rasse und Religion verratenden schlimmsten Feindes im Hinterhalt der wogengeschützten Insel. Deutschland wird siegen, — Gott mag wissen, nach welchen Opfern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Anstrengungen — und das sonderbare, mörderische Glück, das mit tausendfachem Blutvergießen, mit Jammer und Verwüstung erzwungen werden sollte, es wird den Völkern, die um seinen Besitz den Krieg entfesselten, nach einem Frieden der Erschöpfung ferner sein als je.

Eine bekannte englische Zeitschrift bringt allwöchentlich die Bilder gefallener Offiziere und schreibt darüber: „Sie starben für die Freiheit Europas." Dasselbe Blatt brachte eine Aufnahme gefallener deutscher Soldaten unter der Überschrift: „Die Ernte des deutschen Kaisers." Wir müssen uns ganz klar darüber sein, daß sich so und nicht anders in der öffentlichen Meinung Englands das weltgeschichtliche Geschehen dieser Kriegsmonate malt. Sie kämpfen und sterben nach ihrer Ansicht für die Erhaltung der Freiheit Europas, wir für den Ehrgeiz des einzigen Mannes, der an des Deutschen Reiches Spitze steht. Um der Gerechtigkeit willen, die auch in diesem Kampfe eine unserer unüberwindlichen Waffen ist, müssen wir es uns vor Augen halten, daß der einzelne englische Offizier und Soldat seine Pflicht zu tun vermeint. Der Söldner, den oft mehr die Not der Arbeitslosigkeit als die Tugend der Vaterlandsliebe zu den Waffen trieb, tut gegen Bezahlung schlecht und recht, was sein Beruf von ihm verlangt, und so tief uns auch sein Söldnertum zuwider ist, als menschlich und vornehm denkender Gegner müssen wir ihn achten, solange er selbst das Kriegsrecht achtet.

Auch der englische Offizier ist weder gebildet, noch einsichtig, noch gerecht genug, um zu erkennen, wo in diesem Kriege Schuld und Torheit liegen. Ihm fehlt die geschichtliche Übersicht, die ihn befähigen würde, zu erkennen, daß die Freiheit Europas in den Händen Rußlands und der sich an diesen Staat wegwerfenden Völker schlecht aufgehoben ist. Sie besitzen auch die Voraussicht nicht, die bei uns jeder halbwegs urteilsfähige Beobachter der europäischen Entwicklung hat, daß nämlich ein gemeinsamer englisch-russischer Sieg England sehr bald in die üble Lage versetzen würde, nicht die Freiheit Europas — an der ihm letzten Endes sehr wenig gelegen ist —, sondern seine eigene Herrschaft an seinen verwundbarsten Grenzen mit den Waffen gegen den ehemaligen Bundesgenossen verteidigen zu müssen. Man denke nur an den Zugang zum Mittelmeer, den der Brite seinem russischen Helfershelfer niemals gönnen würde; man denke an Rußlands Sehnsucht nach einem eisfreien Hafen an der Nordsee!

Der britische Söldner kämpft unter ständiger eigener Lebensgefahr im guten Glauben, daß es um die Freiheit, die Macht und, nicht zu vergessen, den alten Reichtum seines Vaterlandes geht. Daß er für diese Güter bluten und sterben will, das ist sein gutes Recht. Ihn und seine mit ihm in Tod und Gefahr stehenden Führer spricht ihre Verblendung von der zermalmenden Schuld frei, diesen Krieg mit genauer Kenntnis seiner Zwecke und Ziele mutwillig herbeigeführt zu haben. Es gibt nur wenige

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Männer in England und den ihm verbündeten Ländern, die gewußt haben, wofür ihre Völker bluten sollten. Auf ihnen liegt die weltgeschichtliche Verantwortung. Und unter ihnen wird schon in dieser Stunde keiner mehr sein, der „seines kleinen Krieges" noch wirklich froh werden kann.

Die schwere Mitschuld der Heere und Völker liegt auf einem anderen Gebiet. Sie haben sich den Begriff der Freiheit fälschen lassen, und nur zu willig, weil die der edlen Freiheit untergeschobene neue Bedeutung ihren eigenen Wünschen und Neigungen völlig entsprach. Sie wollten nicht die Freiheit, das Rechte zu tun, sie wollten ungehindert und unbeengt mit wenig Anstrengung reich werden, den ererbten Besitz mühelos erhalten und vermehren. Deutschland, das hart und ehrlich arbeitende, stand ihnen im Wege. Daher der Haß, daher die Wut auf den „Friedensstörer". Noch der letzte, hungernde Bewohner von Stepnay, Eastend, Whitechapell teilte diesen Haß, schob sein Elend, das er den besitzenden Klassen des eigenen Volkes verdankt, nur zu gern auf den deutschen Wettbewerb. So auch erklärt sich der imperialistische Zug in der britischen Sozialdemokratie. Auch für den englischen Arbeiter bedeutet die Freiheit etwas anderes als für den deutschen Genossen, etwas Grundverschiedenes. Wo unser deutscher Arbeiter teilhaben will an unserer Kultur, am deutschen Wissen, an der deutschen Kunst — er neidet uns viel eher ein gutes Buch und die Zeit, es zu lesen, als ein weiches Bett —, da will der britische wie der wohlhabende Gentleman am Wochenende zu den Fußballspielen gehen, zu den Wettkämpfen auf allen Gebieten des Sports, die von Berufsspielern vor seinen Augen ausgefochten werden. Das ist seine Leidenschaft. Ein Land, dessen Wettbewerb ihm die Löhne verringert, sodaß er den Platz des Zuschauers nicht mehr erschwingen kann, ist sein natürlicher Todfeind. Er wird es als Söldner, wenn die Not ihn in Heer oder Flotte getrieben hat, bis aufs Messer bekämpfen um der Freiheit des Verdienens und Genießens willen.

Da liegt der furchtbare Irrtum, der diesen Krieg verschuldet hat. Wenn je ein Volk, so hat das englische sich dem Mammon verkauft und hat mit seiner Gier nach dem Golde, die schon das Blut der Buren, den Elendstod der Frauen und Kinder in Kitscheners Konzentrationslagern über sein Gewissen gebracht hat, die ihm verbündeten Völker wie mit einer Seuche angesteckt. Die aberwitzige Habgier der führenden Geister an der Themse, an der Seine wie an der Newa wird die drei Völker zugrunde richten. Sie haben das natürliche und berechtigte Glücksverlangen ihrer Volksgenossen zur Genußsucht und Habsucht herabgewürdigt, haben ihnen alle Wege zum wahren, schlichten Glück der Genügsamkeit und des Strebens nach Selbstveredlung verschüttet und verbaut, haben selbst Glauben und Christentum zum Geschäft erniedrigt. Schon Fontane sagte von den englischen Kreisen der äußeren Mission: „Sie sagen Christus und meinen Kattun." Die Fabrikanten von Manchester, die das Missionswerk unter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stützten, die wußten, daß jeder Pfennig, den sie hinausgaben, ihnen einen Schilling wiederbrachte. An den weißen Hemden der Schüler und Täuflinge, an denen der arglos wirkende Missionar sein Liebeswerk erfüllte, verdiente der Geldgeber, der ihn hinausgesandt hatte. Die Ausbreitung des Christentums ward zu einem einträglichen Geschäft für die Daheimgebliebenen.

Auch der Krieg mit all seinem Jammer ist dem daheimgebliebenen britischen Kaufmann ein Geschäft wie jedes andere, nur daß die deutschen Heere dafür sorgen, daß es dieses Mal ein schlechtes ist.

Es geht um die Freiheit Europas. England aber gehört so wenig zu Europa wie Rußland.

Wer genießen will, ist weder frei noch glücklich. Wer dem Irrtum verfällt, daß der Kampf um das rollende Gold der Sinn des Lebens sei, der wird am Ende seines Daseins mit verarmter Seele dastehen und sich gestehen müssen, daß er niemals froh war. Noch der letzte britische Söldner, der im Schützengraben verblutet, oder den ein sinkendes Schiff mit hinabreißt auf den Grund des Meeres, ist besser daran als Sir Edward Grey, der Völker angeln wollte wie Fische, oder der Marineminister Churchill, den ein rasend gewordener Ehrgeiz peitscht. Sie haben ihren Lohn dahin und mit ihnen die 25 000 Familien des Inselkönigreichs, die Macht und Reichtum in Händen halten und zu deren Schutz Volk und Vaterland zugrunde richten.

Uns Deutsche hat der Krieg zur rechten Zeit in eine harte Schule genommen. Wer von uns die englische Gesinnung der krassen Selbstsucht hegte, der steht heute tief erschrocken vor dem heraufdämmernden Weltgericht, das diese Gesinnung verdammt. Auch in ihm ist sie reif zum Untergang. Wir lernen aufs neue unter Qual und Gefahr und Tränen, daß ein Volk so wenig wie der einzelne Mensch lange Jahre des Wohllebens und der Sicherheit innerlich ungefährdet erträgt. Soweit wir uns vom Dienst des goldenen Kalbes lossagen, soweit sind wir der Zukunft würdig, die jetzt erkämpft wird. Soweit diese Zukunft der Arbeit geweiht sein wird, soweit wird sie der Opfer wert sein, die unseres Volkes Blüte ihr bringt.

Und es gibt nur ein einziges Glück, das dieser Zukunft und dieser Opfer Ziel sein darf, das Glück des heldenhaften Lebens. In ihm liegt Alles, was die Größe des deutschen Volkes ausmacht, seine Arbeit, seine Forschung, all seine Gründlichkeit, Redlichkeit und Geduld, seine soziale Gesinnung und Gerechtigkeitsliebe. Auch das Glücksverlangen des Einzelnen hat in dieser Zukunft Raum und Recht, denn es wird sich nicht auf Kosten des Nächsten die Stillung seines Begehrens erzwingen wollen, es wird seine Erfüllung in der Stählung des eigenen Willens suchen und finden.

Letzten Endes gewinnen wir diesen Krieg durch überlegene seelische Werte. Nicht unser Reichtum gibt den Ausschlag noch unsere Rüstung,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

noch weniger die Größe unserer Heere. Nicht die Kruppkanone mit den Riesengeschossen legte uns Belgien in den Staub, das tat der Ernst und die Gewissenhaftigkeit, die Treue des letzten Arbeiters, der Hand anlegte an dies Wunderwerk, das nur möglich wurde, weil der Wille zur Ordnung und planmäßigen, ausdauernden Arbeit dahinter stand. Seelische Werte schufen uns unsere Organisation, die das Kleinste wie das Größte bedachte und jeden Mann und jedes Ding an seine Stelle wies. Mit seelischen Werten allein werden wir uns in Krieg und Frieden als führendes Volk behaupten zum Segen Europas.

Melanie Ebhardt.

Rund um uns

† Pfarrer Dr. Gerhard Burk. Wir haben in dieser Kriegszeit fast vergessen, daß der Tod nicht nur draußen auf den Schlachtfeldern seine Ernte hält, sondern auch daheim — erwartet und unerwartet — an manche Türe pocht. Der ihm jetzt verfallen, hat das Soldatenkleid nicht getragen, und war doch ein Krieger, mutig, kampfesfroh, zäh, wie kaum ein zweiter. Noch im alten Jahre, am 30. Dezember, ist Gerhard Burk nach schwerer Krankheit gestorben, siebenunddreißigjährig.

Wie oft werden wir Streiter wider den Rauschtrank diesen tapferen und in seinem ganzen Wesen so folgerichtigen Menschen vermissen! Wie oft werden wir sagen: Da hätte Burk sein sollen!

Wir brauchen nicht zu verschweigen — es tut dem Wert und der Bedeutung des Wackeren keinen Abbruch —, daß Mancher unter den deutschen Alkoholgegnern gelegentlich Bedenken gegen die unerbittliche Beharrlichkeit und Schärfe hatte, mit der Burk jeden Kampf um die Nüchternheitssache durchzufechten pflegte. Aber es muß auch gesagt werden, daß das Vorbild, das er an Mut, Bekenntnistreue und Haß gegen das Schlechte gegeben, für die ganze Bewegung von unermeßlichem Werte gewesen ist.

In Wort und Schrift und Tat hat Burk Großes gewollt und geleistet. In scharfsinniger Rede tat es ihm nicht leicht einer gleich. Und das geschriebene Wort hatte dieselbe überzeugende Kraft. Was er an Samariterarbeit und liebevoller, vorbeugender Pflege getan, ist nur selten und zufällig einmal über den engen Kreis seiner Gemeinde, die ihm unendlich viel zu danken hat, hinausgedrungen.

Ein ganzer Mann ist von uns gegangen — lange, lange vor der Zeit. Wir werden ihn nicht vergessen.

Vortrupp.

Fichte, Machiavelli und der Krieg. Der Krieg von 1806 schreckte manchen deutschen Denker, noch mehr als der jetzige Krieg, aus schönen Konstruktionen und Träumen des ewigen Friedens auf. Auch Fichte gehörte zu ihnen. Er hatte bis dahin fest auf den Schultern Kants gestanden, und sein „Naturrecht" kannte den Krieg noch nicht anders wie als einen Mangel in den menschlichen Einrichtungen, der kraft der erwachten Vernunft bald aus der Welt werde ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schwinden müssen. Gerade was dieses Problem anbetrifft, war auch Kant über die Ideen der sonst so erfolgreich von ihm bekämpften Aufklärung nicht viel hinausgekommen. Fichte war berufen, diesen Fortschritt zu tun, den Kantschen „Kritizismus" durch eine Philosophie der Geschichte zu ergänzen. Die Kriegserlebnisse waren dabei seine Erzieher. Im Waffenlärm der Jahre 1806 und 1807 griff der Verfasser der „Wissenschaftslehre", der bis dahin nach seinen revolutionären Anfängen auf den Bahnen der Mystik ziemlich weltfern gedacht und gearbeitet hatte, zur Lektüre Machiavellis.

Eine merkwürdige Begegnung zwischen diesen beiden Geistern, dem abstraktesten unter den Mystikern und dem rücksichtslosesten unter den Realpolitikern, aber unendlich fruchtbar für den ersteren. Fichtes Schrift über Machiavelli läßt zum erstenmal die Erkenntnis aufleuchten, daß Macht zum Wesen des Staates gehöre, daß man die Moral des Staates nicht einfach gleich der Moral des Individuums setzen dürfe. Der Privatmann kann sich mit seinem gegebenen Besitz begnügen, weil er einen Richter weiß, der ihn darin beschützen wird. Der Staat hat keinen Richter über sich. Und wenn er nicht zunehmen will in seiner Interessesphäre, so wird er bald von Anderen überflügelt werden und im Verhältnis zu ihnen abnehmen. Dann kann auch jeden Augenblick die Gelegenheit kommen, wo ihm das abgenommen wird, was er vorher hatte. Keine Regierung kann sich damit entschuldigen, daß sie an Treu und Redlichkeit geglaubt und deshalb jede starke Rüstung unterlassen habe. Als Privatmann darf ein Fürst solch edlen Glauben haben, und sogar Leben und Eigentum damit aufs Spiel setzen. Als Fürst aber darf er seinen Staat nicht aufs Spiel setzen. Da gilt eine höhere sittliche Ordnung für ihn, deren materieller Inhalt enthalten ist in den Worten: „Glück und Ehre des Volkes ist das oberste Gesetz." Da nun einmal unter den Staaten kein Recht gilt, als das des Stärkeren, so hat jeder Staat die Pflicht, sich möglichst stark zu machen. Man fürchte auch nicht, daß solche Rüstungen ein Zeitalter fortwährender Kriege heraufbeschwören werde. Im Gegenteil wird das scharfe Schwert des Einen, das des Andern in der Scheide halten.

Liest man diese uns völlig modern anmutenden Gedankengänge Fichtes, so könnte man einen völligen Bruch mit seinen früheren ethisch begründeten Staatstheorieen vermuten. Aber Fichte kapituliert doch nicht einfach vor Machiavelli. Auch in der erwähnten Schrift bleibt die Kritik an der völligen Unmoral des Italieners nicht aus. Fichte bedauert ihn, daß ihm, seinen Zeitverhältnissen entsprechend, jede höhere Ansicht von Staat und Nation abgehe. Wo aber soll diese höhere Ansicht noch Raum haben, wenn nun einmal, wie Fichte selbst zugegeben hat, unter den Staaten doch nur das Recht des Stärkeren gilt, welches, genau genommen, doch eben überhaupt kein Recht mehr ist?

Zwei Jahre nach der Schrift über Machiavelli hielt Fichte seine „Reden an die deutsche Nation", und als der Freiheitskrieg ausbrach, schrieb er seine „Staatslehre", die mit dem Kapitel vom „Begriff des wahrhaften Krieges" beginnt. Da finden wir die Lösung des Konflikts zwischen Macht und Recht, soweit sie wenigstens menschenmöglich ist. An die Lösung dieser Aufgabe hat Fichte sein ganzes späteres Denken und Arbeiten gesetzt. Er hat gerade deshalb auch uns heute noch so viel zu sagen. In den „Reden" befaßt er sich nicht unmittelbar mit dem Kriege. Er will diesen nur vorbereiten. Vorbereitet werden muß er aber aus dem Geist. Da ist der erste Zusammenhang zwischen „Macht und Recht". Nur wo der rechte Geist in einem Volke lebendig ist, wird es die Kraft haben, sich die rechte Rüstung zu schaffen und von ihr den besten Gebrauch zu machen. So stellt Fichte ein großzügiges nationales Schulprogramm auf. Man erinnert sich unwillkürlich des bekannten Wortes, daß der deutsche Schulmeister die Schlacht von Königgrätz gewonnen habe. Und die Technik des jetzigen Krieges ist ja

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch ein Werk des Geistes und der Bildung.

Der andre Zusammenhang aber ist der zwischen der Macht und dem Glauben an den Weltberuf der Nation. Die Deutschen erscheinen in den Reden als das Urvolk, das allein unter den übrigen romanisierten Völkern noch imstande ist, die höchsten Ideale der Menschheit mit urwüchsiger Kraft zu verfolgen. So schließen die Reden mit dem berühmten Satz: „Es ist daher kein Ausweg, wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung." Solcher Glaube an die Berufenheit des eigenen Volkes rechtfertigt den Gebrauch der Macht zwar zunächst nur vor dem eigenen Gewissen. Aber aus solcher Gewissensüberzeugung haben von jeher alle siegreichen Vorkämpfer der Menschheit die stärkste Kraft geschöpft. Einen Richter darüber gibt es zwar auf Erden nicht. So müssen wir denn die letzte Entscheidung Gott anheimstellen. Neben dem Realpolitiker kommt der fromme Mystiker wieder zur Geltung. Wir Deutschen brauchen uns nicht etwa zu beugen vor dem Machtspruch schlitzäugiger Japaner über Tsingtau, oder den gewissenlosen Absichten weltaufhetzender englischer Krämer. Die innere Kraft des deutschen Idealismus, die wir auf unsrer Seite haben, weiht die Taten unsres Schwertes. Denn das ist der „Begriff des wahrhaften Krieges", daß ein Volk nicht nur seinen materiellen Besitz mit materieller Macht verteidigt, sondern daß es diese Macht in den Dienst einer Reichsgründung stellt in höherem Verstande. Zu dem politischen Reich, das nach außen hin stark, nach innen frei und gerecht organisiert sein soll, soll das religiöse Reich hinzukommen, das der ganzen Menschheit Segen und Frieden, Edelsinn und Liebe bringe. Jetzt können alle die alten Ideale auch im Bannkreise der Machtpolitik wieder lebendig werden. Das Volk, das Hüterin dieser Ideale ist, das darf nicht nur, sondern das soll sich alle Macht aneignen, die zur Führung und Erziehung des Menschengeschlechts nötig ist. So ist Fichte und Machiavelli ausgesöhnt, der Konflikt zwischen Macht und Recht gelöst, wenn auch nicht restlos in der Erkenntnis, so doch im religiösen Glauben.

Dr. Reinhard Strecker.

Helmolts Weltgeschichte. Wenn man bis zum Jahre des Weltkrieges noch daran hätte zweifeln können, ob sich überhaupt von einer einheitlichen Weltgeschichte reden lasse, so ist durch ihn deren Existenz und Berechtigung wohl endgültig offenbar geworden. Wir sehen Interessen, die alle Völker umflechten, und wir erleben Ereignisse, deren Folgen auf den entlegensten Inseln der einsamsten Ozeane nachhallen werden.

Uns Deutschen lag das weltgeschichtliche Interesse stets besonders nahe. Wo andere Nationen sich mehr oder weniger engherzig in dem Studium ihres eigenen Besitzes einkapselten, suchte man in Deutschland stets das eigene Erleben mit dem allgemeinen, das nationale mit dem universalen in philosophischer Durchdringung zu verknüpfen, das Eine aus dem Andern zu begreifen. Und wenn auch durch das Jahr des Weltkrieges hindurch die Arbeit an einer großzügig angelegten deutschen Weltgeschichte weiterschreitet, wenn diese Weltgeschichte sogar in die Sprache der uns feindlichen Völker, in die englische und russische übersetzt wird, so ist wohl auch das ein Beweis für die historische Leistungsfähigkeit gerade unsrer Nation, für die Ungerechtigkeit des Geredes von unserm Barbarentum, denn gerade das macht den Barbaren aus, daß er keine Geschichte kennt. Geschichte ist fortschreitende Kulturarbeit, fortschreitendes Aufbauen von Kultur. Nur wer an solchem Aufbauen Freude hat, kann auch die Liebe haben am Nachdenken und Nachprüfen dieses Aufbauens. Die hervorragenden Geschichtsforscher der Deutschen bedeuten die sicherste Widerlegung jenes töricht immer wiederholten Vorwurfs.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In drei Bänden liegt die neue Auflage der vielbesprochenen Weltgeschichte von Helmolt aus dem rühmlichst bekannten Bibliographischen Institut in Leipzig augenblicklich vor. Auf zehn Bände ist sie im ganzen berechnet. Von anerkannten Fachgelehrten ist sie in allen einzelnen Teilen bearbeitet. Ein Dokument deutscher Gründlichkeit, zugleich ein Dokument deutscher Gerechtigkeit. Denn Weltgeschichte kann nur schreiben, wer von dem ernsthaftesten Bestreben erfüllt ist, auch den andern Völkern gerecht zu werden.

Die Menschheit mußte erst eine gewisse Stufe der Reife erstiegen haben, ehe ihr überhaupt der Begriff der Geschichte aufging. Wenn wir im alten Testament die Weissagungen Daniels von den vier Weltaltern lesen, so ist das ein erstes Aufdämmern historischen Begreifens der Völker- und Menschenschicksale. Dann kam das Christentum mit seiner Lehre von der Erbsünde und vom Heilsplane Gottes. Der Kirchenvater Augustin stellte den „Gottesstaat" als Ziel und Aufgabe hin. Das ganze Mittelalter war von dieser Auffassung beherrscht. Die neuere Philosophie führte erst einen Umschwung herbei. Immer wird da als großartiger Markstein in der Entwicklung der Geschichtsschreibung Herders Werk bestehen bleiben: Die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit".

In unseren Tagen ist freilich gerade Art und Aufgabe der Weltgeschichte abermals strittig geworden. Lamprecht bekämpft die sogenannte Ideenlehre Rankes, ohne dabei dem großen Meister immer gerecht zu werden. An Stelle der Ideen sollen sozialpsychische Dispositionen treten, die geschichtlichen Fortschritte sollen sich wie nach naturgesetzlicher Notwendigkeit vollziehen. Von Ritter und Ratzel her kommt noch der besondere geographische und ethnographische Einschlag in die Diskussion. Und auf der geographischen Unterlage baut auch Helmolts Werk sich auf. Die Völker der Erde sollen nicht mehr bloß im Rahmen der europäischen Interessen, sondern als selbständige Größen und Eigenwerte behandelt werden. Man mag darüber streiten, ob solcher Aufbau der einzig richtige ist. Den Vorzug hat er gewiß, einseitige Ausgangspunkte der Beurteilung leichter und bewußter zu vermeiden. Wenn dann die Geschicke der Völker doch wieder wie im jetzigen Weltkriege in gewissen einheitlichen Interessen zusammenfließen, und wenn dabei über die geographischen Bedingungen hinweg, doch auch wieder denkend erfaßte Ziele, Kulturaufgaben, „Ideen" maßgebend werden, so bahnt sich da ein Ausgleich zwischen alten und neuen Methoden der Geschichtsschreibung an. Und da nun Helmolts Werk in den ferneren Bänden die gewaltigen Ereignisse der jetzigen Tage auch noch mit aufnehmen wird, so wird es in doppeltem Sinn nicht nur seinem Wert, sondern auch seinem Inhalt nach, zu einem wissenschaftlichen Denkmal des deutschen Kampfes von 1914/15 werden. Str.

Unterstützung und Selbsthilfe. Unter all den erfreulichen Erscheinungen, die der gewaltige Krieg der beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche gegen eine Welt von Feinden, neben unsäglichem Kummer gezeitigt hat, steht die umfassende Liebesarbeit zur Linderung der Kriegsnot in erster Reihe.

Zur Hilfe für unsere Soldaten, für Verwundete und Kranke, für Flüchtlinge aus dem In- und Auslande, für Witwen und Waisen unserer gefallenen Krieger, für Frauen, Kinder und hilfsbedürftige Angehörige unserer kämpfenden Truppen sind große Summen zusammengebracht, und viel aufopfernde Arbeit wird, namentlich von unseren Frauen und Mädchen, geleistet.

Da wage ich die Frage aufzuwerfen: ist es mit der Unterstützung allein getan? Muß denen, die heute in allerlei Form „Unterstützung", vielfach völlige und reichliche Versorgung erhalten, nicht zu ihrem eigenen Heil der Weg der Selbsthilfe mehr als bisher und recht bald eröffnet werden?

Schließlich wird und muß jede frei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

willige Liebestätigkeit erlahmen. Das Reich, die Gemeinden und einzelne hilfsbereite Menschen können auch nicht dauernd Unterstützung gewähren, ohne viele der jetzt Hilfesuchenden in die entwürdigende Stellung von Almosenempfängern zu versetzen. Der sittliche Halt und das Pflichtgefühl gehen denen verloren, die länger als notwendig auf fremde Gaben angewiesen sind. Das wollen wir aber am wenigsten als das Ergebnis dieser großen Zeit davontragen.

Das Streben nach Pensionen, nach Renten und Staatsbeihilfen hat sowieso in unserer Zeit, in der unendlich Viele das sichere Brot des Beamten der anstrengenden und aufreibenden, aber auch oft lohnenden Arbeit des freien Arbeiters und Angestellten vorziehen, bedenkliche Ausdehnung gewonnen. Die schwere Zeit, die im wirtschaftlichen und sozialen Kampfe auch nach dem endgültigen Siege über unsere Feinde herrschen wird, erfordert selbstbewußte, auf eigenen Füßen stehende, durch eigene Kraft vorwärtsstrebende Männer und Frauen. Daß es uns daran nicht fehle und daß nicht durch eine zu weit gehende Unterstützung und Fürsorge das Selbstverantwortlichkeitsgefühl, namentlich bei den Frauen, erlahme, dafür beizeiten zu arbeiten, ist Aufgabe und Pflicht unserer Frauenorganisationen.

Als eine Frau, die den größten Teil des Jahres auf dem Lande lebt und die Verhältnisse dort wie in der Großstadt kennt, möchte ich einen gangbaren Weg zu diesem Ziele zeigen.

Ich habe unser Landvolk im Osten seit Jahrzehnten beobachtet. Der Zug nach der Großstadt beherrscht unsere heranwachsende Dorfjugend. Die jungen Burschen bleiben nur, solange Vater und Mutter Einfluß auf sie haben, im heimischen Dorfe, sobald als möglich drängen sie nach Berlin und erleben dort manche Enttäuschung. Manche kämpfen sich schließlich durch, verheiraten sich in jungen Jahren und sind dadurch erst recht dauernd dem Landleben entzogen. Aber kaum Einen habe ich gefunden, der dem alten Vater oder der notleidenden Mutter bei gelegentlichen Besuchen ein Zwanzig-Mark-Stück mitbrächte. Im Gegenteil, sie schicken Frau und Kinder monatelang den Großeltern zu, damit sich die blaßschnäbligen Dinger von der Großstadtluft erholen, und die Alten darben, um die Kleinen gesund zu füttern.

Dann wissen die Frauen die Vorteile des Landlebens zu schätzen, denn sie sehen ein, wie angenehm es ist, Kartoffeln und Gemüse, Obst und Beeren vom eigenen Felde oder dem nahen Walde zu holen. Sie merken, wie gut den Kindern die frische Milch der selbstgefütterten Ziegen oder Kühe, die Eier der eigenen Hühner bekommen, wie angenehm es ist, wenn man keine teure Wohnungsmiete zu zahlen hat, kein Holz und keine Kohlen zu kaufen braucht. Manche Stadtfrau hat mir eingestanden, daß sie selbst und wegen der Kinder lieber auf dem Lande leben, in Feld und Garten mitarbeiten möchte, statt in den engen Stadtwohnungen mit den Kindern ohne Luft und Sonnenlicht eingepfercht zu sein. Daß sie lieber gesunde Landarbeit tun würde, während der Mann von früh bis zum späten Abend der Familie fern ist und die heranwachsenden Kinder in den Wochentagen kaum für Augenblicke sieht.

Die ersten Monate des Krieges haben diese Anschauungen vielfach vertieft. Während die Arbeit der Männer stockte, suchte man Frauen und Kinder aufs Land abzuschieben, wo sie „wenigstens nicht zu hungern brauchen".

Solch vorübergehender Aufenthalt kann aber nichts nützen, dauernd sollen sie mit der heimischen Scholle verwachsen, sollen sie selbst bebauen, ihr reiche Erträge abgewinnen, am Wachsen und Gedeihen und an den reichen Früchten ihre Freude haben. Die Landkinder sind der Mutter behilflich mit ihren kleinen Händen, den Lebensunterhalt zu schaffen. Das sollte wieder Gemeingut einer möglichst großen Anzahl unserer gesunden, arbeitsfrohen Hausfrauen werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wo lohnende Arbeit für den Ernährer der Familie vorhanden oder zu schaffen ist, sollten mehr als bisher Kleinsiedelungen mit eigenem Haus und Feld errichtet werden, damit auch die Frau sich betätigen kann. Wo sie bei fleißiger Arbeit den größten Teil des Lebensunterhaltes der Familie an Gemüse, Kartoffeln, Milch und Eiern leicht schaffen kann, braucht sie nicht der ungesunden, das Familienleben störenden Arbeit der Fabriken nachzugehen.

Wo solche Siedelungskolonien angelegt werden, sollte man darauf achten, selbständige Heimstätten auch für die nach dem Kriege recht zahlreichen jungen und älteren Witwen unserer gefallenen Krieger herzurichten. Es gibt genug vernünftige Mütter, die sich mit ihren Lieblingen hinaussehnen aus der Großstadt, in das gesunde Landleben. Dort könnten sie sich, wenn man ihnen die Heimstätte bietet, mit verhältnismäßig geringer Witwenpension leicht eine selbständige Stellung erwerben und ihre Kinder zu einem kräftigen, gesunden Geschlecht heranwachsen lassen, das, von früh an auf eigene Kraft vertrauend, dem Vaterlande nützen wird.

Auch vielen von den Kriegern, die auf den Schlachtfeldern Schaden an ihrer Erwerbstätigkeit gelitten haben, würde eine solche Heimstätte in freier Natur neben der Invalidenpension von besonderem Wert sein, wenn Frau und Kinder ihm bei der Garten- und Feldarbeit behilflich sind. Bei der Versorgung unserer Kriegsinvaliden und Kriegswitwen sollte darum auch der Staat auf diese gesündere Art der Versorgung hinarbeiten. Überall regt sich das Streben, die innere Kolonisation zu heben, die Arbeitslosen aus den Großstädten wieder hinauszuleiten.

Schöne, nachahmungswerte Erfolge hat der Verein für soziale Kolonisation schon erzielt, seine planmäßige Arbeit hat bereits Hunderte von zufriedenen Menschen in blühenden Siedelungen geschaffen. Darum unterstütze man diese oder ähnliche Bestrebungen, um gerade die Opfer des Krieges zu versorgen. Hier kann am ersten das Ziel erreicht werden, neben Unterstützung die Gelegenheit zur Selbsthilfe zu bieten. Den Witwen und Frauen könnte durch verständig eingerichtete Heimarbeit Gelegenheit gegeben werden, durch eigene Kraft vorwärts zu kommen.

Deshalb, hinaus aufs Land! Wer hilft?

Frau Geh.-Rat Paasche.

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schrifileitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Krille, Otto: Unter dem Joch. M. 3,— Egon Fleischel & Co., Berlin W.

Vogl, Frau Oberst J.: Einfache Gesundheitsregeln für Gesunde und Kranke. Stück M. 0,10, 50 Stück M. 3,—, 100 Stück M. 5.—. Zu beziehen von der Verfasserin, Freiburg i. B., Erwinstr. 77.

Jungdeutschlands Pfadfinderbuch. Herausgegeben von Oberstabsarzt Dr. A. Lion und Major Maximilian Beyer. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50. Otto Spamer Verlag, Leipzig.

Holitscher, Dr. med. A.: Der Kampf gegen den Alkoholismus als sittliche und nationale Pflicht. M. 0,10. Neutraler Guttemplerverlag, Heidelberg.

Ummen, A. E., Stromer: Wandern — o Wandern! Sprüche, Aussprüche und Gedichte. M. 1,—. C. F. Brandau, Bremen.

Felden, Emil: Königskinder. Briefe aus schwerer Trennungszeit einer Ehe. Geh. M. 5,—; geb. M. 6.—: in Leder M. 8,50. Fritz Eckardt Verlag, Leipzig.

Ungelöste Lebensfragen für das deutsche Volk. Politische Betrachtungen eines Auslanddeutschen. M. 3,—. Zürcher & Furrer, Zürich.

Simon, Ernst: Die staatliche Aufzucht unehelicher Kinder als Mittel zur Bekämpfung des Landarbeitermangels im deutschen Osten. M. 0.50. Deutscher Ostmarkenverein Hohensalza.

Becher, Kurt: Wie ich Abstinent wurde. Stück 5 Pf., 25 Stück M. 1 —, 100 Stück M. 3,—. Verein abstinenter Philologen deutscher Zunge.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

4. Jahrgang Nr. 3 1. Februar 1915

Des Deutschen heiliger Krieg.

II.

Gar Manchem geht es heute wie mir: es hat uns viel gekostet, unsere Liebe für England aufzugeben. Seit frühester Jugend hatten wir ein Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Volk auf der anderen Seite der Nordsee. Später schlossen wir dort Freundschaften, die die Jahre überdauerten, und lernten dort vieles bewundern, nüchternen Sinnes, was uns fehlte, vor allem eine Sicherheit des Urteils und des sittlichen Taktes, die wir im eignen Lande oft vermißten. Wir fragen uns heute, wo alte Liebe in um so größere Erbitterung und Empörung umgeschlagen ist, ob wir uns getäuscht hatten? War das, was wir so hoch einschätzten, nur Schein? Waren wir zu einfältig, um englische Heuchelei zu durchschauen? Hatte der Deutsche sich wieder einmal durch seine Neigung zur Ausländerei blenden lassen? Warum hatten denn nicht andre Völker in uns diese Verehrung für aufrechte und stolze Männlichkeit erweckt? War der englische Gentleman nie das, wofür wir ihn hielten, sondern nur das, was wir heute damit bezeichnen wollen? Es liegt mir fern, unserm schlimmsten Feind das Wort zu reden. Nur klar möchte ich sehen, damit nicht blinder Haß zum Säbel greifen läßt, sondern nur der feste Wille, drohende Gefahr abzuwenden. Denn wir stehen hier offenbar vor einem Rätsel, und wenn wir nicht nach der Lösung fragen, erfaßt uns eine unbezähmbare Wut, der Ernst Lissauer den treffenden Ausdruck gegeben hat: „Wir haben alle nur einen Haß: England!“ Es scheint mir, daß wir solche Regungen tiefer begründen müssen, damit wir wissen, um was es sich eigentlich handelt, damit wir später fest bleiben. Ich wiederhole: damit wir später fest bleiben. Jetzt lodert der Zorn hell genug, aber sobald er verraucht ist, wird die deutsche Gutherzigkeit uns ganz sicher wieder einen Streich spielen, wenn wir nicht klar erkannt haben, warum England der Feind ist. Haß macht blind. Er fühlt nur einseitig das, was am Andern reizt und empört, die äußeren Handlungen, die den eigenen Wünschen und Interessen zuwiderlaufen. Er verhindert das zu sehen, was allein ihn rechtfertigen kann: den inneren Widerspruch der Geister, die kraft ihrer verschiedenartigen Wesensrichtung um die Herrschaft einander widersprechender und einander ausschließender Ideale streiten.

Diesen Grundunterschied des englischen und deutschen Geistes gilt es zu spüren, damit wir wissen, wofür wir kämpfen, und was wir bekämpfen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gewiß, wir kämpfen um Haus und Hof, um uns das zu bewahren, was uns gehört, aber das ist mehr als das Land, das uns ernährt, mehr als der Besitz, der uns reich gemacht hat, ist mehr als Handel und Industrie, Kunst und Wissenschaft, die so erfolgreich den Wettbewerb mit allen Völkern aufgenommen haben. Wir alle fühlen, daß wir mehr zu bieten haben, als dies. Im gegenwärtigen Krieg handelt es sich um das Vorhandensein der deutschen Art auf der Erde und um edelste Güter der Menschheit, die von unsern Feinden mit Füßen getreten werden. Denn unsere tiefste Empörung gilt der Lüge und der Heuchelei, die sich alle Gedanken, die unsere höchste Hoffnung umfassen, zu eigen macht, um die heiligsten Empfindungen zur Rechtfertigung von Gewalttat und Räuberei auszunutzen. Hier unterscheiden wir uns. Wenn Deutschland Truppen gegen Frankreich durch das neutrale Belgien führen will, dann sagt unser Kanzler: das Unrecht, das wir damit tun, werden wir wieder gutzumachen suchen. Wenn England Truppen gegen Deutschland durch Belgien führen will, dann sagt es zu den Belgiern: wir wollen euch gegen Deutschland helfen. Ihr sagt zwar, das sei nicht nötig und dazu müßten wir eure Zustimmung haben. Gewiß, aber da ihr sicher nicht imstande sein werdet, euch allein gegen Deutschland zu wehren, werden wir in einem deutsch-französischen Krieg auf jeden Fall unsere Truppen bei euch landen lassen. — Die Worte unseres Kanzlers im Reichstag waren Wahrheit und Offenheit. Der englische Minister machte Kriegsstimmung durch bewußte Unwahrheit. Er stellte in dem Unterhaus u. a. die Verteidigung der unbeschützten französischen Nordküste als eine Pflicht der Nächstenliebe dar. Die französische Küste war aber nicht unbeschützt, und die französische Flotte war nicht zufällig im Mittelmeer, denn verabredungsgemäß hatte England seit langem die Seeverteidigung Frankreichs für den Kriegsfall übernommen. Solche Verdrehung und Verschleierung und Heuchelei ist uns fremd. Wir wissen und sagen, daß Verträge gehalten werden müssen, und wenn höchste Not uns zwingt, sie zu verletzen, dann wissen wir, daß Vertragsbruch Vertragsbruch ist, und daß wir bereit sein müssen, Ersatz zu bieten. Das politische England, das wir heute bekämpfen, — es gibt auch ein anderes — weiß das nicht. Seine Moral ist eine andere. Denn sein höchstes Ideal ist völkisch begrenzt. Es heißt: British interests, und die daraus folgende Moral ist: right or wrong, my country (ob es recht handelt oder unrecht, ich trete ein für mein Land).

Vor einigen Wochen hat die englische Regierung beschlossen, das neutrale Ausland über den im europäischen Konflikt englischerseits vertretenen Standpunkt aufzuklären. Das ist nicht mehr nötig. In einer preisgekrönten Denkschrift hat erst kürzlich ein englischer Marineoffizier ausgeführt: Wir lassen alle Arten von Kriegsgründen gelten (soll wohl heißen: wir machen uns und andern alle möglichen Gründe vor), „aber

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der eigentliche Grund ist immer der Handel". Genau nach diesem Programm verlief Grey's große Rede an jenem verhängnisvollen 3. August, durch die das englische Unterhaus seitens der Regierung von der Notwendigkeit des Krieges gegen Deutschland überzeugt werden sollte. British interests, das waren die Worte, die das Hauptgewicht trugen. Vorher brachte der Minister jedoch noch andere Verpflichtungen vor: den Schutz des angegriffenen schutzlosen Frankreich und des überfallenen, unschuldigen Belgien. Ausdrücklich und absichtlich betonte er: daß er von persönlichen Gefühlen ausgehe, wenn er frage, ob sie etwa mit verschränkten Armen auf ihrer Seite des Kanals stehen und zusehen wollten, wie die unverteidigte französische Küste von der deutschen Flotte bombardiert würde. Alle anwesenden englischen Männer folgten dieser Gefühlsheuchelei und jubelten dem Minister zu. Nur einer, Ramsay Macdonald, behielt seinen nüchternen Verstand und erwiderte: Wir sind zwar alle tief ergriffen, aber, was der sehr ehrenwerte Lord sagt, ist trotzdem falsch, und unsere Regierung ist im Unrecht. Der sehr ehrenwerte Lord wußte das selbst am besten. Er warf daher nachher den andern Köder aus, und nachdem die englische Sentimentalität mit Obigem zu ihrem Recht gekommen war, gab er eine nüchterne Geschäftskalkulation der British interests, um zu beweisen, daß sie mit ihrem sentiment auf dem rechten Weg seien. Und auch auf diesem Wege folgten die anwesenden Engländer dem Leiter der internationalen Beziehungen und Verpflichtungen ohne Bedenken und mit tosendem Beifall.

Es war nicht anders zu erwarten. Sie blieben damit auf der Bahn, die ihnen seit Jahren gewiesen war, seit sie Eduard VII., der als Prinz von Wales ein übelbeleumdeter Lebemann und Falschspieler gewesen war, Englands Politik anvertrauten. Als dieser Mann den Thron bestieg, schrieb eine der besten englischen Wochenschriften, The Spectator, in nüchterner Sprache ungefähr so: Majestät, Sie waren bisher ein alter Sünder. Wir haben uns nicht darum gekümmert, denn nach unserer Verfassung ist der Prinz von Wales ohne politische Bedeutung. Jetzt sind Sie König und dem Lande gegenüber verantwortlich. Also bessern Sie sich, indem Sie sich daran erinnern, daß man in England schon einige Male mit schlechten Königen kurzen Prozeß gemacht hat. — Ob King Edward sich besserte, wissen wir nicht. Jedenfalls verstand er auch als König, alle Karten in seine Hand zu bekommen. Das war die Hauptsache, und England bewunderte ihn als großen Mann, als first gentleman of the empire. Wenn England gewinnt, ist es ihm gleichgültig, wie, und was für ein Charakter in seinem Interesse arbeitet. Right or wrong, my country.

Wie weit dies Prinzip auch die Edelsten des Volkes beherrschen und sie moralisch blind machen kann, habe ich einmal persönlich erfahren. Bekanntlich hatte 1895 Dr. Jameson im Auftrag und Interesse einer pri-

vaten Handelsgesellschaft, der sogenannten Chartered Company, mitten im Frieden jenen berüchtigten Räubereinfall in die Burenrepublik unternommen. Der Anschlag mißglückte, und unser Kaiser schickte aus instinktivem Rechtsgefühl ein Glückwunschtelegramm an Präsident Krüger. Im Verlauf eines Gesprächs über allerhand Dinge mit einem sehr vornehmen, alten Engländer, den ich seit langem als ein Muster rechtlicher Gesinnung zu verehren gewohnt war, kamen wir zufällig auch auf dies Thema. Hier versagte seine Moral vollständig. Sehr energisch erklärte er, dies Telegramm sei ein unfriendly act gegen England gewesen, England würde das nicht vergessen, und mehrfach wiederholte er: Sie können sicher sein, daß England das nicht vergessen wird. Ich erwiderte ihm, daß es sich hier ja gar nicht in erster Linie um England handle, sondern um den Piratenstreich gewissenloser Privatleute. Jeder anständig denkende Mensch müsse doch mit der Auffassung unseres Kaisers einverstanden sein. Der alte Herr, der mir seit Jahren eine sehr herzliche Zuneigung bewiesen hatte, wurde plötzlich sehr kühl, hochmütig und abweisend, und wiederholte nochmals: it was an unfriendly act and England will not forget it. Damals habe ich einen tiefen Blick in die englische Seele getan und erkannt, wie weit Englands Gerechtigkeitssinn und Freundschaft geht. Mein alter Freund wußte, daß jeder Erwerb einer von England beglaubigten Handelsgesellschaft eines Tages England zugute kommen mußte, als Engländer fühlte er, daß der Jameson raid der Erweiterung des British empire hätte dienen können. Dafür waren alle Mittel recht, right or wrong, my country. Wer Jameson tadelte, der arbeitete gegen Englands Interessen, und für den hatte er keine Freundschaft mehr. So sehr kann drüben British interests der einzige Maßstab aller Dinge sein.

An sich wäre dies unbedingte Eintreten für das eigene Land gewiß sehr bewundernswert — und ich habe es bewundert und mich empört und noch häufiger geschämt, daß wir so garnichts davon besitzen —, aber das Bedenkliche und das für die Lebensbedingungen anderer Völker und damit für die Entwicklung der Gesamtmenschheit Gefährliche ist, daß das britische Interesse auch der höchste und einzige moralische Maßstab ist, daß dies fest bestimmte und von j e d e m Engländer gefühlte völkische Ideal ihn unempfindlich und unzugänglich macht für die sittlichen Verpflichtungen, die über den nationalen Interessen stehen. Das ist uns bisher nie so deutlich bewußt geworden wie jetzt. Wir gingen naturgemäß von der Voraussetzung aus, daß die Begriffe von Recht und Unrecht drüben die gleichen seien wie bei uns. Wir wußten nicht, daß der Engländer so geartet ist, oder so geworden ist, daß er nach unserer Auffassung moralisch blind wird, wenn seine eigene Wohlfahrt, seine Herrschsucht, seine Geldgier gefährdet scheinen. Denn wie in vergangenen Kulturperioden gibt es für diesen Menschen auch heute noch nur das eigene Volk. Er fühlt sich so erhaben über die übrige Menschheit, daß er jede Beschränkung

seines Willens und Handelns durch allgemein sittliche Bestimmungen, die er nicht selbst ersonnen hat, für einen Eingriff in seine geheiligten Rechte hält. So ist z. B. die Londoner Deklaration zum Haager Abkommen über See-, insbesondere Prisenrecht von England nie ratifiziert worden und jetzt im Kriege gänzlich unberücksichtigt geblieben, weil, wie der bekannte Thomas Gibson Bowles sagt, jede internationale Bestimmung über Führung des Seekrieges eine unerlaubte Einschränkung der britischen Ozeansuprematie und eine Beleidigung der englischen Nation sei.

An diesen Tatsachen erkennt man deutlich die innere Beschaffenheit dieses Volkes und sein Verhältnis zur übrigen Welt. Es kennt nur Engländer und foreigners (Ausländer), und ein foreigner, mit Vorliebe als damned foreigner bezeichnet, wird ganz allgemein als ein Wesen zweiter Ordnung betrachtet, weit unter dem Engländer stehend. Darüber erzählt man sich eine kleine, sehr charakteristische Anekdote. Zur Zeit des Dreyfus-Skandals, der ganz Frankreich in zwei Parteien spaltete, kamen in Paris ein Engländer und ein Franzose in heftigen Wortwechsel. Der Engländer war natürlich für Dreyfus und der Franzose für seine Armee. Letzterer wollte den Disput abbrechen und sagte: Als Ausländer können Sie kein richtiges Urteil über die Sache haben. Da war der Engländer aber empört und schrie den Franzosen an: Ich soll ein Ausländer sein! Sie sind der damned foreigner!

Es gibt in England eine sonderbare Theorie, die von sehr Vielen durchaus ernsthaft genommen wird: die Engländer seien die Nachkommen der in die assyrische Gefangenschaft geführten zehn Stämme Israels. Nach dem Zustand der englischen Moral könnte man das wahrhaftig für möglich halten. Denn der Engländer steht vollkommen auf dem Standpunkt der im Alten Testament geforderten Nächstenliebe, die nur für den eigenen Volksgenossen verbindlich war. So wurde innerhalb der Grenzen des jüdisch-israelitischen Reiches eine hohe Ethik gepflegt, darüber hinaus war die höchste Grausamkeit von Jehovah gewollt und geboten. Entsprechend hieß es in Lord Kitcheners Armeebefehl an die englischen Soldaten in Frankreich: Raubt nicht und plündert nicht. Denkt daran, daß ihr in verbündetem Lande seid!

Aus dieser Unfähigkeit, andere als britische Interessen in Betracht zu ziehen, folgt die unerhörte Rücksichtslosigkeit des Engländers und die naive, von seinem Standpunkt aus ehrliche Unschuldsmiene, wenn man ihm darüber Vorstellungen macht. Er fühlt das nicht. Er sieht die Welt anders als wir. Er betrachtet sie als seinen Besitz und die Menschen darauf als seine Untergebenen. Deswegen ist es nicht richtig, wenn man zur Verteidigung der englischen Weltherrschaftsansprüche immer wieder auf die englische Kulturmission und die Freiheit hinweist, die alle Nationen in englischem Gebiet genießen. Sie genießen sie, so lange und so weit, als ihre Wünsche nicht mit den englischen Weltherrschaftsansprüchen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zusammenstoßen. Und wie wenig England von dem Gedanken der Kulturmission getragen wird, ergibt sich aus der ungeheuerlichen Brutalität, mit der der Engländer sich dem Andersfarbigen gegenüber benimmt. Dafür gibt es ja viele Beispiele, ein kleines, sehr bezeichnendes ist dies, daß man selbst in dem alten Kulturland Indien in den vornehmen englischen Hotels und Familienpensionen Zimmeranschläge findet mit folgendem Wortlaut: Die Gäste werden höflichst gebeten, die Angestellten nicht zu prügeln.

Das wirft ein eigenartiges Licht auf die englische Seele. Früher waren wir geneigt, in solchen und ähnlichen Erfahrungen Ausnahmefälle zu sehen, und scheuten uns, aus ihnen Schlußfolgerungen auf den englischen Charakter zu ziehen, heute wissen wir, daß dies Symptome der Wesensart sind, denn was sich da im kleinen begibt, das sehen wir jetzt im großen überall. England, das sich für das auserwählte Volk Gottes und das einzig wirklich christliche und fromme Land hält und gern von den gottlosen Menschen auf dem Kontinent spricht, ist immer noch der alte Piratenstaat und, wie Präsident Jefferson es 1814 nannte, „der große Räuber des Ozeans", für den fremdes Recht nicht besteht, und das Verblüffende dabei ist, daß es immer eine schöne moralische oder religiöse Phrase findet, wenn es ein gutes Geschäft machen oder irgend eine Spitzbüberei verüben will.

Diese naive Verwendung ethischer Regungen zu rein egoistischen Zwecken und offenbarem Unrecht ist ein tiefes psychologisches Rätsel, das wir uns nur aus einer inneren, völligen Abkehr von besserem Wissen und Gewissen erklären können. Von bewußter Heuchelei darf man nicht reden. Das wäre ein großer Irrtum, der unserm Angriff ein falsches Ziel geben würde. Vielmehr scheint die eigentliche Ursache die zu sein, daß das Gewissen, d. h. die innere Entscheidung über Recht und Unrecht, drüben ganz in den Dienst der sinnlich begehrenden Individualität getreten ist, so daß unwillkürlich auch die moralischen und sozialen Verpflichtungen nur zu egoistischen Zwecken ausgenutzt werden. Hier stehen wir nun an dem Punkt, von dem aus nach meiner Meinung all die oben angeführten Erscheinungen, die moralische Weltbetrachtung, die asoziale Beurteilung des Mitmenschen, die Räuberpolitik usw. ihre psychologische Erklärung finden und unsere Erbitterung gegen England eine feste, auch später unerschütterliche Grundlage bekommt, indem wir erkennen, daß es sich bei Engländern und Deutschen um zwei einander ausschließende Lebensanschauungen handelt, weil diese beiden germanischen Völker von einem ihnen einst gemeinsamen Wege aus gänzlich verschiedene Bahnen eingeschlagen haben.

Ursprünglich standen sie einander sehr nahe. Wir haben in der altdeutschen Sprache keine Literatur, die so echt germanisch ist wie die altenglische oder angelsächsische. Sie enthält nicht nur eine herrliche, reichhaltige Epik, sondern auch eine schöne Lyrik, die noch immer tief ergreifend ist, weil sie alle Stimmungen in Natur und Menschenbrust wiedertönt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit dem Frühlingsvogel jubelt und mit der Wandergans angstvoll schreit, mit dem gefangenen Krieger klagt um die verlorene Heimat und mit der einsamen Frau sehnsüchtige Grüße schickt zu dem Geliebten in der Ferne. Diese englische Poesie ist noch ganz durchlebt von dem deutschen Gemüt. — Auch im Mittelalter sind englische und deutsche Sinnesart und Entwicklung noch ein gutes Stück zusammengegangen. Sogar das Größte, eine Reformation, wie wir sie verstehen, hätte England fast erlebt. Fast hätte man sich auch drüben zur wahrhaft evangelischen Freiheit eines Christenmenschen erhoben, zur Religion der nur innerlichen Gebundenheit und Verbundenheit, wie sie durch Luther und seither immer mehr in den Deutschen und den übrigen Nordgermanen zum Bewußtsein kommt. Das beweisen die religiösen Anschauungen der zahlreichen Lollharden im Mittelalter. Aber diese Bewegung fand in England irgendwie ein jähes Ende. Im 14. Jahrhundert hatte sie eingesetzt, im 16. geht sie unter in der englischen Staatskirche, und beweist seither durch allerlei Sekten, daß sie noch vorhanden ist, versucht aber vergebens sich zur allgemeinen Geltung zu bringen. Die Gründe für diese Unterdrückung einer echt germanischen Lebensäußerung sind wahrscheinlich in der Rassenmischung mit den Kelten zu suchen, und insbesondere darin, daß dies keltische Element, nachdem seit dem 11. Jahrhundert die Durchkreuzung der keltischen Urbevölkerung, der Briten, mit germanischem Blut aufgehört hat, mehr und mehr durchschlagende Bedeutung gewinnt. Denselben Vorgang beobachten wir z. B. bei den heutigen Franzosen, die ganz der seinerzeit von Cäsar entworfenen Charakteristik der Gallier entsprechen, und bei denen auch von den germanischen Franken nur noch wenig zu spüren ist. Den Kelten ist nun offenbar die germanische Verinnerlichung, Erfassen des Lebens durch das Gemüt, fremd. Die Außenwelt ist ihnen nicht ein Gleichnis für die Innenwelt, sondern sie haften irgendwie mehr an den äußeren Erscheinungen als an dem Wesentlichen der Dinge. Diese äußerst schwierigen Fragen der psychischen Rassenmerkmale sollen hier nur kurz gestreift werden, um in dem uns beschäftigenden Problem darauf hinzuweisen, daß in dem englischen Charakter eine ursprünglich vorhandene Fähigkeit und innere Kraft nicht zur vollen Entwicklung gekommen ist. Das Germanische ist auf der Kulturstufe des Mittelalters stehen geblieben. Nehmen wir dazu nun noch, daß die geographische Lage England nie gezwungen hat, die eigenen Interessen den Interessen der Anwohner anzupassen, so begreifen wir, daß die Anschauungen über den Verkehr der Menschen und Völker untereinander die des mittelalterlichen Großgrundbesitzers geblieben sind, der über Hörige gebietet, die sich seinem Wünschen und Wollen unbedingt zu unterwerfen haben. Dieser Herrscherinstinkt ist im Denken eine unheilvolle Verbindung mit den Forderungen der christlichen Religion eingegangen, wobei die Religion nicht die Herrin, sondern die Dienerin der wirtschaftlichen Interessen und des nationalen Ideals geworden ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dadurch stehen wir uns heute diametral gegenüber. Immer mehr setzt sich bei uns die Erkenntnis durch, daß, was unsere größten Dichter und Denker aus der Tiefe des deutschen Gemüts als das höchste Ideal geschaut haben, eben das als Sinn des Lebens zum Bewußtsein bringt, was vor bald 2000 Jahren in Jesus dem Menschensohn in die Erscheinung getreten ist. Immer mehr setzt sich bei uns der Wille durch, daß die christliche Religion, zu der wir uns bekennen, uns nicht eine leere Form sein soll. Das Benehmen Englands aber, wo scheinbar das ganze Leben mit Religion durchsetzt ist, wo der sonntägliche Kirchgang zum guten Ton und die Hausandacht zur täglichen Gewohnheit gehört, ist eine Schmach und eine Schande für das, was der Weltenheiland als die Summe des Gesetzes bezeichnete: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.

Darum waren alle unsere Bemühungen, auf Grund der Überzeugung, daß Menschen nicht bestimmt sind, einander zu zerfleischen, freundschaftliche Annäherung und gemeinsame Kulturarbeit zu pflegen, erfolglos. England sieht die Weltmission nur unter dem Gesichtspunkt des britischen Weltmarktes. Darum ist sein höchstes Gebot nicht Nächstenhilfe, sondern: sink, burn and destroy! (versenke, verbrenne, zerstöre!).

Wenn wir Deutsche dies als den absoluten Gegensatz fühlen zu allem, was wir für die Erde glauben, wollen und hoffen, und erkannt haben, daß das heutige politische England — ich wiederhole, wie oben, es gibt auch ein anderes — das nicht fühlt, daß es unfähig ist zu sehen, wo die Aufgabe der Menschheit liegt, dann wissen wir jetzt und später, daß wir mit England einen wahrhaft heiligen Krieg führen.

Durch die Gnade Gottes ist uns und unserm Schwert eine große Aufgabe unter den Völkern anvertraut worden. Wir wollen auch später fest bleiben.

Otto Mensendieck.

Die Lebensmittelerzeugung der kriegführenden Staaten.

Neben der militärischen Rüstung spielt im Kriege die wirtschaftliche Rüstung die Hauptrolle, und zwar gilt dies insbesondere von der Sicherung der Lebensmittelversorgung. Von großer Wichtigkeit ist hier die Frage, wieviel an Lebensmitteln die einzelnen Staaten durch ihre eigene Landwirtschaft zu erzeugen imstande sind, und wie sehr sie auf die ausländische Zufuhr angewiesen sind. Wie es in dieser Beziehung um die kriegführenden Staaten bestellt ist, darüber mögen die folgenden Zeilen einen kurzen Überblick gewähren:

1. Rußland. Das Reich des Zaren ist ein überwiegender Agrarstaat. 85% der Bevölkerung leben in diesem Riesenreiche mit seinen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

160 Mill. Menschen von der Landwirtschaft. Der Wert der landwirtschaftlichen Gesamtproduktion betrug i. J. 1910 rund 9 Milliarden Rubel. Rußland ist die bedeutendste Kornkammer Europas. Die Anbaufläche Rußlands ist bei Weizen allein 13mal so groß wie die deutsche Weizenfläche. Jedoch beträgt der durchschnittliche Hektarertrag beim Weizen in Rußland nur 6,1 dz, während die zweckentsprechender wirtschaftende deutsche Landwirtschaft 20 dz Weizen auf den Hektar erntet. Der durchschnittliche Hektarertrag bei Roggen beträgt in Deutschland 16,5 dz, in Rußland dagegen nur 7,2 dz. Daraus erklärt sich die Tatsache, daß Rußland auf seiner 28 Mill. ha großen Roggenfläche nur 20 Mill. Tonnen erzeugt, Deutschland dagegen auf seiner nur 6 Mill. ha großen Roggenfläche 10 Mill. Tonnen. Immerhin ist Rußland für Roggen und Gerste unbestritten das erste Produktionsland der ganzen Welt. In Weizen und Hafer streiten sich neuerdings die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit Rußland um den ersten Platz. Rußland erzeugt die Hälfte der Roggenernte der ganzen Welt, ein Drittel der Gerstenernte, ein Viertel der Haferernte und ein Fünftel der gesamten Weizenernte. Der weitaus größte Teil der russischen Ernte wird indes im Lande selbst verzehrt. Die Ausfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse betrug 1911 für 1365 Mill. Rubel. Die Hauptausfuhrware bildet das Getreide, besonders der Weizen, bei der heutigen Ernährungsweise das Weltbrotgetreide. Der Wert der Getreideausfuhr i. J. 1911 betrug 735,2 Mill. Rubel. Daneben ist noch die Ausfuhr von Eiern und Butter, letztere vornehmlich aus Sibirien, zu erwähnen. Die Ausfuhr an Butter betrug 70,9 Mill. Rubel. Die Hälfte der Butterausfuhr ging nach England, je ein Viertel nach Deutschland und Dänemark. Da Rußland einen Überschuß an landwirtschaftlichen Produkten erzeugt und solche ausführte, hatte es nicht die landwirtschaftlichen Schutzzölle wie wir in Deutschland, sondern verlegte sich mehr auf den Ausbau der Industriezölle. Vor allem kannte Rußland keine Getreidezölle, bis es im letzten Jahre einen Getreidezoll zur Einführung brachte, der hauptsächlich gegen Deutschland und dessen Einfuhrscheinsystem gerichtet war.

2. England. Das englische Inselreich ist so ziemlich das einzige größere Reich, das seine Landwirtschaft zugunsten der Industrie schutzlos preisgegeben hat. Die letzten Reste der englischen Kornzölle wurden i. J. 1869 aufgehoben. Landwirtschaftliche Schutzzölle gibt es in England nicht mehr, ausgenommen einen Zoll auf kondensierte Milch in der Höhe von 1,70—2,00 Mk. für den Zentner und auf einige Früchte. Jedoch hat England noch eine Grenzsperre für lebendes Vieh zum Schutze gegen Seuchen. Während die englische Landwirtschaft noch um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts die erste Stufe in der Welt einnahm, ist sie nachher gewaltig zurückgegangen. Heute sind nur noch etwa 10 % der englischen Bevölkerung in der Landwirtschaft beschäftigt. Nur 13% der Gesamtfläche sind Ackerland. Insbesondere ist in England der Körnerbau

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erheblich zurückgegangen. Dagegen fand eine beträchtliche Vermehrung der Weiden auf Kosten des Ackerlandes statt. Allerdings ist die Getreideernte, auf den Hektar berechnet, in England recht hoch, aber dies erklärt sich daraus, daß der schlechtere, weniger ertragreiche Boden immer mehr für den Ackerbau ausgeschieden wurde und dieser sich auf den besseren Boden beschränkte. Die landwirtschaftliche Produktion Englands beträgt nur ein Viertel (25%) der deutschen, während sie dem Flächenverhältnis nach zwei Fünftel (40%) betragen müßte; dabei hat England im großen ganzen noch erheblich günstigere Naturverhältnisse als Deutschland. Um das Jahr 1882 betrug die englische Weizenernte noch 117 engl. Pfund auf den Kopf der Bevölkerung, heute nur noch 68 Pfund. Der Bedarf an Brotfrucht (Weizen) muß zu vier Fünfteln aus dem Auslande bezogen werden. England zahlt für seine Weizenernährung jährlich gegen eine Milliarde Mark an das Ausland. Fast die Hälfte des gesamten Ausfuhrweizens der Erde muß allein für die Ernährung der englischen Bevölkerung dienen. Den Bedarf an Fleisch muß das Ausland fast zur Hälfte, an Butter über die Hälfte, an Käse und Eiern je zu zwei Dritteln decken. Seitdem England die Einfuhr von lebendem Vieh wegen der Seuchengefahr verboten hat, erfolgt die Einfuhr nur noch in geschlachtetem Zustande. Insgesamt führt England jährlich 1 200 000 t Fleisch im Werte von über eine Milliarde Mark ein. Von der Gesamtmenge des Schlachtviehs, das zur Ausfuhr auf den Weltmarkt gelangt, dienen nicht weniger als fast vier Fünftel für die Fleischversorgung Englands. England kann ohne ausländische Zufuhren nicht sechs Wochen das Leben fristen. Der Wert der eingeführten Lebensmittel erreichte im Jahre 1912 die gewaltige Höhe von 5,5 Milliarden Mark.

3. Frankreich. In der französischen Republik leben etwa 42% der Bevölkerung von der Landwirtschaft. Seinen Wohlstand verdankt Frankreich vor allem seinem reichen Boden und seiner blühenden Landwirtschaft. In Frankreich findet sich eine ausgesprochene Vorliebe für die Landwirtschaft, besonders für den Kleinbetrieb. Von Frankreich kann man sagen, daß es im allgemeinen ein sich selbst genügendes Land ist, d. h. es vermag seine Bevölkerung im großen ganzen mit eigenen Lebensmitteln zu versorgen. Dies hängt allerdings zum großen Teil auch damit zusammen, daß die Bevölkerungsvermehrung in Frankreich im Gegensatz zu Deutschland, dessen jährliche Bevölkerungszunahme gegen 900 000 Menschen beträgt, seit längerer Zeit sich auf einem toten Punkte befindet. Ferner ermöglicht die Verschiedenheit des Klimas in den einzelnen Bezirken Frankreichs eine Vielseitigkeit der landwirtschaftlichen Kultur, was ebenfalls die Sicherheit der Volksernährung erhöht. Frankreich ist eins der wenigen europäischen Länder, die fast durchgängig fruchtbaren Boden aufweisen. Auch besitzt Frankreich unter allen europäischen Ländern das günstigste Klima. Drittens kommt hinzu, daß Frankreich die zweitgrößte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kolonialmacht der Erde ist. Frankreich hat sich vor allem in dem 1830 eroberten, 1884 handelspolitisch ganz mit ihm vereinigten Algier ein erweitertes Gebiet für die Versorgung mit Nahrungsmitteln zu verschaffen gewußt. In Nordafrika hat Frankreich sich ein Kolonialreich geschaffen, das bis zum Kongo reicht, also große tropische Distrikte umfaßt und leicht mit dem Mutterlande in guter Verbindung gehalten werden kann. Eine abgeschlossene, sich selbst genügende Wirtschaft, eine Autarkie, erscheint daher kaum irgendwo so leicht möglich wie in Frankreich. Frankreich gehört zu den Ländern, in denen der Schutzzollgedanke von jeher einen aufnahmefähigen Boden gefunden hat. Im Gegensatz zu dem nüchternen England begünstigt die Romantik des französischen Volkes die Schutzzollpolitik. Früher hatte Frankreich zeitweise ein ziemlich starkes Einfuhrbedürfnis. Seit Inkrafttreten des verstärkten Zollschutzes konnte Frankreich jedoch seine Produktion an Brotgetreide so vermehren, daß es darin vom Auslande ganz unabhängig ist, ausgenommen etwa in Jahren mit besonders starken Mißernten. Im Jahre 1912 erzeugte Frankreich 8,8 Mill. Tonnen Weizen und 1,2 Mill. Tonnen Roggen, während Deutschland rund 4,4 Mill. Tonnen Weizen und 11,6 Mill. Tonnen Roggen erntete. Auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, ergibt sich für Frankreich eine Versorgung mit Brotkorn von 250 kg, in Deutschland von 230 kg, wobei in Frankreich der begehrtere Weizen bei weitem überwiegt. Der französische Weizenzoll ist heute höher als der deutsche; er beträgt 5,67 Mk. für 100 Kilo gegenüber 5,50 Mk. in Deutschland. Der Roggenzoll dagegen ist niedriger; er beträgt nur 2,43 Mk. gegenüber 5,00 Mk. in Deutschland. Indes spielt der Roggenverbrauch in Frankreich sozusagen gar keine Rolle, das eigentliche Brotgetreide ist dort der Weizen. In bezug auf die erzeugten Mengen steht Frankreich in der Weltwirtschaft nur hinter den Vereinigten Staaten und Rußland zurück. In bezug auf Vieh ergibt sich folgendes: es kamen auf 1000 Einwohner in Deutschland 64 Pferde, 290 Stück Rinder, 314 Schweine, 131 Schafe und Ziegen, in Frankreich 94 Pferde und Maultiere, 361 Rinder, 168 Schweine, 446 Schafe und Ziegen. Ferner ist Frankreich sehr reich an Obst und Gemüse. Auch ist es das erste Weinland der Welt; da indessen der weitaus größte Teil der Traubenernte Frankreichs der Weinherstellung dient, kommt die Traube als Lebensmittel nur wenig in Betracht.

4. Belgien. Belgien ist der am dichtesten bevölkerte Staat (7,5 Mill. Einw.) und einer der bedeutendsten Industriestaaten der Erde. Abgesehen von England ist Belgien unter allen europäischen Staaten dasjenige Land, dessen Landwirtschaft unter den hauptsächlichsten Erwerbsständen am schwächsten vertreten ist. Nach den jüngsten Zählungen beschäftigt die Landwirtschaft nur etwa 21% der Bevölkerung, während in der Industrie 42%, im Handel und Verkehr 12% ihre Nahrung finden. Gleichwohl steht die belgische Landwirtschaft auf hoher Stufe. Nach den letzten Auf-

nahmen stand der Hektarertrag an Roggen, Gerste und Kartoffeln in Belgien an der Spitze der europäischen Ernteergebnisse. Im Jahre 1912 wurden in Belgien beispielsweise 26 dz Weizen auf den Hektar, in Deutschland 22,2, Kartoffeln in Belgien 211, in Deutschland 159 dz geerntet. Belgien ist ferner mit seinen 95 Stück Rindvieh und 55 Schweinen auf 100 ha landwirtschaftliche Nutzfläche eins der viehreichsten Länder der Erde. Infolge der zahlreichen Bevölkerung und der starken Industrialisierung vermag aber die belgische Landwirtschaft trotz allem den heimischen Nahrungsmittelbedarf nicht zu befriedigen. Große Mengen Milch, Butter, Kartoffeln, Gemüse, Stroh, Heu und Melkkühe müssen aus Holland eingeführt werden. Deutschland, Frankreich und England lieferten Saatgetreide; Deutschland in erster Linie Rüben- und Kleesamen. Die Versorgung Belgiens mit Lebensmitteln, besonders mit Brotfrucht, erfolgt zu drei Viertel aus dem Auslande, insbesondere aus Amerika. Was Belgien an Brotfrucht erzeugt, reicht nur für die Dauer weniger Monate. Belgien hat einen Weizenverbrauch von etwa 2 Mill. Tonnen und nur eine Eigenerzeugung von kaum einer halben Mill. Tonnen; es führt abzüglich der Wiederausfuhr in regelmäßigen Zeiten somit an Weizen $1^1/_2$ Mill. Tonnen aus. An Roggen pflegt das Land nur 100 000—150 000 t einzuführen. Die Mehreinfuhr an Weizen verhält sich zur eigenen Weizenernte wie 330 : 100, die Mehreinfuhr an Gerste zur eigenen Ernte zeigt dasselbe Verhältnis von 330 : 100, bei Hafer beträgt das Fehlende nur 26%, bei Roggen nur 8% der eigenen Ernte. Bei Hülsenfrüchten ist für den eigenen Bedarf eben so viel einzuführen, wie eine belgische Durchschnittsernte davon ausmacht. Von der belgischen Nutztierhaltung ist dasselbe zu sagen wie vom Ackerbau, auch sie reicht zur Deckung des heimischen Bedarfes nicht aus. Der Hauptverkehr in Rindvieh findet mit den benachbarten Niederlanden statt, denen Belgien etwa $^{10}/_{11}$ ihres ins Ausland gehenden Viehs abnimmt, was etwa $^9/_{10}$ der gesamten belgischen Vieheinfuhr von rund 50 000 Stück bedeutet. Infolge der fleißigen Bemühungen der heimischen Viehzucht ist seit dem Jahre 1890 die Einfuhr lebenden Rindviehs von rund 100 000 Tieren auf die Hälfte zurückgewichen und hat die Einfuhr von Schweinen, die in den 1880er Jahren bis auf 150 000 Stück gestiegen war, ganz aufgehört. An Butter, wo die einheimische Erzeugung ebenfalls nicht reicht, mußte eine Menge von etwa 6% der eigenen Erzeugung eingeführt werden, und noch mehr gilt dies vom Käse. An Molkereierzeugnissen insgesamt ist ungefähr ein Wert von 10% der eigenen Erzeugung vom Auslande herbeizuschaffen. Ein wichtiger belgischer Ausfuhrartikel ist geschlachtetes Geflügel, ferner insbesondere die berühmten belgischen Pferde (jährlich rund 50 Mill. Mk. Ausfuhrwerte, wovon $^9/_{10}$ auf Deutschland entfallen). In Anbetracht der mäßigen Zölle (Roggen und Weizen sind überhaupt zollfrei) muß Belgien zu den mehr freihändlerischen Staaten gerechnet werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

5. Serbien. Serbien, das von Natur aus ein sehr fruchtbares Land ist, ist ein ausgesprochener Agrarstaat mit vorherrschender Kleinwirtschaft. Von den 2,9 Mill. Einwohnern, die Alt-Serbien im Jahre 1910 zählte, lebten $2^1/_2$ Mill. auf dem Lande und nur 383 000 in Städten. Die Hauptnährfrucht des zu zwei Fünfteln angebauten Landes ist Mais, ferner werden Weizen, Gerste und Hafer angebaut. Bedeutend ist die Kultur und Ausfuhr von Pflaumen. Der Reichtum der Wälder an Eichen und Buchen ermöglicht die starke serbische Schweinezucht, die große Werte für die Ausfuhr liefert. Unter den letzten rasch aufeinander folgenden Kriegen hat die serbische Landwirtschaft stark gelitten. Anderseits wuchs das Flächenmaß des serbischen Staates nach dem Bukarester Frieden (Juni 1913) auf rund 87 000 qkm oder rund um 81%; die Bevölkerung vermehrte sich von 2,9 Mill. auf 4,3 Mill. oder um 47%. Vor dem ersten Balkankriege (1912) hatte in Alt-Serbien die Ausfuhr einen Wert bei Getreide von 35,1 Mill. Dinars, bei Obst von 18,5, beim lebenden Vieh von 7,3, beim Geflügel von 3,5 und beim Fleisch von 17,7 Mill. Dinars.

6. Japan. Die Bevölkerung Japans, die heute rund 53 Mill. Seelen zählt, widmet sich noch immer trotz der zunehmenden Industrialisierung zu 60% der Landwirtschaft. Es überwiegt der Klein- und Zwergbetrieb mit ausgedehnter Bodenzersplitterung. Die japanischen Bauern leben in erbärmlichen Verhältnissen; sie suchen sich durch alle möglichen Handwerksgeschäfte kümmerliche Nebenverdienste zu verschaffen. Japan ist weit davon entfernt, in der Volksernährung unabhängig von der Zufuhr des Auslandes zu werden. Die Bezüge im Außenhandelsverkehr beliefen sich 1910 bei Reis auf einen Wert von 8,64 Mill. Jen, bei Weizen auf 1,74 Mill. Jen, bei Hülsenfrüchten auf 10,83 Mill. Jen. Insgesamt beträgt der Wert der Jahreseinfuhr von Nahrungs- und Genußmitteln etwa 70 Mill. Mk. Dabei ist zu bedenken, daß die Lebenshaltung des japanischen Volkes unendlich tief unter der der europäischen Völker steht. Der Zoll auf landwirtschaftliche Erzeugnisse ist erheblich.

7. Die Türkei. Obwohl die Türkei ein reiner Ackerbaustaat und der Boden an sich sehr fruchtbar ist, müssen noch manche Nahrungsmittel aus dem Auslande eingeführt werden. Ackerbau und Viehzucht stehen noch auf tiefer Stufe. Der weitaus überwiegende Teil des anbauungsfähigen Landes (schätzungsweise bis zu vier Fünfteln) liegt brach. Die Hauptgetreidearten sind Weizen, Roggen, Gerste und Mais. Durchschnittlich gilt eine 8—10fache Ernte als gut; Mais gibt den 200—300fachen Ertrag. Die türkische Getreideausfuhr nach Europa betrug nach den letzten Aufnahmen an Weizen 1 350 000 t, an Roggen 700 000, an Gerste 200 000, an Hafer 50 000 t. Infolge des Krieges mit dem Balkanbunde verlor die Türkei bekanntlich fast ihren ganzen europäischen Besitz.

8. Österreich-Ungarn. Bei Österreich-Ungarn sind die beiden Reichshälften Österreich und Ungarn zu unterscheiden. Das engere

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Österreich ist bereits stark industriell; über 50% seiner Bevölkerung sind in der Industrie tätig. Die österreichische Landwirtschaft allein vermag den Brotbedarf des österreichischen Volkes nur zu etwa 60% durch ihre eigene Erzeugung zu decken. Ungarn dagegen ist nahezu ganz Agrarstaat mit überwiegendem Großgrundbesitz; nur wenig über 10% der Bevölkerung sind in der Industrie beschäftigt. Die Hauptfrucht Ungarns ist Weizen. Die ungarische Landwirtschaft erzeugt bedeutend mehr Weizen, als dem Bedarf des Kronlandes entspricht, und zwar beträgt der Überschuß etwa 28% der Produktion. Nächst dem Weizen ist der Mais die wichtigste Getreideart Ungarns. Wenn man beide Kronländer zusammennimmt, so vermag Österreich-Ungarn bei normaler Ernte seine Bevölkerung ausreichend mit Brotgetreide zu versorgen. Dasselbe gilt von der Fleischversorgung. Die Durchschnittsweizenernte betrug in dem Zeitraum von 1906 bis 1910 59,8 Mill. dz, die Mehreinfuhr 2,0 Mill. In Roggen, dessen Konsum mit fortschreitender wirtschaftlicher Entwicklung abnimmt, betrug die Durchschnittsernte in dem angegebenen Zeitraum 39,3 Mill., die Mehreinfuhr 0,2 Mill. Dabei ist zu bedenken, daß die Landwirtschaft in Österreich-Ungarn noch sehr entwicklungsfähig ist, und wenn sie sich einmal auf derselben Höhe befindet wie die reichsdeutsche, dann kann wohl auch noch ein Ausfuhrüberschuß erzielt werden. Österreich-Ungarn hat seine Getreideerzeugung durch einen Zoll geschützt, der beim Roggen 4,93 Mk., beim Weizen 5,36 Mk. für 100 kg beträgt. Daneben bestehen entsprechend hohe Viehzölle. Seit 1851 erst besitzen Österreich und Ungarn eine Zollgemeinschaft, die sowohl für die österreichische Industrie wie für die ungarische Landwirtschaft von Vorteil war, weil beide jetzt günstige Absatzgelegenheiten hatten. Die österreichische Landwirtschaft dagegen sah sich geschädigt, weil die österreichische Einfuhr von Ackerbauerzeugnissen fast ausschließlich von Ungarn herrührt.

9. Deutschland. Über die deutsche Lebensmittelerzeugung sind wir genügend unterrichtet worden. Die Leistungsfähigkeit unserer Landwirtschaft hat sich aufs beste bewährt. Trotz der gewaltig gewachsenen Bevölkerung und des erheblich gestiegenen Verbrauchs ist es unserer Landwirtschaft gelungen, in normalen Jahren gegen 90% des Brotgetreidebedarfs (Roggen und Weizen zusammengenommen) und etwa 95% des Fleischbedarfs durch eigene Erzeugung zu decken. Deutschland ist ein überwiegendes Roggenland; in guten Jahren erntet es sogar einen erheblichen Überschuß an Roggen, während wir nur etwas über zwei Drittel unseres Weizenbedarfs erzeugen. Die deutsche Weizenproduktion reicht im Durchschnitt für etwa 8 Monate, die deutsche Roggenproduktion für etwa 15 Monate. Deutschland allein liefert ein Viertel der Weltproduktion an Roggen und nicht weniger als ein Drittel der Weltproduktion an Kartoffeln. Deutschland ist das erste Kartoffelland der Erde. Nach

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihm kommt Rußland, dann Frankreich. In bezug auf Kartoffeln ist Deutschland mit einer Ernte von 50 Mill. Tonnen vom Auslande unabhängig; es dienen aber nur knapp 40% der Kartoffelernte bei uns der menschlichen Ernährung. Ferner steht Deutschland an erster Stelle, was den Zuckerrübenbau betrifft; es erzeugt jährlich 2,7 Mill. Tonnen Zucker, wovon bisher 1,1 Mill. Tonnen ausgeführt wurden. Nur in einzelnen Produktionszweigen sind wir mehr oder minder stark auf das Ausland angewiesen. So bezogen wir für etwa 50 Mill. Mk. alljährlich an Geflügel aus dem Auslande. Der jährliche Eierverbrauch Deutschlands beläuft sich auf etwa 200 Mill. Mk., wovon aber für rund 100 Mill. Mk. aus dem Auslande bezogen wurden. Ausländisches Obst wurde im Werte von etwa 150 Mill. Mk. eingeführt. An Molkereierzeugnissen bezogen wir für etwa 190 Mill. Mk., einer Einfuhr, der allerdings eine Eigenproduktion von 2,650 Milliarden gegenüberstand. Jedenfalls brauchen wir uns wegen unserer Lebensmittelversorgung keine ernstliche Sorge zu machen. Pflicht der Konsumenten ist es allerdings, sich zweckentsprechend einzurichten, mit dem Vorhandenen haushälterisch umzugehen und insbesondere darauf zu achten, einzelne weniger reichlich vorhandene Lebensmittel durch reichlicher vorhandene zu ersetzen.

Dr. E. G. Zitzen.

Die Kriegsnot der Hausbesitzer und Mieter und die Volkswohlfahrt.

Die bittere Not erzwingt manchmal schnell, was lange gute Zeiten nicht an Fortschritt bringen wollten. Not lehrt nachdenken und lehrt auch handeln.

Es wurde in der letzten Zeit sehr häufig ausgesprochen, daß die gegenwärtige Kriegslage mit allen früheren Kriegszeiten unvergleichbar ist. Unser verwickeltes, ineinander verschlungenes Wirtschaftsleben, das Zusammenhänge besitzt, die selbst den Fachmann vielfach überraschen, verursacht dieses völlig besondere Gepräge unserer Tage. Der Krieg ist immer ein Prüfer, vielleicht war es ein Segen, daß auch unser heutiges Wirtschaftsleben einmal gründlich geprüft wurde.

Der Haus- und Grundbesitz hatte schon vor dem Kriege keine guten Zeiten, vielfach sogar schwerste Notlage und Überschuldung. Der Krieg brachte und bringt da jetzt nur den vollen Krug zum Überlaufen. Es ist ja selbstverständlich, daß schuldenfreie Häuser durch den Mietausfall, die Kriegsnot der Hausbesitzer, nicht mehr leiden, als z. B. die Gewerbe oder der Handel, die den Verlust an Kundschaft oder die Uneinbringlichkeit von Forderungen beklagen. Jede Not ist natürlich Not, aber unser Volk bringt getrosten Herzens in der Hoffnung auf einen herrlichen Sieg

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

alle Opfer, die es tragen kann. Nur da, wo die Not zum Zusammenbruch führen muß, und wo dieser Zusammenbruch durch die Zusammenhänge unseres Wirtschaftslebens schwerwiegende Folgen haben muß, liegt auch in dieser Opferzeit ein öffentliches Interesse vor, Hilfe zu bringen.

Der Haus- und Grundbesitz war also vielfach in schwerer Notlage und Überschuldung. Der Krieg droht jetzt, zahlreiche Existenzen schon durch wenige Monate Mietausfall zu zertrümmern. Da müssen wir uns erinnern, welch außerordentliche Wichtigkeit für unser Wirtschaftsleben die Gesundheit des Haus- und Grundbesitzes hat. Werden die Hausbesitzer zahlungsunfähig, dann erhalten die Hypothekenbesitzer keine Zinsen. Die Hypothekenbesitzer geraten also auch in Not. Wer sind nun diese Hypothekenbesitzer? Das sind zunächst die Sparkassen, also die gesammelte Sparkraft unserer gesamten kleinen Bevölkerung, das sind weiter die Pfandbriefanstalten, denen durch den Ankauf von Pfandbriefen weiteste Kreise unseres Volkes ihr Geld anvertrauten, das sind außerdem all die vielen Vermögenden und weniger Vermögenden, die mit Recht bisher in der Hypothek die sicherste Kapitalanlage erblickten, und das sind schließlich die Verwalter von Mündelgeldern oder von Stiftungen aller Art, bei denen nur die Erträgnisse verbraucht werden sollen. Tatsächlich, es droht ein Zusammenbruch unseres Kreditsystems, wenn die Hypothekenzinsen einmal in größerem Maße nicht bezahlt werden können. Und der Sparer wird mit Recht fragen, wo seine oder die ihm anvertrauten Gelder denn in Kriegszeiten noch sicher sind, wenn die bisher sicherste Anlagemöglichkeit versagt.

Aber es ist nicht nur wichtig, daß der Hausbesitzer seine Mieten bezahlt bekommt, damit er selbst davon leben und seine Hypothekenzinsen bezahlen kann, es ist auch von außerordentlicher Tragweite, daß die Zahlung der Miete den Mietern nur solche Opfer auferlegt, die sie tragen können. Die Mietebezahlung ist eine der wichtigsten Fragen für jeden Mieter, also für vielleicht 95% aller unserer Volksgenossen. Sorgfältige Statistiken zeigen, daß in Friedenszeiten schon 15—30% des gesamten Einkommens für die Bezahlung der Miete verwandt werden müssen. Wie häufig geht jetzt das Einkommen auf die Hälfte der früheren Einnahmen zurück, sei es, daß kaufmännische Geschäfte des Krieges wegen ihre Angestellten eigentlich überhaupt nicht behalten können und ihnen wenigstens die Hälfte des Gehaltes weiterbezahlen, sei es, daß das Überangebot an Arbeitskräften hier und da zu starken Minderungen der Gehälter führt, sei es, daß Ladeninhaber oder auch praktische Ärzte oder Rechtsanwälte in einer Weise durch den Krieg betroffen werden, daß die schließliche Wirkung eine ähnlich starke Kürzung ihres Einkommens bringt. In einem solchen Fall würde die Summe, die von dem Einkommen für die Zahlung der Miete verbraucht werden muß, 30—60% des Einkommens (das Doppelte der oben genannten Sätze in der Friedenszeit) betragen. Welche Wichtig-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

keit ein solcher Ausgabeposten hat, der sich infolge der Kündigungsfristen erst nach Monaten oder gar nicht vermindern läßt, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. Ich habe auf die Wichtigkeit dieser Seite hingewiesen, weil mir erst diejenige Hilfe für den Hausbesitz annehmbar erscheint, die zugleich auch den Mietern hilft.

Nicht unerwähnt will ich lassen, daß der Hausbesitz aus einem wichtigen Grunde noch eine ganz besondere Berechtigung hat, von der öffentlichen Hand geschützt zu werden. Die ersten Augusttage des vorigen Jahres brachten — das darf man nicht vergessen — dem Hausbesitz eine besondere Kriegsbelastung. Ein Hausbesitzer kann nach den damals beschlossenen Gesetzen heute die Familie eines ins Feld Gezogenen nicht aus ihrer Wohnung hinausweisen, mag die Miete noch so lange unbezahlt bleiben und die Aussicht auf spätere Bezahlung noch so gering sein. Das ist gewiß sehr berechtigt, aber man muß den Hausbesitzer anderseits auch ebenso gewiß entschädigen. Jeder Krämer, der bisher der Familie eines unserer Krieger Lebensmittel oder irgendwelchen Bedarf geliefert hat, kann und wird seine Lieferungen einstellen, wenn er sieht, daß er voraussichtlich niemals Bezahlung bekommen wird. Der Hausbesitzer muß die Wohnung immer weiter bewohnen lassen und kann sie nicht anderweitig vermieten. Das gibt ihm gewiß das Recht, Hilfe zu verlangen. Ich betone das, obwohl ich kein Hausbesitzer bin.

Eine Hilfshandlung, die den berührten Notständen wirklich wirksam zu Leibe gehen will, muß meines Erachtens folgende Bedingungen erfüllen:

1. Sie muß gleichzeitig dem Hypothekengläubiger, dem Hausbesitzer und auch dem Mieter helfen.
2. Sie darf keine wohlerworbenen Rechte verletzen. Die Hilfe darf nicht auf Kosten Einzelner geschehen.
3. Sie muß so helfen, daß die Not nicht wiederkommen kann, sie muß also eine Gesundung im Haus- und Grundbesitz herbeiführen.

Flickwerk ist Flickwerk. Und es ist ja auch deutsche Art, das, was geschehen soll, ganz zu tun. Schließlich ließe sich noch die Forderung aufstellen, daß eine umfassende Hilfshandlung dieser Art nicht andere Kriegshilfsunternehmungen stören darf, daß sie sich ihnen vielmehr am besten wohlgeordnet anschließt.

Aus diesen Erwägungen heraus entstand Anfang August des vorigen Jahres der folgende Vorschlag:

Das Reich gründe eine Reichs-„Bodenkasse", die für den Haus- und Grundbesitz in sachgemäß abgeänderter Weise leisten kann, was die Darlehnskasse für den mobilen Besitz heute schon leistet. Die Befugnis der Darlehnskasse zur Ausgabe von Darlehnskassenscheinen müßte ihr Gegenstück fin-

den in der Befugnis der „Bodenkasse" zur Ausgabe von Bodenscheinen. Um eine Gesundung der betroffenen Grundstücke zu erzielen, müßten diese Grundstücke in das volle Eigentum der Bodenkasse übergehen und nach dem Kriege den Vorbesitzern in einer Form zurückverkauft werden, die jede neue schwere Not nach Menschenwissen unmöglich macht. Ein besseres Bodenrechts- und Besitzverhältnis, wenigstens für die jetzt schwer bedrohten Grundstücke, soll das Ziel sein.

* * *

Man macht neuen Reformgedanken vielfach den Vorwurf, daß sie undurchführbar seien. Ich will darum gleich kurz schildern, wie man sich die Durchführung des Vorschlages im einzelnen denken kann. An der Ausarbeitung der folgenden Einzelheiten sind mehrere führende Bodenreformer beteiligt. Ich will das hier ausdrücklich feststellen. Möchte die Arbeit nicht vergeblich gewesen sein! Die Hamburger Ortsgruppe des Bundes Deutscher Bodenreformer hat den Vorschlag zu dem ihren gemacht und auf das tatkräftigste gefördert.

Die Voraussetzung jeder Hilfeleistung durch die Bodenkasse muß natürlich die Bedürftigkeit des Grundstückbesitzers sein. Die Bodenkasse kauft also solche „notleidenden" Grundstücke an und bekommt daher vom Augenblick des Ankaufes an die gesamten Grundstückserträgnisse. Dadurch ist die Möglichkeit eines direkten Verkehrs zwischen der Bodenkasse und den Mietern und demnach auch einer direkten Hilfe bei der Mietezahlung gegeben. Der bisherige Eigentümer muß möglichst weiterhin der Verwalter des Hauses bleiben. Der Ankauf erfolgt aber nicht ohne weiteres gegen Bodenscheine; die Gefahr des regellosen, „erratischen" Auftretens größerer Geldsummen auf dem Geldmarkt muß unbedingt vermieden werden. Deshalb ist ein guter Umweg zu empfehlen: Für nur 80% der erworbenen Werte sollten Bodenscheine (Papiergeld) gedruckt werden, für die die vollen 100% als Deckung dienen. Die letzten 20% bleiben als Buchguthaben eine Forderung der Vorbesitzer an die Bodenkasse. (Im Interesse des Zutrauens zu den Bodenscheinen müßte dieses Buchguthaben aber als nachgeordnete Forderung gelten, so daß die Deckung der Bodenscheine gewissermaßen „Prioritätsobligation" ist.) Für die Bodenscheine (in Höhe von 80% der erworbenen Grundstückswerte) kauft die Bodenkasse Kommunalanleihen oder Staats- oder Reichsanleihen, vorzugsweise aber Kriegsanleihen. Hiermit werden — bei jenen etwa zum Kurswert vom 1. Juli 1914 — 80% des Übernahmepreises an die Hypothekengläubiger und bisherigen Besitzer ausgezahlt. Der Rest bleibt als die erwähnte Buchforderung vorläufig unbezahlt und wird nur verzinst.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Verkaufswilligen müßten die nötige Einwilligung ihrer Hypothekengläubiger zu all dem beibringen. Als Kaufpreis der Grundstücke müßte der Wert vom 1. Juli 1914 angenommen werden, ein neuerer ließe sich ja auch garnicht zuverlässig feststellen. Als Ausgangspunkt für die Wertfeststellung könnten die Steuererklärungen für die Steuer nach dem gemeinen Wert oder für die Wehrsteuer (Reichsvermögenssteuer) dienen. Unbebautes Gelände müßte natürlich in Höhe seines Ackerwertes Anspruch auf solche Hilfeleistung haben.

Ist es berechtigt, den Wert vom 1. Juli 1914 bei dem Ankauf zugrunde zu legen? Jeder bringt in dieser Kriegszeit Opfer, soll da den Hausbesitzern geholfen werden, ohne daß sie einen Verlust an ihrem Grundstück erleiden?

Ich betone noch einmal, daß ich nicht Hausbesitzer bin. Aber es erscheint mir gerecht, den Hausbesitz hier keinen Verlust tragen zu lassen. Der uns aufgezwungene Krieg muß uns einen Frieden bringen, der die reichen Opfer wert ist, die um seinetwillen nötig wurden. Und was an wirtschaftlichen oder überhaupt in Mark und Pfennig meßbaren Werten durch den Krieg verloren ging, muß später durch die Friedenszeit unmittelbar oder mittelbar nach Möglichkeit seinen Schadenersatz finden. Erhöhte Erträgnisse müssen für die Zeit der Not entschädigen, wo sich überhaupt durch Menschenkraft entschädigen läßt. Jeder Arbeitende soll also im Frieden die Verluste der Kriegszeit durch vermehrte Einnahmen hereinbringen. Nur die Grundstücksbesitzer müssen von diesen vermehrten Einnahmen in der Friedenszeit ausgeschlossen werden. Der Frieden darf und soll dem Hausbesitz n i c h t die Möglichkeit bringen, durch erhöhte Erträgnisse, also durch Mietserhöhung, die Verluste der Kriegszeit auszugleichen. Das ist unbedingt notwendig. Denn sonst würden wieder, wie nach dem Kriege von 1870/71, die meisten unserer Volksgenossen der Grundrente geben müssen, was sie an Arbeitseinkommen infolge des allgemeinen Aufschwunges mehr verdienen. Dann würde es wieder so kommen, daß den zurückkehrenden Kriegern zum Dank für die auf dem Schlachtfelde errungenen Erfolge die Wohnungen verteuert werden, daß die Brotpreise und alles, was mit der Erzeugung auf deutschem Grund und Boden zusammenhängt, teurer werden, daß also das Erbe unserer Siege nur wenigen Bevorrechtigten, nicht aber dem ganzen Volke zufällt. Darum bin ich dafür, daß die Hausbesitzer jetzt kein Verlust in dieser ihrer Eigenschaft als Hausbesitzer trifft. Kein Verlust jetzt — kein Schadenersatz für später!

Wer sich einmal mit Währungsfragen beschäftigt hat, wird noch fragen, ob denn die Unterlagssicherheit für die auszugebenden Bodenscheine genügt. Ich glaube, daß das Nichtausdrucken der letzten 20% der Grundstückswerte die Sicherheit der Bodenscheine durchaus genügend gewährleistet. Das in den Kellern der Reichsbank lagernde und nicht zu Auszahlungen verwandte G o l d ist gewiß keine bessere Grundlage für die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ausgabe von Papiergeld als fruchtbringender Bodenbesitz, aus dessen Erträgnissen andauernd die herausgegebenen Bodenscheine getilgt werden können.

Als Ausgabegrenze für die Bodenscheine würde ich 1 Milliarde Mark monatlich vorschlagen. Diese sind allein für den Kriegsbedarf leicht in den Verkehr zu leiten. Es würde also ein Grundstücksankauf bis zum Werte von $1\frac{1}{4}$ Milliarde Mark monatlich möglich sein. Ich bin aber überzeugt, daß die Inanspruchnahme der Bodenkasse wahrscheinlich viel geringer sein wird, denn ihr bloßes Vorhandensein wird vielfach als Hilfe genügen. Ich brauche das hier nicht näher auszuführen. Dringende Bedürftigkeit muß bei den Ankäufen natürlich vorzugsweise berücksichtigt werden, anderseits müßte aber auch die Tätigkeit der Bodenkasse in geeigneter Weise vor Mißbrauch geschützt werden. Ich würde eine Mitwirkung der Gemeindebehörden empfehlen und eine Unterstützung z. B. durch Umsatzsteuerermäßigung und dergleichen.

Angesichts der Unverzinslichkeit ihres Kapitals kann die Bodenkasse weitherzige sachliche Bedingungen festsetzen für Miete-Kriegserleichterungen oder Mieterlasse. Ein Mietertrag von durchschnittlich nur 50% der früheren Mieten würde für die Bodenkasse noch vorteilhaft sein. Gewiß wird es jedem zusagen, wenn den Familien unserer Krieger an Stelle des Hinweises auf barmherzige Wohltätigkeit oder auf die Geneigtheit des Hausbesitzers ein Rechtsanspruch auf Miethilfe gewährt wird. Trotzdem können noch Überschüsse von der Bodenkasse erzielt werden. Aus diesen müßten zunächst die Entschädigung für den Hausverwalter, die Zinsen der Buchguthaben (der letzten 20% des Kaufpreises), die Erhaltungskosten der Gebäude und die eigenen Verwaltungskosten bezahlt werden. Der gesamte Überschuß müßte und kann dann zur Tilgung der Bodenscheine verwandt werden.

Nach Wiedereintritt geregelter Verhältnisse, also vielleicht ein halbes Jahr nach dem Kriege, müßte die Bodenkasse von den Vorbesitzern ihrer Grundstücke die Einlösung einer Rückkaufsverpflichtung verlangen, die beim Ankauf eingegangen sein müßte, und für welche die 20% Buchguthaben als Sicherheit dienten. Der Rückverkauf erfolgt dann in der Form, daß als Preis für den Bodenwert eine unkündbare Rente gilt, die bei jedem Besitzwechsel unter Toten oder Lebenden (bei juristischen Personen in regelmäßigen Zwischenräumen) nach genauer Wert- und Zinsfußschätzung neu festgesetzt wird. Man verzeihe hier meine juristische Ausdrucksweise. Der Gebäudewert muß verzinst und mit jährlich mindestens $\frac{1}{2}$ % getilgt werden, kann aber auch sofort bar bezahlt werden. Das Buchguthaben wird entsprechend gegengerechnet.

Damit wird unmöglich gemacht, daß in Zukunft Gewinne am Bodenwert nur einem Einzelnen zugute kommen, anderseits braucht aber auch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

niemand mehr Verluste am reinen Bodenwert zu tragen. Die Neufestsetzung der unkündbaren Rente nach genauer Wert- und Zinsfußschätzung bei jedem Besitzwechsel bringt also eine Stetigkeit in die Lage des jetzt betroffenen Grundbesitzes, die auch wohltuend auf den gesamten übrigen Grundstücks-„Markt" einwirken wird.

Aus den nach Friedensschluß immer reichlicher eingehenden Beträgen werden dann so schnell wie möglich die ausgegebenen Bodenscheine getilgt. Ist das geschehen, dann müßten die immer noch fortdauernden Einnahmen der Bodenkasse in geeigneter Verteilung an die Gemeinden, die Staaten und das Reich übertragen werden.

Ich will noch besonders auf die wichtige Papiergeldfrage eingehen und darauf aufmerksam machen, daß man bei der Ausgabe von Papiergeld heute keine Vergleiche aus früherer Zeit heranziehen darf. Wieviel Papiergeld unsere heutige Volkswirtschaft vertragen kann, ist eine Sache unserer Erfahrung. Die bisherigen Erfahrungen während des Krieges lassen nach genauer Prüfung einzelner auf den ersten Blick vielleicht etwas bedenklicher Erscheinungen den Schluß zu, daß Papiergeld im Kriege etwas wirklich Brauchbares ist. Der Papiergeldkurs richtet sich auch nicht nur, wie manche Theoretiker annehmen, nach Angebot und Nachfrage. Auch das Vertrauen in den Staat ist dafür wichtig, der bei uns gewiß heute für eine Vollwertigkeit seiner Umlaufsmittel sorgen wird. Übrigens wird sich auch das Gesetz von Angebot und Nachfrage befriedigend in Übereinstimmung mit einer bedeutenden Papiergeldausgabe bringen lassen, wenn man berücksichtigt, daß das Papiergeld in Kriegszeiten zugleich der Ersatz für die fast unmeßbaren Mengen an Wechseln, Schecks, Giroguthaben und dergleichen sein muß, die in Friedenszeiten einen geringeren Bargeldumlauf ermöglichen.

Sorgen wir für eine genügende Unterlagssicherheit, dann dürfen wir gewiß Papiergeld in vernünftigen Mengen ausgeben.

Die Vorteile des vorgetragenen Vorschlages — er wird in der Fachpresse als der „Hamburger Vorschlag" bezeichnet, weil die Hamburger Ortsgruppe des Bundes Deutscher Bodenreformer ihn verbreitet — lassen sich vielleicht so zusammenfassen: Den Hypothekengläubigern, den Hausbesitzern und vielen Mietern wird geholfen, durch die Freiwilligkeit des Verkaufes werden keine wohlerworbenen Rechte verletzt, die Bodenkasse fügt sich passend der Darlehnskasse an und — die Hauptsache! — den Betroffenen wird Gesundung gebracht. Den Bodenpreisen würde wieder die Möglichkeit gegeben, ohne Schädigung einzelner unglücklicher Opfer endlich einmal wieder in großem Maße niedriger zu werden. Friedensmaßnahmen, vielleicht auf dem Wege einer allgemeinen Hypothekarreform, müßten später im gleichen Sinne ergänzend eingreifen.

Niedrige Bodenpreise sind die Voraussetzung aller Wohnungsreform. Einzelwohnungen mit Gärten an Stelle unserer Mietkasernen, wirkliche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Heimstätten, in denen unser Volk sich heimisch fühlen kann, sind nur möglich, wo nicht eine hohe Grundrente alles mit ihrem Fluch belastet hat. Möchte jetzt die Not des Krieges bringen, daß die Möglichkeit zu einem späteren Sinken der Bodenpreise geschaffen wird! Die Verluste aus diesem Sinken der Bodenpreise würden bei Durchführung des Hamburger Vorschlages von der Gesamtheit getragen werden, die als Volksganzes die unendlichen Vorteile davon hat.

Heute ist die Verschuldung unserer Grundstücke nicht nur ein schweres Übel, sondern als stete Bedrohung unseres ganzen Kreditsystems und Wirtschaftslebens auch eine Unterstützung unserer äußeren Feinde. Wie sagt doch Goethe im zweiten Teil des Faust:

Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errungne;
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das Letzte wär' das Höchsterrungne.
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen.
Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Herde
Sogleich behaglich auf der neusten Erde,
. . . . . .
. . . . . .
Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draußen Flut bis auf zum Rand!
Auch die Flut unserer Feinde!

Rudolf Wiesener.

Rund um uns

Wir und die andern. So lautet die Überschrift eines Aufsatzes von Adolf Bartning, eines Aufsatzes, der ursprünglich für den „Vortrupp" bestimmt war. Der Verfasser hatte ihn als Schlußstein gedacht zu den beiden Artikeln „Weltbrand" und „Landgraf, werde hart" (Vortrupp Nr. 18 und 19, vom 16. September und 1. Oktober 1914). Die Schriftleitung des „Vortrupp" hat aber nach eingehender Erwägung die Verantwortung für den Abdruck dieses dritten Aufsatzes nicht mehr übernehmen können, und der Verfasser hat deshalb den Aufsatz nunmehr als Privatdruck (gedruckt bei der C. F. Müllerschen Hofbuchdruckerei, Karlsruhe) herausgegeben. Wer den Aufsatz zu lesen wünscht, möge sich unmittelbar an den Verfasser wenden (Anschrift: Hamburg 1, Mönckebergstraße 17). Der Leser wird dann einen ehrlichen Ausdruck „eifernder Liebe für unser Vaterland" (vgl. Bartnings „Vorwort") finden, glänzend geschrieben, wie Alles, was Bartning verfaßt. Der Leser wird dann aber auch ohne weiteres erkennen, weshalb der „Vortrupp" dieses dritte Stück der Aufsatzreihe Bartnings

unter der Verantwortung des „Vortrupp" nicht bringen konnte.

Denn erstens: Auch der Weltkrieg berechtigt eine Zeitschrift nicht, mit allen ihren Überlieferungen über Tonart und über das Vermeiden von Übertreibungen zu brechen. Wir konnten daher zum Beispiel nicht unter unsrer Verantwortung schreiben lassen, daß, unter Andern, Männer wie Asquith und Lloyd George „jedem Verbrecher-Klub zur Zierde gereichen würden" (Bartning S. 13/14).

Sodann: Wie jedermann weiß, hat der „Vortrupp" vor dem Kriege mit allen Kräften für die deutsch-englische Verständigung gearbeitet. Auf diesen Versuch, mit dazu zu helfen, daß der Welt, und besonders der germanischen Welt, das furchtbare Unglück erspart bleibe, von dem sie jetzt betroffen ist, werden wir stets stolz bleiben. Deutschlands Beste — der Kaiser und sein Kanzler voran — haben dabei mit uns auf der gleichen Seite gestanden, Englands Beste nicht minder. Diese Arbeit ist vergeblich gewesen, sie ist daran gescheitert, daß in entscheidender Stunde nicht Macdonald und John Burns, sondern der schlechte Churchill und der beschränkte Grey in England an der Macht saßen. Aber sollten wir unsre Arbeit jetzt verleugnen, weil sie sieglos geblieben ist? Nein, denn — wie Adolf Bartning einmal in einer Rede in Wesselburen hervorgehoben hat — „es ist eine pöbelhafte Gewohnheit, alles nach dem Erfolge zu beurteilen". Wir würden aber unsre Arbeit nicht nur verleugnet, sondern wir würden sie geradezu verhöhnt haben, wenn wir unter unsrer Verantwortung von dem „Leim einer sogenannten Verständigung" hätten sprechen lassen (Bartning S. 10). Gerade, weil wir für jenes Ziel gearbeitet haben, haben wir das Recht (so wie wir es fast in jeder Nummer tun), den Verrat, den Englands leitende Staatsmänner begangen haben und die Borniertheit des größten Teiles des englischen Volkes, der ihnen nachläuft, als das zu brandmarken, was sie sind. Aber wenn wir unter unsrer Verantwortung einen Satz gebracht hätten, wie den, wo Bartning (S. 15 Schlußabsatz) von den Engländern sagt: „Mit Menschen kann man „sich verständigen, nachdem man sich „tüchtig geschlagen hat. Hyänen und „Schakale aber kann man nur ausrotten. „Gewürm kann man nur zertreten", so würde man über den „Vortrupp" — mit gerechtem Spott — gesagt haben: „Alle „Wetter, der versteht es aber, eine neue „Konjunktur glänzend auszunutzen. Oder „will er gern vergessen machen, was er „früher über England und die Engländer „geschrieben hat?" Wohlverstanden: Adolf Bartning hat das volle Recht, so zu schreiben, wie er es tut, da es seiner Überzeugung entspricht; dieselben Worte wären aber im „Vortrupp" unmöglich (zumal wir sie auch sachlich für eine Übertreibung halten).

Drittens: Wie ebenfalls bekannt ist, haben wir stets die Frauenbewegung (weil und insoweit sie eine der wichtigsten rassenhygienischen Bewegungen ist) vertreten und werden das selbstverständlich weiter tun. Es wäre daher eine Charakterlosigkeit schlimmster Art gewesen, wenn wir unter unsrer Verantwortung den Spott abgedruckt hätten, den Bartning — übrigens unsrer Meinung nach in Unkenntnis über das Wesen der Frauenbewegung — auf S. 24 über die Frauenbewegung ergießt.

Viertens endlich: Wie der „Vortrupp" zu unserm großen Kriege steht, das weiß jeder, der ihn liest. Wir glauben aber — das muß klar ausgesprochen werden —, daß bei dem unbedingten Völkerhaß, wie er aus jeder Zeile der Bartningschen Schrift spricht, nichts Gutes — besonders nichts Gutes für unser deutsches Volk — herauskommt. Wir halten es mit Fritz Lienhard, der kürzlich (vermutlich gegen Lissauer) die wunderschönen Worte fand:

Sprecht nicht soviel von Haß,
sprecht von Stolz;
Die Eiche, nicht die Tollkirsche
ist unser Holz.

Wir finden diese Auffassung geteilt in jener kürzlich bekannt gewordenen Postkarte eines Rittmeisters vom west-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichen Kriegsschauplatze, in der es ja heißt: „Es ist eine eigentümliche Er„scheinung, daß, vom Kriegsbeginn ab„gesehen, Haß und Verachtung nicht „an der Front, sondern ausschließlich „daheim zu finden sind. Wir hier vorn „tun unsre Pflicht und achten den Feind, „der sie auch erfüllt."

Und wir können uns daher auch als Folge des deutschen Sieges (über dessen Wahrscheinlichkeit wir zuversichtlicher denken, als Bartning S. 24/25) nur etwas wirklich Stolzes denken: ein deutsches Geschenk an die Menschheit. Dieser deutsche Sieg wird und muß ein Schritt weiter sein zur Ausdehnung der Rechtsordnung unter den Völkern, ein Schritt auf der Bahn, an deren Ende — vielleicht — einmal der Weltfriede liegt. Dieser Glaube hat nichts zu tun mit dem utopischen Gedanken einer etwaigen alsbaldigen Abrüstung nach diesem Kriege. Aber daß es, wenn dieser Krieg einmal ausgekämpft sein wird, eine der nächsten und höchsten Pflichten aller anständigen Menschen aller europäischen Völker sein wird, ernsthaft und sachlich die Frage zu prüfen: „Gibt es nicht vielleicht doch Mittel, uns davor zu sichern, daß so ungeheures Unheil sich wiederhole?", daran zweifeln wir allerdings nicht. Diese Auffassung, die — durchaus unbeschadet des Willens, jetzt durchzuhalten und zu siegen — durch die allerweitesten Kreise Deutschlands geht, ist überhaupt eines der bisher greifbarsten Ergebnisse des Krieges. Wie stark sie auch an der Front geteilt wird, dafür ist ja ein schönes Beispiel der kürzlich veröffentlichte Brief, den der Landrat und Hauptmann Freiherr v. Marschall und Bieberstein, kurz vor seinem Soldatentode, aus dem Schützengraben geschrieben hat: Jener Brief, der der Menschheit den Krieg als etwas zeigen wollte, über das einmal hinauszuwachsen ihre Aufgabe sei.

Also aus diesen Gründen konnten wir Adolf Bartnings dritten Aufsatz im „Vortrupp" nicht veröffentlichen. Er selbst gibt ja auch in seinem „Vorwort" unter Ziffer 2—4 diese Gründe als die Gründe unsrer Ablehnung an (wenn auch in so knapper Fassung, daß der Fernerstehende ihren wirklichen Sinn aus dem Bartningschen Vorwort kaum wird erfassen können). Wenn Bartning dabei diese Gründe als im „Gegensatz zu unsrer gewaltigen Zeit" stehend bezeichnet, so ist das (ebenso wie die völlig unzutreffende Fassung des dort unter Ziffer 5 weiter angegebenen Grundes und die unverständlich machende Darstellung unsres Grundes, der die Frauenbewegung betrifft) aus der ungeheuren Erregung zu erklären, in der das ganze Heft geschrieben ist: Bartnings echter „eifernder Liebe für das Vaterland" muß man in einer Zeit wie der unsrigen Vieles zugute rechnen. Man muß es verstehen, daß sie auch manche, rein subjektiven, eigenen Meinungen und Empfindungen für den objektiven Inhalt unsrer gewaltigen Zeit hält. Und daß sie dann die wirklichen oder vermeintlichen Gegner dieser subjektiven eigenen Meinungen und Empfindungen sofort der Gegnerschaft gegen — unsre gewaltige Zeit anklagt.

Soviel war zu sagen, um unsern Standpunkt zu wahren, und um zu erklären, warum dieser dritte Aufsatz Bartnings nicht im „Vortrupp" hat erscheinen können. Im übrigen, wie gesagt, soll Jeder Bartnings Aufsatz selbst lesen und selbst seine Stellung dazu finden; ein solches leidenschaftliches Bekenntnis eines bedeutenden Menschen verdient das immer.

Noch Eins: Zu einer Anschauung Bartnings (S. 20, Schlußabsatz S. 21) eine herzliche Zustimmung in der Sache (die Form — die der Polemik gegen einen möglichen Gegner der Bartningschen Meinung — ist leider für unser Gefühl zu gehässig). Gewiß, weder die Kathedrale von Reims noch irgend ein anderes Kunstwerk — und komme es an Hoheit der Peterskirche gleich — dürfen geschont werden, wenn ihre Vernichtung dem geringsten deutschen Soldaten Tod oder Verwundung ersparen kann!

Vortrupp.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

4. Jahrgang Nr. 4 16. Februar 1915

Deutsche Tracht.

„Von allen Europäern sind wir Teutsche fast diejenigen, welche auch hier am meisten vom Wechsel und von den Launen und Thorheiten fremder Völker abhängen. Abgeschmackter, lächerlicher und zweckwidriger kann nichts seyn, als wie ein europäischer Mann, vorzüglich wenn er stattlich und feierlich sein soll, seit zwei Jahrhunderten auftritt. Wenn man seine verschnittene und verstümmelte Kleidung sieht, sollte man glauben, sie sey Hunden und Affen ausgezogen, die ein Gaukler mit der Peitsche in der Hand dem Pöbel zum Tanze aufführt, und aus Versehen auf seinen Leib gethan: da ist alles für das Lächerliche und Häßliche, — für die Gesundheit die Schönheit, den Wohlstand auch fast nichts. Wir würden vieler kleinen und eitlen Sorgen los, unsere Jugend würde von vieler Geckerei und Gaukelei errettet, wenn wir von der Tracht unsrer Vorfahren uns das Natürliche und Männliche wieder nähmen, das sie vor 200 und 300 Jahren noch hatte."

So schrieb Ernst Moritz Arndt 1814 in seinem Büchlein „Über Sitte, Mode und Kleidertracht. Ein Wort aus der Zeit." Heute, nach 100 Jahren, sind diese Worte noch nicht veraltet. Das weiß jeder, in dessen Schönheitssinn sich verstehendes Denken mit fühlendem Schauen verbindet. Wer auf unsern Straßen einmal die Kleidung betrachtet und dabei fragt: „Warum dies so und jenes so?", der wird bald über die vielen sinnlosen, unzweckmäßigen und häßlichen Sachen den Kopf schütteln. Eine Kulturaufgabe harrt hier noch ihrer Lösung. Schon seit einigen Jahren wird bewußt daran gearbeitet. Das neue Kunstgewerbe und die freideutsche Jugendbewegung haben manchen gelungenen Versuch gezeitigt. Aber noch fehlte der günstige Boden im Leben des Volkes für die Aufnahme der neuen Leitgedanken. Die Kriegszeit, die Abneigung gegen alles Fremde erweckte und den Sinn für Einfachheit und Echtheit erstarken ließ, hat hier Wandel geschaffen. Manche Äußerungen in Zeitungen und im Volksmunde erwecken gute Hoffnungen für die Bestrebungen, eine neue deutsche Männer- und Frauentracht zu schaffen.

Es mag seltsam erscheinen, daß ich (ein ins Feld ziehender Soldat) in all der Aufregung und Not des Krieges auf eine Aufgabe zweiten Ranges hinweise. Ich glaube aber, daß hierdurch Manchem der Zurückbleibenden eine gute Anregung gegeben wird. Im übrigen halte ich es mit Ernst Moritz Arndt, der in demselben Büchlein sagt:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Viele werden über den Ernst lächeln, den ich in eine Sache lege, die den meisten so unbedeutend scheint. Mir scheint sie die bedeutendste für die Sitte und für das Leben, und ein großer Schritt vorwärts, damit uns nach und nach eine Eigenthümlichkeit und Gediegenheit wiederkehre, die wir als Volk leider verloren haben. Man sagt im gemeinen Sprichwort: Kleider machen Leute, ich sage: Kleider machen Menschen. Wo der Mensch in dem Gewöhnlichen und Alltäglichen jede Woche und jeden Monat wechselt, da bemächtigt sich das Unstäte, Wilde und Launische des Gemüthes und raubt ihm die Beständigkeit und die Freiheit."

Als vor hundert Jahren durch den siegreichen Befreiungskampf die fremden Bedrücker vom deutschen Boden vertrieben waren, wollten Ernst Moritz Arndt und Andre auch die Herrschaft der französischen Mode brechen und eine „teutsche Volkstracht" einführen. Was Arndt dabei vor Augen hatte, beschreibt er ebenfalls in der angeführten Schrift:

„Ich mache hier einen Vorschlag einer solchen allgemeinen Volkstracht für Männer, wie ich glaube, daß sie für unser Land, unser Gemüth, und die Gestalt des menschlichen Leibes überhaupt schicklich wäre.

Der teutsche Mann trägt gewöhnlich Stiefeln, die höchstens bis an die Kniebeuge hinaufgehen; bei feierlichsten Gelegenheiten nur trägt er Schuhe. Seine Beinkleider halten die Mitte zwischen zu eng und zu weit.

Um den Leib und halb über die Arme bis an den Ellenbogen trägt er in der kälteren Jahreszeit einen kurzen, den ganzen Leib umschließenden und bis auf die Hüften hinabgehenden Wams. Damit er sich auf das leichteste und bequemste bewegen könne, mag er sich beim Arbeiten und Leibesübungen bis auf diesen entkleiden.

Sein gewöhnliches Kleid ist der alte teutsche Leibrock, welcher, nirgends ausgeschnitten, schlicht herabfällt, so daß er die Hälfte der Schenkel über dem Knie bedeckt. Wenn er bewaffnet einhergeht, ist um denselben das Wehrgehäng, sonst ein leichter Gürtel geschnallt. Bei feierlichen Gelegenheiten trägt er immer ein Schwerdt, und hängt über diesen Leibrock einen leichten Mantel, der etwas über die Knie herabreicht.

Den Hals befreit er vom knechtischen Tuche und lässet den Hemdkragen über den kurzen Rockkragen auf die Schultern fallen.

Bei Feierlichkeiten und Festen wird ein Federhut mit den Volksfarben getragen; sonst mag er seinen Kopf bedecken und schmücken, wie es ihm gefällt. In solcher bestimmten Tracht, welche alle Männer tragen müßten, die ihre eigenen Herren sind, würden die teutschen Männer wieder stattlich, ernst und würdig erscheinen.

Auch für die teutschen Frauen in ihrem Geschlecht müßte eine Volkstracht erfunden werden, welche die angemessenste, schönste und züchtigste wäre. Ich wage keine vorzuschlagen. Ihr Schönheitssinn mag sie selbst erfinden, und in den Wechseln und Änderungen des kleinen Schmuckes und der beweglichen Zierathen mag man ihnen die Freiheit lassen, welche man dem spielenden und zarten Geschlechte nicht nehmen darf."

Von diesen Vorschlägen entspricht nur wenig unsern heutigen Forderungen. Der Satz vom „knechtischen Tuche" allerdings ist geradezu prächtig! Überhaupt findet sich in dem Buch „Über Sitte, Mode und Kleidertracht" manch treffliche Bemerkung, und der hohe Ernst der ganzen Behandlung macht es zu einem wertvollen Werk des Freiheitsdichters. Aus den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Fantasien für ein künftiges Deutschland" von E. von Schlabrendorf bringt Arndt an gleicher Stelle Folgendes:

> „Darum sage mir nicht, die Mode sey ein gleichgültiges Ding, und was du an der Oberfläche tuest, gehe das Innere nichts an. Das ist nicht wahr. Denn grade das Kleine, worin der Mensch täglich lebt, das Unbedeutende, was nur eine Stunde herrschen will, das erzieht und verzieht auch das Große und Bedeutende, und er muß es, damit es ihn nicht verderbe, unter die Sitte stellen ... Denn die Mode ist ein unruhiges, gaukelisches, launisches und üppiges Ding, gleich einer Buhlerin, die noch unschuldig scheint und grade durch diesen Schein am meisten verführt.
>
> Du bedarfst aber nicht zu den Griechen zu gehen noch die römischen Bildsäulen abzuzeichnen, damit du findest, was schön und wohlgefällig ist, sondern wenn du zwei, drei Jahrhunderte zurückgehst zu den Trachten deiner Vorfahren, magst du wohl finden, was zugleich leicht und stattlich teutschen Ernst und Sinn und überhaupt einem freien Volke wohl steht. Daraus wähle dann, was Frauen züchtig und lieblich und Männern tüchtig und würdig ist, und füge hinzu, was die jetzige Zeit verlangt. Denn daß du das Alte nachmachen sollst, das will ich nicht, sondern nur, daß die lose Unbeständigkeit und elende Gaukelei aufhöre; denn es muß doch eine Tracht seyn, die dir und dem teutschen Himmel zu allen Zeiten am besten passet und stehet, und die zugleich bequem, anständig und schön ist: Diese sollst du auswählen und behalten."

Hier haben wir schon die Grundgedanken für die Kleidung, die wir auch heute schaffen wollen. Schon lange vor Arndt hat es verständige Verächter der Modetorheiten gegeben. In seiner Schrift führt dieser auch einige interessante Bemerkungen von „Philander von Sittewalt" an, die aus dessen Büchlein „Wunderliche, wahrhaftige Geschichte, Zweiter Theil, Strasburg 1666" stammen. Zum Teil sind die folgenden Gedankengänge sogar aus der Entwicklung der Bekleidung deutlich zu beweisen. Es heißt dort:

> „Der erste rechte wahre Ursprung der Kleidung kommt von unserer Untugend, Sünde und Lastern her. Adam und Eva werden mir dessen Zeugniß geben, ohne welcher grausamen Fall wir der Kleider niemals bedurft hätten. So ist es auch nachmals fast mit allen Stücken, die wir am Leibe tragen, ergangen, da aus Noth und wegen eines sündlichen Schandfleckens jemand zur Bemäntelung und Beschönung desselben was von Tracht aufgebracht, ein anderer aber, der solchen Mangel nicht hatte, gleichwohl darauf gefallen und es nachgeäfft. Daher dann der Alamode ursprünglich entstanden. Die Kröse oder Krausen sind anfangs von denjenigen erdacht worden, welche nach eingerissener französischer Seuche in Teutschland die überbliebenen Schandflecken am Halse bedecken wollten, und gleichwohl sind andere, die solche wüste Flecken nicht am Leibe hatten, zugefahren, und je eines einen größeren kostbareren Kragen haben wollen.
>
> Also heutiges Tags ein wüstes, ungestaltes, verhöhntes, beflecktes Jungfrauengesicht hat zur Beschönung und Bemäntelung solcher Unstalt die Masken und den Flor erdacht, damit sie ihr Gesicht dahinter verbergen mögte. Ein schönes wohlgestaltetes, himmlisches, engelisches Bild und Gesicht hat solche Thorheit gesehen und alsobald nachgeäfft und nicht betrachtet, warum der andere Unlust solche Thorheit erfunden hatte, da sie

vielmehr alle Masken und Tücher vom Gesicht sollte weggkauft haben, nur daß man das schöne Gesicht hätte sehen und loben und lieben mögen.

Also eine Ungestalte, Buckligte, Höckerigte hat anfangs die großen weiten Armel aufgebracht, mit dem schmalen Rücken, damit sie den Hoffer also darunter verbergen mögen. Andere, die von geradem wohlgestaltem Leibe waren und solche Tracht nachmachen lassen, sind desto thörigter gewesen, weil sie den Männern Ursache des Verdachts geben, als sollten sie mit gleicher ungestalten Krümme am Leibe verstellet seyn. Also gewiß die meisten Alamode-Trachten und Neuerungen in Kleidung von unehrlichen Stücken und Ursachen ihren Ursprung genommen haben. Und haben auch die Männer gleiche und wohl größere Thorheiten wegen des Alamode begangen als die Weiber." —

In all diesen Betrachtungen findet sich ein richtiges, wenn auch unsicheres und unklares Wollen. Aber viel weiter geführt hat es nicht, obwohl weite Kreise in völkischer Begeisterung Arndts Gedanken zugänglich waren. Die „echt teutsche Nationaltracht" war bald ebenso spurlos verschwunden wie eine Modelaune. Es kann hier nur angedeutet werden, warum dieser Versuch fehl schlug wie auch der ebenfalls aus vaterländischen Gefühlen entstandene in den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Der tiefen Begeisterung fehlte die klare Erkenntnis der Forderungen, die an eine ideale Kleidung zu stellen sind. Darum muß sich unser Bestreben heute auf das Erfassen der künstlerischen, gesundheitlichen und praktischen Grundbedingungen der Männer- und Frauentracht richten.

Für eine unserm Schönheitssinn entsprechende Kleidung gelten in erster Linie die Grundsätze des neuen Kunstgewerbes. Die billigen und geschmacklosen Zweckmäßigkeitsschundwaren wie der überladene unehrliche Zierat wurden überwunden. „Fassadenblender" haben der Forderung der „Materialechtheit" weichen müssen. Aus der inneren Form und den wesentlichen Eigenschaften muß den Dingen ein „Kleid" geschaffen werden. Die „öde" Zweckmäßigkeit wird durch gediegene und geschmackvolle Ausführung veredelt. „Für uns ist Schönheit der Ausdruck vollendeter Zweckmäßigkeit, und wir streben nach einer Durchdringung unsres äußeren und inneren Lebens mit jener Schönheit, die alles Unharmonische, Zweckwidrige und Unwahre ausschließt." (Dr. G. Plaut in der „Schönheit".)

Auf die Mängel und Torheiten der heutigen Modekleidung braucht hier nicht näher eingegangen zu werden. Die alte Auffassung von Schmuck, die sich in Knöpfen, die nichts zu knöpfen, und Bändern oder Trägern, die nichts zu halten haben, und in andrem aufgehängtem Zierat zeigt, ist noch weitverbreitet. Der wahrhaft künstlerische Schmuck besteht zuerst in der Betonung der konstruktiven Hauptlinien. Dazu kommt die Wahl und Zusammenstellung der Farben. Besonders in der Männerkleidung müssen wir uns erst wieder an starke ungebrochene Farben gewöhnen. Bei Frauenkleidern sollte die durch stark gemusterte, mehrfarbige Stoffe gegebene neue Aufteilung der Körperflächen vermieden werden. Die Forderung der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

großen Fläche muß besonders durch den Schnitt und den einheitlichen Aufbau der Kleidung erfüllt werden. Dadurch wird auch am besten die große Linie, die dem Körper entspricht, in der Umhüllung wiedergegeben. Dem widerspricht nicht, daß wir unsre Kleidung durch Schnitt und Farbe trotzdem fein gliedern können. Die Frage der Farbe in dieser ernsten Kriegszeit scheint mir oft verkannt zu werden. Nicht das Schwarz tut es! Wieviel Üppigkeit und „Koketterie" zeigt sich uns in schwarzer „Toilette"! Auf die Einfachheit und Unaufdringlichkeit in Schnitt, Schmuck und Farbe kommt es an!

Der Aufbau der Kleidung soll möglichst einfach sein, also nur aus den zum Schutz des Körpers in den verschiedenen Jahreszeiten unbedingt notwendigen Stücken bestehen. Das An- und Ausziehen darf nur wenige Handgriffe erfordern, alle unnötige Schneiderarbeit ist zu vermeiden. Die Stoffe sollen die Ausdünstung des Körpers nicht zu sehr behindern und möglichst waschbar sein. Atmen und andre Bewegungen müssen frei erfolgen können. Vor allem sind Druck, Reibung, Schmutzfangen und leichtes Hängenbleiben auszuschalten. Gestalt, Gesundheit und Tätigkeit jedes Einzelnen bestimmen weitgehend jedes Eigenkleid.

Die drei Hauptforderungen für eine neue Tracht lassen sich kurz so zusammenfassen: Unsre Kleidung soll gesund, schön und zweckentsprechend sein. Daß in dieser Richtung schon Fortschritte gemacht sind, beweisen die weichen offenen Hemdkragen (Schillerkragen) und die kurzen Hosen der Sportkleidung, die fast schon „salonfähig" geworden sind. Auch gute Frauenkleider mehren sich. Verbesserungen zeigt auch unser feldgrauer Anzug gegenüber der alten Uniform, indem der Zweckmäßigkeit mehr Rechnung getragen ist. Feldbinde, Klappkragen und vordere Rocktaschen sind Fortschritte. Auch die Stiefel haben eine viel natürlichere Form bekommen. Ohne einen eigentlichen Zweck sind allerdings die Armaufschläge und hinten die Schoßklappen, die ursprünglich wirklich ihre Bestimmung hatten, jetzt aber festgenäht sind. Ihre aufgesetzten Knöpfe sind ebenfalls überflüssig, weil sie weder die Aufschläge festhalten, noch Schoßtaschen verschließen oder geschürzte lange Rockschöße zu tragen haben. Auch hier gibt es also noch das Eine und Andre zu verbessern.

Die Richtlinien der neuen deutschen Tracht hoffe ich, im Vorhergehenden angedeutet zu haben. Es gilt die jetzige Aufnahmefähigkeit der Allgemeinheit auszunützen und die Sinnlosigkeiten der fremden Modelaunen nicht mehr herrschen zu lassen. Vorarbeiten sind von Paul Schultze, Naumburg, in seinem Buch „Kultur des weiblichen Körpers", von der „Gesellschaft zur Reform der Männerkleidung" und in den Kreisen der wanderfrohen Freideutschen Jugend durch das für die Jahrhundertfeier auf dem Hohen Meißner herausgegebene Büchlein „Unsre Kleidung, Anregungen zur neuen Männer- und Frauentracht" (Freideutscher Jugend-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verlag Ad. Saal, Hamburg 1913) geleistet. Die letztere Schrift erscheint jetzt neu in erweiterter Umarbeitung. Noch gibt es keine fertigen „Lösungen". Nur Wenige haben bisher mit bescheidenen Kräften daran gearbeitet. Wer eigene Anregungen und fruchtbare Kritik geben kann, setzt sich am besten mit dem Mitarbeiterkreis jenes Büchleins in Verbindung (durch Frau Dr. phil. nat. Wilma Schneehagen, Frankfurt am Main, Mörfelderlandstr. 77 III.).

Ehe unsre Forderungen aber in der Wirklichkeit einwandfrei erfüllt sind, werden wir noch manchen unbefriedigenden Versuch zu sehen bekommen. Maler Hermann Pfeiffer sagt im Hessengaublatt des Wandervogels: „Die Aufgabe, ein wirkliches Kleid und nicht nur ein Kostüm zu schaffen, bedarf doch weit längerer und tieferer Arbeit, als einer „Anfertigung nach Entwurf" oder einer Beschränkung auf alles Notwendige oder gar eines bloßen Hinzufügens von Schmuck. Mit der Beschränkung freilich, mit dem Ausmerzen aller zwecklosen Bestandteile muß der Anfang gemacht werden, wenn wir den besten Weg zur Gestaltung, im Gegensatz zur Mache, gehen wollen: Den der Umgestaltung, der Herausentwicklung aus dem Bestehenden mit dem letzten Ziel der künstlerischen Einheit des ganzen Kleides."

Christian Schneehagen.

Und war mehr als du.

„Auch Patroklos ist gestorben und war mehr als du!" ruft Fiesko aus, als Dorias Stern zu verbleichen droht; und denkt dabei an den Vers der Ilias, wo ganz ähnliche Worte Achill dem um sein Leben flehenden Lykaon zuruft. Das ist ein Gedanke, der uns heute nicht losläßt. Die Prächtigen, die Besten der Nation sterben draußen auf den Schlachtfeldern den Tod fürs Vaterland, d. h. den Tod für die Anderen, die weniger sind als sie. Gewiß ist unter den Zurückgebliebenen manch geistig bedeutender Mensch, und glücklicherweise sind alle Frauen als die gegenwärtigen und künftigen Mütter der Nation von dem physischen Verderben im allgemeinen verschont. Aber dennoch, gerade bei einem Volksheere wie dem deutschen, wo der Professor neben dem Handarbeiter, der Staatsbeamte neben dem Techniker kämpft und fast jeder Einzelne an Wissen und Bildung mehr besitzt als der Einzelne im feindlichen Heere, wiegt es doppelt schwer, wenn der Heldentod die Reihen lichtet. Viel gute geistige Kraft geht daran verloren; und noch zweifelloser die beste körperliche Kraft, also gerade das, was für die Zukunft der Nation in hohem Maße wichtig ist, wird auf das nachdrücklichste hier verdorben.

Wenn wir aber an dem Beispiel Frankreichs sehen, daß der Rückgang der Bevölkerungsziffer trotz aller Tapferkeit des einzelnen Krie-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gers eine Unterlegenheit der Nation bedingt, so kommen wir doppelt und dreifach wieder auf die Sorge zurück, wie wir wohl in Zukunft diesen Verlust gerade der Besten wieder ausgleichen können. Sozialhygienische und rassenbiologische Fragen tauchen da in ihrer ganzen Größe auf, und wir können zu keinem anderen Ergebnis kommen, als daß wir die Bestrebungen, die in dieser Richtung glücklicherweise schon seit Jahrzehnten gerade in Deutschland gepflegt worden sind, weiter und noch in höherem Maße als bisher pflegen. Denn was in sozial-hygienischer Beziehung gerade für das lebende Geschlecht schon getan worden ist, das ist eine der Quellen unserer Volkskraft, die uns siegreich macht.

Die Arbeiterversicherung hat sich je länger je mehr auch in diesem Sinne segensreich erwiesen, denn sie hat die Arbeiterschaft in weitem Maße zu einer Fürsorge für ihre Gesundheit geführt und ihre körperliche Kräftigung bedungen, wie wir es früher gar nicht für möglich gehalten hätten. Zugleich haben die Bestimmungen der Arbeiterschutzgesetzgebung, namentlich im Hinblick auf die hygienische Ausstattung der Arbeitsräume und die sonstigen gesundheitlichen Arbeitsbedingungen, in hohem Maße die Kräftigung der arbeitenden Klassen herbeigeführt. Dazu kam eine immer weitere Ausbreitung der Erkenntnis, von wie großer Gefahr der Alkoholgenuß ist, sodaß in allen Kreisen der Bevölkerung fast jeder Einzelne etwas von der Alkoholfrage weiß und nicht mehr in strafbarer Unkenntnis in den Tag hineintrinkt. Die Tuberkulosebekämpfung ist seit einem bis zwei Jahrzehnten so planmäßig gefördert worden, daß die Sterblichkeitsziffer an Tuberkulose vom Jahre 1880 bis zum Jahre 1913 von 357 auf 157 (auf 100 000 Einwohner berechnet) zurückgegangen ist. Was das für die Ersparnis an Volkskraft und für die Gesundung der kommenden Generation bedeutet, kann nicht leicht überschätzt werden. Beispielsweise gibt der letzte Jahresbericht des Deutschen Zentralkomitees zur Bekämpfung der Tuberkulose an, daß im Jahre 1912 durch das Heilverfahren bei 92% der Behandelten die Erwerbsfähigkeit wieder erzielt wurde. Weiter hat man die Wichtigkeit der Zahnpflege erkannt und sowohl in der Schule wie in Arbeiterkreisen die rechtzeitige Behandlung der Zähne in die Wege geleitet und dadurch dem Entstehen von Krankheiten und der Verminderung der körperlichen Widerstandsfähigkeit wirksam begegnet. Weiter aber ist der Verminderung der Säuglingssterblichkeit besondere Beachtung geschenkt worden, damit nicht alles, was entsteht, wieder zugrunde gehe, ehe es seine Lebensaufgabe erfüllt hat. In den Jahren 1901 bis 1910 ist die Säuglingssterblichkeit von 21,7 auf 16,2% zurückgegangen, und wenn man etwa behaupten wollte, daß dadurch nur schwächliche Kinder notdürftig am Leben erhalten werden, so muß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem entgegengehalten werden, daß die Fürsorge ja Schwächeren und Stärkeren in gleichem Maße zugute kommt und demgemäß Kinder gesund erhalten werden, die sonst vielleicht zu Schwächlingen sich entwickelt hätten. Aber gerade diese Fürsorge und der Rückgang der Sterblichkeitsziffer überhaupt ist besonders wichtig, weil Deutschland auch nicht mehr die große Bevölkerungszunahme aufweist, wie sie beispielsweise in slavischen Ländern zu verzeichnen ist. Immerhin, wenn Rußland an der Spitze steht, mit einer Bevölkerungszunahme von 18,81%, so weist Deutschland noch eine solche von 13,64 auf gegenüber einer solchen von 8,30 in England und von 1,42 in Frankreich.

Sind also auch alle diese Dinge erkannt und hat die Fürsorge schon vielfach Nutzen gestiftet, der sich in der Kriegstüchtigkeit des deutschen Volkes durchaus bemerkbar macht, so ist doch angesichts der Verluste an den besten Männern unseres Volks die weitere Ausgestaltung der sozialen Hygiene von ungeheurer Wichtigkeit, und es gilt daher, die begonnenen Schritte immer weiter zu fördern und auf manchen noch ungenügend beachteten Gebieten um so energischer einzusetzen.

Eine der wichtigsten Fragen ist die Sicherung künftiger Wehrhaftigkeit durch die Jugendfürsorge. Die Schule, die vor etwa 20 Jahren noch vorwiegend nur geistige Bildung pflegte, hat jetzt gerade mit Rücksicht auf diese körperliche Ertüchtigung sich mehr der Sorge um die physische Kraft zugewendet. Die Betonung des Turnunterrichts und des freien Spielnachmittags, die Pflege von sportlichen Übungen, die Schulspeisungen und die schulärztlichen Untersuchungen mit ihren Folgerungen sind wichtige Etappen auf diesem Wege. Dazu kommt neuerdings die vom Preußischen Kriegsminister geförderte militärische Vorbereitung der Jugend, die Jungdeutschland- und Pfadfinderbewegung, Dinge, die erst seit kurzem entstanden sind und deren Folgen erst in der Zukunft reifen müssen. Hier gilt es also, systematisch weiterzubauen, denn manches schwächliche Kind kann bei vernunftmäßiger Beteiligung an solchen körperlichen Übungen zu einem vollkräftigen Menschen herangebildet werden. Aber nicht nur diese nachträgliche Kräftigung ist nötig, sondern — und damit kommen wir auf ein besonders wichtiges Kapitel — die elterliche Fürsorge vor und bei der Geburt. Der Wöchnerinnenschutz ist leider noch nicht so ausgebildet, daß er allen sozialen Anforderungen genügt. Daß er in gewissem Sinne ein Aschenbrödel ist, hat eine Erhebung gezeigt, die das Statistische Amt der Stadt Dresden über die Verhältnisse unbemittelter Wöchnerinnen im Jahre 1912 vornahm. Hier gilt es namentlich für die Gemeinden, sich der unbemittelten Wöchnerin anzunehmen, nicht allein um ihr die schwerste Zeit zu erleichtern, sondern zugleich für das Wohlergehen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Kindes zu sorgen, für dessen Lebenskraft in den ersten Tagen bekanntermaßen die Grundlagen gelegt werden müssen. Die Hauspflegevereine sind die berufenen Organisationen, an die man da anknüpfen muß, aber sie müssen durch die Gemeinden unterstützt werden, wenn ihre Leistungen durchgreifende sein sollen. Bis 1908 zählte man rund 30 Vereine in verschiedenen Städten, die aber durchaus noch nicht alle Aufgaben, die hier entstehen, lösen können. Es ist ein Unding, Geburten zu wünschen, wenn man den Armen schuldig werden läßt und ihn der Pein überantwortet, da, wo er Hilfe am nötigsten braucht. Die Steigerung der Geburtenziffer aber wird nur dann von weiten Kreisen des Volkes gefördert werden können, wenn die Mütter wissen, daß sie alsdann nicht ohne ausreichende Hilfe sein werden. Dankenswert erscheint im Hinblick darauf ein Erlaß des Preußischen Ministers des Innern, der erst jüngst darauf hinwies, daß auch trotz des Krieges die Fürsorge für die Säuglingsheime und -Krippen genau die gleiche bleiben müsse wie vordem, damit die Kindersterblichkeit nicht wieder zunehme. Und für die Frauen der Krieger hat man Wöchnerinnenschutz ausdrücklich organisiert.

Wie wichtig die Enthaltsamkeit von alkoholischen Getränken für die Eltern ist, wenn sie dem Kind eine kräftige Gesundheit mitgeben wollen, das ist schon in so vielen Schriften und Aufsätzen dargelegt worden, daß ich heute an dieser Stelle, wo es sich mehr um einen Überblick und eine Mahnung im ganzen handelt, darauf nicht näher einzugehen brauche.

Was uns not täte, wäre ein alle diese Dinge umfassendes Hygienegesetz, und es ist fürwahr interessant zu erfahren, daß vor mehr als 100 Jahren bereits der pfälzische Arzt Franz Anton May einen förmlichen Gesetzentwurf ausgearbeitet hat, der uns noch heut vorbildlich sein sollte. May fordert hier unter anderem: Gesundheitslehre auf der Schule, sexuelle Aufklärung, Wochenbettfürsorge und Wöchnerinnenschonzeit, Selbststillen, zweckmäßige psychische Erziehung der Kinder, besondere Gewerbehygiene, Verbot der Mietskasernen und der Kellerwohnungen, Fleisch- und Fischbeschau, polizeiliche Überwachung des Butter- und Milchverkaufes; gegen den Alkoholgenuß geht er an, ebenso wie gegen das Korsett und tritt für gymnastische Spiele ein und namentlich für die gesundheitliche Untersuchung der Brautleute vor dem Eintritt in die Ehe. Wenn auch viel von seinen anderen Forderungen bereits erfüllt oder auf dem Wege zur Erfüllung ist, so ist dieser letzte Wunsch bisher noch ein frommer geblieben, und nur einige ganz fortschrittliche amerikanische Staaten haben dergleichen gesetzlich festgelegt. Wir werden aber wohl, da wir in Zukunft ganz besonders auf die gesundheitliche Er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tüchtigung des deutschen Volkes werden hinarbeiten müssen, auch diese Frage ernstlich erwägen dürfen. Wenn unsere Parteipolitik sich künftig, wie wohl zu erwarten steht, von dem früher so stark betonten und trennenden Interessenstandpunkte etwas abwendet und dafür lieber den Blick aufs Ganze richtet, so dürfte es vielleicht gerade in dieser nationalen Hinsicht zu schönen Erfolgen kommen. Auch das Versteckenspielen mit körperlich-gesundheitlichen Dingen und die Scheu vor der obrigkeitlich-öffentlichen Behandlung von Fragen der Rassenbiologie wird dann wohl beseitigt werden müssen. Die wirtschaftlichen und ethischen Maßnahmen des Staates erfordern natürlicherweise viel Takt, und es sind nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden, bis der Zustand erreicht ist, daß die Tauglichsten den stärkeren Nachwuchs haben. Aber auch da heißt es, nicht engherzig zu sein: es gibt fürwahr eine Regeneration, und mancher, der kein Riese ist, hat Helden gezeugt. Vor allen Dingen aber: diese Fragen verlangen klare, von aller Prüderie entfernte Erkenntnis und Fürsorge.

Das wird eine der Früchte sein, die aus der Saat dieses Krieges geerntet werden müssen. Aus der Saat, die vielfach eine Todessaat ist. Wenn Patroklos starb, der mehr war als du, Lykaon, so mußt du trachten, Patroklos gleich zu werden. Das ist die Forderung der nationalen Zukunft.

Dr. Alexander Elster.

Rund um uns

Ein Wörtlein zur Petroleumfrage.

Der Städter, der im Hause und auf der Straße elektrisches und Gaslicht hat, merkt wenig davon, was für eine große Bedeutung die Petroleumlampe für Millionen seiner Mitmenschen hat. Allerdings hat das elektrische Licht auch auf dem Lande Eingang gefunden: Überlandzentralen und Einzelunternehmer sorgten dafür, daß auch fernab von den großen Heerstraßen ein Druck auf den Schalter genügt, um in Bauernstuben und Viehställen die Glühbirne aufleuchten zu lassen. In meilenweiten Gebieten aber herrscht immer noch das Petroleumlicht.

Anfang November wurde das Petroleum knapp. Es hatte schon längere Zeit Leute gegeben, die von Krämer zu Krämer liefen, um sich einen Vorrat einzukaufen, das trug zur Knappheit nicht unwesentlich bei. Dann wurden nur noch geringe Mengen verkauft; wer sich da vorher nicht vorgesehen hatte, der mußte zur Kerze greifen. Später konnte dann der laufende Bedarf im bescheidenen Maße gedeckt werden; freilich muß jeder große Sparsamkeit üben.

Sogleich setzte aber auch das Bestreben ein, andere Lichtquellen zu schaffen. — „Die Not macht erfinderisch" — Hänge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Stehlampen für Benzol und für Acetylen wurden angeboten und fanden Verwendung. Die Nachfrage aber nach Spirituslampen wurde so groß, daß die Lampengeschäfte auch ihre ältesten und veralteten Brenner an den Mann brachten, und die Verkaufsstelle der „Spiritus-Zentrale" in Berlin Karten verschicken mußte, um mitzuteilen, daß ihre Lagervorräte in Lampen und Brennern stark gelichtet seien. Aber sie lieferte doch bald.

Als Ersatz für ausländisches Petroleum kommt gerade dem inländischen Spiritus eine ganz besondere Bedeutung zu, und das nicht nur für die Kriegszeit, sondern auch für später. Wir gewinnen der deutschen Erde nur wenig Erdöl ab, aber es wird aus deutschen Kartoffeln eine Unmenge Spiritus gemacht. — Der größte Teil dieses Sprits diente bisher dazu, die menschlichen Gehirne zu verdunkeln und viele Wohnungen ungemütlich zu machen; wie viel besser wäre es, wenn dieser verwendet würde, Licht zu verbreiten und die Häuslichkeiten gemütlich zu machen!

Man muß es der „Spiritus-Zentrale, G. m. b. H." lassen, daß sie seit Jahren sich bemühte, geeignete Apparate für Heiz- und Beleuchtungsszwecke zu schaffen. Wenn sich trotzdem das Spirituslicht für die häusliche Beleuchtung nicht recht einführte, so hat das mehrere Gründe. Zunächst sind zu nennen die Bedenken und Vorurteile, die jede Neuerung zu überwinden hat, und die um so schwerer wiegen, weil es eine alte Familienfreundin zu verdrängen gilt. Dann kommt der von der Spiritus-Zentrale festgesetzte hohe Preis des Spiritus in Betracht. Endlich ist der Umstand anzuführen, daß man bisher nur Brenner von höherer Leuchtkraft hatte, als die der gewöhnlichen Familien-Petroleumlampe; das liegt u. a. auch in der Art des Spirituslichtes, dem der „Glühstrumpf" die — dann eben recht reichliche — Leuchtkraft gibt.

Eine Petroleumlampe von 10 bis 15 Kerzen Lichtstärke gebraucht — bei einem Petroleumpreise von 22 Pf. das Liter — für ungefähr 1 bis $1^1/_2$ Pf. Petroleum die Stunde. Ein Licht von solcher Helligkeit genügt vielen Familien, ja, man ist nicht selten mit noch bescheideneren Leistungen zufrieden.

Eine Spiritus-Tischlampe unterscheidet sich in der Form wenig von einer Petroleumlampe; man kann sogar den Spiritusbrenner auf vorhandene Petroleumlampen oder -behälter aufschrauben. Der kleinste Brenner, den die Spiritus-Zentrale vertreibt, liefert Licht von 30 Kerzen Stärke und gebraucht $^1/_{16}$ Liter Spiritus in der Stunde. Die Brennstunde kostet also bei einem Spirituspreise von 40 Pf. das Liter (jetzt im Kleinhandel für Spiritus von 95 Volumenprozent wohl schon etwas höher) $2^1/_2$ Pf. Hierbei sind die Kosten für Glühstrumpfverbrauch nicht berücksichtigt, es sei aber bemerkt, daß diese verhältnismäßig sehr gering sind.

Diese Spirituslampen liefern ein schönes, weißes Licht; wer sich daran gewöhnt hat, wird schwerlich zur Petroleumlampe zurückgreifen, auch dann nicht, wenn die Petroleumquellen wieder ungehindert ins Land fließen. Er hat eben für einen geringen Mehrpreis ein viel besseres Licht; das Lichtbedürfnis ist doch überhaupt in den letzten Jahrzehnten sehr gestiegen. Es gibt zudem kein Putzen der Lampendochte, kein „Lampenreinigen" am Morgen; nur ein Nachfüllen des Behälters. Man bekommt keine „Petroleumfinger", wenn man die Lampe anfaßt: die Spirituslampe ist viel sauberer in der Handhabung. Kurz, das Licht aus einheimischem Spiritus ist sehr wohl imstande, den Glanz des ausländischen Petroleums erbleichen zu lassen; wer beide Lichtquellen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nebeneinander sieht, erkennt das ohne Weiteres.

Nun eine kleine volkswirtschaftliche Betrachtung. Wir gebrauchten vor dem Kriege ungefähr 16 Liter Petroleum auf den Kopf der Bevölkerung im Jahre. Es kamen ferner — auf den Kopf im Jahre — 4 Liter Spiritus, die als Branntwein vertrunken wurden. Ein Liter Spiritus gibt einem 30-kerzigen Brenner 16 Brennstunden; eine 30-kerzige Petroleumlampe gebraucht in 10 Brennstunden einen Liter. Bei größeren Lichtquellen wird der Spiritus wesentlich günstiger ausgenutzt, bei kleineren ungünstiger; es dürfte jedoch der Technik recht wohl möglich sein, auch kleinere Lichtquellen zu schaffen, die zugleich sparsam brennen, wenn dies verlangt wird. Es darf somit angenommen werden, daß 4 Liter Spiritus wohl 6 Liter Petroleum zu ersetzen vermögen.

In Rußland schließt man kurzerhand die Monopolbuden und verbietet den Schnapsverkauf, obwohl die Regierung jährlich einen Verdienst von 800 Millionen Rubel aus diesem Vertrieb zog; sollte das, was im Russenlande der Zwang macht, im aufgeklärten und wach gerüttelten Deutschland nicht aus freiem Entschlusse möglich sein: Aufgabe oder äußerste Einschränkung des Schnapstrinkens?! — Der Erfolg in gesundheitlicher und sittlicher Hinsicht wäre ein so großer, daß der wirtschaftliche Nutzen, der durch die anderweitige Verwendung des Spiritus entsteht, nur eine geringe Rolle spielt.

Die Frage aber, wie die Großgrundbesitzer ihr Kartoffelland rentabel und ihre Brennereien gewinnbringend machen können, ist so oft und stark bei gesetzgeberischen und anderen Maßnahmen in den Vordergrund gerückt worden, daß man — gerade in dieser Zeit — nicht scharf genug auf die anderweitige, wahrhaft nutzbringende, Verwendung des Spiritus hinweisen kann. Die Kartoffeltrocknung und die wirtschaftliche Verwendung des Spiritus müssen dazu beitragen, daß wir vom Auslande unabhängiger werden, und daß die Erzeugnisse unseres Heimatbodens unserm Volke nicht zum Unsegen, sondern zum Nutzen gereichen.

Georg Asmussen.

Die Kriegsnot der Hausbesitzer und Mieter und die Volkswohlfahrt. Der in Nr. 3 des „Vortrupp" unter dieser Überschrift geschilderte Vorschlag zur wirksamen Abwehr der Kriegsnot so weiter Kreise ist in Fachkreisen schon ziemlich lebhaft besprochen worden. Die „Bank" (Berlin) brachte im Novemberheft vorigen Jahres eine kurze Besprechung des bekannten Finanzschriftstellers Ludwig Eschwege in Berlin. Die darin gegebene Darstellung veranlaßte, daß auch das „Grundeigentum", das Organ und Eigentum des großen Bundes der Berliner Grundbesitzervereine, aus der Feder des Herrn Dr. Martin Wallach, Charlottenburg, eine grundsätzliche Besprechung des „Hamburger Vorschlages" brachte. Das Grundeigentum nennt den Plan „zwar kühn, aber sehr wohl durchführbar", „eine wirksame Hilfe für den Hausbesitz" und führt besonders „den nicht zu unterschätzenden Vorzug" an, „daß dafür keinerlei Aufwendungen irgendwelcher Art notwendig sind, die Allgemeinheit also durch diese Maßnahmen finanziell absolut nicht in Anspruch genommen wird". Das „Grundeigentum" meint weiter, daß „die etwa entgegenstehenden währungspolitischen Bedenken wohl zu überwinden sein dürften, zumal diese Bodenscheine auf dem Werte der erworbenen Grundstücke basiert sind". Der Aufsatz, der unter der Überschrift „Die Bodenkasse — ein neuer Vorschlag zur Beseitigung der Hausbesitzernot" in der Nr. 1 vom 3. Januar 1915 veröffentlicht ist, schließt mit folgenden Worten:

„Da durch die bloße Einrichtung der Bodenkasse jedes Haus einen bestimmten, stets realisierbaren Mindestwert erhält, so wird hier-

durch das Durchhalten auch denjenigen Eigentümern, welche ihr Haus nicht an die Bodenkasse verkaufen wollen, trotz der großen Kriegsausfälle ermöglicht, weil sich dem Hausbesitz infolge der Wertgarantie neue Kreditquellen erschließen werden.

Daß mit dem Plane gleichzeitig bodenreformerische Absichten verknüpft sind, braucht natürlich angesichts der wirklichen Hilfeleistung auch diejenigen nicht zu stören, welche andere Anschauungen vertreten.

Jedenfalls ist der hier kurz geschilderte Vorschlag aufs wärmste zu empfehlen. Durch seine Ausführung würde ohne Schädigung der Allgemeinheit vielen Teilen geholfen werden, nämlich

1. den unterstützungsbedürftigen Mietern;
2. den Gemeinden, welche hierdurch von der Mietfürsorge befreit würden;
3. den Hypothekengläubigern, deren Kapital nicht durch Ausfälle gefährdet wäre;
4. dem notleidenden Hausbesitze."

Meines Wissens ist dieses die erste Stimme aus Hausbesitzerkreisen, die dem „Schutzverband für deutschen Grundbesitz" nahe stehen. Da der Vorschlag andererseits von der Hamburger Ortsgruppe des Bundes deutscher Bodenreformer so warm befürwortet wird, ergibt sich unter dem Zeichen des Krieges auch hier die erfreuliche Erscheinung, daß es „keine Parteien mehr gibt".

Rudolf Wiesener.

Aus Feldpostbriefen.

1. ..... Nicht um alles in der Welt möchte ich mein diesjähriges Weihnachtsfest missen. Um 3¼ Uhr morgens des ersten Weihnachtstages hieß es: An die Gewehre. Vom silbernen Mond waren die Ränder des Schützengrabens beleuchtet. Von Mund zu Mund aller Feldgrauen ging leise die Parole: Der Tannenbaum wird angezündet. Da sangen wir in die stille Nacht hinaus: „Stille Nacht, heilige Nacht". Mäuschenstill verhielten sich die Franzosen im Schützengraben vor uns. Dann folgte als zweites Lied: „Wir treten zum Beten". In der Tiefe des Schützengrabens brannte ein winziges Tannenbäumchen mit kaum einem Dutzend Lichtlein. Uns aber schien es riesengroß, wie ein gewaltiger Gruß aus der Heimat. Da: eine doppelte Kompagniesalve an den Feind, der unseren Weihnachtsfrieden heimlich durch einen Ausfall stören wollte. Dann haben wir die alte fromme Weise zu Ende gesungen .....

N. 2. 1. 15.

2. Ich war schon wiederholt im Feuer. Zuletzt in der Sylvesternacht, wo wir den Franzosen das Neujahr anschossen. Unsere Truppenführer rechneten bei diesem Überfall mit den Wirkungen des Alkohols, und sie hatten sich nicht verrechnet. Die Franzosen scheinen wüst gezecht zu haben, anders ist es nicht erklärlich, daß jedwede Sicherung versagte und wir ohne Verluste ihnen großen Schaden zufügen und alle Feldwachen zerstören konnten. Ich war mit meinem Zug zur vordersten Sicherung befohlen und konnte die Verwirrung, die unser Überfall im französischen Lager verursachte, mit eigenen Augen sehen. Erst lange, nachdem wir wieder zurück waren, fing die feindliche Artillerie an, auf die vorher von uns besetzten Stellungen zu schießen*). W. H.

3. .... Ich möchte anregen, daß die Stellen, die dafür in Frage kommen, es sich angelegen sein lassen, alkoholfreie Getränke ins Feld zu senden. Leider sind die Vorräte an solchen hier draußen außerordentlich gering. Aus Gesundheitsrücksichten vermeidet man es, unabgekochtes Wasser zu trinken, zum Abkochen fehlt es oft an Zeit und Gelegenheit, und da ist man manchmal gezwungen, seinen Durst mit dem hier reichlich

*) Wenn wir diese Zeilen abdrucken, die von einem Fall berichten, in dem den Franzosen einmal der Alkoholgenuß verhängnisvoll ward, so wissen wir uns von Pharisäergefühlen frei. Wir meinen, daß dieser Bericht nicht nur für unsere Feinde lehrreich ist. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vorhandenen Wein oder Bier zu löschen. Für Sauerbrunnen und dergleichen zahlt man gern dieselben Preise, wie für eine Flasche Wein. Wenn wir nur welchen hätten!*)

Mit besten Grüßen

H., d. 2. 1. 15. Major L.

G..., den 3. Januar 1915.

4. Heil und Gruß aus Frankreich!

Für die regelmäßige Zusendung des „Vortrupp" danke ich Ihnen herzlichst. Ich war leicht verwundet im Lazarett. ... Vorn im Schützengraben bei B... hat die Kugel einen Sandsack durchbohrt, der zur Deckung auf dem Rande des Grabens lag. Hierin schlug sich das Geschoß vorn quer, so daß es mich nicht mit der Spitze direkt an die Stirn traf. Der Knochen war etwas verletzt. $2^1/_2$ Wochen war ich im Lazarett S..., gerade Weihnachten, jetzt bin ich wieder hier, allerdings vorläufig noch auf einige Tage bei der Küche.

In den ersten Wochen versuchte ich das Rauchen (allerdings mit nikotinfreiem Tabak). Das bekam mir aber gar nicht gut. Es ist einfach nicht wahr, daß man im Felde „rauchen muß" wegen des Geruches der Leichen usw. Das sind alles faule Ausreden und Entschuldigungen.

Der Glühwein ist fast völlig aus der Feldküche verschwunden, dafür gibt's aber Schnaps als „Liebesgaben"! ...

Wenn doch mehr Schokolade als Liebesgabe geschickt würde und nicht so viel Tabak (augenblicklich ist hier mehr Tabak, als wir gebrauchen können)!

Könnten Sie mir vielleicht ein Büchlein empfehlen, das Zahlen über den Alkohol, die Abstinenten usw. bringt? Als Nichttrinker fällt man gewöhnlich auf, da ist es gut, den Kameraden auf ihre Fragen und Reden mit Zahlen antworten zu können.

Vielleicht ist Ihnen ein solches Buch bekannt, noch besser ein Heft, da das am besten im Tornister unterzubringen ist*).

Besten Dank!

Mit frohem Gruß

Ihr ergebener H. B.

---

*) Bei Liebesgabensendungen größeren Umfanges vergesse man ja nicht, alkoholfreien Apfel- oder Traubensaft mitzuschicken, ferner auch reinen Fruchtsaft, am besten sogenannten Dicksaft, wie ihn u. a. die Obstbau-Kolonie Eden in Oranienburg-V. herstellt. Dieser Dicksaft wird überall da, wo man Gelegenheit zum Wasserkochen hat, besonders erwünscht sein. Nicht minder empfehlenswert ist übrigens gutes Dörrobst (namentlich getrocknete Pflaumen). Vor allem tut Eile not. Man sende so bald wie möglich und nicht zu kärglich! Heißt es doch auf einer andern, uns ebenfalls vor kurzem zugegangenen Feldpostkarte: „Lieber Vortrupp! Dein Artikel in Nr. 22 (1914) über leibliche und geistige Genüsse im Kriege ist gut, sehr gut. Aber wo in aller Welt sollen wir im flandrischen Schlamme Backobst und alkoholfreie Getränke hernehmen? Du mußt dafür sorgen, daß uns viel mehr als bisher von diesen schönen Dingen an die Front geschickt wird ..." Vortrupp.

*) Wir benutzen diese Gelegenheit, um unsern im Felde stehenden Freunden das von der Großloge des Guttemplerordens in Hamburg (Eppendorfer Weg 211) herausgegebene Jahrbuch für Alkoholgegner 1915 (Preis 80 Pf., mit Kalender 168 Seiten, Format 15 × 10 cm) zu empfehlen. Das handliche Büchlein, das sich leicht in Taschen und im Tornister unterbringen läßt, dürfte sich gerade für solche Fälle, wie sie der Briefschreiber erwähnt, gut eignen. Es unterrichtet in aller Kürze über die wichtigsten Punkte der Alkoholfrage und Alkoholbekämpfung. Einen gleich guten Dienst leistet auch das in demselben Verlage erschienene „Trutzbüchlein" (Hundert Einwände gegen die Enthaltsamkeit und ihre Widerlegung). Es kostet gleichfalls 80 Pf. und ist ebenso handlich wie das „Jahrbuch für Alkoholgegner". Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nachdruck verboten.

Richard Dehmel. Der in der behaglichen Ruhe und Sicherheit seines Düsseldorfer Hauses die „Masken" leitende Herr Hans Frank hat dem seit vielen Wochen im Schützengraben vor dem Feinde liegenden Richard Dehmel „Affereien" vorgeworfen. Er schreibt in Nr. 5 des X. Jahrganges, nachdem er Dehmels Kriegsgedichte einer Kritik unterworfen hat: „Wie Dehmel ja auch seine herrliche Tat, als gemeiner Soldat in Reih und Glied einzutreten, durch Affereien, die den Blick dann doch wieder auf ihn lenken sollten, zwar nicht entwertet (denn Tat ist Tat und kann nur durch eine Tat umbestimmt werden), aber doch befleckt hat."

Frau Ida Dehmel schrieb hierauf folgenden Brief*) an Herrn Frank:

„Blankenese, 22. November 14.

Geehrter Herr! Im Begriff, meinem Gatten das letzte Heft der Masken ins Feld zu schicken, lese ich, was ein ungenannter ‚F.' über ihn geschrieben hat.

Dehmel liegt seit 5 Wochen im Schützengraben, und hier wagt Einer so über ihn zu schreiben.

Dehmel hat, seit er Soldat ist, nichts für die Zeitungen geschrieben. Alles, was veröffentlicht worden ist, sind Indiskretionen von Briefempfängern. Dehmel hat mehr als einmal gesagt, er wäre lieber daheim geblieben, wenn er hätte ahnen können, daß über seinen Eintritt ins Heer die Öffentlichkeit herfällt.

Angeekelt war er von den Zeitungsberichten, deren Urheber wir nicht erfahren konnten. Mag sein, daß der Anonymus das nicht wußte. Aber er hatte es vorauszusetzen einem Menschen gegenüber, der sein Lebenlang Alles weit von sich gewiesen hat, was mit Reklame oder ähnlichen „Affereien" etwas zu tun hat. ..."

Diesen Brief beantwortete Herr Hans Frank in Nr. 6 der „Masken" öffentlich, aber wohlgemerkt: ohne ihn selbst abzudrucken. Er schreibt, nachdem er sich als Verfasser des Angriffs bekannt hat, Folgendes:

... „Zur Sache dies: Möglich, daß ich Dehmels aktiven Anteil an der des Dichters unwürdigen Zur-Schaustellung überschätzt habe. Nicht zweifelhaft ist, daß ein kategorisches Verbot von ihm selber, der ja nach Ihrem Brief immerhin um soviel wußte, daß er von Dem, was geschah, ‚angeekelt wurde', wenn nicht Alles, so doch Vieles verhindert hätte, was viele und nicht die schlechtesten Freunde Dehmels geschmerzt hat. Aber weder die Publizierung des Bildes mit Helm, Gewehr und Tornister, noch die Brief- und Kartenveröffentlichungen hätten mich zum Sprechen bewogen. Den entscheidenden Anstoß gab jene Schützengrabenkorrespondenz, die Dehmel selbst der Frankfurter Zeitung preisgab. Französische Briefe an die Gegner im Felde schreiben, mag schön und nützlich sein; nie und nimmer ist es nützlich und schön, sie hinterher in deutschen Zeitungen zu publizieren. Zumal, wenn sie eine geschmacklose Unterschrift tragen. Im Schützengraben ist auch Dehmel Soldat, nicht »poète allemand«. Dem Dichter, was des Dichters, aber auch: dem Soldaten, was des Soldaten ist! Dieser Trennungsstrich kann, zumal von Jemandem, der so hoch hinaufgewachsen ist, daß Tausende jede seiner Bewegungen sehen, und in Gutem und Bösem ein Beispiel an ihm nehmen — dieser Trennungsstrich kann gar nicht scharf genug gezogen werden!

Daß nachweislich der Dichter selbst ihn übersah, Das, Das allein hat mich bewogen, öffentlich zu sprechen. ..."

Danach wissen die Leser der „Masken" wenigstens, was der Herausgeber mit den „Affereien" gemeint hat; ohne Frau Dehmels Einspruch hätten sie es nicht erfahren und hätten weiter angenommen, daß Dehmel den Blick hat auf sich lenken wollen, und zwar doch wohl durch die Zeitungsberichte. Jetzt erfahren die Leser zwar nicht, was Frau Dehmel geschrieben hat, aber sie wissen nun wenigstens ungefähr, worum es sich nach Ansicht des Herausgebers handelt.

*) Ich habe mir eine Abschrift dieses Briefes von ihr ausgebeten. M. E.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Herr Frank las die Zeitung, Dehmel auch. Herr Frank fühlte sich durch das, was er las, schmerzlich berührt, Dehmel fühlte sich „angeekelt". Beide hatten ihre Kenntnis aus derselben Quelle. Herr Frank scheint aber nicht begreifen zu können, daß man etwas wissen kann, woran man nicht aktiv beteiligt ist, obwohl er sich hier doch in der völlig gleichen Lage befindet wie Dehmel. Nebenbei: Wenn in einer Hamburger Zeitung steht, Herr Soundso habe das Eiserne Kreuz erhalten, so ist das damit abgetan; wird aber die Verleihung der Auszeichnung an Dehmel mitgeteilt, so geht das eben in andere Blätter über.

Herr Frank könnte mich fragen, was für ein Interesse ich daran habe, zu der Angelegenheit Stellung zu nehmen. Das will ich ihm freimütig sagen. Es ist ein sehr hohes Interesse: Kurz und deutlich, mein Gerechtigkeitsgefühl ist durch sein Vorgehen in schwerster Weise beleidigt. Ich kenne Dehmel nicht, habe ihn nie von Angesicht gesehen, daher ist mein Interesse ganz sachlich. (Ich kenne auch Frau Dehmel, mit der mich gemeinsame Arbeit zusammenführte, nur seit ganz kurzer Zeit.) Nun meine ich, daß Frau Dehmel recht hat, wenn sie schreibt (was Herr Frank leider nicht abdruckte), daß man es vorauszusetzen hatte, daß Dehmel all den Zeitungsberichten fernstand. Das hatte man in der Tat.

Die Wahrhaftigkeit und schlichte Geradheit eines Menschen kann sich nicht deutlicher zeigen, als durch die völlige Übereinstimmung zwischen seiner Tat und seiner Gesinnung. Der Mann, der die wundervollen Worte schrieb,

„Daß wir vor Begeistrung beben,
Wenn wir uns zum Kampf erheben,
Das wird ewig fortbestehn. . ."

und der die Wahrheit dieser Worte so hinreißend und überwältigend empfand, daß er nicht anders konnte, als ihnen durch die Tat zu folgen, der begeht keine „Affereien". Wenn Herr Frank das nicht wußte, und es ihm erst durch Frau Dehmel gesagt werden mußte, so hätte er in ungewundenen Worten seinen Irrtum zugeben können. Statt dessen begründet er den allgemein gehaltenen Vorwurf jetzt nachträglich mit einem einzelnen Vorkommnis, mit der durch Frau Dehmel veranlaßten Veröffentlichung der französischen Schützengraben-Korrespondenz. Vor allem beanstandet er die Unterschrift als deutscher Dichter. Nun, ein Offizier hatte unterschrieben »Officier prussien«. Er nannte seinen Beruf, Dehmel den seinen. Dehmel ist auch im Felde ein deutscher Dichter, genau wie Körner es war. Wir wissen, der deutsche Dichter Theodor Körner kämpfte und fiel für die deutsche Freiheit. Wer kümmert sich darum, welchen militärischen Rang er hatte? Jetzt kämpft der deutsche Dichter Richard Dehmel unter Einsetzung seines Lebens für das, was er mehr liebt als sich selbst, sein deutsches Vaterland. Wer kümmert sich darum, daß er Vizefeldwebel oder gar Leutnant ist? Daß die Presse es tat, das wirft ihr ja Dehmel gemeinsam mit Herrn Frank vor. Für uns genügte es zu wissen, daß eben der Dichter Dehmel ins Feld zog als gemeiner Soldat in Reih und Glied. Das zu wissen, war und ist uns wohltuend und wertvoll. Zeigt es uns doch, daß unser Gefühl für das Vaterland und unser Wunsch, ihm zu dienen, übereinstimmt mit dem Wunsch und Willen unserer Besten.

Dehmel führt jetzt schwerere Waffen als die Feder; er ist also, schon als Offizier, gegen derartige Angriffe völlig wehrlos. Es kleidet den Daheimgebliebenen schlecht, daß er das vergißt.

Melanie Ebhardt.

Neue Bücher und Schriften

Carstensen, C.: Deutsche Geisteshelden. M. 3,—. Hellmuth Wollermann, Braunschweig.

Wegener, Hugo: Gelogen? Offener Brief an den Kanzler des Deutschen Reiches, Se. Exzellenz Herrn Dr. von Bethmann-Hollweg. Verlag: Frau Luise Wegener, Offenbach am Main, Körnerstr. 18.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

4. Jahrgang Nr. 5 1. März 1915

Die Schuldigen.

Bis zum Überdruß ist uns seit dem Ausbruch des Krieges der Haß gegen unsere Feinde gepredigt worden. Als ob es dessen bedürfte! Wo er berechtigt ist, da stellt er sich von selber ein mit der ganzen ungeheuren Wucht der uns von zahllosen Geschlechtern leidender, kämpfender, ewig bedrohter Menschen vererbten, ursprünglichsten Empfindungen. Und wo er kein Recht hat, da sollte man ihn nicht fordern.

Es wird niemandem einfallen, zu verlangen, daß der angreifende Soldat, der seine Kameraden neben sich fallen sieht, den selbst jeden Augenblick die feindliche Kugel treffen kann, seine Seele frei halten solle von dem Haß, der ihn ja gerade so unwiderstehlich vorwärtsreißt und seinem Angriff die notwendige Stoßkraft und Ausdauer gibt. Der Wunsch, das Vaterland zu schützen, bleibt ja doch die tiefste und edelste Triebkraft seines Kampfes, selbst wenn die Wut auf den zähen Gegner, der nur unter so furchtbaren Verlusten geworfen werden kann, jedes andere Gefühl auszulöschen und zu verdrängen scheint.

Der Bedrohte hat sicherlich das Recht zu hassen. Er müßte kein Mensch sein, wenn die unmittelbare Nähe von Qual und Tod, verbunden mit dem ungestümen Drang, den Feind zu schlagen, sein Blut nicht in zornige Wallung brächte. Man kann nicht kalten Blutes töten, und beklagenswert wäre, wen bei der Arbeit mit Kolben und Seitengewehr nicht der Taumel packte, der die fürchterliche Pflicht erträglich macht.

Der Haß, der einem Menschen gilt, ist schließlich auch das tragische Vorrecht Derer, die in ihrem Glück durch menschliche Schuld tödlich getroffen wurden, ein Recht, das wieder und wieder von tapferen Herzen der höheren Erkenntnis von der Gebundenheit alles menschlichen Wollens zum Opfer gebracht worden ist. Auch unter dem Weltgeschick dieses Krieges vollzieht sich täglich und stündlich dieses Darbringen des Hasses an heiligster Opferstätte, dieses Niederlegen der Schmerzensbürde in einem völligen Verzicht. Tausenden von vereinsamten Frauen ist ihre Trauer zu heilig und zu groß, um sie mit Haß und Racheverlangen zu beflecken. Sie fordern nicht einer fremden Mutter Sohn für ihren eigenen. Sie wissen, daß viel unschuldiges Leiden an jeder fremden Schuld hängt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist unmöglich, einem Einzelnen oder wenigen Verantwortlichen die ganze Schuld an diesem Kriege aufzubürden. Das Blut, das jetzt vergossen wird, kommt nicht über ein einzelnes, schuldbeladenes Haupt. Die Männer, die von Ehrgeiz und Machthunger verblendet, jahrzehntelang an den Fäden spannen, darinnen das große deutsche Volk sich hoffnungslos verstricken sollte, sie sind Geschöpfe ihrer Zeit, Träger des verhängnisvollen Irrtums ganzer Völker. Oder glaubt ein einziger Mensch, Grey und Churchill hätten ihr verderbliches Spiel beginnen und durchführen und in andern Ländern Helfershelfer finden können, sie hätten ganze Völker aus ihrem vereinzelten verbrecherischen Willen heraus ihren Plänen gefügig machen können, wenn diese Völker den Willen gehabt hätten, sich keinesfalls auf Kosten eines anderen Volkes zu bereichern? Der Neid dieser Völker schuf sich die Werkzeuge, die er brauchte; die Männer, deren Namen man fluchen wird, so lange die Geschichte ihn bewahrt, sind die Vollstrecker des Willens ihres Volkes.

Deshalb ist es müßig, Haß und Rache auf sie herabzurufen. Sie tragen das Mal eines geschändeten Namens ohne menschliches Zutun durch die unerbittliche Folgerichtigkeit des Schicksals.

Im tiefsten Grunde ist nur ein einziger Haß berechtigt bis zur ewigen Unversöhnlichkeit: der Haß gegen das Böse schlechthin, der Haß gegen unsere eigenen Unzulänglichkeiten, Schwächen und Fehler, gegen unsere eigene Selbstsucht, die fordert und fordert und nicht satt werden will. Wenn wir diese Gier nach Einfluß, Macht, Reichtum und Geltung in den verantwortlichen Führern unserer Feinde verkörpert finden, wollen wir nicht vergessen, daß wir in einen — freilich vergröbernden und entstellenden — Spiegel sehen, der uns, ins Übermaß verzerrt, unser eigenes Bild zeigt. Wie sehr sich auch unsere Eitelkeit gegen diese Erkenntnis sträuben mag, sicherlich ist das, was uns der Spiegel der fremden Schuld in abschreckender Verschärfung und Verdeutlichung zeigt, das Bild unseres eigenen angefochtenen Wesens in seinen Stunden der Schwäche und Verwirrung und der eigennützigen Wünsche.

Es wird Kriege geben, so lange ein Volk das Recht zu haben glaubt, ein anderes Volk, das ihm im Streben nach der Weltherrschaft im Wege zu stehen scheint, auszurotten, wie England uns ausrotten wollte. Das ist nicht mehr ein berechtigtes Verlangen nach Macht, das ist nackte Gier. So lange die ihre Herrschaft ausüben darf, wird immer wieder der Sturm des offenen Krieges kommen müssen, damit wir nicht in der Schwüle verborgenen Übelwollens ersticken. Daran ändern alle Wünsche und Worte nichts, nicht einmal Taten. Wer die Menschheit dem Ziel eines gefestigten Friedens auch nur um einen Schritt näher bringen will, der pflanze

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihn zuerst in sein eigenes Herz und vergesse nicht, daß er neben dem wuchernden Unkraut des selbstsüchtigen Verlangens niemals bestehen kann.

Wenn wir den Kampf, der fast die ganze Erde ergriffen hat, nicht bis in unser Inneres hinein fortsetzen, wird er uns letzten Endes das Glück nicht bringen, das hinter dem Siege stehen muß, damit er uns zum Segen wird und nicht zum Fluche.

Als das hinreißende, alle Schranken wegfegende, uns alle einigende Glück der ersten erschütternden Tage dieses Krieges uns aus uns selber emporriß, haben viele von uns erkannt, daß das ungeheure Ringen uns mehr noch bringen sollte als nur den Sieg, — eine tiefgehende sittliche Erneuerung. Sie vergaßen es seitdem. Wie starren wir gebannt auf die Brennpunkte des Kampfes in Ost und West, auf den einen, den schändlichsten Gegner jenseits der See, spähen mit pochendem Herzen nach seiner verwundbarsten Stelle und vergessen, daß ein gefährlicher Feind dicht neben uns steht, sehen und hören ihn nicht, der wohl gar in unserer eigenen Brust haust, darauf bedacht, uns gänzlich zu verderben.

Unsere eigene Unbesonnenheit und Selbstsucht ist der beste Bundesgenosse unserer Feinde. Wenn wir das völlig begreifen, werden wir unbesiegbar sein. Aber wie viele von uns sind noch weit davon entfernt!

Die Menschheit hatte — wie lange schon! — den alten Gott gestürzt und das goldene Kalb wieder auf dem Altar erhöht. Die Völker wetteiferten in heißem Bemühen, wer dem Götzen die meisten, die begeistertsten Priester stellen sollte. Sie merkten nicht, daß das Scheusal, dem sie sich auf Gnade und Ungnade auslieferten, ihr Blut trank. Sie führten den besinnungslosen Tanz um den selbstgeschaffenen grausamen Gott bis zur Erschöpfung ihrer besten Kräfte durch, und der Tag mußte kommen, an dem er in Raserei ausartete. An diesem Tage erklärte England seinem Brudervolke den Krieg und verkündete es der ganzen Erde als sein Glaubensbekenntnis: „Was schiert mich meine Seele, wenn ich nicht die ganze Welt gewinne!"

Wir wollen nicht werden, was das englische Volk heute ist. Viele von uns waren auf dem besten Wege dazu. Auch heute noch haben wir Volksgenossen unter uns, die den Krieg nur unter dem Gesichtspunkte des persönlichen Vorteils oder Nachteils begreifen können, die reich werden, weil sie ihn ausnutzen wie eine günstige Geschäftslage. Und auch heute noch steht Manchen unter uns das eigene Behagen höher als das Schicksal des Volkes. Sie murren und widerstreben und hängen wie ein totes Gewicht am deutschen Volkskörper, der sich emporrecken will zu noch unerreichten Zielen. Und diese Menschen der niedrigen Gesinnung gehören zu unseren Feinden, ob sie auch verbrieft und unbestritten den deutschen Namen tragen.

Wer genießen wollte, ist mitschuldig an diesem Kriege. Die verantwortlichen Leiter unserer Geschicke haben seine Schrecken nicht entfesselt, das weiß heute, wer es wissen will. Der Kaiser hat bis zur letzten Stunde für den Frieden gewirkt. Jeder aber auch unter uns Deutschen, der nur das Seine suchte, der in jedem Volks- und Menschheitsbruder nur den Wettbewerber sah, hat die unheimliche, drohende, unerträgliche Spannung geschaffen, die sich in der furchtbarsten menschlichen Katastrophe entladen mußte. Wer in der harten Schule, durch die wir jetzt hindurchmüssen, und die uns so viel Blut kostet und so viel Leiden, nicht von sich selber abzusehen lernt, der hilft den nächsten Krieg heraufbeschwören, noch ehe alle Wunden, die dieser schlug, geheilt sind, noch ehe all das Elend, das er im Gefolge hat, verwunden werden konnte.

Da liegt das Schicksalhafte dieses furchtbaren Ringens. Deshalb ist es eine Verirrung und Torheit sondergleichen, Haß zu predigen gegen den einzelnen Feind oder die gesamten feindlichen Völker. Unser Haß muß in die Tiefe dringen, um den Schuldigen zu treffen. Der verbrecherischen Gesinnung, die Völker wider Völker hetzt, sollen und müssen wir den Krieg erklären, in dem es niemals Frieden und Waffenstillstand geben darf. Ihr allein muß unser Haß gelten, gleichviel ob wir sie unter unseren Feinden entdecken oder in den eigenen Reihen, wo sie uns nur um so mehr gefährdet.

Es geht in diesem Kampfe nicht um unsere Grenzen allein, nicht letzten Endes um unser Bestehen. Es ist der Kampf zweier Weltanschauungen, die in alle Ewigkeit tödliche Feinde sein werden. Wir Deutschen haben immer mehr nach Arbeit verlangt als nach Genuß. Das englische Volk wollte seinen ererbten Reichtum und seine überkommene Macht halten und mehren ohne eigene Anstrengung und lieber durch einen Raubzug als durch ehrlichen Wettbewerb. Das ist gemeinsame Schuld. Das ist im tiefsten Grunde die Tragik eines unentrinnbaren Schicksals, des langsamen, unaufhaltsamen Verfalls.

Es gibt zwei Bilder, die mir unauslöschlich vor der Seele stehen, seit dieser Krieg entbrannte. Michelangelo schuf sie. Beide bergen sich im übergroßen Reichtum der sixtinischen Kapelle. In ihnen liegt die leidenvolle Geschichte des gesamten menschlichen Geschlechts.

Das eine zeigt das Haupt des sündelosen Adam am Schöpfungstage; ein Antlitz, aller Daseinsfreude fremd, voll tiefster Wehmut, voll Zagen, überschattet von dem heraufdämmernden, nie mehr endenden Erdenleid. Das andere zeigt dieselben Züge, gezeichnet und durchfurcht von Not und Schuld und tausendmal würdiger und hoheitsvoller. Adam nach dem Sündenfall, Adam als geprüfter und der Prüfung erlegener Mensch, der sich aufrafft vom Fall mit der alles überwindenden Geduld, der ewig triumphierenden Hoffnung, der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erkennenden Liebe, die nicht richtet, weil sie bei sich selbst beginnen müßte, der alles Verstehende und alles Verzeihende, der die Sünde haßt und den Sündigen seinen Bruder nennt. —

Wir fallen, um aufzustehen!

Melanie Ebhardt.

Denkt an Tsingtau!

Durch ein einzelnes Ereignis werden oft leidenschaftliche Gemütsbewegungen ganzer Völker in einer Wucht und Tiefe ausgelöst, daß man wohl von einem Bann spricht, in den dies Ereignis alle Menschen geschlagen habe. Erst später kommt die ruhige Einordnung der Geschehnisse bei jedem Einzelnen, und in der Erinnerung hat das Ereignis dann seinen mehr oder weniger festen Platz je nach seiner Bedeutung. Unser Volk ist in dieser großen schweren Zeit oft auf das tiefste erregt worden. Wer erinnerte sich nicht der Spannung, die in der Woche vor dem Fall Antwerpens auf allen deutschen Gesichtern lag, und des Jubels nach dem siegreichen Einzug unsrer Truppen in die eroberte Festung. Aber so viel Ereignisse sind seitdem schon gefolgt, so vielfach hat der Krieg auch dem Einzelnen persönliche Opfer abgefordert, daß wir längst Antwerpens Fall ohne Erregung besprechen, daß uns zu dauernder stiller Freude und Genugtuung wurde, was einst stürmender Siegesjubel war.

Und wie es mit den Siegen ging, so ging es auch mit dem Geschick unsrer fernen ostasiatischen Kolonie, die vor nun schon fast vier Monaten der erdrückenden japanischen Übermacht erliegen mußte. Tsingtaus Fall ließ uns alle in jenen Novembertagen hart die Zähne aufeinander beißen, und grimmiger Zorn gegen England erfüllte unser Herz. Heute ist eine kalte Entschlossenheit daraus geworden, eine Entschlossenheit, die sich mit einer Einmütigkeit gegen England richtet, daß die Kolonie dort hinten in Schantung in ihren Einzelheiten schon Vielen zu verblassen anfängt.

Das darf nicht sein! Tsingtau war uns nicht nur eine Kolonie. Tsingtau war uns ein Denkmal deutscher Kultur und war ein so schönes Denkmal deutscher Art, daß der Neid unserer Feinde nur zu begreiflich war. Deutsche Art schied sich aber auch niemals deutlicher von undeutscher Art, als in dem Heldenkampfe der tapferen kleinen Besatzung dort draußen auf dem einsamen Posten, nirgends schieden sich klarer der leuchtende Geist der Pflichterfüllung bis zum Äußersten und der undeutsche Geist der Geldgier.

Laßt uns daran denken, wie Tsingtau, die „grüne Insel", ward, was es uns war.

Bis zum Jahre 1894 hatte sich die hohe Politik nicht um das ferne Ostasien zu bekümmern brauchen. Es war dort politische Windstille. In Japan, Korea und dem gewaltig ausgedehnten Kaiserreich China war die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vormacht der europäischen Großmächte unbestritten England. Japan war politisch überhaupt noch nicht hervorgetreten. Alle zünftigen Politiker und erst recht die zahllosen Kannegießer standen vor einer vollständig überraschenden Tatsache, als der chinesisch-japanische Krieg zu Japans Gunsten ausfiel, und der ganze Hohn und Spott der damaligen englischen Presse über den kleinen japanischen Zwerg mit einem Mal auf einen Wink von oben herab umschlug in eitel Lob und Rühmen Japans. Deutschland suchte nach dem Siege Japans mit vollem Recht zu verhindern, daß Japan auf dem asiatischen Festlande Landbesitz erhielt. England stand dabei abseits; es wollte nicht mitmachen, was unter Deutschlands Führung vor sich ging. England verlor dadurch damals für einige Zeit in China jedes Ansehen, und mußte sich später wohl oder übel doch wieder an Deutschland hängen, um nur an den großen chinesischen Anleihen beteiligt zu sein, deren Wichtigkeit für den politischen Einfluß der geldgebenden Staaten in China natürlich auf der Hand lag.

Rußland und Frankreich hatten von ihren damaligen Besitzungen in Ostasien aus eine immer weitere Vergrößerung ihres Machtbereiches erstrebt. In voller Ehrlichkeit legte deshalb Deutschland der chinesischen Regierung auseinander, daß Deutschland in China unbedingt einen Flottenstützpunkt haben müsse, um die deutschen wachsenden wirtschaftlichen Interessen in China zu sichern. Die chinesische Regierung mußte ja zugeben, daß sie selbst nicht in der Lage sein würde, bei etwaigen späteren Kämpfen den Einfluß Englands, Japans oder Rußlands von seinem Markte kraftvoll fernzuhalten. Gewiß gab China nicht freiwillig die Zustimmung zur Besetzung Kiautschous durch Deutschland, als aber später die deutsche Art des Kolonisierens sich meilenweit unterschied von englischer Raubbauart, da wurden Deutschland und China immer engere Freunde, und die Chinesen, die später zum Beispiel die deutsche Hochschule in Tsingtau besuchten, werden oft die Stunde der Landung deutscher Truppen in China für eine Stunde des Segens für die Chinesen gehalten haben.

Am 14. November 1897 wurde das kleine schmutzige Chinesendorf mit seiner herrlichen Lage auf Befehl des Staatssekretärs Admiral v. Tirpitz von dem damals das deutsche Geschwader in den chinesischen Gewässern kommandierenden deutschen Admiral v. Diederichs besetzt. Am 6. März 1898 wurde der Pachtvertrag über das Kiautschou-Gebiet mit China abgeschlossen. Zunächst war Tsingtau nur ein Stützpunkt für die Kriegsflotte, wurde aber sehr bald auch die Eingangspforte für Deutschlands wirtschaftliche Kraft in China. Schon am 2. September 1898 fand die Eröffnung des Freihafens statt. Am gleichen Tage wurden eine Landordnung, eine Steuerordnung und eine Hafenordnung erlassen, bald darauf auch eine vorläufige Zollordnung, die nach eingehenden Erfahrungen am 1. Dezember 1905 endgültig auf die dortigen Handelsverhältnisse zugeschnitten wurde. Die Namen der Gouverneure Kiautschous sollten jedem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutschen vertraut sein. Der erste Gouverneur war der Kapitän zur See Rosendahl, dem am 19. Februar 1899 der geniale Kapitän zur See Jaeschke folgte. Der hochverdiente Vater der Landordnung von Kiautschou, Geheimrat Schrameier, rühmt ihm nach, wie geschickt er während der Boxerunruhen die Kolonie durch alle Fährlichkeiten leitete. Aufgerieben durch Klima und Arbeit starb er am Geburtstage seines Kaisers im Jahre 1901 in der Kolonie, die ihm so viel verdankte. Der nächste Gouverneur, Kapitän zur See Truppel, leitete dann etwa zehn Jahre lang die Geschicke Kiautschous. Seit dem 19. August 1911 war Kapitän zur See Meyer-Waldeck Gouverneur.

Allen ehrlichen Freunden einer gesunden inneren Entwicklung Deutschlands war Kiautschou aber nicht nur das glänzende Zeichen deutscher Macht im fernen Osten, das Eingangstor deutschen Handelsfleißes in China, der Überbringer deutscher Gesittung und deutschen Geisteslebens an die Chinesen, Kiautschou war ihnen auch ein lebendiges Beispiel echter deutscher Gerechtigkeit. Die Landordnung von Kiautschou hat ja Weltruf bekommen. Am Sedantage 1898 wurde diese Landordnung erlassen, die jeden Mißbrauch mit dem Boden ausschloß. Was das bedeutete, kann man sich nur schwer klar machen, wenn man solchen Gedankengängen fernsteht. In Hongkong zum Beispiel hatten die Engländer in gleicher Weise, wie das überall in Europa heute noch üblich ist, den Boden ohne Beschränkung den Einzelnen überlassen. Wo der Boden für jeden Mißbrauch frei ist, da bemächtigt sich die Spekulation allen Landbesitzes, soweit es nur irgend möglich ist. Die Gewinne, die dabei gemacht werden, ruhen dann als dauernde Last auf allen späteren Generationen und müssen von der Hände Arbeit verzinst werden, ohne daß der Boden durch den spekulativen Gewinn besser, schöner oder wertvoller ward. Der Staat oder die Gemeinde braucht nur einen Bahnhof oder Hafenanlagen zu bauen, sofort steigt die Nachfrage nach dem in der Nähe gelegenen Boden, nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage steigert sich sofort der Wert der umliegenden Grundstücke, und diese Steigerung wird von kundigen Spekulanten künstlich noch immer höher getrieben, bis ein Preis erzielt ist, der gerade noch von dem Leistungsfähigsten bezahlt werden kann. Und die so entstandenen Spekulationsgewinne müssen dann — noch einmal sei es gesagt — von langen Generationen immer und immer verzinst werden, beschneiden den Lohn der Arbeit, drücken die Lebenshaltung und machen nicht einmal diejenigen glücklich, die dann die Zinsen erhalten, weil nur Einkommen aus Arbeit glücklich macht. In Kiautschou durfte nach den Bestimmungen der Landordnung nur die Regierung von den Chinesen Land erwerben, und zwar wurde ein Preis zugrunde gelegt, der dem Werte vor der Besitzergreifung durch die deutschen Marinesoldaten entsprach. Das Gouvernement schrieb dann das erworbene Land, soweit es im Augenblick vorteilhaft erschien, für die Bewerber aus und überließ es dem Meistbietenden. Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Landordnung erhob als Steuer für die Regierung nur eine Steuer nach dem gemeinen Wert, die nicht höher war, als der dort übliche Zinsfuß von 6%. Bei jedem Verkauf mußte aber von dem Wertzuwachs des Grundstückes, der nicht auf die Arbeit des Eigentümers zurückzuführen war, der dritte Teil — $33^1/_3$% — an die Regierung fallen.

Gleich nach der Besetzung Kiautschous durch die deutschen Truppen kamen zahlreiche Spekulanten, wie sie in den großen Europäerplätzen Ostasiens immer vorhanden sind, nach Tsingtau. Da half es ihnen nichts, daß sie sich vorher schon untereinander geeinigt hatten, sie wollten sich gegenseitig keine Konkurrenz machen, jeder sollte einen bestimmten Teil Land billig aufkaufen, so daß später recht hohe Gewinne in ihre Taschen fließen konnten. Die deutsche Verwaltung erklärte ihnen schlicht, sie wolle gar nicht so schnell verkaufen, erst sollten alle nötigen Vorarbeiten in Ruhe und mit gründlicher Sorgfalt erledigt werden, und man wolle auch warten, bis aus Deutschland selbst Herren aus Industrie- und Handelskreisen nach ihrer neuen Kolonie gekommen sein würden. Man kann sich ja nach unseren eigenen europäischen Verhältnissen leicht vorstellen, welche Wut die enttäuschten Spekulanten auf das deutsche Gouvernement in Tsingtau haben mußten. Es waren geldkräftige Kreise, und so ertönte denn auch bald ein Widerhall ihrer Klagen in der „großen" deutschen Tagespresse. Das Mildeste, was der Verwaltung von Kiautschou vorgeworfen wurde, war „weltfremder Bürokratismus". Aber unsere Marineverwaltung ließ sich nicht einschüchtern und gab nicht nach.

Man war lange Zeit darüber im unklaren, wem eigentlich die Landordnung von Kiautschou zu danken war. Erst im Juni 1902 hörte man mehr darüber. Der Befehlshaber des deutschen Geschwaders, das im Jahre 1897 Kiautschou besetzte, erzählte damals dem bekannten Vorsitzenden des Bundes deutscher Bodenreformer, Adolf Damaschke:

> „Wenn ich jetzt an jene großen Tage zurückdenke, dann ist es mir klar, daß ein jüngerer Kolonialbeamter, ein Dolmetscher, den wir an Bord hatten, eigentlich recht viel zu der bodenreformerischen Ausgestaltung der Landordnung von Kiautschou beigetragen hat, ein Doktor Schrameier.
>
> Daß der Bodenwucher mit all seinen Folgen, wie wir ihn an andern ostasiatischen Küstenplätzen haben, daß das Eindringen ausländischen Spekulantenkapitals unmöglich gemacht werden mußte, stand uns von vornherein fest. Für diesen Zweck schienen uns Dr. Schrameiers Vorschläge die besten. Sie waren so einfach, so gerecht, daß nach meiner Auffassung kein anständiger Mensch dagegen etwas einwenden konnte." (Vgl. Bodenreform, 25. Jahrgang, Nr. 21. Verlag von J. Harrwitz Nachf. G. m. b. H., Berlin.)

Es war ein Segen für Tsingtau, daß ihm diese Landordnung beschert

werden konnte. Ist doch Kiautschou auch schon landschaftlich eine Perle und bietet, was man vereint nicht einmal in Deutschland zusammen hat: Gebirge, Wald und Meer. Wenn man in Deutschland beratschlagt, wo man sich vom Staub der Großstadt befreien, den abgearbeiteten Körper erholen will, dann fragt man sich, ob man an die See oder ins Gebirge gehen will. In Tsingtau hat man beides. Auch junger Wald ist da, der von den Deutschen mit besonderer Liebe gepflegt wurde. Im Frühling und Herbst ist dort ein herrliches Klima mit fast immer blauem Himmel, weder zu warm, noch zu kalt; Licht und Luft erinnern an die Riviera. Deshalb wird in dieser Zeit Tsingtau von zahlreichen Badegästen besucht, die weit aus den ostasiatischen Plätzen herkommen. Und wenn auch im Sommer und Winter das Klima vielleicht nicht so angenehm ist wie in Deutschland, weil die sommerliche Regenzeit und die kalten Nordwinde im Winter dem Deutschen weniger behagen, so hat uns doch manches Wort von alten Ostasiaten hier überzeugt, mit welcher Liebe sie an ihren Aufenthalt dort zurückdenken. Was die Natur als Paradies erschaffen hat, was deutscher Fleiß, deutsche Ordnung und Sauberkeit und deutscher Unternehmungsgeist in Tsingtau geschaffen hatten, das fand seine Krönung in der Möglichkeit für jeden, der dorthin kam, stets arbeiten und verdienen zu können, stets eine Lebensmöglichkeit zu haben, weil der Zugang zur Mutter Erde jedem frei stand, der die Hände zu rühren gewillt war.

Denkt an Tsingtau!

Denkt an das Heldentum seiner Verteidiger!

Eine kleine Besatzungstruppe gegen 60 000 Mann Japaner, eine kleine schwache Festung gegen den schweren Geschützpark einer ganzen Großmachtarmee, das war von vornherein ein Kampf nicht um den Sieg, nein, um den besten Tod. Und trotzdem der heldenmütige Ton in den Aufrufen des Festungskommandanten, trotzdem die schlichte, weltgeschichtlich gewordene Drahtmeldung des Kapitäns zur See Meyer-Waldeck an den Kaiser: „Einstehe für Pflichterfüllung bis aufs Äußerste". Trotzdem dieser Widerstand, der zunächst die Japaner mit blutigen Köpfen heimschickte, der erst nachließ, als keine Munition mehr vorhanden war, als die Forts eines nach dem andern fielen und der breite Strom der gewaltigen Übermacht sich über Tsingtau ergoß.

Wenn hier in Deutschland einmal einer müde wird, weil er vielleicht fern vom Schuß von wirtschaftlicher oder persönlicher Not durch den Krieg schwer getroffen wurde, dann soll es wieder heißen: Denkt an Tsingtau!

Und wenn in den unvermeidlichen Kämpfen gegen mächtige Interessentengruppen, die ja nach dem Kriege mit Notwendigkeit wieder einsetzen werden, den Kämpfern für soziale Gerechtigkeit, für ein besseres Bodenrecht die üblichen Worte von Utopie und praktischer Undurchführbarkeit entgegengerufen werden, dann: denkt an Tsingtau!

Rudolf Wiesener.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Lebensmittelerzeugung der neutralen Staaten.

Nachdem in Nr. 3 dieser Zeitschrift bereits einiges gesagt worden ist über die Lebensmittelerzeugung der kriegführenden Staaten, mag heute zur Ergänzung etwas gesagt werden über die Erzeugung der Landwirtschaft in den neutralen Staaten Europas.

1. Italien. Die apenninische Halbinsel trägt einen überwiegend agrarischen Charakter. Von der italienischen Bevölkerung (34 Mill.) leben 53,3% von der Landwirtschaft, 19,9% von Bergbau und Industrie, 10,2% von Handel und Verkehr. Die Landwirtschaft Italiens, das sich bisher stets den „Garten Europas" nannte, war früher so blühend wie in wenigen Ländern, heute aber muß sie als zurückgeblieben bezeichnet werden. Italien ist reich an natürlichen Vorzügen, das Klima ist günstig, die Erzeugnisse gedeihen leicht und in großer Mannigfaltigkeit, es sind genügend brauchbare Arbeitskräfte vorhanden. Wenn trotzdem die Landwirtschaft daniederliegt, so sind schuld daran hauptsächlich der Mangel an Kapital, die schlechten Kreditverhältnisse, die mangelnde Bodenverteilung, die schlechte Regelung der ländlichen Arbeitsverhältnisse und der starke Steuerdruck auf dem Lande. Im Norden sind die wirtschaftlichen Verhältnisse bedeutend günstiger als im Süden. Der Italiener ißt wie der Franzose hauptsächlich Weißbrot und liebt getrocknete Mehlspeisen (Makkaroni). Obwohl der Weizenertrag fast $^1/_3$ der Gesamternte ausmacht, ist immer noch eine sehr bedeutende Einfuhr aus Südrußland ($^9/_{10}$ der Einfuhr), Rumänien und Amerika nötig. An zweiter Stelle unter den Körnerfrüchten steht der Maisbau. Als Brot und Grütze (Polenta) bildet er in Norditalien die Hauptnahrung der ärmeren Volksschichten. Im Maisbau wird Italien nur von Ungarn übertroffen. Trotzdem muß Italien noch Mais von auswärts beziehen (aus Argentinien und Rumänien), ferner Gerste (aus Österreich-Ungarn) sowie Hafer (aus Rumänien und Rußland). Italien ist das erste Reisland Europas. Trotz vielseitiger Verwendung im Inlande kann Reis noch ausgeführt werden. Die Ausfuhr an Obst ist bedeutend. — Italien ist ein viehармes Land. Der Mangel an Wiesen, die im Süden nur durch künstliche Bewässerung entstehen könnten, das Fehlen von Ställen und die geringe Pflege im weitaus größten Teile des Landes stellen die Viehzucht von vornherein zurück. Sowohl Rindvieh wie Schweine werden in erheblicher Menge eingeführt. Eine große Bedeutung hat dagegen in der Wirtschaft des kleinen Grundbesitzers die Geflügelzucht. Die Eierausfuhr allein stieg von 4 Mill. Lire i. J. 1870 auf 53 Mill. i. J. 1908. — Von 1900 bis 1904 betrug die landwirtschaftliche Einfuhr im Durchschnitt jährlich 525, die Ausfuhr 514 Mill. Lire; 1909 wuchsen diese Zahlen für die Einfuhr auf 936, für die Ausfuhr auf 642 Mill. Italien wäre sehr arm, wenn es nicht seinen Fremdenverkehr und seine Wanderarbeiter hätte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. Spanien. In Spanien liegen die Verhältnisse für die Landwirtschaft ähnlich wie in Italien; die spanische Landwirtschaft ist noch mehr zurückgeblieben als die italienische. Früher nannten die Spanier ihr Land mit Vorliebe „die Scheune Europas". An sich sind die natürlichen Vorbedingungen für den Landbau in Spanien nicht ungünstig; insbesondere gestatten die großen klimatischen Unterschiede die Erzeugung der mannigfaltigsten Produkte. Ein Hauptübel liegt aber in der mangelnden Bewässerung. Sehr schädigend hat auch der Raubbau am Walde gewirkt. Über die Hälfte der Bodenfläche Spaniens ist heute unproduktiver Boden. Die Bodenbearbeitung ist sehr unzulänglich. Der Hektar trägt in Spanien nur 8—10 Hektoliter Getreide, d. i. genau die Hälfte eines Hektars in Frankreich. Die Ernteerträge sind außerordentlichen Schwankungen unterworfen. Dementsprechend ist auch der Einfuhrbedarf sehr schwankend. Spanien zählt heute etwa 20 Mill. Einwohner. Rund die Hälfte der berufstätigen Bevölkerung gehört der Landwirtschaft an. Nur in guten Jahren vermag Spanien seine Bevölkerung aus eigener Produktion zu ernähren, in vielen Jahren ist eine beträchtliche Zufuhr nötig.

3. Schweden. In diesem Staate gehören 53% der Bevölkerung der Landwirtschaft, 29% der Industrie und 10,6% dem Handel an. Großgrundbesitz ist kaum vorhanden. Das angebaute Land macht nur 8,7% der Gesamtfläche aus. Damit steht Schweden wesentlich hinter dem Durchschnitt Europas, der 29% ausmacht, wie überhaupt hinter allen europäischen Ländern, außer Norwegen und Finnland. Beim Getreide entfallen 462 kg eigener Ernte auf jeden Einwohner; etwa 60 kg auf den Einwohner müssen vom Auslande eingeführt werden. Bei den Kartoffeln entfallen auf jeden Einwohner etwa 280 kg eigener Ernte, 10 kg auf den Einwohner werden vom Auslande (Deutschand) bezogen. — Die Rindviehzucht spielt eine große Rolle; auf 1000 Einwohner kommen 495 Stück, so daß Schweden weit über dem europäischen Durchschnitt steht, der 307 beträgt. Allerdings ist Dänemark mit 730 noch wesentlich überlegen. Der Schwerpunkt wird auf die Milchproduktion gelegt, mehr als in anderen Ländern; daher ist die Zahl der Kühe außerordentlich hoch: 341 auf 1000 Einwohner. Nur Dänemark und Finnland übertreffen diese Zahl. Mit seinen 155 Schweinen auf 1000 Einwohner steht Schweden wenig hinter dem Durchschnitt Europas zurück, wenn es sich auch nicht mit Dänemark, das 580, oder Ungarn, das 400 auf 1000 Einwohner erzeugt, vergleichen läßt.

4. Norwegen. Das Land zählt 2,4 Mill. Einwohner; das sind 7 Menschen auf den Quadratkilometer, also weniger als in jedem anderen europäischen Staate. Etwa die Hälfte der Bevölkerung ist im landwirtschaftlichen Berufe tätig. Die landwirtschaftlichen Betriebe sind im wesentlichen Kleinbauernwirtschaften. Für die landwirtschaftliche Kultur und Nutzung dienen nicht mehr als 2—3% der Landesoberfläche. Von der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Getreideernte kommt nur ein kleiner Bruchteil zum Verkauf; der Hauptteil wird im eigenen Haushalt verbraucht und verfüttert. Einen Getreidezoll kennen die Norweger nicht. Norwegen ist schon seit alten Zeiten ein getreideeinführendes Land. Es bezieht heute etwa das Zwölffache seiner Weizenernte, das Zehnfache seiner Roggenernte, das Doppelte seiner Gerstenernte und ein Drittel seiner Haferernte vom Auslande. Ebenso wie Getreide werden auch alle anderen Erzeugnisse des Ackerbaues teilweise vom Auslande bezogen. Ausfuhrartikel sind nur Holz, Heu und Fische. — Wie alle anderen um die Nordsee liegenden Länder ist auch Norwegen in den letzten Jahrzehnten mehr zur Viehhaltung übergegangen, allerdings mit viel weniger Erfolg als die Nachbarländer. Hinsichtlich der Versorgung des Marktes mit Erzeugnissen der Rinderhaltung weist Norwegen eine ganz merkwürdige Erscheinung auf. Obgleich nämlich die Rindviehhaltung in Norwegen sehr stark ist (46 Rinder auf 100 Einwohner), erheblich stärker als z. B. in Holland (30 : 100), so reicht die norwegische Rindviehzucht doch nicht aus, um den Bedarf des Landes an Vieh und Viehprodukten zu decken. Sowohl lebende Rinder, als auch Rindfleisch und Käse müssen vom Auslande bezogen werden.

5. Dänemark. Die 2,8 Mill. dänischer Einwohner sind zu 54% landwirtschaftlich, zu 46% industriell tätig. Die dänische Viehzucht ist sehr bedeutend. Die Ausfuhr beschränkt sich fast ganz auf Erzeugnisse der Viehhaltung, während an Getreide und Futterstoffen erhebliche Mengen eingeführt werden müssen. Im Jahre 1880 hatte Dänemark noch eine bedeutende Ausfuhr an Getreide, jetzt ist der Überschuß der Einfuhr an Getreide auf 77 Mill. Mk. gestiegen und der an Ölkuchen hat die gleiche Höhe erreicht. In demselben Zeitraum hat demgegenüber die Ausfuhr von tierischen Produkten einen gewaltigen Aufschwung genommen, von 33 auf 330 Mill. Mk. Dänemark ist ein Land landwirtschaftlicher Veredelungsindustrie; die Ausfuhr an tierischen Produkten ist ganz überwiegend bedingt durch die Einfuhr von $^3/_4$ bis 1 Mill. Tonnen Getreide und Futtermittel. Die Gesamtausfuhr der landwirtschaftlichen Waren erreichte die stattliche Summe von 500 Millionen Mk., d. i. eine Ausfuhr von 310 Mk. auf den Kopf der Landbevölkerung. Diese große Ausfuhr an landwirtschaftlichen Erzeugnissen macht 93% der ganzen Ausfuhr Dänemarks aus.

6. Schweiz. Die schweizerische Landwirtschaft ist im Laufe der Jahre sehr zurückgegangen. Die landwirtschaftliche Bevölkerung hat von Jahr zu Jahr abgenommen, ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung (3,6 Mill.) beträgt jetzt nur noch etwa 30%. Die Eigenproduktion reichte in den 60er Jahren noch für etwa 200 Tage zur Ernährung des Volkes aus, heute reicht sie nicht einmal mehr für 40 Tage. Neben England und den Niederlanden ist die Schweiz am meisten von der Getreidezufuhr des Auslandes abhängig; gegen 90% des Brotgetreidebedarfs muß die Schweiz aus dem Auslande beziehen. Mit zurückgehendem Getreidebau wandten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich die schweizerischen Landwirte mehr der Viehzucht zu. Von der gesamten landwirtschaftlichen Kulturfläche der Schweiz entfallen 37% auf Weideland, dessen größter Teil dem Alpgebiete angehört. Vor allem erfuhr die Milchwirtschaft und die Käseproduktion eine Erweiterung. Trotz der vermehrten Viehzucht reicht jedoch auch die Fleischerzeugung kaum hin, um nur 75% des Bedarfs der Bevölkerung zu decken. Um die Fleischversorgung des Volkes durchführen zu können, hat man schon vor Jahren zum Bezuge australischen Gefrierfleisches seine Zuflucht genommen.

7. Holland. Holland ist ein alter Handelsstaat; die Interessen der Landwirtschaft wurden denen des Handels geopfert. Von der Gesamtbevölkerung (5,7 Mill.) ist etwa nur ein Drittel in der Landwirtschaft tätig. Holland ist vor allem Durchfuhrland. Der eigene Getreidebau genügt bei weitem nicht dem Bedarf. An sich könnte das dichtbevölkerte Holland mit den von ihm erzeugten Nahrungs- und Futtermitteln nur etwa ein Drittel seiner Bevölkerung ernähren. In die Lage zur Ausfuhr solcher Stoffe kommt es nur dadurch, daß es zugleich in erheblichem Maße Getreide, Kleie und Ölkuchen einführt (Überschuß der Einfuhr über die Ausfuhr in diesen Gegenständen etwa 2 Mill. Tonnen). An Kartoffeln erzeugt Holland einen Überschuß über den eigenen Bedarf. Es hat eine Kartoffelernte von etwa 3000 Mill. kg, wovon durchschnittlich 400 bis 500 Mill. kg ausgeführt werden, und zwar hauptsächlich nach Deutschland. Die Viehausfuhr beträgt im Jahresdurchschnitt gegen 50 000 Stück Großvieh im Werte von etwa 7 Mill. Mk., gegen 7000 Stück Jungvieh für rund 400 000 Mk., 6000 Schweine für 200 000 Mk. und 11 000 Schafe und Lämmer für 42 000 Mk.

8. Rumänien. Die Hauptquelle des rumänischen Volksvermögens ist wie in allen Balkanstaaten die Landwirtschaft. Bemerkenswert ist die außerordentlich ungleiche Verteilung des Bodens; 0,4% Großbetriebe (über 100 ha) besitzen 31,2% der Fläche. Rumänien ist das klassische Land der Latifundien, die sich hauptsächlich in der Ebene finden, während der Kleinbesitz mehr im Gebirge verbreitet ist. An vier Fünftel der bebauten Fläche sind mit Getreide bestanden, und zwar spielen Mais und Weizen die Hauptrolle. Da im Lande zumeist Mais verzehrt wird, so kommen große Mengen von Weizen zur Ausfuhr. Rumänien gehört zu den wenigen Getreidekammern Europas. Die Viehzucht leidet unter dem Mangel an Wiesen, deren Fläche zugunsten des Ackerbaues zurückgeht, unter Krankheiten und infolge der Absperrung der österreichischen Grenze. Rumänien verfügt über ausgedehnte Salzlager und sehr bedeutsame Petroleumquellen.

9. Bulgarien. Die bulgarische Bevölkerung ist zu etwa 80% in der Landwirtschaft tätig. Es überwiegt der Pachtbetrieb (Teilbau); Großgrundbesitz fehlt. Der Boden ist meist fruchtbar; etwas über ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Drittel ist bebaut mit Weizen, Mais, Gerste, Roggen und Rübsamen. Erhebliche Bedeutung hat die Gemüsegärtnerei erlangt; hervorragend ist die Rosenkultur (Gewinnung von Rosenöl und Rosenwasser). Deutschland bezog zuletzt von Bulgarien für etwa $1^1/_2$ Mill. Mk. Rosenöl. Wie der Getreidebau, ist auch die Viehhaltung beträchtlich (rund 500 Stück Hornvieh auf 1000 Einwohner). Die Grundlage der Viehzucht bildet die Wanderwirtschaft, im Sommer im Gebirge, im Winter in der Ebene. Etwa ein Drittel der landwirtschaftlichen Produktion gelangt zur Ausfuhr.

10. Griechenland. Von der griechischen Bevölkerung entfällt die Hälfte auf die Landwirtschaft. Griechenland muß ein Drittel seines Bedarfs an Weizen vom Auslande einführen. Der Anbau von Gerste, Mais und Reis deckt den Landesbedarf. Die Erzeugung von Hafer und Roggen ist bedeutungslos. Der Verbrauch von Hülsenfrüchten ist so bedeutend, daß die eigene Produktion nicht ausreicht. Eine wichtige Einnahmequelle der griechischen Landwirtschaft bildet seit einiger Zeit der Gemüsebau, der vollständig den Eigenbedarf deckt und noch größere Mengen für die Ausfuhr übrig läßt. Griechenland ist das klassische Land des Weinbaues. Besonders wichtig ist die Gewinnung von Korinthen. — Die Viehzucht wird in Griechenland durchweg nomadisch ohne Verbindung mit dem Ackerbau betrieben. Die Abhängigkeit vom Auslande ist groß; es wandern jährlich etwa $6^1/_2$ Mill. Mk. für Tiererzeugnisse außer Landes. Nur in der Nähe von Großstädten befaßt man sich mit der Gewinnung von Kuhmilch, die z. B. in Athen mehr als doppelt so teuer ist als bei uns. In der Provinz wird ausschließlich Schaf- und Ziegenmilch verwendet. Die Ziegenzucht ist stärker als in jedem anderen Lande entwickelt. Ebenso wie in den übrigen östlichen Ländern bleibt auch für die griechische Landwirtschaft noch vieles zu tun.

Dr. E. G. Zitzen.

Weltenwende.

Um die Beziehungen des Menschen zu der ihn umgebenden Welt deutlich zum Bewußtsein zu bringen, hat Richard Wagner im Ring des Nibelungen die germanische Nibelungensage neu gestaltet. Dabei vollzog sich in ihm selbst eine bedeutsame Wandlung. In dem ersten dramatischen Entwurf vom Jahre 1848 mit dem Titel „Siegfrieds Tod" sollte Siegfried durchaus das Abbild unmittelbar wirkender Kraft sein und der Held des Lichts, der den Sieg behält, obgleich er Hagens Neid zum Opfer fällt. Denn zum Schluß zieht er doch mit Brünnhilde ein in Walhall, begleitet vom jubelnden Chor:

Allvaters freie Genossen
Walhall froh zu begrüßen
Zu ewiger Wonne vereint.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Einige Jahre später, nach Vollendung der ganzen Dichtung in der uns bekannten Form, sieht Wagner den Sinn dieses Mythos ganz anders. Er findet in ihm nicht mehr einen sieghaften Glauben an die Kraft des Lichts und an diese Erde als die beste aller Welten. Sein früherer Optimismus hat sich in Pessimismus gewandelt, und der Ring ist die dramatische Darstellung der furchtbaren Wotanstragödie, in der sich das Schicksal des Menschen widerspiegelt, der, von jäher Wünsche Wüten geplagt, sich die Welt erobern möchte und dabei erkennt: Es ist alles ganz eitel. Das Beste, die Liebe, geht darüber verloren. Das treibt Wotan in hoffnungslose Verzweiflung, und sein einziger Wunsch ist: das Ende, das Ende! — Auch Siegfried der Held ist in diesem Werk dem Fluche der Wotanswelt nicht enthoben. Die naive Unwillkür seines Handelns, einst seine Stärke, erscheint hier als seine tragische Schuld, als Ausdruck seiner Sucht nach ständigem Wechsel. Darum fällt er den unterirdischen Mächten zum Opfer. Sein Scheiterhaufen entzündet den Weltenbrand, in dem Walhall mit allen Göttern und Helden versinkt, und nun findet der Gott endlich die ersehnte Ruhe.

So sah Wagner damals die Welt. So hatte er sie erlebt. Sein Glaube an die siegende Kraft der germanischen Götter und Heroen war zerstört. Einst waren ihm die Ahnen des deutschen Volkes in ferner Urzeit der Ausdruck seiner höchsten Hoffnung. Dann erfuhr er, hier bleibt ein Rest, die tiefste Sehnsucht unerfüllt. Das brachte ihn zur Verzweiflung, und da er keinen andern Ausweg fand, schien ihm die einzige Erlösung die Verneinung des Willens zum Leben zu sein. Nichts mehr wünschen, sterben und so, nach Hebbels Spruch, das letzte Leiden der Natur zu ihrer letzten großen Tat zu stempeln. Das Leben hatte ihm nicht gehalten, was es ihm versprochen hatte. Das Glück der wahren Liebe hatte er nicht kennen gelernt, wie er an Liszt schreibt, so wollte er diesem schönsten aller Träume im Tristan ein letztes Denkmal setzen und sich mit der schwarzen Flagge, die am Ende weht, zudecken, um zu sterben.

Aber gegen seinen Willen hielt ihn eine tiefe Ahnung aufrecht. Schon zugleich mit jenem ersten Entwurf vom Ring im Jahre 1848 entstand eine ausführliche Skizze zu einem Drama „Jesus von Nazareth", neben der ungebändigt begehrenden Lebenslust und unwillkürlich schaffenden Lebenskraft des Siegfried die sich selbst entäußernde Liebe des Weltenheilandes. Bei der endgültigen Bearbeitung des Ringes wurde ihm dann klar, daß der verfluchte Goldhort seine Ergänzung im heiligen Gral finde, und einige Jahre später sprach er es aus, daß dem im verzweifelnden Liebesleid sich verzehrenden Tristan der Parsifal erscheinen müsse. Aus dieser Erkenntnis oder Ahnung heraus hatte er schon zugleich mit dem Tristan, an einem herrlichen Ostermorgen die Grundzüge des Parsifal-Weihfestspiels niedergeschrieben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Viele Jahre gingen hin, Jahre tiefster Enttäuschung und Verbitterung. Die bereits erkannte und ausgesprochene Wahrheit konnte ihm erst in ihrer ganzen den Willen umgestaltenden Bedeutung bewußt werden, nachdem ihm der Irrtum der in der Wotan-Siegfried-Welt herrschenden Auffassung zum eigenen Erlebnis geworden war, als er erfahren hatte, sie entspringt aus dem rein egoistischen Trieb, von der Welt und ihren Gütern in Besitz und Liebe so viel zu erraffen und zu genießen, wie es der angeborenen Kraft und Lebenslust möglich ist.

„Wahn, Wahn" sagt Wagner nun im Hans Sachs, und der Sinn des Lebens ist: „den Wahn fein lenken, ein edler Werk zu tun!" — Liebe ist das nicht, was die meisten Menschen aus ihr machen und von ihr erwarten: Beglückung und Befriedigung durch den andern. Wahre Liebe sucht nicht das ihre, sie will dem andern geben, was er für seine Lebensansprüche und Lebensbedingungen nötig hat.

Und so schuf Wagner seinen Parsifal. Parsifal, der des Weltenwahns Unmachten erkennt und das egoistische Begehren umwandelt in verständnisvolle und hilfreiche Liebe, findet in Kundry die Weggenossin zum Gral. — Hier ist nicht mehr Verneinung des Willens zum Leben, sondern intensivste Bejahung auf Grund gänzlich neuer Beziehung des Menschen zur umgebenden Welt als Sinn des germanischen Mythos erkannt. Siegfried, der Held der Vergangenheit, ist nicht der Held der Gegenwart. Siegfrieds Kraft findet ihre Ergänzung in Parsifals Liebe. — Weltenwende!

In dieser erhabenen Weisheit unserer Religion vom wahren Sinn des Lebens klang Wagners Kunst aus. Wer sie recht versteht, dem wird sie zum eigenen Erlebnis werden. Mit Dankbarkeit und mit Zuversicht für die Gegenwart wird ihm bewußt werden, was hier zum Ausdruck kommt: ein großer Künstler der Deutschen, Seher und Deuter tiefster, uralter Geheimnisse, erfährt in sich den Wahn seiner Zeit, in Macht, Herrschaft, Besitz und Genuß das Glück, ja den Sinn des Lebens zu finden, erfährt die ganze furchtbare Verzweiflung eines Menschen, der trotz besserer Ahnung nicht weiter gekommen ist, als die nur den Welteroberungs- und Besitzvergrößerungsgelüsten verpflichteten Urväter und wird nun reif für das der Menschheit seit bald 2000 Jahren vorschwebende und vorgelebte Ideal: „Mensch, dein Glück heißt Opfermut!" (Dehmel).

Nicht von ungefähr war Wagners Kunst und Leben so geworden. Sein Genius, den, nach Platos schönem Wort, nicht er, sondern der ihn erwählt hatte, führte ihn so und trieb ihn, aus eigenem Erleben als Künstler das zu gestalten, was seines deutschen Volkes Sehnen und höchste Hoffnung war: endlich, endlich die Beziehungen des Menschen zu der ihn umgebenden Welt zu begreifen nach dem Vorbild des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wahren Weltüberwinders, zu dessen Namen wir uns alle bekennen. Wagners Kunst beweist uns, daß dies das Ziel und der Wille der germanischen Entwicklung in Deutschland ist. —

Fr. Wilh. Foerster schreibt in einem allen Vortrupplesern sehr zu empfehlenden Aufsatz „Christus und der Krieg"*): „Selig sind, die nach Verständigung trachten, denn sie werden das Erdreich besitzen. Es gibt eine unüberwindliche Art, ernste Selbstbehauptung mit ritterlicher Hilfe für den Gegner zu vereinigen; die ist in Völkerfragen noch gar nicht ernstlich versucht worden." — Es ist derselbe Gedanke, wie der oben ausgeführte. Damit soll kein Vorwurf gegen die bisherige und gegenwärtige deutsche Politik von mir erhoben werden. Dazu hat niemand das Recht. Solche Erkenntnisse müssen innerlich als Wahrheit erlebt werden, ehe sie Tat werden können. Dazu muß man wie Wagner durch die Verzweiflung und den vollständigen Bankerott des früheren Wahns hindurch. Aber so furchtbar die Not und das Leid für uns in der Gegenwart ist, so sicher macht es den Weg von innen heraus frei in eine schönere Zukunft gemeinsamer Arbeit des Menschen für ihre heiligsten Güter, für die vom deutschen Volk in seiner Kunst und seinem Friedenskaiser geahnte Weltenwende.

Otto Mensendieck.

---

*) In der Zeitschrift: Der Säemann. 1914. Heft 9—11. Teubner, Leipzig.

Was andre sagen

Deutsche Treue [Gemeindeblatt der Kirchengemeinde Hemme]. (Herausgeber: Pastor Willy Detjens, Hemme.) 2. Jg. Nr. 6 vom 21. Januar.

Was ein Dithmarscher Bauer über die großen Fragen unserer Zeit denkt. Von Peter Witt.

„... Es ist doch schrecklich, welche Opfer an Gut und Blut, an Intelligenz und Lebensglück ein Weltkrieg fordert. Welch eine Summe Kulturwerte geht der Menschheit in diesem Völkerringen verloren. Viele Jahre treuer Arbeit müssen aufgewendet werden, um diesen Rückschritt zu überwinden und auszugleichen, und das Ende ist noch längst nicht abzusehen. Doch vielleicht ist es recht so, und wir dürfen hoffen, daß die Völker dieser Erde an einem Weltkrieg ihr Genüge haben, und die Menschheit einer harmoniereichen, glücklichen Zeit und Zukunft entgegengeht.

Doch viele empfinden kaum den furchtbaren Ernst der Zeit, die Schicksalsstunde unseres Volkes, aber ich beneide sie nicht, obgleich ich manche Nachtstunde über die Zukunft unseres Volkes nachgrüble.

. . . . . .

Welches muß nun das Ziel unserer

Kämpfe in diesem Weltkrieg sein? Wir wollen uns eine Stellung im Weltverkehr erzwingen, die unserm Welthandel und unserer Weltmachtstellung entspricht. Wir wollen einen ungehinderten Absatz unserer Wirtschaftserzeugnisse nach dem Grundsatz der offenen Tür (gleiches Recht für alle), soweit fremdes Staatengebiet in Betracht kommt. Wir wollen genügende, unserer Weltwirtschaft und unserm Welthandel entsprechende Absatzgebiete und Interessenzonen, die unser Wirtschaftsleben befriedigen können. Wir wollen an den großen Wasserstraßen genügende feste Stützpunkte, die unserer Seemacht und Seegeltung die Möglichkeit bieten, unserm Weltverkehr den genügenden Schutz zu geben und die uns einen Teil an der Beherrschung der Weltmeere sichert, welcher die Unantastbarkeit des Privateigentums auch auf dem Weltmeer und den offenen, neutralen Gewässern sicherstellt. Nur wenn wir diese Ziele erreichen, dürfen wir hoffen, daß wir einer langen Friedenszeit und einem harmonischen Zusammenwirken der verschiedenen Völker und Rassen an der allgemeinen Kulturarbeit der Menschheit entgegengehen. Das walte Gott.

Große Hoffnungen setzen unsere Feinde auf die Frage unserer Volksernährung. Obgleich wir nach meiner Ansicht im letzten Jahr nur eine Ernte etwas unter Mittel an Brotgetreide zu verzeichnen hatten, so hat es mit dem Aushungern doch noch gute Wege. Auch dürften sich die letzten Maßnahmen unserer Behörde mit der Enteignung des Hafers und Brotgetreides als sehr wirksames Mittel ausweisen, um unsere Bevölkerung zur Sparsamkeit anzutreiben. Und es kann mächtig viel gerade in landwirtschaftlichen Betrieben gespart werden, wenn es sein muß. In meinem mittleren Betrieb spare ich in diesem Winter mindestens für 2000 Mk. an Hafer und Brotgetreide. Dadurch kann und wird schon mancher hungrige Mund gestillt, und meine Berufsgenossen werden in ähnlicher Weise vorgehen, so daß wir zur nächsten Ernte noch ein bedeutendes Quantum in Reserve haben. Da nun weiter unsere Landwirtschaft im letzten Herbst äußerst regsam war und reichlich viel Wintergetreide bestellt wurde, darunter viel Wintergerste, welche schon Mitte Juli durch die Dreschmaschine geht, so können wir auch hier zum Lobe unserer deutschen Landwirtschaft sagen: Lieb' Vaterland magst ruhig sein! Und sollte auch wirklich die Möglichkeit eintreten, daß wider alles Erwarten das Brot zu früh alle wird, sei es infolge einer späten Ernte oder infolge des Auswinterns unseres Wintergetreides, so haben wir dennoch in unserm Rindvieh- und Schweinebestand eine so gewaltige Reserve, daß wir Landwirte den Gedanken des Aushungerns weit von uns weisen.

. . . . . .

. . . ich habe die Absicht, viel Frühkohl und Frühkartoffeln zu pflanzen, die ich Mitte Juni bis Anfang Juli auf den Markt bringen kann, und so wie ich denke und handle, denken und handeln endlos viele meiner Berufsgenossen. Darum bezweifle ich auch, daß der Engländer wirklich im Ernst sich mit der Täuschung des Aushungerns herumträgt. Er wird andere Gründe haben. Wenn uns irgend ein Unglück trifft, so finden wir, daß die Menschen doch recht verschieden geartet sind. Einige lassen den Kopf hängen und sind untröstlich. Andere fassen den Stier bei den Hörnern und suchen den Schaden mit frischem Mut gutzumachen. Nun gibt es aber auch noch eine Sorte, die zugleich überlegt, welchen Nutzen man aus dem Schaden herausziehen kann, und so ähnlich ist es mir in letzter Zeit in einem Falle ergangen.

Ich hatte das Unglück, daß mir beim letzten Sturm das Nebenhaus umwehte. Dies Nebenhaus hatte ich vor einigen Jahren gekauft und hatte meine russischen Arbeiter drin wohnen. Nun las ich neulich in meiner Zeitung über Kriegswaisenpflege. Man wünscht, daß diese Kinder nicht zusammen in großen Pflegeanstalten erzogen werden, sondern daß dieselben in Häuser und Kreise gegeben werden, die in ähnlichen Lebensverhältnissen sich befinden, aus denen diese Waisenkinder hervorgegangen sind, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die die Gewähr bieten, daß sie diesen Kindern nach besten Kräften das Elternhaus ersetzen werden. Also ein schöner, idealer Gedanke, der auch bereits einen mächtigen Anklang gefunden hat, denn viele Personen aus allen Schichten der Bevölkerung haben sich bereit erklärt, diese Waisen an Kindesstatt anzunehmen, so daß diese Frage wohl als gelöst angesehen werden kann.

Nun liegen mir besonders die Ganzinvaliden am Herzen, die doch in erster Linie ihre gesunden Knochen für uns und unsere Existenz geopfert haben. Sollen wir diesen armen Krüppeln eine Drehorgel umhängen? Nimmermehr! Oder sollen wir alle diese verhältnismäßig lebensfrischen jungen Leute in ein Invalidenheim einpferchen? Das ist auch nicht mein Geschmack.

Nun habe ich hier mitten im Dorf Lehe, mitten unter all diesen kleinen Häusern und kleinen Landstellen, einen Acker, wunderschön für Hausplätze gelegen, in Größe von 6 Parzellen und 3/4 ha. Davon ließen sich also drei schöne Hausplätze einteilen, so daß bei jedem Hausplatz 3 Scheffel sehr mildes Gartenland kommen, die im Frühling und Herbst durch Pferdebetrieb bestellt werden können.

Auf diesen 3 Scheffeln denke ich mir nun ein kleines Haus mit geräumiger Wohnstube, darin zwei Wandbetten, Kachelofen, daneben zwei bequeme Lehnsessel und einen Tisch mit einer Shagtabaksdose darauf. In den beiden Sesseln sitzen zwei unserer braven Invaliden und erzählen sich, gehüllt in mächtige Rauchwolken, von ihren Heldentaten auf Polens unwirtlichen Fluren. Auf der Wand, ihnen gegenüber hängt ein Schlachtenbild, das ihnen den Durchbruch unserer Garde vor Warschau wieder in Erinnerung bringt.

Weiter denke ich mir in diesem Hause eine kleine Diele, eine Küche mit geräumigem Keller für Gemüse und Kartoffeln und daranschließend einen geräumigen Schweinestall mit drei Koven und schön gepflegten Ferkeln. Hinter dem Hause einen Bienenstand und vor dem Hause noch eine Veranda mit einer Fahnenstange davor und einem schön gepflegten Hausgarten. Da ich alles für Selbstkostenpreis abgeben werde, so würde sich eine solche Stelle auf zusammen vielleicht 3000 Mk. stellen. Dieses Geld werde ich mir später von anderer Seite verschaffen, um meine Invaliden von mir unabhängig zu machen."

Rund um uns

† **Dr. K. v. d. Schalk, Werner Jungfer, Fritz Schleyer, Otto Bojarzin.** Wieder hat der Krieg empfindliche Lücken in die Reihen unserer Mitarbeiter gerissen. Auf dem Felde der Ehre ließen für unser Vaterland ihr Leben Dr. Kuno van der Schalk, der Generalsekretär der Dichter Gedächtnisstiftung in Hamburg, Referendar Werner Jungfer, Fritz Schleyer, Schriftleiter in Görlitz und Otto Bojarzin aus Mülhausen i. E., der vor allem in unseren Wandervogelkreisen sich großer Beliebtheit erfreute. Wir betrauern in den dahingeschiedenen Mitarbeitern wackere Freunde, die der Sache der Lebensreform in hingebender und uneigennütziger Weise gedient haben.

Vortrupp.

Zwei Freunde im Feld. Zwei Freunde hab ich im Feld. Freilich sind sie nicht mit mir ausgerückt, als wir die Garnison verließen. Sie blieben daheim. Aber im Feld vermißte ich sie und rief

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nach ihnen. Und sie kamen. Und heute begleiten sie mich auf Schritt und Tritt.

Zwei gute Freunde hab ich im Feld,
Soll ich sie dir nennen?

Es ist Gustav Freytags „Ingo" und Hermann Poperts „Helmut Harringa".

Weißt du, mein Freund, was es heißt, mit gepacktem Tornister marschieren? Wenn nicht, so frage die, die gedient haben, sie werden's dir berichten. Glaub mir, ein feldmarschmäßig für den Krieg gepackter ist noch schwerer, weil da so manches mitgenommen werden muß, an das man im Frieden nicht denkt. Viele aber, die einen solchen Tornister kennen, werden sich wundern, daß ich noch zwei Bücher mitschleppe. Ihnen tuts leid, das zu tun.

Aber mich reuts nicht. Denn ich habe doch zwei gute Freunde bei mir. Zwei Freunde, die mich aufrichten, die mir Kraft geben. Denn die kann man brauchen.

An den Kraftgestalten, die uns die Dichter malen, kann sich ein Krieger im Feld aufrichten. Und darum habe ich diese Freunde bei mir.

Freytags „Ingo", die Heldengestalt aus deutscher Vorzeit, läßt mich so recht das Edda-Wort nachfühlen, das Schwaner an die Spitze seines Volkserziehers setzt: Treu leben, todtrotzend kämpfen, lachend sterben". Und wenn ich auch noch nicht mir denken kann, daß ich das Letzte wohl fertig bringe, so will ich doch nach dem Ersten handeln. Wollen wirs nicht alle? Treu leben! Und wenn man mitten in Feindesland unter Kanonendonner und Gewehrfeuer von der Heldentat Ingos gegen das Römerheer, von der der Sänger berichtet, oder von seinem ruhmreichen Ende liest, dann wird auch das manchmal zage und müde Herz wieder froh und leicht.

Und die Kraftgestalt des jungen Richters, voller Gerechtigkeitsgefühl und sittlichem Ernst, die uns Popert geschaffen, läßt uns auf dem Kampffelde das Gelöbnis wiederholen, das jeder von uns schon daheim gelobt: „Ich will ein Krieger sein im Heere des Lichts!"

Ja, sind wir denn nicht alle hier draußen Krieger im Heere des Lichtes. Krieger für Wahrheit und Recht gegen Rachsucht und Neid?

Zwei gute Freunde hab ich im Feld, die ich nicht missen möchte. So lange ich kann, will ich sie bei mir behalten. Und daheim werden sie mir dann noch lieber sein als zuvor, weil sie mir im Feld so treulich zur Seite gestanden haben: Freytags „Ingo" und Poperts „Harringa".

Walther Kluge.

Aus einem Feldpostbriefe.

„. . . Im gewöhnlichen Leben habe ich immer gestrebt aus den Menschen meiner Umgebung zu lernen, oder aber, wo es erforderlich und möglich war, einen fördernden Eindruck auf sie zu machen. Auch während des Krieges bin ich hiervon nicht abgegangen. Als ich verwundet im Kriegslazarett zu Mons in Belgien lag, wurde eines Tages auch ein junger Kriegsfreiwilliger eingeliefert. Es war ein offener, treuer Bursche von kräftigem Wuchs. Er war erst 18 Jahre alt.

Ich habe öfters mit ihm gesprochen. Der Bursche gefiel mir. Nur eines mißfiel mir an ihm, er hatte sehr viel Tätowierungen an beiden Händen und Armen. Unverhohlen sagte ich ihm, daß dies nicht schön sei. Darauf erzählte er mir folgendes: „Als ich mich freiwillig meldete, fragte mich der Stabsarzt, warum ich mich am Körper habe tätowieren lassen? Dies sei doch nicht schön. Da frug ich den Herrn Stabsarzt, warum er die Schmisse auf den Backen habe? Da sagte er mir: „Das ist mein Stolz." Sehen Sie Herr Stabsarzt, so wie die Schmisse ihr Stolz sind, so sind die Tätowierungen mein Stolz, gab ich ihm zur Antwort."

Wenn nun auch keiner von Beiden auf die Verunstaltungen stolz sein kann und in Wahrheit darauf stolz sein wird, so hat das Zusammenkommen den Beiden sicher doch eine Lehre gegeben.

Vielleicht wirkt der Kriegsfreiwillige, der von Beruf Stallschweizer ist, später einmal auf seine Kinder ein, daß sie sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht tätowieren lassen, vielleicht wirkt auch der Herr Stabsarzt auf seine Kinder ein, daß sie sich nicht durch Schmisse verunstalten, damit es ihnen nicht geht wie ihm, der vor einem Stallschweizer errötete. Wenn du auf andere erziehend einwirken willst, dann mußt du selbst erhaben sein . . ."

Johannes Kuhn.

Haushalten und aushalten! Auch ein Wörtlein zur Ernährungsfrage. Es ist nunmehr Fürsorge getroffen, daß unser Brotkorn, Roggen und Weizen, den Menschen erhalten bleibt; auch der Hafer darf, außer für die Volksernährung, nur noch zur Pferdefütterung verwendet werden. Reismehl und andere aus dem Auslande stammende Futterstoffe für Vieh sind knapp und sehr teuer. Von besonderer Bedeutung für die Viehfütterung aber ist die Gerste; ihr Preis hat sich seit Jahresfrist um das Zweieinhalbfache erhöht, damit hat besonders die Schweinemästerei zu rechnen. Und sie rechnet damit: die Ställe entvölkern sich und werden leer.

Zunächst nun ein paar Angaben über unsern Gersteverbrauch der letzten Jahre. Wir verbrauchten im Jahre rund 64 Millionen Doppelzentner, davon wurde ungefähr die Hälfte in Deutschland gebaut, die Hälfte aber eingeführt. Die Bierbrauereien verbrauchten ungefähr ein Viertel des Gesamtbetrages, also rund 16 Millionen Doppelzentner im Jahre; allem Anschein nach hat aber der Gerstenmangel auf diesen Betrieb noch nicht einschränkend gewirkt. Nur kürzlich berichteten die Zeitungen, daß die Bierpreise erhöht werden sollten.

Nun ein paar Angaben über Schweinezucht und Fleischverbrauch. Es wurden gezählt im Deutschen Reich im Jahre 1892 ungefähr 12,2 Millionen Schweine. Im Jahre 1900 waren es 16,8 Millionen; im Jahre 1907 schon 22,1 Millionen. Diese Zahl stieg im Jahre 1913 auf 25 Millionen, hat sich also in 20 Jahren ungefähr verdoppelt. Dementsprechend hat sich der Fleischverbrauch in Deutschland gehoben von 32 kg auf den Kopf der Bevölkerung im Jahre 1898 bis zu 52,3 kg (nach Prof. Rubner) in den letzten Jahren. In einzelnen Großstädten stieg dieser Verbrauch sogar auf 66 bis 74 kg. — In England beträgt er 47,6 kg, in Frankreich 33,6 kg, in Belgien und Holland 34,3 kg; Deutschland hat also von den Völkern Europas den höchsten Verbrauch an Fleisch.

Es ist von verschiedenen Seiten hervorgehoben worden, daß ein so hoher Fleischverbrauch nicht nur nicht nötig ist, sondern einen Überverbrauch bedeutet, der mit den Regeln einer vernünftigen und gesunden Ernährung nicht in Einklang zu bringen ist. Man hat übrigens auch schon länger in landwirtschaftlichen Fachblättern von einer unausbleiblichen „Schweinekrise" geschrieben, die infolge der Überproduktion entstehen würde. Wünschenswert wäre es allerdings, wenn in gleicher Weise eine „Bierkrise" entstände, veranlaßt durch Mangel an ausländischer Gerste und Zunahme inländischer Einsicht und Erkenntnis; eine solche wäre unserem Volke noch nützlicher und nötiger, als die „Schweinekrise". Mit letzterer aber müssen wir erstmal rechnen.

Sie trifft auch die Landleute ziemlich hart, mehr noch die Schweinefabrikanten. Das mag eigenartig klingen, trifft aber zu, denn es gibt viele Tausende von Leuten „ohne Ar und Halm", die sich mit Schweinemästung befassen. Es gibt kleine Landstädte, wo nahezu Haus bei Haus die Schweinemästung in nicht geringem Umfange betrieben wird. Es gibt auch viele Großbetriebe dieser Art. Diese Leute kaufen die Futterstoffe, vorwiegend Gerste, zuweilen auch Magermilch, in größeren Mengen und mästen darauf los. Aber auch in den landwirtschaftlichen Betrieben hat die Schweinemästung längst einen solchen Umfang angenommen, daß das eigene Getreide nicht ausreicht zur Fütterung, vielmehr werden große Mengen von Futterstoffen, hauptsächlich Gerste, für diesen Zweck von Händlern zugekauft. Hervorzuheben aber ist, daß diese ihre Magermilch und Buttermilch, die sie von den Genossenschaftsmeiereien zurückbekommen, für die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schweinefütterung verwerten und so erst recht ausnutzen. Und so ist es denn natürlich, daß von dieser Seite die Frage und Klage kommt: Was sollen wir denn nun aber mit unserer Magermilch machen?

Die Antwort liegt nahe, namentlich in dieser Zeit: Die Magermilch soll mehr als bisher für die menschliche Ernährung verwendet werden. Vor einem Menschenalter gab's auf dem Lande morgens und abends Milch und Grütze, und in den Städten bekamen's wenigstens die Kinder. Das hat aufgehört. Aber gerade jetzt ist die Zeit, wo man wieder damit anfangen sollte; es wird Vielen gut bekommen, und es wird nicht unwesentlich an Brotkorn dadurch gespart werden. Überhaupt kann und soll man sich mehr an Milchsuppen halten. Sehr mit Unrecht sieht man vielfach die Magermilch als „minderwertig" an. Sie unterscheidet sich in ihrer Zusammensetzung von der Vollmilch lediglich durch verminderten Fettgehalt. Vollmilch enthält 3,7% Eiweiß, 3,5% Fett und 4,4% Kohlehydrate; Magermilch dagegen 3,7% Eiweiß, 0,2% Fett und 4,4% Kohlehydrate (nach Hindhede). Wenn man die Vollmilch zu 20 Pf. das Liter, die Magermilch zu 10 Pf. das Liter rechnet*), so bekommt man (nach Hindhede) in der Vollmilch 32,5 Kalorien, in der Magermilch aber 35 Kalorien für 1 Pf. — Buchweizen-, Hafer- und Gerstengrütze, Gerstengraupen und -gries, Hafer- und Gerstenflocken und mancherlei Mehl lassen sich in mannigfacher Weise zu Milchsuppen gebrauchen; namentlich die Gerste sollte auf solche Art mehr als bisher zur menschlichen Nahrung verwendet werden. Und wenn zu diesem Zweck die in den Brauereien und Mälzereien noch lagernden Gerstevorräte — wenigstens teilweise! — in die Mühlen wanderten, so wäre das in mehr als einer Hinsicht ein großer Vorteil für unser Volk und seine Ernährung.

Es läßt sich nun allerdings nicht leicht alle Milch vom Lande in die Stadt schaffen, aber mit Umsicht und gutem Willen läßt sich doch viel erreichen, zumal die Magermilch in den Meiereien erhitzt und dadurch haltbarer gemacht wird. Unser Volk hat in den letzten Monaten größere Schwierigkeiten zu überwinden und sich zu helfen gewußt; ein Handinhandarbeiten in dieser Hinsicht würde Stadt und Land zugute kommen. Aber wo sich die Mengen von Magermilch nicht anders ableiten lassen, da müßte man in den Meiereien wieder zu der „alten Methode" zurückkehren, die im Schwunge war, als die Schweinezucht noch nicht diesen großen Umfang erreichte: man muß wieder Käse machen! — Weil man eben die Magermilch durch den Schweinemagen besser und bequemer ausnutzen konnte, ist durchweg in den Meiereien das Käsemachen außer Betrieb und in Vergessenheit geraten, so sehr, daß man auf dem Lande den früher allgemein bekannten und beliebten „Meiereikäse" (mager oder halbfett, mit Kümmelkörnern und ohne solche) nur selten noch sieht. Nach Hindhede bekommt man aber in „Käse von abgerahmter Milch" für 1 Pf. 32 Kalorien, während man für diesen Preis in Schweinefleisch nur 18,5 Kalorien erhält.

Eine „Brotnot" wird es nur geben, wenn wir unvernünftig leben und wirtschaften; wenn wir uns einrichten, nichts vergeuden, das Vorhandene richtig verwenden, so werden wir auch „hinter der Front" siegen.

Georg Asmussen.

*) Aus den letzten Jahresübersichten von Genossenschaftsmeiereien Schleswig-Holsteins ergibt sich Folgendes: Es wurde für die in den Meiereien verbutterte Vollmilch den Landleuten 9 bis 10 Pf. für das Liter ausbezahlt. Die Magermilch, die alsdann zur Fütterung, seltener zur Käsebereitung, verwendet wurde, ist außerdem mit 2 bis 3 Pf. für das Liter zu bewerten. Der Wert der Vollmilch ist also danach 11 bis 13 Pf. für das Liter.

Überlasteter Hausbesitz und Bodenkasse. Eine Zuschrift zur Frage der Kriegsnot der Hausbesitzer und Mieter (vgl. Vortrupp 1915 Nr. 3, S. 63 u. Nr. 4, S. 84) beschäftigt sich damit, wie die Boden-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kasse denn einem Grundstück helfen könne, das weit über seinen wahren Wert hinaus belastet ist, und erinnert an Berliner Fälle, in denen bei der Zwangsversteigerung der Preis gerade in Höhe der ersten Hypothek (50%!) erzielt wurde.

Die Hilfe für ein überlastetes Haus würde sich ungefähr so abwickeln müssen:

Irgend ein Hypothekengläubiger, der keine Zinsen mehr bekommen kann, würde den Hausbesitzer auffordern, sein Haus an die Bodenkasse zu verkaufen. Der Hausbesitzer tritt darauf an alle seine Hypothekengläubiger heran und bittet um ihr Einverständnis. Gleichzeitig fragt er bei der Bodenkasse an, welchen Wert sie für den Ankauf zugrunde legen würde. Nach Fühlungnahme mit der Gemeinde gibt die Bodenkasse ihren Preis an. Der Hausbesitzer teilt diesen Wert seinen Hypothekengläubigern mit. Diese werden sich dann verständigen, daß die ausfallenden Hypothekengläubiger, die bei einer Zwangsversteigerung ja völlig leer ausgehen würden, für ihre Zustimmung angemessen von den anderen Hypothekengläubigern abgefunden werden, von denen — ganz abgesehen von der Rücksicht auf die Kosten einer Zwangsversteigerung — besonders die Inhaber der zweiten und dritten Hypothek die Übernahme des Grundstücks durch die Bodenkasse wünschen müssen, weil sie von einer Zwangsversteigerung nur Schaden zu fürchten haben. Läßt sich infolge mangelnden Entgegenkommens gegenseitig keine Einigung erzielen, kann es immer noch — wie bisher — zur Zwangsversteigerung kommen, und die Bodenkasse hat dann wenigstens die Möglichkeit zur Hilfeleistung gegeben. Wird aber ein Einvernehmen erzielt, dann sind die bis dahin sehr gefährdeten Werte alle sicher geworden, und der bisherige Hausbesitzer wird dann erst einmal zum bezahlten Hausverwalter, der keine Hypotheken-Zins-Sorgen mehr hat. An dem nicht ausbezahlten letzten Teil (20%) des Übernahmewertes (an dem „verzinslichen Buchguthaben") hat in solchem Fall der bisherige Hausbesitzer natürlich keine Rechte, sondern die letzten Hypothekengläubiger, die ihrerseits dann also daran interessiert sind, daß nach Beendigung des Krieges die Rückkaufverpflichtung von dem Hausbesitzer eingelöst wird und die nötigenfalls selbst in die Verpflichtung eintreten würden.

Die „Bodenkasse" ermöglicht also dann, daß die Scheinwerte, die von Anfang an verlorene Werte waren, in Höhe ihres irgend noch vorhandenen wahren Wertes zu sicheren Werten werden. Selbst die angenommenen ganz faulen Verhältnisse können so noch auf möglichst milde Art gefunden.

Ganz besonders deutlich wird der Vorteil der Zinslosigkeit der Bodenscheine aber, wenn Grundstücke auch nach dem Kriege so wertlos sind, daß der zum Rückkauf verpflichtete frühere Hausbesitzer lieber die 20% Buchguthaben im Stich läßt, als daß er das Haus wieder übernimmt. In diesem Fall würde die Bodenkasse das Haus für 80% des Übernahmewertes verkaufen können. Sollte sich dafür kein Käufer finden, dann kann sie die Reineinnahmen des Hauses alljährlich von dem Verkaufspreis abschreiben, bis der sich durch die Abschreibungen ständig verkleinernde Preis dem höchsten Angebot für das Haus begegnet. Nötigenfalls könnte die Abschreibung so lange aus den Reineinnahmen fortgesetzt werden, bis ein Abbruchpreis übrig geblieben ist, der einem Unternehmer erlaubt, den alten „Kasten" abzureißen und ein einwandfreies kleines Haus an seine Stelle zu setzen. Der Bodenpreis könnte sich infolge der veränderlichen Rente der „Entwertung" sofort anpassen, die der kleine Hausbau dem Boden bringt.

Friedensmaßnahmen in der Richtung einer allgemeinen Hypothekenreform könnten dann in entsprechender Weise die Nachbargrundstücke ebenfalls ohne Schädigung der derzeitigen Besitzer auf ähnliche Bodenpreise bringen. Darüber kann ich mich aber an dieser Stelle nicht weiter auslassen.

Rudolf Wiesener.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

König, Karl: Sechs Kriegspredigten. M. 1. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Lehmann, Dr. Ernst: Des Deutschen Betens tiefster Sinn. Predigt im Anschluß an Math. 26, 36—44. M. 0,20, Ertrag für die Kriegshilfe.

Kalbe, Walther: Krieg. Gedichte. Geb. M. 1,60. Bezug durch die Kesselring'sche Hofbuchhandlung, Bildburghausen.

25. Jahres-Versammlung von Deutschlands Großloge II des J. O. G. T. 18.—21. Juli 1914 in Flensburg. M. 0,60. Guttempler-Verlag, Hamburg 30.

Die Deutsche Reichsfechtschule und ihre Waisenhäuser. Festschrift zur Einweihung des sechsten Reichswaisenhauses in der Ostmark zu Bromberg am 14. Juni 1914. Verlag der „Oberfechtschule, Magdeburg".

Freytag, von Bacc. theol. H.: Luther und Fichte, was sie uns über den Krieg zu sagen haben. M. 0,50. Zum Besten des Roten Kreuzes. Friedrich Jansa, Leipzig.

Worte der Kraft. Zusammengestellt im Kriegsjahr 1914. Herausgegeben vom Abstinenten Frauenbund, Ortsgr. Bochum. M. 0,25.

Lamprecht, Karl: Deutscher Aufstieg 1750—1914. M. 0,60. Friedrich Andreas Perthes, A.-G., Gotha.

Das deutsche Feldzugsbüchlein 1914. Erster Teil, Die Kriegschronik bis zum Fall von Antwerpen. M. 1.—. Friedrich Andreas Perthes, A.-G. Gotha.

Was uns der Krieg bringen muß. Von einem Deutschen. M. 0,60. Oskar Born, Leipzig.

Bischoff, Diedrich: Wie kam's und wohin geht's? Kriegsbetrachtungen. Bruno Zechel, Leipzig.

Kühnemann, Eugen: An die deutsche Jugend im Weltkriegsjahr 1914. M. 0,25. K. F. Koehler, Leipzig.

Baumann, J.: Trostbüchlein aus moderner Wissenschaft. M. 1,—. Robert Peppmüller, Göttingen.

Baumann, Julius: Szenen aus „Bismarcks Gedanken und Erinnerungen." M. 1,20. Robert Peppmüller, Göttingen.

Bredow, Heinrich: Lodernde Flammen. Kriegsgedichte. Der Reinertrag ist für die Kriegshilfe bestimmt. C. Erich Behrens Verlag, Hamburg.

Viebig, Clara: Heimat. M. 3,—. Egon Fleischel & Co., Berlin.

Christians, H. F.: Zwischen Frost und Frühling. Gedichte. M. 2,—. Egon Fleischel & Co., Berlin.

Kriegspostkarten des Kunstwarts. Preis pro Serie 50 Pf., Einzelpreis 10 Pf. Georg D. W. Callwey, München.

Böhm: Ein deutsches Kampfbild. M. 2,—. Georg D. W. Callwey, München.

Küchenzettel für 28 Tage. Zusammengestellt von der Vegetarischen Gesellschaft zu Hannover. Näheres bei Frau Luise Rehse, Hannover, Karmarschstr. 17.

Müller, Johannes: Erstes Kriegsheft der Grünen Blätter. Blätter zur Pflege persönlichen Lebens. Band 17, Heft 3. M. 1,—. Verlag der Grünen Blätter, Schloß Mainsberg.

Brehmer, Fritz: Tobias Käferbeins seemännische Laufbahn. M. 4,—. Otto Spamer, Leipzig.

Der Krieg 1914 in Wort und Bild. 2 Heft. (Jede Woche erscheint ein Heft.) M. 0,30. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Leipzig.

Feldpostbriefe 1914. Gesammelt und herausgegeben von Hermann Sparr. M. 2,50. Otto Spamer, Leipzig.

Duve, Helmuth: Sonnenlicht. Lieder, Gedichte und Balladen. Geb. M. 3,—. Max Hausen, Glückstadt.

Winter, Georg: 1914, Kriegslieder für deutsche Schulen. M. 0,25. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung, Leipzig.

Was werden wir fordern? Ein deutscher Weckruf von einem Süddeutschen. M. 0,10. Carl Molt, Geislingen a. Steig.

Kriegsflugblatt

Nr. 3/4 Theodor Meyer-Steineg: Ganz dichte bei Calais. 5 Kriegslieder für eine Singstimme und Klavier.

Nr. 5/6 Paul Natorp: Die heilige Not. 5 Kriegslieder für eine Singstimme und Klavier.

Nr. 7/8 Hannes Ruch, Herm. Roth, Hugo Daffner: Drüben am Wiesenrand. 3 Kriegslieder für eine Singstimme und Klavier.

Nr. 9/10 Philipp Gretscher: Heilig Vaterland. 5 Kriegslieder.

Nr. 11/12 Max Battke: Soldatenlieder im Volkston von Hermann Löns. Für mittlere Stimme in Begleitung der Guitarre vertont.

Nr. 13/14 Paul Natorp, Julius Lorenz, Arnold Mendelsohn, Theodor Röhmeyer: Und wenn die Welt von Feinden starrt. 5 Kriegslieder für eine Singstimme und Klavier.

Preis jedes Heftes M. 0,60. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena.

Tat-Flugschriften. 1 Misch, Georg: Vom Geist des Krieges und des deutschen Volkes Barbarei. M. 0,40. Eugen Diederichs, Jena.

Deutsches Volkstum. Bekenntnisse deutscher Helden und Denker. Tat-Bücher für Feldpost. Heft 2.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

4. Jahrgang Nr. 6 16. März 1915

Kriegerheimstätten!

Millionen deutscher Krieger stehen jetzt im Feld, und wenn wir fast überall in unserem Vaterlande von den ganz unmittelbaren Schrecken des Krieges verschont blieben, haben wir das nur diesen unseren Kriegern, unserem deutschen Volksheer zu danken.

Dankbarkeit, das ist ein schweres und doch ein schönes Wort. Wohl uns, wenn uns das Dankbarsein recht schwer gemacht wird. Ein Dank, der schnell und leicht gegeben ist, trägt für den Gebenden wie für den Empfänger nicht die seelischen Kräfte, nicht den guten Geist in sich, den die Dankbarkeit als Opfer und Arbeit, die Dankbarkeit als beherrschender Sinn unseres Tuns in sich tragen kann.

Wir Deutschen sind noch immer das Volk der Dichter und Denker. Besonders auf das Denken kommt es jedem rechten Deutschen an. Als unerreichte Fähigkeit zu organisieren hat unser Denken im gegenwärtigen Weltkriege immer wieder Erfolge errungen, die allein mit körperlicher Kraft, mit Massenwirkungen oder mit Schläue und List nicht zu erreichen gewesen wären. Das Nachdenken ist das Überlegene. Und wenn wir jetzt fragen, wie wir unseren Kriegern dankbar sein wollen, dann kann es nicht deutsche Art sein, ohne weit schauendes Nachdenken das „Nächstliegende" zu tun, wie ein Mensch, der im Großstadttaumel sich selbst verloren hat, etwa am Abend vor dem Geburtstag seiner Mutter mit 20 Mk. ins Warenhaus rennt, schnell etwas „für eine ältere Dame zum Geburtstag" einkauft und am nächsten Morgen äußerst selbstzufrieden feststellt, daß er diesmal doch an den Geburtstag seiner Mutter gedacht hat. Jetzt herzlos den heimkehrenden Kriegern irgendwie Geld zu geben oder in einer auf ähnlicher Höhe stehenden Art die Dankesschuld abzutragen, die wir ihnen gegenüber haben, das würde uns einen Verlust in dem seelischen Verhältnis zwischen unserem Volk und seinen Kriegern bringen, der nicht wieder gut zu machen wäre.

Zweierlei können wir tun, um den heimkehrenden Kriegern zu danken. Wir können arbeiten, daß ihnen Schäden und Unglück fern bleiben, und wir können ihnen Voraussetzungen schaffen zum Glücklichwerden, zum Glücklichsein.

Schäden und Unglück sollen unseren heimkehrenden Kriegern fern bleiben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich will nur einige der wichtigsten Schäden hervorheben, die vor dem Kriege die Kraft, die Gesundheit und die Sittlichkeit unseres Volkes bedrohten. Da taucht als erste „Frage" die Wohnungsfrage auf. Das „statistische Jahrbuch deutscher Städte" bezeichnet Wohnungen erst dann als übervölkert, wenn mindestens 6 Personen in einer Wohnung mit keinem oder nur einem heizbaren Raum wohnen, oder wenn 11 Menschen in Wohnungen mit 2 heizbaren Räumen leben. Gewiß bescheidene Ansprüche. Auch Wohnungen, wo 5 Personen in einem Raum leben müssen, sind doch gewiß schon recht übervölkert. Trotz dieser besonderen Voraussetzungen der Statistik weist das „statistische Jahrbuch deutscher Städte" im Jahre 1905 in unseren Großstädten erschreckend hohe Zahlen solcher übervölkerten Wohnungen auf. Z. B.: für Leipzig 3987, für Hamburg 5662, für Breslau 6876, für Berlin gar 24 440. Und der Direktor des Posener statistischen Amtes, Dr. Franke, hob in seiner Untersuchung über die Wohnungsverhältnisse in Posen Ende 1910 hervor, daß dort damals nicht weniger als 25 302 Personen zu 6 und mehr als 6 gemeinsam in einem Raume schliefen! Rund 18 500 Menschen mußten zu 5 in einem Raum schlafen. Gibt es eine noch aufrüttelndere Vorstellung als die, zu überlegen, was das heißt, wenn in Posen damals 52 501 Menschen, Menschen mit menschlichem Fühlen und Wollen, mit menschlichem Durst nach Glück, mit Sehnsucht nach Freude und Fröhlichkeit, in Wohnungen hausen mußten mit 1—2 Wohnräumen, wobei die Küche sogar als Wohnraum mitgezählt wurde!? Man darf nicht glauben, wie man nur zu leicht und gern tut, daß das Wohnungselend unseres Großstadtnachbars oder einer sentimentalen Zeitungsschilderung als bedauernswerter Einzelfall gelten muß. Die unerbittliche Statistik hat uns ja schon gezeigt, wie verbreitet in unseren großen Städten die Wohnungsnot ist.

Im Jahre 1910 erschien ein Werk: „Über das Gesundheitswesen des preußischen Staates im Jahre 1908", das von der Medizinalabteilung des Kultusministeriums herausgegeben war. Im Jahre 1908 wurden danach auf je 1000 Einwohner rund 33 lebende Kinder geboren. In Bezirken, wie z. B. im Regierungsbezirk Münster waren es über 44, im Stadtkreis Berlin nur etwa 23. 1876 war die betreffende Zahl nach einem Hinweis Damaschkes auch in Berlin noch 46. Die Großstadt schneidet in unserer Zeit der Mietskaserne also viel schlechter ab als ein Landbezirk. Dasselbe zeigt sich auch in der Frage der Tuberkulose, die ja als verbreitetste Volkskrankheit viele Menschen vorzeitig dahinrafft. Im Durchschnitt kamen auf 1000 Gestorbene 16,5, die an Tuberkulose starben. Im Distrikt Allenstein waren es nur 9,75, in Breslau dagegen über 20. Das gleiche Ergebnis sehen wir an derjenigen Zahl, die uns den deutlichsten Rückschluß auf die Sittlichkeit der Bevölkerung erlaubt. Es werden natürlich bei der Statistik der Geschlechtskrankheiten nur die in öffentlichen Anstalten behandelten Fälle erfaßt. Obgleich gewiß in der Großstadt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine private Behandlung leichter durchzuführen ist als in Landbezirken, trugen zu dem preußischen Durchschnitt von 12,4 Geschlechtskranken auf 10 000 Einwohner Bezirke wie Köslin oder Marienwerder nur 0,8, oder 3,5 bei, Berlin dagegen über 60. Brauche ich nun noch daran zu erinnern, welche Wichtigkeit die Wohnungsfrage z. B. auch auf dem Gebiet der Alkoholfrage besitzt? Eine Wohnung, die wirklich ein Heim ist, verführt nicht zum Wirtshausleben! Es ist gewiß auch am Platze, hier an das Wort des berühmten Juristen der Berliner Universität, Liszt, zu erinnern, der schon 1899 bei feierlicher Gelegenheit sagte: „Eine verständige Wohnungsreform ist wertvoller als ein Dutzend neuer Strafparagraphen."

Wir müssen unsere heimkehrenden Krieger unbedingt vor den grundlegenden Schäden bewahren, die in unseren Großstädten ihre Kraft, Gesundheit und Sittlichkeit bedrohen.

Mit Recht ist jetzt häufig daran erinnert worden, welche besondere Rolle die Wohnungsfrage nach der siegreichen Beendigung des Krieges 1870—71 spielte. Ich meine, man kann garnicht häufig genug an die Worte des verehrten Altmeisters unserer Nationalökonomie, Adolph Wagner, erinnern, der vor etwa 10 Jahren in einer öffentlichen Versammlung einmal auf diese Frage zu sprechen kam, und dessen Ausführungen hierüber so aus vollem Herzen kamen, daß sie allen seinen Zuhörern tief zu Herzen gingen. Als 1871 unsere siegreichen Truppen wieder in die Heimatstädte zurückkamen, da waren die Bodenpreise in der Stadt wie auf dem Lande infolge des Sieges und der Einigung Deutschlands bedeutend gestiegen. Landstellen und Häuser mußten viel teurer von den aus dem Felde Zurückkehrenden bezahlt werden, als man vor dem Kriege verlangt hätte, und die Wohnungsmieten stiegen. Die Familien mit Kindern hatten es ganz besonders schwer. Viele Familienväter zogen damals in den Großstädten von Haus zu Haus. Alle leeren Wohnungen verschlossen sich vor ihnen wieder, wenn sie von ihren Kindern sprachen. Schließlich mußten besondere Wohnbaracken für die kinderreichen Familien errichtet werden. Die Siegeserfolge wurden von der Grundrente kapitalisiert, und die Nachbesitzer hatten es schwerer als vorher die Besitzer. Adolph Wagner meint, daß kaum etwas so sehr zu der Erbitterung weiter Kreise beigetragen hat wie diese Ereignisse. Keine Rede kann gleich eindringlich wirken wie die Wucht solcher Tatsachen. Und wie steht es jetzt? Der bekannte Kommerzienrat Haberland in Berlin führte in der Generalversammlung der Tempelhoferfeld A.-G. für Grundstücksverwertung am 2. Dezember 1914 aus: „Nach siegreicher Beendigung des Krieges sei voraussichtlich ein lebhafter allgemeiner Aufschwung zu erwarten, der wiederum den Zuzug nach Berlin verstärken und eine „Belebung" des Wohnungsmarktes mit sich bringen werde. Nach dem Kriege dürfte auch eine Steigerung der Wohnungsmieten eintreten." Bluten und siegen unsere Krieger dafür?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eines sehen wir schon: die Wurzel der Schäden aus der Zeit vor dem Kriege, vor denen wir unsere heimkehrenden Krieger bewahren müssen, ist auch die Wurzel der besonderen Schäden, die durch einen siegreichen Krieg den zurückkehrenden Kämpfern drohen.

Und nun erhebt sich die wichtige Frage an unsere Dankbarkeit, an Alle, die zurückgeblieben sind, die nicht ihr Leben einsetzen durften und darum jetzt alle ihre Kräfte gebrauchen wollen und müssen, um unseren Kriegern zu danken und dem Vaterlande zu dienen, das eine gesunde, starke Zukunft haben soll:

Was kann geschehen, damit die zurückkehrenden Krieger nicht in Mietskasernen und in engen Großstadtwohnungen zu leben brauchen? Was kann geschehen, damit die Sieger nicht ihren Sieg in höheren Mieten, höheren Bodenpreisen, höheren Lebensmittelpreisen, überhaupt höheren Preisen für alles, was mit dem Boden zusammenhängt, dem Bodenbesitz bezahlen müssen?

Ehrliche Freunde unseres Volkes haben die Antwort gegeben. Eine Antwort, die hinausschallen soll in die fernsten Winkel unseres Reiches, in das hinterste Hinterhaus und das kleinste Dorf, in die düsterste Kellerwohnung und zur höchsten Dachkammer.

Jedem heimkehrenden Krieger, einerlei, ob er arm oder reich ist, muß gesetzlich die Möglichkeit geschaffen werden, eine gesicherte Heimstätte zu erwerben, sofern er nur die Hände zu rühren gewillt ist.

Für die Kriegsverletzten zu sorgen war schon immer eine selbstverständliche Pflicht des Staates, die nach diesem Kriege hoffentlich in besonders ausreichender und wohlüberlegter Weise erfüllt wird. Der Heimstättengedanke will und soll Allen dienen. Wer einmal einem mobilisiert gewesenen Truppenteil angehört hat, wer also sein Leben eingesetzt hat für unser Vaterland, der soll auch das Recht haben, in unserm Vaterland oder seinen Kolonien in möglichster Erfüllung seiner Wünsche eine gesicherte Heimstätte zu eigen zu erwerben.

Mehrere Aufgaben müssen gelöst werden, damit dieses Ziel erreicht werden kann. Zunächst müssen wir im weiten deutschen Vaterlande und seinen Kolonien genügend Land für Kriegerheimstätten bereit stellen. Das Land ist da. Nach zuverlässigen Aufstellungen von A. Pohlman-Hohenaspe haben allein unsere Gemeinden mit über 5000 Einwohnern noch 363 000 ha Boden im Besitz, der für solche Zwecke in Betracht kommen kann. Wälder, oder etwa die Rieselfelder Berlins u. dgl., sind in dieser Zahl schon nicht mit enthalten. Dazu kommt noch das Eigentum so manchen Dorfes und der Bodenbesitz der garnicht geringen Zahl unserer Städte unter 5000 Einwohnern. Schließlich würden auch noch einzelne Domänen in Betracht kommen, und ein unerschöpfliches Reservoir haben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wir dann immer noch in unserem Ödland, das für Kriegerheimstätten schon jetzt vielleicht von den Kriegsgefangenen vorbereitet werden kann. Nach Prof. Wolltmann beträgt die Fläche des deutschen Ödlandes ungefähr 3 600 000 ha, das ist das 87fache Hamburgs, das $2^1/_2$fache Sachsens. Selbst wenn man alle so berechtigten Wünsche der Heimatschutzbewegung berücksichtigt und von dem sogenannten Ödland vielleicht nur den dritten Teil unter Kultur nimmt, dann ist da immer noch in Deutschland selbst ein kleines Königreich friedlich zu erobern. Aber auch in den Kolonien können und sollen viele Krieger eine Heimstätte finden. Nur unsere Siedlungskolonien, in denen der Siedelungsgedanke bewußt durchgeführt worden ist, haben im Sturm dieses Weltkrieges ihren Bestand behauptet. Das ist eine Mahnung für uns, in den dafür geeigneten überseeischen Gebieten, über denen die schwarzweißroten Fahnen wehen, in großem Maße Siedlungspolitik zu treiben.

Aber mit dem Beschaffen des Landes allein ist es noch nicht getan. Das Land muß auch billig sein, damit die Heimstätten, die darauf errichtet werden, wirklich lebensfähig sind und die Grundlage abgeben können für ein glückliches, nicht von steter Sorge bedrohtes Familienleben. Ich wäre dafür, daß unsere Gemeinden veranlaßt werden, in angemessenem Maße aus ihrem so oft noch reichen Bodenbesitz die für Heimstättensiedlung geeigneten Grundstücke zum Selbstkostenpreis den Kriegern zur Verfügung zu stellen. Daß man dann sorgen muß, daß dieser billige Preis nicht zu Ungerechtigkeiten führt, ist selbstverständlich. Geldgewinne soll der Krieger daran nicht machen, wenn er die Heimstätte aufgibt.

Das Land muß bei jedem Besitzwechsel aber auch billig bleiben, damit nicht spätere Besitzer in Schwierigkeiten kommen und die Heimstätten dauernd ihren Zweck erfüllen können, glückliche Menschen zu bergen. Auch unter diesem Gesichtspunkt muß vorgesorgt werden, daß die Heimstätten niemals teuer verkauft werden können, daß niemals dauernd ein hoher Kaufpreis von den Bewohnern verzinst werden muß. Daß der Wert des Landes sich einmal erhöht, ist zu erwarten. Die Bodenfläche unseres Vaterlandes ist begrenzt, und die Bevölkerung nimmt hoffentlich von Jahr zu Jahr wie bisher weiter zu. Nach den einfachen Regeln von Angebot und Nachfrage muß daher der Boden dauernd teurer werden. Solange der Krieger oder sein Nachfolger auf dem Boden sitzt, soll er meines Erachtens gern den Nutzen des größeren Bodenwertes haben. Würde er aber den Zuwachs an Wert kapitalisieren können durch besonders teuren Verkauf seiner Heimstätte oder etwa durch eine besonders erhöhte Anrechnung bei der Erbteilung, dann wäre der Boden endgültig höher belastet, und Geschlechter und Abergeschlechter müßten den Gewinn ihres Vorgängers verzinsen, müßten dafür eine dauernde Abgabe von dem Ertrage ihrer Arbeit, ihres Fleißes hergeben. Das darf natürlich nicht sein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sollte der Boden später einmal entwertet werden, dann darf aber auch der gerade darauf lebende Besitzer nicht durch die Entwertung an seinem Vermögen oder Einkommen zu Schaden kommen. Gewiß, nachlässige oder unsachgemäße Wirtschaft darf man nicht unterstützen, andererseits sollte aber auch niemand von den Kriegern und ihren Nachfolgern nur deshalb arm oder bedrückt werden, weil besonders widrige Verkehrs- oder Nachbarschaftsverhältnisse oder dergleichen Gründe die Heimstätte entwerten können.

Die unkündbare und bei jedem Besitzwechsel veränderliche Rente entspricht allen Anforderungen, die wir hier stellen mußten. Diese Rente wird als Kaufpreis für den Boden bezahlt, so daß keine Anzahlung nötig ist. Stirbt der Besitzer oder veräußert er seine Heimstätte, dann wird der Wert des Bodens, auf dem die Heimstätte errichtet ist, und der dann angemessene Zinsfuß neu festgestellt, so daß bei steigendem Werte eine höhere, bei sinkendem Werte eine ermäßigte Rente für den reinen Bodenwert bezahlt werden muß. Was der Besitzer der Heimstätte an Aufwendungen an Kapital und Arbeit hergegeben hat, muß ihm beim Besitzwechsel angerechnet werden. Die Grundrente selbst, die das Werk der Gesamtheit ist, und auf die der Einzelne nur als Glied der Gesamtheit einen Einfluß hat, muß auch der Gesamtheit dauernd erhalten bleiben. Nur unter dieser Voraussetzung kann man auch den Gemeinden zumuten, ihren wertvollen Bodenbesitz an Krieger für Heimstätten herzugeben. Die Grundrente bleibt ihnen dann dauernd erhalten, und der eigentliche Zweck des Bodens wird in der menschlichen Siedlung am besten erfüllt.

Die Baukosten müßten in einer Weise bereitgestellt werden, daß jeder heimkehrende Krieger, auch wenn er keinen Pfennig Geld besitzt, die Möglichkeit bekommt, das ganze Haus gegen Verzinsung und Tilgung zu erwerben. Ob dafür eine besondere Kriegerheimstättenbank gegründet werden muß, für deren Pfandbriefe das Deutsche Reich die Haftung übernehmen könnte, oder ob man besser andere Wege für die Baukostenbeschaffung einschlägt, ist eine bei allseitigem guten Willen zweifellos lösbare Frage. Besondere Aufmerksamkeit müßte den Verkehrsverbindungen zwischen unseren Großstädten und den Kriegerheimstätten gewidmet werden, wenn es sich um solche Kriegerheimstätten handelt, die in Gartenvorstädten um die Großstädte herum angelegt werden. Allgemein müßte man sich auch die Erfahrungen mit den bundesstaatlichen Rentengutsgesetzen nutzbar machen. Nötigenfalls könnte man für die Errichtung von Kriegerheimstätten den Gemeinden ein sorgfältig angepaßtes Enteignungsrecht verleihen; überhaupt sollten die Beziehungen zwischen den angesiedelten Kriegern und den betreffenden G e m e i n d e n recht enge werden. Gewiß wird noch manche weitere Frage auftauchen und gelöst werden. Wenn besonders viele Krieger gern in einer und derselben Gegend wohnen wollen, könnte man zum Beispiel die k i n d e r r e i c h s t e n Familien

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bevorzugen. Jede neue Frage wird sich leicht lösen lassen, wenn man immer von dem Grundgedanken ausgeht, unseren Kriegern wirklich zu danken, und zwar so zu danken, daß unser ganzes Vaterland dauernden Segen davon hat.

Landwirtschaftliche und gärtnerische Heimstätten würden nicht jedem Krieger ohne weiteres zur Verfügung gegeben werden können. Nur beruflich geeignete Männer mit ausreichendem Betriebskapital können dafür in Frage kommen. Vielleicht aber läßt sich durch solche Heimstätten bei entsprechender, rechtzeitiger Vorbildung und entsprechender Geldbeihilfe des Reiches für unsere Militäranwärter eine bessere Zukunft schaffen, als sie sie heute in den Kontoren der Verwaltungsbehörden usw. finden.

Eine gesunde, genügend geräumige Einzelwohnung, über die der Bewohner entsprechend den heutigen Anschauungen von persönlicher Freiheit frei verfügen, die er aber nicht zu Spekulationsgewinnen mißbrauchen kann, die immer Einzelwohnung für eine Familie bleibt und dabei für jeden ehrlich Arbeitenden erschwinglich ist, das ist eine Heimstätte. Nur selten findet man heute ja das „Elternhaus", wie es unsere Voreltern kannten, wo die Kinder und Enkel vor dem Sturm des Lebens Zuflucht finden, wo es Treue gegen gute Sitten, Ruhe in der Zeiten Wechsel, gemütvolle Feierabende mit stiller Kunstpflege und die Zuversicht gibt, daß die Kinder und Enkel einst nicht nur Geld und Gut, sondern auch den guten Geist des Hauses erben werden. Die Mietswohnung von heute, die ja z. B. sogar die Kinderzahl durch ihren Raummangel oder durch notwendige Rücksicht auf den Hauswirt zu beschränken zwingt, kann alles das überhaupt nicht bieten. Unseren Kriegern wahre Heimstätten, Kriegerheimstätten, zu geben, das muß der Dank des deutschen Volkes sein.

Ein „Hauptausschuß für Kriegerheimstätten" hat sich zur Aufgabe gesetzt, die geschilderten Ziele zu erreichen. Weiteste Unterstützung wird er finden, wo man ihn in deutschen Landen kennen lernen wird. Er hat sich die folgenden Satzungen gegeben:

§ 1.

Der Hauptausschuß erstrebt ein Reichsgesetz, durch das den heimkehrenden Kriegern die Möglichkeit geboten wird, mit öffentlicher Hilfe eine Heimstätte zu erwerben, sei es zum Zweck ländlicher oder gärtnerischer Siedlung, sei es zum Erwerb eines Wohnheimes, und zwar auf folgender Grundlage:

1. Anspruch eines jeden Kriegers auf Hergabe billigen Bodens, bei dessen Preis nicht der Marktwert, sondern allein die Rücksicht auf den gesicherten Bestand der Heimstätten ausschlaggebend ist.
2. Übernahme des Grundstückes ohne Kapitalanzahlung gegen eine mäßige unkündbare Rente, die nicht erhöht werden darf, so lange der Kriegsteilnehmer lebt oder sich nicht der Heimstätte entäußert.
3. Bereitstellung von Baudarlehen gegen mäßige Zins- und Tilgungssätze, wobei nur für gärtnerische oder landwirtschaftliche Betriebe die berufliche Eignung und ein angemessenes Betriebskapital vor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auszusetzen sind. Diese Tilgungsdarlehen dürfen die volle Höhe der Baukosten erreichen, damit auch Unbemittelten die Errichtung eines Eigenheims ermöglicht wird.

Der Hauptausschuß soll den Gedanken der Kriegerheimstätten in den Kreisen der ihm angeschlossenen Organisationen volkstümlich machen und die nötige Aufklärung in der Öffentlichkeit verbreiten.

§ 2.

Eine Erweiterung des Aufgabenkreises des Hauptausschusses ist nur zulässig mit Zustimmung aller angeschlossenen Organisationen.

§ 3.

Dem Hauptausschuß kann sich jede Organisation anschließen, die bereit ist, die im § 1 genannten Ziele zu fördern. Mitglieder des Hauptausschusses, die diese Ziele schädigen, können durch einfachen Mehrheitsbeschluß des Hauptausschuß-Vorstandes ausgeschlossen werden.

§ 4.

Das Stimmrecht der dem Hauptausschuß angeschlossenen Organisationen regelt sich wie folgt: Jede Organisation hat eine Grundstimme; alle Organisationen mit einer Mitgliederzahl von mehr als 10 000 Mitgliedern haben außerdem eine Zusatzstimme; alle Organisationen mit mehr als 50 000 Mitgliedern haben zwei Zusatzstimmen; alle Organisationen mit mehr als 100 000 Mitgliedern haben drei Zusatzstimmen. Jede Organisation, die außer ihrem Jahresbeitrag nach § 5 noch einen Stifter-Jahresbeitrag von mindestens 1000 Mark bezahlt, erhält außerdem noch eine besondere Stifter-Zusatzstimme. Keine Organisation kann mehr als 5 Stimmen haben.

§ 5.

Angeschlossene Organisationen mit mehr als 100 000 Mitgliedern zahlen einen Jahresbeitrag von mindestens 400 Mark, Organisationen mit mehr als 50 000 Mitgliedern einen solchen von 200 Mark, Organisationen mit mehr als 10 000 Mitgliedern einen solchen von 100 Mark und jede andere angeschlossene Organisation zahlt mindestens 20 Mark Jahresbeitrag. Diese Beiträge werden auf den Stifter-Jahresbeitrag laut § 4 nicht angerechnet. Organisationen, welche sich mit einer Stimme begnügen, können ohne Rücksicht auf ihre Mitgliedschaft gegen einen Jahresbeitrag von 20 Mark dem Hauptausschuß beitreten.

§ 6.

Der Vorstand des Hauptausschusses wird mit einfacher Stimmenmehrheit von den auf der Gründungsversammlung dieses Hauptausschusses vertretenen angeschlossenen Organisationen gewählt.

Für die Veröffentlichungen des Hauptausschusses stellen die angeschlossenen Organisationen nach bester Möglichkeit ihre Presse zur Verfügung.*)

Alle Vereine oder Gruppen, deren zurückgebliebene Glieder den ins Feld geeilten Mitgliedern ihre große Dankesschuld zu einem kleinen, aber

*) Einzelpersonen, die einem Vereine, der beitreten kann oder will, nicht angehören, schließen sich am besten dem „Bunde Deutscher Bodenreformer" (Berlin NW 23, Lessingstraße 11) an. — In den Räumen Lessingstraße 11 in Berlin findet auch die erste Versammlung des Hauptausschusses für Kriegerheimstätten am 20. März 1915, abends 7¼ Uhr statt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hoffentlich segensreichen Teil abtragen wollen, müssen sich dem Hauptausschuß für Kriegerheimstätten anschließen! Wer Verwandte, Freunde oder Bekannte im Felde stehen hat, wer zu Hause sitzt und nur mit Geld oder Arbeit seinem Vaterlande dienen kann, während Andere ihr Leben einsetzen, wer mitbauen will an einer gesunden Zukunft unseres Volkes, der helfe bei dem großen Werk. Alle Kreise unseres Volkes müssen an sich arbeiten, daß der große Gewinn der schweren Kriegszeit erhalten bleibt, daß jeder wieder sein Glück sucht im engen Anschluß an das Vaterland, an das Land seiner Väter und Kinder, von dem auch er einmal ein Stück zu eigen haben soll, das sein ist, auf das sich sein Familienleben gründet, auf dem eine gesunde und starke Jugend erwächst. Wehe uns, wenn jetzt artfremde Menschen in unserem Volke so viel Einfluß gewinnen sollten, daß man um ihrer Geldinteressen willen die Zukunft unseres Volkes aufs Spiel setzt. Wohl uns, wenn das segensvolle Heimstättengesetz geschaffen wird, getragen von der Zustimmung des ganzen deutschen Volkes, wenn die Krieger, von denen so viele jetzt dem Stadtleben durch den Krieg auf Monate entzogen wurden, das alte deutsche Ideal des Lebens auf eigener Scholle als eigenes Zukunftsziel gewinnen.

Unseren Kriegern ein Recht auf eine Heimstätte, dafür laßt uns arbeiten!

Rudolf Wiesener.

Volkswohlfahrt im Kriege.

Während die Kanonen in die Runde dröhnen, hat Rußland sämtliche Volksschulen geschlossen, in Frankreich leidet der Schulbetrieb mehr noch als andere Zweige des öffentlichen Lebens — in Deutschland aber geht alles den gewohnten Gang. Als ob nicht Millionen unserer jungen Männer im Felde ständen, hat die Frankfurter Universität zum ersten Male ihre Tore geöffnet, und die Berliner Volksbühne mitten im Kern der Reichshauptstadt ihren eigenen Musentempel aufgetan. Obwohl 40 000 Volksschullehrer im feldgrauen Rock kämpfen, nimmt der Betrieb unsrer Schulen ruhig seinen Fortgang. Wo Eisenbahn- oder Stadt-Verwaltungen Bauten planten, werden sie jetzt ausgeführt. Von Arbeitslosigkeit ist in vielen Städten Deutschlands nun, ein halbes Jahr nach Kriegsausbruch, weniger zu spüren, als sonst zur Winterszeit. Haben doch unsre Behörden, unsre Industrie, unsre gemeinnützigen Körperschaften Hand in Hand gearbeitet, um eine Lähmung unsrer Volkswohlfahrt eben so zu verhindern wie eine Stillegung unserer Volkswirtschaft.

Dennoch bleibt viel zu tun — und noch mehr zu sorgen. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir in außergewöhnlichen Verhältnissen stehen. Einige wenige Beispiele seien herausgegriffen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zu Ostern tun wiederum Hunderttausende von Knaben und Mädchen den Schritt aus dem Kinderland ins Volksleben hinein. Werden sie alle unterkommen? Werden sie nicht nur Arbeit finden, sondern auch die nötige Ausbildung? Das Problem der Berufswahl, das wir erst in den letzten Jahren mit entschlossener Hand angepackt haben, erhebt von neuem, drohender als zuvor, das Haupt. Es ist für uns Pflicht und eiserne Notwendigkeit, zu verhüten, daß ein so breiter Teil der Volksmassen wie etwa in England nach der Schulzeit einer Arbeit obliegt, die keine Weiterbildung in sich schließt. In Großbritannien ist die Zahl der ungelernten Arbeiter und Arbeiterinnen erschreckend groß. Wollen wir uns vor dem gleichen Schicksal bewahren — und das müssen wir, aus Menschlichkeit nicht minder als aus Vorsorge für die Quellen unserer nationalen Kraft —, so müssen wir uns der doppelt schweren Aufgabe bewußt sein, die sich uns zu Ostern 1915 gegenüber stellt: außer nur für das Unterkommen der Hunderttausende junger Menschen in irgendwelchen Berufen auch dafür zu sorgen, daß sie die Wege kennen lernen, die über das äußere und innere Elend der ungelernten Arbeiterschaft hinausführen.

Auch in der Schulzeit und vorher bedarf die Jugend jetzt doppelter Fürsorge. Wir wissen, daß wir, um zu siegen, furchtbare Blutopfer bringen müssen. Gerade aber weil Tausende unserer Soldaten und Offiziere fallen, gerade weil viele tausend andere mit zerschossenen Gliedern heimkehren, ist es von doppelter Notwendigkeit, daß wir dem Nachwuchs die gründlichste und liebevollste Aufmerksamkeit schenken. Hier gibt es noch mancherlei zu tun. Der Krieg hat plötzliche Lücken aufgerissen, die nicht sofort wieder geschlossen werden konnten, die wir nun aber ausfüllen müssen, auch wenn wir genau wissen, daß sie sich nach dem Friedensschluß selbsttätig schließen würden. Wo z. B. die Schulärzte auch nur in geringer Zahl ins Feld gerückt sind, müßten sie sofort ersetzt werden, soweit dies nicht schon geschehen ist. Denn gerade in dieser Zeit muß der Gesundheit wie der Ernährung der Kinder doppelte Fürsorge entgegengebracht werden. Ärztliche Aufsicht, Beratung und Hilfe darf am allerwenigsten denen fehlen, die durch ihre wirtschaftliche Lage kaum imstande sind, einen Arzt heranzuziehen — ja die zuweilen nicht einmal daran denken, weil zahllose Eltern die Entstehung von Krankheit und Schwäche bei ihren Kindern zu spät erkennen. Ferner muß, wo es nicht schon geschehen ist, der Frage der Schulspeisung eindringliche Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Mit vollem Recht hat die Kaiserin sogleich bei Kriegsausbruch betont, daß die Säuglingsfürsorge nicht Not leiden dürfe. Das Gleiche gilt für die Wöchnerinnenfürsorge und für die Stillprämien.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es wäre zu wünschen, daß unter den Kindern, die nun die Schule verlassen, nicht nur der männlichen Jugend alle Fürsorge geschenkt wird. Die Gefahr, hier einseitig zu verfahren, liegt zweifellos vor: der erste Gedanke gilt ja heute der Heranbildung des militärischen Nachwuchses, zudem besteht die Fortbildungsschulpflicht für Mädchen in viel minderem Grade als für Knaben. Nun gibt es zweifellos unter den jungen Mädchen von 15—20 Jahren viel zu viel Stenographinnen oder solche, die sich so nennen. Wirklich tüchtig sind aber verhältnismäßig nur wenige unter ihnen. Viele pflegen einen Handelskursus zu besuchen, der eine Art Schnellpresse darstellt. Nach kurzer Zeit werden sie mit einem Zeugnis entlassen, von dem die jungen Mädchen glauben, es öffne ihnen die ganze Welt. Dabei beherrschen sie nicht selten nur die stenographischen Zeichen, während ihnen wirkliche Übung in der Kunst der Kurzschrift fehlt. Es ist zu fürchten, daß diese schlechte Ausbildung durch den Krieg noch übler wird. Zahlreiche Eltern wollen Geld sparen, anstatt ihre Töchter ausbilden zu lassen. Wäre es nicht zweckmäßig, wenn für die Zeit des Krieges an den staatlichen Fortbildungsschulen eine wesentliche Ermäßigung des Schulgeldes gewährt würde — obwohl es an sich gering ist — und außerdem zwar nicht Freistellen, doch aber Studienbeihilfen für die jungen Mädchen und Männer gezahlt würden, die sich an privaten Handelslehranstalten ausbilden wollen? Der größte Teil dieser Unternehmungen leidet schwer unter dem Krieg. Entschlössen sich die Stadtverwaltungen, ihnen eine gewisse Beihilfe zu zahlen und sich dafür das Recht vorzubehalten, eine bestimmte Anzahl von Schülern und Schülerinnen dort unterzubringen, die dafür einen geringen Teil der sonstigen Gebühren zu zahlen hätten, so wäre allen Teilen gedient — und nicht zum mindesten unserer Volkswohlfahrt.

Zahlreiche Kräfte sind am Werk, um der Verwahrlosung der Jugend gerade auch während der Kriegsdauer zu steuern. Selten war dies notwendiger — und selten leichter als jetzt. Die Hochflut der Seelen, die unser ganzes Volk emporgetragen hat, macht sich auch in der Jugend prächtig bemerkbar. Die Jugend folgt heute dem leisesten Antriebe zum Guten und Schönen und Edlen. Nur müssen eben solche Antriebe da sein — zumal Kino und Schundliteratur wieder einmal wetteifern, durch die Darbietung blutiger Greuel die Seele nicht zu heben, sondern in den Schmutz zu ziehen.

Namentlich für die Großstadtjugend brauchen wir körperliche und seelische Fürsorge. Spielplätze und Volksparke fehlen an allen Ecken und Enden. In den letzten Jahren ist ja mancherlei dafür geschehen, aber die Hauptsache liegt noch vor uns. Es gibt in Deutschland noch bei weitem nicht genug Jugendspielplätze, während Pläne dafür in reicher Zahl vorhanden sind oder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

leicht ausgearbeitet werden können. Alle Notwendigkeiten der Volksfürsorge reichen sich die Hand, um die Anlage von Jugendspielplätzen zu fordern: nicht nur der körperlichen Tüchtigkeit unsrer Jugend, auch der Ausbildung und Stählung des Charakters werden dadurch wertvolle Dienste geleistet. Es gibt nichts besseres als gemeinschaftliches Spiel, um die Fähigkeit der Einordnung in ein größeres Ganzes, die Selbstaufopferung, die Großherzigkeit zu lehren.

Und was die Anlage von Volksparken angeht, so könnte man gerade während des Krieges einen guten Schritt vorwärts kommen. An Arbeitskräften fehlt es ja nicht. Es ist auch der Vorschlag gemacht worden, und er wurde von vielen Seiten warm begrüßt, für jeden Gefallenen einen Baum zu pflanzen und so in jeder Stadt und jedem Dorf einen Ehrenhain anzulegen. Ein schöner und würdiger Gedanke, der wert wäre, allenthalben zur Ausführung zu kommen.

Dr. Ernst Schultze.

Was andre sagen

Königsberger Hartungsche Zeitung vom 16. Februar 1915.

Unsere Gärten im Kriege. Von Clara Ernestine Ries.

„Wir haben, nach den Ausführungen des Ökonomierats Echtermeyer in Berlin, in dem vom Ministerium des Innern einberufenen Kriegslehrkursus für Redner über Volksernährung für 200 Millionen Mark Obst und Gemüse vom Ausland bezogen, „welcher Ausfall durch einheimische Produktion auf jeden Fall und jede Weise hereingebracht werden müssen.

. . . . . .

Was heißt nun: auf jede Weise?

1. Wir haben Gärtner und Gärtnereien. In Friedenszeiten sind ihre Blumenschaufenster ein wahres Labsal, eine Erquickung. Jetzt gibt ihr Luxus einem fast einen Stich ins Herz. Man mag ihre Schönheit kaum mehr sehen! Wozu dieser unerhörte Luxus, dieser Aufwand von Geld, Mühe, Zeit und Menschenkraft, der Notwendigeres beschaffen könnte? Ein mit einheimisch gezogenen Gemüsen zu billigen Preisen bestelltes Fenster würde jetzt größere Befriedigung auslösen.

Blumen für Lazarette? Gewiß! aber solch gerechtfertigte Ansprüche sind mit wenig, mit ganz einfachen Blumen zu befriedigen. Wozu auch die wahnsinnige Verschwendung mit Blumen und Kränzen bei Beerdigungen? Für ein Volk, das ausgehungert werden soll, kommt es weniger darauf an, in „Schönheit zu sterben", unter Blumen begraben zu werden, als darauf, von recht viel Lebensmitteln, hier Gemüsen, umgeben, gesund und tatenkräftig zu leben. ..... Jeder, der stirbt, stirbt dem Vaterland, und wir alle trauern mit. Aber das Geld für Blumen und Kränze, das könnte besser verwendet werden.

Möge doch jeder, der einen Kranz spenden will, der Familie oder in der Zeitung mitteilen, er habe so und so viel

Mark dem Magistrat der Stadt für Hebung der Obst- und Gemüsekultur überwiesen. Es ist alles nur eine Sache von Nachfrage und Angebot. Werden weniger Blumen und Kränze verlangt, so werden die Gärtner von selber ihre jetzt fast nur auf Blumenkultur eingestellten Gärten und Ländereien nach Möglichkeit zur Zucht von Obst und Gemüse verwerten. Und wichtig wäre, daß sie genügend Gemüsepflanzen zögen und bereithielten, zu jeder Stunde, bis in den Juli hinein zum Abgeben an Privatgärten und Odflächenbesteller. Ihre schwere Arbeit soll weiter Lohn tragen, alles mehr zum Nutzen des Vaterlandes.

2. Gartenbesitzern, die durch ihre Lage gezwungen sind, aus ihrem Garten oder Gärtchen Ertrag herauszuwirtschaften, wird dringend ans Herz gelegt, in diesem Jahre anstatt Blumen die harten Gemüse zu ziehen, die in unserm rauhen Klima gedeihen und am sichersten Ertrag abwerfen, Kartoffeln, alle Kohlarten, Beeten, Mohrrüben, Kohlrabi, Salat, Radieschen, Bohnen, Erbsen. Von Beerensträuchern: Stachelbeeren und Johannisbeeren, die, früh gesteckt, noch dieses Jahr tragen.

3. Wer nur Land pachtet, zu gleichem Zweck, der tue das schleunigst und besorge sich Dünger.... Nur empfiehlt sichs für ihn vielleicht, sich mehr auf Gemüsekultur zu konzentrieren, als Obstbäume zu pflanzen und Beerensträucher zu ziehen....

Niemand fürchte, daß zuviel Gemüse produziert werden könne. Was wir 90 Millionen Menschen nicht brauchen, nährt unser Vieh.... Springt dann noch ein Mehr heraus, dient es zur Ausfuhr in andre Länder, die völligen Mangel leiden.

Wolle nur jeder helfen! Wolle nur jeder wirken!*)...“

---

*) Von größter Wichtigkeit ist natürlich, daß in diesem Jahre kein Fleckchen Garten- und Ackerland unbebaut bleibt. Erfreulicherweise hat man in einer Reihe von Städten rechtzeitig damit begonnen, brachliegendes Bauland zur Kartoffel- und Gemüseanpflanzung zu verleihen. Auf kostenlose Abgabe solcher Ländereien kommt es natürlich an. Wer ein Geschäft damit zu machen sucht, handelt gegen die Interessen unsres Volkes.

Vortrupp.

Rund um uns

Kriegspflichten der Hausfrauen. An der Hand unsrer Handelsstatistik hat England den wohlüberlegten Plan gefaßt, das deutsche Volk auszuhungern. Daß es ihm ernst damit ist, beweisen die 30 000 verhungerten Frauen und Kinder des Burenkrieges. Mit unsren Frauen, Kindern, Kranken und Verwundeten wird England genau so schonungslos verfahren, wenn es die Macht hat.

Der Plan kann gelingen, denn England hat in unsren eigenen Reihen einen gefährlichen Bundesgenossen: unsre Sorglosigkeit und die mangelnde Kenntnis unsrer Lage.

England kann unser glänzend organisiertes Heer nicht besiegen, deshalb führt es Krieg gegen unser nichtorganisiertes Volk. Um seinen Plan zuschanden zu machen, müssen die deutschen Hausfrauen sich zu einem geschlossenen Abwehrheer vereinigen.

Die Waffe dieses Heeres ist: Kenntnis der Lage. Sein Kampf: Richtiges Handeln.

Wir müssen mit unsern Vorräten bis zur nächsten Ernte reichen; sie betragen

mehr als unsern Bedarf, aber weniger als unsern gewohnten Gebrauch, daran uns ein volles Viertel fehlt.

Es gilt also nicht, ein nichtvorhandenes Nahrungsmittel durch ein vorhandenes zu vertauschen, sondern den Verbrauch tatsächlich einzuschränken.

Die Besonnenheit im Verbrauch muß mit Ausdauer geübt werden, denn auch die nächste Ernte wird nicht denselben Ertrag liefern wie in Friedenszeiten. Mangeln uns doch geschulte Arbeitskräfte, Gespanne und Düngemittel.

Jede deutsche Hausfrau muß die Gefahr erkennen, daß wir trotz unsern Siegen durch Nahrungsmittelmangel zu einem ungünstigen Frieden gezwungen werden könnten. Jede deutsche Hausfrau muß helfen, diese Gefahr abzuwehren.

Die Frauen müssen lernen, volkswirtschaftlich und nicht privatwirtschaftlich zu denken. Sie sind nur noch verantwortliche Verwalterinnen der dem ganzen Volk gehörenden Vorräte.

* * *

Du sollst wieder Ehrfurcht lernen vor den Gaben des heimatlichen Bodens, der dich ernährt.

Du sollst bei allem, was du im Haushalt tust, erwägen, ob es deinem Vaterlande schadet oder nützt.

Spare Brot und Mehl. Iß K.-Brot. Uns fehlt ein volles Drittel an Weizen.

Ersetze zum Brotaufstrich Butter und Fett durch Marmelade. Zwei Gramm Zucker haben den gleichen Nährwert wie ein Gramm Fett. Geh beim Kochen mit Fett sehr sparsam um.

Verwende sehr viel Zucker, der reichlich vorhanden ist, und dessen Nährwertgehalt für den mangelnden Nährwert anderer Nahrungsmittel Ersatz bietet.

Spare Fleisch. Wir essen sehr viel mehr Fleisch als die Engländer, fünfmal so viel wie die Italiener, doppelt so viel wie unsre Vorfahren.

Hülsenfrüchte haben ebensoviel Nährwert wie Fleisch. Sie mit Fleisch zusammen zu genießen, wäre Verschwendung. Hebe Hülsenfrüchte auf; sie verlieren durch Lagerung nicht an Nährwert.

Koche die Kartoffeln in der Schale. Wir werfen zwei Millionen Zentner Kartoffeln jedes Jahr durch das Schälen fort.

Verbrauche in der Küche nur Magermilch. Vollmilch zum Kochen zu verwenden, ist Verschwendung. Die Magermilch enthält den vollen Gehalt an Eiweiß. Fordere so lange Magermilch, bis dein Milchmann sie dir liefert.

Spare Kohlen durch Benutzung der Kochkiste. Du sparst dann auch Nährwerte, weil in der Kiste keine Verdampfung stattfindet.

Mische deine Steinkohlen zu gleichen Teilen mit Zechenkoks (nicht Gaskoks oder Zindern). Bei der Kokerei werden zwei wichtige Nebenstoffe gewonnen: Benzol (für die U-Boote!), schwefelsaures Ammoniak zur Düngung unsrer Felder.

Iß statt Wurst Magerkäse. Er enthält denselben Nährwert wie Fleisch.

Laß die Eier den Verwundeten und Kranken.

Wer ein Glas Bier oder Schnaps trinkt, nimmt einem Volksgenossen ein Stück Brot weg.

Niemand braucht zu hungern, aber alle müssen sparen.

Vortrupp.

Ausstellung deutscher Hüte in Köln. Uns wird Folgendes mitgeteilt:

„Der Verein für neue Frauenkleidung und Frauenkultur veranstaltet Ende März, zusammen mit dem Bund für Vogelschutz eine Verkaufsausstellung deutscher Hüte in Köln. Zur Beteiligung werden Putzmacherinnen, Kunstgewerblerinnen und Dilettantinnen eingeladen. Die Ausstellung findet im Kunstgewerbemuseum statt und wird am Sonntag den 21. März eröffnet. Im Sinne der Bestrebungen der Vereine ist die Zusendung von Hüten erwünscht, die nach eigenen Einfällen hergestellt sind. Sie sollen aus sehr gutem Material und technisch einwandfrei sein, sowie einfach, schön und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kleidsam. Sie sollen eine richtige Kopfweite haben und weder übertrieben groß noch übertrieben klein sein. Auch Hüte für junge Mädchen und Kinder sind erwünscht. Im Sinne des Bundes für Vogelschutz sind die Federn folgender Vögel zu vermeiden: Reiher, Paradiesvogel, Kolibri, Möve, Eule. Als Ersatz eignen sich: Straußfedern, Federn von Fasan-, Birk- und Auerwild, das rötlichgoldbraune Halsgefieder vieler Enten, die blauschillernden Halsfedern des Pfau, das schwarzweiße Gefieder des Perlhuhns, Hahnen- und Gänsefedern, sowie überhaupt alle Fittiche und Federn unseres Nutzgeflügels. Es werden auch Hüte angenommen, die nicht zum Verkauf bestimmt sind. Die Dauer der Ausstellung ist auf eine Woche vorgesehen. (Auskunft erteilt: Frau K. Sander, Köln-Lindenthal, Joseph-Stelzmannstr. 22a."

Unsere Leser werden besonders gebeten, auf dieser Ausstellung für die Gedanken zu werben, die in Hans Paasches Flugschrift: „Die Federmode" und der Eingabe des I. deutschen Vortrupptages niedergelegt sind, sowie dahin zu wirken, daß der Geschmack sich überhaupt gegen alle mit Federn geschmückten Hüte wendet und allenfalls die Straußenfeder anerkennt, als die einzige, die nicht durch Töten eines Tieres gewonnen werden kann.

Vortrupp.

Konfirmationsfeier in Kriegszeiten. Für die jungen Menschen, die in diesem Jahre nach der Konfirmation aus der Schule ins Leben treten, ist dieser Schritt von einer sehr viel tieferen Bedeutung als jemals in Friedenszeiten. Deshalb sollte man die Konfirmationsfeier in allen Kreisen der Bevölkerung dieser ernsten Bedeutung gemäß einrichten. Das muß vor allen Dingen dadurch geschehen, daß man den Konfirmanden den Ernst unsrer Lage völlig klar macht. Es ist wohl ganz sicher, daß das von allen Pastoren geschieht. Die Familie aber darf sich nicht dadurch in Gegensatz zu den Ermahnungen des Geistlichen bringen, daß sie den feierlichen Tag in der gewohnten Weise damit begeht, — besonders gut und reichlich zu essen und zu trinken. Das hieße nicht, unsrer wirtschaftspolitischen Lage Rechnung tragen. Noch viel weniger aber entspräche es der Würde unsres Verhaltens. Die Konfirmanden müssen wissen, daß ihrer nach der Feier ernste Pflichten harren; die sollte man nicht durch Gastereien einleiten.

Vortrupp.

Strenges Kriegsgerichtsurteil. Die Tageszeitungen — unter andern das Hamburger Fremdenblatt Nr. 50 vom 19. Februar 1915 — melden Folgendes:

„Halle a. S., 19. Februar. Der Reservist Friedrich Ritzerfeld aus Aachen, der fünf Monate im Felde stand, verwundet zurückkehrte und jetzt in Koburg steht, hatte sich am 15. Januar auf der Straße in Koburg derart aufgeführt, daß er von einer Patrouille festgenommen werden mußte. Nun beschimpfte und bedrohte er die ihn Festnehmenden und schlug den Unteroffizier zweimal ins Gesicht. Er hatte sich deshalb vor dem Erfurter Kriegsgericht zu verantworten. Der Gerichtshof erkannte, daß die Tat außerhalb des Dienstes geschehen sei und verurteilte den Angeklagten deshalb zu zwölf Jahren Gefängnis, andernfalls hätte auf Todesstrafe erkannt werden müssen." —

Ob dieser unglückliche Mensch, der für sein Vaterland geblutet hat, wohl in nüchternem Zustand die Tat beging, die ihn auf zwölf Jahre aus der Reihe seiner Volksgenossen ausstreicht?

Zweckmäßige Liebesgabe. Etwa ein Jahr ist es her. Es war in der Vorortsbahn. Mir gegenüber saß ein junger Mann, der behaglich Datteln verschmauste. Von Zeit zu Zeit griff er in die Tüte, die er in der Rocktasche stecken hatte, und entnahm ihr jedes Mal eine der wohlschmeckenden Früchte. Aber wo blieb er mit den Kernen? Ich beobachtete den Mann genauer. Das war nun schon die achte Dattel, und noch immer kam kein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Kern zum Vorschein. Es war kein Zweifel mehr, der Unglücksmensch verschluckte sämtliche Kerne.

Ich sah ihn besorgt an, rückte immer ungeduldiger hin und her. Schließlich hielt ich es nicht mehr aus, sondern redete den jungen Mann an, freundlich mahnend, er möge es mir nicht übel nehmen, aber es sei doch ein grenzenloser Leichtsinn usw.

Die Wirkung meiner Worte war verblüffend. Der Mensch lachte mich fröhlich an, daß seine weißen gesunden Zähne blitzten. „Übelnehmen? Keine Spur! Aber, bitte, versuchen Sie doch mal, auch Sie dürfen die Kerne ruhig mitessen."

Damit bot er mir freundlich von seinen Datteln an. Nun stellte sich heraus, daß die Datteln sehr sorgfältig entkernt und dann mit Nußkern — Paranüssen und Walnüssen — gefüllt waren. Der junge Mann erklärte mir, daß er bei seinem Berufe — ich glaube, er war Stadtreisender — mitunter nicht die Zeit zum Mittagessen habe, und daß ihm dann diese Nußdatteln einen guten Ersatz der Mittagsmahlzeit böten.

Ich habe es dann auch wiederholt ausprobiert. Nicht nur mit Datteln und nicht nur mit Paranüssen und Walnüssen, sondern auch mit schönen getrockneten Pflaumen mit Feigen und allen möglichen Nußkernen — was ich gerade im Hause hatte.

Und heute möchte ich recht viele Leser des Vortrupp veranlassen, die gleiche Erfahrung zu machen. Nicht um in dieser ernsten, zur Sparsamkeit mahnenden Zeit jemanden zu Schleckereien zu verführen, sondern weil ich glaube, daß wir unsern Freunden im Felde augenblicklich gar keine besseren Nahrungsmittel schicken können. Gerade in letzter Zeit bin ich wiederholt gefragt worden: Was sollen wir ins Feld schicken? Dabei hieß es gelegentlich, daß um Schokolade jetzt seltener gebeten werde, und daß Manche ihrer schon überdrüssig seien. An der Sendung von Fettwaren hat man es, namentlich während der kälteren Zeit, im allgemeinen auch wohl nicht fehlen lassen. Freilich, gutes Pflanzenfett (Nußfett) in platten Blechformen wohl verpackt dürfte auch jetzt noch vielerorts an der Front gute Dienste leisten und sehr willkommen sein. Das Beste wäre allerdings, wenn unsre Krieger jetzt frisches Gemüse und Obst haben könnten. Daran mangelt es natürlich im Felde, so vortrefflich sonst — wo die Feldküchen die Krieger erreichen — die Verpflegung auch ist.

Aber frisches Obst und Gemüse wird man unsern Soldaten nur in beschränktem Maße verschaffen können. So bleiben denn getrocknete Früchte und Nüsse die beste Ergänzung, die wir der Feldverpflegung geben können. Die geschilderte Füllung von Pflaumen, Datteln und Feigen mit Nußkern empfiehlt sich natürlich nicht nur aus Gründen des Wohlgeschmacks und des Nährwerts, sondern auch weil die Obstsendung in dieser Form sehr praktisch ist. Praktisch für den Empfänger, der auf diese Weise keine angetrockneten Nußkerne erhält, oder die Nüsse sonst gar erst entkernen müßte; praktisch auch für den Absender oder die Absenderin, die nicht einfach eine fertig gekaufte Liebesgabe ins Feld zu schicken brauchen, sondern eine kleine Mühe, eine Handarbeit, damit verbinden können. Übrigens ist es keine schwierige Arbeit. Jedes Kind (das sich aber vorher tüchtig die Hände gereinigt haben muß!) kann sie ausführen. Nur etwas Sorgfalt ist erforderlich: Man öffne die Früchte vorsichtig mit einem Fruchtmesser und entferne ebenfalls mit dem Messer den Kern der Dattel oder Pflaume. Nach Einfügung des Nußkernes drückt man die Frucht wieder etwas zusammen, damit sie nach Möglichkeit vor Fäulnis geschützt bleibt.

Nun aber nicht gesäumt! Schickt gefüllte Datteln, Pflaumen und Feigen ins Feld! Sie werden unsern Kriegern schon munden und dazu beitragen, unzuträgliche Genußmittel zu verdrängen.

R. K.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

4. Jahrgang Nr. 7 1. April 1915

Bismarck als Mahner.

In seinem Antimachiavell hat Friedrich der Große es zum erstenmale mit aller Deutlichkeit ausgesprochen, daß die persönliche und berufliche Ehrenhaftigkeit eines Staatsmannes eine ebenso unerläßliche Vorbedingung auch aller politischen Erfolge sei wie Genialität und Arbeitskraft. Mit leidenschaftlicher Erbitterung wandte sich der deutsche Fürst gegen die Lehren des Italieners, dem alle Mittel der Grausamkeit und Gewalt, der List und Verstellung erlaubt und recht schienen, sobald es sich um Macht oder Vorteil des Staates handelte, der nicht einmal den Zweck, der doch die Mittel heiligen sollte, auf ihre sittliche Berechtigung untersuchte, und dem daher Männer wie der Papst Alexander VI. oder der blutige Cesare Borgia als nachahmenswerte Vorbilder erschienen. Sie hatten ihre Absichten mit äußerster und rücksichtslosester Folgerichtigkeit durchgeführt, und das stempelte sie nach Machiavellis in seinem Hauptwerk „Il Principe" niedergelegten Ansicht zu bewundernswerten Staatsmännern. Dabei war Machiavelli merkwürdigerweise selbst bei all seinem Tun einzig von glühender Vaterlandsliebe und dem sehnsüchtigen Wunsche, Italien groß und einig zu sehen, beseelt, und das letzte Kapitel seines Werkes steht turmhoch über seinen eigenen Lehren.

Obwohl schon Friedrich der Große der Ansicht, daß in der Politik jedes Mittel erlaubt und nur auf seine Zweckmäßigkeit hin zu prüfen sei, auf das schärfste und bestimmteste entgegengetreten war, war und blieb man in der breiten Öffentlichkeit überzeugt, daß ein Staatsmann der unlauteren Mittel nicht völlig entraten könne, wo es ernstlich um das Wohl und die Macht seines Volkes ginge. Diese Ansicht verdichtete sich zu dem allbekannten Wort „Politik verdirbt den Charakter". Auch der von Haus aus und in seinem persönlichen Leben ehrenhafte Diplomat schien gezwungen zu sein, mit den Wölfen zu heulen, um seine Pflicht, die Interessen seines Staates zu wahren, überhaupt erfüllen zu können.

Es wäre früher schwer und schier unmöglich gewesen, einen Gegenbeweis anzutreten. Die Geschichte der Menschheit schien nur das eine zu lehren, daß, die reinen Herzens und unschuldiger Hände sind, im Kampfe des Lebens unterliegen müssen, von Christus an bis auf den heutigen Tag.

Freilich, man hielt oft genug Schwäche für Güte oder verwechselte den äußeren Erfolg mit dem inneren; man wußte nicht, daß es ein triumphieren-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Unterliegen gibt, dessen weltbezwingende Macht von keiner irdischen Gewalt überwunden werden kann.

Staaten aber entstehen und behaupten sich durch irdische Mittel allein, durch die verschlagene Klugheit ihrer Lenker oder die Gewalt der Waffen. Das scheint unbestreitbar richtig zu sein, aber nur dem oberflächlichen Betrachter bleibt es die letzte Wahrheit. Wer tiefer dringt, erkennt als Lohn seiner Mühe endlich doch, daß in allem irdischen Geschehen Kräfte mitwirken, die mit den Äußerungen geistiger oder tatsächlicher Macht nicht restlos zu erklären sind, Kräfte des Gemüts, des Glaubens, — Seelenkräfte, die lähmen oder fördern, verderben oder zum Ziele führen. Auch heute noch können Begeisterung und Hingabe, Siegeszuversicht und der Glaube an die Gerechtigkeit der eigenen Sache Wunder wirken trotz Maschinengewehren und allen Vernichtungsmaschinen der Welt. Der seelische Zustand der Bedienungsmannschaften bedingt schließlich doch die Wirkung der Geschütze. Sonst wäre der moderne Krieg ein im Voraus zu lösendes Rechenexempel mit klar zu Tage liegenden Faktoren; sonst entschiede die Zahl, und man brauchte sich auf die blutige Probe des Schlachtfeldes garnicht erst einzulassen. Wer über die meisten und besten Geschütze und die meisten Mannschaften verfügte, wäre von vornherein Sieger.

Seelische Kräfte sind so wirklich und wirksam, daß sie anstecken können wie eine Seuche. Wer es einmal erlebt hat, wie Schreck, Haß, Hoffnungslosigkeit oder die Liebe zum Leben mit einem Schlage eine große Menge ergriff, wer sich selbst einmal von Begeisterung und Freude mitgerissen gefühlt hat, der wird die Tatsächlichkeit und Wucht einer solchen Erfahrung nicht zu leugnen vermögen. Wo aber könnten diese umfassenden Wirkungen stärker zur Geltung kommen als in Schlacht und Sieg?

In der Geschichte des deutschen Volkes hat Friedrich des Großen Mahnung, daß ein Staatsmann ohne sittliche Werte und sittliches Urteil niemals endgültig erfolgreich sein würde, über Machiavellis Lehre triumphiert, nicht zuletzt durch Friedrichs eigenes Leben, durch seine Erfolge gegen eine Welt von Feinden.

Und wie im Siebenjährigen Kriege, so haben vor hundert Jahren Vaterlandsliebe und Freiheitsdrang, Haß und Erbitterung gegen den Unterdrücker dem preußischen Heere die unwiderstehliche Wucht gegeben, die alle kriegerische Erfahrung und Tapferkeit der Franzosen zunichte machte. Dennoch liegt die überragende Bedeutung des seelischen Einflusses weder hier noch dort so klar zu Tage wie in dem größten Ereignis der deutschen Geschichte, in der Vereinigung aller deutschen Stämme unter dem Kaisertum.

Die gewaltige Größe Bismarcks bedurfte zu dem schöpferischen Werk dieser Einigung der kleinen und kleinlichen Mittel nicht, konnte Lug und Trug als Waffen in seinem lebenslangen Kampf für Deutschlands Macht verachten.

Dennoch ist kaum jemals ein Mensch so ohne Maß und Scham verleumdet

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

worden wie dieser größte Staatsmann aller Zeiten und Völker. Nicht etwa nur von den äußeren Feinden, die er zu Boden warf und unschädlich machte, am schlimmsten und am ausdauerndsten von seinen heimlichen Gegnern unter den Mitarbeitern und bei Hofe. Es gibt wohl kaum eine einzige böse Leidenschaft, kaum ein einziges schlimmes Gelüste, die man ihm nicht angedichtet, seinen Taten als Beweggrund untergeschoben, bei all seinem Tun und Lassen nicht bei ihm vorausgesetzt hätte.

Er hat niemals Gleiches mit Gleichem vergolten, wie schwer er auch in seiner innerlichen Vereinsamung unter Mißgunst und Unverstand der Menschen litt. Wir werden die tiefe Bitterkeit seiner Leiden und Kämpfe niemals ermessen können. Nur die Tatsache seines wiederholten körperlichen Zusammenbrechens gibt uns einen Anhalt über ihre ungeheure Wucht. Menschliche Größe wird auf Erden durch übermenschliches Leid erkauft, das ist eine tausendfach erwiesene Wahrheit, an der alles Strebertum und alle Berechnung stets wieder zuschanden werden müssen.

Der Größe Bismarcks kam die Größe seines Herrn entgegen, der allen Einflüsterungen und Verleumdungen der Neider und Streber, allen Einflüssen der nächsten Angehörigen zum Trotz an dem als treu erfundenen Diener mit gleicher unwandelbarer Treue festhielt. Bismarck, der alle seine Freunde, selbst den aus frühesten Jugendtagen vertrauten Roon, den Verdächtigungen unterliegen sah, hätte bei aller erhaltenen äußeren Möglichkeit und trotz den gewaltigen Maßen seiner Persönlichkeit sein Werk nicht durchführen können, wenn des Kaisers unerschütterliches Vertrauen nicht mit ihm gewesen wäre.

Man hat Bismarck immer aufs neue die Lauterkeit seines Wollens und seiner Mittel abgesprochen. Das ist nicht so unbegreiflich, wie es dem mit dem Sinn für Größe begabten Menschen erscheinen muß. Wer selbst von eigennützigen Erwägungen geleitet ist, kann das Wesen eines Menschen, der Alles für die Sache und Nichts um seiner selbst willen tut, weder erkennen noch richtig einschätzen. Er muß und wird überall selbstsüchtige Beweggründe suchen und sich niemals überzeugen lassen, daß der zu Beurteilende in einer völlig entgegengesetzten Richtung zu dem eigenen, doch allein vorstellbaren Wesen veranlagt ist. Und ob man ihn mit Menschen- und mit Engelzungen zu überzeugen suchte, der Selbstsüchtige wird den Selbstlosen niemals zu begreifen vermögen.

So kann es nicht Wunder nehmen, daß Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" eine wahre Flut von Angriffen hervorriefen, zum Teil, wie der Herausgeber Horst Kohl im Vorwort zur Volksausgabe im Juli 1905 hervorhebt, „ernste historische Untersuchungen mit allem Rüstzeug wissenschaftlicher Kritik, teils Parteischriften voll Anmaßung und Überhebung, teils widerwärtige Pamphlete rein persönlichen Charakters, in denen nur Haß und Schmähsucht zu Worte kommen".

Maßlosester Ehrgeiz, ja Herrschsucht, die heimlich nach der Krone strebte,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wurden als die Triebfedern seines Handelns hingestellt, und die Mär von seiner Unversöhnlichkeit hat sich erhalten bis auf den heutigen Tag. Dabei bedarf es nur der einen Tatsache seiner Aussöhnung mit dem alten Freunde, dem Feldmarschall Wrangel, um diese Mär zu entkräften.

Als Bismarck 1863 den König vom Überschreiten der jütischen Grenze ohne Österreich zurückgehalten hatte, schickte Wrangel unchiffriert „die gröbsten Injurien" gegen ihn telegraphisch an den König und rechnete ihn unzweideutig zu den „Diplomaten, die an den Galgen gehörten". Bismarck selbst schildert die spätere Versöhnung mit Wrangel wie folgt:

„Wir blieben infolge dieser Episode Jahre hindurch in persönlicher Verstimmung und gingen am Hofe schweigend nebeneinander her, bis bei einer der vielen Gelegenheiten, wo wir Tischnachbarn waren, mich der Feldmarschall verschämt lächelnd anredete: „Mein Sohn, kannst du garnicht vergessen?" Ich antwortete: „Wie sollte ich es anfangen, zu vergessen, was ich erlebt habe?" Darauf er nach längerem Schweigen: „Kannst du auch nicht vergeben?" Ich erwiderte: „Von ganzem Herzen." Wir schüttelten uns die Hände und waren wieder Freunde wie in früheren Zeiten."

Und hier versöhnte sich Bismarck mit einem Manne, der ihm sein Werk gefährden wollte! Mit anderen Gegnern wie Robert von der Goltz, Harry v. Arnim, der Bethmann Hollwegschen Coterie, vor allem aber Schleinitz, dem Minister im Ministerium der Mittelmäßigkeiten der „Neuen Aera" und nachmaligem Hausminister der Kaiserin Augusta, kam es überhaupt nicht zum offenen Bruch. Bismarck betrachtete sie „mit gesteigerter Geringschätzung für die Streber", deren Einfluß er durch das Vertrauen des Königs aufgehoben sah, und wie sehr sie auch seine Arbeit erschwerten, er haßte nur, wer seinem Werk wahrhaft gefährlich werden konnte.

Für den Abstand zwischen ihm und diesen aus persönlichem Ehrgeiz nach hohen Posten Strebenden ist ein Gespräch bezeichnend, das er als Bundestagsbevollmächtigter in Frankfurt mit dem Grafen Robert von der Goltz hatte. Der Graf war ein hochbegabter und tätiger Mann und ihm von Jugend auf gut bekannt. Manteuffel, der damalige Minister unter Friedrich Wilhelm IV., hatte ihn kaltgestellt, und er kam nach Frankfurt, um Bismarcks Mitwirkung bei seinem Sturze zu gewinnen. Bismarck wies ihn ab mit der Begründung, daß er Manteuffels Vertrauen besäße und nur mit ihm brechen würde, wenn er ihn selbst in die Notwendigkeit versetzte, doch würde er ihm dann die Fehde und den Grund derselben vorher offen ansagen. Goltz sprach ihm hierauf von seinen Zukunftsplänen und seiner Hoffnung auf den Gesandtschaftsposten in Athen. Bismarck wiederholt seine eigenen Worte: „Man soll mir schon einen Posten geben und einen guten; davor ist mir nicht bange." Die große Bitterkeit, mit der der Graf diese Äußerung tat, fiel Bismarck so auf, daß er sie ausdrücklich erwähnt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine solche Bitterkeit mußte Bismarck immer fremd bleiben. Er fühlte sich nicht zurückgesetzt, weil er nicht an sich selbst dachte, sondern nur an die Ziele, die ihm vorschwebten, und die zu erreichen er sich freilich mit der ganzen Kraft seines Wesens sehnte. Aber solch sachliches Verlangen kennt keine Ungeduld. Mit welcher Klugheit geht er seiner Ernennung zum Minister unter Friedrich Wilhelm IV. aus dem Wege, weil er weiß, daß er unter diesem Herrn, der nichts als Gehorsam verlangte, nicht fruchtbringend würde arbeiten können. Mit welcher Offenheit erklärt er dem Minister Bacmeister, der ihn 1853 in Norderney befragt, ob er Hannoverscher Minister werden wolle, daß er dem König von Hannover in der äußeren Politik nur dienen könne, wenn Hannover in voller Übereinstimmung mit Preußen handeln wolle, denn er könne „sein Preußentum nicht ausziehn wie einen Rock". Und wie ruhig wartet er seine schließliche Ernennung zum Minister unter Wilhelm I. ab, drängt sogar von Berlin fort, weil er nicht „in Berlin im Gasthof wie einer der intrigierenden Gesandten aus der Manteuffelschen Zeit im Lichte eines Bewerbers vor Anker liegen will." Die unbehagliche Zwischenzeit in Paris zwingt ihm dann freilich in seinen humorvollen Briefen an Roon manchen Seufzer ab, aber nur weil er zur Untätigkeit verdammt ist.

Roon war damals der Einzige außer ihm, der feste Ziele hatte, um deretwillen das hohe Amt als schwere Bürde der Verantwortung und nie rastenden Mühen getragen werden mußte, nicht aber als Erfüllung persönlicher, ehrgeiziger Wünsche. Bismarck hätte es nie über sich vermocht, wie Manteuffel mit dem König um den Ministerposten zu feilschen, oder sich gar wie ein schmollendes Kind zurückzuziehen, ohne doch an einen ernstlichen Verzicht zu denken. Wenn Bismarck, wie beispielsweise einst wegen des Turiner Gesandten Usedom, seinen Abschied erbat, so war es ihm aus sachlichen Gründen bitter ernst damit, und dem schweren Entschluß waren dann innere Kämpfe vorangegangen, die seine kraftvolle Natur auf das gefährlichste erschüttern konnten.

In den schweren Tagen nach der Schlacht bei Königgrätz hat Bismarck sich, der Meinung aller Militärs und des Königs völlig allein gegenüberstehend, nur durch das Bewußtsein aufrecht erhalten, daß er als Einziger, dem eine politische Verantwortung oblag, „gesetzlich verpflichtet war, eine Meinung zu haben, zu äußern und zu vertreten". Er litt damals an einer schmerzhaften Krankheit, und seine Nerven waren am Zerreißen, so daß er bei einem Kriegsrat am 23. Juli einem Weinkrampf unterlag. Dennoch setzte er seine Bemühungen, den König zu milden Friedensbedingungen ohne Landerwerbungen zu bewegen, fort. Als er sie gescheitert glaubte, ergriff ihn die tiefste Verzweiflung. Ein Sprung aus dem Fenster seines im vierten Stock gelegenen Zimmers schien ihm die beste Lösung. Eine halbe Stunde später brachte ihm der Kronprinz die in ungnädigster Form gewährte Zustimmung des Königs.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bismarck hatte nach der Schlacht bei Königgrätz einen Teil der Walstatt gesehen und wußte, was ein Krieg bedeutet. Er wußte ebensogut, daß er vor der Mitwelt und Nachwelt wie vor seinem eigenen Gewissen die Verantwortung für den Krieg trug. Aber er konnte sie ohne Zagen tragen, denn das Ziel, das ihm vor der Seele stand, konnte nur durch die Stürme des Krieges hindurch erreicht werden. Er selbst aber hatte in jener halben Stunde am offenen Fenster seines Zimmers das furchtbare Leiden des Krieges vorausbezahlt. Denn der großen Menschen Leiden ist tiefer und bitterer als das der Menge.

Das gilt auch von dem deutsch-französischen Kriege, der kommen mußte, und den Bismarck durch die Kürzung der berühmten Emser Depesche in dem Augenblick herbeiführte, als sein Beginn aus politischen und militärischen Gründen für Deutschland am günstigsten lag.

Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" tragen die Widmung: „Den Söhnen und Enkeln zum Verständnis der Vergangenheit und zur Lehre für die Zukunft". Aber sein Wirken ist uns nicht immer eine Lehre gewesen, wir haben die Mahnung, die in des gewaltigen Kanzlers Werk und Leben lag, im Drang der Ereignisse oft fast vergessen.

Wer von uns bewunderte nicht heimlich und widerstrebend die Klugheit des englischen Königs Eduard VII. und seiner Einkreisungspolitik? Sie wurde uns lange genug als Muster politischer Gewandtheit gepriesen, und so mancher Deutscher wünschte unseren Staatsmännern etwas mehr von dieser Gewandtheit, die doch letzten Endes nichts war, als gewissenlose Verschlagenheit. Wir haben uns nur zu lange auch von der geschickten Geschäftsführung der Männer bestechen lassen, die die politischen Erben Eduard VII. waren. Und wohin hat all die Klugheit der englischen, französischen, russischen und belgischen Diplomaten Europa gebracht?

Man könnte sich versucht fühlen trotz dem Gegenbeweis, den die deutsche Geschichte erbracht hat, doch an die ausschlaggebende Macht des Bösen im Schicksal der Völker zu glauben. Schuf auch Bismarck mit dem lauteren Willen, der nur den Nutzen der Allgemeinheit sah, das Deutsche Reich, so sind doch heute alle Mächte der Finsternis vereint, es wieder zu zerschlagen. Grey, Churchill, Ssasonow, Poincaré, die Schattenherrscher von Rußland und England nicht zu vergessen, sind rechte und echte Schüler Machiavellis. In ihren Augen ist jedes Mittel, das unsere Vernichtung herbeiführen kann, gerechtfertigt, der Zweck der Auslöschung des deutschen Volkes vom Angesicht der Erde aber der Rechtfertigung nicht bedürfend.

Wir aber glauben mit Friedrich dem Großen, dem Ahn unseres obersten Kriegsherrn, daß die Rechtlichkeit auch in politischen Dingen, die er uns lehrte, die Bismarck uns vorlebte, wie zu Friedrichs und des Kanzlers Zeiten auch jetzt die Bürgschaft des endlichen Sieges und endgültigen Erfolges in sich trägt.

Melanie Ebhardt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vom Schutzverein zum Weltkrieg.

In wenigen anderen Kreisen unseres Volkes war von dem gewaltigen Weltkrieg, schon lange bevor er ausbrach, so viel und so oft die Rede wie in den deutschösterreichischen Schutzvereinen. Ein Hinweis auf ihn bildete in unzähligen Schutzvereinsreden und Versammlungen den wirksamen Abschluß, und ein banges und zugleich stolzes Vorgefühl belebte die Herzen der treuen Mitarbeiter. Von der völkischen Not einzelner Gemeinden und Landstriche, einzelner Kronländer oder auch ganz Deutschösterreichs erhob sich der Blick zu der scharfumdrängten Lage des gesamten mitteleuropäischen Deutschtums, und indem man die Fäden vom Einzelnen zum Ganzen und wieder zurück verfolgte, gewann man ein erhebendes Gefühl der Bedeutsamkeit des eigenen Ringens und Ausharrens auf den vorgeschobenen deutschen Stellungen. Auch in diesen Kreisen hat kein Deutscher den Weltbrand geradezu herbeigewünscht, es hat ihn auch niemand mit allen Einzelheiten vorausseh en können, mit denen er schließlich eingetreten ist. Aber durch das ganze weitverzweigte Getriebe der völkischen Schutzarbeit in den Ostmarkländern klang beständig als der eigentliche Antrieb die eindringliche Mahnung: bereit zu sein für bevorstehende größte Völkerentscheidungen in dem allmählich immer heftiger in Gang gekommenen Kampf um den Bestand des deutschen Volkstums.

So klein und unansehnlich die frühesten Anfänge werktätigen Selbstschutzes der Ostmarkdeutschen waren, als in einem weltfernen Alpendorf vor 35 Jahren der zarte Keim zum Deutschen Schulverein entsprang und für die ersten Sprachgrenzschulen gesammelt wurde, so weit hinaus reichte doch von vornherein das Schlaglicht des neuen völkischen Schutzgedankens: bis zu den letzten Enden der deutschen Gesamtstellung. Darin ruht der sittliche Wert des völkischen Schutzgedankens, daß er die einzelnen Volksglieder, die sonst in den engen Bedürfnissen des Einzellebens aufgehen, mit aller Macht auf die große völkische Lebensgemeinschaft hinweist und zur Mitarbeit für das heilige Ganze, ohne das wir nichts sind, aufruft. Auch die kleinsten völkischen Verschiebungen und Ereignisse werden bei der völkischen Schutzarbeit in Zusammenhang mit den großen Umrissen des gemeinsamen Volksschicksals gesehen und erlebt, und so erhalten auch die bescheidenen eigenen Bemühungen, die Stellung des Deutschtums zu schützen und zu stärken, den Gemeingeist auszubreiten, ihren inneren, befreienden Wert.

Das Ziel der völkischen Liebesarbeit überhaupt, das allgemach alle Lebensregungen begeisterter Mithelfer zu erfüllen vermag, ist zweifellos höher und umfassender und zugleich vielmehr eine selbstgenügende und natürlich abgegrenzte Lebenseinheit als die Ziele, die aus der einseitigen Sorge für besondere Klassen oder Berufe, Weltanschauungs- oder Glaubensverbände innerhalb der Volksgemeinschaft oder über sie hinaus hervorgehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es läßt sich unschwer begründen, daß die Menschheitsliebe, die das Volkstum am höchsten stellt, daß der Nationalismus also zugleich sozialer ist als der Sozialismus, der sich nicht gleichmäßig allen Volksschichten zuwendet, und religiöser als die Religiosität von Glaubensgemeinschaften, die mehr oder weniger feindlich alle anders gerichteten Menschen und Menschengruppen ausschließen, mit denen wir von Natur aus innig verbunden sind und zusammenleben. Die Liebe zum eigenen Volk ist insofern die Krone und Erfüllung aller Gemeinschaftsgefühle, als eine Lebenserhöhung der Menschheit nur erreicht werden kann, wenn die in Familie, Stamm und Volkstum natürlich sich entfaltende Menschheit als Ganzes Gegenstand liebender Sorgfalt wird — sonst kommt immer eine Art Sklaverei heraus, sei es von oben oder von unten, sei es nach dem verschiedenen Anteil am stofflichen oder geistigen Gemeinbesitz. Ein wahrhafter Menschheitsfortschritt ist nur dann möglich, wenn jeder sein Bestes und Feinstes hergibt: das geschieht wieder nur in der Arbeit für die nach Art und Abstammung am nächsten stehenden Menschen, mit denen wir vermittelst der gleichen Sprache und Sitte die ergebnisreichste Verbindung und Arbeitsgemeinschaft herstellen können, also innerhalb der Grenzen des Volkstums. Natürlich muß die Liebe zum eigenen Volke auch auf die anderen Völker hinausblicken und sie als eigenberechtigt behandeln; alle Völker zusammen mit ihren besonderen Anlagen und Begabungen machen erst die ganze Menschheit aus. Wir Deutsche haben nach dem Kern unserer Gesittung beständig mit aller Anspannung danach getrachtet, den Standpunkt allmenschlicher Gerechtigkeit in uns zu verwirklichen.

Das ist uns freilich nicht leicht gemacht worden. Wir sind mit unserer Freude an der Arbeit schlechthin, mit unserem uneigennützigen Pflichtbegriff allzuoft als unberechtigte Werkzeuge, als Kulturdünger für fremde Pflanzungen benützt worden, zumal in der bösen Verfallszeit deutscher politischer Macht. Wir haben es erlebt, wie selbst kleine Nachbarvölker innerhalb der von Deutschen aufgerichteten Ordnungen, die zunächst bescheiden mit an unseren Tischen saßen, immer herrischer und habsüchtiger wurden und uns geradezu vom eigenen Gut und Besitz verdrängen wollten. Es sind Volkswesen zur Ausbildung gekommen, die sich darauf eingerichtet hatten, von unseren Lebenssäften mitzuzehren. Das geschah namentlich in den Grenzgebieten, sobald sie aus dem Zusammenhang mit dem Gesamtvolk gelöst wurden. Ja, infolge des Zusammenwirkens ungünstiger Umstände konnte nicht einmal die eigene Kraft solcher abgetrennter Volksteile für den Schutz ihrer Stellung ganz zur Geltung kommen. Alle Schutzarbeit im engeren Sinne, die sich da entwickeln konnte, war nicht imstande, ein volles Gleichgewicht herbeizuführen und die Verluste des Deutschtums gänzlich aufzuhalten. Nur eine durchgreifende Neuordnung und Machtsteigerung der deutschen Gesamtlage, die natürlich ohne Krieg doch nicht denkbar war, konnte hier Hilfe versprechen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Abtrennung der österreichischen Länder seit dem Bruderkampf von 1866, ihre Beiseitestellung bei der Errichtung des neuen Deutschen Reiches entzog den Deutschösterreichern die unmittelbare Wirkung der Macht des Volksganzen und verwies sie gegenüber einer wachsenden Mehrheit von nichtdeutschen Österreichern auf die eigene Kraft, die in der Schutzvereinsbewegung am reinsten zum Ausdruck kam. Für die Deutschen im Reiche bedeutete das andrerseits eine beträchtliche Entlastung, so daß sie ihre ganze Aufmerksamkeit und Arbeitskraft dem Wirtschaftsleben zuwenden konnten. Dadurch wandten sie sich von den in völkischer Hinsicht bedeutungsvollen Ostmarken ab und dem wirtschaftlichen Wettbewerb mit den Westvölkern zu. Die Schaffenskraft und die Wirtschaftsmacht des Deutschen Reiches stieg in vielfach ganz neuen Formen der gemeinschaftlichen Arbeit so gewaltig an, daß die Nachbarn nur mit Mißgunst und Begehrlichkeit folgen konnten. Mit der Summe des völkischen Schaffens erging es dem ganzen Deutschtum im Kreise der Weltvölker ähnlich wie den deutschen Stämmen im Habsburgerreiche. Auch das Deutsche Reich mußte immer mehr auf den Schutz des völkischen Schaffens und Lebens bedacht sein. So schuf es mit den ausgreifenden Mitteln des Staates auf dem Boden der allgemeinen Wehrpflicht die gewaltige deutsche Heeresmacht, der bald Flotte und Luftflotte folgten, bis dann doch in dem steigenden Hin und Her der Staatenbündnisse der kriegerische Zusammenstoß erfolgte.

Das alles setzt eine unaufhörliche anwachsende Liebe zur Volksgemeinschaft voraus. Aber während für die Deutschen im Reich das Volksgefühl mit dem Staatsgefühl selbstverständlich zusammenging, entwickelte es sich in Österreich geradezu im Gegensatz zum Staatswesen. Zumal unter vorübergehenden österreichischen Regierungen, die sich gegen das Deutschtum kehrten, kam es zu dem heftigen Gegensatz zwischen den beiden stärksten Gemeinschaftsgefühlen, zu dem schmerzlichsten Erlebnis der Deutschösterreicher, die in altererbter Treue an Kaiser und Reich hingen und nun vom Staat aus ihre völkischen Grundlagen bedroht sahen. Es war für die aufwachsenden Geschlechter nicht leicht, aus diesem Zwiespalt einen Ausweg zu finden. In mühevoller Selbsterziehung ist es schließlich gelungen, und gerade das hat in Verbindung mit anderen günstigen Wendungen eine gewisse Besserung der deutschösterreichischen Stellung angebahnt. Gerade das scharfe Auseinandertreten von Volk und Staat im Bewußtsein der Donaudeutschen, hat eine Fülle allgemein wertvoller tiefer Einsichten in das Wesen des menschlichen Gemeinschaftslebens erzeugt. Es hat dazu geführt, den Staat selbst mit allen seinen Einrichtungen auf den völkischen Wert hin zu prüfen, während er sonst oft genug schon als etwas Letztes und Unbedingtes behandelt wird. Das hat erkennen lassen, wie die staatlichen Ordnungen aus den tieferen Kräften des Volkstums hervorgehen und immer wieder erneuert und belebt werden müssen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In dieser Richtung bewegen sich die wertvollsten Einsichten, die aus der Schutzvereinstätigkeit hervorgegangen sind.

Im Sinne einer vertieften Volksliebe muß man vor allem unsere Jugend zu erziehen trachten, wenn man die Zukunft des Deutschtums sicherstellen will. Dem stand zunächst der geringe Einfluß der reinen Volksgemeinschaft auf das Erziehungs- und Unterrichtswesen entgegen. Schon ihre leisesten Ansprüche auf die Schule wurden von deren bisherigen Machthabern zurückgewiesen. Kein Wunder, wenn von völkischer Seite zurückgeschlagen wurde, wenn es vorerst zu scharfen Angriffen gegen die Vorherrschaft der kirchlichen und reinstaatlichen Anliegen in der Jugenderziehung kam. Bald aber wurde in diesen Kämpfen ein guter Kern völkischer Erziehungsgedanken sichtbar, eine neue Lehre von der völkischen Schule. Danach erscheint, um es ganz knapp auszudrücken, die Schülergruppe, die der Lehrer heranbildet, vornehmlich als ein Stück werdenden Volkstums besonderer Landschaftsfärbung und Stammesprägung, bestimmt, in die bestehende Volksgemeinschaft hineinzuwachsen, sich mit den Brüder- und Schwestergruppen zu dem Volk der Zukunft zu verbinden.

In diesem Rahmen gewinnt dann auch die gesamte Volksbildung eine tiefere Bestimmung, weit über das engere Ziel hinaus, wonach sie lediglich beliebige Bildungsstoffe zu beliebiger Verwendung darbietet — Volksbildung erscheint vielmehr als die Aufgabe, das ganze lebendig gegliederte Volkstum als ein höchstes Menschheitskunstwerk durchzugestalten. Das ist wiederum nur möglich, wenn von der ererbten Volkskraft nichts zwecklos vergeudet wird, wenn alles vermieden wird, was die Rasse schädigt, wenn alles getan wird, die volle Tüchtigkeit zur Blüte zu bringen. Die ganze Breite der neuerwachten deutschen Gesundungsbewegungen muß von deutscher Schutzarbeit, die es ernsthaft nimmt, herangezogen werden.

Zur völkischen Tüchtigkeit gehört letzten Endes auch die politische Tüchtigkeit, ohne die ein Volk um die besten Früchte seiner Arbeit kommt. So führt der deutsche Schutzgedanke durch alle mögliche Vertiefung immer wieder zu dem Willen heran, auch für stärkste politische Entscheidungen gewappnet zu sein. Wenn der Weltkrieg unser Volk in erfreulichem Maße innerlich bereit und reif gefunden hat, so hat die völkische Arbeit der Schutzvereine an ihrem Teile kräftig mit beigetragen, und zwar weit über den nächsten Sinn hinaus, daß ihren Bemühungen, das Deutschtum in Österreich-Ungarn stark zu erhalten, die treue Bundesgenossenschaft des Donaureiches mitzuverdanken ist.

So wie nun der Weltkrieg wirklich eingetreten ist, hat er sogleich für Deutschösterreich eine wohltuende innerliche Befreiung gebracht. Er hat zunächst den Grundgedanken von der Notlage unseres Volkstums in jeder Hinsicht bestätigt. Er hat die wahre, geschichtlich begründete Stellung Österreich-Ungarns, die von den Deutschösterreichern zeitweise gegen die eigene Regierung verteidigt werden mußte, wieder hervortreten lassen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Er hat die nichtdeutschen Österreicher davon überzeugen können, daß sie insgesamt mit ihrer Zugehörigkeit zum mitteleuropäisch-deutschen Kulturleben gegen Rußland zugleich ihre völkische Selbständigkeit zu verteidigen haben, und daß daher ihre Stellung gegen das Deutschtum nicht in jeder Hinsicht gerechtfertigt war. Er hat Deutschösterreich endlich nach einer Fülle schmerzlicher Erfahrungen den wunderbaren Einklang von Volksgefühl und Staatsbewußtsein zurückgebracht. Wenn schon Kampf sein mußte, so ließ sich ein herrlicherer Kampf nicht denken, als Schulter an Schulter mit den Brüdern im Deutschen Reiche.

Der große Völkerkrieg bedeutet eine entscheidende Wendung für Deutschösterreich und schließt deutlich und hoffentlich endgültig die Zeitspanne ab, die mit dem Jahre 1866 verhängnisvoll genug begann. Es tun sich vielfache Ausblicke in eine größere Zukunft auf. Auch nachher wird die völkische Arbeit an den Grenzen des Volksbodens und im Binnenland nötig sein, ohne die kein Volk seine Freiheit verdient und erhalten kann.

Aber sie wird in anderen Formen und Weiten erfolgen können. Wie immer der Krieg ausgeht, das mit dem Blut der Helden besiegelte Nibelungenbündnis wird fortan im inneren Leben der zwei Reiche größere Wirksamkeit erhalten als bisher. Es wird zu einer engeren Verbindung der beiden Kaiserreiche kommen, zu neuen Gemeinsamkeiten des Wirtschafts- und des Geisteslebens. In dieses neue Leben der beiden Großstaaten, die sich, umgeben von befreundeten kleineren Staaten, auf dem alten Boden des heiligen Deutschen Reiches erheben, wird jeder Teil sein Bestes mitbringen wollen: wir Österreichdeutsche den reinvölkischen Gedanken unserer Schutzarbeit.

Dr. Emil Lehmann.

Grundsätzliches zur Ernährungsreform.

Zu keiner Zeit in der deutschen Weltgeschichte war die Frage der Ernährungsreform dringlicher als heute angesichts der Gefahr, daß bei unrichtigem Verbrauch unserer Nahrungsmittelvorräte unseren Gegnern die Aushungerung Deutschlands gelingen könnte, während bei richtigem Gebrauch Deutschland 20 Jahre durchhalten könnte, um an jenes großsprecherische Wort des Leiters der englischen Politik anzuknüpfen.

Ich halte es deshalb für angezeigt, einmal in möglichst volksverständlicher, aber bis in die Tiefen der Frage eindringender Form die neuzeitlichen Anschauungen über die Ernährungsfrage darzulegen:

Bekanntlich verbraucht der Mensch zur Abwicklung aller Lebensvorgänge und ganz besonders zur Betätigung aller sichtbaren Bewegungen fortwährend „Kraft". Diese Kraft entnimmt er aus der zugeführten Nahrung in der Weise, daß die aus vielen chemischen Atomen zusammen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gesetzten, einen mehr oder weniger kunstvollen Aufbau darbietenden Nahrungsstoffe beim Durchgang durch den Körper in immer einfacher zusammengesetzte chemische Verbindungen umgewandelt werden. Je kunstvoller (komplizierter) ein solches Molekül zusammengesetzt ist, umsomehr chemische Spannkraft enthält es. Je einfacher die Endverbindungen zusammengesetzt sind, die schließlich durch den Darm, die Nieren, die Lungen und die Haut ausgeschieden werden, umsoweniger Spannkraft enthalten sie. Der Mengen-Unterschied zwischen der im ursprünglichen Nahrungsstoff und der im Auswurfstoff enthaltenen Spannkraft ist es, der dem Körper zugute kommt und von ihm zu seinen verschiedenen Lebensbewegungen verwendet werden kann.

Nun sind aber gar nicht alle Nahrungsstoffe dazu bestimmt, in unserem Körper bis zu den denkbar niedersten chemischen Verbindungen abgebaut zu werden. Die Eiweißstoffe z. B. haben den Zweck, das im Verlauf der Lebenstätigkeit verloren gegangene Körpereiweiß zu ersetzen. Sie werden bei der Verdauung freilich auch zerlegt in ziemlich einfach zusammengesetzte chemische Verbindungen. Die Darmschleimhaut ist nämlich außerstande, so große Moleküle in die Lymph- und Blutadern durchtreten zu lassen, wie wir sie in den Eiweißstoffen unserer Nahrungsmittel vor uns haben. Außerdem ist jeder tierische — also auch der menschliche Organismus, und dieser in ganz besonders hohem Maße — außerordentlich streng darauf aus, keine artfremden Eiweißstoffe in seine Blutbahn gelangen zu lassen. Jeder sucht sich aus den „Eiweißbausteinen", in welche die Eiweißstoffe im Magen und Darm zerlegt werden, seine eigenen, „spezifischen", arteigenen Eiweißstoffe zusammenzubauen. Der Mensch muß also alle ihm zugeführten pflanzlichen oder tierischen Eiweißstoffe zuerst „humanisieren", ehe er sie zum Ersatz für die bei seiner Lebenstätigkeit verloren gehenden Eiweißbestandteile seiner Körperzellen verwenden kann. Aber nach dieser Umwandlung enthalten sie wieder ungefähr so viel chemische Spannkraft, wie sie vorher enthalten hatten; von einem endgiltigen Abbau ist also keine Rede. Die chemische Spannkraft, die aus den zum Abbau bestimmten Nahrungsmitteln frei werden soll, kann einigermaßen gemessen werden, indem man in eigens hierzu gebauten Apparaten bestimmte Mengen der betreffenden Nahrungsstoffe verbrennt und ihre Heizkraft mißt. Die Maßeinheit ist die „Kalorie"; sie wird darnach bemessen, um wie viel Wärmegrade eine bestimmte Menge von Wasser wärmer wird.

Nun leuchtet es nach den bisherigen Darlegungen ohne Weiteres ein, daß bei den Eiweißstoffen gar nicht darnach gefragt werden darf, wie viel Kalorien sie dem Körper liefern können. Denn sie haben, wie gesagt, nur die Bestimmung, verloren gegangenes Körpereiweiß wieder zu ersetzen. Man braucht deshalb von ihnen nur so viel aufzunehmen, als der Körper jeweils von Eiweißstoffen verloren hat. Wer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aber einen gesunden Körper hat und diesen Körper vor Überanstrengungen, Gemütsbewegungen, Ausschweifungen aller Art so gut wie möglich bewahrt, bei dem wird im Lauf des Tages so wenig Körpereiweiß zerstört, daß er die zu dessen Ersatz notwendige Eiweißmenge auch bei recht kärglicher Kost erhält.

Was er mehr zu sich nimmt an Eiweißstoffen, das wird vom Körper so rasch wie möglich zerlegt in einen stickstofffreien und in einen stickstoffhaltigen Teil. Der erstere wird, wie die Fette, die Stärkemehl- und die Zuckerarten, im Lauf des Tages in Kohlensäure und Wasser umgewandelt. Die dabei freiwerdende Spannkraft dient — wie bei den Fetten und den Kohlehydraten — zum Betrieb der Lebensbewegungen aller Art. Die Kohlensäure und das Wasser werden durch die Lungen, die Haut und die Nieren verhältnismäßig mühelos vom Körper ausgeschieden.

Der stickstoffhaltige Teil der Eiweißstoffe dagegen wird in Harnstoff und Harnsäure umgewandelt und soll in dieser Form so rasch wie möglich aus dem Körper ausgeschieden werden. Die Ausscheidung des Harnstoffs macht dem Körper zwar größere Schwierigkeit als die der Kohlensäure und des Wassers, aber sie geht bei den allermeisten Menschen doch glatt vor sich, da der Harnstoff im Wasser des Harns ziemlich leicht löslich ist. Größere Schwierigkeiten dagegen bereitet die Harnsäure, da sie im Wasser schwer löslich ist, und zwar umso schwerer, je niedriger die Temperatur ist.

Dazu kommt, daß aus den überschüssig aufgenommenen Eiweißstoffen verhältnismäßig umsomehr Harnsäure und umsoweniger Harnstoff gebildet wird, je größer der Eiweiß-Überschuß und je geringer die Leistungsfähigkeit des Körpers auf dem Gebiet des Eiweiß- und Harnsäureabbaues ist. Je größer aber die Harnsäuremenge, die der Niere zum Ausscheiden zugemutet wird, umso größer ist auch die Gefahr der Harnsäureansammlung im Körper. Auf dieser Harnsäureansammlung beruht die Gicht, der Rheumatismus und andere Krankheiten, die für die Volksgesundheitspflege von großer Bedeutung sind.

Es ist möglich, aus den Fetten und Kohlehydraten einen gewissen Teil in Form von Glykogen und Fett im Körper aufzuspeichern. Der ganz gesunde Mensch hat ja auch unter der Haut und im Gekröse eine gewisse Fettmenge aufgespeichert, um für den Fall der Not ein gewisses Reservelager zur Hand zu haben, mit dem die Körperleistungen im Gang gehalten werden können, bis wieder neue Nahrung zugeführt werden kann. Aber beim Eiweiß ist dies nur in sehr beschränktem Maß der Fall, d. h. nur insoweit, als die Körperzellen durch flotte Inbetriebhaltung aller Lebenstätigkeiten in den Stand gesetzt werden, ihre Eiweißmasse einigermaßen zu vergrößern. Aber alles Eiweiß, was über die beiden besprochenen Bedürfnisse: Ersatz des verloren gegangenen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zelleiweißes und dessen mäßige Vermehrung hinausgeht, wird auf dem kürzesten Wege zerstört und verläßt baldigst den Körper wieder als Harnstoff und Harnsäure.

Aber auch die Fettmast hat ihre ziemlich engen Grenzen: sobald diese überschritten sind, wird sie für den Körper zu einer Quelle von Leiden, die in letzter Linie alle auf eine Verringerung der Leistungsfähigkeit des Körpers und auf eine Verkürzung der Lebensdauer hinauslaufen. Die Vertrauensärzte der Lebensversicherungsgesellschaften nehmen es deshalb mit der Aufnahme von Fettleibigen immer schwerer.

Aus all dem Gesagten kann nun jeder Leser ganz von selbst folgende Schlüsse ziehen:

1. Jedes Gramm an Nahrungsstoffen, das wir mehr aufnehmen, als wir brauchen — ich sage nicht „zu brauchen meinen" —, ist nicht nur kein Nutzen für uns, sondern sogar ein Schaden, ganz abgesehen von der volkswirtschaftlichen Verschwendung, die darin liegt und die in unserer gegenwärtigen Notlage doppelt unverzeihlich ist.

2. Die bisher noch fast allgemein übliche Anwendung der Kalorienberechnung ist, soweit Eiweißstoffe in Betracht kommen, nicht richtig.

3. Die Mahnung der Reichsregierung zur Sparsamkeit in der Ernährung bringt unserem Volk und jedem Einzelnen nicht nur keinen Schaden, sondern geradezu Nutzen.

Dazu kommen aber noch weitere, nicht minder wichtige Gesichtspunkte:

Unsere bisher übliche Ernährung war nicht nur bei $^9/_{10}$ unserer Volksgenossen zu reichlich, besonders was die Eiweißstoffe anbelangt, sondern sie war auch zu weichlich und zu fein.

In der Ernährung spielen nämlich nicht nur die Eiweiß-, Fett- und Kohlehydratstoffe eine Rolle, sondern auch die Mineralstoffe. Wo unsere Nahrung zu arm an diesen ist, besonders zu arm an Kalk, Kieselsäure, Eisen und Flußsäure, da wird der Körper schlaff und weich. Die Zahnfäule, die Stillunfähigkeit, die Knochenweiche (engl. Krankheit), die Magen- und Darmsenkung, die Unterleibssenkungen, die Tuberkulose, die Adererweiterungen usw. sind zum mehr oder weniger großen Teil auf die Mineralstoffarmut unserer Kost zurückzuführen. Diese Mineralstoffarmut ist zurückzuführen auf die Sucht der Menschen, möglichst „leichtverdauliche" und weiche Kost zu genießen, mit deren Aufnahme und Verwertung der Verdauungsapparat möglichst wenig zu tun haben soll. Die Bevorzugung des Weißmehls, des Reinzuckers, der Milch, der Eier, der weichen Fleischsorten usw. entspringt aus dieser Faulheit und — Dummheit.

Wir müssen der Reichsregierung geradezu dankbar sein, daß sie uns jetzt wenigstens für eine Zeitlang zwingt, rauhere Kost zu genießen. Ich wünschte, es würde immer so bleiben. Diese rauhe Kost enthält

zudem mehr „Vitamin", jenen eiweißartigen Stoff, der ganz besonders in den Deckschichten unserer Getreidekörner und Früchte enthalten ist, und der für die Leistungsfähigkeit unserer Nerven und Muskeln eine so große Bedeutung hat.

Zur Ernährung gehört schließlich sehr notwendig das Wasser. Das führen wir dem Körper am allerbesten in Gestalt von reinem, nicht zu weichem Quell-, Brunnen- oder Wasserleitungswasser zu. Alle „Genußgetränke": geistige Getränke, Kaffee, Tee, Kakao und dergl. haben mehr oder weniger schädliche Wirkungen. Der Mensch kann sie sehr wohl entbehren; ja es ist für jeden Menschen sogar vorteilhaft, sie zu meiden, und wir müssen der Reichsregierung auch dafür dankbar sein, daß sie uns ihren Genuß, besonders soweit es sich um geistige Getränke handelt, immer mehr erschwert. Möchte sie uns diese Getränke doch ganz entziehen.

Dr. med. Alfred Pfleiderer.

Weltkrieg und Kinematographie.

Überall da, wo sich undeutsches, kulturwidriges Wesen eingeschlichen hatte, wirkte der Weltkrieg wie ein ungeheurer Reinigungsvorgang. Das hat er auch auf dem Gebiete der Kinematographie getan, die im Frieden ein ganz besonders wüster Tummelplatz fremdländischer „Kulturträger" gewesen ist. Mit einem Schlage brach die Weltorganisation, die Deutschland mit fremdem Filmschund in ungeheuren Mengen versorgte und deren Fäden hauptsächlich in französischer Hand lagen, zusammen.

Damit war die Möglichkeit einer Gesundung gegeben. Diese Möglichkeit war vorher n i c h t da. Der Geld- und Organisationsgewalt des Filmkapitals war weder die Regierungsmacht, noch der Wille der öffentlichen Meinung gewachsen. Vielleicht auch, weil bei beiden der Wille nicht allzu stark war. . . .

Wer hilft uns nun, die Möglichkeit in die Tat umzusetzen? Bisher hatten wir hinter dem läppischen Flitterwerk und den Klownsprüngen des Kinotheaters nicht den Ernst der Sache gesehen. „Selbst wir Denkenden haben (so schreibt Hermann Häfker in der vor kurzem erschienenen 128. Flugschrift des Dürerbundes: ‚Die Aufgaben der Kinematographie in diesem Kriege') uns niemals ernstlich nach unseren Kulturaufgaben gegenüber einer so neuen Erscheinung wie der Kinematographie gefragt, sie niemals aus dem Wesen dieser Technik zu folgern gesucht."

Schon schicken sich denn auch andere, deutsche sowohl wie Firmen der neutralen Länder, an, das Erbe der Verjagten verständnisvoll anzutreten . . . Geschieht nichts dagegen, so bleibt Alles beim Alten, und es wird heißen: „Der Schundfilm ist tot, es lebe der Filmschund!"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Freilich — er trägt eine andere Maske, ist „patriotisch" und täuscht geschickt die Weisen dieser Welt. Innerlich ist er aber derselbe, und auch die Maske hält er gar nicht mehr so fest.

Die Eroberung der Kinematographie für ihre wahren, kulturfördernden Aufgaben ist die Grundforderung aller Kinoreformbestrebung oder sollte es vielmehr sein. Der Krieg — so sagt Häfker sehr treffend — gibt uns dazu nicht nur den geeigneten Zeitpunkt, sondern auch die geeigneten Mittel an die Hand. Daß vielen Gebildeten jetzt noch die Verbindung der beiden Begriffe Krieg und Kinematographie „gegen den Strich gehen" mag, kommt lediglich daher, daß der Begriff der Kinematographie in ihnen von der kinotheaterlichen Zwangsvorstellung begrenzt und beherrscht wird. Es versteht sich aber ganz von selbst, daß niemand, der auch nur das einfachste Gefühl für Sauberkeit hat, die Verquickung des Krieges mit Pose und Phrase, gefilmten Albernheiten und Hintertreppenphantasien, ja selbst nicht mit sogenannten „patriotischen" Filmdramen wünschen kann, soweit diese nicht etwa wirklich künstlerischen Anforderungen entsprechen.

Wohl aber kann und sollte der Krieg endlich die Kulturwerte der Kinematographie frei machen. Und solche Werte könnte sie uns in reichem Maße spenden. Die Frage nach der Möglichkeit eines künstlerischen Kinodramas ist völlig belanglos für die Feststellung des Begriffs der Wertkinematographie.

Den Gipfel kinematographischer Leistung haben wir vielmehr in der Urkundenaufnahme bewegter Wirklichkeitserscheinungen zu suchen. Da sind die bewegten Bilder selbst künstlerischen Wiedergabeverfahren unbedingt überlegen.

Aber gerade dieses Gebiet wurde bisher arg vernachlässigt. Die vorhandenen Aufnahmen sind überdies in keiner Weise für Kenner befriedigend. Eine Hauptaufgabe der Kinoreform muß es deshalb sein, die Wirklichkeitsaufnahme aufs höchste zu vervollkommnen. Gutes boten vor dem Krieg — wenigstens verhältnismäßig — einige französische Firmen. Einige wenige deutsche Filmunternehmen hatten dem Achtbares, aber in zu geringer Menge, an die Seite zu stellen, die meisten deutschen Firmen aber arbeiten nur auf dem Gebiete des dramatischen Massenschunds.

Der Gefahr der bloßen „Umtaufe" der Verhältnisse ohne gründliche Änderung kann nur durch eine das ganze Reichsgebiet umfassende Gegenarbeit mit staatlicher Unterstützung Einhalt geboten werden. Die bisherige völlige Zersplitterung der Reformarbeit ist lange genug jedem ernsthaften Fortschritt zum Verhängnis geworden. Ebenso gilt es den geradezu besorgniserregenden Kinoreform-Dilettantismus tatkräftig zu bekämpfen, den Behörden wie Einzelne nach allen möglichen Rezepten pflegen.

Die allgemeine Begriffsverwirrung beginnt schon bei der Frage, was eigentlich die Kinoreform sei. Eine Art Fürsorgeerziehung für die Kino-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

besitzer ist jedenfalls ihre Aufgabe nicht, vielmehr eine sorgfältige Einfühlung der Öffentlichkeit, also der Laien, dann aber besonders auch der Fachleute, auf die Wertkinematographie.

Dazu ist vor allem nötig — dies fordert auch die erwähnte Dürerbundflugschrift — die Beschränkung der Filmdramenherstellung auf ein geringes Maß, dafür eingehendste Pflege und geordnete Verwertung der Wirklichkeitsaufnahmen. Die letzteren müssen zu diesem Zwecke für die Filmerzeuger durch Absatzsicherung lohnend gemacht werden, was sie jetzt nicht sind. An Stelle der Organisation, die gegenwärtig nur den Zweck hat, der Welt ihre Filmerzeugnisse aufzudrängen, ganz gleich, ob gut oder schlecht, muß durch Erziehungsarbeit des Staates und der Öffentlichkeit eine werterzeugende und -verbrauchende Organisation geschaffen werden.

Nur mit der Hilfe des Staates kann angesichts der Kinokapitalsmacht diese Arbeit geleistet werden. Häfker schlägt zu diesem Zwecke die Errichtung eines Reichskino-Instituts vor.

Die Notwendigkeit dieser Zentralisierung liegt in der Art der jetzigen Filminteressenten-Vereinigung begründet, die ebenfalls in Berlin ihren Sitz hat. Dieses Reichskino-Institut hätte in der Hauptsache durch eigene Veranlassung und Förderung die kinematographische Werterzeugung zu steigern, die Schunderzeugung in gleichem Maße abzubauen und nach und nach die bisherigen bloßen Filmtheater in Projektionstheater zu verwandeln, die Lichtbild, Vortrag und Film gleiche Rechte einräumen und jede Einzelvorführung mit Geschmack und nach geistigen Gesichtspunkten ausgestalten.

Dadurch wird dem Filmherstellungsgewerbe, das sich nebenher ganz gut auch mit der Erzeugung mustergiltiger Lichtbilder befassen könnte, das nötige wirtschaftliche Rückgrat erhalten, so daß es nicht auf Schunddramenherstellung angewiesen zu sein braucht. Es wird aber damit auch das nötige Film- und Lichtbildermaterial für Volksbildungs- und Unterrichtszwecke verbürgt, an dem es jetzt noch fast ganz fehlt.

Natürlich dürfte das Personal dieses Reichsinstituts nicht wieder aus „Berechtigten" aller Schattierungen bestehen, sondern aus vorbildlichen Könnern, ähnlich wie an der Kunstakademie. Das Ganze wäre am besten eine gemischt wirtschaftliche Unternehmung, an der der Staat soweit mit Geldunterstützung beteiligt ist, daß er den ethischen und volksbildnerischen Interessen der Allgemeinheit die berechtigte Geltung verschaffen kann.

Das so entstandene Material hätte das Institut an die ihm angeschlossenen Schulen, Vereine und Theater weiterzugeben, oder es hätte den daneben von anderer Seite hergestellten Filmen und Lichtbildern geeignetenfalls seine Marke zu verleihen, ehe diese vertrieben werden dürfen. Es würde also auch gleichzeitig die Reichsfilmzensur in der Hand dieses Instituts zu liegen haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der gegenwärtige Krieg ist nun schon selbst der riesenhafteste Anlaß zur Betätigung einer wirklichen Wertkinematographie. Aber wie kommt man seinen Forderungen nach? Das Beschämendste, die Aufnahme unserer heldenhaft kämpfenden Truppen meistbietend an — ausländische Firmen zu vergeben, wie dies bei vaterländischen Festen (Völkerschlachtdenkmal!) leider früher fast immer geschehen ist, konnte man diesmal natürlich nicht tun.

Aber viel Besseres geschah auch nicht: man konzessionierte deutsche Firmen, ohne sich irgend darum zu kümmern, ob diese für die geschichtsurkundliche Seite der Sache etwas zu tun gewillt waren. Ja, man dachte gar nicht einmal daran, daß dies wünschenswert sein könnte!

Darin liegt aber gerade die ungeheure Bedeutung dieses Krieges für die Kinematographie und umgekehrt: in der Gelegenheit, Urkunden für die Nachwelt zu sammeln, die an Großartigkeit des Vorwurfs und an Genauigkeit nicht gut überboten werden können. Maler und Schriftsteller können uns das niemals leisten: im Bilde dereinst das Wesen dieses Krieges nicht aus bedeutungslosen Einzelepisoden, sondern aus Bildeinheiten zu zeigen, wie sie sich entwickelt haben und als „Schlachten" in der Geschichte fortleben werden.

Schwierigkeit und Gefahr dieser Aufnahmen sind gewiß groß, kinotechnisch aber durchaus nicht unüberwindlich. Das Leben muß auch sonst im Dienste der Wissenschaft oft eingesetzt werden.

Unerreichbare Vorzüge hätte solche Darstellung vor jeder anderen, die sich erst durch menschliche Sinne und menschliches Gedächtnis hindurcharbeiten muß. Das rechtfertigte auch durchaus eine Sonderstellung für derlei Berichterstatter, die sehr wohl halbdienstlich sein könnte, ja müßte. Aber nur gebildete und berufene Einzelfachleute wären heranzuziehen, keine „Firmen"! Der militärischen Oberleitung müßte sowohl die Zensur, als auch das Vorkaufsrecht über die Aufnahmen zustehen.

Diese hätten dann in erster Linie dem Unterricht, der Volksbildung und der Aufbewahrung in Archiven zu dienen. Daneben könnten sie auch in besonders bearbeiteten Kopien zur Vorführung in öffentlichen Projektionstheatern kommen, keinesfalls aber im Rahmen des üblichen „Programms", wie leider jetzt durchweg, sondern durchaus gesondert und sorgfältig durch Vortrag und geeignete Lichtbilder ergänzt.

Das alles wird vorläufig von privater Seite organisiert und begonnen werden müssen, wenn es überhaupt noch zustande kommen soll. Aber der Staat muß unbedingt dieses Werk fortsetzen.

O. Th. Stein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rund um uns

Osterzeit — Saatzeit! Wie rasch doch ein anderes Wetter die Landschaft verändern kann! — Gestern hatten wir noch einen Fuß hoch Schnee, 3 Grad Kälte und klaren Himmel. Die Kinder waren den ganzen Tag zum Rodeln draußen und kamen erst abends mit heißen Backen und verklamten Fingern wieder heim. So tief winterlich lag es um Haus und Hof, daß man sich mitten im Januar glaubte.

Und plötzlich brach in der Nacht mit großem Ungestüm und Rumoren — wie das so seine Art ist — der Föhn los. Schwere Regenschauer führte er über das Land, heulte im Kamin auf und ab und warf erbarmungslos zu Boden, was morsch geworden oder sonst nicht mehr niet- und nagelfest war.

Heute morgen ist der Schnee nun schon bis auf einige schmutzige Flecken, die noch hier und da oben am Bergwalde hängen, dahingeschmolzen. Der See schäumt und tobt, die Bäume biegen sich im Sturme unter Ächzen und Stöhnen, und am Himmel fährt eine wilde Jagd von Wolkengespenstern dahin. Die schwarzgrauen Gestalten fliehen und haschen sich, bedrohen sich bald wie feindliche Brüder und finden sich zu anderen Malen wie Liebende zusammen, fließen jetzt ineinander und trennen sich aufs neue in ständigem Wechsel.

Märzensturm rast über die Lande! — Doch wie lange wirds noch dauern und es kommt die Saatzeit, die arbeitsfroheste und für mich die schönste im ganzen Jahre. Dann eilen die Menschen hinaus in Garten und Feld, da wird die schwarze Ackererde gelockert, da werden Beete geebnet und abgeteilt, da streut Samen aus, wer auch nur über das kleinste Fleckchen Boden verfügt.

Möge unser Gott alle die fleißigen Hände, die dem Volke neues Brot und Gemüse schaffen oder Beeren und Knollen züchten wollen, reichlich segnen! In dieser schweren Zeit ist uns der Segen von oben besonders nötig.

Doch die Ernte wird schon kommen, denn „solange die Erde stehet, soll nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht".

Es sind nicht eigentlich Gegensätze, die uns die Schrift in diesem Worte aufzeigen will, vielmehr Ergänzungen; das regelmäßige Fluten und Ebben in allem Naturgeschehen soll es uns andeuten.

Das Auf und Ab aber von Flut und Ebbe, das Heben und Senken, den ewigen Wechsel von Arbeit und Ruhe zeigt uns nicht nur die Natur, wir begegnen ihm auch im Leben des einzelnen Menschen sowohl als auch in dem der Völker.

Ist es nicht wie eine ungeheure, schwere Flut, die seit den Augusttagen über unser Land hereingebrochen ist? Unerwartet hoch schlagen seit damals die Wogen der Begeisterung, des Mutes, der Zuversicht, aber auch die des Zornes und Hasses. — Doch auch auf diese wilde Zeit wird eine andere der Ruhe, des Friedens folgen. Vielleicht ist sie uns heute schon näher, als man allgemein glauben möchte! Wie der Sturm, der seit August über unser Land dahinfegt, ganz unerwartet losbrach, so wird er auch ebenso plötzlich wieder verschwinden. Und auch unserem Volke wird er „Saatzeit" bringen, lachende Frühlingstage, in denen der Boden der ganzen Erde reif geworden ist für die Aufnahme neuer Ideen und Gedanken. Wir werden siegen trotz alledem, und dann wird der Deutsche den ganzen Erdball zu bebauen haben, er wird der Lehrmeister aller Völker und Nationen werden und in allen fünf Weltteilen „Vortrupp"-Arbeit leisten müssen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dann soll auch deutsche Tüchtigkeit dem Auslande zeigen, wieviel Schönes und Großes der Begriff „Barbaren" umfaßt. Das so oft gegen uns angewandte Scheltwort werden wir zu einer Ehrenbezeichnung wandeln. Und die gemeinsten Waffen, die unsere Feinde in diesem Kriege gegen uns angewandt haben, die freche Lüge, die Bombe der Verleumdung, die perfide Heuchelei — wir Deutschen werden dafür sorgen, daß sie nie wieder gegen ein Volk Verwendung finden.

Wohnt der Friede erst wieder unter uns, dann werden auch die Kulturgedanken wieder lebendig werden, die vor Ausbruch des Krieges viele unserer Besten erfüllten, und sie werden dann erst ihren größeren Wirkungskreis finden und sich ungleich rascher ausbreiten. Die ganze Welt soll lernen, was uns der Krieg Tag für Tag so eindringlich predigt, daß nämlich das Wohl der Gesamtheit höher steht als das des Einzelnen. Jeder hat sich als ein Glied des großen Ganzen zu fühlen und sein persönliches Wünschen und Hoffen den berechtigten Interessen der Nation bedingungslos unterzuordnen. Ungeheure Opfer haben wir bereits bezahlen müssen, um diesen Gedanken stärker als es bisher geschehen ist, zu verwirklichen. Von seiner allgemeinen Anerkennung auf dem ganzen Erdballe hängt in erster Linie die Unüberwindlichkeit der Völker der Zukunft ab.

Soweit das Recht der Gesamtheit nicht beeinträchtigt wird, soll aber der Einzelne auch Mut und Kraft in sich finden, sein persönliches Leben nach seiner besten Überzeugung zu gestalten. Immer enger sind im letzten Jahrhundert die Fäden im Lebensteppich geworden, immer abhängiger wird der Einzelne von dem Wohl und Wehe Aller. Immermehr greift das Fremde und die Ferne in unser eigenes Leben hinein. Ein Unwetter, das in Amerika eine Ernte vernichtet, ein Negeraufstand in Afrika, ein Erdbeben in Japan — alles beeinflußt auch dich und dein Wohlbefinden.

Diese tatsächlich vorhandene Abhängigkeit Aller von allem, was auf dieser Erde geschieht, predigt uns aber auch eine stärkere Verpflichtung zu sozialer Hilfsbereitschaft. Es gibt eben heute nichts mehr, was nicht jeden von uns mit anginge. Deutsche Gewissenhaftigkeit und Pflichterfüllung, deutsche Treue und Vornehmheit werden nach dem Kriege das Eintreten Aller für Alle lehren. Und je eindringlicher wir dann diese Idee selbst verwirklichen, um so reicher wird auch die Ernte werden, die uns solche Gedankensaat einträgt.

Möchten sie kommen, bald kommen, jene Tage, die der ganzen Welt deutsche Denkart offenbaren werden. Herrlicher als je wird dann unser Vaterland dastehen, wenn für Europa erst die neue Osterzeit gekommen ist.

Ich trete auf den Balkon hinaus. — Sieh, der Föhn hat sich schon gelegt. Leiser rauscht der See, und ein erster Sonnenstrahl gleitet bereits über sein grünes Wasser. Der Himmel beginnt sich aufzuklären und ... die Saatzeit steht schon vor der Tür!

Heinrich Scharrelmann.

Krieg und Frauenkraft. Zu den erfreulichen Dingen, die durch die schweren Tage dieses Krieges hervortreten, gehört auch, daß jeder Tag zeigt, welche Kraft in unserem deutschen Volke steckt. Unsere Feinde erkennen immer wieder staunend, wie groß die Kraft des deutschen Volkes in jeder Richtung sich in diesem Kriege zeigt.

Auch die Kraft der deutschen Frauen ist durch den Krieg in helles Licht gestellt worden. Fast unübersehbar ist die Fülle der Liebesarbeit, die in diesen Tagen von deutschen Frauen geleistet wird. Gleich bei Beginn des Krieges stellten sich Tausende von Mädchen und Frauen in den Dienst der freiwilligen Krankenpflege, um in den Lazaretten an der Pflege der Verwundeten mitzuhelfen.

Die Fürsorge für die Frauen und Kinder der eingezogenen Mannschaften wurde in umfassender Weise von den verschiedenen Frauenvereinen in Angriff

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

genommen. Alle diese Arbeit im Dienste des Vaterlandes gewährt jeder Frau, die dabei mithelfen kann, herzliche Befriedigung. Denn, welche deutsche Frau wollte da nicht mittun, wo es gilt, für unser geliebtes Deutschland zu schaffen!

Und doch können wir immer noch Beobachtungen machen, die da zeigen, daß viele deutsche Mädchen weder ihre Zeit, noch ihr Volk, noch ihre Aufgaben erkennen und zu verstehen suchen. Eine große Summe von Frauenkraft liegt noch ungenützt. Manche möchte wohl mithelfen, doch sie hat versäumt, sich im Frieden für solche Hilfsarbeit ausrüsten zu lassen. Gerade jetzt zeigt es sich, daß für solche soziale Arbeit auch eine Ausrüstung erforderlich ist.

Wenn alle Frauenkraft in unserem Volke gehoben und für das Wohl unseres Volkes ausgenützt werden soll, dann muß die heranwachsende weibliche Jugend planmäßig in weit größerem Umfange als bisher für soziale Arbeit geschult werden. Es dürften nicht mehr so viele Töchter ihre Tage beruflos und arbeitlos zubringen. Jedes Mädchen müßte nach dem Verlassen der Schule eine gründliche Ausbildung für die Aufgaben der Frau in der Familie und im Volksleben erhalten.

Seit Jahrzehnten werden alle diese Dinge immer wieder von den besten unserer Frauen gefordert. Zahlreiche Einrichtungen sind für solche Ausbildung geschaffen worden, und dennoch ist der Erfolg aller dieser Bemühungen nicht sehr groß. Es wäre zu wünschen, daß der Krieg hierin uns ein gutes Stück vorwärts bringen möchte. Die Gelegenheit dafür ist günstig. Es werden doch in diesem Jahre kaum deutsche Mädchen von ihren Eltern nach der Schule in ausländische Pensionen gebracht werden. Werden deutsche Mädchen jetzt, wo so viele ihrer jungen Brüder da draußen im Felde unendliche Strapazen mit Heldenmut ertragen und freudig den Tod fürs Vaterland erleiden, untätig daheim bleiben wollen? Die Begeisterung, die doch jetzt in unserer weiblichen Jugend lebt, sie muß in die rechten Bahnen gelenkt werden, dann kann für die Zukunft ein Segen daraus erwachsen.

Wenn jetzt Ostern wieder viele Mädchen die Schule verlassen, so sollte ihnen gleich der Weg zu einer befriedigenden Arbeit im Dienst Anderer gewiesen werden. Auch die Töchter, die nicht einen Beruf erwählen müssen, sollten doch sich für eine Ausbildung entscheiden, die ihnen möglich macht, später in der freien Liebesarbeit gründlich mithelfen zu können. Einer der Wege zu solcher Ausbildung ist zurzeit der Besuch eines Kindergärtnerinnenseminars. Anstalten, wie das Christlich soziale Frauenseminar in Hannover und die Frauenschule der Inneren Mission in Berlin nehmen die Schülerinnen erst mit dem vollendeten 18. Lebensjahre auf. Im Kindergärtnerinnenseminar erfolgt die Aufnahme bereits mit vollendetem 16. Lebensjahre. Den jungen Mädchen liegt zunächst auch die Fürsorge für das Kind am nächsten. In der Arbeit an den Kindern des Volkes lernen sie dann die großen sozialen Notstände kennen. Im Umgang mit den Müttern der Kinder erlangen die jungen Mädchen eine gewisse Kenntnis der Lebensanschauungen des Volkes, sie gewinnen auch die für jede soziale Arbeit so notwendige Volkstümlichkeit im Umgange.

Vor allem aber lernen die jungen Mädchen in der Arbeit an den Kindern, sich und die eigenen Wünsche einmal hintenan zu stellen. Es entwickelt sich in dieser Arbeit die Mütterlichkeit, die doch die ureigene Gabe der Frau ist. Mädchen, die eine solche Ausbildung erhalten haben, werden in der Lage sein, einmal im eigenen Hause echt mütterlich zu walten. Es tut Not, daß wieder jede deutsche Frau die Aufgabe, Kinder zu erziehen, als ihre schönste Pflicht ansehen lernt. Das wird aber nur sein, wenn die jungen Mädchen gründlich in die Erziehungsarbeit, diese Wissenschaft der Mütter, wie Fröbel sagt, eingeführt werden.

Doch wird dem Mädchen das eigne Heim versagt, so kann sie als Berufskindergärtnerin oder in der freien

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Liebesarbeit befriedigende Tätigkeit finden.

Die vielen ausländischen Erzieherinnen werden doch wohl jetzt aus den deutschen Familien verschwinden. An ihrer Stelle werden tüchtige, gut ausgebildete deutsche Kindergärtnerinnen gesucht werden. Da müssen sich noch recht viele Mädchen für diesen Beruf ausbilden lassen, wenn es gelingen soll, alle Nachfragen zu befriedigen.

Jetzt schon in der Kriegszeit sind zahlreiche neue Einrichtungen für die Kinderfürsorge entstanden. In Krippen, Kindergärten, Kinderhorten findet die Kindergärtnerin gute Lebensstellungen. Nach dem Kriege wird das Bedürfnis nach Anstalten zur Erziehung von Kriegswaisen noch größer werden. Für alle solche Aufgaben brauchen wir geschulte Kräfte. Immer wieder sollen junge Mädchen auf diese Aufgaben hingewiesen werden.

Will aber ein junges Mädchen mit solcher Ausbildung nicht immer beruflich tätig sein, so wird sie in der freien Liebesarbeit als freiwillige Helferin stets willkommen sein. Gerade jetzt in der Kriegszeit zeigte sich der Mangel an geschulten freiwilligen Helferinnen für die Erziehungsarbeit. Manche Anstalten der Kinderfürsorge wurden durch den Krieg überfüllt. Es kamen auch freiwillige Helferinnen, doch nur selten war dadurch den überlasteten Leiterinnen wirklich geholfen, denn mit einer großen Kinderschar fertig zu werden, will eben doch gelernt sein. Es ist doch kaum zu verstehen, daß diese wichtigste Aufgabe der Frau, die Erziehung des nachkommenden Geschlechtes nur so selten als eine Arbeit angesehen wird, die wirklich eine ernsthafte Vorbereitung erfordert. Wenn alle deutschen Mädchen wieder lernen möchten, mit Kindern umzugehen, für Kinder zu sorgen, dann würde es wohl nicht mehr vorkommen, daß in so ernster Zeit, wie wir sie jetzt erleben, deutsche Frauen mit ihrem Schoßhündchen reisen und dieses mit lauter Leckerbissen füttert. Fort mit dieser Unnatur! Deutsche Frauen, die nicht für eigene Kinder zu sorgen haben, sollten ihr Herz öffnen für die vielen Kriegskinder, die der Liebe und Fürsorge bedürfen.

Kindergärtnerinnenseminare, die zur staatlichen Abschlußprüfung führen, haben wir in Berlin, Kassel, Frankfurt a. M. und in Grünberg in Schlesien. Für die Aufnahme in ein solches Seminar ist das Schulzeugnis einer vollausgestalteten Mittelschule oder eines Lyzeums erforderlich. Mädchen, denen ein solches Zeugnis fehlt, würden in einer Kinderpflegerinnenschule eine entsprechende Ausbildung erlangen. Solche Schulen sind meist mit den Seminaren verbunden.

Durch sorgsame Ausbildung könnte viel Frauenkraft in unserem Volksleben nutzbar gemacht werden.

A. B.

Eine Tatsache als Wink. (Herr Oberst Spohr, der 87jährige Veteran der deutschen Lebensreformer, bittet uns um Aufnahme der folgenden Zeilen. Wir erinnern bei dieser Gelegenheit unsere Leser an die in weiteren Kreisen noch wenig bekannte Tatsache, daß Oberst Spohr bereits während der Feldzüge 1866 und 1870 die seinem Kommando unterstellten Truppenteile durch Beispiel und Ermahnung zur Alkoholenthaltsamkeit angehalten hat.)

1870/71 wurde die Kriegsschule zu Engers als Kriegslazarett eingerichtet (das Hauptgebäude, das Schloß und das Nebengebäude, Direktorwohnung und Bibliothek).

Der dirigierende Oberstabsarzt, ein Deutsch-Amerikaner, der den ganzen Sezessionskrieg schon als Arzt mitgemacht hatte, ließ alle Fenster ausheben und auf den Söller stellen, so daß sie stets offen stehen mußten. Die im Park errichteten hölzernen Baracken erhielten statt der Fenster nur 3 m breite und 1 m hohe Luken in Manneshöhe über dem Boden. Alle alkoholischen und narkotischen Getränke waren völlig ausgeschlossen.

Es wurden in dem Lazarett vom

Juli 1870 bis Ende Februar 1871 etwa 1050 Schwerverwundete — nur für solche war das Lazarett bestimmt — behandelt. Keinerlei antiseptische Mittel wurden angewendet, die Verwundeten aber täglich auf ihren Betten vom Kopf zu Fuß mit kühlem Wasser abgewaschen. Von den 1050 Schwerverwundeten starben nur 4 (vier), alle andern genasen, ein Resultat, welches das aller anderen deutschen Lazarette bei weitem übertraf.

Da ich im Juli und August noch in Engers als Kommandeur einer Ersatzbatterie verweilen mußte, konnte ich die ganze Art der Behandlung genau beobachten.

Es roch in allen Räumen stets nur nach frischer Luft. Tabakrauchen war weder in den geschlossenen Räumen noch im Freien gestattet. Frische Luft und Reinlichkeit waren die Hauptfaktoren der Behandlung.

Spohr, Oberst a. D.

Zur Frage des Brenn- und Brauverbots. I. In der Märznummer der Zeitschrift die „Abstinenz"*) gibt Dr. phil. Neubert in Dresden wertvolle Ergänzungen und Berichtigungen zu dem viel gelesenen Eltzbacherschen Werke „Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan"**). Diese Ausführungen Dr. Neuberts enthalten eine klare und volkstümliche Begründung des schon seit Monaten von vielen Seiten geforderten Brauverbots. Er sagt u. a.:

„Will man zu einer richtigen Beurteilung der Sachlage kommen, so muß man meines Erachtens die Frage stellen:

1. Welchen Wert hat die Gerste als Getreide?

2. Welchen Wert hat das daraus bereitete Bier?

Alles andere ist zurzeit Nebensache, weil es sich doch darum handelt, wie die für den Menschen erforderlichen Nahrungsmittel beschafft werden sollen.

Die folgende Aufstellung möge im Kleinen die Verluste an Nährwert und Kalorien durch Brauen zeigen:

a) Nährstoffe.

Nach Dr. König ist enthalten	in Gerste	in Bier
Eiweiß	11,2%	durchschnittlich 0,54%
Fett	2,1%	„ 0,00%
Kohlehydr.	65,5%	„ 4,74%

Zu 1 hl Bier braucht man: 18,3 kg Malz = 24,21 kg Gerste.

b) Umrechnung in Kalorien.

24,21 kg Gerste enthalten:

2,712 kg Eiweiß	=	11119 Kalor.
0,508 kg Fett	=	4724 „
15,858 kg Kohlehydr.	=	65017 „
		80860 Kalor.

1 hl Bier enthält 0,54 kg Eiweiß = 2214 Kalor.

1 hl Bier enthält 4,74 kg Kohlehydrate = 19434 „

21648 Kalor.

3,69 kg Alkohol = 25830 Kalor.

47478 Kalor.

Da Alkohol als Nahrungsmittel nicht in Betracht zu ziehen ist, so ist das Ergebnis nach Abzug der auf ihn entfallenden Kaloriewerte so:

Gerste enthält: 80860 Kalorien
Bier enthält 21648 „
Verlust 59212 Kalorien an 1 hl Bier."

II. Der Wunsch, die vorhandenen Nahrungsmittel dem Volke unvermindert und unverdorben zukommen zu lassen, hat u. a. seinen Ausdruck in einer Reihe von Eingaben gefunden, welche die Einführung des Brenn- und Brauverbots fordern. Wir beschränken uns darauf, eine dieser Eingaben, die von der Dorfkirchenvereinigung von Hessen ausgeht und — von zahlreichen evangelischen Pfarrern Deutschlands unterzeichnet — an den Bundesrat gerichtet ist, hier wiederzugeben. Sie lautet:

*) Herausgegeben von Sanitätsrat Dr. Carl Strecker in Waren-Müritz und Kapitänleutnant Hans Paasche.

**) Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan. Eine Denkschrift. Herausgegeben von Paul Eltzbacher. Verlag von Fr. Vieweg & Sohn, Braunschweig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Als Männer, die durch ihren Beruf mit dem Volke vertraut sind, wissen wir, daß weiteste Kreise unseres Landvolks, aber auch solche in der Stadt, es nicht verstehen, warum immer noch Gerste zu Bier und Kartoffeln zu Schnaps verarbeitet werden dürfen, während doch die Nahrungs- und Futtermittel immer knapper werden. Wir beobachten, wie zumal in den bäuerlichen Kreisen, welche die neuesten Brotverordnungen so wie so schon als eine einseitige Belastung empfinden, eine tiefe Verstimmung über die Fortsetzung des Brauens und Brennens wächst, und sehen uns dadurch in unserm Gewissen gedrängt, einen hohen Bundesrat zu bitten, sofort zu untersagen, daß fortan Nahrungs- und Futtermittel zur Alkoholbereitung Verwendung finden. Die Willigkeit, während des Krieges auf alkoholische Getränke zu verzichten, ist in weiten Kreisen vorhanden. Wir erinnern uns mit ihnen der großen Tage der Mobilmachung, deren glatter und erhebender Verlauf gewiß auch der Alkoholenthaltung zuzuschreiben ist. Wir sind ferner der Meinung, daß was in andern Staaten, z. B. in Rußland, unter viel schwierigeren Verhältnissen geschehen konnte, auch bei uns möglich sein müsse.

Gerne und nach besten Kräften entsprechen wir der an uns gerichteten Bitte, aufklärend und beruhigend zu wirken. Wir können aber nicht verschweigen, daß das Befremden über die Stellung der Regierungen zur Alkoholbereitung uns immer wieder fast unüberwindliche Schwierigkeiten macht."

Die Stellung des „Vortrupp" zur Alkoholfrage im Kriege. Einige Anfragen aus unserem Leserkreise veranlassen uns zu der Mitteilung, daß wir im Laufe der letzten Monate mehrere zur Veröffentlichung bestimmte Aufsätze und Notizen über die Alkoholfrage nicht haben bringen können, weil die militärische Zensurbehörde ihre Genehmigung dazu versagt hatte.

Vortrupp.

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Oberdörfer, Dr. med. H. J.: Sanatorium oder Lebensschule? M. 0,50. Verwaltung Schloß Rheinburg, Post Gailingen (Baden).

25 Jahre Arbeit im Dienste der Volksgesundheit. Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Deutschen Bundes der Vereine für naturgemäße Lebens- und Heilweise (Naturheilkunde) E. V. M. 2,—. Herausgegeben von der Bundesleitung. Eigener Verlag, Berlin SW. 11.

Hancke, G.: Ein Weg zu Gesundheit, Glück, Zufriedenheit und reinem Leben. M. 0,50. Zu beziehen von G. Hancke, Gesundborn, Bad Harzburg.

Unsere Kolonialwirtschaft in ihrer Bedeutung für Industrie, Handel und Landwirtschaft. Herausgegeben vom Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee 1914, Berlin NW, Pariser Platz 7.

Kaiser, Wilhelm: Deutschland im Weltkrieg ohne Hungersnot und Epedemien. M. 0,50. Tatkraft-Verlag, Wilhelm Kaiser, Leipzig-Connewitz 9.

Schanze, Hermann: Vater, ich rufe Dich! Lieder und Gebete für Feldschlacht und Beiwacht. M. 0,15. Friedrich Brandstetter, Leipzig.

Eberhard, Paul: Blätter für Suchende aller Bekenntnisse.
Heft 1: Das religiöse Erlebnis.
Heft 2: Worin liegt der Wert des Christentums als Religion? Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha 1914.

Amyntor, J.: Aufruf an das deutsche Volk. M. 0,25. Holze & Pahl, Dresden.

Wirth, Hermann Felix: Ein Hähnlein woll'n wir rupfen. Neue Kriegslieder nach alten Texten und Weisen.
Empor mein Volk! Kriegslieder aus unsren Tagen mit neuen Weisen. Je M. 0,25. Eugen Diederichs, Jena.

Malkowsky, Emil Ferdinand: Der Weltkrieg 1914. Darstellung der bedeutsamsten Ereignisse in Wort und Bild unter Beifügung der geschichtlichen Dokumente. Heft 1 und 2. Preis je M. 0,10. Eußlin & Laiblins, Reutlingen.

Aufrechten-Kalender. Unsern lieben wackern Knaben und Mädchen vom Schutzengelbund gewidmet. M. 0,20. Verlag des Kreuzbündnisses, Heidhausen-Ruhr.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

4. Jahrgang Nr. 8 16. April 1915

China, Japan und wir.

Ende Januar dieses Jahres ist Sun Paotschi, der frühere chinesische Gesandte in Berlin und letzte „Kaiserliche" Gouverneur von Schantung, der dann nach einigen Zwischenämtern in der Republik China Minister des Auswärtigen wurde, von diesem Amte zurückgetreten. Er darf als ein Vertreter jener Richtungen betrachtet werden, die China unter möglichster Fernhaltung der Japaner mit Hilfe der Westmächte — für ihn kam in erster Linie Deutschland in Betracht, dessen Kaiser er als Herrscher-Ideal verehrte — reformieren wollten. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß das Vorgehen der Japaner gegen Tsingtau und gegen Schantung und die Einsicht, daß nunmehr ihre Vorherrschaft in China nicht mehr aufzuhalten sei, der Hauptgrund zu Sun Paotschis Austritt aus dem Ministerium war.

Die Erbfeindschaft und Mißachtung, womit die Chinesen früher die Japaner als minderwertige Ableger ihrer Mutterkultur oder als Kulturbastarde von Ost und West betrachtet haben, hat durch die augenfälligen Erfolge der letzteren eine gewaltige Umwertung erfahren. Besonders hat der russisch-japanische Krieg, wo zum ersten Male seit den Hunnentagen eine mongolische Macht über eine europäische siegte, bei den Chinesen neben dem Gefühl der Furcht vor diesem unheimlich schnell emporgekommenen Nachbar auch den Rassenstolz und die Hoffnung ausgelöst, daß man auf demselben Wege wie das „kleine" japanische Volk, am schnellsten aber im Bündnis mit ihm, stark werden und den oft empfundenen Druck der weißen Rasse los werden könne. Das ist das Hauptargument der Pro-Japaner in China, die dabei hoffen, daß das Massenmoment der Chinesen schließlich die Japaner wieder auffangen, oder daß ein späteres Abschütteln dieses einen Volkes leichter sein werde als das Abschütteln einer größeren Anzahl westlicher Nationen. Außerdem verschwinde durch einen festen Anschluß an Japan das immer wieder auftauchende Hausgespenst der Aufteilung Chinas. Bei den Antijapanern Chinas überwiegt dagegen der alte Haß und die neuere Furcht vor diesem gefährlichen Nachbarn und Vetter, der ihnen nach den Erfahrungen in Korea und der Südmandschurei nur rücksichtslose Unterjochung bereiten würde, ohne die nicht ganz abzuleugnenden Segnungen, vor allem das Geld, der Westmächte. Gegen letztere könne man sich außerdem wenigstens durch Gegeneinanderaus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

spielen einigermaßen wehren. Rassenverwandtschaft und Schriftgemeinschaft mit den Japanern führen beide Parteien in umgekehrter Bewertung als Argumente für ihre Meinung an. Die Pro-Japaner sind zwar immer eine Minderheit gewesen, hatten aber manche einflußreiche Parteigänger (z. B. Shenkungpao). Auch Yüanschikai war ein stiller Anhänger, wenigstens insofern, als ihm das Ideal „Asien für die Asiaten", freilich unter chinesischer Führung, vorschwebte.

Der Meinungsstreit ist vorläufig entschieden oder ausgeschaltet. Der Vernichtungskampf der europäischen Mächte machte den Japanern den Weg nach dem militärisch wehrlosen China frei, den dieses behende Volk auch sofort einschlug, unbekümmert um Amerika, die einzige Westmacht, die noch die Hände frei hat. „Asien den Asiaten" wird nun die Losung in China und Japan werden, gleichviel ob mit oder gegen Yüanschikai. Und denjenigen Chinesen, die noch mißtrauisch „Asien den Japanern" heraushören, können diese — unter Hinweis auf den mörderischen Völkerkrieg Europas mit seiner Heuchelei, seinen Greueln und Völkerrechtsbrüchen und unter Hinweis auf die ritterliche japanische Kriegführung und Nichtkombattantenbehandlung — zurufen: „Völker Asiens, wahrt eure heiligsten Güter."

Die Japaner stürzen sich damit nicht in verblendeter Großmannssucht in ein Gelegenheitsabenteuer. Ihr Vorgehen in Ostasien zeigt bei objektiver Betrachtung der Dinge, die wir leider allzu lange durch die europäische Brille angesehen haben, einen folgerichtigen, organischen Werdegang aus den historischen Bedingungen heraus. Sie haben ihre politischen Ziele erst nach und nach ihren gesteigerten Kräften entsprechend höher gestellt unter kluger und nüchterner Einstellung der jeweiligen Konjunkturen in die Rechnung. Als Admiral Togo vor zwanzig Jahren in dem chinesisch-japanischen Krieg die Seeschlacht vor der Yalu-Mündung gewann (1894), zielte der Ehrgeiz der Japaner, der jahrhundertelang nur auf Korea gerichtet war, praktisch noch nicht viel weiter als auf Kwantung, besonders auf das im Kampfe genommene Port Arthur, eine Siegesbeute, die ihnen in dem verhängnisvollen Frieden von Schimonoseki durch den gemeinsamen Einspruch Rußlands, Frankreichs und leider auch Deutschlands genommen wurde. Die auf Dankbarkeit gegründete Liebe zu Deutschland verwandelte sich in schmerzlichen Ingrimm, das Bündnis mit England wurde geboren, eine der markantesten Proben von dem politischen Weitblick dieser Nation. Die zwei Jahre später (1897) erfolgte Besetzung Kiautschous durch Deutschland sowie die darauf folgende Besetzung Port Arthurs durch Rußland und Weihaiweis durch England lenkte den Blick der Japaner wieder schärfer auf das eigentliche China, auf Schantung und auf das seiner neuen Besitzung Formosa gegenüber liegende Fukien. Ihre praktischen Ziele gegenüber China gingen aber damals und besonders auch während und nach den Boxerunruhen (1899—1901)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nur darauf, daß sie in der Reihe der Westmächte mitsprechen wollten bei Lösung des chinesischen Problems, daß sie berücksichtigt sein wollten bei der Aufteilung Chinas, wozu Mitte der neunziger Jahre der erste Ruf von England aus ergangen war. In ihrem Drang nach dem Festlande, nach dem „Gegenufer", folgten sie übrigens nicht nur einem in den Völkerbewegungen allgemein beobachteten Gesetz, sondern auch einer harten Notwendigkeit; das aufstrebende Volk brauchte Wohn- und Ackerland, das seine gebirgigen Inseln nicht genügend boten, und vor allem Eisen und gute Kohle, die ihm ganz fehlten. Der durch Rußlands Vordringen in Korea und in der Mandschurei veranlaßte russisch-japanische Krieg (1904—1905) lenkte dann die Blicke Japans zwar wieder vorzugsweise auf die nördlichen Außenländer Chinas und auf Rußland als den Hauptfeind; „der Samurai kommt nicht eher zur Ruhe, als bis er sein Roß mit dem Wasser des Baikalsees tränken kann", so erklang es wieder aus einem alten Sang; und die großen Kolonisationsaufgaben, die in den neu gewonnenen Gebieten Korea, Südmandschurei und Sachalin zu lösen waren, waren eine Zeitlang deutlich merkbar in einem Zurückebben des japanischen Elementes aus Tsingtau, Schantung, Tschili und selbst aus dem Yangtse-Tal. Aber dennoch hat dieser Krieg, dieser Sieg über die numerisch stärkste europäische Landmacht, den Gedanken zur Reife und zum offenen Bekennen gebracht, daß Japan die Vormacht in ganz Ostasien werden müsse, und kraft seiner Leistungen auch moralisch und historisch berechtigt sei, China die westliche d. h. die west-östliche Kultur Nippons zu bringen, China zu erschließen mit dem Leitsatz „Asien für die Asiaten". Wieder war es zufällig eine Yalu-Schlacht, von der man diese Wandlung datieren kann, diesmal eine Landschlacht, mit der Japan seinen Feldzug gegen die Russen siegreich einleitete (1904).

Die nächsten Etappen in dem stetigen Aufstieg Japans als Vormacht Ostasiens waren die Einverleibung Koreas und die Erneuerung des revidierten Bündnisses mit England, die Verträge mit Rußland und Frankreich über Abgrenzung gewisser chinesischer Interessenschnittpunkte. Durch diese Verträge sicherte sich einerseits Japan an der Peripherie Chinas gegen äußere Störungen, um seine Vormachtpolitik im eigentlichen China um so energischer verfolgen zu können; andererseits zogen bewußt oder unbewußt die genannten Mächte damit Japan im Hinblick auf die große europäische Abrechnung bereits in den Bannkreis ihrer Einkreisungspolitik. Die Stoßrichtung Kiautschou — im Gegensatz zur Mandschurei — war damit klar bezeichnet, beinahe „angesagt"; darüber konnten auch die allmählich gewonnenen Sympathien und Anerkennung weiter japanischer Kreise für die deutsche Arbeit in Tsingtau nicht hinwegtäuschen.

So stand das Land der aufgehenden Sonne politisch und militärisch wohlgerüstet da für die kommenden Ereignisse, den Zeitpunkt abwartend, wo es seine Pläne als asiatische Vormacht ins Werk setzen konnte; an Areal

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

größer als das Deutsche Reich, ein Volk von fast 72 Millionen Seelen, mit einem Feldheer von mehr als $1\frac{1}{2}$ Millionen erstklassiger Soldaten, einer Kriegsflotte von etwa $\frac{1}{2}$ Million Tonnen (etwa wie Frankreich) und einer straffen, teilweise vorbildlichen inneren Organisation, die vollste Ausnutzung aller seiner Kräfte für seine politischen Ideale gewährleistete. Also schon lange kein „kleiner Japs" mehr, sondern eine wohlgefügte, starke und zielbewußte Großmacht.

Wenn es zutrifft, daß Yüanschykai früher in einem Anschluß an Japan das Heil für China erblickt hat, so wird er das Vorgehen gegen Tsingtau mit einem weinenden und einem lachenden Auge angesehen haben. Sein lauer Protest gegen die japanischen Neutralitätsverletzungen und ihr völkerrechtswidriges Vorgehen gegen die deutsch-chinesische Schantung-Eisenbahn sowie in Schantung überhaupt, ebenso seine beruhigenden Erklärungen, womit er die militärische Hilfe der zum Kriege bereiten Provinzgouverneure ablehnte, sprechen beinahe für zwei lachende Augen. Die weitgehenden (21) Forderungen, mit denen Japan in jüngster Zeit hervorgetreten ist, werden ihn und die Pro-Japaner aber doch stutzig und an einem etwaigen Bündnisplane mit Japan, das im Besitz von Tsingtau und Port Arthur Peking bedroht, irre gemacht haben. Das Volk wird auf Widerstand drängen, er muß sich hüten vor dem Vorwurf eines Verrats Chinas an Japan, wodurch alte Verratslegenden wieder aufgewärmt werden könnten. Die militärische Ohnmacht Chinas wird ihm jedoch keine andere Waffenwahl lassen als die diplomatischer Verhandlungen, worin er ja Meister ist. Gelingt es ihm, die japanischen Forderungen auf ein erträgliches Maß zurückzuschrauben, so kann er sich sogar wieder im Lichte eines Retters des Vaterlandes sonnen. Ein Nachlassen der Japaner von einzelnen Forderungen ist deshalb möglich, weil diese zum Teil über ihre wirtschaftliche und kulturelle Leistungsfähigkeit hinausgehen. Bisher haben sie aber in ihren klugen Berechnungen einen solchen Augenmaßfehler nie gemacht, und es liegt vielleicht nur ein Wahlmanöver vor, womit das jetzige Ministerium Okuma-Kato der chauvinistischen Opposition den Wind aus den Segeln nehmen will.*) So lange dieses auf England verpflichtete Ministerium in Tokio am Ruder ist, werden auch die gemilderten Forderungen an China nicht frei sein von spezifischen Spitzen gegen Deutschland. Für diejenigen Forderungen, die sie jetzt durchsetzen wollen, werden die Japaner, die Gunst des Augenblicks nutzend, im Weigerungsfalle gegen China marschieren lassen.

Und wir? Für Deutschland besteht in erster Linie in Ostasien als Prob-

*) Die Wahlen haben inzwischen (25. März) stattgefunden und eine große Majorität für die Regierung, d. h. das Ministerium Okuma-Kato ergeben. Dieses, das bisher zu schieben glaubte, wird nun geschoben und muß vielleicht chauvinistischer gegen China vorgehen als es ursprünglich selbst beabsichtigte.
Der Verfasser.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lem von unmittelbarer Bedeutung nur die Sicherung der offenen Tür in dem 400 Millionen-Reich der Mitte, das wir als Absatzgebiet für Handel und Industrie viel notwendiger brauchen als alle anderen Rivalen; eine Notwendigkeit, die nach dem Kriege noch viel dringender werden kann, falls die großen Imperien sich wirtschaftlich abschließen. Neben diesem chinesischen Problem hatte das durch Japans Aufstieg entstehende japanische Problem für uns zunächst nur in soweit Bedeutung, als es den Lauf der Dinge in China beeinflußte. Die Steigerung dieses Einflusses bis zur Vormachtstellung Japans in Ostasien und neuerdings seine Einbeziehung in die große europäische Auseinandersetzung hat auch für uns dem ostasiatischen Problem seinen bisherigen vorwiegend chinesischen und wirtschaftlichen Charakter genommen; der Weg zur Betätigung in China wird von nun an hauptsächlich durch das politische Anmeldezimmer Japan führen, Japan muß als Großmacht und gewichtiger Faktor in jede weltpolitische Rechnung eingestellt werden. Für die Pacific-Staaten, Rußland, England, Amerika — (von Frankreich kann hier trotz seiner hinterindischen Besitzungen abgesehen werden) — hatte das japanische Problem neben der Verknüpfung mit dem chinesischen von vornherein seine besondere politische Seite im Hinblick auf die Seegeltung im Stillen Ozean. Rußland hat seine dortigen Hoffnungen bei Tsushima mit seiner durch Admiral Togo versenkten Flotte auf lange begraben müssen; England scheint Japans Wacht in Indien und Hilfe gegen Deutschland mit dem Verzicht auf seine ostasiatische und pacifische Vormachtstellung bezahlt zu haben oder bezahlen zu wollen. Es hofft, den Verbündeten immer noch an der Finanzstrippe gängeln zu können. Amerika, das neben seinem Lebensinteresse im Pacific die gleichen rein wirtschaftlichen Ziele in China verfolgt wie wir, steht vorläufig ratlos da. Solange Japan den Sirenenrufen des Dreiverbandes widersteht und seine Streitkräfte klugerweise im Osten zusammenhält, wird Amerika bloß um seiner China-Interessen willen keinen Waffengang wagen. Und wenn es einem allzu üppigen Japan gegenüber zu dem Entschluß kommen sollte, seine großen Pacific-Interessen mit der Waffe zu verfechten, würde es auch dazu erst schreiten, wenn die grotesken Interessenverschlingungen der jetzigen Kriegführenden und Kriegsinnenden wenigstens soweit entwirrt sind, daß sich die Parteiungen in den ostasiatischen Fragen einigermaßen übersehen lassen. Im amerikanischen Programm würde dann voraussichtlich nicht die Rückgabe Tsingtaus an Deutschland, sondern an China stehen.

Für uns steht trotz aller Wichtigkeit der nächsten Entwicklung in China-Japan der Sieg in Europa obenan. Wir können jetzt auch die ostasiatischen Vorgänge, die dazu angetan sind, einen Keil in den Zusammenhalt unserer Gegner zu treiben, nur unter dem Gesichtspunkte ihrer Wirkung auf den Kriegsverlauf verfolgen und ausnutzen. Ohne sentimentale Rückblicke und romantische Ausblicke müssen wir die tatsächlichen Verhältnisse und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kraftmomente objektiv und nüchtern erwägen. Tsingtau war für unsere wirtschaftliche und kulturelle Arbeit in China von unschätzbarem Werte, seine Wiedererlangung, selbst in einer der verschiedenen Niederlassungsformen in geöffneten Plätzen Chinas wäre dringend erwünscht. Aber dennoch dürfen wir in unserer Ostasienpolitik nicht — wie die Franzosen jahrzehntelang auf das Vogesenloch — nur auf das Loch im Lauschan starren, durch das die Japaner hereingebrochen sind.

Gouverneur a. D. v. Truppel.

Unzeitgemäße Wasservergeudung.

Nicht alle Städte der alten Welt, an deren Ausgrabung wir uns machen, sind von der Kriegsfurie zerstört oder verschüttet worden, manche wurden verlassen, weil für ihre großartigen Wasserleitungen ein Tag kam, an dem sie keinen Tropfen mehr bringen konnten. Von dem, was tief unten im asiatischen Löß schlummert, verdorrt, versandet, davon ahnen wir nichts. Es ist noch nicht lange her, da jagten die Hohenzollern in Eichwäldern, die von Quellen durchrieselt waren, dort, wo jetzt Nadelholz dem dürren Boden bei Berlin kargen Schatten spendet. Welche Umwandlung steht diesen zusammenschrumpfenden Wäldern in Dürrjahren, mit dem sich unaufhaltsam steigernden Wasserverbrauch der wachsenden Stadt, bevor!

Das Pumpsystem unter den Seen kann solche Katastrophen trotz allen Errungenschaften der Technik nur hinausschieben. Schulden wollen einmal doch bezahlt sein! Nun behauptet man freilich: die großen Städte konnten sich nicht anders helfen. Wenn sich aber dereinst öde Tundra über den Riesenstädten Europas ausbreiten wird, und spätere Forscher sich an ihre Ausgrabung machen, werden sie einstimmig sagen: Diese Leute haben ihr Möglichstes getan; sie hätten durchkommen können, wenn nicht sämtliche Niederlassungen der Menschen zu demselben System der Quellenaufsaugung und Wasserläufeverpestung, sogar ein paar Meter unmittelbar nach dem Ursprung, übergegangen wären.

Die Fäkalienfortspülung erfordert bei allen Schwemmkanalisationen einen großen Teil klaren Quellwassers. Ein Quellgebiet nach dem andern muß angebohrt werden, und was das für eine Riesenstadt zu bedeuten hat, sehen wir an den sinkenden Seenspiegeln um Berlin. Sollte die Riesenstadt aber mit Unrecht beschuldigt werden, daß sie die Seen austrinkt, ist, wie man zu ihrer Entschuldigung sagt, das Sinken der Seenspiegel Norddeutschlands allgemein, so hat Norddeutschland alle Ursache, seine Quellgebiete zu schonen.

Da ist ein Quellgebiet von wenigen Quadratmeilen, das unaufhörlich aufs neue von rund umher wachsenden Ortschaften angebohrt wird,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ganz davon abgesehen, daß eine ebenfalls wachsende Provinzialhauptstadt ihre Polypensaugarme seit 50 Jahren in das Gebiet gestreckt hat.

Der Mangel an Quellwasser, der Hunger im Acker, vielleicht die Unmöglichkeit, das Filterverfahren geruchlos, den Abfluß in die Bäche farblos zu gestalten, wird in einigen Jahren zur trockenen Beseitigung der Fäkalien zwingen.

Jedenfalls, wenn man nicht weiter kann, dann fängt man wieder von vorne an, nämlich damit, die Fäkalien als Kompost dem Lande zuzuführen.

In Kriegszeiten wird manche Ortschaft, der der Feind die Wasserleitung abgeschnitten hat, zum Brunnengraben zurückkehren. Was erbohrt man in einer Ortschaft mit kanalisierten Häusern, deren Höfe wie Perlenschnüre mit Sickergruben durchsetzt sind, was schöpft man aus Bächen, in welche ihre Kanäle münden? Schon Thaer*) rät zur Vorsicht beim Brunnengraben auf alten Siedelungen, daß man den Brunnen nicht auf alten Jauchestätten anlege, in denen sich Krankheitskeime in Reinkultur befinden können.

Ortschaften, welche vor der Frage stehen: „Was fangen wir nun an?", sollten ein Preisausschreiben erlassen, wie das Wasserklosett durch das System der Kompostierung mit Torf zu verdrängen wäre, ohne Transport über die Treppe, ohne Sammlung in Gruben, sondern in Wagenkasten, die auf Rollen oder mittels Hebels auf das Wagengestell gehoben werden. Gartenstädte würden nur einer ganz geringen Abfuhr bedürfen, da ein paar Obstbäume allein schon einen großen Posten frischen Dungs aufzehren.

Die Torfstreu ist in ihren Wirkungen so allgemein bekannt, daß diese nur gestreift zu werden brauchen: Neben der kolossalen Aufsaugefähigkeit die Eigenschaft, dem Acker die notwendigen Bestandteile, wie Phosphorsäure, Kali, Kalk zuzuführen, das bei Zersetzung der Fäkalien entstehende scharfe Amoniak zu binden, dem Acker den mangelnden Stickstoff zuzuführen. Die pathogenen Pilze, z. B. Cholera, Eiter, Milzbrand, Typhusbakterien werden durch Torfmull in ihrer Entwickelung verzögert und können durch Zusatz von Kalkmilch vernichtet werden.

Die Rieselfelder beanspruchen immer neue Territorien und das fortgesetzte Erbohren neuer Quellen. Kaum ein Viertel ihrer Ausdehnung würde die Anhäufung vertorften Komposts beanspruchen, der sich selbst begrünend die Abfälle von Fabriken, Abdeckereien, Fischräuchereien in sich aufnehmen könnte, ohne sich bemerkbar zu machen. Das Umstechen und Bekarren mit Sand wäre eine Draußenarbeit für Sträflinge. Der Kompost würde ein gesuchter Handelsartikel werden.

Es ist selbstverständlich, daß eine allseitige Wiederaufnahme des

*) Thaer, „Grundsätze der rationellen Landwirtschaft."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Torfstreuverfahrens auf großen Widerstand stoßen würde. Aber Not bricht bekanntlich Eisen, und die Aufklärung der Bevölkerung, daß auf diesem wenig beachteten Gebiet tatsächlich eine Notlage sehr bald entstehen kann, ist bereits eine zwingende Gegenwartsforderung. Die Städte werden früher oder später zu einem gänzlich neuen — oder vielmehr alten — Verfahren der Fäkalienfortschaffung übergehen müssen.*) Am ehesten vielleicht die an der Ostsee von mächtigen Torflagern umgebenen Ortschaften, die im Streutorf ein geradezu von der Natur gewiesenes Mittel haben, ihre Fäkalien geruchlos dem hungrigen, leichten Dünenboden zuzuführen. Wenn diese Gartenbau treibenden Ortschaften Fäkalienschwemmung einleiten, so ist das, nach Ansicht von Landwirten, Quellwasservergeudung und Raub am Acker.

Was mit dem Küchen-, Badestuben- und Waschküchenabfluß geschehen muß, haben einsichtige Villenbesitzer längst erprobt. Das Wasser aus den Badewannen mündet direkt in die Regenröhren, und wird hier mit angelegtem Rohre dahin gelenkt, wo man es haben will, zum Überrieseln der staubigen Straße**), des Grasplatzes oder in die Furchen zwischen den Beeten. Küche und Waschküche entleeren sich in die Aschengrube, die einen vorzüglichen Filter abgibt, wenn sie als einzig erlaubte Sickergrube richtig angelegt ist und vorschriftsmäßig geleert wird. Dieses fäkalienfreie Wasser reinigt sich in der Erde weiter so vollkommen, daß es, in den Turnus zurückgekehrt, das Grundwasser nicht verseucht.

Wer in der Schwemmkanalisation den Gipfel der Reinlichkeit sieht, der weiß nicht, daß das Wasserklosett der reinlichen Engländer die Pest in Indien begünstigt durch Infiltrierung des Grundwassers mit Kloakenwasser.

Wenn sich Bauern bereit finden, das Kloakenwasser in schweren eisernen Wagen auf ihre Felder zu fahren, um so eher werden sich Bauern finden, welche die vertorften Fäkalien abholen. Um die Fliegen abzuwehren, genügt das Streuen mit Gipsmehl oder anderm chemischen Streudung, wodurch der Kompost noch wertvoller wird.

*) In Gartenstädten und auf dem Lande kann man in folgender Weise mit geringsten Kosten ein hygienisch einwandfreies Klosett einrichten: Statt einen Eimer zu verwenden, läßt man den Raum unter dem Sitzbrett auszementieren mit Gefälle nach der Außenmauer. Durch die Mauer geht ein Tonrohr mit Gefälle unterirdisch in eine ausgemauerte Sammelgrube von beliebiger Ausdehnung, in die die Jauche abfließt, während die zurückbleibenden festen Bestände jedesmal mit einer Schaufel voll Torfstreu oder schwarzer Gartenerde bedeckt werden. So ergibt sich sofort verwendbarer Kompost, der durch eine Klappe in der Außenmauer mit einem Kratzeisen leicht entfernt werden kann. Die Anlage ist völlig geruchlos. Die Jauchengrube muß von Zeit zu Zeit ausgetragen werden.
Vortrupp.

**) Ist indessen polizeilich verboten. — Das Versickern der Fäkalienjauche ist erlaubt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wer die Schreckniſſe eines kanaliſierten Hauſes kennen gelernt hat, als 1911 die Waſſersnot die Spülung unterband, wer gehört hat, was die Geologen über kommenden Waſſermangel geſagt haben, wird, ſelbſt wenn er nicht Hausbeſitzer iſt, ſondern nur ein billig denkender Mieter, gern die Bequemlichkeit der Waſſerkloſetts drangeben, und wer nicht billig denkt, der wird gezwungen werden müſſen.

Kanaliſierte Häuſer, deren Grubenabfuhr im Sommer nicht einwandfrei erfolgt, ſollten von der Polizei zu dem oben ſkizzierten Verfahren gezwungen werden. Polizeiliche Schließung der Rohre, Anſchaffung von Torfeimern durch die Mieter, nächtliche Beförderung (vielleicht durch einen Aufzug), und Übelſtänden, durch die ganze Gegenden verpeſtet werden, iſt ein Ende bereitet.

Wer nicht daran glaubt, daß all die neuen Villenſtädte auf Kloakenſickergruben angelegt ſind, der mache eine kleine Rundreiſe als Villenkäufer. Da wird ihm jeder der Verkaufsluſtigen verſichern: „Schwierigkeit mit Kloakenabfuhr? Bewahre! Unſre Grube iſt mit Lochſteinen und Strauch angelegt, die ſchluckt noch auf Jahrzehnte!“ — Abfuhr für all die Mietskaſernen mit Badeſtuben einzurichten, iſt ja unmöglich.

Man kommt jetzt mehr und mehr von dem Syſtem der Rieſelfelder ab, aber die Rieſelfelder geben doch immer noch gereinigtes Waſſer in den Turnus der Erde zurück, was beim Sammeltankverfahren, beſonders in hart am Meere gelegenen Orten, wo die Abwäſſer unmittelbar in das Salzwaſſer geleitet werden, ganz verloren geht.

Seebäder gefährden obendrein ihre Zukunft. Da, wo Kanalwaſſer ins Meer mündet, werden die eßbaren Muſcheln giftig. Der Großſtädter, der die reinen ſalzigen Fluten aufſucht, um ſeinen Großſtadtnerven Erholung zu bieten und ſeinen Lungen reine Meeresluft zuzuführen, wird Bäder mit Zuſatz von Kloakenwaſſer bald ausfindig machen und meiden.

Die Kurhäuſer am Meer hätten es dabei ſo einfach, ihre Fäkaliengruben im Dünenſand anzulegen, anſtatt die ungereinigte Kloake mit einem Rohr direkt in das Meer zu führen.

Sei das Rohr noch ſo lang, die an das Ufer ſchlagenden Wellen bringen den Unrat bis in die Badeanſtalten. Dort, wo noch reines Meerwaſſer iſt, verſchwinden die Badenden nicht im Waſſer, man ſieht den Stein, den Sand und die Muſcheln auf dem Grunde. Wer kennt ſolch Waſſer jetzt noch in den Modebädern?

Ein Arzt führt die vielen Erkrankungen an Mittelohrentzündung auf das Tauchen beim Baden zurück. Das Tauchen in reinem Waſſer wird keinem Ohre ſchaden, wohl aber das Baden in verunreinigtem Waſſer. Was die eßbaren Muſcheln giftig macht, vergiftet auch den Menſchen.

Man hat England bereiſt und die verſchiedenen Sammeltankverfahren ſtudiert. Die Stimmen ſind geteilt. Alte Landwirte meinen, daß das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

neue Verfahren erst nach jahrelangem Probieren richtig bewertet werden könne. Ob man den Abfluß der biologisch behandelten Fäkalienschwemmung dem Badewasser an den Meeresküsten zusetzen kann, ohne die teuren Badegäste zu verscheuchen, wird sich auch erst offenbaren, wenn wir ein paar Jahre hinter uns haben.

In einer Stadt beklagt sich der Oberbürgermeister, daß die Zeitungen Angaben bringen, als ob der Typhus nur in der Stadt ausgebrochen sei, während doch kein Kreis typhusfrei ist. Allerdings, kein Kreis ist typhusfrei, denn kein Kreis ist ohne Sickergruben, kein Bächlein ist mehr im Kreise, das nicht als Kloakenabfuhr benutzt wird.

Was große Städte zwangsweise tun müssen, machen kleine Ortschaften, ja einzelne Villen und Gutshäuser gedankenlos nach. Sie legen Wasserklosetts an, deren Wässer ungereinigt in Bäche und Teiche gehen, auf deren Wasser zum Trinken und Kochen ganze Dörfer, Wandervögel, biwakierende Truppen angewiesen sind. Während 1911 manövrierende Truppen auf wasserarmen Gütern kein Wasser zum Abkochen erhielten, rieselten in den Häusern die Wasserklosetts.

Man kann Wasserleitungen anlegen ohne Fäkalienschwemmkanalisation, ja letztere ist ein Unding für Gartenstädte, da diese Gärten einen guten Fäkalienkompost haben müssen, und die Berohrung sich nur bei städtischer Straßenbebauung bezahlt macht.

Wer über das Wort „Wasservergeudung" lacht, der lese einmal nach, was namhafte Geologen über die Ableitung des Quellwassers durch die Kanalisationen, besonders der Seestädte, sagen, was auch unsrer Generation in regenlosen Jahren bevorstehen kann, und kommenden Generationen sicherlich bevorstehen wird.

Die Kalamität von 1911 war klein und begrenzt. Die Truppen marschierten eine Meile weiter aus der wasserarmen Gegend! Wie aber, wenn Meile auf Meile die Brunnen versagen und die Menschen, die keinen Tag ohne Wasser sein können, auf die verseuchten Wasserläufe angewiesen sind?

Die Schrecken einer modernen Riesenstadt, die plötzlich aufs Trockene gesetzt ist, zu schildern, wäre vielleicht eine Aufgabe für die Filmbühne. Die Jagd nach dem Primitivsten, dem Wasser, die Flucht der Bewohner, eine Völkerwanderung durstender Menschen, die verlassene Stadt, der Kampf um die Wasserstellen, das wären Zukunftsbilder, die sich eines Tages genau so erfüllen werden, wie die verulkten Prophezeiungen über Luftflotten und Lufttorpedos und dergleichen Dinge, welche alte Märchen andeuteten und die jetzt zu den alltäglichsten Sachen gehören. Der Kampf um das Wasser wird die jetzt so eifrig geforderte Trockenlegung feuchten Landes noch einmal von einer andern Seite beleuchten. R. S.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alt und Neu

Unter „Alt und Neu" geben wir zu geeigneter Zeit Stücke aus den Werken alter und neuer Dichter und Schriftsteller. Wir bevorzugen dabei selbstverständlich solche Werke, die nicht nur künstlerischen oder literarischen Wert haben, sondern von denen auch ihr Inhalt erweist, daß sie zu dem Gesunden gehören, was in unserm Land und Volk (oder anderswo) wächst und wird. **Vortrupp.**

Der Schatz im Acker.

„Der Fisch braucht das Wasser, der Vogel die Luft und der Kulturmensch Haus und Acker. Ein Geschlecht, das den Acker verläßt, ist verloren."

Das deutsche Volk ist im Begriff, in einer harten Schule wieder zu lernen, was es vergessen hatte: „Ein Geschlecht, das den Acker verläßt, ist verloren". Das ist die Wahrheit, die dieser Krieg uns so aufdringlich vor die Seele stellt, daß auch der Verblendetste sie endlich begreifen muß. Wären wir, wie ganze Kreise es wollten, ein reiner Industriestaat geworden, unsere Feinde hätten ein leichtes Spiel; wir hätten uns vor Ausbruch des Kampfes verloren geben müssen. Jetzt ist uns der mütterliche Boden, der allein uns unbesieglich macht, aufs neue heilig geworden.

Nicht so augenfällig, aber ebenso eindringlich führt uns die schwere Zeit eine andere Wahrheit zu Gemüte: Nur der Acker erhält uns unsere Wehrkraft; die Großstadt ist Tag und Nacht dabei, sie uns zu vernichten.

Rudolf von Koschützki hat ein Buch geschrieben: „Der Schatz im Acker"*), das in dieser Kriegszeit, die uns endlich ganz willig gemacht hat, uns belehren zu lassen, in jedes Vaterlandsfreundes Hand gelegt werden sollte. Es ist fast unheimlich zeitgemäß, obwohl es vor dem Kriege geschrieben wurde. Man lese einmal nachdenklich, was der Verfasser über die Russen zu sagen hat, oder das Folgende: „Neulich abends haben wir ausgerechnet, daß im vorigen Jahr in Berlin 6000 Jungen zu wenig geboren wurden und 15000 Wehrfähige mehr durch Krankheiten kaput gegangen sind, als durchschnittlich im Lande. So daß diese eine Stadt uns in einem Jahr sieben kriegsstarke Regimenter vernichtet hat. Du, das macht in zwei Jahren ein ganzes Armeekorps, aber niemand kümmert sich darum. Jeder denkt an seine Geschäfte, und daß die Russen weit sind."

Koschützki hat sein Werk ausdrücklich für die deutsche Jugend bestimmt, aber es enthält in höchst ansprechender, für jugendliche Gemüte hinreißender Form Gedanken, die auch dem reifen Alter die wertvollste Anregung und einen hohen Genuß gewähren. Dabei liegt ein ganz leiser heimlicher Humor über dem Ganzen, der es verhindert, daß der Leser in eine hoffnungslose Traurigkeit versinkt. Hinter all dem

*) Rudolf v. Koschützki, Der Schatz im Acker. Ein Buch für die deutsche Jugend. 1914. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. Preis 2 Mk.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Trüben steht ja nicht nur die Hoffnung auf eine mögliche Besserung, sondern der Verfasser gibt die Erfüllung und zeigt den Weg zu dem erwünschten Ziel.

Das Buch wirkt für den Eingeweihten um so zeitgemäßer, als er weiß, daß im Großen Bestrebungen im Gange sind, den Weg zurück aufs Land für Viele gangbar zu machen. Am 20. März ist in Berlin ein Ausschuß für Kriegerheimstätten gegründet worden, der es verwirklichen will und verwirklichen wird, daß jedem heimkehrenden Krieger, der für die heilige Scholle des Vaterlandes Blut und Leben in die Schanze geschlagen hat, ein Anteil an diesem vaterländischen Boden unverschuldbar und unverpfändbar zu eigen werden kann. Unsere Leser kennen aus wiederholten Aufsätzen die Bestrebungen und die Ziele dieser jetzt großzügig in Angriff genommenen Arbeit und werden künftig über ihre Fortschritte unterrichtet werden. Sie sind berufen, an diesem Werke selbstverständlicher Dankbarkeit mitzuhelfen, und nichts kann ihnen den Willen zu diesem Dienst der Dankbarkeit besser stärken als das Koschützkische Buch mit seiner erschütternden Schilderung des Großstadtelends und seiner Freude an Sonne und Luft, Acker und Hof, an der einzigen irdischen Heimat, die der Mensch je besitzen kann.

Welch eine feine Lehrmeisterin ist doch die Sprache. Sie nennt Besitz nur, was wir besitzen, worauf wir sitzen können, nämlich einzig und allein die eigene Scholle. Und wir haben den Sinn des Wortes vergessen und verschwenden es an dürftigen Tand. Es gibt in der Großstadt keinen Besitz, der dem ganzen Volke zugänglich wäre.

Wer den „Schatz im Acker" gelesen hat, der greife auch zu Koschützkis um zwei Jahre älterem Buch „Quelle der Kraft"*). Es wird ihn um so tiefer in die Geheimnisse des möglichen irdischen Glückes einführen, und es ist, wiewohl ganz anders in seiner Art, ebenso herzerfreuend. —

Hier eine Probe aus dem „Schatz im Acker". **Vortrupp.**

Es war Feierabend. Der Eberhard saß vor dem Tor, ließ sich die untergehende Sonne auf die Hemdärmel scheinen und blinzelte den Weg entlang, ob nicht ein stadtmüder Wandersmann mit dem Abendzug angekommen sei. Gestern hatte die Anzeige wieder in dem grünen Heft gestanden, das alle zwei Wochen erschien. Sie stand ein für alle Mal darin. „Schon der Wissenschaft wegen", pflegte der Freiherr zu sagen, „und weil doch ab und zu ein Menschenkind angezogen wird, um das es schade wäre, in Babylon zu verderben. Es wird nur selten einer geboren, dem so etwas wie eine Akklimatisation an die Steinwüste gelingt. Die meisten gehen zugrunde dort — bei weitem die meisten. Unsre Kultur ist auf dem Acker gewachsen. Wir sind kein Wüstenvolk. Die Großstadt aber ist Wüste."

Der Herr von Recke wiederholte das, so oft die Statistik neue Kunde von den Verheerungen gab, die eine notwendige Folge des Zusammenpressens so ungeheurer Menschenmassen sind.

Heute abend liefen diese Gedanken dem Eberhard nur so nebenher

---

*) Rudolf v. Koschützki, Quelle der Kraft. Betrachtungen eines Zeitgenossen. 1912. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. Preis 2,40 Mk.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch den Kopf. Der Mensch kann sich nicht ewig bekümmern, dachte er. Und wenn selbst der letzte Deutsche in dem Hexenkessel der Großstadt schmorte, mein Klagen könnte es nicht aufhalten. Es gehört auch ein bißchen Freude zum täglichen Brot; und eine reinere und billigere Freude hab ich mein Lebtag in keinem Erdteil kennen gelernt, als am Feierabend vor dem Tore zu sitzen, wenn die Sonne aus ihrem Farbentopf den Himmel bemalt. . . .

Der Gastwirt von Pflugrode hatte aber einen anderen Maßstab für die Sache. Seit die russischen Schnitter auf dem Gutshof durch die neuen Leute ersetzt waren, hatte sein Schnapsvertrieb erheblich abgenommen, und so war es menschlich, daß die Neuigkeiten, mit denen er die Umgegend versah, in dem Maße gepfeffert wurden, je reizloser die Getränke waren, die der Lateinische und Eberhard zu sich nahmen.

Als Herr von Recke am nächsten Markttag im Gastzimmer der Goldenen Kugel sichtbar wurde, rief ihm der Klitzow aus Bärenwinkel schon entgegen, wie es seinem russischen Anarchisten gehe. — Ob er die Feuerversicherung auch in Ordnung habe, falls sein Naturschutzpark in die Luft fliegen sollte, fragte ein anderer.

Der Pflugroder setzte sich behaglich an den Tisch, streckte die Beine von sich und holte eine Zigarre aus dem Etui. „Wenn es im nächsten Frühjahr Krieg gibt, und Pflugrode als einziges Gut im Kreise seine Bestellung und Ernte fertig kriegt, dann wollen wir uns wieder sprechen," sagte er.

„Also gefährden Sie den Frieden nicht, Herr; legen Sie keine Bombenfabriken im Lande an."

Man lachte. Das Gespräch kam auf das Anwachsen der Saisonarbeiter, die großzügige russische Bauernansiedelung und die russischen Studenten an den deutschen Hochschulen. Endlich kehrte der von Klitzow wieder zu der Pflugroder Wirtschaft zurück: „Hören Sie im Ernst, Recke, wenn Sie schon ein solches Experiment machen, so sollten Sie sich wenigstens auf politisch zuverlässige Leute beschränken."

„Bleiben Sie mir mit Ihrer politischen Apotheke vom Leibe. Ich sage Ihnen, wir müssen überhaupt von den politischen Steckenpferden herunter, denn es sind Kinderpferdchen. Ist das ein Geschäft für erwachsene Menschen, dieses Gespinnst von Gehässigkeiten, halben Wahrheiten und Verleumdungen in Ewigkeit weiterzudrehen? Meine Herren, — das ganze Gebiet ist vergiftet und versumpft. Oder einfach überlebt ist diese moralisch überkleisterte Interessenwirtschaft. Hier hilft uns nur eins, nämlich: Reden wir von etwas Anderem. Das Religionsgezänk gilt nicht mehr als anständig. Fegen wir nun das politische Gezänk auf denselben Müllhaufen; denn es gibt Wichtigeres zu tun — unendlich Wichtigeres."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Aha: Landbesiedelung, Kolonisation; vielleicht gar Expropriation. Ist das nicht auch ein Steckenpferdchen?"

„Schütten Sie das Kind nicht mit dem Bade aus, lieber Klitzow. Die Expropriation ist ja nur ein Schreckgespenst. Was aber die Landbesiedelung betrifft, so ist sie kein Steckenpferd sondern ein rechtschaffener Ackergaul. Wenn der unseren Staatswagen nicht aus dem Dreck zieht, dann begraben wir nur alle Hoffnung auf eine deutsche Zukunft." *)

(Gottfried unterhält sich nach Feierabend mit einem Polen, der auf dem Gut Arbeit gefunden hat. Der Pole nennt die Maschine ein Mittel zur Befreiung.)

... Gottfried war ins Grübeln gekommen. ... Wie konnte man von Befreiung sprechen bei einer Maschine? Er dachte an die Zeit, als er selbst Maschinen hatte bedienen müssen.

„Haben Sie mal in einer Fabrik gearbeitet," fragte er.

„Ja, als Konstrukteur."

„Nein, ich meine als Arbeiter an einem Webstuhl oder Drehbank oder Stanze? Wo man immer dasselbe machen muß, immer dasselbe vor den Augen hat, dasselbe denken muß, ein ganzes Jahr? Das ist doch nicht Befreiung."

„O mein Lieber!" Herr Stanislaus ließ die Arme sinken, als wenn er einen Riesenberg vor sich sähe. Endlich fand er eine Antwort. „Schauen Sie Axt an. Is gute Werkzaig, nicht wahr? Wenn aber Mann nimmt Axt und schlagt Frau tot, da is schlechte Werkzaig. Jede Werkzaig man kann brauchen und man kann mißbrauchen. Im Anfang war Arbeit in Fabrik zwölf Stunden, auch vierzehn, auch sechzehn, hait is Arbeit in Fabrik zehn Stunden, auch acht Stunden. Wird kommen Zeit, da wird sein Fabrikarbeit vier oder fünf Stunden. Maschine ist gute Werkzaig — ah serr gute. Aber ganze Tag in Fabrik arbeiten — ist Mißbrauch von ihm.

Gottfried sah ihn kopfschüttelnd an. „Es ist ja nicht die Zeit," sagte er. „Schon acht Stunden Arbeit sind zu wenig für einen gesunden Mann, und gar vier!"

„Aha, — bravo, lieber Fraind!" Herr Stanislaus strahlte und schüttelte Gottfrieds Arm vor Vergnügen. „Aber geben Sie gesunden Mann Haischen, geben Sie ihm Garten oder Feld, dann wird arbeiten ibrige Zeit draußen. Wird haben Fraide an Arbeit, wird läben wie Mensch. Hait in große Stadt und Fabrik, läbt wie Hund. — ... Können Sie glauben: Maschine ist Befreiung. ..."

Eine Stunde später stieg Gottfried die Treppe der im Norden gelegenen Mietskaserne hinauf und blieb einen Augenblick mit klopfendem Herzen vor der Türe stehen, wo er im Frühling seine Mutter zuletzt

*) Von uns gesperrt. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gesehen hatte. Wie würde sie sich freuen, wenn er jetzt überraschend eintrat!

Er wollte eben anklopfen, als er in der schwachen Beleuchtung den Namen auf dem Blechschild erkannte und sah, daß er sich in der Tür geirrt habe. Er begann zu suchen . . . las die Blechschilde an allen Türen . . . lauter fremde Namen. Hatte er die Hausnummer verfehlt? Hier war ja ein Haus fast wie das andere, außen und innen. Während er noch im Zweifel dastand, kam ein halbwüchsiger Junge aus einer der Türen und Gottfried fragte nach der Frau Rückert.

„Is vor acht Tagen ausjezogen," sagte der Junge.

„Wohin denn?"

„Weeß ick nich. Se haben injebrochen bei die Olle, und seitdem hat et ihr nich mehr jefallen."

„Eingebrochen — wann denn?" fragte Gottfried bestürzt.

„Drei Monate kann't woll her sint. Sie sagen, et wäre der Liebste von die Tochter jewesen. Der Fizewirt wohnt in't Hinterhaus; wenn se den fragen wollen." Damit verschwand der Junge wieder in seiner Tür.

Gottfried sah ihm stirnrunzelnd nach. Was wird davon wahr sein, Schandmaul? dachte er. Dem ersten besten solchen Klatsch vor die Füße zu werfen — wie ihr euren Unrat in die allgemeine Müllgrube schüttet! Mit einem Mal fühlte er wieder die Drangsal dieses Massenlebens, das er selbst ein paar Jahre erduldet hatte. Keine Besonderheit, kein Geheimnis, kein Schamgefühl duldet dieses Leben. Die Persönlichkeit wird ausgetilgt. Du bist nicht mehr ein Mensch für dich, nur ein Fetzen Menschheit. Selbst der üble Geruch und der Lärm sind gemeinsam, — dieser eintönige Lärm, in dem das Todesröcheln wie der erste Säuglingsschrei, alle Freude und aller Jammer unterschiedslos ertrinken.

Er war beim Vizewirt angelangt und erfragte die neue Wohnung der Mutter, ohne sich auf ein weiteres Gespräch einzulassen. Dann ging er die Straßen entlang, an unbekannten Menschen vorüber, deren Stimmen in dem allgemeinen Geräusch untergingen. Überall dasselbe, auf den Straßen, in den Häusern, selbst in die Kirchen schallte es hinein. — Als er selbst noch hier lebte, hatte er alles nur wie einen dumpfen Schmerz gefühlt, dessen Ursache er nicht kannte, an den er sich schließlich gewöhnt hatte. Jetzt erst sah er, wie unmenschlich dieser Zustand war; wie hier Tausende und Tausende von Menschen verderben mußten an Leib und Seele — nicht weil sie schlechter waren als die Landleute und Kleinstädter, sondern weil dieses zusammengepferchte und -gepreßte Dasein kein Menschenleben war.

In den fünftausend Jahren menschlicher Geschichte hatte noch kein einziges Volk diesen Zustand überdauert. Alle waren sie zugrunde

gegangen, die Industrie- und Stadtvölker von Babylon bis Rom! Nur so verheerend, so allgemein war das Völkersterben noch nie gewesen wie heut. Wenn sie auch ihr Elend mit tausend künstlichen Lichtern und Denkmälern übertünchen; die Tatsachen, die entsetzlichen, zahlenmäßigen Tatsachen können sie nicht fortleugnen.

Aber warum erfährt das Volk sie nicht aus den Zeitungen? Warum stehen die Tabellen, die in Pflugrode an der Wand hängen, nicht hier an dieser Litfaßsäule? Sind sie nicht tausendmal wichtiger als der marktschreierische Krimskrams, der hier zu lesen steht? Sind die Gesetzgeber und Regierenden nicht fähig, diese Tatsachen im Lande bekannt zu machen, oder sind diese klugen und hochgestellten Männer am Ende selber betäubt von dem unaufhörlichen Tumult, in dem sie leben müssen?

Wenn sie sich zusammentäten, alle die guten Willen und ein bißchen Wärme im Herzen haben, ... ein Brausen müßte durchs Land gehen wie im Frühling! Und so müßte das Leben auch aufblühen an allen Enden ... Oder sollte es zu spät sein und das deutsche Volk dennoch zugrunde gehen? jetzt wo die Früchte seiner Mühen zu reifen beginnen und das Leben anfängt hell zu werden? — Gott im Himmel, laß es nicht zu! Laß die Guten im Lande aufwachen!

Der Germane.

Wer Biegsamkeit über Gradheit stellt, ist kein Germane. — Ein Germane ist, wem Freundschaft viel, Wahrheit mehr gilt.

Wer sich an Andere klammert, um empor zu kommen, ist kein Germane. — Ein Germane ist, wer gleich der Eiche langsam wächst und sich selber treu bleibt.

Wen äußere Dinge verzagt machen können, ist kein Germane. — Ein Germane ist, wer den höchsten Mut immer von sich selbst verlangt.

Wer um der Höflichkeit willen lügt, ist kein Germane. — Ein Germane ist, wer den Freund mit derselben Hand packt, die das Schwert führt.

Wen die Berührung mit der Erde schmutzig machen kann, ist kein Germane. — Ein Germane ist, wer sich zu hüten weiß vor dem Schmutz unter Seide und Flitter.

Wer der Abrechnung aus dem Wege geht, ist kein Germane. — Ein Germane ist, wer reine Luft zum Leben braucht.

Wer an andern mehr zu verbessern findet als an sich selbst, ist kein Germane. — Ein Germane ist, wer die Denkart des Andern achten kann und über seine eigene nicht viel Worte macht.

Wer Taten erst dann für unsterblich hält, wenn ihnen ein Denkmal gesetzt worden, ist kein Germane. — Ein Germane ist, wer Glauben an die Ewigkeit der Tat besitzt.

Wilhelm Müller.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

4. Jahrgang Nr. 9 1. Mai 1915

Unser Teil.

Als der Krieg seine schwere Hand auf uns legte, da zuckten wir zusammen und wähnten: Jetzt hat er uns. Aber in Wirklichkeit hatte er uns damals noch lange nicht. Wir glaubten im Grunde, ihn zu haben, wie man etwas anderes hat. Wohl rüttelte und erschütterte er uns in den ersten Wehen seiner Entstehung gewaltig; aber wir hatten doch noch Zeit und Neigung, ihn nicht für unsere allereigenste Angelegenheit zu halten; ein Privatkämmerlein glaubten wir zurückbehalten zu müssen, wo er nichts zu suchen hatte. Er holte sich die wehrfähigen Männer und führte sie auf rollenden Wagen hinaus in Feindesland. Wir blieben zurück, um uns kümmerte er sich zunächst wenig. Wir richteten uns ein und konnten gar nicht so recht an ihn glauben. Wir saßen in unsern Gärten und träumten in den warmen Sommerabend hinein und schliefen in weichen Betten. Wo war er denn? Wie aus einer fremden Welt geisterten seine Schrecken durch unser Sein.

Aber er kehrte mit den leeren Wagen wieder zurück, und das Gesicht des täglichen Lebens begann sich zu ändern, langsam aber stetig. Es fing an stiller zu werden. Ein Druck legte sich aufs Herz. Wir hatten das Gefühl, als stände er überall vor uns mit weitgeöffneten, starren Augen, um uns zuzuschauen. Es gab kein Verkriechen mehr. Überall blickte er hinein, ins Arbeitszimmer, in Küche, Keller, Kammer, ins Herz. Und aus dem Schauen wurde ein Fragen, das immer dringlicher klang: Was treibst du? Was denkst du? Ein Mahnen schwebte um uns auf Schritt und Tritt, in Wachen und Schlaf. Ein Fordern schließlich klirrte mit eisenscharfen Lauten ins Ohr, ins Herz: Es gibt kein Entrinnen. Du gehörst mir mit Leib, Seele, Tun, Treiben, Denken. Dein Leben regele ich. Du magst wollen oder nicht.

Und heute wissen wir's: Jetzt hat er uns. Er ist nicht mehr bloß ein Schrecken oder „mal etwas anderes", oder nur ein Gegenstand der Aufregung oder der Freude. Er ist auch nicht mehr bloß dann bei uns, wenn wir die Zeitungen und die Feldpost lesen, oder wenn wir uns über den Krieg aussprechen. Er redet zu uns aus jedem Ding und jedem Wesen, aus dem Gerät, das wir in die Hand nehmen, und aus der Speise, die wir zum Munde führen. Er sitzt auf dem leeren Platze neben dir an deiner Arbeitsstätte; er blickt dich aus jedem Gesicht an, das dich grüßt. Er reißt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dich aus deinen verborgensten Träumen und stört dich bei deiner allereigensten Liebhaberei. Bist du ein Philosoph, er redet dir in dein Sinnen hinein und fragt und antwortet unaufgefordert. Bist du ein Künstler, dann rüttelt er dich wie niemand zuvor. Wer du auch bist, er vergißt dich nicht. Er macht die Stillen zu Schwätzern und zerrt die Einsamen aus ihrer Klause. Er zwingt jeden, sich mit ihm auseinanderzusetzen, nicht in passivem Zuwarten, sondern in aktiver Stellungnahme. Wir stehen vor ihm wie der Kerkermeister zu Philippi vor Paulus: Herr, was soll ich tun?

Ein Neues ist in unser Leben getreten. Wir Daheimgebliebenen gehen wie sonst unserer Pflicht nach. Es ist noch die alte Pflicht; sie nimmt uns in Anspruch und wird nicht vernachlässigt. Aber wir haben einen neuen Sinn bekommen, mit dem wir über den Alltag hinaushorchen, hinaustasten, der uns in ständigem Kontakt hält mit dem Großen, dessen Flügelrauschen über uns schwebt. Wir spüren in uns den Herzschlag der Millionen, die mit uns hinaushorchen auf ein und dasselbe. Durch diesen gemeinsamen Herzschlag sind wir reizsamer und hellhöriger geworden. Eine nie gekannte Spannung hält uns in Atem: Jede Stunde kann Unerhörtes bringen. Alle Kräfte unserer Seele liegen alarmbereit: Was wird der nächste Tag bringen? Was wird er von uns fordern? Jubel oder Verzicht, Geduld, neue Hoffnung, neues Wollen? Wird er uns rütteln und erschüttern oder niederschmettern? Und diese große Reizsamkeit, diese Hellhörigkeit, dies Wachsein der Seele offenbart uns Dinge und Verhältnisse, um die wir uns sonst nicht gekümmert haben. Unser Erleben erweitert sich nicht nur nach der Seite der Kriegserfahrungen, sondern nach allen Seiten hin. Wir haben ein feineres Empfinden für das Leben der Anderen bekommen, erkennen Zusammenhänge, die uns unbekannt und fern waren, horchen auf Stimmen, die wir sonst nicht vernahmen. Ein Neues ist in unser Leben getreten.

Wir glaubten eine Zeitlang, der Krieg sei nur so im Vorübergehen da, ein etwas beschwerlicher Besuch oder etwas mehr; aber wir lebten schon wieder in der Zeit, wo er nicht mehr da sein würde. Ein Erlebnis, zwar ein starkes, aber ein Ende würde es bekommen, und dann könnten wir mit Stolz darauf zurückblicken. Aber nun wissen wir ganz genau: Es wird uns nie verlassen. Es wird bei uns bleiben bis ans Ende unserer Tage. Es wird mehr sein als eine Erinnerung, es wird sich in unser Wesen und Sein eingraben für immer. Nicht nur im geschichtlichen Werden und Geschehen, nicht nur in politischen Umgestaltungen wird es fortwirken, sondern gerade im Leben des Einzelnen. Es wird das Erlebnis unseres Geschlechts bleiben, in unseren Freuden und Leiden ein Körnlein, ein Maßstab allem, was uns noch begegnet, eine Frage, auf die wir unablässig die Antwort suchen werden, und wieder eine Antwort auf viele Fragen, ein Ansporn und ein Mahner und vieles mehr. Aber es wird

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vor allen Dingen auch bei uns bleiben in der Kraft, die unsere Seele aus ihm geschöpft hat. Wir werden es nicht vorübergehen lassen: das Wachsein der Seele, das Lauschen auf das Sein der Anderen, wir werden uns nicht aus der Verbindung lösen wollen, zu der es uns zusammengeschmolzen hat. Wir werden nicht wollen! Denn das wird sich ja ändern, daß es uns in seinem Bann behält und zwingt wie heute. Es wird uns aus der eisernen Umklammerung einst entlassen. Dann wird es an uns liegen, ob es uns zum hohen Gut werden wird oder nicht. Der Krieg hat unsere Seelenkräfte in Anspruch genommen wie sonst noch nichts. Manchen Rost, manches Spinngewebe hat er hinweggeputzt. Wie reines volles Glockengeläute spüren wir heute den Klang des frischen Schaffens in unserer Seele. Die Zeit wird mit ihrem Rost den hellen Glockenton dämpfen; aber wir wollen dafür sorgen, daß er nie ganz verstummt oder zum Mißklang wird. Das liegt in unserer Macht. Das Erlebnis soll uns ein Segen bleiben, ein großer Hintergrund, vor dem wir nichts dulden, das nicht zu ihm stimmt.

Andreas Sönnichsen.

Volkskraft und Kleinstadt.

Mehr als sonst etwas mahnt uns der gegenwärtige Krieg an die Notwendigkeit, unsre Volkskraft durch einen gesunden und kräftigen Nachwuchs zu erhöhen. Es ist daher über diese Frage schon recht viel geschrieben und gesprochen worden; nur eines scheint mir dabei noch nicht die genügende Würdigung gefunden zu haben: das nämlich, daß nicht alle Orte gleich günstige Voraussetzungen für eine körperlich und geistig tüchtige Entwicklung unsrer Jugend bieten.

Die größeren Städte und Großstädte mit ihren engen Wohnungsverhältnissen, mit ihrem Hasten und Treiben wird wohl niemand für die besten Entwicklungsstätten ansehen, und wir können uns hierfür sicher eine besondere Beweisführung ersparen (nur sei kurz auf den gelegentlichen Landaufenthalt hingewiesen, den doch jeder Großstädter für sich und seine Kinder als nötig erachtet). Aber auch das Land draußen kann trotz vieler Vorzüge für die körperliche Entwicklung nicht der Ort sein, woher wir das beste Menschenmaterial für die Zukunft unsres Volkes nehmen oder erwarten können. Es fehlt ja dort meist noch an den hinreichenden Einrichtungen und an der Vorsorge für Pflege und Erhaltung der Gesundheit; auch bietet das ländliche Leben nicht immer ausreichende Anregung für die unbedingt nötige Heranbildung des Geistes unsrer Jugend.

Es bleiben noch die mittleren Städte und Kleinstädte, von denen ich glaube, daß sie den besten Nachschub und Ersatz für unsre Volkskraft

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

liefern könnten. Sofern sie eine einwandfreie Wasserversorgung, schöne Wohnungen, freie luftige Straßen, Gärten und nahe Waldungen besitzen, wie dies ja meist der Fall ist, bieten sie sicher gesundheitlich die besten Aufenthaltsbedingungen; Mannigfaltigkeit der gewerblichen, industriellen und Handelsbetriebe, gesellschaftliche Umgebung und besser ausgestattete Bildungsstätten bieten hinreichende Hilfsmittel zur Ertüchtigung der Jugend und gewinnen fördernden Einfluß auf deren geistige Entwicklung. Die Ruhe und Geschlossenheit des Kleinstadtlebens läßt die Nerven voll erstarken und die Unmöglichkeit für den Einzelnen, sich hinter der Masse zu verbergen, schützt im Wesentlichen vor sittlicher Entartung.

So könnten also hier tüchtige junge Menschen heranreifen. Im Gegensatz dazu steht leider die geringe Zahl der Kleinstadtbewohner im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung des Landes, der immer stärkere Zug nach der Großstadt und die meist schwache wirtschaftliche Lage der kleinen Städte, die die Familien vielfach zur Beschränkung in der Kindererzeugung veranlaßt. Gewerbe und Kleinhandel, dem die Mehrzahl der Bewohner angehören, hat nur ein bescheidenes Auskommen, und auch unter den wenigen Beamten und Privatleuten finden sich nur selten Bemitteltere. — Ein viel zu kleiner Teil unsres Volksnachwuchses genießt also die für die Entwicklung so günstigen Bedingungen des Kleinstadtlebens! Wir werden uns fragen müssen, ob nicht die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kleinstädte derart umgestaltet und gebessert werden können, daß deren Bevölkerung zunimmt, daß gerade hier der Wille zur Kindererzeugung gefördert, die Geburten und die Zahl der Heranwachsenden also vermehrt werden. Oder vielmehr, wir werden eine solche Umgestaltung verlangen und nach geeigneten Mitteln suchen müssen. Wir werden sie finden und, wenn der Staat, das Volksganze, ernstlich will, sie auch durchführen können.

Sehr wirksam wäre zunächst sicher eine Unterscheidung in der Steuerveranlagung für größere und kleinere Orte. Die Berechtigung, die Großstadtbewohner höher zu besteuern, ist ohne weiteres gegeben. Die Großstadt genießt ja auch vom Staate die meisten Vorteile: bessere Bahnen und sonstige Verkehrsanlagen, vollkommenere Schulen und Bildungsstätten, Sammlungen usw., die reichlicheren Verdienstquellen infolge der zahlreicheren staatlichen Betriebe, Bauten, Anstalten, Behörden, Garnisonen usw. Warum sollte der Großstädter dafür nicht auch mehr bezahlen als andre Staatsangehörige, die von alledem wenig oder nichts haben?

Eine, wenn auch noch so geringe Erhöhung der Steuersätze für die Großstädte würde aber eine wesentliche Entlastung der schwächeren Schultern draußen in der Provinz zur Folge haben, da ja — wie die Statistik nachweist — in jenen der allergrößte Teil des gesamten Betriebs- und Kapitalvermögens zusammengehäuft ist und demzufolge die meisten Steuern entrichtet werden. Zugleich aber würde eine solche Maßnahme der Landflucht und dem krankhaften Drange zur Großstadt gewisse Schran-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ken setzen; ja es würde vielleicht sogar eine kleine Abwanderung der vermögenden Kreise von dort nach der Kleinstadt eintreten. Das Vermögen der Kleinstädte würde also wachsen und der Geschäftsgang daselbst sich bessern können; ihre Leistungsfähigkeit würde erstarken.

Ein zweites ebenfalls starkes Mittel zur finanziellen Förderung des Kleinstadtbürgers wäre die tunlichste Verteilung von staatlichen Behörden, Schulen, Garnisonen usw. mit all ihren Beamten, Bauten und sonstigen Bedürfnissen auf die kleineren Plätze im ganzen Lande, soweit nicht die dringendsten Gründe für deren Sitz in einer Großstadt sprechen. Wo es sich um Neu-Errichtungen handelt, werden dadurch auch nicht die geringsten berechtigten Interessen geschädigt. Solange in der Besteuerung keine Unterschiede gemacht sind, forderte eigentlich sogar die Gerechtigkeit die weitestgehende Verteilung, und wir dürften deshalb sogar eine gelegentliche Verlegung bestehender Staatsinstitute oder mindestens jede mögliche Kompetenzerhöhung und Bevorzugung der äußeren Stellen anstreben. — Die Verteilung im Lande wäre ganz besonders naheliegend für Anstalten, deren Wesen mit der Großstadt durchaus nichts zu tun hat, wie z. B. forst- und landwirtschaftliche Bildungsstätten, dann aber auch für jene, welche großen Geländebedarf haben, wie Garnisonen der reitenden oder fahrenden und technischen Truppenteile; es könnten hier große Ersparnisse gemacht oder die Mittel besser verwendet werden, als daß sie in die Hände der großstädtischen Grundstücksspekulation gelangen.

Eine dritte Möglichkeit zur Förderung der Kleinstädte läge in deren weitgehendster Versorgung mit guten Bahnverbindungen und sonstigen Verkehrsmitteln. Man dürfte hierbei meines Erachtens nicht allzusehr auf die unmittelbare Ertragfähigkeit, sondern mehr auf die allgemeinen volkswirtschaftlichen und idealen Werte sehen, die gewonnen werden und etwaige Mehrausgaben für schwierigere Anlagen aufwiegen. Man sollte also die Bahnen und ähnliches nicht nur als ein Geschäft des Staates betrachten und betreiben, sondern vorwiegend als ein Mittel, den Verkehr im Hinblick auf die Entwickelung und mit dem Ziele der Ertüchtigung des Volkes zu regeln.

Endlich müßte auch der Staat danach trachten, Lieferungen und Arbeiten soweit irgend angängig an die Geschäftsbetriebe der kleineren Orte zu vergeben. Er würde dadurch nicht nur die hier besprochene Förderung des Nachwuchses in der Kleinstadt erreichen, sondern zunächst auch erzieherisch und bildend auf das Gewerbe selbst einwirken, die so oft mangels entsprechender Beschäftigung schlummernden oder zurückbleibenden Kräfte tüchtiger Handwerker in der Provinz erwecken.

Eine Reihe ähnlicher Maßnahmen könnte jedenfalls zu demselben Ziele führen; doch es mag hier genügen, daß wir die Möglichkeit erwiesen haben, daß es der Staat — das Volksganze in der Hand hätte, die Bevölkerungsbewegung nach bestimmten Grundsätzen zu leiten, daß er zur Veredlung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Rasse im Innern ohne Gewalt und Barbarei, ohne Eingriffe in die geheiligtesten Menschenrechte beitragen könnte.

Derlei Maßnahmen würden allerdings ja auf bedeutenden Widerspruch aus den Kreisen der Großstadtbevölkerung, insbesondere unter den Hausbesitzern und Geschäftsleuten stoßen. Aber mit Unrecht; denn diese würden nur scheinbar oder höchstens vorübergehend eine Schädigung erleiden. Das in den kleineren Orten erstarkende Volk würde alsbald die wenigen und zeitweisen Lücken in der Großstadt auffüllen. Eine kräftige und wirtschaftlich gut gestellte Kleinstadtbevölkerung ist ganz natürlich wiederum in ihren größeren Bedürfnissen auf die großen Zentren des Handels, der Industrie und des Verkehrs angewiesen und würde diesen Vorteile bringen, die eine schwache und notleidende Bevölkerung niemals schaffen kann. Sollten sich aber doch da und dort stärkere Einflüsse auf die Entwicklung der Großstädte bemerkbar machen, dann ist zu bedenken, daß der Staat doch in erster Linie auf Stärkung des Ganzen zu sehen hat und Recht und Billigkeit auch gegenüber den Kleinstädten walten lassen muß. Eine kleine Einschränkung der Großstädte würde vielleicht sogar das Leben und Schaffen daselbst auf eine festere und gesundere Grundlage zurückführen, als sie jetzt zuweilen in Spekulation und Wettbewerb dort zu finden ist.

Siegfried Goetz.

Haben wir genug Fleisch?

Kaum ist die Sorge um unser täglich Brot durch die einschneidenden Maßnahmen der Reichsregierung von uns gewichen, — da taucht plötzlich die Fleischfrage auf, die schon im Herbste 1912 uns Bilder der erregten Volksseele vor Augen führte, wie wir sie gewiß nicht gern wieder erleben möchten, zumal in dieser ernsten Zeit nicht. Gewiß ist die Brotfrage unendlich wichtiger, als die nach dem Fleisch, wir wissen aber, daß es sehr Viele unter uns gibt, die das Fleisch als noch unentbehrlicher betrachten, und darum ist es durchaus nötig, in die weitesten Kreise unseres Volkes die Wahrheit über das Fleisch zu tragen, damit nicht wieder wie 1912 ein Fleischnotfieber einsetzt — ganz unnötigerweise.

Wer das noch nicht glauben sollte, der sehe sich diese wenigen Zahlen an: Unser Fleischverbrauch hat sich in den letzten 100 Jahren *vervierfacht*. Nach *Rubner* und *Ewald* betrug er auf den Kopf der Bevölkerung im Jahre 1816: 13,6 kg, 1861: 23,2 kg, 1892: 32,5 kg, 1900: 43,4 kg und heute 52,3 kg. Damit haben wir selbst England übertroffen, das Land der Beefsteakesser, das nur 47,6 kg verzehrt. In Frankreich werden verbraucht: 33,6 kg, in Österreich-Ungarn: 29,9 kg, in Rußland: 21,8 kg, in Italien: 10,8 kg. Die deutschen Großstädte gehen über den Durchschnitt von 52,3 kg noch hinaus und kommen sogar bis zu 74 kg

auf den Kopf (Berlin verbraucht 70,9 kg)! Zu dieser ungeheueren Steigerung des Fleischverbrauches bemerkt Medizinalrat Dr. Ewald in der „Deutschen Revue", man könne doch nicht leugnen, daß es auch schon in den Befreiungskriegen kräftige Männer mit großen Körperleistungen gegeben habe, auch stehe die Landbevölkerung der städtischen an körperlicher Kraftleistung keineswegs nach, obwohl auf dem Lande erheblich weniger Fleisch gegessen werde (nur die Hälfte des städtischen Verbrauchs!). Er sagt ferner, daß wir allen Aushungerungsversuchen Englands unbekümmert entgegensehen könnten, vorausgesetzt, daß der Fleischverbrauch eingeschränkt würde. Diese Notwendigkeit führte uns der Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums im Abgeordnetenhause in der Sitzung vom 12. Februar 1915 vor Augen: „Bei ausreichender Fleischproduktion sei die Landwirtschaft in steigendem Maße abhängig geworden von der Einfuhr ausländischer Futtermittel (Gerste, Mais, Kleie usw.), während die Getreide-Produktion hinter dem Konsum zurückgeblieben sei" (!).

Was vor wenigen Jahren die Fleischteuerung nicht vermocht hat, das lehrt uns jetzt mit einem Male der Krieg: er zwingt uns zur rücksichtslosen Prüfung der gegenwärtigen Grundlagen unserer Volkswirtschaft. Es ist notwendig, uns das zu vergegenwärtigen, was Ökonomierat Dr. Lothar Meyer 1913 auf dem Kongreß für Volksernährung"*) in Berlin in anschaulicher Weise an der Hand von Tabellen ausgeführt hat: Man erntet vom Hektar mittleren Bodens in runden Zahlen: 2000 kg Getreide; darin sind enthalten 200 kg Eiweiß, 1400 kg Stärke. Oder man erntet 20 000 kg Kartoffeln; darin 400 kg Eiweiß, 4000 kg Stärke. Oder 20 000 kg grüne Bohnen; darin 600 kg Eiweiß, 12 000 kg Stärke. — 2000 kg Gerste liefern nun 420 kg Lebendgewicht Schwein, gleichbedeutend mit 330 kg Schweinefleisch; darin 50 kg Eiweiß, 122 kg Fett entsprechend 300 kg Stärke. „Und nun sehen Sie sich recht genau an und halten fest, wie viel bei der Umwandlung von Pflanzensubstanz in Fleisch verloren geht: Darin haben wir den Schwerpunkt des ganzen Problems: es ergibt sich, daß etwa 80% an Nährwerten verloren gehen." Dr. Hindhede in Kopenhagen zeigt sogar, daß bei der Rindviehmast, nach Kalorien (Wärmeeinheiten) berechnet, die Ausbeute der Nährwerte nur 5%, der Verlust also 95% beträgt!

In der ganzen Volksernährungsangelegenheit ist aber jetzt die wichtigste Frage: „Wie erreichen wir in der Ernährung unseres Volkes mit den geringsten Mitteln die höchste Leistung?" Hätten wir doch jetzt noch all das Getreide, die Kartoffeln und vieles mehr, das uns nun 7 Monate lang das Vieh, vor allem die

*) Sämtl. Vorträge gedruckt bei Heinrich Zitelmann, Berlin S 14, Preis 40 Pfg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schweine, weggefressen haben. Überall hört man jetzt die Anklagen gegen das Schwein. Man nennt es unsern „ächten Feind". Jetzt heißt es, unsern ungeheuren Schweinebestand von 25½ Millionen Stück (Frankreich hatte 1912 nur 6,9 Millionen, England nur 2,1 Millionen Schweine) verringern. „Jedes Schwein weniger, bedeutet die Kartoffelnahrung für eine Volksfamilie mehr" (Damaschke). Eltzbacher, der Herausgeber der Denkschrift „Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan" fordert den sofortigen Tod von 9 Millionen, andere Sachkenner von 16 Millionen Schweinen. Ein schnelles und gleich umfassendes Eingreifen des Bundesrates wie bei der Brotfrage ist durchaus nötig. Die Forderung, die aufgestellt werden muß, ist: Sofortige starke Einschränkung der Viehmästung und des Fleischverbrauches in allen Volkskreisen. Prof. Dr. C. Oppenheimer erklärt mit Recht, daß dieses das einzige Mittel sei, um bei längerer Dauer des Krieges unsere Volksernährung in vollem Umfange zu gewährleisten! Geheimrat Prof. Rubner forderte bereits in der Brotfrage, daß unbedingt zu Zwangsmaßnahmen gegriffen werden müsse, da eine Organisation zur Massenbelehrung uns noch fehle. In der Fleischfrage ist solches sogar noch nötiger, weil hier neben dem Nahrungsbedürfnis noch ganz besonders der Genuß mit hineinspielt. Fleisch ist eingestandenermaßen mindestens so sehr ein Reiz-, wie ein Nahrungsmittel. Das Verlangen nach Fleisch wäre überhaupt nicht so stark, wenn wir mehr mit Bewußtsein äßen; dann würden unsere, jetzt teils mißleiteten, teils verkümmerten Sinne das wahre Nahrungsbedürfnis des Körpers uns besser kundtun.

Die Wissenschaft, die früher zur Fleischüberschätzung geführt, hat ja schon lange diesen Standpunkt wieder verlassen. Hören wir darüber den Physiologen Rubner, wohl den einwandfreiesten und angesehensten Zeugen in dieser Frage:

> „Es kann nicht scharf genug betont werden, daß die übermäßigen Vorstellungen von der kräftigenden Wirkung des Eiweißes in tierischen Nahrungsmitteln alle übertrieben sind."
>
> „Es gibt Millionen Menschen, denen es nichts schaden, vielmehr nützen würde, wenn sie sich größerer Mäßigkeit im Fleischgenuß befleißigen wollten. Es wird bei uns viel zu viel Fleisch gegessen, besonders von unsern Kindern, für die der gesteigerte Fleischgenuß ein Verhängnis ist."
>
> „So notwendig ein Teil der Nahrung aus Eiweiß bestehen muß, so falsch ist der Glaube, als könne man sich durch reichlichen Fett- und Eiweißgenuß besonders viel Kräfte anpflanzen. Die Meinung, Eiweiß mache Kraft, beruht auf einem Vorurteil."
>
> „Man kann die Ernährung mit Vegetabilien allein, ohne Fleisch, bei vollster Gesundheit des Körpers ausführen. Selbst die rein vegetabile Kost ist, wie man immer betonen muß, durchaus keine einförmige, da eine große Abwechselung geboten werden kann." „Der Mensch zeigt eine ganz besondere Empfindlichkeit gegen Eiweiß, er ist schon deshalb kein Fleischfresser."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Soweit Rubner. Ähnlich so haben Männer geurteilt, wie Virchow, Lahmann, Hindhede, v. Gruber, v. Strümpell und viele Andere. „Der Kampf der Zukunft gilt dem Fleische!" so schrieb schon Dr. med. Bircher-Benner in seinen „Grundzügen der Ernährungstherapie" (2. Auflage S. 80). Jetzt ist diese Zukunft dringende Gegenwart geworden! Der Präsident des Reichsgesundheits-Amtes Geheimrat Dr. Bumm erklärte im Reichstage Anfang Dezember 1912: „Vielleicht kommt einmal die Zeit, wo man einsieht, daß die Mahlzeiten nicht die besten sind, bei denen man möglichst viel Fleisch verzehrt. Darin liegt kein Übelwollen, sondern ein Rat, der sich stützt auf die Ernährungsphysiologie der ganzen Welt."

Man wird also die Furcht vor Fleischmangel nicht für berechtigt halten können. Wir werden jetzt einsehen müssen, wie töricht damals das Geschrei nach mehr Fleisch, nach Einfuhr von russischem, serbischem, belgischem, argentinischem, australischem usw. Fleisch war, wie unklug das Verlangen nach vermehrter inländischer Fleischaufzucht und wie töricht es war, unsern kostbaren Boden immer mehr dem Körnerbau zu entziehen und so das Übel weiter bis ins Ungemessene zu vergrößern. Die Fleischfrage hängt doch aufs engste mit der Bodenfrage zusammen! Soll uns da das „Fleischfieber" noch einmal ergreifen? Wollen wir das Bild vom Herbste 1912 noch einmal wieder aufleben sehen, wo unsere Arbeiterfrauen stundenlang, sogar in den Nachtstunden, vor der Freibank standen, um das so stark überschätzte Nahrungsmittel zu erhalten? Fleisch ist, vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, das teuerste aller Nahrungsmittel! Wir brauchen jetzt aber den guten Willen jedes deutschen Mannes und vor allem jeder deutschen Frau, den Fleischverbrauch auf ein vernünftiges Maß zu beschränken, und das sofort und nach einem festen Plane. Jede deutsche Familie, in der noch bisher der Fleischgenuß üblich war, sollte sich nun sogleich einen Kriegsfleischplan machen. Wer bisher täglich dreimal Fleisch gegessen hat, lasse es zunächst einmal abends weg, natürlich auch die Wurst und den Fisch. Nach acht, spätestens vierzehn Tagen, esse man nur noch mittags Fleisch in mäßiger Menge. Nach weiteren 2—3 Wochen bringe man nur noch einen um den anderen Tag Fleisch, Fisch oder Wurst auf den Tisch. Jetzt wo wir viel Vollbrot essen (ein Segen des Krieges!), brauchen wir noch weniger Fleisch als früher. — (Kindern unter 14 Jahren soll man überhaupt kein Fleisch mehr geben, Entziehung binnen kurzer Frist!)

Die Hausfrau wird sehr bald bemerken, daß bei Befolgung dieses Wirtschaftsplanes nicht nur Geld gespart wird, sondern auch Gesundheit und Leistungsfähigkeit aller Familienangehörigen sich heben.

Nur eine Frage bleibt noch zu beantworten: ob denn die Hausfrau es versteht, mit wenig Fleisch oder ohne Fleisch ebenso gut den Tisch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu bestellen wie früher; denn mit dem einfachen Fortlassen des Fleisches ist es keineswegs getan, es müssen andere bekömmliche und wohlschmeckende Gerichte an die Stelle treten. Darüber schreibt der Berliner Arzt Dr. med. von Oiste:

> „Wenn man beim Übergang von der fleischhaltigen zur fleischlosen Kost eine scheinbare Zunahme der Beschwerden beobachtet, so liegt das daran, daß der Übergang meist zu plötzlich vollzogen wird. Ein Organismus, dem jahrzehntelang Fleisch zugeführt worden ist, kann sich eben nicht plötzlich auf eine ganz veränderte Lebensweise einstellen, ohne eine Revolution durchzumachen."

Es müssen also Übergangsspeisen geschaffen werden, die eine allmähliche Entwöhnung von den Fleischreizen einleiten und zugleich die Verdauungsorgane für die gute Ausnutzung der veränderten Kost vorbereiten. Solche Übergangsspeisen sind in den sehr zahlreich vorhandenen Reform- und vegetarischen Kochbüchern*) beschrieben, und wer es recht bequem haben will, kann auch im Handel fertigen Fleisch- und Wurstersatz („Pflanzenfleisch" und „pflanzliche Wurst") haben.

Vor Allem aber müßten jetzt Kriegskochkurse durch Bundesratsverordnung schleunigst im ganzen Reiche in allen Städten ausreichend abgehalten werden! — Alle miteinander müssen wir jetzt unsere ganzen, ungeteilten Kräfte einsetzen für des Deutschen Reiches Dasein. Wir Daheimgebliebenen haben in gewissenhaftester Arbeit und Entsagung unsere Ernährung und die unseres Heeres, sowie den wirtschaftlichen Bestand im Innern zu sichern. Darum hat jeder zuerst seine Genüsse einzuschränken, dann haben wir Fleisch genug, nicht nur jetzt, sondern zu jeder Zeit.

„Wir müssen schrecklich sachlich werden", sagt Friedrich Naumann. „Jeder Mensch ein Ernährungstechniker! Die Engländer werden sich wundern, welche Umwandlung des deutschen Volkes in 2 Monaten eintritt: Fröhliche Sparsamkeit aus heiligem Trotz! Weltüberwindung". — Er soll recht behalten! Wir werden als ein innerlich freies Volk handeln, das sich durch falsche Gewohnheiten nicht knechten läßt.

F. Kiel.

---

*) Empfehlenswerte Kochbücher sind nach meiner Überzeugung: „Billig und gut", von Berta Wachsmann, 3. Auflage, Preis 30 Pfg. (1914, Berlin, Leichtersche Verlagsbuchhandlung). 2. „Billige Fleisch-Ersatz-Küche", von Frau Rektor Volchert, Preis 20 Pfg. (Verlag Hachmeister und Thal, Leipzig, Lehrmeister-Bibliothek Nr. 320). 3. „Vegetarisches Kochbuch", Miniatur-Bibliothek Nr. 817/18, Preis 20 Pfg. (Verlag Albert Otto Paul, Leipzig). 4. Kleines vegetarisches Kochbuch von Dr. med. Ernst Winkler, Leipzig, Preis 25 Pfg. (Verlag des Deutschen Vegetarier-Bundes, Frankfurt a. M.). Weitere gute, größere Reformkochbücher und einschlägige Schriften findet man im „Führer zur gesundheitlichen Lebensreform", herausgegeben von Fr. Paul Lorenz, Freiburg (Baden), Belfortstr. 2.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

.... und dem Bier tue nichts zu Leide!

Es war im Jahre 92 n. Chr., als der römische Kaiser Domitian, bewogen durch den Mangel an Brotfrüchten und Überfluß an Wein, ein Gesetz erließ, das die Anlage neuer Weinberge in Italien verbot, für die Provinzen aber die Ausrodung der Hälfte der Weinberge befahl. Harnack berichtet uns darüber, daß dies Gesetz einen Aufruhr in Kleinasien hervorrief. Man sang gegen den Kaiser gerichtete Spottverse. Man sandte auch einen berühmten Redner nach Rom, um den Kaiser zu bewegen, das Gesetz zurückzunehmen. Das gelang vollkommen. Man erhielt oder erzwang sogar die Erlaubnis, neue Weinberge anzulegen, und Strafe sollte die Besitzer treffen, die unbrauchbar gewordene Weinberge nicht wieder instand setzten. Dies wird, wie Harnack des weiteren ausführt, in der Offenbarung Johannis getadelt, wo es Kap. 6 Vers 6 folgendermaßen heißt: „Und ich hörte eine Stimme mitten aus den vier Tieren heraus: ‚Ein Tagmaß Weizen einen Denar, und drei Maß Gerste einen Denar, und dem Öl und dem Wein tue nichts zu Leide'." Das soll heißen: Weizen und Gerste, die notwendigsten Lebensmittel, werden das Zwölffache des gewöhnlichen Preises kosten (für gewöhnlich bezahlte man für einen Modius = 12 Tagmaß einen Denar), aber Wein und Öl, die doch nicht zum Leben unbedingt nötig sind, dürfen unter keinen Umständen verteuert werden. —

Dies fand ich kürzlich, als ich alte Bücher durchstöberte. Und ich sann nach und sah, daß wir nach fast zweitausend Jahren in der gleichen Lage sind: Der Weizen ist für Geld überhaupt nicht mehr zu kaufen; es wird damit aufs sorgfältigste gespart, und er wird gemischt mit Roggen und nur gegen Schein verabfolgt. Die Brauherren aber verlangen Freigabe dieses notwendigen Brotkorns, um Weißbier und Grätzerbier daraus brauen zu können. Ihre Schriftgelehrten und Redner sagen, dies sei eine „hochwertige Ausnutzung des Getreides zum Zwecke menschlichen Genusses". Die Gerste aber kostet das Vierfache dessen, was sie vor einem Jahre kostete. Man tötete Schweine und Federvieh, weil man das Futter für sie nicht mehr erschwingen konnte. Die guten und so nahrhaften Erzeugnisse aus der Gerste: Grütze, Gries, Graupen und Brotmehl stiegen in ähnlicher Weise, wie das Korn selbst. Dem Bier aber soll kein Leid geschehen: die Gastwirte sträuben sich gegen jede Preiserhöhung und wollten die höchste militärische Macht anrufen, damit diese sie davor schütze. Mag alles, was zum Leben notwendig ist, mag das Korn und das tägliche Brot teuer sein — — nur dem Bier tue nichts zu Leide! — Sonst — — —

In der Nr. 124 vom 10. März der „Täglichen Rundschau" war folgendes zu lesen:

„Gegen die Flaumacher. Die Ortsgruppe Berlin des All-

deutschen Verbandes hält es im vaterländischen Interesse für ihre Pflicht, aufs schärfste gegen die Flaumacherei einer gewissen Presse Stellung zu nehmen, die Zweifel darüber zu verbreiten sich bemüht, ob es überhaupt möglich sein werde, mit unsern Nahrungsmitteln durchzuhalten.

Die Ortsgruppe ist der Ansicht, daß der alte Satz: wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg, wenn überhaupt jemals, so in diesem Punkte und für unsere Verhältnisse Geltung haben muß, und sie sieht eine Jämmerlichkeit darin, wenn in solchen Auslassungen, wie dies kürzlich in sonst angesehenen Blättern geschehen, sogar die Rücksicht auf die gewiß sehr wichtigen und sehr ehrenwerten Gewerbe der Brauer und Gastwirte als Grund gegen eine Beschränkung der diesen Gewerben zur Verarbeitung überlassenen Nahrungsmittel herangezogen wird.

Die Ortsgruppe hält dafür, daß es für uns Daheimgebliebene allerhöchste Ehrenpflicht sein muß, nicht nur unsere tapferen Feldgrauen nicht um die Früchte ihres blutigen Ringens, ihrer Mühen und Strapazen zu bringen, sondern im Gegenteil an unserm Teil alles zur Sicherung des von ihnen Erkämpften zu tun, und rechnet dazu auch, den etwaigen Wirkungen derartiger Flaumacherei entschieden entgegen zu treten."

Man kann der „Täglichen Rundschau" und dem „Alldeutschen Verband" nicht den Vorwurf machen, daß sie zu denen gehören, vor denen der bekannte „Schutzverband gegen die Übergriffe der Abstinenzbewegung" so eindringlich warnt; um so beachtenswerter sind diese auf solche Schutzredner und -schreiber der „gewiß sehr wichtigen und sehr ehrenwerten Gewerbe der Brauer und Gastwirte" gemünzten scharfen Entgegnungen. Sie finden Widerhall im Volke. Die überall und von allen Volkskreisen gestellten, sich in letzter Zeit stets mehrenden und lauter werdenden Forderungen an die Regierungen zeigen das: „Beschlagnahmt die in den Brauereien und Mälzereien lagernde Gerste, damit Brot daraus gebacken wird, damit gute und unentbehrliche Nahrungsmittel daraus hergestellt werden!" — Dieser Ruf aber geht hervor aus dem ernsten und unerschütterlichen Willen: Wir wollen durchhalten! Wir wollen, daß für unser Vaterland und unsern deutschen Kaiser das Wort gilt, das im gleichen Kapitel der Offenbarung Johannis steht:

„Und ich sahe, und siehe, ein weiß Pferd, und der darauf saß, hatte einen Bogen; und ihm ward gegeben eine Krone, und er zog aus, zu überwinden, und daß er siegete."

Georg Asmussen.

Eine Stimme zur belgischen Frage vor achtzig Jahren.

Belgien ist, bis auf einen kleinen Rest, in deutschen Händen. Wie seine Zukunft sich gestalten wird, kann heute niemand sagen, und der

Laie sollte sich hüten, hier ein voreiliges Urteil abzugeben. Von Interesse aber mag es sein, zu sehen, wie ein deutscher Patriot vor achtzig Jahren die belgische Frage angesehen hat. Es ist Ernst Moritz Arndt, unter dessen „Schriften für und an seine lieben Deutschen" sich auch eine mit Belgien befaßt.

Es ist bekannt, wie sehr die beiden Pariser Friedensschlüsse alle deutschen Vaterlandsfreunde enttäuschten. Nicht einmal Straßburg, die 1681 so schmählich dem Deutschen Reiche entrissene Stadt, nicht einmal das Elsaß, nicht einmal Lothringen wurden den Franzosen wieder abgenommen. Arndt erhob noch ganz andere Ansprüche. Er spricht von einem Gebiet, das er, etwas unbestimmt, Austrasien nennt, ein Name, der in die Zeit der ersten Frankenkönige zurückreicht. Was er darunter versteht, gibt er nicht genau an. An einer Stelle des erwähnten Aufsatzes beansprucht er alle deutschen Lande links vom Rhein, „den ehemaligen burgundischen Kreis eingeschlossen". Darunter würde, wenn man es wörtlich nehmen wollte, selbst ein so völlig französisches Land wie die Franche Comté fallen, die freilich lange zu Deutschland, dann eine Zeitlang zu Spanien gehört hat und erst durch Ludwig XIV. französisch geworden ist. Daran konnte natürlich auch damals keiner denken, auch Arndt hat schwerlich im Ernst daran gedacht. Es ist dies eine kleine Entgleisung, die weiter keine Folgen hat. Hier wären die Franzosen mit dem berüchtigten, viel mißbrauchten Wort von den natürlichen Grenzen Frankreichs einmal im Recht.

Um so nachdrücklicher nimmt Arndt für Deutschland Belgien in Anspruch. Und dafür beruft er sich auf eine große politische Autorität, auf den jüngern Pitt. Man wußte damals noch wenig von dem schrankenlosen Egoismus der englischen Politik. England galt als das Land der Freiheit, sein Krieg gegen Napoleon als eine Tat edelster Selbstverleugnung. Die gewaltsamen Streiche und Rechtsbrüche, die England während des Krieges sich hatte zuschulden kommen lassen und gegen die Napoleons Rücksichtslosigkeiten harmlos sind, wurden in Deutschland geflissentlich übersehen. Frankreich erschien als der eigentliche, der einzige Feind der europäischen Ruhe und der deutschen Freiheit. Dies ist auch die Auffassung Arndts, wenigstens im allgemeinen. Und so ist für ihn Pitt ein Orakel.

Von diesem großen Staatsmann, der das Unglück hatte, in dem Augenblick zu sterben, als Napoleon im Begriff war, den höchsten, schwindelndsten Gipfel seiner Macht zu ersteigen, nämlich kurz nach der Schlacht bei Austerlitz — von Pitt gab es eine Art von politischem Testament für seine Nachfolger. Es lautete: Frankreich ist Großbritanniens ewiger Feind, der mächtigste Staat des Festlandes. Deutschland, schwach und zerspalten, ist das Hauptziel des französischen Ehrgeizes. Gelingt es Frankreich, sich auf Kosten Deutschlands auszudehnen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so hat England die Franzosen im Besitz der fruchtbarsten Lande, der besten Häfen und der günstigsten Winde und Strömungen am nördlichen Ozean sich unmittelbar gegenüber. Es tut also not, für England und für die Deutschen einen starken Wall aufzuwerfen. Darum muß Preußen, der rechte deutsche Grenzhüter, im Westen gestärkt werden. Zu den Landen, die ihm übergeben werden müssen, gehört vor allem auch Belgien.

Daß dies nicht geschah, kann Arndt den englischen Staatsmännern nicht vergeben. Eher scheint die Schuld an Preußen gelegen zu haben, das, ohne klares Verständnis für seinen Beruf, die Wacht am Rhein zu halten, vor allem auf Vergrößerung im Osten, auf Kosten Sachsens, bedacht war und diesen Anspruch mit Hilfe Rußlands denn auch, wenigstens teilweise, durchsetzte. Doch kann man wohl überhaupt von einer eigentlichen Verschuldung nicht sprechen. Da einmal ein einiges Deutschland unter den damaligen Umständen nicht zu erreichen war, so konnte auch ein sehr starkes Preußen nicht zustande kommen, das litt die Eifersucht der übrigen deutschen Staaten, namentlich Österreichs nicht. Frankreich machte dabei das beste Geschäft, und England verhielt sich gleichgültig, wenigstens machte es keinen Versuch, den Gedanken Pitts zu verwirklichen. Die Lösung, die schließlich zustande kam, war so unglücklich wie möglich. Belgien wurde unter dem holländischen Hause der Oranier mit Holland vereinigt, zwei Völker, die kaum durch ein wirtschaftliches Band verbunden und durch religiösen und nationalen Haß entzweit waren. Diese Verbindung barg den Keim zu neuen Zwistigkeiten, und sie bestand denn auch nur fünfzehn Jahre, die Julirevolution führte zur Erhebung der Belgier und zu ihrer Losreißung, zur Schaffung eines neuen Königreichs Belgien, das bis auf unsre Tage bestanden hat — in welcher Gestalt es weiter bestehen soll, muß die nächste Zukunft lehren.

Zu der Zeit, als Belgiens Schicksal noch in der Schwebe war, im Jahre 1834, verfaßte Arndt den erwähnten Aufsatz. Er schwamm damit gegen den Strom der öffentlichen Meinung Deutschlands. Die bald nach 1815 einsetzende Reaktion hatte überall bei den Völkern Mißtrauen und Haß gegen die absoluten Regierungen großgezogen. Daher war die öffentliche Meinung geneigt, jede Erhebung gegen die bestehenden Gewalten als einen Freiheitskampf zu begrüßen. Das galt von der Julirevolution, die in Frankreich 1830 die Monarchie der Bourbonen über den Haufen warf, es galt aber auch in kaum minderem Grade von der belgischen Erhebung, die gleichsam als eine Fortsetzung der Pariser Revolution erschien. Bisher war den Regierungen die öffentliche Meinung herzlich gleichgültig gewesen. 1830 aber war das anders. Man macht sich heute schwer eine Vorstellung davon, welchen Schrecken dieser Ausbruch den Kabinetten in die Glieder jagte. Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Meisten wähnten nicht anders, als die Greuel von 1793 kehrten wieder. Ebenso groß war auf der andern Seite, bei den bisher mundtot gemachten Völkern, die Siegeszuversicht. Die allgemeine Stimmung, auch in Deutschland, war für die Franzosen, und ebenso hätten alle den Einmarsch in Belgien als einen Prinzipienkrieg, als einen Angriff der Absolutisten gegen die Liberalen ausgeschrien. Denn das war eine der unheilvollsten Früchte der Reaktion, daß sie das politische Denken unterdrückt hatte. Die öffentliche Meinung war unklar, verworren, ließ sich durch billige Freiheitsphrasen bestechen und übersah in der Begeisterung für die zu befreienden Völker die berechtigten Vorteile des eigenen Landes.

Zu den wenigen Liberalen, die schärfer sahen, gehörte Arndt. Er erkannte, welche Gefahr für Deutschland in der Aufrichtung des Königreichs Belgien lag. Er sah darin mit vollem Recht eine Eroberung, die Frankreich ohne Schwertstreich gemacht hatte. Der neue König Leopold mußte als ein Schützling Frankreichs gelten. Er war mit einer französischen Prinzessin vermählt. Französische Feldherren und Offiziere befehligten das belgische Heer und saßen in den Festungen Belgiens als Kommandanten. Laut rühmte sich die französische Regierung dieses Erfolges gegenüber ihrer Opposition und erklärte zugleich, dies sei nur der erste Aufmarsch, bald würden weitere Erwerbungen folgen. Nicht undeutlich wies sie auf die Rheingrenze hin. Diese unheilvolle Idee, die Frankreich seit den Tagen Napoleons nicht mehr hat fahren lassen, hebt Arndt gegenüber all den kurzsichtigen Politikern, die damals von einer Verbrüderung der Völker träumten, mit Schärfe hervor. Den Franzosen, die sich gern als die Befreier der unterdrückten Völker aufspielten, reißt er die Maske ab, zeigt darunter die nackte nationale Selbstsucht und die unverschämte Anmaßung. Was kann es in der Tat Dreisteres geben, als wenn das ministerielle Journal des débats in jenen Tagen erklärte: „Es ist Tatsache, daß die Errichtung des Königreichs Belgien, das unter Frankreichs Schutz geschaffen und befestigt worden ist, für dieses einen Machtzuwachs bedeutet. Aber dafür hat Frankreich Europa die Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens gegeben, und gewiß hat es damit einen großen Sieg über sich selbst errungen."

Auch 1830, wie auf dem Wiener Kongreß, versäumte England, Frankreich entgegenzutreten, und Arndt kann sich dies nur damit erklären, daß Lord Palmerston von dem schlauen Talleyrand hinters Licht geführt worden sei. Er ist entrüstet, daß Deutschland nicht wenigstens bei dieser Gelegenheit das Versäumnis von 1815 wieder gut gemacht und Belgien an sich genommen habe. Wie unmöglich dies damals war bei der kläglichen Machtlosigkeit des deutschen Bundes nach außen, darüber geht er hinweg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Arndt wendet sich auch gegen diejenigen, die auf die von den Großmächten verbürgte Neutralität Belgiens hindeuteten und ihn als einen Gespensterseher verlachten. Und hier vor allem haben wir seinen Weitblick anzuerkennen. Die Bestimmungen des Londoner Protokolls über die belgische Neutralität hat er vor achtzig Jahren schon so gewertet, wie wir sie in diesen Tagen sich haben erweisen sehen, als einen Fetzen Papier, der nichts vermag gegen den Drang der Umstände. Man ahnte damals noch nichts von der heute weit verbreiteten Anschauung, daß das Völkerrecht nur für die Theorie gut sei, nicht für die Praxis, und nur so lange gehalten werden müsse, wie es Vorteil bringe (nur England hat von jeher diesem saubern Grundsatze gehuldigt). Um so größer ist Arndts Verdienst, daß er sich schon damals keinen Illusionen hingab. Belgien, sagt er, könne nicht neutral bleiben. Es befinde sich nicht in demselben Falle wie die Schweiz, ein unfruchtbares Gebirgsland (wiewohl selbst bei der Schweiz es zweifelhaft sei, wie lange ihr das Glück der Neutralität erhalten bleibe). Belgien, eine Kornkammer und eine Kriegskammer, sei das geborene Schlachtfeld in dem Hader um die Maas und den Rhein. „Ich frage jeden Feldherrn und Minister, der über Krieg und Politik nachgedacht hat, ob Belgien in einem europäischen Krieg länger neutral bleiben wird, d. h. als neutral geachtet werden wird, als es dem bequem dünken wird, der die beste Kraft in sich fühlt, der Angreifer zu werden."

Richtig ist es, daß Napoleon III. 1870 die Neutralität Belgiens achtete. Er mußte dies schon aus Rücksicht auf England. Damals konnte man die beiden Gegner, Frankreich und Deutschland, noch für gleich stark halten. Das hat sich seitdem geändert. Lebte Pitt heute, er könnte nicht mehr Frankreich als die stärkste Macht des Festlandes bezeichnen. Ebenso entschieden, wie damals gegen Frankreich, würde er sich heute gegen Deutschland wenden, als gegen den eigentlichen Feind der britischen Weltmacht, mit dem es keine Versöhnung gibt. Er würde gewiß nichts dagegen haben, daß Frankreich bis an den Rhein vordränge. Einstweilen würde er befürworten, daß Belgien als ein Wall, nicht gegen Frankreich, wie vor hundert Jahren, sondern gegen Deutschland aufgeworfen würde.

Sieht man von der veränderten Stellung Deutschlands zu England ab, so behalten die Ausführungen Arndts auch heute noch ihren vollen Wert. Es ist bei ihm besonders die Ruhe und Nüchternheit anzuerkennen, die wohltuend absticht von der romantischen Unklarheit seiner Zeit. Hier bekommen wir keine Sentimentalitäten über die Stammesverwandtschaft mit den Belgiern zu hören. Arndt greift nicht zurück auf den Besitzstand des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation, ein Requisit aus der historischen Rumpelkammer, womit wir heute nichts anfangen können. Er beruft sich nirgends auf das Germanentum der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Engländer. Darum ist er auch, trotz seinem Vertrauen auf die Politik Englands, keineswegs blind gegen dessen Fehler. Daß England sich durch Handelsinteressen leiten läßt, entgeht ihm nicht. „John Bull ist Kaufmann, vielleicht oft mehr als recht eine zusammengeschnürte Kaufmannsseele."

Von Arndt können wir lernen, worauf es bei solchen Fragen in erster Linie ankommt: nämlich auf die unverrückbaren geographischen Tatsachen, auf die Lage des Landes, auf seine wirtschaftliche Beschaffenheit, auf die natürliche Verteidigungsfähigkeit, auf die Verkehrsstraßen und die durch die Natur gegebenen Handelsbeziehungen. Von diesem Gesichtspunkt aus war die Erwerbung Elsaß-Lothringens für Deutschland 1871 geboten. Daß die sprachlichen und geschichtlichen Verhältnisse ebenfalls dazu stimmten, war ein glücklicher Nebenumstand, weiter nichts. Diese Dinge können auch für die belgische Frage nicht ausschlaggebend sein. Wären sie es, dann allerdings müßte die Frage, ob Belgien deutsch werden kann, verneint werden. Denn schon sehr früh haben sich diese Gebiete dem Deutschen Reiche entfremdet, und heute sind nicht einmal die Vlamen als deutsch im eigentlichen Sinne zu bezeichnen, nicht von Gesinnung, Sprache noch Nationalcharakter, von den den kleineren Teil des Volkes bildenden Wallonen ganz zu schweigen. Doch, wie gesagt, das sind nebensächliche Erwägungen, die gegenüber den politisch-geographischen Umständen verstummen müssen. Inwiefern diese für oder gegen die Erwerbung Belgiens sprechen, das mögen Berufenere entscheiden. Den militärischen Sachkennern gebührt hier die erste Stimme. Die Laien haben hier nur eine Pflicht: nicht durch Hineinbringen von unsachlichen Gesichtspunkten den nüchternen Erwägungen der Fachleute entgegenzuarbeiten und diesen ihre Arbeit zu erschweren.

Ernst Müller-Holm.

Was andre sagen

Tübinger Chronik Nr. 49 vom 1. März 1915.

Vierter allgemeiner Studentenabend.

„Am Abend von Königs Geburtstag fand im Saale der deutsch-christlichen Studentenvereinigung der vierte allgemeine Studentenabend statt, zu dem diesmal der Rektor die Studierenden als seine Gäste eingeladen hatte. Inkorporierte und nichtinkorporierte Studenten und Studentinnen waren zahlreich erschienen, die farbentragenden Verbindungen in ihren Farben — ein in diesem Semester sonst ungewohnter Anblick! Der Rektor eröffnete den Abend mit einem Hoch auf

den König, der ebenso wie der Kaiser gewünscht habe, anläßlich seines Geburtstages von Feiern abzusehen; das hindere aber nicht, seiner heute zu gedenken. Auf das begeistert aufgenommene Hoch sang die Versammlung stehend „Preisend mit viel schönen Reden". Sodann dankte der Rektor seinen Gästen für ihr zahlreiches Erscheinen und warf einen Rückblick auf sein zu Ende gehendes Amtsjahr, auf das viel Schatten, aber auch viel Licht gefallen sei: der Schatten der Not und des Ernstes der großen Zeit, der Verödung der Universität, der großen Verluste, die sie im Felde erlitten, aber auch das strahlende Licht der vaterländischen Begeisterung, mit der die Söhne der Alma mater in den Krieg zogen, des Hilfseifers der Zuhausegebliebenen und der Einigung der ganzen Studentenschaft in diesen vaterländischen Abenden. Er sprach von den Aufgaben der akademischen Jugend nach dem Krieg: der Notwendigkeit, diesen Geist der Einigkeit zu bewahren, neuen Strömungen wie der Abstinenzbewegung entgegenzukommen, die körperliche Ertüchtigung obenanzustellen und die Ausbildungszeit auf der Universität ernster und besser auszunützen zur Vorbereitung für den künftigen Beruf im Dienste des Ganzen. Nur so würden die Universitäten und die akademisch Gebildeten in dem neuen Deutschland nach dem Krieg die führende Stellung einnehmen können, die ihnen gebührt. Er schloß mit einem Hoch auf die Universität Tübingen. (Es folgt dann die Erwähnung der übrigen Vorträge und künstlerischen Darbietungen.)

Zum Schluß des schön verlaufenen Abends, der noch durch den Gesang mehrerer Lieder belebt wurde, sprach cand. rer. pol. Adickes (Normannia) dem Rektor den Dank der Studentenschaft für seine Einladung aus und gedachte unter dem lauten Beifall der Anwesenden seiner warmen Anteilnahme und Fürsorge an dem Ergehen der zurückgebliebenen Studenten, wie sie in der Veranstaltung dieser Abende und nicht zum mindesten in dem kürzlich erschienenen Aufruf zur Gründung eines nationalen Studentendienstes zum Ausdruck gekommen sei. Die beste Antwort auf diese Bemühungen sei die Tat. Mit einem Hochruf auf den Gastgeber schloß der Vertreter der Studentenschaft. ..."

Rund um uns

Biererzeugung und Kriegsbereitschaft. Professor Max v. Gruber-München, der sich durch wertvolle Arbeiten schon manches Verdienst um unsere Volksernährung erworben hat, veröffentlicht in Nr. 10/1915 der Münchener medizinischen Wochenschrift einen neuen Aufsatz: „Kriegsbereitschaft des Ernährungswesens und Biererzeugung". Dieser Aufsatz verdient die allgemeinste Verbreitung und Beachtung.

Von dem sehr reichlichen v. Gruberschen Zahlenmaterial geben wir nur das, was für das allgemeine Verständnis von Wichtigkeit ist. Nach Prof. Eltzbacher sind zu 1 hl Bier 25 kg Gerste erforderlich. Da wir nun 1912/13 58913 hl Bier aus inländischer Gerste erzeugt haben, macht das einen Gerstenverbrauch von 1472825 t inländische Gerste. Im Hektoliter Bier sind nach Eltzbacher 400 g Eiweiß, 5000 g Kohlehydrate, 3300 g Alkohol enthalten, also liefert 1 hl Bier 45000 Kalorien, d. h. Brennwerteinheiten. Die gesamte jährliche Biermenge in Deutschland würde also 23565,2 t verdauliches Eiweiß und 2651 Billionen Brennwerteinheiten liefern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In den Malzkeimen und Trebern bleiben noch ziemliche Mengen von Nährstoffen zurück. Sie gehen aber nicht ganz verloren, sondern können noch als Viehfutter Verwendung und Ausnutzung finden. Nehmen wir nun an, daß sie sich im Tierkörper zu Fleischeiweiß umwandeln, und so der menschlichen Ernährung zugute kommen, so würden sich aus der zur Bierbrauerei verwendeten Gerste insgesamt 47951 t Eiweiß und 3118 Billionen Brennwerteinheiten ergeben. Dabei setzen wir voraus, daß alle in dem Bier enthaltenen Ernährungsstoffe restlos in die Körpersäfte übergehen.

Bei der Verwertung von Gerste zu Graupen, wie sie Eltzbacher voraussetzt, ergeben sich keine erheblichen Unterschiede zwischen Braugerste und Graupengerste. Anders ist es jedoch bei der Vermahlung von Gerste zu Mehl, die in Notzeiten sehr wohl möglich sein kann. Auch hier ergibt sich wieder Kleie als Abfall. Und ferner ist damit zu rechnen, daß das Eiweiß des Gerstenmehles und die Brennwerteinheiten ebenso wie bei anderen pflanzlichen Nahrungsmitteln nicht vollkommen vom Körper ausgenutzt werden. Trotzdem erhielte man aus den 1472825 t Braugerste bei der Vermahlung zu Mehl und der Verfütterung der Kleie ein erhebliches Mehr an Nährstoffen, nämlich 87870 t verdauliches Eiweiß und 3908 Billionen verdauliche Brennwerteinheiten.

Würde man jedoch das für Gerstenbau verwendete Land — eine Fläche von 845236 ha — mit Kartoffeln bebauen, so wären die Ergebnisse für die Volksernährung noch viel günstiger. Bei einer Zugrundelegung des Durchschnittsertrages von Kartoffelland aus den Jahren 1903—1912 würde die Kartoffelernte vom bisherigen Bierland 144407,3 t verdauliches Eiweiß und 8051 Billionen verdauliche Brennwerteinheiten ergeben. Selbst bei der Verfütterung der Kartoffeln an Schweine wäre das Land besser angewandt als zum Anbau von Braugerste. Die Schweine würden zwar im Fleisch nicht einmal das an Eiweiß liefern, was im Bier enthalten ist, dafür würde aber das Fett mit seinen hohen Brennwerten 108,3% der Energiemenge liefern, die uns aus der Braugerste zukommen.

Zusammengefaßt würden 845236 ha Ackerland ergeben:

	Verdauliches Eiweiß t	Brennwerteinheiten Bill.
Bier	47951	3118
Gerstenmehl	87870	3908
Kartoffeln	144407	8051

Bedürfen diese Zahlen wirklich noch der Erläuterung? Sprechen sie nicht für sich selbst, und zwar eine sehr beredte Sprache?

Prof. v. Gruber sagt am Schluß seines Artikels:

„Noch wäre es Zeit, statt Gerste Kartoffeln anzubauen. Aber dieser gewichtige Entschluß müßte rasch gefaßt werden! Es wird vielen ganz aussichtslos erscheinen, das deutsche Volk auch noch von seinem geliebten Bier zu trennen, und es war daher vielleicht klug, die Einschränkung der Biererzeugung von vornherein abzulehnen. Hoffen wir, daß der Krieg so rasch zu Ende geht, daß uns daraus kein politischer Schaden erwächst. Aber meines Erachtens muß die Nation auf alle Fälle wissen, wieviel sie ihre Bierliebe auch an Nahrungsstoffen kostet. Salvavi animam meam."

Der letzte Satz heißt in freies Deutsch übersetzt: ich habe meine Pflicht getan und habe gewarnt; hört auf meine Warnung! Der Ernst der Lage ist bis vor kurzem vielen Leuten noch nicht klar gewesen. Unbekehrbar haben sie darauf losgewirtschaftet wie im tiefsten Frieden. Nun sind die Brotkarten gekommen, nun müssen sie sich fügen. Soll uns unsere Bierliebe dazu zwingen, daß wir einen vorzeitigen, unvorteilhaften Frieden schließen müssen? Den Zuckerrübenbau hat man beschränkt. Ließe sich dasselbe nicht ebenfalls für den Anbau von Braugerste durchführen?

Wir verzichten heute absichtlich auf eine Aufzählung der Schäden für Herz, Nervensystem, Leber, Nieren und die anderen inneren Organe, die der Alkohol

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und mit ihm auch das Bier verursacht. Wir schweigen von den moralischen und sittlichen Schäden, die auf den Bier- und Schnapsgenuß zurückzuführen sind. Wir sprechen nicht von den Zerrüttungen im Familienleben, im Volkskörper, die wir dem Alkoholismus verdanken. Nein, wir reden nur von der eisernen Pflicht und dem unbeugsamen Willen, durchzuhalten bis zum endgültigen Sieg. Soll das liebe Bier neben dem direkten moralischen Schaden auch noch indirekt unsere Widerstandskraft gegen unsere erbarmungslosen Feinde schwächen? Unser Verantwortungsgefühl allein sollte uns dazu bringen, den Ausführungen Prof. v. Grubers rückhaltlos zuzustimmen und für ihre Durchführung einzutreten. Laßt uns handeln, ehe es zu spät ist!

Dr. H. G.

Etwas zum Nachrechnen. Die Wichtigkeit kleiner Zahlen kann man kennen lernen, wenn man den wirtschaftlichen Folgen des Bierverbrauchs jetzt bei der überall nachdrücklich erhobenen Aufforderung zur Sparsamkeit im Lebensmittelverbrauch nachgeht.

Im Jahre 1912 kam auf den Kopf der Bevölkerung von 65 000 000 Einwohnern in Deutschland ein Bierverbrauch von 102 Liter. Also täglich noch nicht $^1/_3$ Liter Bier. Darin stecken doch nicht viel Nährwerte, und gar so viel Gerste, aus der man Mehl gewinnen und eventuell weiter Brot hätte backen können, wird da nicht verbraucht sein, sollte man meinen.

Ein ganz anderes Ergebnis erhalten wir, wenn wir wirklich einmal nachrechnen.

Es wurden nach dem statistischen Jahrbuch für Brauer und Brauerei-Interessenten (1914) im Jahre 1912 für die Bierherstellung verbraucht: 31510000 Zentner Gerste und 240 000 Zentner Weizen. Diese 31 750 000 Zentner Getreide liefern bei der jetzigen Mahlweise (80% Mehlauskommen) 25 400 000 Zentner Mehl.

Diese geben nach dem Ansatz: aus 100 Teile Mehl werden 130 Teile Brot, 33 020 000 Zentner Brot.

Auf den Kopf der Bevölkerung macht also der Verzehr von $^1/_3$ Liter Bier täglich $^1/_2$ Zentner Brot im Jahre oder mit anderen Worten: die Wochenausgabe von $3^1/_2$ Pfund Brot auf den Kopf der Bevölkerung könnte auf $4^1/_2$ Pfund erhöht werden, wenn die Bierbereitung nicht stattfände.

Zählt man die 13% Getreide, die zur Bierbereitung aus dem Ausland eingeführt werden, ab, wäre immer noch wöchentlich auf den Kopf der Bevölkerung 0,4176 kg Brot aus einheimischem Getreide zur Verfügung oder mit dem 10—20%igen Kartoffelzusatz wieder 1 Pfund in der Woche mehr.

Rechnet man anders: 65 Millionen Menschen haben im Jahre 1912 je 102 Liter Bier getrunken, also 6630 Millionen Liter.

Der Verbrauch der oben genannten Menge Getreide zeigt, daß für 1 Liter Bier 0,48 Pfund Getreide verwandt wurde: mit andern Worten, jedes gesparte Liter Bier ergäbe einen Getreidevorrat von 0,48 Pfund.

Diese Getreidemenge 0,48 Pfund ergibt — wieder bei 80% Mehlauskommen — 0,348 Pfund Mehl, und diese 1 Liter Bier entsprechende Mehlmenge ergibt wieder nach dem Verhältnis 100 Mehl : 130 Brot 0,4992 Pfund Brot: — also $^1/_2$ Pfund Brot, das durch den Kartoffelzusatz um $^1/_{10}$ bis $^1/_5$ noch vermehrt werden soll.

Wer also bei einem Wirtshausbesuch, bei dem eine Schnitte Brot zu erhalten jetzt gewisse Schwierigkeiten macht, 1 Liter Bier verzehrt — für einen längeren Besuch doch sehr geringe Menge — entzieht unserem Nährmittelvorrat über $^1/_2$ Pfund Brot mehr, als auf Kopf und Tag zur Verfügung gestellt wird.

Eine Familie, die in der Woche nur einen Kasten Bier mit 25 Flaschen zu 0,3 Liter Inhalt geliefert bekommt, ist nach allgemeinen Begriffen mäßig im Verzehr dieses Genußmittels. Hätte sie ein anderes gewählt, würde sie in der Woche dem Nahrungsmittelbestand des Deutschen Reiches 7,5 × $^1/_2$ Pfund Brot — sogar ohne Kartoffelstreckung des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Brotes — erhalten haben, also mehr als auf den Kopf und die Woche Brot für eine Person bewilligt ist.

Dr. med. Heinrich Röder.

Stark wie das Leben. „An Stelle des kläglichen romanischen Wortes: ‚Fort comme la mort' (Stark wie der Tod) setzen wir ein deutsches Gegenwort: ‚Stark wie das Leben'". So schrieb vor etwa einem Jahre im „Vortrupp" unsre Mitarbeiterin J. D. Gennerich. Sie trat mit ihren Ausführungen für eine der wichtigsten volksgesundheitlichen Forderungen ein, für die Forderung: Gesundheit des Mannes wie des Weibes sei die unerläßliche Voraussetzung der ehelichen Verbindung.

Jetzt hat die Verfasserin ein Buch herausgegeben, dem sie jene Worte „Stark wie das Leben" voransetzt, und in dem sie ihre Gedanken über die gesunde Ehe der Zukunft in erzählende Form kleidet*).

Wir weisen unsre Leser auf dies neue Buch hin, weil wir glauben, daß es Nutzen bringen und für das Leben manches jungen Menschenkindes richtunggebend sein kann. Erkenntnisse auf dem Gebiete der Volksgesundheit an die Jugend heranzutragen, ist immer eine der vornehmsten Aufgaben des „Vortrupp" gewesen, und uns scheint, daß wir jetzt, wo unser Volk auf eine Kraftprobe, so gewaltig wie nie zuvor, gestellt wird, doppelt Ursache haben, die Fragen der Volksgesundheit an die Spitze aller Erörterungen zu stellen und sie vor allem der Jugend nahe zu bringen. Tausende und Abertausende unsrer Besten und Stärksten müssen jetzt draußen im Felde Blut und Leben lassen. Eine Unsumme von Leben, Kraft und Gesundheit wird vernichtet. Das ist unabänderliche Notwendigkeit. Wir würden aber den Gedanken an diese furchtbare Notwendigkeit nicht ertragen und nicht die feste Zuversicht haben können, daß unser Volk die ungeheure Probe besteht, wenn wir nicht gleichzeitig mannigfache Kräfte am Werke wüßten, die — allen Opfern zum Trotz — eine zunehmende Gesundung unsres Volkes und ein Wachsen seiner leiblichen und seelischen Stärke gewährleisten. Gesundung und Kraftsammlung. Darauf kommt es heute mehr denn je an. Kraftsammlung nicht nur für die Taten des Krieges, sondern nicht minder für die unermeßliche Arbeit, die uns der Friede zur Bewältigung bringen wird. Vom waffenfähigen Manne bis zum ungeborenen Menschen, der noch des Lichtes harrt, besteht die gleiche unerläßliche Pflicht, gesund zu sein. Wer dies Pflichtgefühl zu wecken und zu verbreiten sucht, leistet unserm Volke einen der notwendigsten Dienste. Und glücklicherweise sind es Viele, die zu diesem Dienste sich bereit finden.

Zu ihnen zählt auch die Verfasserin des Buches „Stark wie das Leben". Wir begrüßen das Buch als guten Helfer in wichtiger Arbeit und wünschen ihm, daß es in gleicher Weise auch von unsern Lesern gewürdigt werde. Wer den Worten der Verfasserin die Forderung entnimmt, sich mit verantwortlich zu fühlen für die Gesundheit der kommenden Geschlechter, und wer fähig ist, diese Forderung sich selbst und Anderen einzuprägen, für den ist das Buch geschrieben*). **Vortrupp.**

Deutsche Landwehrkinder.**) In dem nun seit Monaten vereinsamten Arbeitszimmer seines Vaters lag der fünfjährige Heinz und „schrieb" wieder mal einen

*) J. D. Gennerich, „Stark wie das Leben". Eine Erzählung aus Niedersachsen. Verlag von Carl Reißner, Dresden. Preis Mk. 2,50.

*) In der „Vortrupp-Jugend" Nr. 5, die diesem „Vortrupp"-Hefte beigefügt wird, finden unsre Leser eine Probe aus der Erzählung „Stark wie das Leben".

) Dieser und der folgende Aufsatz waren ursprünglich für die erste Aprilnummer des „Vortrupp" bestimmt, mußten aber wegen Raummangels zurückgestellt werden. **Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Feldpostbrief. Lang ausgestreckt auf dem Teppich lag er, ab und zu mit dem einen Bein in die Luft schlenkernd, weil die Hände allein nicht ausreichten, alle seine Empfindungen zur Anschauung zu bringen. Entgegen seiner sonstigen Gewohnheit verhielt er sich bei dieser ernsten Tätigkeit durchaus schweigsam, nur hin und wieder atmete er tief auf.

Schließlich war das Werk getan, und er begab sich damit zur Mutter, um ihr die weitere Behandlung des Briefes zu überlassen. Mutter war die einzige, die seine „Buchstaben" zu deuten verstand, sie konnte besser lesen als der zehnjährige Bruder, der nicht ein einziges Wort heraus bekam und immer behauptete, Heinzens Buchstaben seien Brezeln. Aber Mutter kannte sich aus, ja, sie war ungeheuer gescheit.

Freilich half er ihr ein wenig beim Übersetzen in die Sprache der großen Menschen, die der Vater im Felde schrieb, aber im übrigen konnte Mutter seinen Brief so gut lesen, daß Vater nachher alles verstand und ihm immer ausführlich zu antworten vermochte.

Aber heute zeigte es sich, daß Mutter keine Zeit zum Übersetzen hatte. Wirklich nicht, denn das Paket für den Vater mußte doch noch fertig gemacht werden, so daß er es noch rechtzeitig zum Osterfest bekam. Da blieb also nichts weiter übrig, als seine Zuflucht zu Bruder Kurt zu nehmen, wenn es auch sehr erhebliche Schwierigkeiten mit sich brachte; Kurt mußte heran, sobald er aus der Schule kam; er würde gewiß einsehen, daß Heinzens Brief unbedingt in das Osterpaket mit hinein mußte, und so würde er sich wohl etwas mehr Mühe geben bei der Übertragung in die Buchstaben, die man in der Schule schrieb, ins Großdeutsche.

Kurt sah das auch wirklich ein, und nach Tisch wurde sogleich mit der Arbeit begonnen, ausnahmsweise noch vor den Schularbeiten. Da aber Kurt auch selbst einen Brief schreiben wollte, so bestand er darauf, beide brüderliche Auslassungen zu einem Schriftstück zu vereinigen, weil er zwei bis zum Postabgang nicht schaffen würde. So geschah es. Mit großer Mühe und entsprechend großen Buchstaben wurde der Brief vollendet. Er lautete:

„Lieber guter Vater! Jetzt ist das schöne Osterfest bald wieder da. Zu Weihnachten waren wir schon so allein und jetzt bist du auch noch nicht da. Sind denn die Engländer noch nicht alle tot? Hoffentlich bald. Wir sind sehr traurig, daß von unseren lieben Soldaten schon so manche tot sind. Walter Lietzmanns Vater ist auch gefallen, und er hat gar nicht in der Schule geweint. Aber er sagte, Ostereier will er diesmal nicht haben. Denn voriges Jahr hatte sein Vater sie ihm im Garten versteckt, das war so schön, wie er sie fand. Und darum will er dieses Jahr keine. Da haben wir alle gesagt, wir wollen auch keine. Kein Junge darf sich Ostereier schenken lassen, und wer doch welche kriegt, der muß soviel Geld aus seiner Sparbüchse mitbringen, als die Eier wert sind. Und wer nichts in der Sparbüchse hat, der muß die Eier mitbringen als Liebesgabe für die Soldaten. Und nach Ostern schicken wir alles in das Feld.

Aber hoffentlich ist dann der Krieg schon vorbei. Heinz will, daß der Krieg so lange dauert, bis er groß ist. Ich bin vorgestern in Jungdeutschland eingetreten, weil ich doch nun zehn Jahre alt bin. Aber Heinz will nicht so lange warten, er will gleich in den Krieg, ohne erst was zu lernen. Und wir müssen doch erst so viel lernen im Jungdeutschland. In dieser Woche gehöre ich zum Metallsturm. Wir gehen von einem Haus zum andern und sammeln Blei und Kupfer und Silber. Auch altes Gold. Wie der Heinz das gehört hat, wollte er auch mit gehen zum Einsammeln, aber Mutter ließ ihn nicht. Da ist er heimlich im Haus zu allen Leuten herum gelaufen und hat um schlechtgewordenes Silber gebettelt. Er hat auch wirklich etwas bekommen. Die Frau Geheimrat hat ihm zwei Leuchter geschenkt. Vom Hauswirt hat er einen Kupferkessel gekriegt und dadrin hat er den ganzen Vormittag alte kaputtige Bleisoldaten eingesammelt, bis er soviel hatte, daß er es nicht mehr schleppen konnte. Dann ist

ihm das junge Fräulein vom Rechtsanwalt auf der Straße begegnet und hat ihm den Kessel heraufgetragen.

Nachher haben wir auch noch unsere alten Bleisoldaten dazu getan, und da wurde es immer mehr. Heinz hat auch von ein paar Pferden die Beine abgebrochen, damit sie auch alt sind, weil nur altes Blei genommen wird. Und die Pferde wiegen viel schwerer, als die Soldaten, und so haben wir eine ganze Menge zusammen gekriegt. Da können nun Flintenkugeln draus gegossen werden. Die sind viel besser, als Ostereier, weil Ihr damit schießen könnt.

Heinz hat auch ein paar Bleistifte zerbrochen und mit hineingeworfen. Aber das war dumm, denn Bleistifte sind doch nicht von Blei. Aber er wußte es nicht.

Wir fangen jetzt schon an, unsern Garten zu bauen. Heinz wollte erst lauter Goldlack säen, aber Mutter hat ihm gesagt, daß es davon kein Gold gibt, denn das Gold wächst bloß tief in den Bergen. Die größeren Jungen in unserer Schule haben viele Goldstücke gesammelt, bei uns waren sie auch, aber Mutter hatte nur noch ein Goldstück mit dem Kaiser Friedrich darauf, das will sie gern geben, aber der Rahmen muß erst abgemacht werden.

Wenn wir mit unserm Garten fertig sind, dann helfen wir der alten Mutter Wiesener, weil die keinen Menschen hat. Alle Leute haben jetzt einen Garten, und das muß auch so sein. Denn unser Lehrer sagt, jeder Deutsche muß ein Stück Vaterland haben und jeder muß es selber pflegen. Wir freuen uns schon sehr auf den Sommer.

Lieber Vater, wir haben auch jeder eine Brotkarte, auch der Heinz. Unser Hauswirt hat gesagt, vor der Brotkarte sind alle Preußen gleich. Heinz und ich passen sehr auf, daß wir nicht zuviel von unserer Brotkarte essen, aber manchmal esse ich doch etwas mehr als er. Dann freut er sich am Sonnabend, daß er etwas erspart hat, denn der Hauswirt gibt jedem ein Zuckerl, der viel übrig läßt.

Sonntags gehen wir manchmal mit Mutter in das Lazarett und besuchen Verwundete. Mutter gehört zu einem Verein für Verwundete, die keine Eltern oder Brüder haben, und die besuchen wir dann und bringen ihnen etwas. Dann erzählen sie uns viel von den Russen, wie sie sie verhauen und gefangen haben. Einmal haben wir auch gefangene Russen vorbei fahren sehen, aber die taten uns sehr leid, denn sie waren auch verwundet.

Läuft das Wasser immer noch durch die Decke von Deinem Unterstand durch? Es tut uns sehr leid, und wir denken alle Abend an Dich, wenn wir im Bett liegen, und wir bitten den lieben Gott, daß er doch nicht mehr regnen lassen möchte. Bitte, schreibe uns bald.

Nun tausend Grüße und Küsse von Kurt und Heinz."

Hinsichtlich der Orthographie, mit der Kurt, der Zeit entsprechend, auf etwas schärferem Kriegsfuße stand, als hier angedeutet, half Mutter glättend und mildernd nach, und dann trat der Osterbrief seine Reise an.

Wilhelm Müller.

Aus einem Feldpostbrief.

„Der Monat März hat uns auch hier in Rußland starke Kälte und Schnee gebracht, überall liegen die Wälder in herrlicher, weißer Pracht, und eine schwere Schneelast lagert auf den niedrigen Bauernhäusern. So gewinnt man überhaupt erst den eigentlichen malerischen Eindruck der russisch-polnischen Landschaft. Von früheren Reisen möchte ich erwähnen, daß ich Rußland im Winter kenne bis zum jenseitigen Ural nach Irbit hinauf, doch das tiefe Wesen der Landschaft verstand ich erst jetzt, wo mitten zwischen dem schneeigen Wald unsere Kanonen eingegraben sind und ihre eherne Stimme weitschallen lassen. Ich habe immer ein trauriges Gefühl, wenn ich die zerschossenen Dörfer im Schnee sehe, und wenn ich an einem einsamen Soldatengrab am weißen Wegrain vorbeireite, ehre ich die Toten mit soldatischem Gruß, ach, denkt man der Toten! — So war es auch ein frostiger, schneeweißer Wintertag vor einiger Zeit. Meine alte liebe schwere fünfte Batterie stand am dunklen Waldesrand, zwischen dem Walde

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und der Eisenbahnlinie vor dem Dorf Gr., etwa fünf Werst von Sk., hinter uns war ein gefrorener Tümpel — und wir alten und jungen Hamburger hatten in der Feuerpause ein herrliches Vergnügen, auf diesem Tümpel so recht nach Hamburger Jungenart mit Glitschen und Tollen uns auszutoben. Lächelnd schauten die Batterieoffiziere zu, selbst die Offiziere und Offizierstellvertreter der Feldartillerie vom ... Reserveregiment, ich glaube, es war die fünfte, leichte Batterie, hatte dieses fröhliche Spiel herangelockt; da war auch ein Oberlehrer, Gr., der seine helle Freude an unserer Balgerei hatte, ein fröhlicher, harmloser Mann in blondem Spitzbart, der wohl in Gedanken bei seinen Hamburger Schulbuben war. Zu Leutnant .... vom Stab unserer Bataillons meinte er, nun müßte die schwere Batterie vor dem Tümpel noch feuern, das wäre eine wunderbare Skizze und erinnernswerte Episode für sein Tagebuch.

Warum ich dies erzähle? Der Grund ist ernst genug. Denn Gr. weilt lange in den Gefilden, wo nur ewige Freude — und Friede wohnt. Ihn ereilte ein so tragisches Schicksal, daß alle die Kameraden in seiner Batterie, von denen er fast vergöttert wurde, ihn nimmer vergessen können, und mag einmal der Krieg zu Ende gehen, wird mancher noch von dieser unendlichen, so traurigen Offizierstragödie, der ein blühendes, so innerlich reiches Menschenleben zum Opfer fiel, erzählen. Wir hatten da in unserer Batterie ein jetzt entstandenes Leiblied, das Gr. gerne bei uns hörte, einer meiner Hamburger Freunde hat es für uns komponiert; singen wir den zweiten Vers, so muß ich immer an den wackeren Kameraden denken. Der Vers lautet:

Und als wir von der Fünften aus Rußland zurück,
Da sieh, da stand ein altes Mütterchen mit weinendem Blick.
Sie schaut in die Reihen, ob ihr Sohn wiederkehrt:
Euer Sohn, der liegt begraben in Rußlands kühler Erd,
:|: Zu Grabina, in der Erd!" :|:

Früher war mir ja Schneelandschaft jauchzende Freude, nun nach diesem opferreichen Kriege und dem vielen Traurigen, das ich sah, stimmt mich diese weiße Herrlichkeit tief ernst. ..."

P. F. H.

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Hoch, Kaiser und Reich. Kriegsdichtungen. 1. Heft. Ausgewählt von Gustav Falke. M. 0,20. Hanseatische Druck- und Verlags-Anstalt, Hamburg.

Jahrbuch für Alkoholgegner 1915. Herausgegeben von Dr. Karl Wilker, Jena. M. 0,80. Deutschlands Großloge II des IOGT, Hamburg.

Joël, Ernst: Die Jugend vor der sozialen Frage. Schrift aus der sozialen Jugendbewegung. M. 0,50. Verlag der Kantbuchhandlung, Charlottenburg.

Deutsche Weihnacht. Eine Liebesgabe deutscher Hochschüler. M. 1,50. Der Furche-Verlag, Berlin C 2, Kl. Museumstr. 5b.

Fichte, Johann Gottlieb: Der wahrhafte Krieg. Verlag der „Zeit im Bild", Berlin W 57.

Spohr, Oberst a. D.: Die Rolle der Medizin in meinem Leben. M. 1,80. Fr. Paul Lorenz, Freiburg (Baden).

Henke, Klara: Praktische Winke. Wie bereitet man den Seinen eine schmackhafte, vollwertige Ernährung ohne Fleisch? M. 0,10. Verlag Paul Henke, Dresden-A. 29.

Molenaar, Heinrich: Geharnischte Sonette und andere Kriegsgedichte. Heinrich Molenaar, Bayreuth.

Wenn es gilt fürs Vaterland! Ein Kriegsbüchlein für Studenten. M. 0,30. E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstr. 68/71.

Geppert, Franz: Bismarck. M. 1,60. Gustav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung (Gustav Fick) Leipzig.

Paquet, Alfons: Der Sendling. M. 1,—. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg-Großborstel.

Volksbücher der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Heft 38.

Hesse, Hermann: Der Lateinschüler. Geh. 30 Pf., geb. 70 Pf. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg-Großborstel.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

4. Jahrgang Nr. 10 16. Mai 1915

Vom Wanderergeist vor und nach dem Kriege.

In den letzten Jahren vor dem Kriege ging ein seltsamer neuer Zug durch unser Leben. Er wollte gar nicht recht zu unserer Vorstellung von dem tintenklexenden Jahrhundert und von dem Zeitalter der Neurasthenie passen. Etwas wie Waldesduft und Lerchentrillern drang in unser Kulturleben hinein. Mit den Jungen fing es an. Die Älteren standen zuerst zweifelnd als Zuschauer dabei, dann aber mit herzlicher Freude; und manch einer versuchte wohl, ob er selbst noch mitmachen könnte und kam dazu, auch in sein eigenes Leben noch etwas Waldesduft hineinzubringen.

Wanderergeist: das ist diese neue und fast rätselhafte Macht. Aber dies Wort sagt doch mehr, als der Klang zuerst zu bedeuten scheint. Daß die Lust, Ausflüge zu machen, erstaunlich wuchs — wie ja männiglich bekannt —, das ist nur e i n Zeichen der Zeit, und es ist nicht die Hauptsache. Ein jugendlicher Vertreter dieses neuen Geistes sagte einmal: „Wanderer sein, das ist kein Sport, es ist eine Weltanschauung". Das mag wohl jugendlich überschwänglich sein, manche mögen es gar überspannt finden, aber wer dies sagte, hatte doch so unrecht nicht.

Daß das Leben einer Wanderung zu vergleichen ist, das ist keine neue Entdeckung. Aber daß dabei jetzt nicht, wie einstmals, an eine mühselige Wanderung durch eitel Wüstenei gedacht ist, sondern an die frohe Wanderung mit den unzähligen köstlichen Eindrücken in Wald und Feld, in menschenwimmelnden Wohnstätten und überweltlichen Einsamkeiten: das ist das Bedeutsame daran. Und dieser Frohsinn wendet sich mit Vorliebe all dem Kleinen, Feinen und Zarten zu, das der durchschnittliche Spießer übersieht und der blasierte Snob für unterhalb der Würde seiner Geldbörse hält, und auch all dem verschlossen selbstbewußten Großen, das für den Mitteleuropäer von heute nicht oberflächlich genug sichtbar ist. Darauf kommt es an: an einfachsten Dingen und Eindrücken seine tiefsten und reinsten Freuden zu erleben, einerlei, ob das ein weiter Blick über eine schlichte Landschaft ist, ein einfaches Heulager, ein selbst bereitetes Mittagessen oder gar ein Stück trockenes Schwarzbrot. Und wer erst einmal an diesen Stil gewöhnt ist, den zwingt es geradezu, nicht nur seine sonntägliche freie Zeit, sondern auch seinen Alltag so einzurichten, daß die einfachsten Dinge die größte seelische Wirkung zeitigen. Ihm wird sich alles darum drehen, sein Streben nicht erlahmen zu lassen, aber nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im Streben nach Ämtern und Würden aufzugehen; kostspielige Dinge nicht zu verachten, aber fröhlich und ohne Bedauern auch ohne sie auszukommen, noch besser — es klingt paradox — aus Genußsucht genügsam zu sein; schwer verdauliche Tafelfreuden und barockes Amüsement als unnütze Last zu empfinden, beides ebenso leicht über Bord zu werfen, wie überkommene veraltete Anschauungen, mit denen man gebrochen hat; und bei all dem stets in der Gewißheit: das Ziel bleibt dort vorn sicher und fest bestehen, soviel überwundene Meilensteine man auch hinter sich ließ.

Aus der Sportvorbereitung wurde wirklich eine Weltanschauung. „Leicht Gepäck, mein Jung', das ist das halbe Glück auf Erden überhaupt — und beim Wandern insbesondere," mit diesen Worten faßt ein Wortführer dieser Bewegung das Ganze zusammen.*) Das ist ganz gewiß keine neue Weisheit, aber ein guter Spruch bleibt es trotzdem. So zog ein neuer Geist durch unsere Zeit. Viele bemerkten nur seine bunte Außenseite mit „Klampfenklang" und „Schillerkragen" und erklärten alles für Spielerei, aber viele Andere erkannten sein Wesen besser und schätzten ihn hoch.

Das war vor dem Kriege. Dann fegte der Sturmwind über unsere alte Erde. Und nun steht die Frage vor uns: wie richten wir jetzt unser Leben neu ein?

Leicht Gepäck — ja, das hat jetzt wohl mancher, der vor einigen Monaten noch nicht daran dachte. Manch einer mag es nötig haben, seine Lebensbedürfnisse stark einzuschränken oder gar ganz von neuem wieder zu beginnen. Da wird dann die Zukunft recht grau in grau und aller bunte Glanz des Lebens als überflüssig und vollends ungehörig erscheinen. In wie weitem Umfang das so sein wird, wer vermag das zu sagen!

Und doch! Auch unsere Zeit will ihres Lebens froh sein, und wäre es auch nur, um die Kraft zu neuer Arbeit wieder und immer wieder zu finden. Und sie hat Frohsinn sogar nötig, denn die Arbeit, die vor ihr liegt, ist ungeheuer groß und verspricht nicht einmal sicheren oder bald sichtbaren Erfolg. Aber woher soll man froh sein, wie soll man sich vergnügen? Denn keine Frage: Vergnügungen kosten Geld, und Viele müssen jetzt sparen, werden es auch nach dem Kriege müssen.

Es gibt ein famoses altes Lied von einem tumpen Brüderlein, das auf keinen grünen Zweig kommen kann und die Hoffnung darauf nach einigen vergeblichen Versuchen auch aufgab. Und nun denkt es nicht mehr an morgen, läßt sich das Gold, das es einmal hat, durch die Finger rinnen, und hätt' es auch den „Zoll am Rhein, und wär Venedig sein — so wär es alls verloren, es müßt verschlemmet sein". Diese Heiterkeit — wir sagen auch wohl Galgenhumor dazu — ist in der Poesie sehr nett und lustig, aber im Leben ist sie weniger vorzuziehen, da sie doch manche Lage mit sich

*) Anton Fendrich, „Der Wanderer".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bringt, die nichts weniger als romantisch ist. Es ist zwar traurig, aber wahr, daß mit solcher „Fidelität" notwendigerweise der Katzenjammer verbunden ist; aber für Katerstimmungen haben wir nach dem Kriege gar keine überflüssigen Seelenkräfte zur Verfügung. Nicht Leichtsinn kann uns über die schwere Zeit wegbringen; wohl aber leichter Sinn, der dem Ernste des Lebens fest ins Auge blicken und dabei doch fröhlich lachen kann, wenn ein Fels, der als Baugrund dienen sollte, sich als ein Wolkengebilde erweist, das vergnüglich zerflattert — und der dabei doch nie von der Zuversicht verlassen wird, irgendwann einmal sicheren Felsen zu finden.

Was uns not tut, das ist mit einem Worte der Wanderergeist, den wir vor dem Kriege kennen und lieben lernten, mit seinem innigen Erfassen all dessen, was das Leben an verborgen Schönem so überreichlich birgt. In leichtem Gepäck konnte er damals sein Wesen am klarsten und besten ausdrücken, als er sich selbst erkannt hatte. Jetzt gilt es, den umgekehrten Weg zu gehen: zu dem leichten Gepäck den Wanderergeist hinzuzuerwerben. Das ist die große Aufgabe für Viele nach dem Kriege.

Erwerben? Als etwas ganz Neues mit einem Male sich zulegen? Das scheint ein sehr schwerer Weg zu sein. Aber es ist ganz gewiß nur halb so schlimm. Eins ist ja richtig: hübsch wäre es, wenn man etwa ein Tränklein in der Apotheke erhalten könnte, dessen Einverleibung den neuen Geist entwickelt. So einfach ist es nicht. Von heute auf morgen einen neuen Menschen anziehen, das können nur Wenige, und das pflegen auch nicht einmal gerade tiefe Naturen zu sein. Für die meisten wird einige Zeit dazu nötig sein. Aber die Schwierigkeiten in den Weltumständen, über die wir hinüber kommen möchten, halten auch einige Zeit an, so können wir freigebig mit Monaten und Jahren sein. Und einen trefflichen Lehrmeister — nein, ganze Scharen davon — besitzen wir in den Kreisen unserer Jugend. Seltsam ist es freilich, daß die Älteren von den Jüngeren lernen sollten, es scheint verkehrte Welt zu sein. Doch vergessen wir nicht, daß dieser Vorgang schon vor dem Kriege eingeleitet war. Wir würden jetzt nur auf schon betretenem Wege fortschreiten.

Aber nun noch eins. Es ist gar nicht einmal gesagt, daß es sich stets um einen völlig neuen Charakter handeln müsse. Wer Gelegenheit hatte, bei Streifereien durch Wald und Feld zu beobachten, wie manch ein „gereifter und gesetzter" Mensch Züge von Jugendlichkeit entwickelte, die man ihm nie zugetraut hätte, der wird mancherlei für möglich halten. Besonders aber eins: daß es nämlich in vielen, vielen Fällen nur eines Anstoßes bedarf, um bisher verborgene Charakterzüge zur Entfaltung zu bringen.

Aus der Not eine Tugend zu machen, ist eine schöne Kunst. Zuerst mag sie oftmals als eine traurige Kunst erscheinen, weil ein Stück Resignation dazu gehört, Trauben, die zu hoch hängen, nicht mehr mit Verlangen anzuschauen, sondern sich niedriger hängenden Früchten zuzuwenden. Aber wie, wenn nun diese Niederungen sich als ein überaus lustig blühen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Gefilde erweisen, das in weite und vorher kaum gekannte Fernen lockt? Dann wird eine neue Bereicherung, was ursprünglich ein trauriger Verzicht schien. Und so ist es auch in unserem Falle. Denn was bedeutet dieser Wandergeist, der nicht nur auf Streifereien, sondern auch im täglichen Leben sich auswirken kann, was bedeutet er letzten Endes anderes als — jung sein. Wenn der Krieg uns dazu verhilft, als Gesamtheit jünger zu werden — und diese Möglichkeit ist in sehr hohem Maße vorhanden —, dann kann er dazu mitwirken, unser Leben schöner zu gestalten, und für unsere Zukunft von der allergrößten Bedeutung werden.

Wilhelm R. Richter.

Vollbrot.

Schon lange vor dem Kriege setzte auch auf dem Gebiete der Brotbereitung eine Bewegung gegen den Luxus ein; zunächst allerdings mehr aus gesundheitlichen Rücksichten. Der Krieg fügt jetzt die wirtschaftlichen dazu. Der Brotluxus gipfelt im Streben nach einem möglichst weißen Brot. Daher jetzt der Ruf nach „Schwarzbrot". Hiermit ist aber der Kern dieser Frage nicht getroffen; er gibt vielmehr Veranlassung oder Verführung zur Herstellung und zum Verbrauch von geringwertigerem Mehl und Brot, d. h. Mahlabfällen, die besser zu Futter als zu Nahrung werden.

Worauf es bei der Brotfrage überhaupt und jetzt im Kriege ganz besonders ankommt, das ist der Begriff voll: die Kornstoffe sollen möglichst vollständig in das Mehl und Brot überführt werden, damit viel Brot und dazu wirkungsvolles, d. h. wirklich nährendes und sättigendes Brot, entsteht.

Roggen und Weizen als die eigentlichen deutschen Brotfrüchte sind botanisch echte Früchte mit je einem Samen. Die sehr dünne, seidenpapierartige Fruchthülle ist der einzige Teil des Roggen- und Weizenkorns, der nicht oder so gut wie gar nicht nährt. Die Natur hat die Fruchthülle in erster Reihe zu Schutzzwecken geschaffen; auf ihr setzen sich als sogenannter „Schmutz" u. a. auch Kleinlebewesen fest, besonders bei der Versendung und Aufbewahrung. Und ein Teil dieser Kleinlebewesen spielt später bei der Aufbewahrung des Mehles und noch mehr bei der Teigbereitung eine unliebsame Rolle, falls diese Wesen mit ins Mehl übergehen. Der eigentliche Same der Roggen- und Weizenfrucht ist das Junge für die Fortpflanzung oder der Mehl- und Brotstoff. Er macht durchschnittlich etwa 95% des Fruchtgewichtes aus.

Fruchthülle und Same lassen sich verhältnismäßig leicht voneinander trennen. Davon vermag man sich zu überzeugen, indem nach Art der Enthäutung einer Mandel ein Roggen- oder Weizenkorn etwa eine halbe Minute in Wasser — kaltes genügt, warmes macht's schneller — geweicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wird; das Wasser durchdringt nur die dünne Fruchthülle; in den Samen dringt das Wasser erst nach geraumer Zeit. So entbindet sich die Innenfläche der Fruchthülle von der Außenfläche des Samens. Und durch eine quetschende Druckbewegung zwischen den Spitzen von Daumen und Zeigefinger wird die Fruchthülle von dem Samen abgelöst! Die so dünne Fruchthülle ist durchscheinend wie Pergamentpapier. Der Same des Roggenkorns erscheint also ebenso wie das ganze Roggenkorn graubraun; der des Weizenkorns graugelb.

Der Begriff „voll" hat hier also seine ganz festen, natürlichen Grenzen. Und so ist denn der Streit all der Vollbroterfinder hinfällig, sofern der Grad der Ausnutzung des Brotkorns in Frage kommt. Auch das Schrotbrot ist nach meiner Meinung kein Vollbrot im Sinne der Ernährung des Menschen. Die Fruchthülle wird zweifellos durch die Wiederkäuer besser ausgenutzt. Der oben erörterte „Schmutz" auf der Fruchthülle wird unter Anderm auch die Ursache von ungewöhnlichen Umsetzungsvorgängen in dem Verdauungsschlauch vieler kränklicher Menschen mit sein.*) Vielleicht erklärt sich so auch die abführende Wirkung des Schrotbrotes. Kriegsbrot sollte auf keinen Fall solche Wirkung haben.

Der von der Fruchthülle befreite Same des Roggen- und Weizenkorns ist an sich die natürliche Graupe. Und diese läßt sich durch die allereinfachste Mahlvorrichtung verhältnismäßig leicht in mehr oder weniger feine Grieße

---

*) Über die Frage, welche Bedeutung die Fruchthülle für die menschliche Ernährung hat, sind die Ansichten geteilt. Der durch seine Veröffentlichungen über die Brotfrage weit über die Fachkreise hinaus bekannte Zahnarzt Dr. Kunert in Breslau will die Hülle unter allen Umständen für die menschliche Nahrung verwertet wissen. In einem Aufsatze der „Mitteilungen der Medizinisch-Biologischen Gesellschaft" (hier zitiert nach der Zeitschrift „Die Lebenskunst", Jg. 1915, Nr. 7 und 8) sagt Kunert: „Ein heißer Streit ist um die Frage entbrannt, ob die Hülse wertlos sei und vor dem Vermahlen des Getreides entfernt werden dürfe oder nicht. Ich verwerfe die Entfernung der Hülse unbedingt; sie hat sehr wichtige Funktionen zu erfüllen. Einmal regt gerade die Hülse die Darmtätigkeit energisch an, sodann macht die durch das ganze Brot fein verteilte Hülse das Brot lockerer, hilft es aufschließen, so daß die Verdauungssäfte besser wirksam werden können, und schließlich konnte ich durch eine Analyse den besonderen Reichtum der Hülse an Mineralsalzen feststellen lassen; der Gehalt an Eisen und Kalk ist z. B. dreimal so groß als beim ganzen Korn; besonders reich ist auch der Gehalt an dem so wichtigen Silicium. Hunde fressen Gras, Vögel picken sich Sand oder Kieselsteinchen auf, um sich dieses so unentbehrliche Salz zu verschaffen; dann wird wohl auch unser Magen-Darmkanal darauf eingerichtet sein, sich dieses Salz aus der Hülse dienstbar zu machen. Die Jahrtausende, in denen die Menschheit das Getreidekorn einfach zwischen den Steinen ganz grob zerkleinerte, ohne irgend etwas abzusondern, brachten jedenfalls kernige Organismen mit prachtvollen, bis ins hohe Alter vorhaltenden Gebissen hervor, während unsere Zeit, die nichts mehr weiß und fein und „hygienisch" genug bekommen kann, massenhaft Organismen von elender Gesamtentwicklung und jammervollen Gebissen erzeugt."

Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Mehle zerkleinern, und zwar in solche mit natürlicher Färbung und möglichster Sauberkeit. Seit etwa 20 Jahren setzt der Mühlentechniker Stefan Steinmetz diese Selbstverständlichkeiten in die Tat um. Seine Enthülsungsmaschine macht mit Hilfe von kaltem Wasser und kalter Luft technisch dasselbe, was ich oben versuchsweise mit den Fingerspitzen zu tun empfahl. (Seit Anfang d. J. ist auch in Berlin, Gerichtsstr. 23, dicht am Bahnhof Wedding, eine Steinmetz-Müllerei im Betriebe; die Berliner Bäckerinnung beschäftigt sie voll, aber das Mehl aus ihr wird fast ausschließlich für Kriegsgefangene verbacken!)

Ich schätze und nutze solch natürliches Vollmehl seit mehr als einem Dutzend Jahren in meinem Haushalt. Soweit ich die heutigen Berufsbäcker zur Brotbereitung aus solchem Mehl in Anspruch nahm, weiß ich auch, daß sich solche natürliche Müllerei mit der heutigen Schnellbäckerei der Berufsbäcker nicht verträgt: Solches Vollmehl — besonders wenn es grob gemahlen ist — erfordert mehr Zeit für die Teigbereitung und Teiggärung; dafür ist die Gärung aber auch eine reinere, besonders sofern Hefe statt Sauerteig verwendet wird; und deshalb ist für schwache Mägen die Bekömmlichkeit eine denkbar günstige; ebenso die Haltbarkeit solches Brotes. Allerdings muß solches Brot auch verhältnismäßig länger gebacken werden, um eine braune, derbe Rinde zu bekommen. So ist auch ein knusperiges Kleingebäck aus solch vollem Roggen- und Weizenmehl zu machen, und zwar rein oder gemengt in beliebigem Mischungsverhältnis. Für Zunge und Nase auffällig ist der viel würzigere Geschmack und Geruch aller Gebäcke, auch des Kuchens, der Tunken, Suppen, Breie, Klöße usw. aus solchem Vollmehl. Da sämtliches Eiweiß des Kornes so Nahrung des Menschen wird, ist solche Müllerei und Bäckerei auch wirtschaftlich billig, besonders jetzt im Kriege, wo das Eiweiß so knapp sein soll. Ebenso wie mit dem Eiweiß steht es auch mit den ganzen Nährsalzen des Kornes. Dieser Umstand ist wesentlich, weil sämtliche Gewebsarten, vornehmlich das Knochengewebe auch in den Zähnen, nicht am wenigsten auch infolge des weißen, nährsalzarmen Brotes gerade in dieser Beziehung zu kurz kommen. Vollbrot sollte erst vom fünften Tage an gegessen werden, zumal es sich mehrere Wochen frisch hält. Es ist dann genug Zwang zu gründlichem Kauen und Einspeicheln vorhanden. Selbst solch altes Kleingebäck kaut man mit Genuß, und zwar trocken. Und so wird schließlich auch das Brot am natürlichsten „gestreckt".

Das Vollbrot hat aber auch seinen Haken: die Kleienfrage. Der Viehhalter fragt hier mit Recht: „Wo bleibt da mein Vieh?" Es entsteht bei solcher Vollmüllerei viel weniger Kleie, und dazu ist ihr Futterwert viel, viel geringer! Der ganz natürliche Ausgleich ist dieser: Die guten Getreidekörner würden jetzt im Kriege um 13 oder 15% — Spannung zwischen 82 oder 80 und 95% Ausmahlung — und nach dem Kriege um 30 oder 35% mehr zu Menschennahrung ausgemahlen

werden; dafür könnten entsprechend mehr geringe Körner von vornherein als Viehfutter im Landbau zurückgehalten werden, ohne daß die deutsche Volkswirtschaft vom Auslande abhängiger würde als bisher. Im Gegenteil: Was jetzt „fehlt", das ist im Grunde nicht Brotstoff, sondern die Aufklärung über die Sachlage! Allerdings an der Gewöhnung liegt es hier auch. Aber der Krieg erleichtert die Umgewöhnung schon. Also nur heran auch an diese Sache, es ist eben Krieg!

Dr. R. Bloeck.

Brot und Waffen.

Es ist doch seltsam: wir haben alle, selbst in den ersten Tagen der unausdenkbar großen Gefahr, eigentlich niemals für unser deutsches Vaterland gebangt. Drei Großstaaten waren gegen uns aufgestanden, das Gesindel aller Rassen zum Angriff wider uns zusammenraffend, und die Deutschen ergrimmten statt sich zu fürchten, griffen zu den Waffen und trugen den Krieg, der uns mit allen Greueln „organisierter Zerstörung" zugedacht war, in Feindesland.

Die erstaunlich sichere Ruhe der ersten Zeit ist uns geblieben, wenn uns auch wieder und wieder die fast übermenschliche Größe der Aufgabe und die ganze Furchtbarkeit der Gefahr klar ins Bewußtsein trat, wenn uns auch ein Grauen ankam über die Horden, die Ostpreußen mit Mord und Brand überfielen, und blühende Strecken des Landes in eine Wüstenei verwandelten, darin das Heer der Toten schier größer war als das der Lebenden.

Aber wenn es seltsam war, daß wir inmitten der schwersten Fährnis und Bedrohung unserer Freiheit, unserer Zukunft und aller Güter, die allein uns das Leben lebenswert machen, unseres Sieges so gewiß waren, wie wir es sind und bleiben werden, fast noch seltsamer ist es, daß uns bei dem Gedanken an den endgültigen Sieg so oft eine heimliche, bange Sorge überschleichen will.

Werden wir den Sieg wahrhaft zu nutzen wissen? Wird er uns so groß finden, wie die Not uns fand? Oder werden wir wieder dem Götzen Mammon huldigend opfern, wie breite Schichten unseres Volkes es vor dem Kriege taten?

Diese und ähnliche Fragen werden je und je laut und wollen nicht zur Ruhe kommen. Wir finden sie in den Briefen unserer Krieger, hören sie am Bette der Verwundeten und als Abschiedswort der Hinausziehenden, lesen sie im Blick der Sterbenden. Zwischen Zweifel und Hoffnung bewegen wir sie in unserem eigenen Herzen.

Aber die Hoffnung überwiegt.

Nicht umsonst sind wir in die furchtbare Not dieses Krieges hineingeführt worden. Was an uns noch niedrig war oder gar noch ist (man

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

denke nur an die Lebensmittelwucherer!), das wird aus der Seele des deutschen Volkes durch das tausendfache Leiden dieses Krieges ausgebrannt werden. Und wo das Leid die dunklen Flecke nicht zu tilgen vermag, die das geschlossene Gesamtbild des deutschen Volkes verunzieren, da wird das Glück des kommenden, friedebringenden Sieges an die Stelle des kleinlichen Triumphes über persönliche Erfolge die große, heilige Siegesfreude setzen, die so ernst ist, weil sie so blutig erkauft wurde.

Die deutsche Art aber wird bestehen und erstarken. Darauf wollen wir leben und sterben, denn glaubten wir das nicht, wir müßten die Hände in den Schoß legen und eingestehen, daß wir nicht besser sind als unsere Feinde, wie sie ein Volk von Mammonsanbetern, deren Tun und Lassen die einzige Macht des Geldes lenkt. Wir aber wissen es, und darum wirken wir: Wir sind keine Mammonsknechte! Wir lieben unser Vaterland selbst dann, wenn wir auf seinem Boden darben müssen.

Es ist wahrlich so! Unsere Zuchthäusler, diese Ärmsten der Armen, sie sammeln Geld für die Verwundeten, spenden dem Vaterlande von ihrer nackten Armut. Und unsere Großstädter aus den traurigen Straßenzeilen, wo Mietskaserne sich an Mietskaserne reiht, verteidigen mit ihrem Leben Haus und Hof und Herd ihrer glücklicheren Brüder, den heimatlichen deutschen Boden, daran sie keinen Teil haben. Sie tun es aus Pflichtgefühl, aus innerstem Gewissenszwang, aus tief eingewurzelter Treue. Das ist deutsche Art, die uns unüberwindlich macht, die uns den Sieg verbürgt.

Der Friede wird kommen. Doch — täuschen wir uns doch nicht! — mit ihm die Notwendigkeit, uns stärker als je gegen unsere gehässigen Feinde zu rüsten. Müssen wir doch in Zukunft in so eherner Macht dastehen, so undurchdringlich gewappnet, daß niemand es wagen darf, uns aufs neue anzugreifen, daß jedem Gedanken an neuen Kampf die Gewißheit der sicheren neuen Niederlage auf dem Fuße folgen muß. Nur dann wird unser Friede von Dauer sein.

Doch eine schwere Rüstung drückt, und sie zu tragen, erheischt gesunde Kraft. So müssen wir heute schon, während der Krieg noch tobt, die Mittel erwägen, die uns die Gesundheit, diese Vorbedingung aller Wehrkraft, erhalten oder, wo sie schon verloren ging, für die kommenden Geschlechter wieder erwerben können.

Eine doppelte Erkenntnis ist uns allen geworden, seit das Ungewitter des Krieges über uns hereinbrach. Wir wissen es heute alle, daß wir verloren sind, wenn unsere Wehrkraft versagt. Ebenso verhängnisvoll aber würde das Versagen unserer Nährkraft sein. Der englische Aushungerungsversuch, das Schicksal der Burenfrauen und Burenkinder, die in den britischen Lagern Hungers starben, bringt uns das auf das eindringlichste zum Bewußtsein. Brot und Waffen, Bauern und Krieger brauchen wir, wenn wir leben wollen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber sind wir denn nicht mehr ein Volk der Bauern und Krieger? Weiteste Schichten der deutschen Bevölkerung haben sich diese Frage wohl kaum jemals vorgelegt, und weit davon entfernt, sie aufzurütteln, hat der Krieg sie in ihrer falschen Sicherheit bestärkt. Wir siegen ja! Wozu also sollten wir uns Sorgen machen?

Doch die Vielen, die tiefer blicken, kennen nur zu gut das Bild der elenden Großstadtkinder, der Schwindsüchtigen, der Trunkenbolde, der in Scham und Jammer heimlich Hinsiechenden, der Arbeitsscheuen und Sträflinge. Sie wissen, daß unser Volkskörper von schweren Gefahren bedroht ist. Sie suchen in heißem Bemühen nach Mitteln und Wegen zu einem neuen Aufblühen und Genesen des Volkes, das in schwerer sozialer Not um seine Zukunft ringt.

Sie suchen — und vergeuden nur zu oft ihre Kraft und ihre Herzenswärme an vergeblichen Versuchen und mit unzulänglichen Mitteln. Um so besser für uns, wenn wir Führer finden, die des rechten Weges schon gewiß sind.

Wir müssen von der Vergangenheit für die Zukunft lernen, eine Forderung, die ebenso alt wie unbeachtet ist. Wir müssen zu erkennen suchen, wie Ursache und Wirkung das Schicksal der Völker weben, bis es unentrinnbar wird wie das Gespinnst der Nornen.

* * *

Wer in dieser Zeit der Prüfung und Entscheidung erkennen will, wie er seinem Vaterlande am besten dienen kann, wenn es ihm nicht vergönnt ist, es mit der Waffe zu tun, der lese Damaschkes „Geschichte der Nationalökonomie", die ihn zum mindesten sehr nachdenklich stimmen wird. Der vielseitige und bei aller Knappheit der Darstellung doch ein klares Gesamtbild schaffende Gehalt des Werkes kann im engen Rahmen dieser Zeilen auch nicht andeutungsweise wiedergegeben werden; um so eindringlicher sollen sie dem Buche Leser werben. Die großen Zusammenhänge alles geschichtlichen Geschehens, die Ursachen des Aufblühens und des Niederganges der Völker, ihre fördernden Maßnahmen und tödlichen Irrtümer sind gleich scharf ins Licht gestellt, und Völkerschicksale, die wir aus der Geschichte kennen, das heißt, von außen her, erhalten plötzlich, da wir ihre innere Notwendigkeit erkennen, ein ganz neues erschütterndes Interesse.

Carlyle, der große, von seinem eigenen Volke vergessene Gewissenserwecker, hat wiederholt in seinen sozialen Schriften warnend auf die alte Sage hingewiesen, daß auf dem Wege nach Theben, das ist, auf dem Wege zur Herrschaft, die Sphinx am Wege lag, die Jeden zerriß, der ihre Fragen nicht zu beantworten vermochte. Auch an dem aufwärtsführenden Wege der Völker lauert das antwortheischende Schicksal, und wehe dem Volke, das seine Fragen mißdeutet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hellas und Rom, das Mittelalter, das Zeitalter vor der französischen Revolution, die Lehren des Merkantilismus, der Physiokraten, der liberalen Schule, des Kommunismus und Anarchismus, all das Völkerschicksal und Einzellos, was war und ist es andres, als der ewig wiederholte Versuch, die Fragen zu lösen, die über Sein oder Nichtsein entscheiden?

Und die Frage aller Fragen war und blieb die Eine: Was hast du, Volk, mit deinem Boden gemacht? Hast du ihn deinen Kindern gegeben, damit sie fröhlich wohnen und arbeiten und sich vermehren können? Hast du ihn dem, — und dem allein, — gegeben, der ihn bearbeitet, daß er Frucht bringt, die ihn und seine Brüder ernährt? Oder ließest du ihn wenigen Mächtigen, die ihn nach Willkür bebauen oder verwildern lassen?

Was ist dein Boden, Volk? Die Wohn- und Arbeitsstätte deiner fröhlichen Kinder, die Korn und Früchte trägt? Oder ein weiter Park, darin das Wild sich, ungestört von Menschenlärm, ergeht, oder eine dürre Wüste „baureifen" Geländes? Ist er bestenfalls ein großes Waldgebiet und Ackerland, das wohl Frucht trägt und Arbeit bietet, nicht aber eine Heimat für Viele, — Land, das von fremden Arbeitern bestellt wird, die heimatlos und besitzlos darüber hingehen und wieder verschwinden, wenn die Arbeit getan ist?

Sind weite Strecken deines Bodens menschenleer, und hast du auf anderen steinerne Massengräber aufgebaut, darinnen du deine Menschen langsam sterben läßt? Wenn du das getan hast, Volk, so bist du abgetan und verloren, und all dein Reichtum, all dein Wissen hilft dir nichts!

* * *

In Hellas verdarb das falsche Bodenrecht zuerst das verarmende Volk und dann die Besitzenden, weil kein waffenfähiges Heer ihre Macht fürderhin gegen äußere Feinde schützte. In Rom brachte die Latifundienwirtschaft die Not der Sklavenkriege, die Ermordung der Mächtigen und endlich die völlige Niederlage vor dem Angriff frischer und kraftvoller Völker. Das Frankreich des 18. Jahrhunderts trieb sein Volk, dem es den Boden nahm, in Verzweiflung und Verbrechen, seine Besitzenden in Übermut und Willkür, in Entartung und Laster und endlich unter das Fallbeil der Guillotine. Und das Preußen Friedrich des Großen ward innerlich morsch, weil sein Bodenrecht ein Bodenunrecht war, und erlag nach dem Tode des großen Königs dem Ansturm des französischen Heeres in einem abgrundtiefen Fall.

Das sind Tatsachen, die eine erschreckende Sprache sprechen. Sie lehren uns, daß alle Siege, alle äußere Größe Trug und Schein sind, wenn das Volk nicht fest und frei auf freiem Boden sitzt. Ein Volk der Großstädte, der Mietskasernen und Hinterhäuser liegt im Sterben. Wenn es gesunden soll, muß es hinaus in Licht und Luft, hinaus aufs Land. Das deutsche Volk muß die Waffen führen wie den Spaten, sonst ist es verloren,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

da es sich selbst nicht länger schützen noch ernähren kann. Wenn unsere führenden Männer, wenn unser Volk in seiner Gesamtheit das erkennen, dann ist noch Alles wieder gutzumachen, wenn nicht, so ist unsere Zukunft entschieden, unser Schicksal besiegelt trotz allen Siegen.

Was uns nottut, ist klare Erkenntnis. Damaschke stellt seiner Geschichte der Nationalökonomie, die eine Geschichte der Menschheit ist, ein warnendes und verheißendes Wort Goethes voran:

„Der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Übel und breitet es weiter und weiter,
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich!"

Daß wir zu lange schwanken, zu spät die Wahrheit erkennen, das ist die Gefahr, die uns erschreckt, während die waffenstarrenden Feinde es nicht vermögen. Nahrung des Volkes und Wahrung der Macht nach außen trägt uns nur der heimatliche Boden. Schließen wir das Volk davon aus, so fehlen uns in allen Kämpfen der Zukunft Brot und Waffen.

Melanie Ebhardt.

Was andre sagen

Aus großer Zeit. (Beilage der Süddeutschen Zeitung.) Jg. 1914, Nr. 58 vom 11. November.

Unsere Kinder sollen es einmal gut haben. (Eine Inschrift an einem Landwehrzug). Von einem aktiven württembergischen Offizier.

„Wenn ein Staatsmann dieses Wort gesprochen hätte, so würde es gewiß unsern Beifall gefunden haben. Bei Landwehrleuten, die hinausziehen, den Tod fürs Vaterland vor Augen, ist es groß, und mir gehört es, schlicht und selbstverständlich, wie jene einfachen Männer es gewiß empfunden haben, zum Größten in den großen Tagen des Kriegsausbruchs.

Daher kam es mir wieder und wieder in den Sinn. Es wurde mir klar, daß es keinen richtigeren und mehr zum Herzen aller sprechenden Leitspruch für diesen Krieg geben kann.

Er umfaßt ungeheuer viel. Diese Landwehrleute waren „einfache Menschen", und weil sie das waren, deshalb ist das Glück, das sie ihren Kindern wünschen, vor allem das, was sie als selbstverständlich dazu gehörig ansahen, ein großes Ziel für „alle" Kinder unsres Volkes.

Aber dieses Wort eröffnet noch weitere Ausblicke.

Doch gehen wir erst einmal dem nach, was jenen Wehrleuten vorgeschwebt haben wird.

Zunächst wohl, vielleicht als einziger ihnen voll bewußter Gedanke der, daß wir den Feind so schlagen müssen, daß er auf lange, womöglich auf immer, Ruhe geben muß, damit ihre Kinder in Frieden ihrer Arbeit nachgehen können.

Vielleicht haben einige klare Köpfe unter ihnen auch gedacht, daß nach dem Kriege eine neue Zeit kommen werde. Möglich. Sicher ist mir jedenfalls, daß kernhaft, wie diese Männer waren, sie Gesundheit und Lebensmut, gute Herzen und geraden Sinn, Freude an strenger

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Arbeit und, in der Mehrzahl, angenehme soziale Verhältnisse, wie sie selbst sie wohl gehabt hatten, als für das Glück ihrer Kinder selbstverständlich voraussetzten.

Ich vermute, es werden Handwerker, Bauern, kleine Beamte oder bessere Arbeiter aus einer kleineren Stadt gewesen sein, wo die Fühlung mit der Natur und den Mitmenschen, die Einfachheit der Lebensführung, der innere Reichtum eines durch frische Kinder lebendig erhaltenen Familienglücks wertvolle Ausgleiche für die Mühen des einfachen Mannes schaffen.

Wir wissen alle, wie weit entfernt Millionen unsres Volkes in der Zeit vor dem Kriege von einem solchen Glücke gewesen sind. Darum ist jenes — den Landwehrleuten „Selbstverständliche" ein großes Ziel für „alle" Kinder unseres Volkes.

Oder ist wohl anzunehmen, daß die Urheber der Inschrift an Reichtum, Luxus, an ein bequemeres Leben gedacht haben? Dann wären sie nicht so in den Krieg gezogen. Davor behütete sie ihr gesunder Wirklichkeitssinn. Darin, daß ihnen gewisse tüchtige Eigenschaften selbstverständlich sind, liegt das größte Glück solcher Leute.

. . . . . .

. . . . . .

. . . ich kenne viele Soldaten, denen alle die Taten draußen selbstverständlich sind. Sie haben sich das Kreuz erworben, sind verwundet worden, haben wieder hinausgestrebt ins Feld. Sie wollen kein Lob dafür, keine Ehren, Auszeichnungen, „das ist alles selbstverständlich".

Es geht ihnen um die Sache, nicht um die Ehre, sie tun ihre Pflicht und stehen über den mehr oder weniger bewußten selbstischen Beweggründen, die allein oder mit unterlaufend vorerst noch Haupttriebfedern unseres Wesens und unsrer Gesellschaftsordnung sind.

„Wenn ihr nicht umkehret, und werdet, wie die Kinder, so kommt ihr nicht in das Himmelreich", hat Jesus gesagt.

Für Jesus hat Himmelreich die gleiche Bedeutung wie Reich Gottes. Er meint damit das Reich Gottes auf Erden, dessen Kommen wesentlich dadurch behindert wird, daß vielfach unser Menschentum durch ein oft selbstisch befangenes Erstreben der jenseitigen, ewigen Seligkeit, nicht frei zur Entfaltung kommen kann.

Freilich will die Mehrzahl der Menschen von einem Reich Gottes auf Erden nichts wissen, so viele auch täglich beten „Dein Reich komme".

Und doch haben sich angesichts dieses auf der einen Seite so furchtbaren Krieges gewiß die meisten von ihnen gefragt, ob die Menschheit denn nie derart barbarische unmenschliche Kriege wird überwinden können?

. . . . . .

Ich meine, wenn man das nicht erhoffen dürfte, dann wäre das Menschenlos ein unwürdiges. Dieser Krieg muß der Anbruch einer neuen Zeit werden, eines höheren Menschentums. Noch einmal haben die auf dem Boden des Alten gewachsenen Kräfte den Sieg erfochten, die an sich meist friedlich gesinnten Völker, das in ihnen sich regende Neue und Bessere in ihren Bann gezwungen, sie in den Krieg gestürzt. Aber es scheint fast undenkbar, daß diesen Völkern, wenn sie aus dem Taumel erwachen, nicht die Augen aufgehen sollten, und ich glaube, so schlecht sind sie nicht, daß sie dann nicht erschrecken werden — und dann?

Ich frage weiter, sollen die gewaltigen, alle innere Not wie ein Sturmwind verscheuchenden Kräfte, die in den Mobilmachungstagen in Deutschland urkräftig hervorgebrochen sind, soll dieser starke deutsche Geist diesen Tiefstand nicht überwinden, jene unbrauchbare Kultur, deren Gifte auch wir frei eingelassen haben, in Mode, Gesellschaft, Geschmack und Großstadtleben, beseitigen, uns und die andern höher führen können?

Wir müssen dankbar sein, daß der große Krieg jetzt gekommen ist. Nicht nur der noch nicht beendeten Vorbereitungen der Gegner wegen. Je länger der Friede noch so angedauert hätte, desto fühlbarer wäre dafür im Kriege die Einbuße an Kraft geworden, die die fragwürdigen Kultureinflüsse in steigendem Maße herbeiführen. Daher ist jetzt auch die Zeit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gekommen, diesen zersetzenden Mächten den Boden zu entziehen.

Seit Jahren sind zahlreiche Gesundungsbewegungen daran, dies zu versuchen. Sie haben als erste den Leitspruch aufgestellt „Unsere Kinder sollen es einmal gut haben". Sie stellen das erste Wiedererwachen des deutschen Geistes, die Auflehnung des Gesunden in uns gegen den Einfluß des Fremden in unsrer Kultur und Lebensführung dar. Und es ist ganz sicher, dieser Krieg würde umsonst geführt, das Blut unsrer Kämpfer umsonst geflossen sein, das Neuland, das wir unsern Kindern wünschen, nie erreicht werden, wenn wir in Mode und Leben, dem Luxus, den übertriebenen Ansprüchen in allen Kreisen, dem Alkoholmißbrauch, der Verflachung der geistigen und religiösen Dürre, der Klassenscheidung, der großstädtischen Loslösung von der Natur, der Vernachlässigung der Jugend, dem Jagen nach Geld und äußerer Geltung, die unsre Zukunft gefährdeten, nicht fertig werden.

Was nützten uns die größten Siege, wenn unsre Mädel auch nach dem Kriege nur mehr 1, 2 Kinder haben wollten, oder ihre Männer es ihnen so einredeten?

So führt uns unser Leitsatz zu einer umfassenderen Auffassung von diesem Kriege, als sie Vielen eigen ist. Der heutige Krieg ist der Krieg um die deutsche Zukunft, in doppeltem Sinne. Er darf erst dann als beendet gelten, wenn gegen den Feind draußen und den Niedergang drinnen der Sieg errungen ist."

. . . . . .

Rund um uns

Ein Feldpostbrief.

Ihr Lieben! Frühlingsanfang ist heute, dazu ein Sonntag und viel Sonnenschein, das ist unsere ganze Sehnsucht: Frei sein vom starren Frost, von der Blutarbeit, Leib und Seele baden in Sauberkeit und Ordnung, daß sie frisch werden, weil wir jung sind. Heute will ich Euch einladen in unsern Schützengraben. Wir liegen vor . . . . Die Berge der Aisne haben wir immer vor Augen und wer über die Schanzen zu schauen wagt, sieht ihr graues Wasser. Am Eingang zu unserer unterirdischen Stadt steht ein Posten, daneben Soldatengräber, geschmückt mit Lorbeer, Holzschnitzereien oder schöner Kreidesteineinfassung. So oft wir vorbei kommen, immer erwacht ein neues, dankbares Gefühl. Der Anfang des Laufgrabens ist breit und seicht, in vielen Windungen führt er eine halbe Stunde lang im Wald. Der Boden ist mit Holzstäben belegt, um dem Wasser zu wehren. Einer marschiert hinter dem andern, es klingt, als ob ein Wagen über den Knüppeldamm fährt. Die erste Höhle — unser elektrisches Werk. Ein Motor vom Automobil und ein Dynamo genügt, um die Offiziersunterstände zu erhellen. Dann kommen wir an einer Wurzel vorbei, die ein geschickter Kerl zu einem Kopf geschnitzt, der, angefault, leuchtet. Dann kommen wir an den letzten Reserven vorbei. Der Graben wird eng. — Seitwärts in einer Waldmulde weiß ich noch den Brunnen, auch hier steht ein Posten. In Flaschen von ungefähr 20 Litern auf einer Tragstange schleppen es zwei Mann vor in die Unterstände. Halt! — Schon in vorderster Linie. Ein Maschinengewehr ist günstig eingebaut, es beherrscht die Front und die Flanke. Nun bleibt das Bild gleich, die dicken Sandsäcke, Schutzschilde und die schwarzen Feuerrohre, solange schweigend bis ein feindlicher Angriff erkannt, dann

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aber rasend vor Kraft. — Unser Graben ist so tief, daß zwei Mann übereinander stehen können. Der erste Mann stolpert — er hat unsre Schleusenanlage nicht beachtet: Kleine Löcher zum Wassersammeln. Weiter! Da ist eine Wegkreuzung: nach der „Hohlen Gasse". Die führt uns zur Latrine, zur Müllgrube, zum Holzweg. Also peinliche Sauberkeit. Der schwache Sonnenstrahl weckt Tausende von Fliegen, Würmern; Ratten und Mäuse sind unsre nächsten Nachbarn. — Nun reiht sich Schanze an Schanze, Unterstand neben Unterstand. Überall sonderliche Namen. Da ist eine „Ilsenburg", wohl zum Andenken an eine Liebste, da die „Vitztum-Allee", da die „Sachsenwacht" usw. An allen Einrichtungen hängt eine Heimaterinnerung, steckt ein Stück sinnreichen deutschen Geistes. Vor der Zugführerwohnung steckt auf einem Stab ein französisches Käppi. — Da — famos! eine kleine Nische birgt eine Holzbank. Ein bischen Sonnenschein — also verweilen wir. Ein Kamerad schreibt eine Feldpostkarte, kurz und abgerissen sind die Worte.... Hier, wo täglich um den Einsatz des Lebens gespielt wird, hier wächst heiße Lebensliebe. Im Graben weiter. Vorm Unterstand kauert ein schwarzbärtiger Landwehrmann. Er dreht in der Hand ein Stück Kalkstein. Dieser läßt sich leicht schnitzen. Von uns sind viel solche Erinnerungen heimgegangen. — Dann begegnen wir einer Gruppe Schanzer. Fortwährend wird die Stellung ausgebaut. Sie disputieren eifrig, von den neusten Nachrichten. Die Soldaten hier außen haben das untrügliche Gefühl, etwas geleistet zu haben, sie haben ein starkes Bewußtsein vom eignen Wert. Dies Gefühl wird später eine politische Bedeutung haben. Ein geschickter Mann baut einen Gefechtsstand aus. Um die abbröckelnde Erde zu halten, wird mit Reisig geflochten. Sehen wir vorsichtig über die Böschung hinaus, erst noch die Mütze umdrehen, denn der rote Rand könnte uns verraten. Vor uns ein schreckliches Gewirr von Stacheldraht. Wer kommt hier durch? dann ein freies Feld — ein paar tote Franzosen liegen hier unbeerdigt. Ein paar Stunden Waffenruhe wären ihnen sicher gewährt worden.

Dahinter Kornpuppen, der Aufenthalt für die Beobachtungsposten. Ein schönes Vergnügen, 12 Stunden da liegen; denn Ablösung ist nur nachts möglich. Unsre Stellung läuft nicht gleichmäßig zur französischen. Von 400 m verringert sich die Entfernung auf 50 m. Achtung! Wir hören sie reden. Zwei zanken sich um einen Tabaksbeutel — ein Capitain stiftet Ruhe. Pst ducken! Sie haben uns bemerkt. Jetzt schießen sie auf jede Kleinigkeit, also Nervosität. Nun kommen wir auf den Postplatz, drei, vier Gräben münden hier. Hier werden Briefe und die sehnsüchtig erwarteten Päckchen ausgegeben. Wir spüren alle die belebenden, magenstärkenden Geister der Feldpost. Telefondrähte laufen zusammen, eine Nachrichtentafel hängt da, mit Korpsbefehlen, einer Fliegerphotographie der feindlichen Stellung und den amtlichen Kriegsberichten. — Eine Tür: Zutritt verboten! Unser Horchschacht. Er führt bis unter den feindlichen Graben. Ein Unteroffizier lauscht darin. Wir hatten fünf, einer ist gesprengt. Vor ein paar Tagen 10 Zentner Dynamit in schwarzen Kisten auf einen Punkt, furchtbare Wirkung, 200 m mußten wir weg. Ein Erdstoß und eine Staubfontaine rauscht hoch. Drüben vielleicht ein leises Wimmern.

Noch eine etwas freundlichere Einrichtung: Die Wärmehalle. Der Raum faßt 20 Mann. Im Winter erfüllte er den Zweck, den sein Name verrät. Jetzt sind 2 Kessel eingebaut, die den alltäglichen Reis brühen und den Kaffee. Denn die Kupferkessel der Feldküchen sollen geschont werden. Nun endlich in meinen Unterstand. Achtung! vier Stufen! Also ungefähr 4 m unter der Erde. Da ist noch die Gewehrstütze. Eintreten! Ich bin 1,76 m und kann noch stehen. Der Boden ist mit Brettern lose belegt. In der Wand ist ein Handofen eingebaut. Wir wollen auch hier warm werden und uns mit dieser Lage befreunden, etwas von Heimat herausfühlen. Ein kleines Fenster gibt Oberlicht und wirft es auf einen roh gezimmerten Tisch. Den größten Teil be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

anspruchtdas Strohlager: 4 Mann liegen unten, 4 in halber Höhe. Ganz wie in der Kaserne. Der ganze Raum mißt 2,5 m im Quadrat. Die Decke bilden Balken von 50 cm Durchmesser. Darauf liegen 2 m Erde. Dann Wellblech, dann Sandsäcke, nochmals Balken und nochmals 50 cm Erde. All dieser Aufwand schützt doch nicht gegen Volltreffer von Granaten schweren Kalibers. Die Bude zittert wie eine Streichholzschachtel, wenn eine „Schwere" in der Nähe platzt.

Man hat unsre Marschleistung am Anfang geringer geschätzt als die Überwindung der Öde des Seelenlebens hier außen, ich schätze als das Größere, wer seine gesunden starken Nerven behält. Das halbe Jahr Kriegszeit ist überschritten. Herbststurm, Winterregen, heute und morgen, die Füße werden nie recht warm, das rote junge Blut stockt in den Adern, die Kleider schlitzen — aber das Auge blitzt immer schärfer, liegt tiefer, heißer. Immer dasselbe Bild. Wer Soldat gewesen: Stundenlang zielen! Das ist unsre Arbeit, unser Leid. Die Sinnestäuschungen nehmen zu. Manche Patrone ist auf eine Einbildung losgegangen. Bäume bewegen sich. Es hüpfen die Schatten. Das Laub knistert! Heisa ein Tanz auf zerwühlten Matten! Da muß sich das Auge an Stein und Wurzel wieder klären. — Schützengraben — Schützengrab! So sind die Menschen hier außen geworden. Der eine griesgrämig, der andre verschlossen. Halbe und ganze — wie im Frieden, auch Spaßvögel gibts. Der Humor ist das erste Anzeichen der Gesundung. Aber einer fehlt hier außen: der mit gespannten Sehnen, mit der bebenden Kraft, mit der Leidenschaft des Hasses, des Zornes, der Liebe, so wie wir ausrückten mit dem blutwarmen Herzen, voller Ahnungen, voll Sehnsüchte — hier macht uns das Leben höhnisch oder es tastet mit Fäusten von Eis nach Dir! Nicht selten hörst Du ein Lob unsres Vormarsches. Alle begreifen den Gruß des rastlosen Vorwärts! Und wir ahnen die Kraft, die auch heute noch aus der Erde Leben preßt: Sturm! Sei es auch der Schlachtentod. So gehen wir aus und ein — Tag für Tag.

Früh Gewehrreinigen, unsre vornehmste Arbeit, blanke Wehr und Waffe! Dann Schanzarbeit, Ausbesserung am Graben bis 11 Uhr. Bis 1 Uhr Ruh, bis 6 Uhr Fortsetzung vom Vormittag. Um 8 Uhr ziehen Nachtposten auf. 2 Stunden Ruhe, 2 Stunden Wache — Tag ein Tag aus.

Und er kam in der ersten Frühlingsnacht. Die erste Kampfstunde peitscht noch alle Kraft und Willen auf, ja Zuversicht gibt Fröhlichkeit — da gibts keine Rücksicht mehr, wie im offenen Gefecht. Die Waffe liegt in der Faust, das Gelände ist gleichgültig. Mann gegen Mann. — Doch damit ist nichts gewonnen. Der Feind führt Kolonnen vor gegen Dich, vier-, fünfmal hintereinander gestaffelt. — Eine Patrone um die andre geht in den Lauf. Es geht noch — weiter als Du geahnt hast, noch einmal — noch einmal — es geht. — Dieses: „noch einmal" gewinnt die letzte Patrone, vielmehr der Fingerdruck zur letzten Patrone. Noch über den Willen hinaus Kraft finden, dort noch Können, wo wir das Ende unsrer Kraft wissen, das gibt uns den Sieg. — Das wird unser stiller Ruhm sein. Der Friede fordert niemals dies Letzte. Nun ist der Angriff noch lange nicht abgeschlagen. Nun kommt das Höchste, Äußerste, Letzte: Gegenangriff. Nun noch vorstürmen.

Ahnt ihr unsre Leistungen, wenn so harmlos in der Zeitung steht: „Angriff mühelos abgewiesen?" G. K.

Nach dem Kriege. Ich stehe unter zwei Eindrücken, die ich nicht einfach beiseite schieben kann. Sie rühren von zwei Schriftstücken her. Das eine ist ein Brief von der selbstlosen Mutter eines Kinderheims, das andere ist ein gedruckter Zettel, augenscheinlich von der Regierung für größere Anstalten bestimmt. In beiden wird die Ernährungsfrage während des Krieges behandelt. Beide fordern Sparsamkeit. Beide sagen, daß sie unsrer Gesundheit nicht schaden würde. Aber nun kommt der Unterschied. Die Kinderheim-Mutter schreibt: „Das Weglassen des Fleisches

und die Sparsamkeit überhaupt, wird uns dann sicher so lieb geworden sein, daß wir auch nach dem Kriege dabei bleiben." Der gedruckte Zettel aber hat einen einzigen Satz, der mir mißfällt: „Nach dem Kriege können wir zu unseren früheren Gewohnheiten zurückkehren."

Daß wir das nicht wollen in bezug auf Sittliches ist uns allen klar. Warum dann in bezug auf die Eßgewohnheiten? Sie stehen ja mit der Sittlichkeit in viel engerem Zusammenhang, als man gemeinhin ahnt. Mir fällt dabei der Kehrreim eines Bänkelsängerliedes ein: „Erstens ist's gesünder, zweitens spart mans Geld." Warum sehen wir so oft nur den 2. Punkt? Viel wichtiger ist der erste. Es ist tatsächlich gesünder, mäßig zu essen. Viele tüchtige Ärzte bewiesen es schon. Aber wer hört sie? Man hört lieber das, was zu alten lieben Gewohnheiten stimmt.

Wollen wir also wirklich zu alten schädlichen Gewohnheiten zurückkehren? Es ist wahrlich keine Äußerlichkeit, die wirkungslos wäre für unsern Körper und dadurch für Geist und Seele. Warum erkennen wir so deutlich die Schäden der Trinksitten und sind so blind gegen die doch sehr verwandten Eßsitten. Ihre Schäden sind vielleicht schleichender, unsichtbarer, aber darum nicht minder gefährlich.

Ich wünschte, ein weiser Regierungsbefehl (ich freue mich über jeden, der sich auf Regelung der Ernährung bezieht) verlangte von jedem Deutschen, sich auf 3 Mahlzeiten zu beschränken, solange unsere Krieger oft nur eine haben oder gar nichts. Dabei wird auch Brot gespart. Wer das einige Zeit befolgt hat, wird sich so viel wohler fühlen, und seine Mahlzeiten so sehr viel schmackhafter finden, daß er, wenn er nicht ganz töricht ist, der Kriegssitte treu bleibt. — Ich kenne Menschen, die seit Jahren nur zwei oder drei Mahlzeiten täglich nehmen und dabei gesünder und tätiger sind als ihre vielessenden Mitmenschen. — Wenn hart arbeitende Hunsrücker Bauern die zwei letzten Mahlzeiten des Tages durch ein frühzeitiges Abendbrot ersetzen, so können wir es auch wagen. Dadurch sichern wir uns zugleich einen guten Schlaf, wenn wir nicht kurz vor der Nachtruhe Magen und Darm stark in Anspruch nehmen.

M. P.

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Luntowski, Adalbert: Die Geburt des deutschen Menschen. M. 1.—. Zu beziehen durch Erich Matthes Verlag, Leipzig, Kronprinzenstr. 5a.

Kriegslieder-Hefte:
Heft 3: Wohlauf Kameraden! Soldatenlieder zum „Heiligen Krieg".
Heft 4: Deutsches Herz, verzage nicht! Vaterlandslieder aus großer Zeit. Je 25 Pf. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Dehmel, Richard: Gebet ans Volk. Hymne. Für eine Singstimme und Klavier. M. 0,30. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Billige und gesunde Ernährung in teuren Zeiten. Von einem Arzt. M. 0,10. Reinertrag für das Rote Kreuz. Verlag der Ärztlichen Rundschau Otto Gmelin, München.

Sperling, Hauptmann P.: Der Infanterist im Kriege. Kurze Gefechtslehre für Zugführer, Unteroffiziere, Kriegsfreiwillige und Mannschaften. Einzelpreis M. 0.50. Uhlandsche Buchdruckerei, G. m. b. H., Stuttgart.

Brepohl, Friedrich Wilhelm: Literatur und Volk. Ein Beitrag zu der Frage: „Wie gewinnen wir unser Volk für gute Literatur". Neuzeitverlag von L. Wiegand, Hilchenbach.

Hoffmann, Georg: Deutsche Kultur voran! Georg Hoffmann, Dresden-A., Mathildenstraße 43b.

Die „Mitteilungen des D. V.-B." werden mit den Nrn. 4—6 dem „Vortrupp" Nr. 12 vom 16. Juni beigefügt werden, da der Geschäftsführer noch bis Mitte dieses Monats auf Urlaub ist.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

4. Jahrgang Nr. 11 1. Juni 1915

Sind wir volkswirtschaftlich gebildet?

Dr. Rohrbach hatte in Nr. 26 des „Größeren Deutschland" durchgreifende Maßnahmen*) der Regierung gefordert, um die Versorgung unseres Volkes mit Brotgetreide und Fleisch auch für den Fall eines langen Krieges zu sichern. Er hatte unter anderm vorgeschlagen, etwa die Hälfte der Zuckerrübenernte als Viehfutter zu verwerten, um dem drohenden Mangel an Futtermitteln zu begegnen. Hierauf erhielt er von einem sächsischen Grundbesitzer, der 1500—1600 Morgen Rüben baut, einen Brief, in dem sein Vorschlag als unausführbar abgelehnt wurde, mit der sehr bezeichnenden Begründung, daß beispielsweise er, der Schreiber des Briefes, dann 140 Pfund täglich auf jedes Stück Rindvieh verfüttern müsse, was ein Unding wäre, weil schon bei 40 Pfund Rüben täglich die Tiere in kürzester Zeit Knochenerweichung bekommen müßten. In Nr. 29 des „Größeren Deutschland" hat Rohrbach den Kernpunkt der Anschauungsweise, die dieser Antwort auf seinen Vorschlag zugrunde liegt, treffend gekennzeichnet, wenn er schreibt: „Das Unbegreifliche in dem Brief meines geschätzten Kritikers ist, daß er sich vorstellt, in meinem früheren Artikel sei jedem einzelnen Besitzer von Zuckerrübenland zugemutet, die Hälfte seiner Rübenernte an sein eigenes Vieh zu verfüttern. Das ist ein so merkwürdiges Mißverständnis, daß man es sich nur erklären kann, wenn man sich vergegenwärtigt, wie unfaßlich selbst unsern politisch Gebildeten der Gedanke des radikalen staatlichen Eingreifens in die Regelung der Produktion und des nationalen Verbrauchs ist. Ich habe selbstverständlich vorausgesetzt, daß die Staatsgewalt eine solche Regelung über das ganze Reich hin vornimmt, und zwar nicht nur, was die Rüben und die Zuckerfabrikation, sondern auch, was alle andern vorhandenen Nahrungsmittel für Menschen und Vieh angeht!"

Ja wahrhaftig, das ist des Pudels Kern: Unsere Auffassung vom persönlichen Eigentum ist eine dermaßen übertriebene und damit zugleich eine unsäglich beschränkte, daß weite Kreise unseres Volkes irgendwelche Eingriffe des Staates in das Wirtschaftsleben immer noch grundsätzlich

*) Jetzt bekanntlich eingeführt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

abweisen und sich dagegen wehren mit einer Hartnäckigkeit, als wenn jede Schmälerung persönlicher Interessen zum Nutzen der Allgemeinheit eine Art Diebstahl an dem nach ihrer Meinung unbeschränkten Eigentumsrecht wäre. So sehen wir jetzt im Kriege die eigentlich seltsame Erscheinung: Jeder ist ohne weiteres bereit, für das Vaterland sein Blut zu verspritzen, betrachtet es als selbstverständliche Ehrenpflicht, draußen in Not und Tod, in Mühsal und Entbehrung seinem Land zu dienen. Hier bewährt sich glänzend die alte herrliche Überlieferung des preußischen Militärstaates. Aber auch im kleinen Alltagsgetriebe, im vernünftigen Einkauf, in Hergabe des Goldgeldes oder gar in größeren Wirtschaftsfragen diesem Staate, der doch ganz allein das Besitzrecht schützt, zu dienen und zu opfern, das bekommen die allermeisten nicht fertig. Die großartige Tatsache der überaus schnellen Unterbringung und Einzahlung der Kriegsanleihe wissen wir natürlich gebührend einzuschätzen, sie ist uns ein höchst erfreuliches Anzeichen vom Erwachen des sozialen und nationalen Gewissens, das der Gesamtheit gibt, was ihr nötig ist. Auch für unsere verwundeten Krieger und die armen ausgeplünderten Ostpreußen haben die besitzenden Klassen gewaltige Summen freudig gespendet. Aber den Kernpunkt unserer Frage berühren diese beiden Dinge nicht; wir müssen trotz ihnen behaupten, daß unser Eigentumsbegriff selbst in diesen Zeiten hoher völkischer Begeisterung sich in nur zu vielen Fällen als überaus engherzig erwiesen hat und immer wieder erweist; und zwar insofern, als er uns immer noch die Augen verbindet gegen die selbstverständliche Notwendigkeit, daß der Staat in seiner jetzigen gefährdeten Lage das Recht haben muß, radikal in die Regelung der Gütererzeugung und des nationalen Verbrauchs einzugreifen, um unsere Volksernährung für die Dauer des ganzen Feldzuges sichern zu können.

Immer wieder bekommt man in interessierten Kreisen entrüsteten Widerspruch zu hören gegen jede derartige Maßnahme des Staates, mag er nun Beschränkungen des Schlachtrechts von Rindern oder Höchstpreise für Getreide oder ein erleichtertes Enteignungsverfahren für Moor- und Ödlandflächen einführen. Nur die Allerwenigsten können sich zu dem wirklich vaterländischen Standpunkt aufschwingen, daß sie solchem Vorgehen der Regierung, auch wenn es ihnen selbst unbequem ist, doch rückhaltlos zustimmen, weil sie es als staatsnotwendig erkennen und darum selbstverständlich ihren Privatvorteil dem der Gesamtheit nachstellen.

„Ich kann mit meinem Eigentum machen, was ich will: ich kann es gebrauchen, wie und wann es mir paßt, ich kann es aber auch ungenutzt liegen lassen, wenn mir dies für meine Sonderinteressen richtig erscheint. Auf den Vorteil der Gesamtheit kann ich bei meinen wirtschaftlichen Maßnahmen keine Rücksicht nehmen, wenn ich für mein Geschäft und meine Familie sorgen muß; und außerdem macht mein bißchen Vieh, Getreide oder unbenutztes Land bei der Ernährungsfrage des ganzen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Volkes so gut wie nichts aus." Dies ist doch wohl leider die in unserm Volk allgemein verbreitete, völlig unsoziale, übrigens auch ganz ungermanische, nämlich römische Wirtschaftsauffassung; dies ist die Moral des krassesten Mammonismus, der bedauerlicherweise im ganzen vorigen Jahrhundert im Namen der Freiheit und des Manchestertums schrankenlos hat schalten und walten dürfen, und der uns all das Elend der Mobilisierung und der verhängnisvollen Verteuerung des Acker- und Wohnbodens, des Bauernlegens, der Proletarisierung der weitesten Volksschichten und ihrer Einpferchung in die Mietskasernen der Großstädte gebracht hat, kurz der die Armut als Massenerscheinung in unserer Gesellschaftsordnung erzeugt hat.

Der Mammonist denkt bei allen seinen wirtschaftlichen Maßnahmen einzig und allein an sein eigenes Wohl, sein Gesichtskreis geht nicht über Geschäft und Familie hinaus, Rücksicht auf Staat und Volksgenossen kennt er „im Geschäft" nicht. Er liebt also sein Geld mehr als sein Volk, er ist unnational und unsozial, d. h. wenn wir es positiv und scharf ausdrücken: er ist ein Schädling im Körper seines Volkes.

Müssen wir denn nun die große Masse der deutschen Menschen, zumal in den besitzenden Klassen, unter diese Mammonisten rechnen, da sie doch leider fast alle mehr oder weniger mammonistisch denken und handeln?

Ein Punkt der Antwort hierauf steht von vornherein unbedingt fest: Die (bedauerlicherweise ziemlich zahlreichen) Leute, die gewissenlos genug sind, durch Preistreibereien und ähnliche Machenschaften die Not unseres Volkes in der jetzigen Kriegszeit auszunutzen, sind einfach Vampyre, Erpresser an der Gesellschaft und müssen von ihr rücksichtslos bloßgestellt und unterdrückt werden. Durch und durch unsozial gesinnt und darum als Schädlinge im Volkskörper zu betrachten sind aber auch die Menschen, die mit klarem Bewußtsein der Folgen ihrer Handlungsweise dem deutschen Volke durch Bodenspekulation den Acker- und Wohnboden immer mehr verteuern, ihn zur Ware erniedrigen und so der Nation ihr Lebenselement, die allein sichere Grundlage für dauerndes gesundes Bestehen unter den Füßen wegreißen; die, um ihres erbärmlichen Sondervorteils willen, mit allen Mitteln (besonders durch Irreführung der öffentlichen Meinung) die Durchführung von Gesetzen*) zu verhindern suchen, welche für das Volksganze von so offenbar segensreicher Wirkung sein müssen und auch so gerecht in ihrem innersten Wesen sind, daß man einen Widerstand gegen sie einfach als schäbig bezeichnen muß.

Daß aber unsere besitzenden Klassen in ihrer überwiegenden Mehrheit

*) Hierzu rechne ich z. B. die Gesetze zur Durchführung eines wirksamen Bauernschutzes gegen Aufkauf und spekulative Zerschlagung ländlicher Nährstellen, eines sozialen Heimstättenrechtes, der Einführung der Steuern nach dem gemeinen Wert und der auf den unverdienten Wertzuwachs am reinen Bodenwert, den noch einzig und allein die Gesamtheit schafft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wirklich und ihrer tiefsten Gesinnung nach Mammonisten wären, das wollen und können wir nicht glauben. Und wir brauchen es auch nicht zu glauben, denn diese selben Schichten unseres Volkes haben sich doch gerade in den letzten Monaten großartig opferwillig gezeigt, und sie geben gern und freudig ihre kriegstüchtigen Männer hin zum Dienste für Staat und Volk im furchtbaren Kampfe.

Aber warum haben sich denn die weitesten Kreise unserer Besitzenden noch vor wenigen Jahrzehnten gegen die Verstaatlichung der Eisenbahnen durch Bismarck und gegen des alten Kaisers soziale Arbeiterschutzgesetzgebung so hartnäckig gewehrt? Warum sträuben sie sich jetzt so erbittert gegen die überaus dringende Lösung der Wohnungsfrage in Stadt und Land, gegen eine durchgreifende Besiedlung des deutschen Bodens mit deutschen Bauern, gegen eine Neugestaltung des Bergrechts, die z. B. allein die drohende Verteuerung der Braunkohle hindern kann, gegen eine vernünftige Bauordnung, die die Mietskaserne, dies Massengrab unseres Volkes, unmöglich macht? Warum dulden sie die Nichteinführung des vom Reiche schon beschlossenen Gesetzes zum Schutze der Bauhandwerker gegen deren Übervorteilung durch den Terrainbesitz in den Bundesstaaten? Ja, — wir wiederholen jetzt die Frage eines hohen deutschen Staatsbeamten an Adolf Damaschke — „warum stützt nicht jeder ehrliche unabhängige Mensch eine solche Bewegung wie die Bodenreform", die die Erlösung aus sozialer Not ohne Sozialismus bringen will und kann, die einen geraden, gangbaren Weg aufweist zur Versöhnung zwischen Mammonismus und Kommunismus?

Der Philister ist natürlich sofort mit seiner berühmten Antwort bei der Hand: Das ist immer so gewesen und wird stets so bleiben; es liegt nun einmal in der Natur des Menschen, daß er in wirtschaftlichen Fragen immer nur auf seinen eigenen Vorteil sieht, daß er sich in dieser Beziehung um das Wohlergehen der Gesamtheit nicht kümmert. Diese höchst oberflächliche, im Angesicht des Ernstes der Lage geradezu zynische Antwort kann für uns nicht gelten, denn dann wäre all unsere nationale Arbeit und Begeisterung ein Unsinn, dann wäre auch dieser große gegenwärtige Krieg für und um unseres Volkes Bestehen ein zweckloses und darum unerhörtes Menschenopfer, weil bei wirklich mammonistischer Gesinnung unserer Bürger Staat und Volk doch notwendig zugrunde gehen müßten; und wozu dann noch dieser blutige Kampf? Nein, wir leben der Überzeugung: Die allermeisten der deutschen Menschen, die heute noch mammonistisch denken und handeln, sie wissen gar nicht, was sie eigentlich damit tun; sie ahnen gar nicht die verderblichen Wirkungen ihrer Handlungsweise und sind sich deshalb ihrer schweren und bitterernsten Pflichten als Staatsbürger, d. h. als Glieder des großartigen Gesellschaftsorganismus, auch nicht im entferntesten bewußt. Sie leben und denken tatsächlich noch in der nicht gerade hohen Kulturanschauung der reinen und krassen Privatwirtschaft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ja, sie wissen nicht, was sie tun, sie kennen auch nicht die furchtbaren Folgen unserer mammonistischen Wirtschaftsauffassung und Gesellschaftsordnung; denn sie könnten doch unmöglich gleichgültig bleiben und schweigen, wenn sie wüßten, daß es z. B. am 2. Dezember 1905 in unserer Reichshauptstadt 249 457 „Wohnungen" mit nur einem heizbaren Raum gab, die von 806 501 Menschen bewohnt wurden, und daß 41 991 von diesen Behausungen mit 5 bis 13 Personen beiderlei Geschlechts dauernd belegt waren.

Unsere guten Mitbürger, die so beweglich über Niedergang der Volkstüchtigkeit klagen, kennen ja noch gar nicht die hohen Prozentzahlen der Militäruntauglichen unter den Dienstpflichtigen unserer Großstädte, der skrofulösen Volksschulkinder (40% von den 1903 zur Annahme gemeldeten Sechsjährigen in Bautzen!), der jugendlichen Verbrecher, der im ersten Lebensjahr sterbenden Säuglinge in der Industriebevölkerung. Sie wissen auch nicht, wie deutsche Kinder schlafen — von 60 Schülern einer Fürther Volksschulklasse hatten nur 14 ein eigenes Bett, aber 9 von diesen waren im Waisenhaus! — Sie haben auch wohl leicht oder gar mit dem halbangenehmen Gruseln des Gott sei Dank Unbeteiligten über des preußischen Handelsministers Dr. Sydow Feststellung im Abgeordnetenhause (17. Januar 1914) hinweggelesen, daß gerade die kleinen und kleinsten Wohnungen unverhältnismäßig teuer seien, daß z. B. in Schöneberg bei Berlin „von 16 000 Familien mit einem versteuerten Einkommen von nicht mehr als 1200 Mark — das waren damals (1905) zwei Fünftel der Bevölkerung Schönebergs — die Hälfte mehr als 300 Mark, das heißt mehr als ein Viertel ihres versteuerten Einkommens, für die Miete aufwenden mußte". Kein Zweifel, wir sind das gebildetste Volk der Welt, wir wissen überall auf der Erde Bescheid, kennen Sitten, Sprachen und Verfassung aller möglichen, zum Teil längst ausgestorbenen Nationen, aber das bittere Elend unserer eigenen ärmeren Volksgenossen kennen wir nicht, ihre Rufe nach Erlösung aus sozialer Not überhören wir deshalb, wir erklären sie für unberechtigt und unverschämt, oder wir versuchen sie durch jede Art von Almosenspendung zu beschwichtigen, als wenn dies auch nur eine Spur von wirklicher Abhilfe bringen könnte.

Ist es nun unter diesen, den Tatsachen doch wohl entsprechend gezeichneten Umständen nicht einfache Pflicht der gebildeten und besitzenden Klassen, wenn sie sich des hohen Ruhmes aufrichtiger nationaler und sozialer Gesinnung würdig erweisen wollen, sich ehrlich zu bemühen, die tatsächliche Lage ihrer Volksgenossen im Arbeitsrock wirklich kennen zu lernen und sich nach einer Literatur umzuschauen, die sich nicht scheut, die bittere Wahrheit auch über die Nachtseiten unserer heutigen sozialen Ordnung rückhaltlos auszusprechen, die aber nicht etwa bloß gefühlvoll klagt oder gehässig hetzt, sondern die auch ganz bestimmte, einfach zu begreifende Abhilfsmaßregeln vorschlägt? Ich denke hier selbstverständlich an die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schriften der deutschen Bodenreformer, ganz besonders an Damaschkes „Bodenreform, Grundsätzliches und Geschichtliches zur Erkenntnis und Überwindung der sozialen Not".*) Denn darüber sind wir uns doch wohl alle klar, daß jeder Einzelne von uns, in Sonderheit jeder Gebildete, eine schwere persönliche Verantwortung für das Geschick seines Volkes und Staates mit zu tragen hat: Jeder nämlich hat im Verfassungsstaate durch sein Wahlrecht Anteil an der Entscheidung der allerwichtigsten Fragen der inneren Politik. Damit ist es aber auch seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, mit allem Ernst sich um die volkswirtschaftlichen Fragen zu kümmern, damit er sich gerade über diese Dinge, zumal über die Bodenfrage, deren sozial gerechte oder ungerechte Lösung bisher über die Schicksale jedes Volkes in der Weltgeschichte entschieden hat, ein selbständiges, unabhängiges Urteil bilden kann. Dann erst ist er wirklich völkisch gebildet, und dann erst hat er gerechtfertigten Anspruch, als national und sozial ernst denkender Mensch angesehen zu werden.

Dr. Nagel.

Die Versorgung der Kriegsgeschädigten.

Die Folgen, die Härten eines Krieges machen sich nicht nur während seiner Dauer, sondern auf spätere Jahrzehnte hinaus geltend. Den meisten Menschen erscheint natürlich der Verlust des Augenblicks, der Verlust so vieler Menschenleben, die dem Einzelnen lieb und teuer, die der Allgemeinheit nützlich und wertvoll waren, als das Schlimmste. Aber wie unfaßlich es diesem Einzelnen, der an ein Grab, ach, vielleicht an mehrere Gräber dort draußen denkt, wie unfaßlich es ihm heute noch scheinen mag, — die Zeit, die mächtige Trösterin wird die Herzenswunden viel eher heilen, als die wirtschaftlichen Wunden, die der Krieg geschlagen hat. Denn auch ein siegreiches Volk, ein Volk, dessen Boden in seinem größten Teil nicht durch Verwüstung zu leiden hatte, trägt schwere Wunden davon. Wohl hat häufig für eine verlorene Arbeitsmöglichkeit eine neue sich aufgetan, Handel und Wandel sind weitergegangen, in vielen Fabriken wird emsiger gearbeitet denn je zuvor. Dennoch stehen Tausende von Männern vor der Notwendigkeit, ihrem Leben eine neue Richtung zu geben, viele Tausende von Frauen, die bisher nur mit dem Verdienst des Mannes zu rechnen hatten, vor der Notwendigkeit, für sich und ihre Kinder zu arbeiten.

„Es ist selbstverständlich, es ist eine Ehrenpflicht, daß der Staat für die Opfer des Krieges sorgt", so hört man oft sagen. Sehen wir uns diesen Ausspruch etwas näher an.

---

*) Verlag von Gustav Fischer in Jena. 26.—30. Tausend, geb. 3,25 Mk.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Staat ist eine Gemeinschaft von Menschen, die auf bestimmter Grundlage Ordnung und Recht zum Besten aller Glieder verwirklichen will. Die Kosten zur Verwaltung des Staates werden durch Steuern aufgebracht. Sagt man nun: „Der Staat hat für die Opfer des Krieges zu sorgen", so heißt das: „jeder Einzelne hat nach seinen Verhältnissen erhöhte Steuern zu zahlen, um die durch Verwundungen teilweise Arbeitsunfähigen, um die Hinterbliebenen von Gefallenen vor wirtschaftlichen Sorgen zu schützen. Er hat auch die Pflicht, den durch feindliche Einfälle wirtschaftlich Geschädigten wieder aufzuhelfen. Wollten wir das leisten, was manch unklarer Kopf sich unter Hilfe und Versorgung vorstellt, so müßten wir auf lange Jahre hinaus jährlich Milliarden zahlen.

Ist das deutsche Volk imstande, diese Summe aufzubringen? Wenn es nötig wäre, so müßte es dazu fähig sein, aber es ist nicht erforderlich, denn wir sollen für all die Menschen nicht etwa in der Weise sorgen, daß wir ihnen eine Jahresrente aussetzen, damit sie leben können, ohne zu arbeiten, sondern wir sollen ihnen richtige Arbeitsmöglichkeit verschaffen. Daß das gesamte Volk wünscht, die durch den Krieg wirklich hilflos Gewordenen auskömmlich versorgt zu sehen, ist selbstverständlich. Ganz hilflos aber wird nur ein verhältnismäßig kleiner Teil unserer Kriegsteilnehmer sein. Die bei weitem größere Anzahl wird glücklicherweise wieder arbeitsfähig werden, natürlich in verschiedenen Graden, und diese tapferen Krieger würden die letzten sein, die da wünschen, für den Rest ihres Lebens als Drohnen unter dem deutschen Bienenvolk zu leben. Es ist kein Zweifel, daß unser Fleiß auch ein Grund war, den Neid unserer Nachbarn zu erwecken, denn der Fleiß führte uns zum Erfolg. Nun, wir werden künftig noch fleißiger sein, und verhältnismäßig am fleißigsten vielleicht die, welche die Früchte deutschen Fleißes mit ihrem Blut verteidigt haben.

Mit ihrer auch von Feinden anerkannten Gründlichkeit in der Verwaltung beginnt die Regierung, durch die verantwortlichen Behörden schon jetzt die Arbeitsmöglichkeiten vorzubereiten. Den nicht mehr dienstfähigen Kriegsbeschädigten, die wegen körperlicher Gebrechen nicht in die alten Berufe zurückkehren können, wird nach besten Kräften geholfen, sich auf neue vorzubereiten. Es muß als ein glücklicher Gedanke bezeichnet werden, daß zu diesen Vorbereitungen auch Vorschläge zu Kriegerheimstätten auf dem Lande gehören.

Mehr denn je haben wir gelernt, daß Deutschland niemals zu einem „Nur-Industriestaat" herabsinken darf. Vielleicht wird man das „Herabsinken" als ungerechte Kritik empfinden, denn Deutschland ist durch seine Industrie reich geworden. Es würde aber traurig um uns aussehen, wenn auch wir Reichtum an Geld über alles andre stellten, aus sittlichen und wirtschaftlichen Gründen muß das deutsche Land im

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vordergrund stehen. Nur ein Volk, das mit Mutter Erde im Zusammenhang bleibt, sinkt in seiner Arbeit nicht zur „Menschenmaschine" herab, ist einer körperlichen und geistigen Gesundheit sicher. Und hat nicht dieser Krieg uns gelehrt, wie notwendig gerade für uns die Unabhängigkeit in bezug auf die wichtigsten Lebensmittel ist? Auch das letzte Viertel, das sonst durch Einfuhr gedeckt wurde, müssen fleißige Arme und erfinderische Köpfe aus unserem eigenen Boden ziehen. Darum soll jedem, der irgendwie Neigung dazu hat, Gelegenheit geboten werden, sich auf dem Lande anzusiedeln. Das gilt aber nicht nur für die Kriegsteilnehmer, sondern auch für Kriegswitwen und -Waisen. Die kleine monatliche Rente kann für manche Familie dort viel besser verwertet werden. Wenn die Mutter mehrerer Kinder in die Fabrik geht, kann sie diese Kinder zu ordentlichen, tüchtigen, gesunden Menschen erziehen? Sie hat auch vielleicht schon zu Lebzeiten des Mannes „mitgearbeitet", — die zahlenmäßigen Erhebungen zeigen ja leider eine erschreckend hohe Zahl von verheirateten Fabrikarbeiterinnen, — aber meist war doch der heimkehrende Vater eine Hilfe bei der Erziehung. Kann sie es allein schaffen bei den oft ungünstigen Arbeits- und Wohnungsverhältnissen der Stadt? Auch auf dem Lande muß sie arbeiten, sehr fleißig sogar, aber sie braucht ihre Kinder nicht so viele Stunden hintereinander aus den Augen, in den Gefahren der Straße zu lassen, und die Kinder können viel früher anfangen, ihr in ihrem Stückchen Garten und bei dem Kleinvieh nützlich zu sein. Und dem Arbeitermangel auf dem Lande würde etwas abgeholfen, wenn die großen Güter einige dieser Hinterbliebenenfamilien aufnähmen, ebenso wenn man in großen Bauerndörfern die Ansiedlung erleichterte. Der erste Anfang muß vom Staat ausgehen, der auch die ersten Mittel geben muß; für die segensreiche Weiterarbeit müssen die Landbewohner selbst sorgen. Sehr viele Frauen haben ja doch ihre Kindheit und erste Jugend auf dem Lande verbracht, die Verhältnisse und Arbeiten sind ihnen nicht fremd. Manche haben bereits neben den Vorzügen auch die Schattenseiten der Stadt kennen gelernt und würden sicher ihren Kindern gern ein gesunderes Leben gönnen.

Der Hauptwert bei dieser Rückwanderung nach dem Lande liegt aber gar nicht in dem Augenblicksvorteil. Wenn die Kriegsgeschädigten oder die Kriegerwitwen mit ihren Familien aus freiem Willen in ländliche Umgebung zurückgehen, so haben wir die Hoffnung, daß ein neuer Stamm von frischer, froher Landbevölkerung heranwächst, daß durch diese heranwachsende bodenständige Jugend das Heer der Arbeitslosen in den großen Städten nicht vergrößert, sondern daß die ausländische Arbeitskraft auf dem Lande überflüssig wird. Nur wer durch Kindheits- und Jugenderinnerungen mit dem Lande verwachsen ist, fühlt sich dort dauernd heimisch, aber am zufriedensten ist vielleicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der, der zwischen der erwartungsreichen, in die Fremde drängenden Jugend und dem reiferen Alter ein Jahrzehnt in der Stadt gelebt hat, und der dann zurückkehren darf zu Erdgeruch und Waldluft, zurückkehren zu dem frohen Gefühl, daß nicht jedes Lebensbedürfnis mit Geld erkauft zu werden braucht, sondern daß das Notwendigste durch persönliche Arbeit aus dem Boden hervorgebracht werden kann.

Freilich, eines muß nochmals betont werden, von dem Arbeitgeber, von dem Verhalten des Nachbarn, der sich in höherer sozialer Stellung befindet, hängt unendlich viel ab: Menschen, die in der Stadt gelebt haben, bringen neue geistige Bedürfnisse mit. Denen muß man gerecht werden, denn sie haben ein Recht auf diese Bedürfnisse. Stolz nennen wir uns die berufenen Träger der Kultur. Nun wohl, die höchste Stufe der Kultur ist die rechte Wertung jeglicher Arbeit, ist der Wunsch, diese Kultur in alle Volksschichten zu bringen. Soll ein Mensch in einfacher Lebensstellung nicht die Möglichkeit haben, an allen Ereignissen, an allen Erzeugnissen seines großen Volkes teilzunehmen, nur weil er „niedrige" Arbeit verrichtet — zum Wohle der Geistesarbeiter? Die wunderbare Mischung von Disziplin und selbstständigem Denken unserer Massen hat uns das Übergewicht gegeben. Über dem stumpfen Gewohnheitsgehorsam der Russen, über dem durch erlogene Siegesnachrichten aufgepeitschten Gehorsam der Franzosen steht das deutsche, bewußte, durch Nachdenken erworbene „Gehorchenwollen". Einem Volk, das in seiner Mehrzahl diese Fähigkeit des Denkens besitzt, muß die Befriedigung nach geistiger Nahrung, nach Entfaltung der Geisteskräfte zugestanden werden. Man gebe auch dem einfachsten Arbeiter auf dem Lande für sich und seine Kinder Gelegenheit, sich in seinen Mußestunden zu erheben über das Tagewerk des Alltags, man behandle ihn wie jetzt im Schützengraben auch später als gleichwertigen Menschen, dann werden wir in Zukunft nicht über immer zunehmende Landflucht zu klagen haben.

Die Bevölkerung auf dem Lande sollte den Zuwachs mit offenen Armen aufnehmen, ganz gleich, ob es sich nun um selbständige Heimstätteninhaber oder Arbeiter, um Männer oder Frauen handelt. Denn eine Rückwanderung auf das Land wird nicht nur die landwirtschaftliche Ernte günstig beeinflussen, sondern sie wird auch Früchte bringen an dem Geistesleben unseres gesamten Volkes.

Marie Brumm.

Esperanto im Dienste der Aufklärung.

Der Ortsverband der Leipziger Esperantogruppen verbreitet seit Kriegsausbruch die amtlichen Meldungen der deutschen und österreichischen Heeresleitungen, wie auch, seitdem die Türkei in den Krieg eingetreten,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die türkischen amtlichen Berichte in 26 Ländern. Bis zum 31. Dezember vorigen Jahres waren schon 62 Berichte in je 2000 Exemplaren verbreitet. Mit dieser Aufklärungsarbeit stellen die Esperantisten ihre weitgehenden persönlichen Beziehungen zum Auslande in so anerkennenswerter Weise in den Dienst des Vaterlandes, daß ihnen der warme Dank der Öffentlichkeit für ihr Wirken gebührt.

Die Dresdener Ortsgruppe hat das deutsche Weißbuch mit der Thronrede des Kaisers und der Rede des Reichskanzlers am 4. August zu einem wirkungsvollen Werk der Aufklärung vereinigt. Ferner erscheint alle 14 Tage in Berlin eine Esperanto-Zeitschrift mit vielen Abbildungen und vorzüglichen Beiträgen über die Vorgeschichte des Krieges und die jeweilige Lage.

Nun hat der Ortsverband Leipzig einen Teil des Briefwechsels, der sich an die Zustellung der Berichte knüpfte, veröffentlicht, und wir geben einige der bezeichnendsten Zuschriften hiermit wieder.

Italien:

S....., 12. Oktober 1914.

Ich erhielt Ihre Schriften und protestiere gegen Österreich-Ungarn, das den Krieg gewollt hat, und gegen Deutschland, das friedliche Völker angegriffen hat. Die Zeitungen meiner Stadt werden Ihre Mitteilungen mit einem Protest des italienischen Volkes gegen die wilde deutsche Kriegführung veröffentlichen. Von Herzen wünsche ich Ihre große vollständige Niederlage. G. G.

Anmerkung: Selbstverständlich wurde der Schreiber auch weiterhin mit unseren Drucksachen versorgt; mit welchem Erfolg, zeigen die beiden folgenden Zuschriften desselben Herrn.

S....., 30. Oktober 1914.

Ich habe Ihre erneuten Zuschriften und Sendungen erhalten und mich nun überzeugt, daß Deutschland den Frieden wollte, aber daß seine Feinde es unerwartet überfallen haben. Ich wünsche sehr, daß Sie fortfahren, mir Ihre Schriften zu senden, und danke Ihnen im voraus aufrichtig. Es lebe Deutschland! G. G.

M....., 10. November 1914.

Ich empfing Ihre gelben Blätter und gab mir herzliche Mühe, sie unter meinen Freunden und Bekannten zu verbreiten.

Viele, die bisher Ihre Gegner waren, stehen nun auf Ihrer Seite und machen mündlich und schriftlich Propaganda für Ihre Extrablätter. Die Presse konnte ich nicht interessieren, denn in unserer Stadt sind keine Journalisten. Nun verstehen fast alle die Lage, und Sie haben wohl daran getan, die gelben Blätter zu versenden.

Empfangen Sie meinen Dank! P. F.

Bulgarien:

S....., 8. November 1914.

Senden Sie mir weiterhin Ihre amtlichen Kriegsberichte, denn alle Esperantisten wünschen sie zu besitzen. Darum schicken Sie bitte einige Exemplare mehr, vielleicht je 10.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ein Bravo Ihrer Arbeit für Ihr Land! Wenn wir während des Balkankrieges hätten in gleicher Weise wirken können wie Sie jetzt, hätten wir vielleicht nicht so viel verloren!

Mit warmen, aufrichtigen Grüßen! S. M.

S....., 12. Oktober 1914.

Ich erhielt Ihre Broschüre und die gelben Blätter und bitte um weitere Zusendung von ähnlichen Schriften. Ich bin Journalist und Mitarbeiter von bedeutenden hauptstädtischen Zeitungen, in denen ich Auszüge aus Ihren Schriften veröffentlichen kann. J. K.

Niederlande:

Sch...., 8. Dezember 1914.

..... Ich kann hinzufügen, daß man die Esperanto-Kriegsberichte in einer Sitzung des Haager Stadtrates zur Sprache brachte. J. Z.

Schweden:

H...., 10. September 1914.

..... Der Name „Generalquartiermeister von Stein" ist bei uns schon sehr populär, und er wird als eine sichere Gewähr für die unbedingte, wenn auch sehr kurzgefaßte Wahrheit betrachtet. Die Zeitungen veröffentlichen selbstverständlich auch Berichte aus London und Paris und „Petrograd" mit mehr oder weniger Kritik. Alle bedeutenden Zeitungen beobachten im übrigen eine derartige Neutralität, daß sie kaum zeigen, daß sie auf Seiten der deutschen Nation stehen. Es scheint mir, daß nur die umstürzlerische L.-Gruppe der sozialistischen Partei eine Ausnahme bildet bezüglich der allgemeinen Sympathie für Deutschland..... J. L.

Schweiz:

L....., 20. November 1914.

Ihre amtlichen Kriegsnachrichten werden hier immer mit Interesse erwartet. Viele Artikel werden daraus in unseren Zeitungen abgedruckt. Ich verteile Ihre Berichte auch an hiesige Esperantisten, die dann ihrerseits für weiteres Bekanntwerden der Meldungen Sorge tragen.

Unsere Zeitungen veröffentlichen nicht alle Berichte der französischen oder russischen Heeresleitung, denn deren Depeschen sind oft unwahr. Ich wünsche Ihnen, daß die deutsche Zivilisation nicht von dem barbarischen Rußland besiegt werde und daß Sie den Krieg bald durch einen glorreichen Sieg beenden können. E. Sch.

Brasilien:

A....., 5. November 1914.

Ich erhielt heute das Buch „Die Wahrheit über den Krieg" und danke für freundliche Zusendung. Ich bitte, mir auch weiterhin alles, was sich auf diesen schrecklichen, aber interessanten Krieg bezieht, zu schicken. Meine Sympathien sind ganz auf Seiten Ihres vorwärtsstrebenden Landes. Ich bin Redakteur und werde vieles aus Ihren Zuschriften übersetzen und veröffentlichen. C. S. C.

Spanien:

B....., 12. Oktober 1914.

Mit Vergnügen werde ich aus Ihren Schriften Auszüge in hiesigen Zeitungen veröffentlichen, denn diese bringen nur sehr wenig über Deutschland. E. G., Telegraphenamtsvorsteher.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vereinigte Staaten:

T...., 4. Dezember 1914.

Ihre Kriegsberichte verwende ich folgendermaßen: Ich hefte sie an die öffentliche Anschlagtafel im Postamt. Nicht nur die Esperantisten lesen sie dort, sondern auch das Publikum steht oft davor und buchstabiert sich die Worte zusammen; kommt dann ein Esperantist hinzu, so wird er gebeten, die Berichte zu übersetzen.

Ferner, ich gebe die Blätter an die Zeitung, wo sie ein Esperantist übersetzt und wenigstens das Interessanteste daraus veröffentlicht.

Drittens, da ich Geistlicher bin, hefte ich die Mitteilungen auch an das schwarze Brett unserer Kirche, und wenn Ihre Berichte einmal verspätet eintreffen, so fragt man mich, ob ich vergessen hätte, sie anzuschlagen.

Wir sind bereit, Sie auf jede Weise zu unterstützen und wünschen Ihrer Esperantogesellschaft besten Erfolg. Ch. L.

Ägyptische Kultur.

Bei einer Reise durch die Türkei kommt unser am Griechentum einseitig gebildeter und verbildeter Sinn aus dem Umlernen gar nicht heraus und steht erstaunt vor der Größe vergangener persisch-seldschuckischer Kultur. Doch wie steigert sich dies Erstaunen erst in Ägypten, und gleichzeitig erwacht dort ein persönliches Schamgefühl, an dieser Kunst vorübergeführt oder vorübergegangen zu sein. Man sprach zwar häufig von dem „Wunderlande", doch seine Wunder nutzte oder deutete man selten. Unsere Kultur ist nicht so groß, daß sie des Ausblicks auf eine andere, sie überragende, entraten könnte. Fast sah es so aus, als ob sie ihn nicht mehr ertrüge, nachdem sie von der Weite ureigener germanischer Gotikkultur auf die Enge angelernter Renaissancekultur seit Jahrhunderten hinabgesunken ist, und seit die germanenferne Beschränktheit der letzteren dem Volke von seinen Erziehern in ödesten Wiederholungen vorgesetzt wurde.

Die ägyptische Kultur war umfassend. Ich aber kann heute nur von der Kunst, als dem höchsten Ausdrucke einer Kulturzeit sprechen, und wiederum auch nur von der bildenden Kunst, in der die Architektur als der höchste Ausdruck einer Kunstspanne zu gelten hat. Diese Betrachtung diene dann nicht nur der Kunst als solcher, sondern beleuchte gleichzeitig einen Grundfehler unserer heutigen uns selbst hemmenden Anschauungsweise.

Ägyptens Kunst entstieg der ägyptischen Natur. Einfach und voll erhabener Einheit breitet sich die nildurchströmte Landschaft. Lotrechte Palmbäume heben sich einzeln oder gruppenweise, immer neu wirkend von der wagerechten Ebene. Türmende Gebirgszüge sperren vielfach das üppige Tal von der flimmernden Wüste. Wer fähig ist zu großem Denken, muß es in dieser Landschaft lernen. Die landschaftliche Einheit drängt zu der Einheit in Denken und Fühlen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Würde der Landschaft betonend und vermehrend heben sich am Wüstensaume die Pyramiden empor, einst geglättet und in eine blinkende Spitze endigend, geometrische Riesen, die Wucht begleitet von schillerndem Farbenspiel: in ihrem sechstausendjährigen Bestehen den Willen des Schöpfers rechtfertigend, Triumphkolosse der Mathematik, des einzigen Menschenkönnens, das nicht irrt.

Aber es gibt etwas, das noch höher ist als alle Vernunft. Nennen wir's: Menschheitsgeheimnis, Unbewußtes, Unermeßlichkeit, Letztes, Idee — so sind das Worte, die nur tasten, aber nicht bezeichnen können. Nie wurde noch das Letzte mit Worten ausgedrückt; aber auch nie ist jemand seinem Ausdrucke so nahe gekommen, wie der ägyptische Bildner. Wo das Wissen versagt, setzt das Wähnen ein. Nie hat Einer dem Wähnen eine solche Stätte bereitet, wie Ägyptens Tempelbauherren. Tempel und Kirchen des klassischen Griechentums und seiner Wiedergeburt sind üppige Menschenhäuser; des Abendlandes größte Leistung, die Gotik, bannt zwar in ihre Hallen das Überschwängliche und kommt Ägyptens Riesenwillen sehr nahe. Aber schon um seiner Mittel willen ist dem Gotiker die gleiche Vollkommenheit nicht möglich. Denn sein Wollen spricht am gewaltigsten durch die Entsteinbarkeit des Steines; der Ägypter dagegen läßt dem Steine, was des Steines ist, und trotz der Riesenmaße ist alles zweckmäßig. So bleibt er näher bei der reinen Vernunft.

Es ist ein Wähnen, das auf dem Wissen fußend, das Wissen dort klar und bewußt verläßt, wo dessen Führerrolle ausgespielt ist; der Gotik dagegen ist das Wissen nichts und lediglich vom Wähnen gibt sie Kunde. Nur in ihrer edelsten und rein germanischen Form, der norddeutschen Backsteingotik, nähert sie sich ägyptischer Größe. Es ist Riesenmathematik, mit der im ägyptischen Tempelbau der Unermeßlichkeit ein Wohnsitz bereitet wird. Im Gegensatze zur klaren Raumkunde der Pyramiden ist hier eine Rechnung mit unbekannten Größen. Aber immer noch Rechnung. So wird Idee gestaltet, und so wird dem Geheimnis eine Stätte.

Bis er zum eigentlichen Heiligtume gelangte, wurde das Weiheempfinden des Tempelpilgers ständig gespannt und gesteigert: Schritt für Schritt führte ihn von Eindruck zu Eindruck, zu Weihe, Größe und Erhabenheit. Kilometerlange Widder- oder Sphinxalleen, von denen oft jedes einzelne Standbild eine Kunstleistung ersten Ranges ist, begleiteten mit ihrer feierlichen, göttlich-starren Ruhe den Weg zum Heiligtume, bis dieser vor den Riesentoren endete. Ein wundervolles Gesims krönt Tor und Mauer, so einfach und rein, wie nie wieder eins gefügt wurde. Seine Unübertrefflichkeit erhärtet es dadurch, daß es sich jeder Ausmessung anpaßt und gleich herrlich wirkt am Riesentore wie an kleineren Altären oder am kleinsten Schmuckkästchen.

Die Tempeltore erläutern einzigartig, wie sich aus gesteigerter Wucht Schönheit und Erhabenheit zugleich entwickeln können. Die Steine sind

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so vollendet geschliffen, daß keine Fuge bleibt. Es ist eine Masse, eine Fläche. Nichts von angeklexten Säulen und Säulchen, die nichts zu sagen und zu tragen haben. Tore und Mauern eine einzige geniale Betonung der Fläche mit vornehmem Verzichte auf alles Beiwerk, wie ihn sich nur das ganz große ideenreiche Genie leisten kann. Die reine und edle Flächenbetonung wird noch gesteigert durch Malerei und Meißelkunst. Diese Hand in Hand mit der Architektur gehenden Verzierungen sind vielleicht das größte Ruhmesblatt der ägyptischen Bildner. Eine eitle und verständnislose Selbstüberhebung sah in den Flachreliefs unbeholfene Vorversuche auf dem Wege zum verkürzenden (perspektivischen) Meißelwerke hin. Der Ägypter und unbeholfen tastend! Es ist dieselbe Künstlerhand, die hier hauchartig und fast mit mädchenhafter Scheu über die Fläche gleitet, und die andernorts gleich einer Riesenfaust aus gewaltigen Quadern die unsterblichen (perspektivisch völlig richtigen) Standbilder formt. Sie verfolgt einen Zweck, wenn sie die Fläche anders bearbeitet als den Block. Anfänglich vielleicht unbewußt, wie bei jeder Genietat, später aber ihres Wertes vollbewußt arbeitet diese Künstlerhand mit einer so gesteigerten Feinfühligkeit und Eigenart, wie sie die Welt bisher nie wieder besessen hat, und wie ihr in Flächenbearbeitung und Teilung nur der islamische Künstler nahekam. Der Bildner läßt der Fläche, was der Fläche ist. Mit ungeheurer Kühnheit setzt er Körper in Fläche um, jeder einzelne Teil zeigt seine größte Fläche. Und siehe da, er erweist nicht nur, daß verkürzende und nichtverkürzende Meißelkunst dem Grade nach völlig ebenbürtig, und nur dem Ausgangspunkte nach verschieden sind — er zwingt uns vielmehr auch zu der Anerkennung seines überlegenen Genies, indem wir seiner Absicht und Arbeit bei der Flächenschmückung den Vorrang vor dem Hochrelief zuerkennen müssen. Man muß diese spannende Flächenbelebung mit ihrer Bildmäßigkeit in ägyptischer Sonne sehen: die Schatten helfen dem Künstlerwillen überall und stören ihn nirgends*).

Diese geniale Umsetzung ins Flächenhafte und zugleich die Bildmäßigkeit wird gesteigert durch die Bemalung, welche wiederum ihre Vollendung dadurch erweist, daß sie nicht gequält und ängstlich der Natur folgt, sondern sich ihre Gesetze lediglich von optischen Wirkungen vorschreiben läßt.

Bemeißelt und bemalt sind auch die Innenräume, Wände und Säulen. Das Einzige, was dem Ägypter die überhebliche Neuzeit restlos zubilligte, ist der Ruhm, Schöpfer und zugleich größter Meister edler Ornamentik zu sein. Die schönsten Muster der beschränkten griechischen Ornamentik sind aus Ägypten entlehnt. Im Einzelnen und Kleinen kann der Ägypter die Natur mit einer erstaunlichen Nachbildungskunst (Realistik) wiedergeben;

---

*) Vergl. das vortreffliche Buch von Fechheimer: Die Plastik der Ägypter. Verlag B. Cassierer.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der höhere Zweck gibt ihm höhere Gesetze und die Schöpferkraft obendrein: die Umbildung (Stilisierung) der Naturformen ist vollendet.

In ägyptischer Kunst ist alles Religion, oder sagen wir: Endidee. Daher ihre überragende Größe. Wonne- und wundersame Schauer drücken und erheben zugleich noch jetzt den durch die riesenhaften Säulenhallen wandelnden Pilger. Es ist kein Zufall, daß die um die edelsten Güter des Menschentums ringende Musik, die Zauberflöte, vor dem Hintergrunde ägyptischer Kultur erklingt. Glaubt man doch dort dem Geheimnisse ganz nahe zu sein. Hinter irgend einer der Gigantensäulen, meint man, stehe es verborgen in feierlichem Schleiergewande. Und treten nun gar zwischen Säulen oder vor Pfeiler die großen gleichmütig lächelnden Pharaonen- und Osirisgestalten, so ist rings die Luft gesättigt mit Hoheit und Geheimnis und göttlicher Menschenferne. Hier sind nicht freundliche Menschen wie bei den „klassischen" Griechen (die archaischen konnten es noch anders), sondern Götter mit ihrem Rüstzeuge von Idee und Unermeßlichkeit gestaltet. Ewigkeit hat Platz gefunden auf der Erde. —

Sehr häufig erinnern die ägyptischen Standbilder an geometrische Körper. Auch das hat seine tiefe Bedeutung. Die Mathematik ist uns das Einzige, was an die reine Vernunft rührt und nicht irrt. Daher die Wahrheit und Größe der Werke. Dadurch auch wahrt sich der Künstler vor Verzerrung und Verspielung. Ferner ist das Bildwerk dadurch in sich eins und hat mit nicht abgebildeten Dingen oder zu denkenden Zuständen nichts zu tun. Der Hauptvorteil aber der mathematischen Anlage liegt in der Vollendung, die jedes Ausmaß, Verkürzung oder Steigerung, zuläßt. Berninis Gestalten sind nicht groß, sondern lediglich Vergrößerungen, gesteigerte Gewöhnlichkeit, barbarisch; die ägyptischen Riesen sind groß und übermenschlich, gestaltete Ungewöhnlichkeit, vollendet. — Fernerhin führt die mathematische Auffassung zu der erstaunlichen Einfachheit, die auf alles Beiwerk und Zufällige vornehm verzichtet. Diese Entsagung macht die Werke so unübertrefflich edel. Nichts von Kunststellung, nichts von Hemmung: alles rein und frei und feierlich. — Endlich mag diese Anlage neben anderm auch zur Wahl des härtesten Gesteins geführt haben, denn dies zwang heilsam zu immer größerer Vereinfachung. Wir staunen über die Fertigkeit (Technik), mit der hier Basalt und Granit bearbeitet sind, und können sie nicht mehr nachmachen.

Die größten ägyptischen Standbilder, wohl auch zugleich die größten der Welt, sind die des Pharao Chefren, etwa viertausend Jahre v. Ch. geschaffen. Das eine den Pharao in seiner Menschengröße schildernd, sein Kopf behütet vom Falkengotte, dessen Flügel in des Herrschers Kopftuch übergehen — ein unvergleichlicher künstlerischer Einfall; das andere der Sphinx, das gestaltete Menschheitsgeheimnis: lächelnd und grausam, wissend und rätselvoll.

Durch die edle Beschränkung wurde der große ägyptische Künstler ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bildner des Wesens, wie es keinen zweiten gab, gleich groß in Kunst, wie im Gewerbe*). Er fing als reiner Nachbildner (Realist) an und rang sich sicher durch zum vollendetsten Darsteller von Wesen und Idee. Die Dauer seiner Kultur ist dadurch beispiellos geworden, denn sie umfaßt, soweit wir sehen, $3^1/_2$ Jahrtausende. Da aber die reinsten Werke im Anfange der uns bekannten ägyptischen Geschichte liegen, bestand sie wahrscheinlich noch Jahrtausende länger. Sie ist umso einziger, als sie scheinbar rein aus sich, ohne äußeren Einfluß entstand und ihre Unermeßlichkeit erreichte.

Und nun noch eins: Woher die Überhebung, die uns dieser Kunst gegenüber so lange die Binde vor die Augen legte? Teils ist der unheilvolle Klassizismus daran schuld, der alles außer ihm als Vorstufe oder Niedergang bezeichnet, teils die unselige Übertragung des Entwicklungsgedankens auf die Kunst. Jetzt kehren wir gegen beide verflachenden Posten die Waffe, und die erbärmliche Brille menschlicher Einseitigkeit und Anmaßung fällt von den Augen. Da liegt mit einem Male 4000 v. Chr. eine Riesenhöhe, und die Plattheit liegt bei uns. In der Kunst gilt kein Darwinismus — ebensowenig wie in der Naturwissenschaft. Die ernste Naturwissenschaft unserer Zeit lehnt mit unserm bedeutendsten Physiologen v. Uxküll „den Darwinismus ab als den größten wissenschaftlichen Bankerott aller Zeiten". Dem Laien wird er trotzdem als „Tatsache" noch weiter gepredigt. An sich schon ist die Übertragung einer wissenschaftlichen Lehre auf die Kultur verhängnisvoll, ganz abgesehen von ihrer geistigen Enge. Sie wird gefährlich, wenn eine menschliche Annahme (Hypothese) — und weiter ist der Darwinismus nichts — als eine Tatsache des großen Naturgeschehens hingestellt wird. Und es ist ein Kulturverbrechen, wenn man einen wissenschaftlichen Glauben — und weiter ist der Darwinismus eben nichts — als wissenschaftliche Tatsache weiterpredigt, nachdem er sich durch die Wissenschaft als unhaltbar erweisen ließ**). Soviel sage ich als Naturwissenschaftler; dem Künstler wird man dann um so eher beipflichten. In Kunst und Kultur gibt es nur Wellenbewegung, keine Entwickelung. Ja, wir stehen vor der Tatsache, daß die älteste Kultur auch die größte Wellenhöhe bezeichnet. Die eigentümliche Größe ägyptischen und chinesischen Denkens und Schaffens ist niemals übertroffen worden. Das Abendland erreichte nur in der Gotik, und auch da vornehmlich in ihrer deutschesten, rein germanischen Form, der nordischen Gotik, teilweise ähnlich Vollendetes. —

---

*) Den schönsten und wertvollsten Goldschatz der Welt im Kairoer Museum sollen, wie ich höre, vor kurzem die Engländer der Sicherheit halber nach London gebracht, d. h. in gemeiner Weise gestohlen haben.

) Es liegt vorläufig außerhalb der Aufgaben des „Vortrupp" als solchen, zum Darwinismus Stellung zu nehmen. Der „Vortrupp" als solcher bekämpft ihn weder, noch fördert er ihn. Unsre Mitarbeiter werden vermutlich verschieden zu ihm stehen, unsre Leser ebenso. **Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Möge uns der Friede eine neue und eigene deutsche Kultur bringen. Mit Recht weisen wir die Gegner, die uns Barbaren schimpfen, zurück. Aber ehrlich gestanden: in der architektonischen Verhunzung unserer schönen Städte waren wir Barbaren. Hoffen wir, daß wir es waren. Ich predige nicht: „Zurück zur Gotik", wohl aber: „Schafft ähnlich Germanisches und ähnlich Großes!"

Prof. Dr. Hans Much.

Was andre sagen

Bodenreform. (Herausgeber: Adolf Damaschke, Berlin.) 26. Jg. Nr. 9.

Vom Kampf um die Kriegerheimstätten.

„. . . . . .

Von den vielen Briefen aus der Front, die den Gedanken der Kriegerheimstätten begeistert begrüßen, sei an dieser Stelle nur einer wiedergegeben, den ein kriegsfreiwilliger Kanonier am 15. April aus Mariampol in Polen sendet:

„Mit der Übersendung von Ad. Wagners glänzender Ferienkursus-Rede haben Sie mir einen sehr großen Gefallen getan. Wir alle im Quartier des 8. Munitionswagens lesen sie mit großer Freude, ganz gleich, ob „konservativ" oder „Genosse".

Ich erinnere mich noch so lebhaft wie heute an die Eröffnung des Pfingstkursus 1913; ich hatte eine Anzahl Kommilitonen mitgebracht, die ich gern in unseren Reihen als Mitkämpfer gesehen hätte, darunter auch meinen lieben Freund, den cand. phil. Kurt Krüger, der leider inzwischen gefallen ist. Wie Adolf Wagner gesprochen hatte, da war es eigentlich für sie alle schon entschieden, daß sie zu uns gehörten; die Vorträge brauchten ihnen dann nur noch Zweifel im Einzelnen zu lösen. Glauben Sie mir, ich werde jenen Nachmittag — wie überhaupt den ganzen Ferienkursus — nie vergessen.

Und jetzt sitze ich hier als Kanonier in Gefechtsstellung; wir haben den ganzen letzten und diesen Monat über viel zu tun gehabt, da die Russen hier durchaus durchbrechen möchten; Sie haben wohl von ihren Mißerfolgen inzwischen gelesen. Oft genug waren wir müde oder sonst interesselos — um nicht zu sagen „gelinde stumpfsinnig"! —; aber jedesmal, wenn die gelben Hefte kamen, dann war sofort das Interesse wieder da, und eine lebhafte Unterhaltung erhob sich.

Besonders interessieren immer Beiträge zur Frage eines (Krieger-) Heimstättenrechts und einer Agrargesetzgebung im Sinne der österreichischen und badischen Novellen. Besonders einer ist dabei, ein Landsmann von mir, Industriearbeiter aus Holstein, der sich für den Gedanken eines eigenen Landgütchens ordentlich begeistert, und denselben Wunsch haben sie mehr oder minder begierig alle. Und ich muß ihnen dann genau auseinandersetzen, was auf diesen Gebieten schon geschehen ist, was noch getan werden muß und wie usw. Und daran knüpfen sich dann immer interessante Erörterungen wirtschaftlicher, rechtlicher und politischer Art.

Das sind dann immer Lichtblicke in unserem sonst etwas eintönigen Soldatendasein!

Wenn es nur erst Frieden gäbe, und einen Frieden, wie wir vom Bunde Deutscher Bodenreformer ihn vor allem ersehnen!"

*

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als ein Gegenstück dazu sei der Brief der Frau eines Eisenbahnbeamten angeführt, die in zehnjähriger Ehe bisher achtmal umziehen mußte, und uns schreibt:

„Mit großem Interesse verfolgen wir Ihre menschenfreundlichen Bestrebungen zur Schaffung von Kriegerheimstätten, und wenn Sie für diesen Zweck die bescheidene Summe von 5 Mk. nicht verachten, will ich mir gerne heimliche Fastenmahlzeiten auferlegen, um mit meiner Wirtschaftskasse wieder ins Gleichgewicht zu kommen.

Sehen Sie, obgleich die Eisenbahnverwaltung in anerkennenswerter Weise für ihre Bediensteten sorgt, gäbe es auch hier so vieles zu ändern und zu bessern!

Warum spart man an so falscher Stelle und baut diese großen Familienhäuser, in denen so oft doch Neid und Zwietracht wohnt?

Nun, und dann diese häufigen Versetzungen bei den Bahnbeamten. —

Mir scheint, vor lauter Dienstinteressen — die Menschen werden oft vergessen!

Möchte doch der Dank, der jetzt den Eisenbahnbeamten für ihre Pflichttreue zuerkannt wird, darin seinen Ausdruck finden, daß jeder Beamtenfamilie ein bescheidenes, den Verhältnissen angepaßtes Einzelhaus überwiesen wird!“

. . . . . .“

Rund um uns

Professor Ludwig Pfannkuche †. In den letzten Tagen des April fiel in Feindesland als Feldwebel-Leutnant der Mitbegründer und Vorsitzende des Oldenburger Gauverbandes zur Bekämpfung des Alkoholismus, Professor Ludwig Pfannkuche. Wenn einer, dann gehörte er im Geiste ganz zu den Unsrigen. In der Person Pfannkuches verkörperte sich der praktische Idealismus. Seine glühende Liebe zu seinem Volke war die Ursache seines unermüdlichen Wirkens. Mit scharfem Blick erkannte er, was dem Wohle des Volkes hindernd im Wege steht. In Wort und Schrift kämpfte er über 1½ Jahrzehnte hier, meist an führender Stelle, für eine Neugestaltung deutscher Kultur und deutschen Lebens. Überaus vielseitig sahen wir ihn wirken auf politischen, religiösen und sozialen Gebieten. Wenn wir gestern den streng wissenschaftlichen Ausführungen des Gelehrten über eine Neugestaltung des Religionsunterrichts mit Interesse lauschten, dann konnte er heute als überzeugender Redner die Notwendigkeit eines Einflusses auf die Gesetzgebung zur Verwirklichung seiner Ideale beweisen, und wiederum zu anderen Malen beratschlagte er, der Führer, mit uns über — was ihm vielleicht am meisten mit am Herzen lag — Maßnahmen zur Linderung des Alkoholelends. Überall wo es galt, auf lebensreformerischem Wege das Volkswohl zu fördern, durfte auf seine tatkräftige Unterstützung sicher gerechnet werden. Die Oldenburger Alkoholgegnerbewegung, besonders der Guttemplerorden, verdankt ihm viel. Im „Friesentrotz“, einer Ortsgruppe der „Germania“, schulte er die Jugend, vor allem die angehenden Lehrer, für den Kampf im Dienste des Nüchternheitsgedankens. Den Grundsatz der gemeinsamen Arbeit aller Gleichgesinnten verwirklichte seine Geschicklichkeit derart glücklich im „Oldenburger Gauverband zur Bekämpfung des Alkoholismus“, daß seit dessen Gründung ein neuer glänzender Entwicklungsabschnitt einsetzte. Noch der 2. Nordwestdeutsche Alkoholgegnertag 1914 mit dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

großen Volksfest im Dürerbundsinne war größtenteils sein Werk. Als der Krieg ausbrach, stellte sich der längst Landsturmpflichtige sofort freiwillig zur Verfügung. Das war ihm Pflicht als selbstverständliche Folgerung aus seiner Lebensanschauung. Erst wenn die kommende Zeit den genügenden Abstand gewonnen hat, wird die Allgemeinheit das Wirken dieser Persönlichkeit voll würdigen können. Im Leben galt seine Arbeit seinem Volke; jetzt ließ er sein Leben für sein Volk. Aber sein Geist wird fortleben unter uns! —

Johannes Thiken.

Weltgeschichtliche Debatten. Wir waren zunächst davon überrascht, als wir es erleben mußten, daß unsre Gegner den Krieg gegen uns aufnahmen unter der Parole der Kultur gegen die Barbarei, des europäischen Gleichgewichts gegen die Vergewaltigung, der Freiheit gegen den Militarismus, des Glaubens gegen den Unglauben. Sind aber nicht alle großen weltentscheidenden Kämpfe unter solchen Parolen geführt worden, können überhaupt Völker zu dem schweren Entschluß des Krieges gebracht werden, ohne daß sie sich Verantwortung und Opfer durch eine solche hohe Parole erleichtern? Mustern wir die Jahrtausende, so werden wir jene Parolen als althergebrachte Schlagworte in ihnen begrüßen. So sahen die Griechen herab auf alle fremden Völker, stolz auf die hellenische Kultur, und sie erst prägten ja das Wort, das Fremdheit und Barbarentum gleich setzte. Die griechische Erbschaft übernahm das Römertum, sich gleichfalls berufen fühlend, alle übrigen Völker der Welt zu beherrschen, weil sie neben der Höhe der römischen Bildung kein Eigenrecht der Existenz mehr zu besitzen schienen. Es war nur eine andre Form desselben Gedankens, wenn die alleinseligmachende Kirche den Glauben zur Herrschaft bringen wollte über den Unglauben. In dieser Form beherrschte das Überlegenheitsgefühl und die Überzeugung vom eignen unbedingten Herrscherrecht die Seele des Mittelalters, die dann in den Tagen der Kreuzzüge am sichtbarsten die Folgerungen aus einer solchen Weltanschauung zog.

Nichts unterscheidet eine neue Epoche der Geschichte deutlicher von Altertum und Mittelalter als das Heraufkommen der Idee vom europäischen Gleichgewicht. Es war eine wunderliche, oft recht äußerlich aufgefaßte Formel, aber es barg sich in ihr doch auch ein tiefer neuer Gedanke. Das war die Erkenntnis von dem Recht jedes Volkes auf eine eigne freie Entwicklung, auf die Entfaltung einer besonderen Volksindividualität. Und immer deutlicher begriffen es seitdem die Jahrhunderte, daß Kultur nicht in der Einheitlichkeit, in der Uniform, sondern in der Fülle und im Reichtum der Erscheinungen bestehe. Deshalb war der Kampf zwischen Kultur und Barbarei, zwischen Glauben und Unglauben nicht einfach als Irrtum abgetan. Es war ihm nur eine neue Kampfmethode vorgeschrieben. Aus dem Unterdrückungs- und Vernichtungskrieg gegen das Fremde sollte der redliche Wettbewerb mit dem Fremden treten. Und so redlich müßte dieser Wettbewerb schließlich sein, daß der höher Stehende dem tiefer Stehenden selbst die geistigen Waffen zum Wettbewerbe reiche. Die Kulturnationen als Erzieher der Naturvölker: das ist ja der eigentliche Sinn unsrer Kolonialpolitik gewesen. Hierher empfing sie erst ihre ethische Berechtigung.

Wahl- und sinnlos haben unsre Feinde jetzt diese weltpolitische Debatte der vergangenen Jahrtausende wieder aufgenommen. Gegen unsre Barbarei will die französische Kultur zu Felde ziehen, gegen unsern Unglauben das rechtgläubige Rußland, für das europäische Gleichgewicht streitet England. Und noch immer hängt so viel Glanz und Verklärung an jenen alten großen Kampfparolen der werdenden Menschheit, daß sich Millionen von ihrem bloßen Klang gewinnen lassen, ohne die Berechtigung dessen zu prüfen, der sie für sich wieder in Anspruch nimmt. Ja ohne selbst die Widersprüche zu bemerken, die in dem Nebeneinander der älteren und der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

neueren Kampfparolen, also in dem Nebeneinander ganz verschiedenartiger Jahrtausende, eigentlich liegen. Wer den Vernichtungskrieg gegen Deutschland predigt, der kann selbst weder auf Kultur noch auf Frömmigkeit im heute gereiften Sinne des Wortes Anspruch erheben. Der kann erst recht nicht vom europäischen Gleichgewicht sprechen, um so weniger, wenn er das Gleichgewicht der Welt zu seinen eignen Gunsten mit Füßen tritt wie England. Was Fichte predigte, das wird in unsern Tagen in vollem Umfang ernst: wir Deutsche verkörpern in Wahrheit die Ideale der Menschheit. Wie Fichtes Nationalismus aus seinem Universalismus hervorwuchs, so auch die Fülle unsrer deutschen Bildung aus unsrer Gerechtigkeit in der Anerkennung aller fremden Kultur. Wir kämpfen für die Möglichkeit des friedlichen Wettbewerbs unter allen Kulturen, wir kämpfen für das Gleichgewicht in der Welt, für die freie Entwicklung auch der kleinen Völker, in unserm politischen Programm ist die widerspruchslose Konsequenz der seitherigen weltgeschichtlichen Debatten gezogen.

Prof. Dr. R. Strecker.

Erfolgreiche Kriegshilfe. Von der Ortsgruppe Köln des deutschen Vortruppbundes erhalten wir folgenden Bericht:

Die Kriegsarbeitszentrale, Abteilung Heimarbeit wurde in den ersten Augusttagen vom Kölner Vortrupp gegründet. Unter der Leitung des Kölner Vortrupp schlossen sich zur gemeinsamen Kriegsarbeit zusammen: Gewerkverein der Heimarbeiterinnen Deutschlands, Ortsgruppe Köln; Verband der Schneider und Schneiderinnen, Ortsgruppe Köln; Verein zur Vermittlung von Heimarbeit.

Der Vortrupp selber übernahm die Beschäftigung von Kriegerfrauen, Stellenlosen und Notleidenden, welche am allgemeinen Arbeitsnachweis um Arbeit nachsuchten.

Die Vortruppleitung übernahm die Geschäftsführung der so gegründeten Kriegsarbeitszentrale, indem sie Räume, Einrichtung und Hilfskräfte (zuerst frei zur Verfügung gestellte) beschaffte. Die Geschäftsführung bemühte sich dann um Militäraufträge, gestützt auf einen ministeriellen Erlaß, nach welchem bei der Anfertigung von Unterzeugen in erster Linie soziale Heimarbeitsvermittlungsstellen berücksichtigt werden sollten. Es gelang der Kriegsarbeitszentrale, die guten sachgemäßen und kaufmännischen Unterlagen zur Erlangung größerer Aufträge zu erbringen, und die Verarbeitung konnte unter der Hilfe fachmännischer Angestellter Ende August beginnen.

In der ersten Woche wurden 30 Arbeiterinnen beschäftigt, nach 4 Wochen 150 — nach weiteren Wochen steigerte sich die Zahl der Beschäftigten bis auf 1000; hiervon wurden durch den Vortrupp etwa 40% der Arbeiterinnen zu lohnendem Erwerb geholfen.

Die ersten Probeaufträge wurden zur Zufriedenheit der Verwaltung ausgeführt. Es folgten neue und größere. Die Ausrechnung der Preise erfolgte auf kaufmännischer Grundlage, da der ganze Betrieb sich zu einem Großunternehmen ausgewachsen hatte, das Miete, Gehälter, Invaliditäts- und Krankenversicherung, sowie alle andern Lasten eines geordneten Geschäftsunternehmens zu tragen hat. Die Stückpreise bewegen sich im Rahmen der durch die Konfektion erzielten Preise, die Löhne sind durchweg höher als die in der Konfektion der Heimarbeiterin gezahlten.

Durchschnittlich zahlt die Kriegsarbeitszentrale 4—5000 Mark Löhne wöchentlich aus und monatlich 1000 Mark Gehälter für Angestellte.

Sie ist im Besitz einer allen Ansprüchen entsprechenden Einrichtung. Elektrische Maschinen arbeiten den ganzen Tag, um die Waren zuzuschneiden und mit Knopflöchern zu versehen. Die fertigen Stücke werden gebündelt und ordnungsmäßig verpackt abgeliefert.

Der Betrieb wurde mit einem kaum nennenswerten Betriebskapital gegründet. In der ersten Zeit machten nur die Vorschußzahlungen der Amtsstellen und die Kreditgewährung der Lieferanten ein Arbeiten möglich. Aber schon am 31. De-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zember schloß die Bilanz mit einem erheblichen Reingewinn ab.

Die Stadt Köln lieh dann auf Kriegsdauer ein von der Zentrale zu verzinsendes Betriebskapital, das dem Unternehmen noch größere Bewegungsfreiheit gestattete.

Ihre Bedeutung sieht die Zentrale darin, daß sie einen mustergültigen Betrieb vorstellt, der wirtschaftlich und sozial zugleich arbeitet. Die Summen, die die Kriegsarbeitszentrale umsetzt, bedeuten etwas im allgemeinen Wirtschaftsleben und im Leben der Einzelnen. Die Arbeitszentrale zeigt es, daß sie, aus warmer Hilfsbereitschaft ins Leben gerufen, unter der Mitarbeit einer Reihe tüchtiger Menschen zu einer Hilfe für Viele geworden ist. Nicht nur ihr großes Bündel fertiger Arbeit bringen die Frauen zur Arbeitsstätte, sondern auch manche schwere Sorgenlast, gerade in dieser Zeit.

Es ist eine herzliche Freude, ihnen mit Rat und Tat zu helfen. Ihnen den Segen der Krankenkasse, der Unterstützungen und Versicherungen, die unser liebes Vaterland, wie kaum ein anderes, seinen Notleidenden zukommen läßt, zu ermöglichen. Es bedarf zuweilen nur eines Hinweises, eines Briefes, und den bangenden Frauen und Müttern wird geholfen.

Im vergangenen Herbst hatte die Zentrale einen größeren Auftrag für die städtische Armenverwaltung, bestehend in warmen Kinderkleidern und Wäsche, auszuführen. Da war es eine Freude, den Heimarbeiterinnen zu zeigen, wie man aus so einfachen Mitteln Schönes schaffen kann, wie eine kleine Häkelei, ein Stickstich, ein Kleid zieren und zweckmäßig putzen.

Im Anschluß an diesen Auftrag wurden dann vom Vortrupp aus Abendkurse eingerichtet, die es den Frauen ermöglichten, für ihren eigenen Bedarf Blusen und Kinderkleider zu arbeiten. Da ist gar manch ein liebes schlichtes Kleidungsstück entstanden, mit dem die Mutter an dem so ernsten und an Liebe reichen Weihnachtsfeste 1914 ihre Kinder erfreute.

Auch die angeschlossenen Vereine haben Ähnliches und mehr ihren Arbeiterinnen geboten. Durch gute Schriften und Bücher wird auf die Frauen eingewirkt, so daß ein festes, von allen empfundenes Band Arbeitgeber und Arbeitnehmer verbindet.

Über 500 Frauen sind durch die Zentrale unentgeltlich auf Qualitätsarbeit neu angelernt worden, ihnen ist eine ganz neue Erwerbsmöglichkeit geschaffen. Wie viele lernen es dankbar empfinden, daß ihr Erwerb sie nicht von Haus und Kindern trennt. Ein Ziel hat die Heimarbeitsvermittlungsstelle vor Augen. Sie will den Einfluß der Mutter den Kindern erhalten, sie will in dieser Zeit des Kampfes und des Leides die Frau erwerbsfähig machen, ohne sie dem Haushalt zu entziehen, denn eine fleißige, arbeitsame Mutter ist wohl der beste Schutz des Kindes.

Monate ernster, unermüdlicher, zielbewußter Arbeit brachte die Kriegsarbeitszentrale in Köln zu reicher Entfaltung. Monate, oft ermüdenden Ringens, aber auch voll stolzer Freude für alle Beteiligten und besonders für die von den ersten Augusttagen an Arbeitenden.

Ganz abgesehen von allem andern, ist es etwas Großes, über tausend Frauen zu zeigen, daß ihre Selbsthilfe in der Arbeit liegt, daß keiner zu verzagen braucht und mit ihnen so zu stehen, daß eine jede mit einem Dankeswort die Arbeit und den guten Lohn mit heimnimmt. Denn schließlich sind sie doch auch alle kleine Helden, diese daheim gebliebenen Frauen, Schwestern und Töchter unserer Krieger, die alten versorgten Mütter, die niemand zur Last fallen wollen.

Die aber, die nun seit August schon die Kriegsarbeitszentrale für Heimarbeit leiten und in ihr mitarbeiten, wollen durch diese Arbeit den Kämpfern da draußen danken, sie wollen es, soviel es in ihrer Macht liegt, möglich machen, daß die Männer in geordnete Verhältnisse heimkehren, in eine saubere Häuslichkeit, wo eine fleißige Hausfrau ihre Kinder,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutschlands Zukunft, durch ihrer Hände Fleiß vor Not und Elend behütet.

M. Lindemann.

Mais als Kriegsnahrung. In dieser Zeit des Mangels an Nahrungsmitteln dürfte es von großer Wichtigkeit sein, daß auch in unserem deutschen Volke die Bedeutung des Mais als menschliche Nahrung allgemeine Beachtung finde. Bei südlichen Völkern, wo die Kartoffel sich nicht so eingebürgert hat wie bei uns, bildet er längst einen Hauptbestandteil des Küchenzettels. Ja, in Italien und auf dem Balkan ist er tägliche Speise und steht als Volksnahrungsmittel an erster Stelle. Selbst in Österreich und vor allem in Ungarn ist die Maisverwendung in der Küche allgemein an der Tagesordnung, und zwar mit vollem Recht.

Der Nährgehalt des Mais ist sehr groß. Die folgende Zusammenstellung möge das veranschaulichen. Es ist enthalten

in	Eiweiß	Fett	Kohlehydrate
Kartoffeln	1,6%	0,08%	21,0%
Roggen	9,9%	1,3 %	66,0%
Mais	8,0%	4,0 %	68,6%

Der Wert des Mais als menschliche Nahrung liegt also klar zutage. Erst kürzlich hat die ungarische Regierung verfügt, daß das Kriegsbrot dortselbst einen Zusatz von 50% Maismehl und nicht wie bei uns von Kartoffel oder Kartoffelmehl enthalte, und in Wien und Budapest fängt man bereits an, die für die österreichische Küche unentbehrlichen süßen Mehlspeisen zum größten Teil aus Maismehl zu bereiten. Dazu kommt, daß der Mais durchaus schmackhafte Gerichte liefert und in grüner, wie in reifer Form zur Bereicherung des Speisezettels beitragen kann.

Im Nachfolgenden sei zunächst auf seine Verwendung in grüner Form hingewiesen. Bekanntlich bildet die Frucht des Mais sogenannte Maiskolben, die sich in den Blattwinkeln entwickeln. Diese Maiskolben werden bei uns bis jetzt fast nur als wertvolles Viehgrünfutter geschätzt. Viele Landwirte bauen dieserhalb den Mais an. Viel größer aber wird die Bedeutung dieses Anbaues in gegenwärtiger Zeit dadurch, daß diese Maiskolben ein sehr nahrhaftes Gemüse abgeben. Ganz jung ausgebrochen geben sie eine vorzügliche Gemüsesuppe, die bei den deutschen Ansiedlern in Südbrasilien besonders geschätzt wird. Im vorgeschrittenen Wachstum aber bricht man sie aus, kocht sie mit Salzwasser und bereitet sie dann zu wie Spargel. In dieser Form liefert der Mais ein spargelähnliches, wohlschmeckendes und äußerst nahrhaftes Gemüse. Es gibt noch eine dritte, weniger zu empfehlende Art der Zubereitung der Maiskolben — jung in Scheiben geschnitten als Salat. Die Scheiben werden zubereitet wie Gurkensalat unter Olzusatz. Jedoch muß man sich an den eigenartigen Geschmack dieses Salates erst gewöhnen.

Bekannter und verbreiteter ist die Verwendung des Mais im reifen Zustande für die Küche. In diesem wird er als Maismehl und Maisgrieß verwendet. Das Maismehl dient in erster Linie zur Herstellung der Polenta, dem Hauptnahrungsmittel aller im Süden lebenden Völker. Nachstehend einige der bekanntesten Rezepte.

Maisbrei. (Polenta.) Man verrührt 400 g Maismehl mit einer Prise Salz in kochendem Wasser sorglich zu dickem Brei und läßt diesen unter fortwährend starkem Rühren kochen, bis er sich vom Löffel ablöst. Hierauf läßt man den Brei in einer ausgespülten Form abkühlen und gibt ihn mit warmer Milch zur Tafel, oder serviert ihn heiß mit zerlassener Butter. Außerdem kann man die Polenta in Scheiben geschnitten in der Pfanne braten und mit geriebenem Käse essen.

Maisgrieß. Zu 2 Litern Milch nehme man 1/4 kg grobgekörnten Maisgrieß und lasse ihn unter öfterem Umrühren garkochen. Man kann ihn auch in Wasser kochen und mit brauner Butter anrichten.

Maiskuchen mit Äpfeln. 1/2 kg feines Maisschrotmehl verrühre man mit 1/4 kg zu Brei verkochter Apfelschnitte unter etwas Wasserzusatz

zu steifem Brei. Diesen drückt man in eine flache, mit Butter ausgestrichene Backform, läßt 1/2 Stunde im heißen Backrohr ausbacken und schneidet ihn abgekühlt in schmale Streifen.

Da der Mais in Deutschland niemals zur Reife kommt, sind wir bezüglich der Herstellung der Maismehlprodukte auf die Zufuhr vom Ausland angewiesen. Zufuhr an solchem haben wir aus Rumänien, wo der Maisbau in höchster Blüte steht. Von dort aus wird er nach Dresden auf den Markt geworfen. Der letzte Getreidebericht des deutschen Landwirtschaftsrates meldet das Vorhandensein bedeutender Maismengen. Zudem sollte man des Grüngemüses wegen dem Maisbau in diesem Jahre mehr Aufmerksamkeit schenken. Außer den Maiskolben erzielt man dann durch Stengel und Blätter noch ein wertvolles Viehfutter als Zugabe.

Friedrich Wilhelm Brepohl.

Vom russischen Schnapsmonopol. Paul Rohrbach bespricht im Heft vom 13. Febr. seiner Zeitschrift „Das größere Deutschland" die Finanzverhältnisse der kriegführenden Staaten und schreibt bei Rußland:

„Besonders schlimm für den Staatsschatz war die Abschaffung des Alkohols, nachdem das Schnapsmonopol etwa eine Milliarde Rubel erbracht hatte. Die Ersetzung dieses Ausfalls durch neue Steuern ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen natürlich unmöglich. Nun suchte die Regierung bei England Geld zu bekommen, was jedoch nicht so leicht war. ... Die großen Bedürfnisse der Regierung stellen eine weitere Zunahme der Kreditbillets und somit eine Verschlechterung der Notendeckung in sichere Aussicht. Nicht allein müssen die großen Kriegsausgaben gedeckt werden, sondern außerdem läßt die Verminderung der Einnahmen der Staatseisenbahn und des Branntweinmonopols große Lücken entstehen."

Hierzu ist Mehreres zu bemerken:

1. Unsere Bierbankpolitiker betäuben das Gewissen des deutschen Volks immer noch gerne durch die unbewiesene Behauptung, das Alkoholverbot in Rußland stehe doch nur auf dem Papier. Gewiß, es gibt überall Gesetzesübertreter, wie ja auch in allen Kulturländern noch den Gesetzen zum Trotz gestohlen und gemordet wird. Aber alles was von Kennern der Verhältnisse aus Rußland berichtet wird, beweist doch, daß das Alkoholverbot im großen und ganzen beachtet wird.

2. Wer da weiß, welch großen Einfluß der Alkohol auf die Geburten- und Sterbeziffern hat, wer andererseits weiß, daß eine der Hauptursachen dieses Kriegs die Furcht vor der künftig drohenden Überschwemmung Deutschlands durch die Russen ist, dem könnte vor der späteren Zukunft Deutschlands bange werden, wenn es den russischen Alkoholgegnern gelänge, auch nach dem Krieg auf dem betretenen Wege zur Bekämpfung der Rauschgeistgefahr weiter zu schreiten, und wenn es den deutschen Alkoholgegnern nicht gelänge, auf diesem Wege größere Fortschritte zu machen als bisher. Dann würden wir sehr bald um den Erfolg dieses Krieges betrogen sein.

3. Wie tief muß die Einsicht in die schädliche Wirkung des Rauschgeistes schon in die leitenden Kreise Rußlands eingedrungen sein, wenn sie die schweren Geldnöte des Landes für ein kleineres Übel ansehen, als die Rauschgeistgefahr!

4. Wie nimmt es sich dagegen aus, daß wir in Deutschland selbst angesichts der Notwendigkeit, mit dem vorhandenen Getreide äußerst sparsam umgehen, noch kein Brau- und Brennverbot haben?

Dr. A. Pfleiderer.

Abstinenten im Kriege. Die Geschäftsstelle des Guttemplerordens (J.O.G.T. Hamburg 30) hat uns um Aufnahme der folgenden Zeilen gebeten:

Von den 30000 männlichen Mitgliedern des Guttemplerordens sind mehr als 6000 im Heeresdienst, davon 1000 Freiwillige, zum Teil in höherem Lebensalter, meistens aber Jugendliche, die durch Zuschriften aus dem Schützengraben kundgeben, daß ihnen die Enthaltsamkeit das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ertragen der Kriegsstrapazen wesentlich erleichtert. Daß sie ihren Mann stellen beweist die Tatsache, daß bereits 200 Guttempler das Eiserne Kreuz erhielten, auch die Zahl der Gefallenen beträgt schon 200. Die Ortsgruppen des Deutschen Bundes abstinenter Studenten sind außerordentlich stark am Kriege beteiligt. Von dem Mitgliederbestande stellten zum Heer: „Freiland"-Charlottenburg 90%, „Freiland"-Dresden 70%, „Freiland"-Freiburg 80%, „Nordmark"-Kiel 78,2%, „Freiland"-Leipzig 81,5%, „Hellas"-Leipzig 100%, „Wiprecht"-Leipzig 60%.*)

*) Diese Feststellungen stammen aus den ersten Wochen dieses Jahres. Inzwischen wird die Zahl der Kriegsteilnehmer noch erheblich gestiegen sein. Desgleichen natürlich die Zahl der Ausgezeichneten und der Gefallenen. Die Verlustliste des „Deutschen Guttemplers" nennt in der Nummer vom 14. Mai den Namen des 262. Gefallenen.

Vortrupp.

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Popovic, Dr. M. Gj.: Alkohol und Krieg. Meine Erlebnisse im Balkankrieg 1912—1913. M. 0,15. Neutraler Guttempler-Verlag, Heidelberg.

Was soll Rumänien tun? Ernste Fragen in großer Zeit. M. 0,80. Karl Curtius, Berlin W 35.

Volksbücher der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung: Heft 21.

Groth, Ernst Johann: Die Kuhhaut. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg-Gr. Borstel.

Der heilige Krieg. Gedichte aus dem Beginn des Kampfes. Brosch. M. 0,60., geb. M. 1,20. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Deutscher Glaube. Religiöse Bekenntnisse aus Vergangenheit und Gegenwart Tat-Bücher für Feldpost. Heft 3. Preis jedes Heftes brosch. M. 0,60, geb. M. 1,20. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Neue Kriegslieder:

Jeder Stoß ein Franzos!
Jeder Schuß ein Ruß! M. 0,25. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Häring, Prof. D.: Das Rätsel des Krieges. Eine ethische Gegenwartsbetrachtung. M. 0,20. Reinerlös für das Rote Kreuz. Verlag des Preßverbandes, Stuttgart.

Benoit, Dr. med. Pierre de: Alkoholiker-Fürsorge. Fr. 3,75. Kommissionsverlag von G. A. Bäschlein, Buchhandlung Bern.

„Kriegs-Vorträge" des Hamburger Volksheims:

Nr. 1: **Marr, Dr. Heinz:** Deutschlands neue Einigkeit.

Nr. 2: **Dibelius, Prof. Dr. W.:** Was will England?

Nr. 3: **Dibelius, Prof. Dr. W.:** Gehorsam und Freiheit im Lichte unserer Zeit.

Preis jedes Heftes M. 0,20. Hälfte des Reinertrages für Kriegshilfeveranstaltungen des „Volksheims". Verlag C. Boysen, Hamburg.

Berg, Dr. Alfred: Geographisches Wanderbuch, M. 4,—. B. G. Teubner, Leipzig.

Moderne Naturkunde. Einführung in die gesamten Naturwissenschaften. Lieferung 6—10. Preis jeder Lieferung M. 1,20, Naturwissenschaftlicher Verlag, Godesberg bei Bonn.

Claudius, Hermann: Hörst du nicht den Eisenschritt. Zeitgedichte. Geb. M. 1,—. Alfred Janssen, Hamburg.

Much, Hans: Buddha. Der Schritt aus der Heimat in die Heimatlosigkeit. Brosch. M. 2,80; geb. M. 3,50. Albert Müllers Verlag Zürich.

Münter, Dr. med. Friedrich: Die Pflicht gesund zu sein. M. 0,80. Gerhard Stalling, Oldenburg i. Gr.

Jacobskötter, Ludwig: Tagebuchblätter eines Daheimgebliebenen. M. 1,25, Schloessermanns Verlagsbuchhandlung (Gustav Fick), Leipzig.

Nissen, Momme: Der Krieg und die deutsche Kunst. Brosch. M. 1,—. Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. B.

Das deutsche Weihnachtsbüchlein. M. 1,—. Friedrich Andreas Perthes, A.-G., Gotha.

Eberhard, Paul: Die Religion und der Krieg. Blätter für Suchende aller Bekenntnisse. Heft 3. M. 0,50. Friedrich Andreas Perthes, A.-G., Gotha.

Saager, Adolf: Die Frucht des Weltkrieges. M. 0,80. Robert Lutz, Stuttgart.

Gennerich, J. D.: Stark wie das Leben. Eine Erzählung aus Niedersachsen. M. 2,50. Carl Reißner, Dresden.

Langfeld, C.: Gegen Lug und Trug. M. 0,60. H. A. Ludwig Degener, Leipzig.

Auer, Dr. Karl: Kriegsbilder aus der Bibel. M. 0,40. Karl Curtius, Berlin.

Wohlwill, Prof. Dr. Adolf: Zu Deutschlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. M. 1,—. Alfred Janssen, Hamburg.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

4. Jahrgang Nr. 12 16. Juni 1915

„Realpolitik".

So war der Aufsatz überschrieben, mit dem der „Vortrupp" sein Wirken begann.*) Wir bitten, den Aufsatz jetzt nachzulesen; er ist heute zeitgemäßer denn je.

Schon damals konnte der Verfasser mit Recht sagen:

> „Daß uns in den Tagen, die wir jetzt (also um die Jahreswende 1911/12) leben, der italienische Raubzug gegen Tripolis von manchem aus jener Priesterschaft (der Realpolitik) als schönste Blüte „gesunder Realpolitik" gepriesen worden ist, braucht als selbstverständlich kaum erwähnt zu werden."

Nun, in den Tagen des Mai 1915 hat sich die gegenwärtige Regierung desselben Italiens zu den Grundsätzen „gesunder Realpolitik" vollends mit einer Folgerichtigkeit bekannt, die den Neid aller Hohenpriester dieser Politik aufs tiefste erregen muß. Welches diese Grundsätze sind? Den wichtigsten hat der „Vortrupp" damals so gezeichnet:

> „Zehnmal unwirklich ist jede Gemeinschaft zwischen zwei Völkern (und seien es die ... engstverbündeten) und jede Treue zwischen ihnen: Daß die Völker der Erde Raubtiere sind, in deren Beziehungen zueinander zügellose Anarchie herrschen muß bis ans Ende der Dinge, das ist im Katechismus der Realpolitiker der höchste und tiefste Artikel. Dagegen ist ihnen kein Kraut gewachsen, da hilft kein Recht und kein Vertrag; was unter zwei Menschen, und wären sie Australneger, Schuftigkeit wäre oder Straßenraub oder Betrug: unter zwei Völkern heißt es „Gesunde Realpolitik".

* * *

Salandra und Sonnino — so sehen „Realpolitiker" aus. Die unauslöschliche Verachtung, die jeder anständige Mensch (natürlich auch jeder anständige Italiener) für Leute jenes Schlages hegt, bleibt nunmehr — Gott sei Dank — für alle Zeiten auch an der „Realpolitik" hängen.

Vortrupp.

*) Jahrgang 1912, Nr. 1.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tat und Gesinnung.

Wohl Jedem, der mit eigenen Augen etwas von dem furchtbaren Schicksalsernst dieses Krieges gesehen hat! Die klare Erkenntnis, daß Deutschland um mehr kämpft als um seine unberührten Grenzen, daß es um sein völkisches Leben, um seine ganze Zukunft geht und darüber hinaus um die Hoffnung der Menschheit auf eine mögliche sittliche Höherentwicklung, wird ihn gewillt machen, sich den Forderungen der schweren Zeit zu unterwerfen, ihrem erzieherischen Ernst nicht auszuweichen. Wer dem Grauen dieses Krieges einmal ins Gesicht gesehen hat, der wird sich auch bewußt werden, daß er dem ungeheuren Geschehen, dessen Bedeutung niemand unter den Lebenden ganz ermessen könnte, innerlich nicht gewachsen ist. Wer würde wagen es auszusprechen, ja nur es zu denken, daß er wert sei, jetzt zu leben? Wir müssen Alle zu wachsen suchen, Alle mit unerbittlicher Strenge gegen uns selbst an uns arbeiten, daß wir nur nicht gar zu unwürdig bleiben unter der Gnade dieser schicksalhaften Zeit.

So Viele haben noch garnicht erkannt, daß es auf sie und ihre Haltung fast ebensosehr ankommt, wie auf die Haltung der Truppen vor dem Feind. Ihnen Allen gilt die immer wieder von unseren Besten wiederholte Mahnung zur Selbstbesinnung, wahrlich nicht nur den Frauen, wie manche Mahner zu glauben scheinen, denn zwischen den Daheimgebliebenen und den Kämpfern hat dieser Krieg seine Unterscheidungslinie gezogen, nicht zwischen Mann und Frau. Deshalb wende ich mich heute an Alle, die hinter der Front geblieben sind, nicht an die Frauen allein.

Wer sich heute nicht fragt, was die große Zeit gerade von seinem kleinen Leben verlangt, der ist von einer falschen Bescheidenheit erfüllt, die ihn lau und gleichgültig macht. Es kommt in diesen Tagen nicht nur auf Taten an, sondern in gleichem Maße auf die Gesinnung jedes einzelnen Gliedes der Volksgemeinschaft. Begreifen wir das, so völlig, daß uns das Herz brennt vor Verlangen, unserem Lande mit Einsetzung unserer ganzen Persönlichkeit zu dienen, so werden wir diesen Krieg gewinnen trotz allem Haß und Neid, trotz List und Gewalt unserer zahlreichen und mächtigen Feinde. Lernen wir es nicht, so hilft uns auch der ruhmreichste Sieg nichts, den unsere Heere in ihrer todverachtenden Tapferkeit an ihre Fahnen heften könnten, denn wir würden den blutig erkauften Erfolg nicht zu nützen verstehen. Wir würden ihn herabwürdigen, wie wir die Siege von 1870/71 durch die Schmach der Gründerjahre, durch das geistige Verlorengehen an einen krassen, öden und unfruchtbaren Materialismus befleckt haben. Davor behüte uns der gute Geist des deutschen Volkes in Gnaden, — durch Not und Bedrängnis, wenn es nicht anders sein kann.

Täuschen wir uns doch nicht: Dieser Kampf tobt nicht um das Jetzt, sondern um die Zukunft, nicht um Handel und Vormachtstellung, wie unsere schlimmsten Feinde wähnen, sondern im tiefsten Grunde um die künftige

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Herrschaft des Geistes, der nichts gemein hat mit dem Geist der kurzsichtigen, verblendeten völkischen Selbstsucht, die diesen Krieg verursacht hat. Wir wollen nicht die Macht, um auszurotten, was uns im Wege steht, und wären es Millionen, wir wollen sie, um unser deutsches Wesen, soweit es sittlich rein ist, in der Welt zu behaupten zum Segen für alle kommenden Zeiten. Deshalb wird der Sieg, den wir in vollem Vertrauen auf unsere Wehrmacht erhoffen, uns eine fast übermenschliche Verantwortung auferlegen, deren wir uns bewußt werden und bleiben müssen. Mit dem kommenden Siege wächst die Verantwortung des deutschen Volkes in allen seinen Gliedern fast ins Ungemessene, gilt es doch, die Früchte der drangvollen Gegenwart den Kindern einer mächtigeren Zukunft rein und unmißbraucht zu bewahren. Alle Verantwortung ist eine schwere Last, aber wenn wir sie willig auf unsere Schultern nehmen, werden wir sie in Ehren tragen. Nur wenn wir sie abschütteln wollen, wird sie uns freilich erdrücken. Es ist hohe Zeit, daß auch die Letzten unseres Volkes beginnen, sich für diese Verantwortung, die niemand von ihnen nimmt, zu stählen und zu erziehen. Wollen sie es nicht, so wird die Not sie in die Schule nehmen und mit einer rauhen und harten Unterweisungskunst.

An unseren Kriegern draußen in Gefahr und Mühen des Kampfes, an unseren Flüchtlingen, die wir mit Fug und Recht an ihre Seite stellen, die oft genug wie Helden gelitten haben, hat der unerbittliche Erzieherernst des Krieges sein Werk schon längst begonnen. Sie bedürfen unserer Worte nicht; sie sind dem Alltag enthoben und unserem Mahnen und Sorgen entrückt. Auch zu den Trauernden reden wir nicht, die ihren Schmerz um ein verlorenes, teures Leben ausströmen lassen in werktätigem Liebesdienst am Vaterlande, nicht zu den Ungezählten, die in bitterer Herzensangst an ihre Angehörigen im Felde denken. Zu ihnen Allen spricht das Schicksal unmittelbar und bedarf der menschlichen Rede nicht.

Uns ward die Aufgabe, aufzurütteln, die noch schlafen, die noch nichts wissen von dem großen Staunen und Erschrecken, das nach dem Sinn und Zweck der ungeheuren Katastrophe fragt. Wer kann ermessen, wie Viele ihrer sind. Wir spüren ihren Einfluß täglich und überall, im zähen, trägen Widerstand gegen die Forderungen der Zeit, die doch nichts von uns Daheimgebliebenen verlangt, als ein wenig besonnenes Bescheiden, als eine geringe Einschränkung, die wir uns schämen müßten, ein Opfer zu nennen. Er verrät sich in heimlichem Murren und in offener Gleichgültigkeit, ja schlimmer als das, in der Sucht, aus der gefahrumdrohten Lage Deutschlands Nutzen zu ziehen für sich auf Kosten der Gesamtheit. Zu ihnen reden wir, und wenn wir stumm blieben, würden die Steine schreien. Wenn sie nicht hören wollen, so werden sie fühlen müssen.

Es sind so Viele unter uns, die unbeweglichen Geistes sind. Es ist ihnen nicht gegeben, die großen Ereignisse, von denen sie hören, mit leben-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

diger Vorstellungskraft zu begreifen. Alltäglich lesen sie die Kriegsberichte, doch je höher die Zahlen der Kämpfer und der Opfer sind, um so unwirklicher und fremder wird ihnen das ferne, unvorstellbare Geschehen. Auch nicht ein Hauch der weltgeschichtlichen Zeit dringt durch den dichten Schutzwall der Gewohnheit, den sie fest und fester um ihr verarmendes Innenleben zogen. Auch nicht ein Körnlein des fruchtbaren Samens, den der Kriegssturm auf seinen Schwingen führt, fällt auf das dürre Land ihrer Seelen.

Und diese Menschen mit dem halbentwickelten Innenleben sind, ohne es zu wissen und zu wollen, für das deutsche Volk in seiner Schicksalsstunde eine schwere Gefahr. Und weil sie es weder wissen noch wollen, ist diese Gefahr kaum zu beseitigen; sie kann nur ausgeglichen werden durch verdoppelte Treue all derer, die das Vaterland in seiner Bedrängnis in Wahrheit heißer lieben als sich selbst.

Es ist eine ihrer schwersten und notwendigsten Aufgaben, recht Viele aus dem Lager der Gleichgültigen herüberzuziehen, sie auf den schmalen Weg zu stellen, der, — knapp zwischen zwei Unmöglichkeiten hindurch, — zu dem ersehnten Ziele selbstloser Vaterlandsliebe führt. Sie sollen harte Worte nicht scheuen, damit nicht harte Schicksalsschläge nötig werden.

Es ist unmöglich, ein Größeres außer uns zu lieben, wenn uns Brot und Obdach fehlen. Deshalb müssen wir Sorge dazu tragen, daß auch in dieser Zeit gebotener Sparsamkeit mit den im Reiche vorhandenen Lebensmitteln Niemand am Notwendigen Mangel leidet.

Ebenso unmöglich aber ist es, sein Vaterland mehr zu lieben als sich selbst, wenn man von diesem Selbst und seinen Wünschen nicht los kann. Wer jetzt Geschäfte machen will, wer jetzt, wie es leider geschieht, durch verbotenen Handel ins feindliche Ausland rasch reich werden will, der ist auf dem Wege, der weitab führt von Hingabe und Treue, den wird man schwerer zu seiner Pflicht zurückführen können, als den nur leiblich Hungernden.

Wir müssen nicht nur die Körper, wir müssen die Seelen unserer deutschen Brüder und Schwestern zu sättigen versuchen. Und das vermögen nur die Nachdenklichen und Trauernden, die Hilfsbereiten und Erkennenden, zu denen ich nicht reden wollte, weil das Schicksal selbst zu ihnen spricht. Doch lege ich ihnen in bitterer Sorge die Abseitsstehenden auf Herz und Gewissen. Es ist so traurig, sein Vaterland nicht lieben zu können. Wo die Not als Erzieherin versagt, weil sie zu hoffnungslos wurde, oder weil sie den nicht erreichen kann, der sein Behagen auch heute noch breit über die Straßen führt, da kann und wird die Liebe triumphieren.

Die Liebe kann nicht schweigen, wenn sie die Kleinen und Gleichgültigen sieht. Es jammert sie der toten Seelen. Es ist so öde um sie her und in ihnen. Sie können nicht los von sich selbst, und da liegt die Quelle ihres ganzen Elends.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch der Kampf um ihre Seelen ist ein Kampf um die Zukunft. Wir werden trotz allen Siegen im Felde das schicksalgestählte Volk nicht werden, das wir werden müssen, wollen wir uns an unserer Zukunftsaufgabe nicht versündigen, wenn wir nicht die Gesinnung des ganzen Volkes gleichwertig neben die Taten des Volkes in Waffen stellen.

Dieser Kampf um die Gesinnung beginnt aber im Gewissen jedes Einzelnen. Es ist echtdeutsche Art, daß wir den draußen tobenden Kampf auch in unser Inneres verlegen. Wir stehen im Felde gegen ein Volk, das uns vernichten will, weil es den Raum beansprucht, den wir einnehmen, das sich zur höchsten Weltmacht entfalten will auf dem Grabe von fast siebzig Millionen, auf dem Schutt und den Trümmern unserer Arbeitsstätten. Wir wehren seiner Selbstsucht, die keine Schranken mehr kennen will, mit der blanken Waffe, was es uns auch kosten mag an Blut und Tränen. Wir wissen aber auch, daß wir denselben mörderischen Feind in unserem Innern tragen, den es auszurotten gilt, was es auch kosten mag an Mühe und Verzicht.

Es liegt mir fern zu predigen, wir sollten wieder das nach außen so gänzlich anspruchslose Volk der Dichter und Denker werden, das wir einst waren. Kämpfen wir doch jetzt um die Macht, uns überhaupt auf Erden behaupten zu können. Wissen wir doch, daß der Brite mit seinen auf Zeit Verbündeten uns nicht den Raum zum Atmen ließe, bliebe er siegreich, daß er deutsches Wesen und Wissen ebenso vernichten würde wie unseren Handel und unsere Industrie, erlangte er die Herrschaft, die er erstrebt.

Nein, wir wollen die Macht haben, uns frei nach unserer deutschen Eigenart zu entwickeln, aber wir scheuen auch nicht die Verantwortung, die diese Macht uns auferlegt. Und das unterscheidet uns von den Völkern, die über uns hergefallen sind, um uns zu vertilgen, und die sich, Gott sei's gedankt, auf unserer vorgestreckten Waffe aufrannten.

Wir wollen Macht, und wir wollen selbst Reichtum. Aber wir wollen den Reichtum nicht zum Genuß. Er soll uns ein Werkzeug sein, und solange er das ist, bleibt er frei von dem alten Fluch, der am Golde hängt, der England an den Abgrund der tiefsten sittlichen Verderbnis geführt hat.

Das zu predigen, immer wieder, und wäre es vor tauben Ohren, und blieben wir tausendmal eine Stimme in der Wüste, — das ist unsere vornehmste Pflicht. Nicht nur Taten wirken als Beispiele und reißen endlich auch die Widerstrebenden mit, auch die Gesinnung, die sich in Worten offenbart, die zur höchsten Tat werden können. Christus wirkte durch Worte wie durch Taten. Und seine Worte sind es, die wir nie vergessen können, mögen uns seine Taten auch im Dämmer der Zeiten verblassen wollen.

Melanie Ebhardt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Städtetypen der Frühzeit.

Von den Deutschen des vierten Jahrhunderts berichtet ein verständnisvoller römischer Geschichtschreiber, Ammianus Marcellinus, daß sie nicht nur städtelos sind, sondern auch die Städte wie Gräber und Gefängnisse scheuen. Sie unterscheiden sich dadurch auf das auffallendste von den Griechen, mit denen sie doch sonst in ihren Anfängen so manche Ähnlichkeit haben. Denn bei den Griechen treffen wir Städte von dem Augenblick an, wo das erste Licht der Geschichte auf sie fällt. Man wird sagen: Nationalcharakter. Damit ist aber nichts gesagt, diese Erklärung dreht sich im Kreise herum. Wir werden sogleich sehen, daß es an einem hinreichenden Erklärungsgrunde nicht mangelt.

Sechs- bis siebenhundert Jahre später ist das Bild völlig verändert. Deutschland bedeckt sich wie auf einen Zauberschlag mit Städten. Von irgendwelcher Abneigung, diese zu besiedeln, bemerken wir bei dem Landvolk nichts. Die Städtegründer brauchen durchaus keine Zwangs- noch Lockmittel anzuwenden. Vielmehr strömt ganz freiwillig ein beträchtlicher Teil der Dorfbevölkerung den Städten zu. Diese Bewegung dauert zwei- bis dreihundert Jahre; seitdem sind nur noch verhältnismäßig wenige Städte gegründet worden.

Woher nun mit einem Male dieser Städteeifer? Es ist klar, daß man mit den üblichen Erklärungen hier nicht ausreicht. Da soll der Beginn der Gründung von den Römerstädten ausgegangen sein, von denen Reste im Rhein- und Donaugebiet vorhanden waren. Da soll Heinrich I. durch den Bau von Burgen eingewirkt haben. Die Klöster und Bischofssitze sowie die königlichen Pfalzen sollen einen Kern gebildet haben, um den sich Städte ansetzten.

Die städtischen Anlagen der Römer waren seit achthundert Jahren vorhanden, aber nie hatte dies Beispiel bisher eine so gewaltige Wirkung geübt. Daß sich aus der Römerzeit Gebäudereste erhalten hatten (übrigens waren sie kümmerlich genug), hatte in Wahrheit garkeine Bedeutung. Denn nicht auf die Baulichkeiten kommt es hier an, sondern auf die städtische Lebensweise und auf die städtische Verfassung: auf das Marktrecht, das städtische Gericht u. dgl. Wer aus den Römerstädten die deutschen Städte erklären zu können meint, beweist damit, daß er sich noch nicht einmal klar gemacht hat, was eine Stadt, insbesondere eine mittelalterliche deutsche Stadt, eigentlich war.

Die Burgengründung Heinrichs I. war eine örtlich beschränkte Erscheinung. Solche Zufluchtsorte für Kriegszeiten hatte man übrigens auch sonst gehabt, und doch waren bisher nie Städte daraus erwachsen. Ähnliches gilt von den Klöstern, Bischofssitzen und königlichen Pfalzen. Es konnten sich allerdings Bewohner um diese ansiedeln, aber es geschah

durchaus nicht immer. Und wo es geschah, da haben wir wieder zu fragen: warum grade hier? Warum grade jetzt?

Vielleicht kommen wir der Lösung näher, indem wir einen Blick auf die Städte anderer Völker werfen. Das Vergleichen, das Aufsuchen des Gemeinsamen und des Unterscheidenden ist ja überhaupt eine vortreffliche Sache und führt nicht selten zu eindringenderem Verständnis.

Betrachten wir die Griechen. Ich sagte schon, daß sie im Gegensatz zu den Deutschen der älteren Zeit ein städtisches Volk waren. Jedoch gilt dies nicht von allen Griechen. Arkadien, der gebirgige Kern des Peloponnes, war städtelos, und vollends gilt dies von den rauhen Landschaften des Nordwestens, Ätolien, Akarnanien und Epirus, die erst spät von der Kultur erreicht wurden. Dies führt auch schon auf das Richtige. Soweit die Griechen Gegenden bewohnten, die sich nicht zum Anbau, sondern nur zur Viehzucht eigneten, blieben sie bei der dörflichen Wohnweise stehen. Überall sonst führte das Bedürfnis des geistigen und geselligen Verkehrs, der Wirtschaft und besonders das Bedürfnis der Verteidigung gegen Feinde zur Städtegründung.

Der Boden Griechenlands, von den rauhesten Bergländern abgesehen, lud zum Ackerbau, zum Weinbau, zur Baumzucht ein. Er verlangte also dauernde Besiedlung. Und die gefährdete Lage, namentlich die Nähe von Seeräubern, die überall bequeme Landungsplätze und Schlupfwinkel fanden, zwang die Landbebauer, sich eng zusammenzuschließen und ihre Wohnstätte zu befestigen. So waren die Bedingungen für Städte hier von der Natur gegeben. Ähnliche Bedingungen herrschten in Syrien, Ägypten, Babylonien, in den fruchtbareren Teilen Arabiens. Daher gibt es in all diesen Ländern Städte, soweit die geschichtliche Erinnerung überhaupt zurückreicht.

Deutschland dagegen, ein Wald- und Sumpfland, setzte dem Ackerbau viel größere Schwierigkeiten entgegen. Hier lagen die Dinge günstig für große Rinder- und Schweineherden, für zerstreute Siedlungen, für leichte, schnell aufgebaute und schnell wieder verlassene Häuser und Hütten. Halbnomaden waren die Deutschen noch zu Cäsars Zeit. Reichtümer, die die Begierde stärkerer Nachbarn reizten, besaßen sie nicht. Auch schreckten die schwer zugänglichen Sümpfe und Wälder die Räuber ab. So war die Städtelosigkeit für sie das Natürliche, und diese Lebensweise wurde ihnen mit der Zeit lieb, sie galt als ein Vorzug, als ein köstlicher Besitz, ebenso wie noch jetzt bei den Mongolen, wo ein üblicher Fluch lautet: Mögest du wie ein Christ immer an demselben Ort wohnen müssen!

Als aber die Bevölkerung wuchs und der Anbau sich vervollkommnete, als die Wälder gelichtet, die Sümpfe getrocknet waren, als der gesteigerte Reichtum von allen Seiten immer schrecklichere Feinde herbeilockte, Avaren, Mähren, Normannen und zuletzt die gefährlichsten von allen, die Magyaren,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

da war die Zeit für die Städte gekommen, und diese schossen empor, wie im Frühling sich die Wiese mit Blumen ziert.

Aber der Vergleich mit Griechenland ist noch in anderer Hinsicht lehrreich.

Bei den Bedingungen städtischer Blüte denken wir gewöhnlich zuerst an eine günstige Handelslage. Nun sind aber in Griechenland viele, vielleicht die meisten Städte ohne alle Rücksicht auf den Verkehr angelegt. Da Griechenland keine schiffbaren Flüsse hat, so sollte man erwarten, daß um so mehr die günstigen Stellen der Küste bevorzugt worden wären. Aber weit gefehlt. Sparta, Argos, Mykene, Theben, Athen, — alle diese alten Hauptorte meiden förmlich das Meer, selbst Korinth lag nicht unmittelbar an der Küste. Daß die Furcht vor Seeräubern hier ausschlaggebend war, hat schon Thukydides hervorgehoben. Dementsprechend trieben diese Städte denn auch nur sehr wenig Handel. Selbst Athen, später ein bedeutender Handelsplatz, war anfangs eine Ackerstadt, wie ganz deutlich aus der solonischen Verfassung hervorgeht. Denn Solon stufte die Rechte und Pflichten der Bürger allein nach dem Grundbesitz, nach dem Ertrag der Ernte ab.

Wir wenden uns jetzt nach anderen Ländern. In derselben Zeit, wo in Deutschland das Städtewesen sich zu regen begann, gab es Völker, die an Kultur weit hinter den Deutschen zurückstanden, aber gleichwohl schon Städte besaßen, ja sogar verhältnismäßig große, auf jeden Fall aber vielgenannte und vielbesuchte Städte. Es sind dies die Wenden, die Dänen und Schweden und besonders die Russen.

Schon im neunten Jahrhundert lernen wir aus der Lebensbeschreibung des heiligen Anskar die Handelsstadt Birka am Mälarsee kennen. Bei den Wenden blühte das sagenberühmte Julin (fälschlich Vineta genannt), das Adam von Bremen, der erste Länderkenner Deutschlands im elften Jahrhundert, für die größte Stadt Europas hielt. Auch der wendische Stamm der Abodriten besaß eine Handelsstadt Rereg in der Nähe von Wismar bereits zur Zeit Karls des Großen. Bedeutend war auch das dänische Heidaby, die Vorgängerin von Schleswig. Am berühmtesten aber war das russische Nowgorod am Ilmensee. Alle diese Städte hatten eine günstige Handelslage, namentlich die Nowgorods ist gradezu ideal zu nennen, denn nirgends auf der Erde findet sich ein solches Flechtwerk von schiffbaren Flüssen und großen und kleinen Seen, wie das westrussische, in dessen Mitte jene einst so berühmte Handelsstadt liegt.

Auf dem Handel, genauer gesagt, auf dem Fernhandel, beruhte denn auch die Bedeutung jener Städte. Wir sehen hier ganz deutlich den Zusammenhang von Raub, besonders Seeraub, und Handel. Die Russen dieser Zeit, eine Mischung von Slawen und Schweden (der herrschende Stamm, die Waräger, war schwedischer Herkunft), waren kühne Räuber und Händler, beide Berufe waren bei ihnen untrennbar vereint. Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fürsten und Vornehmen Nowgorods durchstreiften die nördlichen Gegenden nach Pelzen, die sie den Bewohnern abkauften oder als Tribut abpreßten, und die sie dann verhandelten, namentlich nach Byzanz. Ähnlich die Normannen. Wenn diese in Frankreich Beute gemacht hatten, bezogen sie damit die Messen, um, was sie in der einen Gegend des Landes geraubt hatten, in der andern abzusetzen. In Irland, das bisher wie Deutschland städtelos war, wurden Normannen die ersten Städtegründer, aber natürlich dienten ihnen auch hier die Städte nur als Marktplätze zum Absatz ihrer Beute.

Der barbarische Glanz dieser Städte ist fast überall spurlos erloschen. Ihre Bewohner hatten keine wirkliche Gemeinschaft, sie waren eine zufällig zusammengelaufene Schar von Abenteurern. Sonst waren sie nicht aufeinander angewiesen, es bestand keine Arbeitsteilung unter ihnen. Nicht einmal so weit scheint ihr Gemeingeist gereicht zu haben, sich ausreichende Befestigungen zu schaffen.

Wir haben gesehen, die griechischen Städte waren ganz anderer Art: sie waren Ackerstädte, der Ackerbau war und blieb noch lange bei ihnen die geachtetste und wichtigste Beschäftigung. Und ähnlich steht es mit den Städten der deutschen Frühzeit. Wenn z. B. Worms und Speier im elften und zwölften Jahrhundert fast alle deutschen Städte überragten, so dankten sie das nicht dem Rhein, dessen Bedeutung für die Schiffahrt hier gering ist, sondern ihrer Lage im fruchtbarsten Teil Deutschlands. Dagegen Stade war damals für den Verkehr wichtig, denn hier befand sich einer der wenigen Übergänge der Unterelbe, aber eine Rolle spielte es gleichwohl nicht, ebensowenig wie Forchheim, obgleich dies schon seit Karl dem Großen ein Ausgangspunkt des Handels war. Auch Frankfurt mit seiner ausgezeichneten Verkehrslage und das als Brückenstadt so wichtige Magdeburg konnten sich mit jenen Rheinstädten nicht vergleichen. Hamburg bestand seit dem Anfang des neunten Jahrhunderts, aber nicht als Elb-, sondern als Alsterstadt und ohne Hafen. Erst gegen Ende des zwölften Jahrhunderts erlangte es einen Hafen und fing an, seine Schiffahrt zu entwickeln. Einzig und allein Köln scheint von Anfang an eine ansehnliche Schiffahrt gehabt zu haben, wiewohl vermutlich auch hier der Ackerbau für die meisten Bewohner die Hauptsache war. Die Hansestädte aber wie Lübeck und Danzig, in denen der Handel von vornherein eine wichtige Rolle spielte, traten erst später hervor.

Die Wohnhäuser der ältesten Städte waren Bauernhöfe mit Scheunen und Stallungen, voneinander getrennt durch weite Hofräume. In altertümlichen Städten, wie Lüneburg, kann man noch heute Reste dieser Bauart finden. Man hat auch bemerkt, daß Feuersbrünste, trotz dem vorherrschenden Holzbau, erst im zwölften Jahrhundert häufiger erwähnt werden, woraus zu schließen ist, daß die Städte nicht von Anfang an so eng gebaut wurden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es gab freilich einen Umstand, der von vornherein auf möglichst enges Bauen hindrängte: nämlich die Rücksicht auf die Sicherheit. Sollte die Stadt ummauert sein, so durfte sie sich nicht allzuweit ausdehnen. Man wußte jedoch einen Ausweg zu finden, um die militärischen und die agrarischen Interessen zu vereinigen. Entweder bildete den Kern der Stadt eine Burg oder eine Anzahl fester, wohl meist steinerner Häuser, die den vornehmsten Kriegern als Wohnung dienten und womöglich hoch gelegen waren. Das war die Burgstadt, wie man sie genannt hat. Lagen diese Häuser dicht aneinander, so konnte man die Mauer sparen. In und bei Rotenburg o. T. haben sich sogar Reste von Häusern erhalten, die ursprünglich keine Tür hatten und nur auf Leitern zu ersteigen waren. Unter der Burgstadt breitete sich in der Regel noch eine Vorstadt aus, die wir uns vollkommen dörflich zu denken haben. Ihre Holzhütten gab man beim Nahen eines Feindes ohne viel Besinnen preis und suchte Schutz in der Burg oder Burgstadt.

Überhaupt versteht man das Wesen der deutschen Stadt nicht, wenn man sich nicht immer gegenwärtig hält, daß sie in erster Reihe Sicherheitsplatz sein sollte. Da sie oft und auf längere Zeit durch einen Feind von der Außenwelt abgeschnitten werden konnte, so mußte sie womöglich alles, was sie brauchte, selbst hervorbringen. So wurde hier die Forderung des Aristoteles nahezu verwirklicht, daß ein Staat sich selbst genügen müsse.

Man begünstigte also die Arbeitsteilung, man wünschte, daß alle nützlichen Handwerke in der Stadt vertreten seien. Man überließ auch das Handwerk nicht etwa sich selbst, sondern die Obrigkeit gab scharfe Obacht, ob die Ware gut sei. Das Handwerk war gleichsam ein öffentliches Amt. Hier haben wir den Ursprung der unsre zersplitterte Zeit vielfach so seltsam anmutenden Zunftverfassung.

Weil aber doch nicht alles von den Bürgern hergestellt werden konnte, so schuf man den städtischen Markt. Das Marktrecht war das wesentlichste Kennzeichen der Stadt, mit der Verleihung des Marktrechts nahm diese regelmäßig ihren Anfang. Auch hier war der erste Gesichtspunkt nicht etwa, Reichtum anzuhäufen, sondern die Stadt mit dem Notwendigen zu versehen. Man nannte die Stadtbewohner auch Kaufleute, ein Wort, das nicht im heutigen Sinne aufzufassen ist; sondern es bedeutet diejenigen, die auf dem Markte sich ihre Lebensbedürfnisse einkauften, im Gegensatz zu den Landleuten, die sich alles selbst herstellten. Eine Urkunde des Abts von Reichenau aus dem Jahre 1075 bestimmt, die Bewohner eines gewissen Dorfs und ihre Nachkommen sollten fortan „Kaufleute" (mercatores) sein. Das gibt natürlich gar keinen Sinn, wenn man die Kaufleute als Händler auffaßt. Wie sollten im Handumdrehen ein paar hundert Bauern oder Handwerker sich dem Handel widmen? Übersetzen wir dagegen mercatores mit „Marktleute", so besagt die Urkunde einfach, daß der Ort fortan einen Markt haben, im rechtlichen Sinn eine Stadt sein sollte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Handwerker, die in der Stadt wohnten, waren ursprünglich Unfreie, Hörige eines Bischofs oder eines weltlichen Herrn. Nun konnte man aber in der Stadt nur wehrfähige Leute gebrauchen; diesen mußte man Schwert und Harnisch verleihen, und wer erst einmal im Kampfe seinen Mann gestanden hatte, den konnte man nachher nicht als Hörigen behandeln. So erwuchs ganz von selbst aus der Kriegsverfassung in den Städten die Freiheit, und es bildete sich der Rechtsgrundsatz: Stadtluft macht frei.

Welchen Beruf auch immer die Städter hatten, stets waren sie zugleich Krieger. Deshalb hießen sie Bürger, weil sie der Burg wahrzunehmen hatten. Sie hatten auch die Befestigungen instand zu halten, und zwar zusammen mit den umwohnenden Landleuten, weil diese in Kriegszeiten an der Wohltat des Sicherheitsplatzes teilnahmen. Ein eigener Beamter mit vorwiegend militärischen Befugnissen stand ursprünglich vielen, wenn nicht den meisten Städten vor: es war der Burggraf, d. h. Stadtgraf. Er sorgte für die Verteidigung und Versorgung mit Lebensmitteln. Er hatte auch die Baupolizei. Denn die Willkür der Privatbauten strebte dahin, nicht nur die Straßen, sondern auch die Mauern zu beengen, so daß den Kriegern kein Platz blieb, sich rasch zu sammeln und zu ordnen. Ebenso handhabte er die Marktpolizei. Wo man jederzeit, auch im Frieden, auf einen feindlichen Überfall gefaßt sein mußte, da lag in dem Zusammenströmen vieler unbekannter Menschen eine Gefahr. Leicht konnten sich unter der Maske friedlicher Marktbesucher Feinde einschleichen.

Der Fernhandel fehlte nicht ganz und konnte nicht fehlen, da manche geschätzten Naturgaben nicht überall zu haben waren. Man denke nur an Pelze, Gewürze, getrocknete Seefische, Salz, Wein, Gewebe, Metalle; lauter Dinge, die überall begehrt, aber nicht überall an Ort und Stelle zu beschaffen waren. Hier mußte also der Handel eintreten. Wir hören denn auch schon ziemlich früh von kühnen, unternehmungslustigen Handelsfahrten. Ums Jahr 1040 trat eine Genossenschaft edler Friesen zusammen zu einer Entdeckungsreise. Sie verpflichteten sich durch Eidschwur zum treuen Zusammenhalten und segelten auf mehreren Fahrzeugen von Bremen aus nordwärts, um zu erkunden, ob die finstere Meeresöde noch ein Land berge. Von Island drangen sie in die Polargegenden und kehrten endlich, in allen Gefahren durch ihren Schutzheiligen Willehad behütet, glücklich nach Bremen zurück. Auch wissen wir, daß Mainzer Kaufleute schon unter den Ottonen den Weg nach Byzanz gefunden hatten. Die bedeutendsten Großhändler scheinen in Köln und Regensburg ihren Sitz gehabt zu haben.

Aber das waren vereinzelte Erscheinungen. Der typische Handel der älteren deutschen Stadt bestand darin, daß jeder Gewerbetreibende seine Ware selbst auf den Markt brachte. Handelsverkehr fand fast nur zwischen

den Handwerkern und den umwohnenden Bauern statt. Der Zwischenhandel fehlte fast ganz, nur eine Anzahl von Hausierhändlern durchzog das Land, um auch die abgelegeneren Wohnstätten mit dem, was nicht gerade zur täglichen Notdurft gehörte, zu versorgen.

Da die Städte nicht auf Handelsmonopole und Ausbeutung ausgingen, sondern sich selbst genügen wollten, da Eroberungen auch auf wirtschaftlichem Gebiet ihnen fernlagen, so gab es keine Riesenstädte. Die für unsre Zeit so charakteristische Erscheinung, daß die Großstädte alles aufsaugen, allen Unternehmungsgeist, alles Kapital, alle Talente unwiderstehlich anziehen, während die kleinen Orte nicht nur an Zahl der Einwohner verlieren, sondern auch entwertet werden — diese Erscheinung war dem deutschen Mittelalter unbekannt. Völlig gleichmäßig waren die Städte verteilt. Sie lagen, als der Zeitabschnitt der Städtegründung abgeschlossen war, im Südwesten durchschnittlich in einem Abstand von 4—5 Wegstunden, in dem dünner bevölkerten Nordosten etwas entfernter. Was ihre Größe betrifft, so standen selbst die größten und mächtigsten nur wenig über dem Durchschnitt. Wenn man hört, welch eine Rolle Städte wie Köln, Lübeck, Augsburg, Nürnberg spielten, wie sie mit mächtigen Fürsten Krieg führten, wie sie auf den Reichstagen auftraten, wie ihre Geldmittel bei wichtigen Unternehmungen den Ausschlag gaben, so sind wir geneigt zu glauben, daß sie sehr groß und volkreich gewesen sein müssen, und bis vor kurzem war dies auch die allgemeine Ansicht der Gelehrten. Gleichwohl ist es nicht der Fall. Es ist ein völlig gesichertes Ergebnis der neueren Forschung, daß es im Mittelalter kaum Städte von mehr als 20000 Einwohnern gab. Darum darf man sie aber nicht als Kleinstädte bezeichnen. Das Leben der Bürger war nicht kleinstädtisch, ihr Gesichtskreis war weit, ihre Interessen reich und mannigfaltig. Die herrlichen Bauten und Kunstwerke, an denen auch die weniger berühmten Städte Überfluß hatten, sprechen ja allein schon beredt genug.

Die wirtschaftliche Blüte dieser Städte genauer zu schildern, muß ich mir hier versagen. Es mag genügen, auf einen Ausspruch eines hervorragenden Forschers zu verweisen (F. Knapp, „Die Landarbeiter in Knechtschaft und Freiheit", S. 46): „Was auch Böses dem Mittelalter nachgesagt werden mag, e i n e n Vorwurf darf man ihm nicht machen: das Mittelalter kennt weder im städtischen Gewerbe noch in der Landwirtschaft die wirtschaftliche Ausbeutung des Nebenmenschen. Der Erwerbstrieb, die gebildete Form der Habsucht, ist dem Gewerbe und der Landwirtschaft (des Mittelalters) fremd."

Wir sehen überall Gesundheit, Harmonie, Gemeingeist, ruhige, folgerichtige Entwicklung. Die Geschichte bietet wenige so anziehende Bilder wie das des älteren deutschen Städtewesens.

Ernst Müller-Holm.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was andre sagen

Deutscher Guttempler (Schriftleiter: F. Goesch, Hamburg). 24. Jg., Nr. 10.

Soldat und Dirne. Als Ergänzung zu einem in der Freiburger „Volkswacht" veröffentlichten Feldpostbriefe über Lille schreibt Herr Stabsarzt Dr. Berg:

„Wer das Straßenleben in Lille kennen lernen will, der gehe gegen Abend in die Rue Nationale und angrenzenden Verkehrsstraßen. Da flutet das Leben der Großstadt. Dort macht sich aber auch die Liller Halbwelt breit, jene geschminkten und stark duftenden Damen, die nach den Soldaten begehrlich hinblicken und die des Weibes so lange entbehrenden Kameraden verlocken möchten. Das sind die Dirnen, die auch in den Schankstätten und übelberüchtigten Häusern auf die gutzahlenden Deutschen lauern. Sie warten nicht vergebens. Leider! Viele von unseren Kriegern, die nach langen Entbehrungen sich gern einmal einen vergnügten Tag in Lille machen wollen, sind auf die Lockvögel hereingefallen und sind ausnahmslos krank geworden. Erkundigt euch nur in den vielen Lazaretten der Stadt nach ihnen. Wahrhaftig, sie büßen mit schwerer, langwieriger Krankheit den flüchtigen Genuß weniger Augenblicke.

Man sagt, daß schon 1870 die Franzosen ihre kranken Frauenzimmer auf unsere Soldaten losgelassen hätten. Ob sie es jetzt wieder so versuchen? Fast scheint es so, wenn man das Treiben in den Liller Straßen ansieht. Wir wollen aber nicht auf die Leimruten gehen, Kameraden! Wir wollen an unsere Frauen und Mütter daheim denken und wollen uns für sie rein und unseren Körper gesund und stark erhalten. Darum vermeidet die Liller Gefahr, die schlimmer ist als Pest und Cholera und trauriger als eine verlorene Schlacht."

Den Widerwillen vor der käuflichen Dirne, der in den meisten Fällen einen Schutz bieten würde, zerstört fast immer der Alkohol. Darum schreibt Herr Professor Neißer (Breslau): „Meidet den Alkohol! Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß Tausende und Abertausende den Geschlechtskrankheiten entgehen würden, wenn sie nicht der Verführung des „verfluchten" Alkohols unterlegen wären." Und Herr Hauptmann Sonderhoff sagt in einem sehr ernsten Artikel in der „Liller Kriegszeitung", daß der Alkohol selbst den Ekel vor solchen Dirnen überwinden hilft, die ein deutscher Soldat im nüchternen Zustande nicht mit der Feuerzange anfassen würde.

Und doch sendet man Schnaps als Liebesgabe!

Rund um uns

Das Erlebnis hinter der Front. Es ist ein Irrtum zu glauben, man erlebe hinter der Front den Krieg mit, wenn man nur fleißig die Zeitungen studiere und den Bewegungen auf der Karte folge. Es ist vielmehr so, daß man hinter der Front fast besser ohne die ausführliche Zeitung erleben kann. Wir

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sind es so sehr gewohnt, uns alles von der Zeitung vorleben und vorkauen zu lassen, daß es uns fast nottun könnte, eine Zeitlang ohne die Zeitung zu leben, damit wir Gelegenheit hätten, uns selbst zu finden. Wie schwer ist es, hinter dem Bereich des Zeitungseinflusses überhaupt etwas zu erleben! Das eigentliche Erlebnis aber drückt sich nicht in vielen Worten aus; es flieht die Welt der Phrasen. Höchstens guckt es zwischen den Zeilen heraus. Am nächsten ist man ihm unter den Menschen, die ohne irgendwelches Getue weiterschaffen, als ob nichts sei. Es gibt noch solche, die gar nicht das Bedürfnis haben, alle nur erreichbaren Nachrichten und Berichte von draußen zu kennen, und sie erleben oft hundertmal mehr als der eifrige Leser. Mit feinen Sinnen fühlen sie den sie umschwirrenden Reichtum des Geschehens und sind viel zu sehr mit dem Lauschen auf die Wirkung in ihrer und der Anderen Seele beschäftigt, als daß sie viel Zeit übrig hätten. Wie kann jemand, der täglich Unmengen von Nachrichten und Schilderungen verbraucht, Sammlung gewinnen, um auch nur einen Hauch inneren Erlebens zu spüren? Innerlich arm, zerfahren und hungrig wird er einst dastehen, wenn der große Strom der Sensationen versiegt. Der Andere aber, der mit innerer Sammlung gelauscht und zu verstehen gesucht hat, nennt ein wahrhaft großes Erlebnis sein eigen.

Wir denken, es sei nicht der Rede wert, was wir hinter der Front erleben. Wir sollten es aber nicht verachten oder gar die Tapferen beneiden, die draußen in unmittelbarer Nähe des großen Geschehens weilen. Sie haben ihre Erlebnisse und wir unsere. Beide stehen miteinander in engem Zusammenhang und ergänzen sich. Wir sind im Geiste bei den Erlebenden draußen wie sie bei uns, und wir tauschen die Erlebnisse gegenseitig aus; aber zum wirklichen Besitz wird uns nur das, was wir hier unmittelbar am eigenen Leibe erfahren. Das ist unsere Kriegsernte, die wir in die Scheuern unseres Lebens bergen zur inneren Bereicherung.

Die unmittelbarsten und reinsten Erlebnisse zum Kriege brachten uns die ersten Tage um den Ausbruch herum. Da waren wir alle vor etwas ganz Neues gestellt, hatten nicht erst die Zeit, irgendwie „Fassung" zu gewinnen.

Auch noch heute erleben wir tagaus, tagein, wenn wir nur zu sehen vermögen. Etwas Überwältigendes ist das große Atemanhalten der Zeit, die Spannung und Ungewißheit, die auf uns liegt. Es ist, als habe sich alles Leben zurückgezogen, wie wenn im höchsten Affekt das Blut zum Herzen zurückdrängt und man die Hand auf die Brust preßt und mit stieren Augen wartet, daß es wieder zurückkehre in die Adern. Wie in solchem Entweder-Oder-Moment das Leben eines Menschen sich zusammendrängt und blitzschnell an seinem Geiste vorüberzieht, so besinnt sich auch heute unsere Zeit auf Vergangenheit und Zukunft. Was unter Schlaffheit, Gleichgültigkeit und Bequemlichkeit verborgen lag, feiert Auferstehung, und man wird mit Erstaunen inne, wessen man fähig ist. Was gebiert nicht alles dies qualvolle Warten? Die Zeit pocht mit starken Schlägen an das Tor der Zukunft, und wir erwarten mit heißem Atem, was sich vor uns ausbreiten wird, wenn es sich auftut. Wir bauen schon in Gedanken die Gründe, die sich hinter dem Tore ausdehnen werden und halten unsere Hände bereit zur neuen Arbeit. Wir wissen, daß drüben unsere Wege wieder auseinandergehen werden, aber jetzt stehen wir Mann an Mann zusammen, um nur erst den Riegel zu sprengen. Draußen hören sie das Krachen der Schläge besser als wir, und sie arbeiten sich für uns die Hände blutig und lahm. Wir können sie nur durch unsern Zuruf stärken. Aber die Spannung, das Atemanhalten erleben auch wir seelisch.

Das Sich-Straffen der Kräfte und das Wachsen des Neuen erzeugt eine Stimmung der Weihe und Andacht. In dieser Atmosphäre der Andacht keimt etwas Unschätzbares: das Volkstümliche. Alte und neue Volkslieder erstehen und wecken ein tiefes Echo. Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Größten und Besten unserer Zeit haben ausnahmslos das Bedürfnis, sich dem Volke mitzuteilen, und das Volk schöpft aus dem dargebotenen Reichtum. Was möchte man darum geben, wenn diese Andacht festgehalten werden könnte! Was ist aber schon das Erlebnis wert, wenn es auch nur vorübergehend sein sollte! Wie muß es das Vertrauen Derjenigen stärken, die auch schon vordem nicht müde wurden, Andacht, Ehrfurcht und Selbstbesinnung zu wecken! Kein Spötter oder Zweifler kann ihnen je den Mut trüben, als sei es unmöglich, zu den Goldadern der Menschheit durchzudringen, die heute bloßliegen.

Etwas Anderes endlich erleben wir: den gigantischen Kampf zwischen Lüge und Wahrheit. Der Weltbrand leuchtet in alle Winkel hinein und verschafft uns Klarheit über uns selbst, über Menschen und Völker. Und die Lüge rafft alle Kraft zusammen zu einem Verzweiflungskampf. Aber spüren wir nicht, wie sie in ihrem eigenen Feuer verbrennt? Wie unverwüstlich stark muß die Wahrheit sein, wenn die Lüge sich so gebärden muß, um ihr beizukommen! Wir wußten es schon vorher; aber nach einem solchen Erlebnis ist es unmöglich, im Lager der Wahrheit jemals wieder kleinmütig zu werden. **Andreas Sönnichsen.**

Ein unfreiwilliger Beweis. Das folgende bezeichnende Vorkommnis wird uns aus einer deutschen Großstadt berichtet: Der Direktor eines im vornehmsten Stadtviertel gelegenen Gymnasiums hatte seine Schüler aufgefordert, bei der Brotkartenverteilung in den hauptsächlich von Arbeitern bewohnten Stadtvierteln mitzuwirken. Die Knaben sollten die Karten den Hausverwaltern abgeben. Es wurde also durchaus nicht etwa von ihnen verlangt, bis in die Hinterhäuser hinein, treppauf treppab in alle Wohnungen vorzudringen, — was übrigens ein sehr lehrreicher Anschauungsunterricht für sie gewesen wäre.

Eine Freundin unserer Zeitschrift erlebte es mit, wie einer der Schüler mit dieser Botschaft nach Hause kam, glühend vor Eifer, der Allgemeinheit diesen kleinen Dienst zu leisten. Aber er hatte nicht mit seiner ängstlich um sein Wohl besorgten Mutter gerechnet, die jene Stadtgegend zwar nicht wirklich kannte, sich aber auf gelegentlicher Fahrt durch ihre Hauptverkehrsstraßen schon durch den Anblick der einförmigen Häuserzeilen aufs heftigste abgeschreckt gefühlt hatte.

In diese Häuser sollte ihr Junge gehen? Sollte auf den schmutzigen Treppen stehen und in dem schlechten Geruch der Hausgänge? Er konnte sich ja etwas wegholen!

Kurz: Alles Bitten half ihm nichts. Er durfte seine Gesundheit durch den Besuch der Mietskasernen nicht gefährden, und seine Mutter war wie von ihrem Leben überzeugt, daß sie mit diesem Verbot nur ihre heiligsten Pflichten erfüllt hatte.

Freilich, als unsere Freundin sie dann fragte: Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, was es bedeutet, daß Millionen deutscher Mütter ihre Kinder in solchen Häusern, in die Sie Ihren Jungen auch nicht einen Augenblick hineinzulassen wagen, an Leib und Seele hinsiechen sehen müssen? — da mußte sie die Antwort schuldig bleiben. Wir aber meinen: wo solche Vorkommnisse für sich selber sprechen, da brauchen wir über die Notwendigkeit der Bodenreform kein Wort mehr zu verlieren. **Vortrupp.**

Personenkultus daheim. In einer Zeit, da unermeßliche Werte auf dem Spiele stehen und ein Menschenleben gegenüber der Größe seiner Taten und der Vollendung seiner Opferbereitschaft klein geworden ist, muß es wundernehmen, wenn man sieht, wie noch unter denen, die in diesem Kriege ihr Leben in die Schanze zu schlagen nicht berufen sind, ein außerordentlicher Personenkultus getrieben wird. Es ist nicht selten, daß in Tageszeitungen der Tod eines Mannes auf dem Sterbebette dem verehrten Publikum in einer Fülle von Anzeigen mitgeteilt wird. Ist der Betreffende dank seiner großen Geldmittel im Vorstand oder Aufsichtsrat zahlreicher

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gesellschaften, so kann man, wie dies jüngst in einem tatsächlichen Falle zu sehen war, in einer einzigen Berliner Tageszeitung zwölf große Todesanzeigen desselben Herrn lesen. Jeder Aufsichtsrat einer Gesellschaft oder das Personal oder das Direktorium haben sich bemüßigt gefühlt, diese Tatsache auf einem verhältnismäßig großen Raum mit schwarzer Umrandung immer wieder zu betonen. Daneben steht eine kleine Anzeige eines für das Vaterland gefallenen jungen Menschen, dessen Entschluß zu der Tat vielleicht größer war als alles das, was im Laufe eines langen Lebens jener Kommerzienrat, oder was er sonst war, im wesentlichen doch im eigenen Interesse geleistet hat. Und wieviel große Taten werden heute getan, die unbekannt bleiben, von denen kein Heldenlied Kunde geben wird, weil einsam und schweigend das Größte vollbracht ward.

Und noch ein Anderes empört unser Empfinden in dieser Zeit. Es ist seit kurzem Sitte geworden, fünfzigste Geburtstage bekannter Persönlichkeiten vor aller Welt auszuposaunen. Gewiß ist es kein größeres Verdienst, 60 oder 70 als 50 Jahre alt zu werden, und vielleicht ist der, der mit 50 Jahren schon ein bekannter Mann wurde, in gewisser Weise schon bedeutender als einer, der sich erst mit 70 Jahren oder bei seinem Tode einen in manchen Kreisen bekannten Namen erworben hat. Aber damit wird ein Personenkultus getrieben, der, mag er im Frieden zu mancherlei Rückblicken Veranlassung geben, doch in dieser Kriegszeit nicht am Platze ist. Wenn dies nun vollends bei einem Manne geschieht, der kein anderes Verdienst aufzuweisen hat, als ein rühriger und geschickter Verleger und der Gründer und Leiter einer angesehenen Fachzeitschrift zu sein, so geht dies doch über alles bisher Dagewesene hinaus. Es ist unverständlich, daß eine große Berliner Zeitung den 50. Geburtstag eines solchen Mannes, dem wir seine Verdienste durchaus nicht schmälern wollen, zum Anlaß eines Artikels nimmt, der, da er im wesentlichen auf die Bedeutung des betreffenden Fachorgans hinauskommt, einer Reklame verzweifelt ähnlich sieht. Es wäre nicht erfreulich, wenn solche Wege der Reklame künftig gang und gäbe werden sollten

—r.

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Feldmann, Dr. Felix: Flottentabellen der feindlichen und der neutralen Seemächte. M. 0,80. Gerhard Stalling, Oldenburg i. Gr.

Jockusch, Dr.: Die Pflichten der Daheimgebliebenen. Tilgenkamp & Ruhl, Lüdenscheid.

Volk, Karl G.: Geologisches Wanderbuch II. M. 4,40. B. G. Teubner, Leipzig.

Sternberg, Leo: Mit bekränzten Kanonen. M. 0,30. Verlag H. Staadt, Wiesbaden.

Sternberg, Leo: Die Maske herunter! M. 0,25. Verlag „Die Lese", G. m. b. H., Stuttgart.

Schüler, Gustav: In Waffen und Wahrheit! M. 0,50. Arwed Strauch, Leipzig.

Werbeck-Svärdström, E.: Jahrbuch 1915: Philanthropie und Weltkrieg. Eine Zeitbetrachtung. Verlag des Hamburger Brockenhauses.

Müller, Dr. Ernst: Der englische Gedanke in Deutschland. E. Reinhardt, München.

Hartmann, Studienrat, Dr. Martin: Kriegspädagogische Betrachtungen eines deutschen Neuphilologen. Sonderabdruck aus dem Deutschen Philologen-Blatt 1914. Quelle & Meyer, Leipzig.

Hotz, Dr. W.: Erfolgreiche Wege der Heilkunst bei chronischen Krankheiten. M. 0,80. Verlag „Gesundes Leben", Mellenbach.

Hotz, Dr. W.: Wie werde ich gesund? 1. Band. M. 1,—. Verlag „Gesundes Leben", Mellenbach.

Schwencke, Friedrich: Deutschlands Advent. M. 0,25. Moritz Köhler, Brandenburg a. Havel.

Schotzky, Heinrich: An unsere feldgrauen Jungen. M. 1,—. Verlag „Die Lese", G. m. b. H., Stuttgart.

„Briefe aus der Heimat." Verfaßt von bedeutenden geistigen Vorkämpfern, wie Heinrich Schotzky, Karl König, A. Dörrfuß, Emil Felden, Julius Bode, Rudolf von Delius und anderen. Auf Karton gedruckt mit Falz, sofort versendbar. Einzeln M. 0,5. 100 Stück und mehr je M. 0,4. Verlag „Die Lese", G. m. b. H., Stuttgart.

Für den Inhalt verantwortlich: Melanie Ebhardt, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

4. Jahrgang Nr. 13 1. Juli 1915

Die Kriegskrüppel und ihr Verhältnis zum Aufartungsziel der Lebensreform.

Wir Lebensreformer hatten uns in den Zeiten des Friedens mit den Gedanken und Zielen einer folgerichtig betriebenen Aufartung unseres deutschen Volkes innig vertraut gemacht. Wir hatten mit tiefer Erschütterung gesehen, daß die mannigfachsten Ursachen: schlechte Wohnung, Industrie- und Schreibstubenluft, Alkohol, falsche Kleidung, falsche Ernährung und fortgesetzter Mißbrauch der Sexualkraft zu einer immer deutlicher erkennbaren Verschlechterung des Blutes und der gesamten Körperverfassung (man denke an den sehr bedenklichen und äußerst verhängnisvollen Zahnverfall) und damit der Widerstandskraft führen mußte und zum Teil schon geführt hatten. Die Statistiken der Krankenkassen und der sozialen Versicherung redeten eine unbarmherzige Sprache. Unser, der Reformer, Ziel war die Zeugung und Erziehung gesunder, schöner, kraftvoller Menschen, die, von gesunden Eltern abstammend, in der Erkenntnis und Vermeidung aller heimlichen Hemmungen, die ihrer Entfaltung zu Vollmenschen ein Bein stellen wollten, Meister geworden waren. Wir sahen auf diese Weise schon den Grund gelegt zu einem neuen Geschlecht, das uns mit herrlichen blühenden Leibern und klaren, blitzenden Augen in unsern Wandervögeln, Landfahrern, Fahrenden Gesellen und der Vortrupp-Jugend entgegen trat. Nach den Jahrzehnten des Mißverstehens, des Verspottet- und Angezweifeltwerdens erlebten wir einen Erfolg, so wunderbar beglückend, daß uns Älteren Tränen der Freude in die Augen traten, wenn wir unser Jungvolk, überschäumend vor Freude, mit geweiteten Lungen und geöffneten Augen hinausziehen sahen zu Froheit, zu Tanz und Sang, und zu ernsthaftem Lauschen in der Runde um die lodernden Feuer der Jahreszeitfeiern. Diese neue Jugend, das wußten wir und waren des getrost, würde kraft ihrer gesunden Sinne und ihrer gesunden Leiber, zu einer Seligkeit des Vater- und Mutterseins gelangen, die wir Älteren nur immer, inmitten der scheußlich sich verwachsenden Großstädte und des Industrielärms, ersehnt und erhofft hatten. Hier war neues gesundes Blut. Es konnte und mußte alles gut werden.

Da kam der Krieg! — —

Elf Monate sind nun hingegangen. Welche Opfer an Leben, Blut

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Gesundheit unserer kämpfenden Männerwelt uns dieser Krieg schon gekostet hat, das läßt sich noch gar nicht ermessen. Wir wollen die einzelnen Opfer nicht zählen. Unser Wille zum Durchhalten und zum Sieg, unsere Entschlußkraft dürfen nicht wankend werden. Es heißt eben für alle Zurückgebliebenen, namentlich für unsere Mädchen und Frauen, sich stark zu machen gegen unbarmherzige Tatsachen, die jeder von uns täglich schauen und erleben kann. Diese erbarmungslosen Tatsachen sammeln sich an und führen zur Erkenntnis, die also zu uns spricht:

Elf Monate des Krieges unter furchtbarsten Kämpfen, Nöten und Entbehrungen für unsere Tapferen sind vergangen und haben es doch nicht vermocht, unsere Widerstandskraft zu erlahmen. Im Gegenteil, wir dürfen die Gewißheit haben, daß durch das fortwährende Feld-, Lager- und Draußenleben eine Art Gewöhnung eingetreten ist, wie sie jede andauernd gleichartige Arbeit erzeugt. Das kriegerische Handwerk hat bei den Männern, die ein solches Leben bisher gar nicht gewohnt waren, vielfach Schwielen angesetzt, die die Härte der Arbeit nicht mehr so spüren lassen. Dieses Leben an sich da draußen, unter Entbehrungen mannigfachster Art zwar, aber doch immer unter freiem Himmel, wird die Gesunden noch stämmiger, kräftiger, gesunder machen und damit die Widerstandskraft unserer Heere stärken. Aber die Erfahrungen früherer Kriege sowohl wie des gegenwärtigen lehren, daß man in dieser Hinsicht sehr vorsichtig urteilen muß. Der Gesunde, Starke, wird zwar noch stärker, aber der Feinere, Zartere wird sehr leicht dem Schicksal verfallen, das man mit „Erkrankt vor dem Feind" bezeichnet und das, ohne daß dem Krieger von einer feindlichen Kugel auch nur die Haut geritzt worden ist, verhängnisvoller wirken kann, als blutende Wunden. Es sind die vielen inneren Erkrankungen an Herz, Lunge, Magen, Darm, Nieren, Nerven und Unterleibsorganen, die sehr viele aufs Siechbett werfen, von dem es nur ein langsames, wenn auch glücklicherweise — dank unseres glänzend sich bewährenden Armeeheilwesens — häufiges Sich-Erheben und Genesen gibt. Immerhin wird die Zahl der dauernd Kranken groß genug bleiben. Man ist wohl berechtigt, hier von einer Art Auslese zu sprechen, die der Krieg bewirkt, indem er alles das, was nicht hart und fest ist, schon vor der Schlacht ausscheidet.

Aber zwischen den Starken, Unverwüstlichen und den mehr oder minder schnell Dahinsinkenden erstreckt sich das riesige Feld der vom Tod Gefällten und der mit Wundenschmerz und Qual Beladenen. Und da gibt es keinen Unterschied, ob hart oder zart. Die Kugel holt sich einen jeden, den sie haben will. Der Tod hat grausige Ernte gehalten und erntet doch noch ohne Aufhören alle Tage, aber — man möge es sich gestehen — selbst hier ist eine Art Gewöhnung eingetreten. Mag der Tod die Zurückgebliebenen mit ungeheurer Wucht treffen, die Mütter, Väter, Gattinnen, Bräute und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schwestern, das allgemeine große Weh verhindert, daß der Einzelne unter seinem Geschick zusammenbricht. Man hat sich mit dem Tod abgefunden. Es ging gar nicht anders.

Nun aber bleibt eins übrig, ein furchtbar Grausiges und schier Unerträgliches. Das ist, wenn Eisen oder Blei einen getroffen hat, und der Getroffene, dem Tode nicht verfallen, dem Leben dennoch fern bleibt. Trafs ihn ins Herz, trafs ihn ins Hirn, so war er dahin. Jetzt aber riß es ihm eine Hand weg, einen Arm, einen Fuß, ein Bein, oder wohl gar einen Arm und ein Bein, alle beide Arme oder beide Beine. Hirn und Herz blieben gesund, es blieben Denken und Fühlen, und die sagen dem Getroffenen: „Tod, komm zu mir, ehe daß ich ein halber Mensch, ein jammervoller Krüppel bleibe. Wie soll ich der Geliebten, der Gattin wiederkommen! Sie, die daheim blieb und ihren köstlichen Leib zu künftigem Segen bewahrte, soll einen Krüppel heimführen? Welche Frau, welche Braut mag das tun, selbst wenn sie den Mann noch so sehr liebt? Sie will den Vater ihrer Kinder in Gesundheit und Kraft und Schönheit umfangen? Nun kommt ihr ein Krüppel heim! Ach, lieber tot denn ein solches halbes Leben an der Seite eines vollen gesunden Ganzen."

Es kann aber nimmermehr ein solcher Riesenschatten über einem Volk von Helden dauernd hangen bleiben, es muß auch das liebliche Licht des Trostes und der Zuversicht kommen und den Schatten verdrängen. Und dieses Licht kam von einem Mann des Wissens und Könnens, an dem unser Land so reich ist, von einem Mann, der in alle Tiefen des menschlichen Leides gestiegen war und im kranken Leib jede Sehne, jedes Band, jede Ader, jeden Muskel, jeden Nerv, jedes Glied kennen gelernt hatte und wußte, wie im Falle des Verlustes das eine für das andere einzusetzen ist. Dieser Mann trat wenige Wochen nach Beginn des Krieges auf und verkündete laut und vernehmlich: Trost und Hilfe allen im Kriege zum Krüppel Gewordenen! Nicht verzagen! Nicht verzweifeln. Kopf hoch! Es gibt kein Krüppeltum, wenn nur der Wille vorhanden ist, es zu überwinden!

Wohl fand das Wort Widerspruch, zunächst aus den Kreisen derer, die es am meisten anging, der Kriegsverstümmelten selbst. Wie soll, so sagten Invaliden und ihre Angehörigen, ein Mensch, der eine Hand, oder einen Arm, oder gar beide Hände verloren hat, sich jemals wieder aus seiner vollkommenen Hilflosigkeit befreien können? Es ist unmöglich! Aber es war der Widerspruch der Unwissenden. Wir waren auf dem Gebiete der Krüppelheilkunde Laien geblieben. Und wir Lebensreformer sahen ja in dem Krüppel einen Menschen, der der Aufartung des Volkes hinderlich war. Wir wollten die gesunden, vollkräftigen, tüchtigen Menschen schützen und konnten uns nicht mit den halben Menschen abgeben. Jetzt mit einem Mal müssen wir es. Und indem wir eine Schrift des Ortho-

päden Professor Dr. Bieſalski*) in die Hand nehmen, werden wir mit einem an Unglauben grenzenden Staunen gewahr, daß die ärztliche Wiſſenſchaft, hier die Orthopädie, in aller Stille der Friedensjahre geſucht, geſonnen, geprobt und endlich Mittel und Wege gefunden hat, um es — Wunder aller Wunder — ſelbſt einem Mann, der weder Hände noch Füße hat, zu ermöglichen, nicht nur alle Verrichtungen des täglichen Lebens zu tun, ſondern ohne Hände ſein gut bemeſſenes tägliches Brot als Handwerksmeiſter zu verdienen. Man glaubt, wenn man es ſieht, dem Bild das nicht, aber dann ſieht man denſelben Mann auf einem Film und wird gewahr, daß das Wirklichkeit, tröſtliche zuverſichtliche Gewißheit iſt: Der Mann lebt und arbeitet ohne Hände, ohne Füße, und iſt, ein wahrhafter Krüppel, ſo ſehr wieder zum Menſchen geworden, daß er lachen kann, das liebe ehrliche Lachen eines geſunden Menſchen. Oder ein anderes Bild: Da iſt ein junger Menſch um ſeine beiden Beine gekommen; ſie wurden ihm abgefahren, und übrig blieben zwei Stümpfe. Eigentlich war es nur noch ein Menſch mit Kopf, Rumpf und zwei Armen. Was bislang mit ſolchen traurigen Reſten geſchah, wiſſen wir nur zu gut: ſie wurden in ein Wägelchen gepackt und an den Rand des Bürgerſteiges geſchoben, wo ſie auf die Mildtätigkeit der Vorübergehenden warteten. Anders hier. Der Verunglückte bekam unter ſeine Stümpfe eigenartige niedrige Gehſtützen, mit denen er wie ein kleines Kind das Gehen von neuem erlernte. Sodann wurden die Stützen bis zur Kniehöhe verlängert, und ſchließlich erhielt der junge Menſch zwei ganze künſtliche Beine, mit denen er verhältnismäßig gut ſich fortbewegen kann.

Als ich dieſe und ähnliche Bilder, Wunder der Orthopädie, jüngſt einem greiſen, weit bekannten Führer einer großen deutſchen Leibesübungsorganiſation zeigte, da fuhr er mich an: Wer ſoll denn das glauben? Das iſt ja Unſinn! Und doch iſt alles Wahrheit, und dazu noch ein ganz geringer Teil der offenkundigen Wahrheit, die uns nämlich ſagt, daß in 221 in 54 deutſchen Krüppelheimen vorhandenen Werkſtätten nicht weniger als 51 praktiſche Berufe gelehrt und ausgeübt werden, darunter auch dieſe: Lithographie, Bildhauerei, Bauzeichnen, Buchdruckerei, Malerei, Muſik, Photographie, Zahntechnik, Uhrmacherei.

Wer von uns hat ſich aber um dieſe Dinge in der Friedenszeit viel bekümmert? Und doch hätte uns weit eher als gerade jetzt die Tatſache ſtutzig machen müſſen, daß alljährlich mehr denn 40 000 Menſchen in Deutſchland irgendeinen ſchweren Unfall erleiden, an deſſen Folgen ein großer Teil der Betroffenen zum Krüppel wird. Die Maſchine iſt es — und außerdem die Inſtrumente des Verkehrs —, die uns ſchon in Friedens-

*) Kriegskrüppelfürſorge. Ein Aufklärungswort zum Troſte und zur Mahnung. Mit 84 Abbildungen. Von Profeſſor Dr. K. Bieſalski, Leipzig. Leopold Voß, Verlag. 100. bis 120. Tauſend. Preis 35 Pf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zeiten Zustände schufen, die denen des Krieges gar nicht unähnlich sind und die das Wort von dem „Schlachtfeld der Arbeit" berechtigt erscheinen lassen. Und wiederum: wer von uns hat sich früher viel darum gekümmert, wiewohl wir doch alle Ursache gehabt hätten, einer solchen Erscheinung, die der Aufartung doch hinderlich sein mußte, nachzugehen? Damit gelangen wir zu dem wichtigsten Punkt der Krüppelfrage: Inwieweit hemmt der Krüppel die Aufartung?

Bei der Schwierigkeit der Frage kann ein endgültiges Urteil nicht abgegeben werden. Ein hannoverscher Arzt, Dr. Peter Bade, hat sich in der von Professor Biesalski herausgegebenen „Zeitschrift für Krüppelfürsorge" der sehr verdienstlichen und wertvollen Arbeit unterzogen, den Krüppel als rassenbiologisches Problem zu behandeln, und kommt zu dem Ergebnis, daß erworbenes Krüppeltum, wie wir es vor dem Krieg schon hundertfältig hatten, der Aufartung nicht schädlich sei. Mit andern Worten: ein Mensch, der einen Arm oder ein Bein oder gar beide Beine verloren und dessen der Arterhaltung dienende Organe unversehrt sind, wird nach einer angemessenen Zeit der Ruhe derart wieder zu Kräften gekommen sein, daß er ohne Bedenken heiraten und Kinder zeugen kann. Erworbenes Krüppeltum übt auf die Nachkommenschaft einen bisher nachweisbar schädlichen Einfluß — durch Vererbung — nicht aus. Diese Tatsachen sind für die Zukunft von gewaltiger Tragweite, denn wir stehen vor der Frage, ob auf der einen Seite der wieder gesund gewordene und in seiner ganzen Körperverfassung gekräftigte Kriegskrüppel Zeit seines Lebens unbeweibt bleiben soll und ob auf der andern Seite viele unserer gesunden, kräftigen, schönen Mädchen, ohne die Zweckbestimmung des Weibes erfüllt zu haben, verblühen sollen.

Es wird nicht wenige geben, die mit ehrlichster bester Absicht ausrufen werden: Wie kann man einem gesunden Weibe zumuten, einen Krüppel zu heiraten? Die Antwort ist auch gar nicht so leicht. Die Wissenschaft zwar hat sie gegeben. Unsere Orthopädie ist heute imstande, einen Menschen, der Arm oder Bein verloren hat, wieder arbeits- und erwerbsfähig zu machen, indem sie ihn durch zweckmäßige Übungen und zweckmäßige Stumpfansätze (sogenannte Prothesen) instand setzt, die verschiedensten Arbeiten auszuführen. Arbeit, Erwerb, Verdienst heben das Selbstbewußtsein des Invaliden; er fühlt sich eines Tages wieder als vollwertiges Glied des ganzen Volkskörpers, und er wird, wenn er sonst nur gesund ist, mit gutem Grund und gutem Recht als Ehekandidat auftreten können. Es kommt nun ganz auf die Frauen- und Mädchenwelt an, daß sie die richtige Stellung zu unsern Kriegsversehrten einnehmen lernt. Denn das muß wirklich gelernt werden. Die gewaltige Macht der Liebe wird da das Größte vermögen. Es gilt zunächst, sich in die Verhältnisse zu schicken und sich daran zu gewöhnen, daß dieser oder jener Mann keinen Arm oder kein Bein hat. Es wird dann — wie oft kann man das im Bekanntenkreise beobachten — der Tag kom-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

men, wo man den körperlichen Mangel gar nicht mehr gewahr wird und wo nur das große Zusammenklingen gleich gestimmter Seelen zu hören ist, aus der sich der echte treue Bund für das Leben ganz von selbst ergibt. Unsere Männerwelt hat nicht mit der Wimper gezuckt, als sie hinausmußte. Sie darf nunmehr auch erwarten, daß sie ein ebenso starkes, treues, zuversichtliches Weibtum wiederfinden wird. Dringend notwendig ist allerdings, daß unsere Mädchen- und Frauenwelt unverzüglich und ohne Sentimentalität beginnt, sich mit den Dingen der Kriegskrüppelfürsorge, wie sie in der genannten Schrift des Professors Biesalski erläutert und begründet sind, vertraut macht. Das ist unerläßliche Vorbedingung. Freifrau von Bissing in Berlin, die Gemahlin des Gouverneurs von Belgien, hat als erste die deutsche Frauenwelt auf diese wichtige Aufgabe hingewiesen und arbeitet unermüdlich weiter.

Als Lebensreformer müssen wir zu diesem Schluß kommen: der Gedanke, daß die vielen im Kriege Beschädigten und Verstümmelten ein Ballast für die Nation werden könnten, ist unerträglich. Die Tatsachen der Friedenskrüppelfürsorge sprechen so stark, daß wir die Hoffnung und das Vertrauen haben, daß die leiblich Beschädigten, geistig und seelisch Gesunden wieder dem Volkskörper zugeführt, von ihm aufgesogen oder, wie Professor Biesalski sagt, verdaut werden. Als Rassenhygieniker und Rassenbiologen müssen wir uns auf den Standpunkt stellen, daß für die Nachzucht ein Krieger, der einen Arm oder ein Bein verloren hat, aber sonst ganz gesund ist, weit wertvoller und nützlicher ist, als ein Herkules, der sich und seine Nachkommenschaft durch leichtfertig erworbene Geschlechtskrankheit verdirbt und verseucht.

Unsere Freunde, die draußen sind und die ein widriges Geschick ereilt, sollen die frohe Kunde vernehmen, daß wir sie nimmermehr als Krüppel betrachten wollen, wenn sie selbst sich nicht als solche betrachten. Ihr starker Wille und unsere hilfsbereiten Hände und Hirne sollen sie uns wieder zuführen an die treue Freundesbrust und in die Arme der liebenden Gattin und der sehnenden Braut; zu neuer, vollwertiger, segenspendender Arbeit und zum ganzen reinen Glück des Familienlebens.

E. W. Trojan.

Gesprochen ist gesprochen, das Kaiserwort besteht.

Der Kaiser hatte in Mürwik zu den Marinefähnrichen gesprochen. Eindrucksvolle Worte, denen die Vorahnung schwerer Zeiten eine eigenartige, dunkelernste Färbung verlieh, Worte, die ebenso Zeugnis ablegten von seiner fürsorgenden Liebe zu der jüngeren Schwester unseres Landheeres, wie für seine hohe Auffassung der Pflichten des Seeoffiziers. „Begeistern Sie sich", so hatte die Kabinettsorder geschlossen, „an den großen

Vorbildern der Geschichte, die Ihnen lehren, daß es geistige Kräfte sind, welche den Sieg erfechten, und nicht zuletzt die Seelenstärke, welche dem Gottesglauben entspringt. Dann werden Sie .... Offiziere werden, wie ich sie mir wünsche und wie das Vaterland sie braucht, stolze und wetterfeste Männer im Sturme des Lebens". Und dann hatte er an die allgemeine Mahnung eine Sonderwarnung geschlossen, vor einer Klippe, an der schon das Lebensschiff ungezählter Scharen hoffnungsvoller junger Menschen zerschellt ist, die Warnung vor dem Alkohol, diesem Hauptfeind der Erziehung zur Selbstzucht.

Freie Worte waren es gewesen, die er nicht zuvor auf das Papier gebannt hatte, die aber trotzdem nicht vom Augenblick geboren waren und demgemäß zu bewerten sind. Denn sie handelten von einer Frage, die ihm, wie er einleitend sagte, sehr am Herzen liegt für seine Nation, sie brachten nur zum äußeren Ausdruck, was sich in ihm in längerer, fortlaufender Entwicklung zur Überzeugung gestaltet hatte. Gerade das dem Ende zueilende Jahr 1910 hatte auf seinem Wege mancherlei Proben davon gehört, aber noch kein Wort wie das von Mürwik, das in seiner schneidenden Schärfe fast wie ein Todesurteil über den Schädling Alkohol klang*).

Daß vor dem Ansehen eines solchen Richters der Widerstand halt machen würde, konnte nur der erwarten, der die Haupttriebfeder alles menschlichen Handelns in ihrer Bedeutung stark unterschätzt. Erst schüchtern, in allerlei Vermummungen, dann immer kecker drang er vor, wenn auch, wie natürlich, mit der schuldigen äußeren Ehrfurcht vor der Person des kaiserlichen Redners**).

Unschädlichmachung der Rede, das war fortan die Losung. Und da griff man besonders zu dem bewährten Mittel der Umdeutung. Zustimmend berichtete man von des Kaisers Warnung vor dem Alkoholmißbrauch, von seiner Mahnung zum Maßhalten. Das klang gut, schadete nichts und verpflichtete zu nichts. Aber dieses Mittel mußte von Rechts wegen in dem Augenblick versagen, wo der Wortlaut der Rede vom Verein abstinenter Philologen zuerst den höheren Schulen Deutschlands, dann auch der breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde. Denn angesichts der unzweideutigen Aufforderung, die Leute zum Verzicht auf den Alkohol zu erziehen und sie zum Eintritt in die Guttemplerlogen und Blaukreuzvereine zu veranlassen, grenzte ein Festhalten an der bisherigen Deutung an die ungute Schwestereigenschaft der Kühnheit. Daß das schier Unglaubliche dennoch Ereignis

*) Vgl. Vortruppflugschrift Nr. 13 „Kaiser Wilhelms Stellung zum Alkohol".

**) Weiteres findet man in dem Aufsatz des Verfassers „Die Mürwiker Kaiserrede und ihre Verbreitung durch den Verein abstinenter Philologen deutscher Zunge". Leipzig-Gohlis, 1911. Preis 10 Pf. Dort werden auch die Gründe dargelegt, aus denen sich der genannte Verein für die Verbreitung der Rede so stark eingesetzt hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geworden ist, ist eine neue Bestätigung des sattsam bekannten uralten Erfahrungssatzes, gegen den sich der Wahrheitssinn immer wieder von neuem aufbäumt: Die Sophisten sind tot, ihre Kunst aber lebt ewig.

Es kam der Krieg. Mit ihm als völlig neuartige Erscheinung und doch wie eine große Selbstverständlichkeit die Alkoholfreiheit der Mobilmachung. Der Wunsch, den Eindruck dieses unerhörten Geschehnisses beim deutschen Volke, besonders aber bei seinen in den heiligen Kampf ziehenden Kriegern noch zu vertiefen, brachte den Vorstand des Vereins abstinenter Philologen zu der öffentlichen Bitte um Einsendung von Geldspenden, die ihm die unentgeltliche Verteilung der Kaiserrede an die Truppen in einer besonderen Kriegsausgabe ermöglichen sollte. Der Aufruf fand lauten Widerhall; den Beweis liefern die Hunderttausende von Sonderabdrucken, die hinausgegangen sind. War dieser Erfolg, zu dem auch viele mitgeholfen haben, die außerhalb der Reihen der Enthaltsamen stehen, etwa sehr wunderbar? Es war ja wieder nur eine Selbstverständlichkeit, unsern Braven die Worte ihres Kaisers wie einen Talisman mitzugeben.

Daß in dem andern Lager dieses Vorgehen keine Freude wecken würde, ließ sich voraussehen. Nicht aber, daß der Groll zu einem derartigen Gefühlsausbruch drängen würde, wie er in einem Schriftstück des Schutzverbandes gegen die Übergriffe der Abstinenzbewegung an den Leipziger Anschlagssäulen zu lesen war und später noch in einem an eine große Zahl von Leipziger Bürgern versandten Flugblatt. Ein Teil davon mag hier zum Abdruck kommen.

Die Mürwicker Rede des Kaisers und die Extremen.

Jahre, verschiedene Jahre sind es her, da hielt unser Kaiser in Mürwick einmal eine Rede an die Fähnriche, in welcher er dieselben zur Mäßigung im Genuß alkoholhaltiger Getränke aufforderte und auf die Folgen unmäßigen Genusses hinwies. Väterlich ermahnende Worte waren es, welche der Monarch an die jungen zukünftigen Offiziere richtete, gesprochen in einer Zeit, wo die sogenannten Liebesmahle einige Duelle zeitigten, welche Aufsehen erregten und Leid brachten in einige Offiziersfamilien.

Empfänglich für Eindrücke, welche Vorkommnisse der Zeit auf stark empfindende, selbständige Geister stets üben, waren jene Worte aus des Kaisers Mund, die Wiedergabe seines Fühlens, die Widerspiegelung der Eindrücke und dessen, was im Augenblick in der Seele des Kaisers vorging und seine Gedanken fesselte. Sie waren dasselbe, was der im Verständnis und den Erfahrungen des Lebens stehende Vater zu seinem Sohne sagt, der nach bestandenem Examen oder irgendwelcher Errungenschaft im Streben nach der Höhe zu einer geselligen Zusammenkunft mit seinen Schul-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

genossen oder Freunden geht, wenn er ihm etwa nachruft: „Sei mäßig im Trinken und nimm dich in Hut, daß du dich nicht berauschest!" — So etwa waren die Kaiserworte — die im übrigen genau dem Wortlaut entsprechend kein einziger Mensch wiederzugeben imstande ist — etwa gemeint. Sie müssen und mußten so gemeint sein, weil wir alle wissen daß, weder Kaiser Wilhelm II. jemals Abstinent war, noch jemals sein wird, genau wie auch alle seine Söhne! —

Was aber hat die extreme Abstinenz, jene — das deutsche Volk als eine Genossenschaft von Süffeln und Säufern gegenüber dem Ausland hinstellende Interessen-Clique aus diesen Worten herausgequetscht! — Was aber ist mit diesem Kaiserwort gegenüber staatlich sanktionierten und bedingungslos berechtigten Gewerben und Industrien für ein geradezu widerlicher und abstoßender Unfug — als vernichtende Waffe — getrieben worden und wird heute noch damit getrieben! — Man wundert sich höchstens darüber, daß der Hinweis auf die Mürwicker Kaiserworte noch nicht in der Bibel, im Katechismus und im Gesangbuch steht, sonst findet man ihn ja in allen möglichen Formen und öffentlichen Dingen. — Jedenfalls — dessen sind wir uns bewußt — hätte der Kaiser das Wort anders geformt, wenn er gewußt hätte, daß man mit diesem Worte in einer Weise krebsen gehen würde, welche vom Kaiser deshalb nicht und niemals gewollt und gebilligt werden kann, weil seinem Gerechtigkeitsgefühl, seinem geradsinnigen, starken Charakter, seiner Treue — als regierender Fürst — es vollständig fern liegen muß, einer hetzenden — Partei — und Klassenhaß pflegenden Machtbewegung einseitig die Waffen zu liefern! —! —

Genug der phantastisch aufgeputzten Stilproben! Das ist kein sinnwahrendes Auslegen mehr, das ist ein unstatthaftes Hineindeuteln eigensüchtiger Wünsche und Hoffnungen, eine Irreführung aller derer, denen die Natur die Gabe zureichender Urteilsfähigkeit versagt hat oder der Zufall — vielleicht auch eine andere der zahlreichen Möglichkeiten — die Kenntnis der Worte von Mürwik. Und deren Zahl ist immer noch sehr groß, weit größer, als sich die meisten der mitten im Getriebe Stehenden träumen lassen. Unwillkommene Wahrheiten gehören nun einmal nicht zu den Wunderkräften, die im Fluge die Welt durcheilen.

Im übrigen mag das Urteil über Inhalt und Form dieses Kulturdokuments dem Leser überlassen bleiben. Nur zwei Unterstellungen möchte ich mit aller Entschiedenheit zurückweisen.

Es ist nicht nur einmal, daß ich den bündigen Nachweis der Echtheit der Kaiserrede geführt habe, den Nachweis auch, daß der Kaiser die Rede in der vom abstinenten Philologenverein herausgegebenen Form kennt

und ihre Verbreitung gebilligt hat*). Die gutgläubigen Zweifler mögen ihn prüfen; sie werden an seiner schlüssigen Logik wohl kaum etwas auszusetzen finden. Vielleicht aber ist der oder jener der Ansicht, daß die Vergangenheit tot sei und mit ihr alle für sie geltenden Voraussetzungen und Beweise, daß die lebendige Gegenwart aber sich neue Bedürfnisse und ein neues Recht geschaffen habe. Vielleicht möchte er mit dem Verfasser des Schutzverbandflugblattes das Kaiserwort „Ich kenne keine Parteien mehr" seinem eigentlichen Geltungsbereich entrücken und als Waffe gegen die burgfriedensbrecherische „Interessen-Clique" (!) der Abstinenten verwenden. Ihn mag das folgende Schreiben, das in neuester Zeit dem Verein abstinenter Philologen sowie dem Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke vom Chef des Kaiserlichen Marine-Kabinetts zugegangen ist, eines Bessern belehren.

„Ich habe kürzlich Gelegenheit gehabt, Seine Majestät den Kaiser über die Alkoholfrage im jetzigen Kriege zu sprechen. Seine Majestät brachten dabei zum Ausdruck, daß Er durchaus aufrecht erhalte, was in der Mürwiker Rede an die Marinefähnriche niedergelegt sei, daß aber andererseits im Kriege eine weitergehende Verwendung wenigstens leichter alkoholischer Getränke wohl zugestanden werden müsse. So sei z. B. leichter Landwein oder Bier bei der Verpflegung der Truppe dem Wasser vorzuziehen, wenn solches nicht in einwandfreier Beschaffenheit vorhanden ist. Starke Getränke, wie Schnaps aller Art, dürften keinesfalls an die Truppe ausgegeben werden.

Indem ich Euer Hochwohlgeboren anheimstelle, von Vorstehendem im Interesse des Wirkens Ihres Vereins Gebrauch zu machen, bemerke ich noch, daß seitens des Sanitätschefs des Feldheeres Schritte getan worden sind, um die Zusendung von Schnaps in allen Formen an die Truppen im Felde zu verhindern. Auch von dieser erfreulichen Tatsache sowie von der Versorgung der Etappen mit Maschinen zur Herstellung kohlensauren Wassers können Sie den Ihnen geeignet erscheinenden Gebrauch machen."

Eines Bessern belehren? Wirklich? — Schon wittere ich die Massenflut von Äußerungen innigster Genugtuung über die schmähliche Niederlage der rechthaberischen Fanatiker, vom dröhnenden Lachen hohnvoller Schadenfreude an bis zum spöttischen Lächeln selbstsicherer Überlegenheit. „Das Schreiben ist ja eine vollendete Abfuhr der Extremen, eine glänzende Rechtfertigung des Standpunktes aller Besonnenen! Für Mäßigkeit ist der Kaiser und war es schon immer, der Enthaltsamkeit wendet er unwillig den Rücken."

---

*) Besonders in dem Aufsatz „Die Mürwiker Kaiserrede" und in der Vortruppflugschrift Nr. 13, S. 10.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gemach! Erst prüfen wollen wir den Sinn der kaiserlichen Worte, ruhig und ohne Voreingenommenheit! Vielleicht, daß das Endergebnis dieser Prüfung bei manchem doch das schadenfrohe Lächeln in nachdenklichen Ernst verwandelt.

Was sagt das Schreiben? Von neuem bekennt sich der Kaiser zu der Forderung von Mürwik. Daß es die der Erziehung zum Verzicht auf den Alkohol ist, beweist deutlich das Zugeständnis, das er dem Krieg macht. Da steht er vor einem harten Muß. Denn der Krieg erzwingt sich ein besonderes Recht: wenn es ihm paßt, zertritt er rücksichtslos höchste Kulturwerte und schreitet mißachtend über die Gebote der Wissenschaft weg. Vor nichts macht er halt, auch nicht vor dem Willen des Mächtigsten. Doch nur dem Krieg gesteht der Kaiser eine Ausnahmestellung zu, nicht aber dem Frieden. Für diesen und für die in ihm Lebenden schränkt er sein Wort nicht ein. Auch nicht für die Truppen, die der Krieg nicht so unmittelbar in seinen Bannkreis zieht wie die in der Front. Zwar ausdrücklich sagt er das nicht. Aber den Beweis dafür liefert die Bedingung, unter der sein Wille zurückweicht: leichter Wein oder Bier ist vorzuziehen, wenn Wasser nicht in einwandfreier Beschaffenheit vorhanden ist. Hier spüren wir allerdings den Zwang des Krieges. Stehen aber unter ihm etwa die Truppen in der Heimat? Oder auch die hinter der Front, denen die neu aufgestellten Maschinen auf jeden Fall einwandfreies kohlensaures Wasser zur Genüge liefern?

Die Berechtigung des Beispiels, das der Kaiser für die notgebotene Verwendung des Alkohols anführt, wird jeder Einsichtige anerkennen. Denn niemand wählt, vor zwei Übel gestellt, ohne Not das größere. Ob sich aber — vom rein arzneilichen Gebrauche des Alkohols abgesehen — die Zahl der Zwangslagen erheblich vermehren läßt? Das wenigstens scheint mir sicher, daß der Kaiser unter sie nicht das unleugbar bei vielen recht starke Verlangen nach dem alkoholischen Gewohnheitstrunk rechnet, wenn es auch nach der seltsamen Logik der Alkoholfreunde seine Unentbehrlichkeit beweisen soll*).

Besonderer Beachtung empfiehlt sich noch der Satz, der, ganz im Sinne der Kriegs-Sanitätsordnung, über die stark alkoholischen Getränke die volle Sperre verhängt. Hoffentlich für immer! Ein denkwürdiges Verbot: über den unwürdigen Reklameunfug, den skrupelloser Geschäftssinn mit dem bekannten Kronprinzentelegramm getrieben hat, fällt es

*) Übrigens wird sich während des Stellungskrieges sogar für die Kämpfer in den Schützengräben der oben erwähnte Zwang des Krieges auf ein Mindestmaß beschränken lassen. Ist doch sogar während der Winterschlacht in der Champagne nach dem Berichte eines Mitkämpfers ein fahrbarer Trinkwasserbereiter in Tätigkeit gewesen, der heißes und kaltes Wasser überallhin lieferte, wo der Zugang möglich war. Außerdem findet man an vielen Stellen gutes Quellwasser oder es können Brunnen angelegt werden, deren Wasser gleichfalls an Güte nichts zu wünschen übrig läßt.

ein unzweideutiges Urteil, den Männern und Frauen aber, die sich ob ihres durch keinerlei Rücksicht auf eigene Vorteile bedingten Einspruchs gegen das marktschreierische Treiben mehr als einmal als innere Feinde unseres Volkes brandmarken lassen mußten, gibt es die verdiente Genugtuung.

Wird sich die vorstehende Auslegung des Schreibens den Vorwurf phantasievoller Umdeutung gefallen lassen müssen? Ich fürchte, sie wird dort nicht überzeugen, wo man nicht überzeugt werden will. Die erneute kaiserliche Kundgebung wird dem Schicksal der früheren verfallen, schon deshalb, weil das doch so selbstverständliche Zugeständnis in ihr eine trotz ihrer Enge willkommene Ausfallspforte zu neuen Angriffen auf die vermeintliche Anmaßung der Alkoholgegner bilden wird. Das Zerdrehen der Kaiserworte wird nach Überwindung der ersten Verblüffung von neuem einsetzen, natürlich in vaterländischer Verbrämung. Man wird weiterhin das hohe Lied vom Alkohol singen und die ätzende Lauge des Spotts und der Verdächtigung über alle ausgießen, die in ihm mit dem Kaiser einen Minderer, nicht aber einen Mehrer der Nervenkraft sehen, die uns im jetzigen Weltbrand bis aufs letzte Quentchen bitter nottut. Und das ohne Achtung vor dem gewichtigen Zeugnis, das Tausende und Abertausende draußen fortgesetzt durch die Tat ablegen, in der Gluthitze des Sommers und in der Eiskälte des Winters, und ohne Rücksicht auf die Mobilmachung, die in einigen feindlichen Ländern längst ganz oder teilweise gegen den Schädling durchgeführt ist, trotz des Tobens der alkoholllüsternen Massen, denen Gaumengier die Einsicht blendet. — So wird es kommen. Denn unverändert ist jene Grundstimmung, die den unglaublichen Wunsch schuf: „Er mag Wasser saufen, der Feind, wie das liebe Vieh!" und die sogar den Sturmlauf wagte gegen die von der deutschen Kriegs-Sanitätsordnung vertretene Wissenschaft*).

Und der Kaiser? Was will man von ihm? Daß er das Wohl des Ganzen den Interessen eines Teils zum Opfer bringt? Daß er ruhig seine Worte zerdeuteln läßt, unähnlich dem Hohenstaufen Konrad vor Weinsberg? Eitle Erwartung! Es bleibt dabei, jetzt und für immer: „Gesprochen ist gesprochen, das Königswort besteht."

Richard Ponickau.

Deutsch und englisch.

Was deutsch ist, was deutsches Wesen bedeutet — diese Frage ist schwer und nicht mit einem Worte zu beantworten. Eine mathematische Formel gibt es dafür nicht. In den unvergänglichen „Reden an die deutsche Nation" hat der Philosoph Fichte ausgeführt: Was

*) Vortrupp 1915. Nr. 1. S. 23ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ursprünglich frei, wahrhaft und innerlich ist — auch wenn es einem fremden Volke angehört — das ist deutsch. Das Echtdeutsche ist zugleich das Echtmenschliche. Das Deutsche ist nicht Gabe, sondern Aufgabe, nicht etwas Gegebenes, sondern Aufgegebenes. Wir fragen nicht nach dem, was deutsch ist, sondern was deutsch sein soll.

Der Unterschied zwischen deutscher und englischer Geistesart tritt am deutlichsten in der Philosophie der beiden Länder hervor. Der bekannte Philosoph Wilhelm Wundt, der Altmeister der Philosophie, hat in einem bedeutsamen Werke*) darauf aufmerksam gemacht. Die spezifisch englische Philosophie ist der Utilitarismus. Nicht nur der Name, auch der Inhalt hat in England seine Heimat. Das Prinzip lautet etwa: Jeder tue, was ihm selber nützlich ist, so wird auch die Wohlfahrt aller am besten gedeihen. Weder dem Deutschen noch dem Franzosen paßt diese Uniform auf den Leib. Dem englischen Utilitarismus steht der deutsche Idealismus gegenüber. Es ist der Geist, der der gesamten deutschen Philosophie eigen ist, weil er dem tiefsten Wesen des deutschen Volksgeistes entstammt. Worin besteht denn die Bedeutung der Kantischen Ethik? Doch nicht in den bekannten Formulierungen, sondern in dem, was nach seinem eigenen Bekenntnis das Ziel seiner ganzen Philosophie war: „in der Loslösung der Moral von der Reflexion über Nützlich und Schädlich und damit von jeder Art von Eudämonismus. Der moralische Imperativ gibt sich in uns unmittelbar als die Stimme des Gewissens kund, in der ein unbedingtes Pflichtgebot sich ausspricht, hinter dem alle „sinnlichen Neigungen verstummen". „Darum ist nicht die Wohlfahrt, die stets nur ein äußeres Gut bleibt, sondern der Wille zur Pflicht das höchste Gut." So besteht die große Tat Kants darin, daß er dem Utilitarismus den Krieg erklärte, um der im deutschen Geiste seit alter Zeit lebendigen Autonomie der Pflicht zum Sieg zu verhelfen. In dieser idealistischen Grundrichtung stimmt Kant mit Fichte, Schiller, Goethe, Schleiermacher, Hegel u. a. überein. „Jeder weltgeschichtliche Held", sagt Fichte, „ist ein Bild der Aufopferung, ein Werkzeug und lebendiger Ausdruck der Gattung." Die Wurzel alles Übels in der Welt ist die Selbstsucht, und es gibt nur eine Tugend, die, sich selbst als Person zu vergessen. Ähnlich sagt Nietzsche: „Überwindet mir, ihr höheren Menschen, den Ameisenkribbelkram, das erbärmliche Behagen, das Glück der meisten!" und: „Was ist das Größte, das ihr erleben könnt? spricht Zarathustra, das ist die Stunde der Verachtung, die Stunde, wo ihr sagt: was liegt an meinem Glück!" Zweifellos ist Nietzsche

*) Die Nationen und ihre Philosophie. Ein Kapitel zum Weltkriege. Leipzig 1915.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der letzte große Vertreter des deutschen Idealismus. Denn hinter dem Übermenschen steht das unbedingte Pflichtgebot: Du sollst dich selbst hingeben für die Aufgabe, die dir in dieser Welt gestellt ist!

Die Lebensanschauung des Engländers ist egoistisch, die des Deutschen idealistisch. Das tritt am deutlichsten in der verschiedenen Auffassung vom Wesen des Staates zutage. Für jeden von uns ist der Staat die höchste, alle Kräfte des gesamten von der Gebietsgrenze umschlossenen Volkes zu aktiver Wirksamkeit zusammenfassende Einheit und als solche die unentbehrliche Voraussetzung des Lebens und der Tätigkeit jedes einzelnen*). Darum ist der Staat auch berechtigt und verpflichtet, die volle Hingabe eines jeden für seine Aufgabe zu fordern. Daß der Staat alles, der einzelne nichts bedeutet — das lehrt uns der Krieg mit aller Deutlichkeit. Der einzelne Mensch ist etwas Vergängliches, die Nation ist etwas Ewiges, Göttliches. „Nationen entstehen nicht durch physische Zeugung," sagt der deutsche Prophet Paul de Lagarde, „sondern durch historische Ereignisse: historische Ereignisse aber unterliegen dem Walten der Vorsehung, welche ihnen ihre Wege und Ziele weist. Darum sind Nationen göttlicher Einsetzung: sie werden geschaffen." Der Staat ist etwas Höheres als die einzelnen Mitglieder. Er ist eine organische Einheit, die rätselhaft ist wie alles Lebendige. Das Volk ist nicht einfach die arithmetische Summe der Volksgenossen, sondern eine höhere Synthese. Der Staat hat ein Leben für sich, seine Aufgaben sind unvergänglich, seine Existenz ist der Idee nach ewig. Dieser Begriff des Staates, der uns in Fleisch und Blut übergegangen ist, liegt dem Denken und Fühlen des Engländers wie des Amerikaners völlig fern. Auch der englischen Verfassung ist diese Idee des Staates fremd. Der König bedeutet wenig, der Träger der staatlichen Einheit ist das Parlament oder vielmehr das von der Majorität dieses Parlaments gestützte Ministerium. Ed. Meyer urteilt treffend: „Darum ist ein über den Parteien stehendes, die Interessen der gesamten Nation vertretendes und sie zu einer inneren Einheit zusammenfassendes Organ überhaupt nicht vorhanden. Es handelt sich, wie in allen rein parlamentarisch regierten Staaten, immer nur um Majorität und Minorität, aber niemals um eine wirkliche geschlossene Einheit des Staates"**). Deshalb ist auch das Wort Staat ins Englische nicht übersetzbar. Der Engländer kennt nur auf der einen Seite »the Empire«, das die Gesamtheit der englischen Besitzungen

*) Vgl. die trefflichen Ausführungen von Eduard Meyer in seinem neuen Buche „England, seine staatliche und politische Entwicklung und der Krieg gegen Deutschland" (Stuttgart u. Berlin 1915).

**) Meyer, England S. 22.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf der Welt bedeutet, und auf der andern Seite »the Government« das die zurzeit am Ruder befindliche Regierung bezeichnet. In England herrscht nicht der Staat, sondern die Partei. Auch der Begriff „Vaterland" fehlt dem Engländer. »Fatherland« ist eine Wiedergabe des deutschen Wortes, das oft mit Hohn verwendet wird, um die Sentimentalität der Deutschen zu verspotten. „Eben darum kann der Engländer auch unser Nationallied „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt" durchaus nicht verstehen; durch eine absurde Mißdeutung von kindlicher Naivität sucht er darin ein Streben nach Weltherrschaft, ein Gedanke, der wahrlich nicht nur dem Dichter Hoffmann von Fallersleben, sondern jedem der unzähligen Millionen Deutscher, die es mit Begeisterung gesungen haben und singen, völlig fern liegt, ja unfaßbar erscheint*)." Den charakteristischen Ausdruck für die englische Staatsauffassung hat man in der Formel vom „Nachtwächterstaat" gefunden. Es ist die von der Aufklärung geschaffene Ansicht, daß der Staat nur um der einzelnen willen zu ihrem Schutze da ist, daß er aber nicht in die Freiheit der Volksgenossen eingreifen darf. Der Staat ist danach im Grunde eine erweiterte Polizei. Dem entspricht es, daß der englische Staat seine Bürger nicht zum Heeresdienst zwingen kann. Die allgemeine Wehrpflicht verabscheut der Engländer ebenso wie der Amerikaner als eine Verletzung der persönlichen Freiheit. Das ist auch der eigentliche Grund für den Haß des Engländers gegen den deutschen Militarismus. Sein Egoismus will sich keinerlei Verpflichtungen gegen den Staat auferlegen lassen. Eduard Meyer sagt treffend: „Die tiefe Abneigung gegen die allgemeine Wehrpflicht ist in England wie in Amerika der letzte und tiefste Grund des Hasses gegen Deutschland, des Geschreis gegen den deutschen ‚Militarismus' und damit des gegenwärtigen Krieges**)." Und wie steht es in Wirklichkeit mit dem Militarismus? „Wenn das Wort überhaupt einen Sinn haben soll, so kann es doch nur der sein, daß, wie dereinst im Rom der Kaiserzeit, der Staat mit einem Söldnerheere fremder Rassen seine Kriege führt. Nun besteht aber das deutsche Heer ganz und gar aus Deutschen. Dagegen können die Engländer, die neben irischen und schottischen Söldnern Hindus und indische Bergvölker in den Krieg schicken, mit Recht des Militarismus bezichtigt werden***)."

Der Deutsche ist durch eine hundertjährige Erziehung von der Überzeugung durchdrungen, daß er dem Staate mit Leib und Leben unbedingt verpflichtet ist. In dieser verschiedenen Auffassung des Staates besteht der tiefste Wesensunterschied zwischen Deutschen und

*) Meyer S. 23. **) Ebenda S. 33.
***) Wundt, Die Nationen und ihre Philosophie S. 144.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Engländern. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß der deutsche Standpunkt auch der einzig sittliche ist. Der Engländer pocht auf seine Freiheit, die er als höchstes sittliches Gut preist. Ihm ist die Freiheit Ungebundenheit, Loslösung von allen Pflichten, das Recht, seinen persönlichen Willen durchzusetzen. Uns Deutschen ist Freiheit das Freisein von Zügellosigkeit und Selbstsucht, die Gebundenheit an das Gute und Wahre, Verpflichtung der Gemeinschaft, dem Staate gegenüber zu unbedingter Hingabe. In Wahrheit gibt es in England und Amerika im öffentlichen Leben viel weniger Freiheit als bei uns. Ed. Meyer weist ausführlich nach, daß die englische Staatsgestaltung längst überholt ist, daß England seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts überall ins Hintertreffen geraten ist. Die Überlegenheit des Deutschen Reiches zeigt sich nicht nur in der ungeheuren Kraft, die es seit Kriegsbeginn entwickelt hat — daß es jeden einzelnen Staat auf dieser Welt übertrifft, erkennen auch unsere Feinde an — sondern auch in seiner großartigen Organisation auf militärischem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiete. Ed. Meyer hat m. E. nach das Richtige getroffen, wenn er behauptet: „Der Krieg zwischen England und Deutschland ist in der Tat der Kampf einer rückständigen, von der geschichtlichen Entwicklung überholten und zum Untergang reifen Gestaltung des nationalen und politischen Lebens gegen eine weit darüber hinaus fortgeschrittene, ethisch wie politisch viel höher stehende*)." Das ist eine wichtige Erkenntnis, die uns den endgültigen Sieg Deutschlands erhoffen läßt.

Dr. Otto Conrad.

*) Meyer, England S. 33.

Was andre sagen

Weserzeitung (Bremen) Nr. 24647 vom 21. Mai 1915.

Ander Oise. Aus dem Feldpostbrief eines Bremers.

„Nun sind wir dem Frieden wieder eine Nacht nähergekommen!" Mit diesen Worten bringt mir heute früh mein Bursche das Frühstück in meine lehmige Einfamilienwohnung, die ich mit Ratten und Mäusen teile. Mein Bursche ist ein sonniger Kerl, so recht ein gesunder Vertreter unseres prächtigen Niedersachsenstammes! Jeden Morgen, wenn er das erstemal in meinen Unterstand „Villa Gretchen" („Das ewig Weibliche ...") tritt, hat er sich etwas Angenehmes ausgedacht, mit dem er mich begrüßen will. Der Gedanke, den er mir heute sagt, ist uns allen hier draußen so recht aus der Seele gesprochen. Wären wir, wie uns die Feinde nachsagen, barbarische Vasallen eines zweiten Attila, dann würden wir Freude am Blutvergießen und am Zerstören empfinden und nur mit Un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

willen an den Tag denken, der unserem Zigeunerleben ein Ziel setzte. So aber, wie wir sind, schwebt uns der Tag, an dem wir die Waffen wieder aus der Hand legen sollen, als ein himmlisch-schöner Traum vor Augen.

Unsere Tätigkeit hier in der vordersten Linie gilt der unmittelbarsten Gegenwart. Zum langen Philosophieren über Friedensparolen nehmen wir uns selten die Zeit. Kommen wir mal im engen Kreis der Kameraden darauf zu sprechen, so empfinden wir den Gedanken an einen siegreichen Einzug in unsere Heimatstadt als etwas unfaßbar Erhabenes. Das Glück, später dabei sein zu können, hat in unseren Gedanken geradezu etwas Berauschendes, und gleichwie übervorsichtige Seelen bei Erwähnung künftiger Dinge dreimal unter den Tisch zu klopfen pflegen oder das schöne Wort „unberufen" ihren Erzählungen hinzufügen, so scheinen hier auch die Worte: „Wenn man aus diesem Kriege herauskommen und den Einzug in Bremen mitmachen sollte ..." ein stilles Gebet in sich zu schließen.

Manchmal ist in Gedichten und Aufsätzen der Gedanke zu lesen, Deutschlands Jugend ginge lächelnd und freudig in den Tod fürs Vaterland. Wer so etwas schreibt, muß schon am grünen Tisch zu Hause sitzen. Der komme mal heraus und sehe sich den Tod an, wie er hier in der Nähe ausschaut. Grausig und dermaßen herzergreifend, daß es sich nicht in Worte fassen läßt. Gewiß, ein jeder Soldat ist bei uns ohne Zaudern bereit, sein Leben für das Vaterland zu lassen, sobald es sein muß. Eine Art türkisches Kismet. Ein fassungsvolles Ertragen eines Schicksals, das eben kommen muß, um dem Ganzen zu dienen. Aber man versteige sich nicht zu der dichterischen Freiheit, zu sagen, Deutschlands Jugend stiege lächelnd ins Grab. Im Gegenteil, seien wir stolz darauf, daß unsere Jugend von einem heißen Lebensdurst beseelt ist und von dem glühenden Wunsche, nach einem siegreichen Friedensschluß das werdende Deutschland zu schauen und womöglich selbst mithelfen zu können an einem gewaltigen Aufbau! —

Augenblicklich ist hier idealstes Frühlingswetter. . . . . .

Was gäbe ich darum, wenn ich mich mal ein Stündchen im feindlichen Schützengraben aufhalten könnte! Auch um Vaterlandsverteidiger dort drüben bangen sorgende Mutterherzen. Auch die Soldaten dort drüben lassen nach den ereignisüberstürzenden Sommermonaten des letzten Jahres, nach den feuchten Herbsttagen und den düsteren, langen Winternächten die wohlige Frühlingswärme auf ihr Gemüt einwirken.

Bald beginnt wieder der Sommer. Auch drüben ist Ausdauer und Geduld. Der Krieg wird immer mehr ein Kampf der Nerven, des Urquells gesunder Volkskraft. Und in dieser Hinsicht kann unser Volk beruhigt sein. Selbst die noch vorhandenen Feldgrauen, die bereits im August ins Feld rückten, sind in körperlicher und geistiger Frische noch genau so auf der Höhe wie zuvor. Mancher von den Miesmachern daheim könnte sich ein Vorbild nehmen an der mustergültigen Gemütsverfassung unserer Soldaten, die trotz monatelangen Hausens in niedrigen Erdwohnungen ihren lebensfrischen Humor bewahren. . . . . "

Rund um uns

Heldeneichen und Friedenslinden. Von dem Kgl. Gartenbaudirektor Willy Lange in Wannsee ging vor einiger Zeit die Anregung aus, zum dauernden Gedenken an unsre im Felde gefallenen Brüder und Söhne Heldenhaine zu er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

richten. Eine jede Stadt, jedes Dorf solle zu diesem Zwecke ein geeignetes Stück Land zur Verfügung stellen. In der Mitte des Platzes solle sich eine Linde — die Friedenslinde — erheben und rund herum sei jedem gefallenen Helden des Ortes eine Eiche geweiht.

Diese Anregung hat schon viel Zustimmung gefunden. Mit Recht. Eine solche Ehrung unsrer gefallenen Kämpfer ist würdiger und entspricht einer allmählich sich ausbreitenden besseren Geschmacksrichtung mehr als die nach der Schablone hergerichteten Gedenksteine und Bronzedenkmäler. Über die Ausführung des Langeschen Vorschlages hat, so viel wir wissen, schon eine Reihe öffentlicher Erörterungen stattgefunden, und es ist bereits eine „Arbeitsgemeinschaft für Deutschlands Heldenhaine" (Berlin-Wannsee, Bismarckstr. 5) ins Leben gerufen. So steht zu erwarten, daß die treffliche Anregung nicht vergeblich gemacht wurde, sondern — hoffen wir — an allen Orten unseres Vaterlandes zu ersprießlichen Taten führen wird. Man sollte nirgends allzu lange zögern, sondern frisch ans Werk gehen.

Eine kleine Gemeinde in Schleswig-Holstein hat in dieser Hinsicht ein gutes Beispiel gegeben. Es ist das Dithmarscher Dorf Hemme, wo einst der Jörn Uhl-Dichter als Geistlicher gewirkt hat. Frenssens Nachfolger, Pastor Willy Detjens in Hemme, macht in dem von ihm geleiteten Gemeindeblatt „Deutsche Treue" genauere Angaben darüber, an welcher Stelle der Heldenhain für die Krieger seiner Gemeinde errichtet werden wird und wie man sich im einzelnen die Ausführung des Planes dort denkt.

Das Beispiel verdient, wie wir meinen, Nachahmung, wir geben daher einen Teil der Ausführungen von Pastor Detjens an dieser Stelle wieder:

„Wir haben eine altehrwürdige Stätte. Es ist eine große hohe Wurt, auf dem Hofe Theodor Claaßens an der Landstraße inmitten des Dorfes gelegen. Pastor Frenssen schreibt, ihm hätten glaubwürdige Leute versichert, daß beim Graben auf jener Wurt Aschentöpfe gefunden worden seien. Damit ist der Beweis erbracht, daß diese Wurt schon zur heidnischen Zeit, das heißt also vor dem Jahre 900 nach Christi Geburt bewohnt gewesen ist. Sie ist zu einer Zeit aufgeworfen, da noch die alten Götter der Deutschen lebten, da Wodan und Freya und Donar die Glaubenswelt unserer Urahnen belebten. Hier haben unsere Altvorderen zuerst festen Fuß gefaßt im flutumspülten Wattenland, hier ihre ersten Wohnstätten errichtet, in denen sie den Stürmen des Herbstes wie der Kälte des Winters trotzten. Hier sangen sie um die Zeit, da die Nächte am längsten sind, in wilder Julfreude ihre alten Kampflieder, hier wurden ihre Kinder geboren und hier bestatteten sie ihre Toten und setzten ihre Asche in irdenen Urnen bei.

Es kamen aber Mönche ins Land. Die erzählten denen, deren alte Götterwelt wankte, von einem Kinde, das mitten im kalten Winter von einer Mutter in einem fernen Lande geboren sei und das später eine wunderbare Tiefe der Liebe und eine übermächtige Fülle der Gottheit in sich getragen habe. Und als die alten Dithmarscher gerne hörten, was die Mönche erzählten, wurde auf der hohen Wurt mitten im Dorfe eine Kapelle erbaut. Von hier aus erklang dann in unserm Dorfe zum erstenmal christliches Glockengeläute. An der Stätte, wo einst die wilden Lieder des Julfestes erschallten, wurden nun die frommen Lieder der Christen gesungen, lernte die rauhe Dorfjugend die ersten Gebete beten, mit ungeübter Hand die ersten Schriftzeichen machen. Jahrhundertelang war die Kapelle auf der Kapellenwarf Mittelpunkt des frommen Lebens, wo man den Geschichten des Morgenlandes lauschte, wohin man die Sorge und Last des Herzens trug, wo man sich der Gottheit nahte.

Dann wurde unsere jetzige große Dorfkirche gebaut. Über jene Kapellenwarf aber führte der Bauer seinen Pflug. Jetzt wächst dort seit vielen Jahrzehnten

das saftige Gras und nährt das kräftige Marschvieh.

Diese Stätte nun, auf der die alten Deutschen ihre Sturmlieder sangen und ihre Toten begruben, von der zuerst frommes Geläut in unsere Marsch klang, wo zuerst der fromme Glaube des Gotteshelden aus dem Morgenlande verkündet wurde, soll jene heilige Stätte werden, die bis in fernste Zeiten das Andenken derer festhält, die aus unsern Dörfern in Deutschlands schwerster Schicksalsstunde für den weiteren Bestand des Vaterlandes ihr Leben hingaben.

In überaus anerkennenswerter und opferwilligster Weise hat uns das Ehepaar Theodor und Dora Claaßen diese Wurt zur Anlage eines Heldenhains für unsere Gefallenen mit den Worten im Hinblick auf diese Treuen: „Sie haben es verdient" überlassen. Es sind vier Scheffel Landes

So denke ich mir die Anlage. Ein tiefer Graben umgebe den Ort des Gedenkens. Es sei wie die Höfe unserer Landesregenten burgartig von tiefen breiten Wassergräben umgeben waren, es erinnere an die Dusenddüwelswarf, wo die freien Bauern die Knechtspläne der Fürsten zuschanden machten. Schwertlilien und die blaue Blume der Treue zieren den Grabenrand. Windabwehrendes Buschholz rahmt das Ganze ein und ist singenden Vögeln eine Brut-, Schutz- und Freudenstätte. In der Mitte aber steht die Friedenslinde. Wenn an linden Sommerabenden die Lindenblüte süßen Duft ausstrahlt, wenn es heimlich leise in den Blättern säuselt und flüstert, ziehe durch die Seele des Menschen eine Ahnung des unaussprechlichen, traumhaften Inhalts, den für uns das Wort „Friede" in diesem blutigen Kriegstoben erhalten hat. Und in das heimliche Flüstern, das im linden Wehen durch die Blätter zieht, mischen sich die Gespräche unserer Seele mit denen, die zu uns gehörten und die in uns ewig fortleben. Geister grüßen sich.

Jedem Helden aber wird seine Eiche. Stark, trotzig stehe sie da in allem Wettertoben, wie Deutschland stark, trotzig in diesem Weltgewitter dasteht. . . . . Eine weiße Brücke führt hinüber über den Graben in unsern heiligen Hain.

Es schaut hinüber der Ackersmann, der den Pflug lenkt, der Schäfer, der die Schafe auf dem Stoppelfeld weidet. Die Mutter aber sendet den Gruß der Sehnsucht, wenn der Abend sich in unsere Dörfer senkt. Die Gattin führt ihre Kinderschar und erzählt ihnen an dieser stillen, abgeschlossenen Stelle, wie der Vater war und was er sagte, als er hinauszog und was er schrieb, als er die erste Schlacht mitgeschlagen hatte. Dem Bauer, der auf unserm alten Deich oder auf dem Deich der Eider geht, um in der Frühe des Morgens nach dem Stand der Saaten oder nach dem weidenden Vieh zu sehen, dem Arbeiter, auf dessen Schulter der blankstielige Spaten im Lichte der Morgensonne blinkt, ist die eichengekrönte Wurt Morgengruß des Sohnes, der auch dabei war, als es galt, Vater und Mutter und all die vielen Kinder gegen die wilden Völker aller Erdteile und gegen die noch untermenschlicheren Völker Europas zu verteidigen.

Und wenn die Jahre Wachstum geben, sind unsere Eichen auf der hohen Wurt dem Landmann der Geest, dem Bürger unserer Kreisstadt, dem Schiffer, dem Fischer auf der Flut der Eider sichtbar. . . . . "

Vortrupp.

Nachträgliche Schulstunden. In der Magdeburgischen Zeitung ist ein Aufsatz des Prof. Hildebrandt in Berlin veröffentlicht, in dem er sich gegen eine Befreiung der „Kriegsprimaner" von einem weiteren Schulbesuch und der Abschlußprüfung, die in Bayern schon angeordnet ist, ausspricht, da der Staat ein lückenloses Studium fordern müsse. Hildebrandt schlägt die Einrichtung besonderer Klassen für Kriegsprimaner vor, in denen das Schulpensum in kürzerer Zeit, als gewöhnlich vorgeschrieben ist, durchgenommen werden soll.

Die Ausführungen von Prof. Hildebrandt in dem Aufsatz scheinen mir nicht stichhaltig zu sein. Wenn er sagt: „Grundforderung der Bildung ist Erwerbung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Einzelkenntnissen zum Zwecke der Übersicht, daneben Charakterbildung durch Erzielung geistiger Reife" und damit das Ziel der Schule bezeichnet, so ist ihm zu antworten, daß dieses Ziel auf dem von ihm angegebenen Wege nicht zu erreichen ist.

Hat Prof. Hildebrandt keine Ahnung davon, wie schnell man die Schulweisheit vergißt, daß er annimmt, die Kriegsprimaner besäßen bei ihrer Rückkehr auch nur die fundamentalsten Fundamentalkenntnisse, die die unentbehrliche Voraussetzung gründlicher Durcharbeitung des Schulpensums sind; um so mehr aber dann vorhanden sein müssen, wenn der Stoff in kürzerer Zeit verarbeitet werden soll? Schon wenn der Abiturient auf die Universität geht und etwas anderes als Philologie studiert, merkt er nach unglaublich kurzer Zeit mit Entsetzen, wie schnell er alles verlernt, auch auf den Gebieten, auf denen er gut beschlagen war und für die er Interesse hatte. Die Fülle der neuen Eindrücke ist eben so groß, daß die alten vollkommen verdrängt werden. Das gleiche ist in noch viel stärkerem Maße der Fall bei der Ableistung des Militärjahres. Und aus dem Felde werden wahrscheinlich noch kümmerlicherere Reste der Schulkenntnisse zurückgebracht werden.

Mangels der erforderlichen Vorkenntnisse ist daher an ein tiefes Eindringen bei der Arbeit in den nach Hildebrandt einzurichtenden Klassen nicht zu denken.

Hinzu kommt ein Zweites. Der Lernstoff ließe sich vielleicht bewältigen. Aber er ist doch nicht die Hauptsache, sondern nur Mittel zum Zweck. An ihm soll das Arbeiten gelernt werden, und er bildet die unerläßliche Grundlage für das Erfassen des geistigen Gehaltes des Schulpensums. Das erstere, das Arbeiten, hat nach allen zuverlässigen Berichten jeder, der im Felde war, gelernt; darin braucht er keinen Unterricht mehr. Und zum geistigen Erfassen braucht man Zeit, denn es ist ein Erleben, erlernt kann es nicht werden. Schon im gewöhnlichen Leben ist die Zeit infolge der Überlastung der Schule mit mancherlei Wissenskram sehr knapp. Nun soll dasselbe Ziel in noch kürzerer Zeit erreicht werden? Ein Durchhetzen hat gar keinen Wert. Da drängt ein neuer Eindruck den andern, und keiner kann nachhaltige Wirkung ausüben. Im Gegenteil, es schadet nur, indem es den Schüler lehrt, flüchtig zu arbeiten, an der Oberfläche haften zu bleiben. Und das gerade jetzt, wo so viel von der Vertiefung unseres Lebens gesprochen wird, die der Krieg bringen soll!

Mit dem geistigen Erfassen des Lernstoffes dürfte es also nichts sein.

Und doch soll dieses gerade die Charakterbildung durch die Schule vermitteln. Schon in gewöhnlichen Zeiten merkt man von einem Erfolg in dieser Richtung herzlich wenig. Um so weniger wird die Schule hier Erfolge erzielen können, wenn ihr ganzes Streben darauf gerichtet ist, das Ziel in der halben Zeit zu erreichen.

Der gute Erfolg bei denen, die die Schule verlassen haben, wird in erster Linie dadurch erzielt, daß der Selbständigkeitsdrang sich ungehemmt entfalten kann. Vor allen Dingen bei der Arbeit. Hierbei sehen sie, daß sie etwas wert sind, etwas leisten. Das gibt ihnen Mut und Kraft und Lust zum Schaffen. Und durch die Arbeit werden sie selbständige Menschen, zu denen man das Zutrauen haben kann, daß sie ihren Lebensweg allein finden und ihre Freiheit weise nutzen werden. Was bezweckt die Erziehung schließlich anderes?

In dieser Hinsicht lehrt vielleicht ein dreitägiger Aufenthalt im Schützengraben mehr als neunjähriger Schulbesuch. In einem Feldpostbrief steht: „Die Soldaten hier außen haben das untrügliche Gefühl etwas geleistet zu haben." Die Berechtigung dazu wird auch hier innen keiner bestreiten. Sie leisten die höchste Arbeit, die der Staat von seinen Angehörigen fordern kann: Setzen sie dabei doch jeden Augenblick ihr Leben ein. Wer das tut, schuldet dem Staat nichts mehr. Zu ihnen gehören auch die Kriegsprimaner; und von ihnen, die dem Staat ihr Leben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu geben bereit sind, soll dieser noch ein lumpiges Examen, Auswendiglernen von abgestandenen grammatischen Regeln fordern? Ein Examen, in dem im besten Falle bewiesen wird, wer der beste Gedächtniskünstler ist. Ein Examen, das nach der Ansicht vieler Schulmänner überhaupt zur Abschaffung reif ist!

Das käme einer Strafe gleich, daß sie als Kriegsfreiwillige eingetreten sind. Wenn sie zurückkommen, haben sie etwas geleistet, was mehr wert ist als Abiturientenexamen und Vorbereitung dazu.

Worum handelt es sich denn eigentlich bei dem ganzen Streit? Doch nur darum, ob die aus dem Felde heimkehrenden jungen Leute ihre Zeit mit Dingen vertrödeln sollen, die keinen Wert mehr für sie haben. Wer eine Horazsche Ode als Deutscher erlebt hat, braucht nicht imstande zu sein, sie auf lateinisch schlecht zu lesen oder gar auswendig herzusagen. Wenn jemand dem Staat seine Zeit, sein Leben zur Verfügung stellt, so ist dieser noch nicht berechtigt, ihn zu zwingen, daß er sein Leben vertrödele.

Falls aber ausnahmsweise der eine oder andere den Gedächtnisstoff, dessen Kenntnis die Schule vermittelt, für sein künftiges Leben benötigen sollte, so gibt es schon lange Mittel und Wege, auch außerhalb der Schule sie sich zu erwerben.

Wenn die Kriegsprimaner aus dem Felde heimkehren, dann werden sie zunächst etwas nötiger haben als Examen zu machen: die Ruhe. Schon während des Lebens im Felde meldet sich bei den meisten die Nervenabspannung. Ganz anders wird sie sich erst bemerkbar machen, wenn sie zurückgekehrt sind und dann die ständige Aufregung fortfällt. Draußen im Felde macht sie den Menschen apathisch, reizt ihn andererseits aber auch immer wieder auf und verhindert so wohl in vielen Fällen den sofortigen nervösen Zusammenbruch. Wenn das nun auch Ausnahmen sein sollten, so werden doch alle die Erholung so nötig haben, daß man ihnen nicht noch die Sorge um — ausgerechnet — ein Examen aufbürden kann. Oder soll man das Examen so leicht machen, daß jeder sich ihm ohne Sorge unterziehen kann? Ich meine, dann läßt man es lieber ganz fallen.

Wenn die Bayern ohne den üblichen Schulabschluß auskommen können, sollte im übrigen Deutschland das dann nicht auch möglich sein?*) H. Grabau.

Los vom Ausland! Wie gefährlich es werden kann, wenn ein Land nicht soviel Lebensmittel erzeugt, daß es sich selbst ernähren kann, zeigt uns der gegenwärtige Krieg. Gott sei Dank ist ja Deutschland imstande, ihn wirtschaftlich lange auszuhalten (vgl. Vortrupp: Heft 3). Aber die Statistik zeigt, daß die Einfuhr nach Deutschland jährlich zunimmt.

Unsere Gesamteinfuhr und Gesamtausfuhr betrug in Milliarden im Jahre

	Einfuhr	Ausfuhr
1880	2,86	2,95
1907	9,57	7,44
1912	11,572	9,684

Der weitaus größte Teil dieser Summen wird für landwirtschaftliche oder Bodenerzeugnisse ausgegeben. Für Hühner und Gänse wandern jährlich 40 Millionen Mark ins Ausland, für Eier 156 Millionen, für Nüsse und Birnen je 11 Millionen, für Äpfel 25 Millionen. Das sind gewaltige Summen, die dem Vaterlande erhalten werden müssen und können, nicht nur in Kriegs-, sondern auch in Friedenszeiten. Nutzen wir jedes Fleckchen Erde aus, pflanzen wir mehr Obstbäume und Gemüse! Der Deutsche ißt noch viel zuviel Fleisch. Wird aber weniger Fleisch gegessen, so brauchen wir weniger Weideland und können mehr Gemüse anbauen. Fleisch enthält sehr viel

*) Wir legen Wert darauf, festzustellen, daß ein Schulmann von dem Range des Wirkl. Geh. Rats Dr. Adolf Mathias in einem Aufsatze über „Unsere Kriegsprimaner" (Berliner Tageblatt, Nr. 302 vom 16. Juni) die strittige Frage von einem Standpunkte aus beurteilt, der dem unsres Verfassers sehr nahe kommt. Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eiweiß, mehr als unser Körper braucht, Gemüse dagegen kräftigende, nahrhafte Kohlehydrate! In Schweine- und Rindviehzucht steht Deutschland von allen kriegführenden Staaten an erster Stelle.

Aber auch für andere Waren gehen Millionen ins Ausland, die wir vollauf im Lande behalten könnten. Nach Ausbruch des Krieges, als jede Einfuhr aufhörte, ermöglichte es uns unsere Wissenschaft und Technik das Benzin durch das im Inlande leicht herzustellende Benzol zu ersetzen. Wenn sich auch zurzeit noch einige Mängel bemerkbar machen, so wird unsre Erfinderwelt diese sicher bald abstellen und ein vollwertiges Benzinersatzmittel auf den Markt bringen können. Ferner führen wir jährlich für riesige Summen Düngemittel ein, so Superphosphat, Chilesalpeter, Guano u. a. Benutzen wir mehr Kali, das nur in Deutschland vorkommt, also ein deutsches Monopol darstellt, nehmen wir mehr Thomasmehl, das bis zu 15% Phosphorsäure enthält und das wir als Nebenprodukt beim Thomasprozeß beim Eisenschmelzen bekommen, verwenden wir schwefelsaures Ammoniak, das wir durch die Gasfabriken gewinnen und das man heute auch synthetisch darstellen kann, oder düngen wir mit Kalkstickstoff oder mit Kalziumnitrat, das bei kalkarmem Boden dem Chilesalpeter entschieden vorzuziehen ist. Nehmen wir deutsche Düngemittel, um dem Boden den entzogenen Stickstoff wieder zuzuführen!

Ferner gehen jährlich Millionen für Petroleum ins Ausland. Auch hier sollten wir aus dem Kriege lernen, Petroleum durch Spiritus, elektrisches Licht oder durch Azetylengas (Kalzium-Karbid und Wasser) zu ersetzen. Karbid können wir massenhaft im Lande herstellen und die Explosionsgefahr, die stets dagegen vorgebracht wird, ist nicht größer, als beim Petroleum. Bei einem Druck von 1—1¼ Atmosphären ist eine Explosion völlig ausgeschlossen. Azetylenbeleuchtung hat auch dem Petroleum gegenüber den Vorteil, daß es ein blendend weißes, helles Licht liefert und völlig rußfrei verbrennt. Das deutsche Volk muß es lernen, stolz zu sein auf seine Industrie, Wissenschaft und Technik.

Deutschland ist das einzige Land, das Anilinfarben herzustellen vermag, noch kein Volk hat es vermocht, uns darin Konkurrenz zu machen. Deutsche Chemikalien, medizinische und optische Instrumente, deutsche Spielwaren und Maschinen, deutsche Bücher und Kunstgegenstände beherrschen die Welt. Amerika fühlt den Mangel an Anilinfarben ebenso, wie an Kali, deren Zufuhr unterbunden ist.

Nach Friedensschluß müssen wir unbedingt darauf bedacht sein, unsere Kolonien so auszugestalten, daß wir aus ihnen unseren Hauptbedarf an Baumwolle, Obst und Fleisch beziehen können. 1912/13 verbrauchte Deutschland 1 579 737 Ballen Baumwolle. Das gesamte Geld hierfür wanderte ins Ausland, teils nach Amerika, teils nach Ägypten und Ostindien, also nach England! Auch in Kupfer waren wir von Amerika abhängig. Sollten nicht unsere Kolonien in Zukunft einen großen Teil des Bedarfs decken können? Sicherlich! Bei Otavi in Deutsch-Südwestafrika besitzen wir z. B. ausgedehnte Kupferminen. Es ist also wohl möglich, uns vom Auslande so unabhängig zu machen, daß uns im Krieg die notwendigen Nahrungsmittel und Waffen nicht fehlen. Eine solche Unabhängigkeit schließt selbstverständlich im Frieden einen gedeihlichen, kulturfördernden Verkehr mit anderen Völkern nicht aus.

Karl Friedrich Born.

Aufruf! Der Allgemeine Deutsche Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus und der Verein abstinenter Ärzte des deutschen Sprachgebietes haben Eingaben an Reichstag, Bundesrat und Reichskanzler gerichtet, in denen das vollständige Verbot der Erzeugung geistiger Getränke aus den Erträgnissen der kommenden Ernte gefordert wird. Um diesen Gesuchen den nötigen Nachdruck zu verleihen, sollen sie sich auf eine möglichst weite Kreise umfassende Volks-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kundgebung stützen. Diese soll dadurch zustande gebracht werden, daß alle jene, die das vorgeschlagene Verbot für notwendig halten, ihre Zustimmung zu dem nachfolgenden Einspruch der oben genannten Vereinigungen bekunden*).

Einspruch gegen die Denkschrift:

„Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan".

Herausgegeben von Paul Eltzbacher.

Mit Befriedigung müssen wir das ernste Streben der Denkschrift anerkennen, dem Vaterlande zu dienen. Mit Bewunderung blicken wir auf die Fülle von gründlichen Kenntnissen, die in ihr gesammelt und geordnet sind. Mit Zustimmung begrüßen wir fast alle ihre Vorschläge; sie weisen den Regierungen und der Bevölkerung den sichersten Weg zum Haushalte mit den Nahrungsmitteln.

Mit um so größerer Entschiedenheit müssen wir aber Verwahrung gegen die Stellung erheben, welche die Verfasser der Denkschrift zur Alkoholfrage einnehmen.

Obwohl die Denkschrift selbst den Alkohol als „Gift" bezeichnet, wird er als den Nahrungsmitteln durchaus gleichwertig behandelt; die Wärmeeinheiten des Alkohols und der geistigen Getränke werden ohne jede Einschränkung oder Warnung wie die des Eiweißes, des Fettes oder der Kohlehydrate, der echten Volksnahrungsmittel, in Rechnung gestellt. Die beim Vorgange des Brauens und Brennens entstehenden Verluste an Nährwerten werden irrigerweise als unbedeutend hingestellt. So kommt die Denkschrift zu dem erstaunlichen Schlusse, daß die Umwandlung von Gerste, Roggen oder Kartoffeln in alkoholische Getränke keinen oder doch keinen wesentlichen Entgang bedeutet, daß sie trotz der Knappheit an Brotfrucht zulässig ist und Brauerei und Brennerei nicht oder doch nur in beschränktem Maße einzuschränken seien.

Gegen diese zu den Feststellungen der Wissenschaft wie zu den täglichen Erfahrungen in schroffem Gegensatze stehende Auffassung erheben wir schärfsten Widerspruch. Der Alkohol ist ein Gift, er entfaltet in den praktisch in Betracht kommenden Mengen deutlich betäubende Wirkungen und führt zur Verschwendung der Spannkräfte bei der Arbeit. Er ist deshalb als Nahrungsmittel unzulässig, weil zu seiner Herstellung echte, derzeit unersetzliche pflanzliche Nahrungsmittel zerstört werden müssen. Wir verlangen mit Entschiedenheit, daß ungesäumt für strenge Durchführung folgender Maßnahmen Sorge getragen werde:

1. Gerste und Weizen der Ernte des Jahres 1915 dürfen nicht vermälzt werden.

2. Getreide, Reis, Zucker oder Obst der Ernte des Jahres 1915 dürfen nicht zum Brennen von Alkohol verwendet werden; aus Kartoffeln darf bloß vergällter Spiritus erzeugt werden, Herstellung von Trinkbranntwein ist verboten.

Rücksichten auf wirtschaftliche Vorteile von Einzelnen und Steuererträgnisse dürfen von der Durchführung dieser Maßregeln nicht abhalten; es wird und muß gelingen, etwaige bedenkliche Folgen durch geeignete Schritte zu verhüten oder auszugleichen. Einzig und allein Nahrungsmittelvergeudung ist jetzt eine nie mehr gut zu machende Handlung. Sie wird unverzeihlich, wenn sie noch dazu zur Herstellung eines Stoffes erfolgt, der die Widerstands- und Leistungsfähigkeit der Nation schwächt in einer Zeit, wo diese ihre Kräfte restlos einsetzen muß für ihr selbständiges Fortbestehen.

---

*) Es genügt eine ganz kurze Mitteilung, wie etwa: „Ich stimme dem ‚Einspruch' auf S. 271 des ‚Vortrupp' zu." Darunter die Unterschrift des Absenders. Die Schriftleitung des „Vortrupp" wird dann diese Zuschriften an den Allg. deutschen Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus weitergeben. Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Stammler, Georg: Worte an eine Schar. Hans Christoph Schöll, Heidelberg.

Stammler, Georg: Zwanzig Gedichte. Mit einem Anhang von Kriegsliedern. Hans Christoph Schöll, Heidelberg.

Hirt, Karl Emerich: Der Heereszug Gottes. Das Bekenntnis eines Deutschen. K. 1,—. Deutsche Buchdruckerei-Gesellschaft m. b. H., Innsbruck.

Spohr, Oberst a. D.: Die Behandlung von Wunden und Vermeidung von Operationen nach den Grundsätzen der Naturheilkunde. M. 1,50. K. 1,80. Moritz Schniner, Warnsdorf.

Vesper, Will.: Vom großen Krieg 1914. Gedichte. M. 0.80. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München.

Die „Kriegs-Vorträge" des Hamburger Volksheims:

Meinhoff, Prof. Dr. C.: Sittlichkeit und Krieg.

Classen, Walther: Volkskraft und Heer.

Leschke, Frau H.: Wir Frauen und der Krieg.

Lorentzen, Prof. Dr. H.: Deutschland und Österreich.

Preis jedes Heftes 20 Pfennige. Verlag von C. Boysen, Hamburg. Der Reinertrag ist den Kriegsbilfe-Veranstaltungen des „Hamburger Volksheims" zugedacht.

Bayreuther Tageblätter. Herausgeber: Dr. Heinrich Molenaar, Bayreuth. Warum ist der Kampf gegen den Tabakgenuß eine nationale Pflicht? M. 0.20.

Matzdorf, Paul: Jung Bismarck. Zu seinem 100. Geburtstage. M. 0,25. Arwed Strauch, Leipzig.

Matzdorf, Paul: Der junge Bismarck. Eine Gedächtnisfeier zu seinem 100. Geburtstage. M. 2— Arwed Strauch, Leipzig.

Mobilmachung aller Protestler gegen die Unvernunft in der Ernährung. Begründet von dem Müller-Fachmann Stefan Steinmetz. M. 0.30. Fr. Paul Lorenz, Freiburg (Baden).

Reinhold, Max: Neue Deutsche Volkshymne. Komp. von Wilhelm Meyer-Stolzenau. Ausgabe für Klavier mit Text. M. 0,20. Gries & Schornagel, Hannover.

Fischer, W.: Die deutsche Sprache von heute. Aus Natur und Geisteswelt. M. 1,25. B. G. Teubner, Leipzig.

Reinhold, Max: Deutschland, mein Vaterland. Weihelied. Dem deutschen Volke gewidmet. Weise von Wilhelm Meyer-Stolzenau. Ausg. f. dreist. Chor. M. 0,15. Gries & Schornagel, Hannover.

Hotz, Dr. W.: Was müssen Magen- und Darmkranke über ihre Ernährung wissen? M. 1,80. Verlag „Gesundes Leben" Mellenbach i. Thür.

Backhaus, Prof. Dr.: Der Krieg, eine Notwendigkeit für Deutschlands Weltstellung. M. 0,60. Karl Curtius, Berlin W 35.

Borchardt, Ludwig: Allgemeine Dienstpflicht, die natürliche Folge der allgemeinen Wehrpflicht. M. 0,50. Karl Curtius, Berlin W 35.

Falke, Gustav: Unsere Helden! Kriegsdichtungen 1914. 2. Heft. M. 0,30. Hanseatische Druck- u. Verlags-Anstalt, Hamburg.

Das deutsche Feldzugsbüchlein 1914. Zweiter Teil. M. 1,—. Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha 1915.

Tat-Bücher für Feldpost.

Heft 4: Der Kampf. Neue Gedichte aus dem „Heiligen Krieg". M. 0,60.

Heft 5: Die Heimat. Neue Kriegsgedichte. M. 0,60. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Tat-Flugschriften 2.

Bischoff, Diedrich: Deutsche Gesinnung. Eine Gabe und ein Gebot großer Zeit. Brosch. M. 0,80. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Kriegssingblatt

Nr. 15/16: **Faißt, Clara:** Unsere Getreuen. 2 Kriegslieder für eine Singstimme und Klavier. M. 0.60.

Nr. 17/18: **Mendelssohn, Arnold:** Spielmanns Tod. 4 Kriegslieder für eine Singstimme und Klavier. M. 0,60.

Nr. 19/20: **H. M. Poppen, Lili Hickler, Leo Mannwald, Willy Schemel:** Denn wir fahren gegen Engeland. 4 Kriegslieder für eine Singstimme und Klavier. M. 0,60. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena.

Hedin, Sven: Ein Volk in Waffen. M. 1,—. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Bongs Kriegs-Kalender mit Illustrationen. 1. Heft. M. 0.20. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W 57.

v. Müller, Dr. Friedrich: Spekulation und Mystik in der Heilkunde. M. 1,60. J. Lindauersche Universitäts-Buchhandlung (Schöpping), München.

Winsch, Dr. med. Wilhelm: Impfgegnerische Flugschrift Nr. 8: Statistisches zur Wirkung des Reichs-Impfgesetzes vom 8. April 1874. Verlag des Reichsverbandes zur Bekämpfung der Impfung, Berlin.

Maußner, Karl: Unsere Zukunft. Kaiser Wilhelms II. Glaube an Deutschlands Wehrmacht, an Frieden — an Sieg! M. 0,50. Dürer-Verlag, Berlin-Zehlendorf.

Schreckenbach, Paul: Fürst Bismarck. M. 0,40. Preis bei 25 Stück 35 Pfg., von 50 Stück ab 30 Pfg. Verlag der Evang. Gesellschaft, Stuttgart.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

4. Jahrgang Nr. 14 16. Juli 1915

Die deutschen Reformbestrebungen und der Krieg.

Man wird in Deutschland die Zeit unmittelbar vor dem Weltkrieg vielleicht einmal die Zeit der „Reformen" nennen. Kaum jemals und irgendwo ist an dem inneren Ausbau eines Volkes und Staates so ernst und fast leidenschaftlich gearbeitet worden, wie in dem Deutschland des beginnenden 20. Jahrhunderts. Der Weltkrieg hat diese Reformen nicht unterbrochen, vielmehr gehen die stärksten Hoffnungen dahin, daß er sie wesentlich fördern werde. Wie das geschehen könnte, ist freilich nicht ohne weiteres zu übersehen.

Die Reformbewegungen wenden sich — das ist ihr Wesentliches — alle gegen jene Züge in unserer jüngsten Vergangenheit, die dieser den Namen einer ausgeprägten Übergangszeit verschafften. Es ist oft genug gesagt worden, worum es sich dabei handelt. Politisch war diese Zeit durch die Reichsgründung und deren glänzende, dabei aber einstweilen nicht genug sicheren Ergebnisse bezeichnet, sozial durch den völligen Mangel eines neuen, zeitgerechten Gesellschaftsaufbaus, wie durch das Versagen des alten, wirtschaftlich aber vor allem durch einen jäh entwickelten Kapitalismus, der mit früh erkannten großen Wirtschaftszwecken der Gemeinschaft rang. So war eine Überfülle von Widersprüchen und Gegensätzen über eine Generation ausgestreut. Wir sollten in den letzten dreißig, vierzig Jahren viel auf einmal leisten: wir sollten einen jungen Staat inmitten sehr alter innerlich ausbauen, äußerlich festigen, und zu gleicher Zeit die Krisen einer gesamteuropäischen, ja einer Weltentwicklung auf den wirtschaftlich-sozialen Gebieten besonders gründlich und ausgedehnt verarbeiten. Kein Wunder, wenn oft die technischen Mittel zur Bewältigung des Lebens die Hauptsache für uns wurden, die letzten Zwecke aber dem Auge dieses Geschlechts zu entschwinden drohten. Ja: die Mittel wurden für die Zwecke selbst genommen. Relativismus, Zweifelsucht, Indifferentismus, bei fieberhafter äußerer Geschäftigkeit eine sittlich-seelische Passivität, die oft wie Schwäche anmutete, jene berühmte „Reizsamkeit", die vielfach schließlich ein Unterliegen gegenüber der Vielfältigkeit dieses Lebens bedeutete und zur inneren Verödung führte: das waren die geistig-kulturellen Zeichen dieser Zeit. Dabei war unser altes Volksgewissen keineswegs tot, niemand von uns war zufrieden mit diesem Zustande. Das Deutsch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

land von 1813 war noch verborgen da und mahnte; das von 1913 aber hatte so ganz andere Aufgaben, daß es die Mahnung nicht zu verwerten wußte. Die alten, um nicht zu sagen ewigen, die eigentlich deutschen Anlagen und Kräfte waren noch nicht harmonisch vereint mit den Forderungen dieses Jahrhunderts. Wir hatten noch keinen Stil unseres Lebens, kein deutliches Antlitz gewonnen. So wurde experimentiert, geklügelt, Scheinwerte wurden wissentlich und unwissentlich erzeugt und gepflegt, das Provisorische gab sich für endgültig aus, bequeme oder selbstsüchtige Erledigung der gewaltigen Gemeinschaftsprobleme gab sich als Lösung, Unwahrhaftigkeit, Talmi, Rausch, Phrase traten vielfach an die Stelle von Schlichtheit, Echtheit, Kraft, Überzeugung. Die andern Völker, die das gewaltige Ringen in uns nicht kannten und nicht verstanden, haßten uns, teils aus Neid, teils weil sie manche Anzeichen unserer inneren Unsicherheit für brutale Skrupellosigkeit ansahen. So kam zu unserer inneren Unsicherheit die gefährliche äußere. Wir schienen ohne Ziel zu arbeiten wie eine riesige Maschine, die einem ungeheuren Antrieb folgt, aber keinen letzten Sinn in sich selbst trägt. Dieser Sinn unserer Arbeit war da, wir hatten einen Weltberuf, aber er war uns verhüllt. Wir sahen noch zu wenig über uns und unser deutsches Reichsdasein hinaus, um unerschütterlich zu glauben: daß am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen solle. Ohne solchen Glauben aber, ohne Ziele über sich selbst hinaus, kann kein echter lebendiger Nationalismus gedeihen.

Gegen diesen Zustand wandten sich nun die Reformer: sie wollten letzten Endes den deutschen Menschen dahin bringen, daß er nicht mehr sich damit begnügte, die wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen wie Naturvorgänge zu registrieren, sondern sich selbst und seine sittlichen Zwecke zum Herrscher über diese Entwicklungen einsetze. Dazu war nötig: Beseitigung der inneren Unsicherheit, Klärung der Widersprüche und Gegensätze, Ausbau der äußeren Einheit zur inneren.

Jeder empfand die Halbheit dieser Zustände auf besondere Weise und suchte an seinem Platze zu bessern. Bald sah man dann, daß man damit nur bis zu den Anzeichen drang, die tieferen Ursachen wurden offenbar, und damit erweiterten sich die Erziehungsabsichten in jener schon angedeuteten Richtung: sie zielten auf den ganzen Menschen. Eins der besten Beispiele für diese Entwicklung ist etwa die ästhetische Reformbewegung, wie sie sich im Dürerbund zusammenfand, im Heimatschutz und Werkbund auf Sondergebieten ausbildete. Der ästhetische Widerwille, der sich gegen die Stillosigkeit deutschen Lebens empörte, wurde tiefer gedeutet: wo die äußere Erscheinung sich so verkünstelt und unecht gab, da stimmte etwas im Wesen nicht. Daraus erwuchs die Forderung: sei wahrhaftig! sei sachlich! Baue so, daß du ein Heim erhältst und nicht bloß eine Fassade mit Zinskasernengreueln dahinter. Baue überall ehrlich! Wenn es sich um Jugend und Erziehung handelt, bedenke was der Jugend

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und nicht, was irgendwelchen Sonderzwecken zugute kommt. Lerne Rausch und Phrase von echtem Feiergefühl und dauernden Empfindungswerten scheiden. Kunstwerte stehen abseits von Modewerten. Beim Schenken Freude bereiten ist nicht dasselbe wie „Effekt" machen! Wer beim Einkaufen Surrogate begünstigt, schädigt die deutsche Volkswirtschaft. Das Dauernde, Echte, Nährende muß über das Vorübergehende, Täuschende, Zerstörende siegen. Wer das schwer erlangbare Echte dem bequemeren Surrogate vorzieht, kräftigt die Nation. Und die Forderung: Sei sachlich! sieh nach dem Sinn der Sache! hieß schließlich: sieh über die Mittel hinweg nach den sittlichen Zwecken, die jeder Sache ihren Sinn geben.

Man merkt schon die Beziehungen zur praktischen wirtschaftlichen und sozialen Reformarbeit. Am meisten kams beim Wohnen und Bauen zur Empfindung. Suchte man auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet nach „Wahrhaftigkeit" und Sachlichkeit, so geriet man auf den Widerspruch: daß Leistungen der Allgemeinheit, wie sie in den neuen Zuständen sich gewaltig steigerten, der Allgemeinheit nicht zugute kommen. So wuchsen die Bodenreformgedanken, wuchsen genossenschaftliche Bestrebungen aller Art. Die Wirtschaft ist um des Menschen und der Gesamtheit willen, nicht der Mensch und die Gesamtheit um der Wirtschaft willen da: der Geist der Verordnungen über unser täglich Brot.

Die soziale Organisation war mit jenem lange als herrschend hingenommenen, nicht beherrschten Wirtschaftsmechanismus eng verknüpft. Auch das führte zur Unsachlichkeit. Unberufene kamen allzu leicht zur Führung, Berufene schwer. So litt das soziologische Grundelement nationalen Zusammenlebens: das gegenseitige Vertrauen zwischen Führenden und Geführten. Die Hoffnungen und Forderungen des deutschen Idealismus wurden auf diesem Gebiete vielleicht am ärgsten verleugnet. Die Idee der Nation schloß aus, daß ein Volksgenosse dem anderen gesamtmenschlich übergeordnet war, daß er als Person berechtigt war, den Anderen in seiner persönlichen Freiheit zu beschränken; sie verlangte nur funktionell Führende und Geführte. Nur um der Gesamtheit willen und nur in ihrem Namen, nur kraft eines Amtes und Berufes, nicht zur eigenen persönlichen Machtbefriedigung durfte geführt und Gewalt ausgeübt werden: die Idee der deutschen Heeresorganisation. Von der Erziehung zu solchem Nationalismus in unserem nationalen Gesamtleben waren wir aber noch sehr weit entfernt.

Am schwersten rang die Nation um Sachlichkeit, um Scheidung der Mittel vom Zweck in ihrem Verhältnis zum Staate. Auf der einen Seite wirkte noch die ursprüngliche Idee der Nation, der Volkheit von 1813: jenes über der geschichtlich-biologisch-geistigen Gemeinschaft des Volkstums sich erhebende, nie vollendete, ewig sich vollendende Ideal einer sittlichen Gemeinschaft. Auf der anderen Seite wurde der geschichtlich gewordene,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieser als Institution bestehende, 1870 gegründete Staat vor 1914 von Vielen als Erfüllung dieser Idee empfunden. Damit wurde viel Verwirrung gestiftet. Um die Herrschaft im Staate, wie er ist, ringen die Parteien. Ferner erscheint er namentlich in langen Friedenszeiten an bestimmte soziale Einrichtungen und Formen gebunden. Man beging nun oft den Fehler, daß man das Bekenntnis zu bestimmten Parteien, Wirtschaftsanschauungen, Gesellschaftseinrichtungen national oder unnational nannte, je nachdem man ihren Wert für den Staat, wie er war, damit bestimmen wollte. Damit hat man vielfach die Ziele des Staates wie jene Ideale der Volkheit getrübt und entwertet. So wurden vielfach gerade die am tiefsten national Empfindenden gegen jede laute Bekundung von Patriotismus mißtrauisch. Sie wußten: eine durch gemeinsame Heimat, Sprache, Geschichte, Abstammung zusammengehaltene Menge von Menschen wird dadurch zur Nation, daß sie eine gemeinschaftliche sittliche Aufgabe erhält; oder wie Lagarde es ausdrückt: dadurch, daß ein Ideal verletzt, durch seine Verletzung als Ideal erkannt, siegreich verteidigt wird; daß dann um seine Verteidigung alle sich scharen, die das selbe Heiligtum haben. Der Geist des Kaiserwortes: Ich kenne nur noch Deutsche. — —

Gewiß, auch der Staat an sich, ohne Rücksicht auf verschiedene Abstammung, Sprache, ursprüngliche Kultur kann gemeinsame Kulturwerte schaffen, welche die so Vereinten zu einer Gemeinschaft zusammenschmelzen. Aber wir Deutschen tun besser, eine solche Gemeinschaft nicht national zu nennen (völkisch kann man sie bezeichnenderweise nicht heißen). Wir werden der eigentümlichen Lage unseres Volkstums am besten gerecht, wenn wir scharf zwischen dem Staate als einer historisch-soziologischen Wirklichkeit, einer Institution, und der Nation, besser: der Volkheit, als einer Idee, scheiden, die sich über der soziologischen Wirklichkeit sprachlich-biologisch-geschichtlicher Gemeinschaft erhebt.

Höchst wunderlich hat sich die Idee der Volkheit seit ihrer Geburt vor hundert Jahren mit dem Streben nach dem Staate vermischt. Als die Denker des deutschen Idealismus und die Kämpfer von 1813 die „Einheit von Volk und Staat" forderten, da verstanden sie ihr Ideal so: die Volkheit in jenem damals eben erkannten Sinne soll den Staat als ihr vornehmstes Mittel, sich zu verwirklichen, nutzen. Es lag nahe genug, zumal unter den weltpolitischen Einflüssen der Zeit, diese Verwirklichung wieder nur durch einen Staat zu suchen, den die Volkheit politisch allein beherrschte: durch den Einheits- oder Nationalstaat — ohne daß man zunächst andere Möglichkeiten für die Nationen sah, ihr ihnen eigentümliches Zielstreben zu entfalten. Dieser Gedanke des Einheitsstaates wurde dann so zwingend, daß man ihm in Deutschland die ursprüngliche Idee (Einheit von Staat und Volkheit) opferte und sich mit einer Vereinigung eines Teiles des deutschen Volkes nicht nur politisch, auch ideell begnügte. Man sprach von einer „Einigung" aller deutschen Stämme

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und machte sich nicht klar, daß das Deutsche Reich weder äußerlich noch innerlich jene Einheit von Volk und Staat darstellte, die 1813 gemeint wurde. Man forderte vielmehr jene Wertungen, die den Ideen von 1813 gebührten, kurzweg für den Staat. Auf der anderen Seite war es ein gewaltiger Fehler, überhaupt diesen Staat, wie er war, das Reich von 1870—1914 danach zu werten, wieviel oder wie wenig er von den Ideen von 1813 oder gar von jener Forderung des Nationalstaates erfüllte. Vielmehr bedurfte er seiner eigenen, nicht allein aus der Vergangenheit bezogenen Wertungen. Der Deutsche muß scharf zwischen seinem Verhältnisse zu seinem Staate und dem zu seinem Volke scheiden, wenn er den Staatspflichten wie seinen Volkspflichten nachkommen will. Nicht weil diese einander bekämpften, sondern weil sie auf völlig verschiedenen Gebieten liegen und auch dort ursprünglich unabhängig voneinander sind, wo sie einander unmittelbar unterstützen. Das ist schon aus folgender Erwägung klar: ein wahrhaft völkisches Empfinden muß so beschaffen sein, daß sich in ihm alle Deutschen treffen können; daß es also nicht durch die besonderen Ziele und Lebensnotwendigkeiten der Staaten umgrenzt ist. Losgelöst von den Staaten, und doch in ihnen und durch sie wirkend, frei den letzten Zielen nach, und doch ehrfürchtig den Mitteln sich fügend, die Zeit und Geschichte darbieten: so muß die zeitlose Idee der Volkheit ihr eigenes starkes Leben hegen und entfalten.

Das kann sie freilich nur, wenn sie einen bestimmten zeitlichen Inhalt, wenn sie bestimmte Aufgaben hat, vor denen sich die Volkheit praktisch und nicht nur gesinnungsmäßig sammeln kann.

Diese Aufgabe, auf welche die inneren geistigen Bewegungen des deutschen Volkes, zumal die Wünsche seiner Jugend, ebenso hindrängen wie die Mächte der weltpolitischen Entwicklung, ist eine neue deutsche Kolonisation.

Kolonisation im engeren Sinne: Bauernsiedlung auf Neuland und in Deutschland, wo es noch erschließbar ist; Kolonisation im weiteren Sinne: Kulturarbeit, die, auf der heimischen aufgebaut, auf die dem deutschen Einfluß neugewonnenen jungen Völker, namentlich auf die sogenannten Zwischenvölker im Osten und Südosten, kulturschaffend, werbend wirken soll.

Diesem Ziele sollen sich alle Friedenswünsche wie Kriegskräfte entgegenspannen.

Hermann Ullmann.

Totentanz.

Als die Einverleibung Bosniens und der Herzegowina in den Verband des österreichischen Staates einen Krieg zwischen der Donaumonarchie und dem eifersüchtigen Rußland zu bringen drohte, war im Künstlerhause in Wien ein Bild ausgestellt, das mancher damals

mit einem heimlichen Grauen betrachtet haben mag: der Totentanz von Albin Egger-Lienz*).

Es will mir scheinen, als hätte dieser Tiroler Maler das Schicksalhafte der großen Not eines Krieges in diesem Werke zwingender gestaltet als je ein anderer, der sich das Wesen des Krieges zum Vorwurf nahm. Mag sein, daß die veränderte Art des Betrachtens diesen Eindruck hervorruft oder doch verstärkt. Mag sein, daß die Ursache tiefer liegt. Ließen wir sonst ein Bild auf uns wirken, wie die Apokalyptischen Reiter Dürers oder Böcklins, so wandten die Gedanken sich der Vergangenheit zu. Ein Etwas sah uns aus den Bildern an, das unerlebt und unvorstellbar war, das wir nicht kannten und nicht zu deuten vermochten; wir sahen nur eine rohe, blinde, stürmische Gewalt, die alles Leben unter ehernen Hufen zertrat.

Heute haben die apokalyptischen Vernichter — Krieg, Hunger, Seuche und Tod — ein unheimliches Leben gewonnen, eine Wirklichkeit, die das kampfdurchtobte Jetzt ihnen einflößt. Aber sonderbar, — wir können uns die Schrecken, die heute Europa durchrütteln, dennoch nicht mehr recht im neutestamentarischen Gewande der vier grausamen Reiter vorstellen. Ist doch die Kriegsführung zur Wissenschaft geworden, die Hunger und Seuche mit ihren Mitteln niederhält, sie zu Nebenerscheinungen herabdrückt, und doch dem Tode eine reichere Beute vorwirft als in allen noch so blutigen Kämpfen der Vergangenheit. Der Tod allein ist zum Herrscher geworden; Hunger und Seuche verschwinden neben ihm, und der Krieg ist sein Diener geworden.

Im Feldzuge von 1866 verlor das preußische Heer mehr als die doppelte Zahl von Mannschaften durch die Cholera als durch alle Kämpfe. Noch im deutsch-französischen Kriege waren die Verluste durch die von französischen Kriegsgefangenen eingeschleppten Pocken bei weitem größer als die Verluste auf den Schlachtfeldern. Das ist jetzt anders geworden. Was bedeuten die am Typhus und anderen Krankheiten zugrunde Gehenden gegen die Opfer unserer Vernichtungsmaschinen! Die Natur tötet nicht so massenhaft wie der Mensch im Großbetriebe des modernen Krieges.

Der Tod geht durch die Welt. Ihm allein dienten die Männer, die diesen Krieg herbeiführten, um Ziele zu erreichen, die viel zu klein und nichtig sind, als daß wir ihrer angesichts der schauerlichen Gewalt

---

*) Curt H. Weigelt hat bei Weise & Co. in Berlin eine vorzügliche Studie über das Schaffen des Tiroler Malers herausgegeben. Das mit 41 Abbildungen auf 36 Tafeln ausgestattete Werk (Preis 7,50 Mk.) trägt eine alte Dankesschuld gegen den großen Künstler ab. Es ist auf das wärmste zu empfehlen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der entfesselten Vernichtungskämpfe noch gedenken könnten. Was bedeuten Vorherrschaft und Handelsmacht, Reichtum und Ausdehnung, gemessen an dem abgrundtiefen Elend dieses großen Sterbens, das unter der Blüte aller kriegführenden Völker wütet! Weniger als nichts! Nur wo dieser Kampf um das Ganze geführt wird, um Untergang oder Bestehen des Volkes, kann er gerechtfertigt werden.

Doch waren es wirklich einzelne Männer, die ihn wollten? Es hieße die Macht des menschlichen Geistes überschätzen, wollten wir glauben, daß das Übelwollen Weniger dies Weltgeschick über die gequälte Erde bringen konnte. Ein ungeheures Schicksal wirkt sich in diesem Kriege aus und spielt mit dem Dasein ganzer Völker, vielleicht mit Zukunft und Bestand der europäischen Menschheit schlechthin. Wir wissen es nicht. Können wir doch das Ende des Ringens so wenig absehen wie seine Ziele. Wir fühlen uns in der unerbittlichen Macht eines Geschehens, das wir nicht messen können. Jahrhunderte werden nötig sein, um dem menschlichen Geist erkennen zu lassen, was heute geschieht. Bis in ferne Jahrhunderte wird es weiterwirken.

Der Tod ist Herrscher geworden. Ob er Raum schaffen will, weil ein Großes kommt, dem unsere Kleinheit im Wege steht? Ob er die furchtbare Not fortwischen will, zu der unser Daseinskampf entartet ist? Wir können nur ahnen, was geschieht. Wir können nur hoffen, daß die Ernte die tausendfältige Todessaat wert ist. — —

* * *

Jenes befremdliche Bild im Künstlerhause in Wien, das vor nunmehr sieben Jahren so manchen Blick auf sich zog und festhielt, erscheint heute als die Zukunftsahnung eines unheimlich hellsichtigen Menschen. Der Tod führt vier Männer aus ihrer Heimat, von ihrem friedlichen Alltagsleben fort, die gesonnen sind, zu töten und, wenn es sein muß, zu sterben. Aber wollen sie denn wirklich, selber todverbreitend, sterben? Ist nicht in den Gesichtern dieser Vier das Wollen ausgelöscht? Der Letzte, der Junge, der sich umsieht nach dem Hause, das ihm als das Sinnbild all dessen erscheint, was er verteidigen muß, er geht gezwungen; man erkennt es an seinem abschiednehmenden Blick. Und auch die Andern schreiten unter einem unwiderstehlichen Bann dahin, geschlossenen Auges der Eine, das bärtige Gesicht emporgewandt. Sie lauschen alle aufs äußerste gespannt in ihr Inneres hinein, in die nahe Zukunft hinaus. Sie tun, was sie müssen, nicht was sie wollen. Doch sind sie erwählte Werkzeuge; so zaudern sie nicht. Was will der Tod, der sie anführt, von ihrer Macht zu töten, von ihrer Fähigkeit zu leiden und zu sterben? Sie wissen es nicht, wie die Millionen

Streiter es heute nicht wissen. Des Einen sind sie sich aber bewußt wie wir: Was sie vollbringen und erleiden werden, ist Pflicht im Dienste des Schicksals.

Warum aber entziehen sie sich dieser harten Pflicht nicht, die sie fast erdrückt? Andere Werke des Malers geben uns eine Antwort darauf.

Wir sehen einen Säer, der mit schweren Schritten über das Feld geht, das ihm Frucht tragen soll. Wir sehen in dem wundervollen Bilde „Vorfrühling in Tirol" drei Männer den Grund zu einem Hause legen, während von dem massigen Felsen im Hintergrunde die wieder befreiten Wildwasser ins Tal herniederstürzen. Was denken sie wohl, wie sie so die Balken glätten? Der eine der Arbeitenden, an Jahren fast noch ein Knabe, hat sein Werkzeug sinken lassen und blickt zu dem aufragenden Riesen empor. Er träumt, und der Inhalt all seiner Träume ist das eine nur: Heimat! Sie bauen ein Haus; bald wird man auch ihm die Wohnstätte richten.

Er liebt seine Heimat, und wenn sie gefährdet wäre, würde er hingehen und die Axt des Zimmermanns zur Verteidigungswaffe werden lassen in seiner Hand. Das ist seine Pflicht. Er weiß und fühlt es und weiß auch, daß Gott seinen Segen dazu geben würde.

Er kennt ihn gut, seinen Gott. Er ist ihm täglich nahe. Seine am Sichtbaren hängende und doch so echte, tiefwurzelnde Frömmigkeit umfaßt mit gleicher Liebe das Kruzifix in der Kirche wie das Haus, das ihm ein Heim gewährt, und den Acker, der ihm zum Lohn für seine harte Arbeit seine Nahrung gibt. Wir sehen auf Eggers Bilde „Die Wallfahrer", wie die schweigenden Beter zu dem Gekreuzigten hintreten, der so nahe bei ihnen ist, der mitten unter ihnen steht, dessen ausgespannte Hände sie berühren können, so völlig steht er, unerhöht, mit ihnen auf gleichem Boden.

Sein Leid ist ihr Leid; seine Marter tragen sie mit, wenn es sein muß und der Tod sie auf dem Schlachtfelde dahinmäht. Gott, Heimat, Vaterland, — das sind die bestimmenden Mächte in ihrem Dasein. Wer ihr Heiligstes antastet, dem wandelt es sich zum Angreifer. Wer weiß das besser als der Tiroler Bauer, der dem Heerhaufen das vom Wegrand gerissene Kruzifix wie eine Sturmfahne voranträgt, als der streitbare Mönch Haspinger, der sich mit Kreuz und Degen in den Feind wirft*)!

* * *

*) „Das Kreuz", gemalt in München 1898—1901, befindet sich im Landeshaus zu Innsbruck. „Haspinger Anno Neun", gemalt zu Längenfeld und Wien 1907—09, befindet sich in der Schützenhalle von St. Martin im Pustertal.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus dem Süden kam die Kunde: Tirol steht auf! Knaben und Greise greifen dort zu den Waffen. Vielleicht bedarf man ihrer nicht; vielleicht reiht man sie ein, Wenige unter Millionen. Sie alle führt der Tod als seine Diener und als seine Beute. Sein schauerlicher Reigen schlingt sich durch einen ganzen Erdteil.

Wer übrig bleibt, der wird ein neues Leben beginnen müssen, denn alles wird verändert sein. Und die allein werden nicht umzulernen brauchen, deren Dasein schon durch die Mächte geregelt und bestimmt war, die einzig von ewiger Dauer sind: Arbeit, Liebe zur Heimat, Gewißheit einer höheren Macht.

Melanie Ebhardt.

Rund um uns

Ottilie Hoffmanns 80. Geburtstag. Am 14. Juli dieses Jahres vollendet Fräulein Ottilie Hoffmann, die bekannte Vorkämpferin auf dem Gebiete sozialer Arbeit, ihr achtzigstes Lebensjahr. Der Mehrheit unsrer Leser ist die Wirksamkeit der verehrungswürdigen Mitstreiterin wohlbekannt. Weit über die Grenzen ihrer Heimatstadt Bremen, ja weit über unsre Landesgrenzen hinaus hat ihre Tätigkeit in sozialer Fürsorge, besonders im Bereiche der Alkoholbekämpfung*), Bedeutung erlangt und Anerkennung gefunden. Man darf wohl sagen, schon Jahrzehnte vor der Gründung des „Vortrupp" hat Ottilie Hoffmann im Vortruppsinne gewirkt, schlicht, beharrlich, verantwortungsbewußt, immer um der Sache willen, eine echte Vertreterin des deutschen Idealismus.

Wes Leben jahraus, jahrein rastlose Arbeit war, dem pflegt man wohl zum 80. Geburtstage freundliche Jahre beschaulicher Ruhe zu wünschen. Unsre unermüdliche, mit seltener Frische und Rüstigkeit gesegnete Mitstreiterin aber grüßen wir nicht mit diesem Wunsche, weil wir wissen, daß Ausruhen und Zuschauen ihr etwas Wesensfremdes sind. Wir wünschen ihr vielmehr zum 80. Geburtstage noch manches ungekürzte, segensvolle Schaffensjahr und immer neue, reiche Freude am Wachsen und Gedeihen ausgestreuter Saat.

Vortrupp.

*) Ottilie Hoffmann ist die Begründerin, langjährige Leiterin und jetzige Ehrenvorsitzende des Deutschen Bundes abstinenter Frauen.

Die Kriegsschublade. Wer sollte wohl heute keine Kriegsschublade haben? Schon ganz instinktmäßig ist jeder zu Anfang des Krieges daran gegangen zu sammeln: Extrablätter, Zeitungen, Feldpostbriefe, Bilder, Bücher. Man fühlte, daß es sich um ein Ereignis handelte, wie man es nie vorher erlebt hatte, noch nachher wieder erleben würde. Alles, was damit zusammenhing, war für uns geweiht, wir konnten und mochten es nicht von uns tun. Einst, wenn das Erlebnis zu Ende gekommen, sollten uns diese Sachen wertvolle Erinnerungen sein, sollten von dem Überfluß des Geschehens abgeben an Zeiten, die arm an Ereignissen dahinschleichen werden,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sollten uns Tröster und Helfer in schweren Zeiten und Mahner und Lehrer in übermütigen Stunden sein. Und die Schätze schwellen; denn unser „papiernes Zeitalter" sorgt schon dafür, daß nichts übergangen wird, was sich irgendwie zu Papier bringen läßt. Man steht ratlos vor dem ungeheuren Papierhaufen und denkt ernstlich an eine Auswahl.

Aber nicht nur aus Gründen des Raumes allein macht sich diese Notwendigkeit bemerkbar, ernster Denkende befürchten mit Recht, das Große könnte sich in Kleinigkeiten, das Erlebnis in lauter Papier auflösen. Nicht die Erinnerungen — so wertvoll sie sind —, sondern das Erlebnis selbst ist die Hauptsache. Gewiß, was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen, man hat es und verfügt darüber. Aber es gibt noch weit wertvollere Schätze als alles, was man schwarz auf weiß besitzt. Die werden in einer anderen Schublade aufbewahrt, einer rechten Kriegsschublade, die weder den Motten noch dem Rost zugänglich ist, die auch nie und nimmer überfüllt wird. Hat sie doch die merkwürdige Eigenschaft, alles Unwesentliche von selbst auszuschließen. Die Erlebnisse der heutigen Zeit kommen da an den richtigen Ort; denn es ruhen schon als Schätze darin alle großen und schweren Lebenserfahrungen, die dir zuteil geworden sind, tiefes Leid und unermeßliche Freude beieinander, alles was bisher in deinem Leben einen unauslöschlichen Eindruck auf dich gemacht hat, manches mit dem du gerungen hast wie Jakob bei Pniel, bis es dich segnete, und anderes, mit dem du nicht hast fertig werden können, und woran du nicht gern rühren magst. Es ruhen darin Bilder von Menschen, denen du zu deinem Segen und Glück begegnet bist, und auch wohl von solchen, die dich betrübt anschauen, weil du ihnen nicht zum Segen werden konntest. Wer kennt sie nicht, die Schublade, die anschwillt von schwerer Frucht wie die Kornähre, je reifer der Mensch wird? Sie macht recht eigentlich den Wert des Menschen aus; denn hier liegt alles, was er auf seiner Lebensreise gesammelt und sich innerlich zum Eigentum gemacht hat, alles was an seinem Wesen gemeißelt hat. Sie enthält den Besitz, den man jedem Menschen bald anmerkt, der sozusagen aus ihm herausleuchtet und als Unterton aus seinen Worten herausklingt. Je schwerer sie wiegt, desto sicherer ist der Halt des Menschen im Leben; sie rückt den Schwerpunkt an die rechte Stelle, so daß der Mensch feststeht im Leben und das richtige Augenmaß gewinnt, von jedem Ding zu wissen, was davon zu halten ist.

Ich meine, heute wäre es Zeit, diese Schublade recht weit aufzutun und hineinzuernten, was uns eine schwere, aber große Zeit darbietet. Manchem unter uns füllt sie sich von selbst; schweres, unerbittliches Schicksal öffnet sie und tut hinein, was es dem Menschen bestimmt hat. Viel, viel Schweres und Bitteres, so daß der Mensch glaubt, es nicht tragen zu können. Und doch wird es darin zu einem Schatz und Reichtum werden, wenn er nur die Last tapfer auf sich nimmt. Denn ein solcher Zauberer ist das Kämmerlein oder Schubfach. Andere aber werden selbst öffnen müssen. Und der Schlüssel heißt: Gib, und du wirst nehmen! Je mehr du opferst an Zeit, Kraft, Geld und Gut, um so mehr wirst du sammeln, um so reicher wirst du aus der schweren Zeit hervorgehen. Darauf kommt es an, daß in deiner Kriegsschublade sich für spätere Zeiten ein Bündel befindet mit der Aufschrift: Das tat ich.

Sorge für deine Kriegsschublade!

Andreas Sönnichsen.

Die Kriegsverletztenfürsorge und der Alkohol. Der gegenwärtige Riesenkrieg wird uns eine ungeheure Zahl von Kriegsverletzten bringen, und zwar eine Zahl, die nicht nur nach Tausenden, sondern wahrscheinlich nach Hunderttausenden geht. Und hierbei wird es sich vielfach um Verletzungen handeln, wie wir sie sonst innerhalb des industriellen Lebens nicht nur nicht gewohnt sind, sondern überhaupt nicht kennen. Aus dieser Tatsache ergeben sich gewaltige Auf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gaben, und zwar nicht nur für die Regierung, die Behörden usw., sondern auch für uns alle, als die Genossen eines großen verbundenen Volkes.

Der zu hebende Notstand zeigt sich als ein körperlicher und als ein seelischer. Wie bekannt, wirken Leib und Seele sehr aufeinander ein und vielleicht unter Krankheitserscheinungen noch mehr als in gesunden Tagen. In der Stellung nun, in der sich der Einzelne zu seinem Leiden befindet, zeigt sich ein Teil seiner sittlichen Persönlichkeit. Und in der Verfassung, in welcher sich die Umgebung eines Einzelnen zum Übel des Leidenden befindet, d. h. welchen Einfluß sie auf ihn ausübt, liegt die Möglichkeit, sittliche Werte zu heben oder zu vernichten.

Wenn wir diese bekannten Tatsachen nun unter den Gesichtspunkt der herrschenden Trinksitten, ja des gewaltigen Trinkzwanges stellen, dann wird uns die ungeheure Verantwortlichkeit aufleuchten, in der sich die Nichtabstinenten im Verkehre mit den Kriegsverletzten befinden. Wir müssen versuchen, Mittel und Wege zu finden, diese furchtbar schädlichen Einflüsse zu bannen und zu heben. Versuchen wir zunächst die Not richtig zu erkennen.

Schon der Gesunde hat im allgemeinen seinen schweren Daseinskampf. Dieser Kampf ums tägliche Brot wird nach dem Kriege, auch nach dem siegreichen Kriege, wenn nicht schwerer, so doch ganz bestimmt nicht leichter sein, als vordem. Für den Kriegsverletzten wird die Lage aber sehr schwierig sein, und zwar aus verschiedenen Gründen. Wir wollen hier die schädliche Wirkung, die der Alkohol auf seine Genesung durch Verschlechterung des Blutes, der Herztätigkeit, der Nieren usw. ausübt, einmal außer Betracht lassen; dagegen die Position nach seiner Genesung bis zur Einstellung in den Beruf interessiert uns mehr. Und da werden ihm, dem Kriegsverletzten, besondere Gefahren drohen. Wenn auch ganz bestimmt zu erwarten ist, daß das Reich alles aufbieten wird an menschlichem Scharfsinn und Können, seine verletzten Söhne so weit als möglich wieder herzustellen, wenn auch in den Fällen, wo dies nicht ganz gelingen sollte, die Renten ganz andere sein werden, als nach früheren Kriegen, trotzdem wird der Daseinskampf für die Kriegsverletzten sehr schwer sein. Dazu kommt, daß der von Gott der menschlichen Natur rechtmäßig verliehene Genuß ihm erschwert wird, sei es nun, daß der Körper ihn hindert oder die Sinnesorgane gestört sind. So z. B. an Ausflügen, Wanderungen, wie an fast allem Turnen und Sport kann der Einarmige oder Einbeinige doch nicht teilnehmen. Unverstand oder gar Bosheit werden die Kriegsverletzten entweder zu viel bedauern, bemitleiden und sie dadurch verziehen, oder sie werden ihn hänseln, necken, ihn gar als lästige Konkurrenz behandeln. Dies beides nun unter der Wirkung des Alkohols, auch des sogenannten allermäßigsten Genusses, muß seine schädlichsten Wirkungen auf den Kameraden, der unserer Hochachtung wert ist, haben. Sein Denken ist falsch beeinflußt und geleitet, seine Gefühle geraten unter den Bann der Affekte, sein Wille ist und wird gehemmt. Die Entfaltung seiner Gaben, das Ausreifen als Persönlichkeit, alles ist über Gebühr belastet und gehemmt.

Die Gefahr läuft nach zwei scheinbar entgegengesetzten Richtungen aus. Entweder, der so beeinflußte Mensch kann sich dauernd nicht zurechtfinden, dann entsteht Verbitterung gegen Gott und Menschen: er glaubt sich benachteiligt, ja überflüssig, sein Daseinszweck scheint ihm verfehlt. Er vegetiert von seiner Rente und hat bösen Einfluß durch die viele freie Zeit auf seine Umgebung in der Kneipe, auf der Straße oder im Hause. Oder andererseits, er findet sich zu gut mit seinem Leben ab, läßt sich bedauern, bemitleiden, lebt neben der Rente vom Bettel und wirkt ebenfalls ungünstig auf seine Umgebung. Daher haben wir die Pflicht, alles aufzubieten, und zwar als ein Zeichen des Dankes gegen unsere Brüder, daß solche Zustände vermieden werden.

Was nun die leibliche, d. h. medi-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zinische Seite der Sache angeht, sind wir heute ungemein gut beraten und im großen Vorteil gegen frühere Zeiten. Die Orthopädie hat so staunenswerte Fortschritte gemacht, daß man nach einem Gang durch die Heilanstalten, durch die riesigen Maschinensäle mit Apparaten aller Art zur Übung der Glieder nach den merkwürdigsten Verletzungen usw. zu dem Ausspruch kommen kann: „Es gibt wohl kein Krüppeltum mehr." *)

Eins muß bei allen diesen Verunglückten vorhanden sein und gepflegt werden: der Wille zum Gesundwerden, und dieser Wille bedarf der Erziehung und Pflege. Und gerade dieser Pflege und Erziehung des Willens steht der Alkohol, auch in der allergeringsten Menge genossen, im Wege. Dies ist ja gerade eine der furchtbarsten Täuschungen, die er den Menschen vorgaukelt, daß er den Willen anfeure, belebe, während das Gegenteil der Fall ist. Augenblicklich anregen zu einer plötzlichen, unüberlegten Handlung, das tut er in Millionen von Fällen zum Schaden des Einzelnen und der Gesamtheit. Die gedruckte Statistik der Kriminalität und die ungedruckte der ehelichen Disharmonien beweisen es uns, ganz zu schweigen von den Geschlechtskrankheiten, erblicher Belastung usw.

Zu diesen erwähnten Schwierigkeiten kommt nun noch die Rentenkrankheit hinzu. Was ist das? Die Rentenkrankheit ist die unsoziale Erscheinung unseres wirtschaftlichen Lebens, die darin besteht, daß es eine Menge Menschen gibt, die bei einem Unfall, auch bei dem geringsten, ihr ganzes Dichten und Trachten, und das ist bekanntlich böse von Jugend auf, darauf einstellen, eine Rente, womöglich dauernd, zu erhalten. Ein Beispiel wird die Sache sofort erklären. Angenommen: Bei einem Eisenbahnunfall kommen ein versicherungspflichtiger Arbeiter und ein selbständiger Kaufmann, letzterer nicht versicherungsberechtigt, zu Schaden. Beide gleich alt, beide gleich kräftig, beide gleicherweise verletzt, ein Arm- oder Beinbruch. Die Beobachtung zeigt nun in vielen Fällen, daß der Nichtversicherungsberechtigte sich alle Mühe gibt, gesund zu werden, die Weisungen des Arztes befolgt, Haltung des Körpers innehält usw. Der Versicherungsberechtigte gibt sich alle Mühe, nicht gesund zu werden, tut womöglich das Gegenteil dessen, was der Arzt anordnet, alles zu dem Zweck, dauernd weniger erwerbsfähig zu sein, um eine Rente zu erhalten. Das Gemeine, Unsoziale solchen Handelns wird nicht erkannt. Um nicht mißverstanden zu werden, bemerke ich, daß es sich bei dieser traurigen Erscheinung nicht nur um versicherungspflichtige Menschen handelt, nein, auch der Millionär oder angehende Millionär kämpft mit einer Gesellschaft auf das leidenschaftlichste um eine Rente. Es ist der Geist des Mammonismus die letzte treibende Kraft.

Diese Sucht nach der Rente wird nun, wie meine Erfahrungen bestätigen, gerade unter der Wirkung des Alkohols bestärkt. Unter den vielen Trugbildern, die der Alkohol den Menschen vorzaubert, spielt in solchen Fällen die dauernde Rente eine große Rolle. Sie erscheint im rosigsten Lichte und als die Lösung aller sozialen Nöte, ja als ein Stück Paradies — sorgenfreies Dasein — auf Erden. Dazu kommen nun die unsozialen Gedanken und Reden der Kollegen. „Was, Du bist vom Kapital verkrüppelt, da laß es auch sorgen! Du bist fürs Vaterland zum Krüppel geschossen, da laß das Vaterland Dich auch versorgen! Du willst doch nicht einem Menschen das Brot wegnehmen, wo Du eine gute Rente haben kannst!" usw. Dies alles wird immer wieder nur bei „einem" Glase Bier, nur bei „einem" täglich besprochen. Daß solchem Besprechen zuletzt auch der gutgeartete Charakter erliegt, ist klar und zeigt das Leben in tausenden Fällen. Hierbei handelt es sich um ein furchtbares Übel

*) Vgl. den Aufsatz: „Die Kriegskrüppel und ihr Verhältnis zum Aufartungsziel der Lebensreform" von E. W. Trojan in Nr. 13 des „Vortrupp".

Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von großem Umfange. Die Verrohung des Charakters, den Raub an der Persönlichkeit, den Diebstahl im Gesamtprodukt der Produktion, den Betrug am Kriegsergebnis, die Schaffung schlechter Vorbilder in der Erziehung, soweit es sich um Familienväter handelt und vieles andere mehr, scheint man nicht zu merken.

Diese düstere Erscheinung, die Rentenkrankheit, hat Ärzte und Juristen dann zu Gegnern unserer an sich herrlichen Versicherungspflicht gemacht, dieser Krönung unserer Sozialpolitik. Es sind sogar aus allerlei bitteren Erfahrungen und Verdruß heraus Vorschläge über einmalige Abfindung oder gar völlige Aufhebung dieser herrlichen Gesetze entstanden.

Diese traurigen Erscheinungen werden wir voraussichtlich nach dem Kriege nun noch viel stärker erleben. Die Wirkung des Alkohols bei dieser Sache wird ins Riesenhafte gehen, denn aus Mitleid und Dankbarkeit wird man dem Kriegsverletzten ja gern „ein" Glas Bier gönnen, und es ist festgestellt, durch abstinente Kriegsverletzte, daß man ihnen auch „ein" Glas Bier anbot, und bei der Zusammenzählung an einem einzigen Tage waren es in einem Falle über 80 Glas geworden. Jeder der lieben Bekannten hatte ihm nur „ein" Glas Bier angeboten.

Wie ist dieser geradezu riesenhaften Gefahr zu steuern? Im wesentlichen nur durch Aufklärung. Da sind zunächst die Kriegsverletzten, soweit sie noch in Behandlung des Lazaretts sind, aufzuklären, daß sie wieder erwerbsfähig werden können, wenn sie wollen, und sodann sind sie vor den sogenannten guten Freunden, die sich nur am Kneiptisch als solche zeigen, auf das entschiedenste zu bewahren. Denn gerade dort wird die verderbliche Saat gestreut. Der sittliche Wert der Arbeit, der Segen der Arbeit für Leib und Seele muß ihnen geschildert werden, so daß der Einzelne darauf brennt, wieder arbeiten zu können und zu dürfen. Sodann sind aufzuklären alle Arbeitgeber, daß sie aus Pflicht der Dankbarkeit solche Kriegsverletzte gerne einstellen, selbstverständlich nicht, um als Lohn- und Preisdrücker zu fungieren; die Dankbarkeit schließt solch Gebaren aus. Der größte Arbeitgeber ist natürlich der Staat. In seinen Riesenbetrieben: Eisenbahn, Post, Militärwerkstätten, Steuer-, Zoll- und sonstigen Behörden finden schon allerlei Menschen Platz. Ganz besonders sind aber neben den Kriegsverletzten die nächsten Verwandten und vor allem die Kollegen aufzuklären. Sie dürfen in dem Kameraden unter keinen Umständen einen Konkurrenten erblicken, der ihnen das Brot nimmt. Die Rente darf nur als vorübergehende Erscheinung in Betracht kommen oder als das letzte Mittel, wo wirklich nichts zu machen ist und auch nur als Beihilfe. Der Selbsterhaltungstrieb darf nicht unterbunden werden. Und gerade hierbei spielt der Alkohol leider eine so berühmte und klägliche Rolle. Das Gerede, „Du hast Dich für das Vaterland krumm schießen lassen, nun laß das Vaterland auch sorgen", muß als das entlarvt werden, was es ist, als eine Gemeinheit. Das Unsoziale muß dargestellt und klargelegt werden. Dem unkameradschaftlichen Verhalten muß wirkliche tragende, sorgende, helfende Kameradschaft entgegengesetzt werden. Die Unmenschlichkeit muß durch wirkliche, echte Humanität bekämpft und ersetzt werden. Das scheinbare, jedoch nur an der Oberfläche liegende sogenannte Mitleid muß durch wirkliches Mitleid ersetzt werden, durch die Barmherzigkeit mit der Seele. Daß hierbei kein Alkohol zu verwenden ist, versteht sich von selbst. Im Gegenteil, da er in allen diesen Dingen eine furchtbare Verwüstung des Charakters anrichtet, wie die Erfahrung dem Kenner bestätigt, und da es sich um große Scharen Kriegsverletzter handelt, so ist hier größte Vorsicht am Platze und energischer Kampf geboten. Zu diesem Kampfe sind die Abstinenten in erster Linie mit aufgefordert, einem Kampfe, der nicht als eine edle Spielerei, sondern von Gottes- und Gewissens wegen als eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Pflicht der Dankbarkeit gegen die tapferen Söhne und Helden des Vaterlandes aufzufassen ist.

F. Hoffmann.

Grundsätze für ein Reichsgesetz zur Schaffung von Kriegerheimstätten. In der Sitzung des „Hauptausschusses für Kriegerheimstätten", die am 12. Juni d. J. in Berlin stattfand, einigte man sich auf die folgenden Grundsätze für ein Reichsgesetz zur Schaffung von Kriegerheimstätten.

1. Das Reich dankt seinen Verteidigern, indem es jedem deutschen Kriegsteilnehmer oder seiner Witwe die Möglichkeit eröffnet, auf dem vaterländischen Boden ein Familienheim auf eigener Scholle (Kriegerheimstätte) zu erringen.

Die Kriegerheimstätten sollen, gemäß den Lehren dieses Läuterungskrieges, das deutsche Boden- und Siedlungswesen auf das Ziel hinlenken, einen körperlich und sittlich gesunden Volksnachwuchs zu sichern, die Wehrkraft des Volkes zu erhöhen und die Erträgnisse des heimischen Bodens zu steigern.

2. Jeder deutsche Kriegsteilnehmer hat im Rahmen dieses Gesetzes einen Anspruch auf eine Heimstätte im Reiche oder in seinen Kolonien. Unter den Bewerbern sollen die ortsangehörigen Kriegsbeschädigten, Witwen und kinderreichen Familien zuerst berücksichtigt werden.

3. Die Kriegerheimstätten sind entweder:

Wohnheimstätten: Kleinhäuser mit Nutzgärten, die allen Kriegsteilnehmern offen stehen, oder

Wirtschaftsheimstätten: gärtnerische oder landwirtschaftliche Anwesen von geeigneter, nach Bodenart und Bodenpreis verschiedener Größe, die nur Bewerbern mit entsprechender Vorbildung und angemessenem Betriebskapital verliehen werden dürfen.

Bestehender Besitz kann in Kriegerheimstätten umgewandelt werden.

4. Die Heimstättenversorgung geschieht durch ein Heimstättenamt, das dem Reichsamt des Innern ein- und untergeordnet und in geeigneten Bezirken durch Heimstätten-Amtmänner vertreten wird. Diese haben in Fühlung mit den zuständigen Behörden (Bezirkskommandos usw.) die Auskunftserteilung und Vermittlung jeder Art bei Begründung, Ausführung und Bewirtschaftung der Heimstätten zu bewirken und jeden Mißbrauch mit ihnen zu verhüten.

5. Das Reich kann die Ausgabe von Heimstätten übertragen an öffentlich-rechtliche Verbände und an gemeinnützige Vereinigungen.

Um Boden zur Errichtung von Kriegerheimstätten zu gewinnen, haben die Heimstättenausgeber ein Vorkaufsrecht bei jeder Zwangsversteigerung und bei der Veräußerung von Grundstücken, die in einem Jahrzehnt zweimal freihändig ihren Besitzer gewechselt haben. Bei diesen Grundstücken haben sie auch ein Enteignungsrecht, und zwar grundsätzlich zu dem Werte, der in Selbsteinschätzung vor dem Kriege zum Wehrbeitrag angegeben und angenommen worden ist.

Weigern sich öffentlich-rechtliche Verbände oder sonstige gemeinnützige Vereinigungen, die Ausgabe von Kriegerheimstätten zu bewirken, obwohl sie im Besitz von geeignetem Gelände sind, so ist das Reichs-Heimstättenamt berechtigt, dies Gelände zwecks Gründung von Kriegerheimstätten zu enteignen.

6. Die Kriegerheimstätte wird zum Eigentum übertragen gegen eine unkündbare Bodenrente (Weiterbildung des § 1202 Abs. 2 des BGB.).

7. Eine Veräußerung der Kriegerheimstätte ist nur mit Genehmigung der Ehefrau zulässig. Die Rente (§ 6) kann nur gesteigert werden, wenn der Besitzer die Kriegerheimstätte freiwillig aufgibt, oder wenn nach dem Tode beider Eltern das jüngste Kind großjährig wird oder sie nicht selbst bewohnt und bewirtschaftet. Für die Steigerung ist nicht der für die Heimstätte gebotene Preis allein maßgebend, sondern es muß eine allgemeine Steigerung des Bodenwerts in der betreffenden Gegend nachweisbar sein. Der Heimstättenbesitzer hat Anspruch auf Herabsetzung der Rente, wenn die Boden-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werte nicht nur vorübergehende Verminderung erfahren haben. Der Heimstättenausgeber hat bei allen Verkäufen das Vorkaufsrecht.

8. Eine Beleihung von Kriegerheimstätten kann nur in Form von unkündbaren und löschungspflichtigen Tilgungsdarlehen erfolgen. Mindestens 10% der Baukosten muß der Heimstättenbewerber selbst aufbringen. Das Reich ermöglicht die Beleihung der Kriegerheimstätten bis zu 90% der reinen Baukosten entweder durch Erweiterung des bereits bestehenden Reichs-Bürgschaftsfonds oder durch Schaffung einer Reichs-Pfandbriefanstalt, unbeschadet der weitergehenden Fürsorge für die Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen durch Nutzbarmachung des entsprechend verstärkten Reichs-Wohnungsfürsorgefonds.

Gemeinnützige Kassen, welche für Unbemittelte die 10% der Baukosten aufbringen, ebenso teilweis kapitalisierte Invaliden- oder Hinterbliebenenrenten erhalten das Recht der hypothekarischen Eintragung. Für alle sonstigen Eintragungen ist das Grundbuch geschlossen.

9. Die Kriegerheimstätte kann durch privatrechtliche Forderungen nicht in Zwangsversteigerung gebracht werden. Sie ist unteilbar und durch Erbgang nur auf einen Erben übertragbar.

10. Zur Bestreitung der Kosten und Schaffung eines Reservefonds für etwaige Verluste erhebt das Reich eine Ödlandsteuer von 2% auf alles Privatland, das seit mehr als fünf Jahren nicht unter dauernder forstwirtschaftlicher, landwirtschaftlicher oder gärtnerischer Kultur gehalten worden ist, und zwar nach dem Werte, den der Eigentümer selbst angibt, der aber zugleich die Grundlage des Enteignungspreises bildet, wenn das Land für Kriegerheimstätten benötigt wird.

Verdeutschungen. Der Krieg, der so gewaltig umwälzend in alle unsere Lebensgebiete eindringt, hat uns auch starke und gesunde Anregungen für die Reinigung unserer Sprache gebracht. Der Kampf gegen das unnütze, überflüssige Fremdwort hat begonnen. Wir hatten uns im Laufe der letzten Jahrzehnte eine Menge besonders englischer und französischer Ausdrücke angewöhnt, die nie bei uns hätten heimisch werden sollen, und für die sich gewiß gute deutsche Ausdrücke hätten finden lassen.

Nachdem nun die Unsitte des Fremdwortes jahrelang und liebevoll von den „Gebildeten" gepflegt worden ist, möchte man heute möglichst rasch und gründlich allen diesen jetzt lästig gewordenen Ausländern wieder über die Grenzen helfen. Das ist ein schwieriges Unternehmen!

Nicht etwa, um die Bestrebungen für ein möglichst reines Deutsch aufzuhalten, sondern im Gegenteil, um sie zu fördern, möchte ich hier auf zwei Schwierigkeiten hinweisen, die sich dem Kampfe gegen das Fremdwort entgegenstellen: Erstens hat sich jedes oft gebrauchte Fremdwort einen ganz bestimmten Begriffsinhalt geschaffen, der sich mit dem Inhalte des zu seiner Verdeutschung angewandten Wortes nicht immer in allen Teilen deckt. Pädagogik ist schließlich doch noch etwas anderes als Erziehungslehre, rigoros kann man nicht einfach mit äußerst streng übersetzen, Nuance ist im Gebrauch doch noch etwas anderes als Abstufung oder Abschattierung usw. — Jedes Fremdwort, das bei uns im Gebrauche ist, lebte in unserer Sprache, wandelte seinen Inhalt und sagt heute durchaus nicht immer noch dasselbe wie das entsprechende deutsche Wort. Wollte man „radikal" alle Fremdworte aus unserer Sprache von heute auf morgen verbannen, würden uns viele Feinheiten in der Begriffsbestimmung und Wortempfindung mit verloren gehen.

Besonders erschwert aber wird die Ausrottung der Fremdwörter zweitens dadurch, daß wir zu wenig sprachschöpferisch sind. Der Deutsche ist von jeher gern bei dem Auslande in die Schule gegangen, das ihm nicht nur neue Dinge und Begriffe, sondern auch zugleich die passenden Worte dafür fertig bot. Das war ein fast müheloses Nehmen. Nun aber möchte er über Nacht selbst neue Ausdrücke erfinden,— und das liegt ihm nicht.

Schule und Erziehung haben nämlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schon genügend dafür gesorgt, daß das, was an schöpferischer Sprachkraft in unserem Volke liegt, sich nicht äußern durfte und kräftigen konnte. Besonders die Schule suchte so früh wie möglich im Kinde alles sprachliche Eigengewächs auszurotten, indem sie das Kind so rasch wie möglich an die farblose Sprache des Buches gewöhnte. Wer in der Schule reden konnte wie ein Buch und sich einigermaßen in der saftlosen Ausdrucksweise des Schriftdeutsch geben konnte, der galt als — gebildet.

Ganze Generationen unseres Volkes sind dadurch einem falschen Bildungsideale zuliebe sprachlich früh erstarrt, die sprachschöpferische Kraft ist in ihnen allzu früh lahm gelegt worden.

Wer aber Kinder kennt, weiß auch, wie überraschend eigenartig sie sich oft auszudrücken vermögen, wenn sie reden dürfen, wie sie möchten, und wie findig sie allgemein in der Schaffung neuer drastischer Ausdrücke sind.

„Nicht, Vater, die Fische müßten eigentlich Schwimmer heißen!" meinte meine kleine Vierjährige einmal, als sie vom Ufer aus den Tieren lange zugeschaut hatte. Als es ein andermal über Nacht stark gereift hatte, rief sie überrascht aus: „O sieh mal, da sind lauter weiße Haare aus den Bäumen herausgewachsen!" — Als ich einst in einem argen Regenwetter mit ihr auf ein fernes Haus zuging, das nur mit seinem Giebel über eine dichte Hecke blickte, rief die Kleine: „Das Haus macht auch ein böses Gesicht, weil heut so schlechtes Wettes ist."

Jedes meiner vier Kinder zeigte einige Jahre lang diese Kraft des eigenen Sehens und Bezeichnens. Ganz kühn fanden sie auch sinnvolle neue Ausdrücke, wie Fegestock (für Besen), Blätterstock (für Zweig), Torfhammer (für Beil), Blumenmatte (für ein Stück gemustertes Linoleum), Zuckerkugeln (für eine bestimmte Sorte Bonbons), Zeugbild (für einen Wandteppich), Goldlampe (für Gaskrone), Spinnenzeug (für Tüll oder Mull), Brennwasser (für Spiritus), Lampenwasser (für Petroleum), Puppenkuchen (für Kakes), usw.

Und dieses starke sprachliche Eigenleben entwickelte sich bis zum Beginne der Schulzeit, dann aber fand es auch regelmäßig ein jähes Ende. Sowie die Kinder durch den Unterricht planmäßig an „korrektes" Deutsch gewöhnt wurden, erlahmte die sprachschöpferische Kraft.

So geht es wohl allen Kindern, und nur ganz wenige Menschen retten sich die sprachschöpferische Kraft bis in ihr späteres Alter, die aber nennt man dann — — — Künstler!

Wer die Schule kennt, weiß auch, warum wir Alten dem Kampfe gegen das Fremdwort meist so hilflos gegenüber stehen. Selbst Preisausschreiben für neue gute Verdeutschungen nützen uns nicht mehr. Ja, wenn man Kinder dazu heranzöge!

So muß der Kampf gegen das Fremdwort so lange eine Danaidenarbeit bleiben, bis er sich allgemein zum Kampfe gegen das saft- und kraftlose Buchdeutsch, das die Schule leider immer noch pflegt, erweitert. **Heinrich Scharrelmann.**

Neue Bücher und Schriften

Bölsche, Wilhelm: Der Mensch der Zukunft. Geh. M. 1,—; geb. M. 1,80. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Müller, Johannes: Der Krieg als Schicksal und Erlebnis. (Reden über den Krieg. Bis jetzt 4 Hefte. M. 0.50 jedes Heft. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Oskar Beck, München.

Schultze, Ernst: Was verbürgt den Sieg? M 0,80. S. Hirzel, Leipzig.

Galgalat, Dr.: Die litauisch-baltische Frage. M. 0.80. Verlag der Grenzboten G. m. b. H. Berlin.

Gehlckers, Dr. jur. Heinrich: Über die Wirksamkeit tarifwidriger Arbeitsverträge. M. 1.50. J. Heß, Stuttgart.

Treitschke, Heinrich von: Deutsche Politik. M. 0.60. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Bonne, Georg: Der Tempel der Schönheit. Schauspiel in drei Akten. Ernst Reinhardt, München.

Holitscher, Dr. med. A.: Die Rauschgetränke. Geh. M. 1.40; geb. M. 1.80. Neutraler Guttemplerverlag. Fritz Heubach, Heidelberg.

Damaschke, Adolf: Geschichte der Nationalökonomie. Broich. M. 4.—; geb. M. 5.—. Gustav Fischer, Jena.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

4. Jahrgang Nr. 15 1. August 1915

Spannungen.

Spannung ist Ansammlung von Kraft, aber man sammelt nicht Kraft ohne den Wunsch, sie einzusetzen, und jede Spannung will entladen sein.

Eine ungeheure Spannung der Seelen ist seit Kriegsausbruch über das deutsche Volk gekommen, und unablässig entlädt sich die gesammelte Kraft in dem furchtbaren Ringen, das uns aufgezwungen. Das ist die Größe der Zeit, die wir erleben, daß wir ungeteilten Herzens geben und opfern dürfen. Wir wissen, wofür wir alle Kräfte anzuspannen haben. Ein Existenzkampf gegen eine Welt von Feinden, das gibt uns die grimmige Entschlossenheit, die die Zähne zusammenbeißt und zu jedem Opfer bereit ist, ein Höherringen unseres ganzen Volkes gegen eine Welt voll Trug und entehrender Fesseln, das weckt immer wieder das Jauchzen in unserer Seele und das sieghafte Bewußtsein; das gibt uns die Weihe, daß wir ausziehen wie Gottesstreiter und Luthers Trutzlied wieder das Kampflied unseres Volkes wird.

Der Geist der Freiheitskriege, der im Kampf fürs Volk höchste Menschheitsziele erstrebt, ist wieder lebendig, nur herber noch, stolzer und selbstbewußter. Was so viele Neutralen mit Entsetzen erfüllt, als sei ein Dünkel, eine Selbstgefälligkeit ohnegleichen über uns gekommen, als sei das Deutschland Goethes mit seiner Weltweite untergegangen; das ist nichts anderes als unsere Entschlossenheit, die Weltweite auf dem uns einzig natürlichen Boden des eigenen Volkstums aufzubauen, das gute Gewissen, auch für die Menschheit zu ringen, wenn wir „uns" durchringen, durchringen mit allem Besten, das unser ist.

So ist bei uns ein voller Ausgleich zwischen Spannung und Entladung, eine starke Einmütigkeit des Wollens, die größte Opfer ertragen läßt. Wie es bei unseren Gegnern damit steht, das mögen sie mit sich selbst ausmachen.

Hat sich das Blatt gewendet und ist, was als unsere Vernichtung geplant war, für sie selbst ein Existenzkampf geworden, so mag auch ihnen daraus ungeahnte Kraft erwachsen; uns ist dieser Kampf mehr als Existenzkampf, uns soll er gleichzeitig befreien von den Fesseln, die uns zu lähmen drohten, uns soll er zu neuer Jugend und neuer Kraft führen. Wir kämpfen nicht nur gegen England, wir kämpfen damit zugleich gegen den Mammonsgeist im eigenen Volk. Wir kämpfen nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nur gegen Frankreich, wir kämpfen damit zugleich gegen den Geist des Genusses und der Selbstgefälligkeit, der die Tatkraft lähmt und die Ehrfurcht erstickt und die Liebe entwertet, daß sie den Kindessegen nicht will, weil sie das Opfer nicht will. Wir kämpfen nicht nur gegen Rußland, wir kämpfen damit auch gegen alle brutalen Gelüste im eigenen Volk, die keine Achtung vor dem Anderen kennt und herrschen möchte wie ein Herr über Knechte.

Seelische Spannung, sie ist am höchsten da, wo der gewaltige Kampf gleichzeitig ein Ringen mit uns selbst ist. Da geht es wie ein Zittern durch unsere Volksseele, wie eine Ahnung, daß wir zu Höchstem berufen seien und wie Sorge zugleich, daß wir es verfehlen könnten. Aber auch Unwille meldet sich, daß man uns damit noch belasten wolle; eine Neigung liegt vor, Spannung Spannung bleiben zu lassen und die Entladung zu vertagen. Ob aber Vertagung oder nicht, wir müssen die Kräfte bis aufs äußerste stärken, gerade die Kräfte, die im inneren Ringen mit uns selbst siegen, die in Selbstbeherrschung die Fähigkeit zum Herrschen gewinnen wollen.

Ein unbeherrschtes Gelüsten eines Volkes, das mit Mord und Verschwörung Staatsordnungen zu untergraben suchte, hat den Anlaß zum Weltenbrand gegeben, eine aufgehetzte Volksleidenschaft, die den Treubruch verlangte, um bestimmte nationale Wünsche vom Bundesgenossen zu erlangen, gab ihm eine neue Zuspitzung. Will man die Weltgeschichte so deuten, daß die Wucht nationaler Notwendigkeiten die Völker immer weiter in den Kampf um geeignete Grenzen treibt, so mag daran etwas Wahres sein, aber unverkennbar hat schon seit der Zeit der Balkankriege eine Gegenbewegung eingesetzt, die gegen eine gewissenlose Ignorierung der Staatsordnungen durch nationale Bestrebungen zum Schutz des Staates ans Schwert appelliert und zum Ausgleich nationaler Spannungen neues Recht zu finden sucht.

Österreich hat diesen Weg beschritten, und wie ein Merkstein in der Geschichte des Verhältnisses der Völker zueinander wird der Beginn dieses Weltkrieges dastehen.

Vergessen wir nicht, als Österreich zum Schwert griff gegen freve nationale Willkür, da war der Wille in Österreich schon längst offenkundig, neue rechtliche Ordnungen für die Kultur- und Staatsgemeinschaft seiner Völker zu suchen. Siegreiches Schwert und besseres Recht werden miteinander bessere Völkergemeinschaft schaffen müssen. Das Schwert allein wird es nicht tun. Wir behaupten nicht, daß der Prozeß der nationalen Abrundung oder Staatenbildung schon zum Abschluß gekommen, daß Grenzberichtigungen in Zukunft ausgeschlossen sein müßten, aber entscheidend wird nach der Schwertarbeit die Art sein, wie die Völker im Staat ihr Verhältnis zueinander ordnen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es gibt kein moralisches Recht, daß Volks- und Staatsgrenze stets zusammenfallen müßten, es gibt auch keine moralische Verpflichtung der Staaten, nationale Minderheiten aus ihrem Staatsverband zu entlassen. Es wäre das geradezu die Proklamation einer ewigen Unruhe und nie ablassenden Begehrlichkeit; es wäre ein Verleugnen der Tatsache, daß Völker sich ineinander schieben, und daß alte historische Naturgrenzen für den Staat Notwendigkeiten und Lebensbedingungen bedeuten können. Es gibt nur ein moralisches Recht des Volkes auf sein Volkstum — im eigenen Staat oder geschützt durch staatliche Ordnung. Liest man etwa in Rohrbachs „Bismarck und wir", wie er mit Energie vertritt, daß der russische Staat als Gesamtheit zu zerstören und in seine verschiedenen nationalen Elemente zu zerlegen ist, denkt man an Österreichs Angebot an Italien und Verhandlungen mit Rumänien, so wird klar, daß die nationalen Bestrebungen noch weiter auf die Gestaltung der Staatsgrenzen einen starken Einfluß üben.

Andererseits, denkt man an die abschreckenden Kämpfe der Balkanvölker untereinander, die vergeblich auf diesem Wege eine endgültige Lösung suchen, oder vergegenwärtigt sich die starken natürlichen Grenzen Österreichs, die einer Mannigfaltigkeit von Völkern die Aufgabe zuwiesen, sich in diesem Rahmen zum Staat zusammenzuschließen, oder erinnert sich an die kluge und hochherzige Bescheidung Bismarcks, als er auf eine nationale Abrundung Deutschlands verzichtete, um in Österreich einen dauernden Freund zu gewinnen und andererseits an die Forderung, die mit gutem Recht jetzt in Deutschland erhoben wird, daß bei einer etwaigen Neugestaltung unserer Grenzen militärische Gesichtspunkte stark mitzusprechen haben, so ist ebenso klar, daß die Formel zur Beseitigung jedes Streits nicht in der Forderung liegen kann, Volksgrenze und Staatsgrenze zusammenzulegen. Das ist einfach unmöglich.

Jedes kräftige Kulturvolk ringt wohl danach, im eigenen Staat einen starken Rückhalt zu finden, aber wenigen ist es beschieden, die ganze Volkskraft staatlich zusammenzufassen. Das mag oft als Verzicht erscheinen, es kann auch Reichtum sein. Wir übten selbst diesen Verzicht und sahen die Aufgabe unseres Volkes dadurch nur wachsen.

Wir haben daher mehr als irgendein Volk das innere Recht, Bescheidung auch von Anderen zu fordern, und Österreich, das gegenüber dem sogenannten „unerlösten Italien" keineswegs ein schlechtes Gewissen hatte, wird jetzt, nachdem sein Angebot an Italien schnöde zurückgewiesen ist, jede Rede von einem Recht Italiens auf diese Gebiete aufs bestimmteste zurückweisen, so bestimmt, wie auch die Schweiz sich einem etwaigen von Italien geltend gemachten Anspruch auf die italienischen Sprachgebiete der Schweiz widersetzen würde.

Darum wird das Ideal des nationalen Staates nicht gleich abgelöst von dem des national indifferenten Staates, wie man wohl behauptete;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

solche Sprünge erlaubt sich die Weltgeschichte schwerlich, aber das Ideal kann und wird sich dahin erweitern, daß der in seiner Hauptmasse nationale Staat auch Schutzstaat anderer Volksteile zu sein berufen ist. Wir sind dazu berufen, wir, Deutschland und Österreich-Ungarn. Das muß in unser Bewußtsein hinein. Wir sind es schon, weil mit uns die vielen nicht deutschen Völkerschaften Österreichs kämpfen und ebenso nationalfremde Minderheiten in Deutschlands Heer. Wir sind es auch, kraft unserer nationalen Eigenart, Andere verstehen und achten zu können. Man hat es allerdings verstanden, uns in der ganzen Welt zu verdächtigen und zu verleumden als die Unterdrücker anderer Völker. Rußland, dieser Koloß, der alles selbständige Kulturleben in seiner Umarmung erdrückt, Frankreich, das das italienische Volkstum in seinen Grenzen mit Stumpf und Stiel ausgerottet, England, das Jahrhunderte hindurch nur das Eine in Irland zur Blüte gebracht hat, den Haß und das Elend, die sind unsere Ankläger!

Sie haben uns die Ehre zu nehmen versucht, wo sie nur konnten. Von ihnen lassen wir uns unser Urteil nicht sprechen. Um so zarter soll unser eigenes Gewissen sein. Waren wir Unterdrücker, haben wir uns fähig gezeigt, zu herrschen, wie werden wir in Zukunft diese Aufgaben anfassen? Ja, gehört das nicht auch zu den Sorgen, die später kommen, braucht uns das jetzt zu quälen? Nein, quälen nicht und Selbstgericht halten, das tun wir vor der Öffentlichkeit jetzt auch nicht, aber was jetzt unter den Erfahrungen des Krieges an Stimmungen und Entschlüssen heranreift, das kann uns schon jetzt nicht gleichgültig lassen.

Unsere ganzen Nationalitätenkämpfe waren von deutscher Seite im wesentlichen ein Ringen um Klarheit. Der Staatsbestand durfte nicht unter dem nationalen Kampf der Minderheiten leiden, das war die Sorge der Meisten, und hier lag ihr sittliches Recht gegenüber allen Kräften, die diesen Bestand anzutasten drohten. Der Staatsbestand kann an Kräften gewinnen, wenn den Minderheiten mehr Lebensraum gegeben wird, das war die sittliche Überzeugung der Anderen, die bisher bei uns in der Minderheit blieben.

Die Ersten legten den Finger auf alles, was eine zwiespältige Haltung der Minderheiten aufwies oder befürchten ließ. Die Zweiten sahen das auch, aber es schien ihnen weniger drohend. Sie trauten unserem starken Staatswesen zu, daß es Ventile öffnen und Spannungen heben könnte und gerade dadurch an zusammenhaltender Macht gewinnen. Nun sind wir mitten in einer schweren Probe darin, wie weit die zusammenhaltende Kraft des Staates reicht, und viel lichtes Heldentum, das die mit unserem Schicksal verbundenen kleineren Völker und Volksteile an unserer Seite aufweisen, fordert Vertrauen.

Dazu wird der Sieg unserer Waffen unsere Staatsgewalt fester gründen als je. Diese Festigkeit und die bewährte Waffengemeinschaft

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

muß uns die überlegene Kraft geben, mehr Lebensraum zu gewähren und Spannungen zu beseitigen.

Wir, die wir so glücklich sind, unsere hochgespannten Kräfte auf ein Ziel einzusetzen, das uns Volkstum und Weltbedeutung zugleich sichern soll, müssen die verstehen, die an unserer Seite kämpfen, weniger glücklich, weil die Spannung ihrer Seele nicht so gewiß ist, daß auch ihrem Volkstum dadurch die Lebensluft gesichert wird.

Ich sprach von lichtem Heldentum, das in Treue aushält, und möchte, daß in ganzer Tiefe gewertet wird, wie stark die Anforderung ist, wo das Gefühl dieser Sicherheit fehlt.

Ich spreche das aus, gerade weil ich weiß, daß dies Heldentum nicht überall bewährt wird und weil zu befürchten ist, daß weite Kreise diese Würdigung nicht aufbringen, weil sie auch die Fälle des Versagens sahen und des Übelwollens, und daß sie vergessen, wie diesen Minderheiten der Kampf ungleich schwerer gemacht ist als uns. Wir sind unserem Deutschtum schuldig, daß wir die Achtung vor anderem Volkstum, zumal an unseren Grenzen, so unbedingt aufbringen, daß wir diese Sicherheit bieten: „Für euch ist bei uns Raum mit eurer Sonderart".

Es wird Zeit, daß wir aus dem Stadium herauskommen, das auf Vertrauensbeweise und gute Gesinnung der Bevölkerung drängte als Vorbedingung für Einräumung größerer nationaler Rechte, statt zielbewußt selbst Bedingungen zu schaffen, die eine günstige Wirkung auf solche Minderheiten üben müßten.

Wer Gesinnungsbedingungen verlangt, verfällt immer kleinlichen Regungen des Mißtrauens; wer Bedingungen schaffen will, ist unabhängiger von Vertrauen und Mißtrauen, er traut auf seelische Gesetze, die sich mit der Zeit durchsetzen müssen. Staatsmänner dürfen nicht nach schwankenden Menschenstimmungen sich einrichten, sondern nach den Gesetzen, die in den Dingen und Menschen liegen. Mögen sie Stimmungen benutzen! Ihre Ziele müssen davon unabhängig sein. Das eben muß unser Ziel sein, an dem wir unbeirrt festhalten, das Bollwerk eigenen Staates und Volkstums so fest zu gestalten, daß in unseren Grenzen und in unsrer nachbarlichen Nähe anderes Volkstum sich sicher fühlt und mit uns an die Weltaufgaben heranzutreten geneigt ist. Steht solch ein Ziel nicht klar und unverrückbar vor uns, kann man auch an der Zukunft nicht schaffen, sondern wird hin- und hergeworfen in seinem Volke von den Eindrücken, denen man begegnet.

Wie sehr diese Gefahr vorliegt, hat man von jeher an Nordschleswig studieren können, und gerade die gegenwärtige Zeit zeigt diese Gefahr sehr deutlich.

Wir haben hier erlebt, daß die waffenfähige Bevölkerung Nordschleswigs sich von dem unbedingten Bewußtsein der Pflicht sicher leiten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ließ, daß auch die dänischen Nordschleswiger so gut wie die deutschen in allen Anforderungen des Krieges ihren Mann standen wie nur einer, dafür auch wiederholt hohe Anerkennung erhielten; daß ein Teil auch von der Größe der Stunde ergriffen wurde und etwas ahnte von dem Recht unserer Sache und der inneren Kräfte, die uns daraus erwuchsen. Es schien fast nicht anders möglich, als daß Vertrauen erwachsen mußte. Wir erlebten aber auch, daß das Spiel der Wünsche und Gedanken, die Hoffnung auf andere Grenzregelung, wie sie sich schon immer mit dem Kampf ums Volkstum mischte, im weiteren Verlauf des Krieges bei einem Teile die Treue zum Staat und die Zuverlässigkeit der Pflichterfüllung ins Wanken brachte, und der Natur der Sache nach erlebten wir das unmittelbarer, denn die Schützengräben waren fern, Nordschleswig nahe. Alles, was hier in Nordschleswig an Pflichtentziehung vorkommt, stammt aus dieser Quelle, aber indem es herauskommt, wird dieses unehrliche Spiel zugleich gerichtet; indem das Geschwür aufbricht, werden wir von diesen Krankheitsstoffen befreit.

Das sollte dem genügen, der das vorher gekennzeichnete Ziel vor Augen hat, aber wie Viele lassen sich umwerfen und sehen nicht mehr, woraus die bessere Zukunft erwachsen soll, obgleich all das Heldentum treuer Pflichterfüllung doch in seinem Werte stehen bleibt. Und wie Viele, deren Sinn von jeher von Mißtrauen erfüllt war, und die — es darf nicht verschwiegen werden — diesem Mißtrauen auch während der Zeit allgemeiner treuester Pflichterfüllung der Nordschleswiger manchen verletzenden Ausdruck gaben, sehen jetzt starr nur auf das, was ihnen Recht zu geben scheint, ohne zu bedenken, daß auch ihr Mißtrauen eine Kraft war, die in dieser ungünstigen Richtung wirkte, ohne zu bedenken, daß hier gleichzeitig eine heilsame Scheidung sich von selbst vollzieht. Denn da ist allerdings Nordschleswigs Ehre verpfändet, daß in seinem dänischen Teil die Scheidung der Geister sich vollzieht, daß die Helden der unbedingten Pflichterfüllung und Treue ihre Sache rein erhalten vor der Minderheit, die weder charakterfest noch treu war.

Deutschlands Ehre und Größe aber wird es sein, daß es dieses Heldentum stärkt und sich innerlich angliedert durch freimütige Freilassung seines Volkstums.

Es ist selbstverständlich, daß dabei nicht eine Einbuße am eigenen Volkstum in Frage kommen kann: es handelt sich in der Hauptsache nur um mehr Achtung vor dem eigentlichen Heiligtum jedes Volkes, der Sprache, nicht der Sprache des Heims allein, auch der Kultursprache, nicht der Literatur allein, nein auch der Sprachpflege. Da liegt eine Aufgabe des Staates, an der wir werden arbeiten müssen, dann wird sich auch entscheiden, ob wir als Volk Adel und sichere Haltung genug haben, um die besten Kräfte anderen Volkstums frei zu lassen.

J. Schmidt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Notwendigkeit der Kriegerheimstätten.

Es ist noch immer nur von Wenigen begriffen worden, daß es jetzt um des deutschen Volkes Sein oder Nichtsein geht. Die bisherigen Erfolge auf den Schlachtfeldern haben uns zu sicher gemacht, und wenn man wahrnimmt, mit welcher Leichtfertigkeit oft in dieser Zeit der weltgeschichtlichen Entscheidungen in den Tag hineingelebt wird, möchte man oft fast wünschen, die Allgemeinheit hätte von den Schrecken des Krieges doch etwas mehr zu spüren bekommen, als dank der Aufopferung unserer Truppen und ihrer Führer geschehen ist.

Freilich, die letzte Entscheidung darüber, ob es für das deutsche Volk noch eine Zukunft geben soll, wird nicht auf den Schlachtfeldern dieses Krieges fallen. Sie reift in der Heimat heran, und nur die Männer und Frauen, die durch die Liebe zu ihrem Volke hellsichtig und weitblickend genug geworden sind, sehen sie reifen. Das entschuldigt ein wenig die große Menge, die begreiflicherweise wie gebannt nach den Kriegsschauplätzen hinüberstarrt und die nächstliegenden Pflichten und Aufgaben darüber vergißt.

Um so gebieterischer tritt an uns die Pflicht heran, immer wieder auf diese nächsten Aufgaben für die Daheimgebliebenen hinzuweisen, immer wieder unsere warnende Stimme zu erheben.

Als der Krieg ausbrach, hat jeder von uns, der sich den klaren Blick für die Leiden und Laster seiner Volksgenossen bei aller hingebenden Liebe zum deutschen Volke bewahrt hatte, gehofft, daß die schwere Zeit der Opfer, Schmerzen und Sorgen die Gesamtheit des Volkes aufrütteln und jeden Einzelnen von uns läutern und über sich selbst hinausheben würde. Diese Hoffnung hat sich nur zum Teil erfüllt, in Wahrheit nur bei Wenigen. Es wird Zeit, das offen und ehrlich auszusprechen, und dem deutschen Volke den Abgrund zu zeigen, an den Eigennutz und Gewinnsucht es immer wieder führen, und so auch jetzt.

Wir kranken auch heute noch wie in den langen Friedensjahren an dem unentwegten Eigennutz, der nur sich selbst kennt und höchstens daneben noch die eigene engste Familie. Und neben der krassen, blinden Selbstsucht steht das Leiden der ungezählten Volksgenossen, die das Nötigste zu einem menschenwürdigen Dasein entbehren müssen, ein Heim, das mehr ist als vier öde Wände, die wohl Wind und Regen ausschließen — und damit nach Jahrtausenden des Kulturfortschritts gerade die erste Forderung des schutzsuchenden Höhlenmenschen notdürftig erfüllen —, dafür aber auch der frischen Luft und der lieben Sonne den Zutritt verwehren.

An diesem Nebeneinander von Not und Selbstsucht werden wir zugrunde gehen trotz allen Siegen, wenn wir diese Zeit der ungeheuersten Erschütterungen nicht zu einer völligen Neuordnung unserer öffentlichen Zustände, zu einer Erneuerung auch unserer Gedankenwelt benutzen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir müssen umdenken lernen. Die Güter, die einen hohen Geldwert darstellen, dürfen einem Deutschen dieser Tage nicht mehr als das Höchste erscheinen, sondern das Leben auch des letzten seiner Volksgenossen.

Wir haben auch heute in unserem Volke Leute genug, die durchaus willens sind, die Fehler des Jahres 1871 in vergrößertem Maße zu wiederholen. Damals schlugen wir die Siegerfreude so manches heimkehrenden Kriegers, der sich in dem auf den Schlachtfeldern so herrlich erbauten neuen Deutschen Reiche durch seiner Hände Arbeit eine heimische Stätte errichten wollte, wie mit Keulen tot, denn er fand kein Fleckchen Erde, das er erwerben, und keine menschenwürdige Wohnung, deren Kosten er hätte erschwingen können. Damals wurden allein in der zu neuem Glanz gekommenen Reichshauptstadt Tausende obdachlos, und die Stadt mußte ihnen Baracken bauen, damit sie nicht auf der Straße lagen, — deutsche Männer mit Weib und Kindern, Viele darunter, die des Reiches Grenzen mit ihrem Leibe hatten beschützen helfen!

Sollen sich auch nach diesem Kriege deutsche Volksgenossen hilflos auf der Straße finden?

Wir brauchen nur gewisse Zeitungen anzusehen, die die Interessen der Bodenspekulation vertreten, um zu sehen, daß diese Kreise schon heute alles aufbieten, um die Zustände aufs neue herbeizuführen, die in den Jahren 1871 und 72 eine so tiefgehende und berechtigte Erbitterung hervorgerufen haben. Und gegen diese Kreise gibt es nur ein Mittel der Abwehr: den unversöhnlichen Kampf, dessen Waffe die unermüdliche Aufklärung ist.

Bleibt uns der Sieg in d i e s e m Kampfe nicht, so ist das deutsche Blut auf den Walstätten dieses Krieges umsonst geflossen. Dann wird der Sieg den Schichten des deutschen Volkes, die ihn am teuersten erkauft haben, weder rechten Frieden noch bessere Zeiten bringen. Dann sind wir aber des Sieges auch nicht mehr würdig, — und die verborgene Gerechtigkeit des Weltregimentes wird ihn von uns nehmen für alle Zeiten.

Das sind harte Worte. Aber kann denn auch irgendeine Tatsache im Völkerleben den Menschenfreund tiefer betrüben als die bittere und doch auch heute wieder klar zutage tretende, daß nur die Not und das zwingende Muß die Völker erzieht, daß alle Fortschritte auf sozialem Gebiete stets erzwungene und niemals freiwillige waren?

Aber gemach! Es gab zu allen Zeiten Menschen, die die Not ihrer Nächsten in ihrem Gewissen empfanden, die sich in freiwilligem Liebesdienst hingaben und mit unbeugsamem Willen Volk und Regierung auf neue unbegangene Wege drängten, ob auch beide unwillig widerstrebten. Es gibt auch heute Männer und Frauen in unserem Vaterlande, die wissen, was geschehen muß, und die Kraft und Leben daran setzen, das Erkannte in die Tat umzusetzen.

Sie stellen es dem ganzen Volke vor Augen, daß das unerbittliche Muß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

da ist, das entweder die Abhilfe erzwingen oder das große, siegreiche deutsche Volk mit all seiner Tapferkeit, Ordnungsliebe und Arbeitsfreudigkeit in naher Zukunft zugrunde richten wird.

* * *

Die Schaffung eines Reichsgesetzes für Kriegerheimstätten ist der erste Schritt auf dem Wege zur Gesundung, den die verantwortlichen Führer unseres Volkes tun müssen.

Der Vorstand des Hauptausschusses für Kriegerheimstätten hat im Juni die Grundsätze für dieses Gesetz durchberaten*).

Es ist selbstverständlich, daß diese Grundsätze keine endgültige Lösung der Frage darstellen, andere Wege werden aber schwerlich gefunden werden, auf denen die Frage der Lösung besser nahegebracht werden kann.

Jedem, der sich in die Forderungen des Gesetzentwurfs vertieft, werden sich vor allem zwei Fragen aufdrängen: Haben wir genug Land? und: Woher sollen die Mittel kommen?

In Nummer 13 der „Bodenreform" ist die Frage nach dem Lande**) dem Sinne nach in folgender Weise auf Grund einer genauen Berechnung beantwortet worden: Sollten nicht weniger als zwei volle Millionen der heimkehrenden Krieger eine Kriegerheimstätte fordern, sollten wir diesen zwei Millionen Familien Wohnheimstätten im größten Umfange einräumen — nach dem Vorbild des preußischen Gartenrentenguts im Umfang von 1250 qm —, so würden die zwei Millionen Garten-Kriegerheimstätten noch nicht $^1/_2$% der Gesamtfläche des Deutschen Reiches ausmachen, das ist der 15. Teil der Provinz Ostpreußen.

Werden wir den Soldaten diesen kleinen Bruchteil der deutschen Erde, die sie verteidigt und beschützt haben, mißgönnen wollen?

Woher aber soll das Geld kommen, das nötig sein wird, um auf dieser Bodenfläche die nötigen Heimstätten zu schaffen? Nun, wußte irgend ein Mensch, und wäre es der größte unserer Staatsmänner, beim Ausbruch des Krieges, woher das Geld kommen sollte, um ihn zu führen?

Nun, wir führen neben dem Kriege mit den Waffen einen unblutigen, aber wahrlich nicht weniger erbitterten um die Zukunft des deutschen Volkes gegen alle die furchtbaren Schäden unserer Wohnungsnot. Der Staat muß für diesen Krieg so gut die Mittel schaffen, wie für den jenseits der Grenzen tobenden. Hier wie dort geht es um Leben und Sterben des ganzen deutschen Volkes. Der Staat hat die Mittel und hat die Macht. Er braucht nicht einmal völlig neue Wege zu beschreiten,

---

*) Unsere Leser finden die Grundsätze in Heft 14 des „Vortrupp" wiedergegeben.

**) Vergleiche zu dieser Frage in Nr. 6 des „Vortrupp" dieses Jahres den Aufsatz: „Kriegerheimstätten" von Rudolf Wiesener. S. 116 unten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

um die Mittel flüssig zu machen. Die Anfänge sind überall gegeben, so zum Beispiel in der preußischen Ansiedlungskommission oder bei der Königlich sächsischen Landeskultur-Rentenbank*).

Vor allem aber wird der Staat ohne Zweifel am billigsten dabei wegkommen, wenn er seine Krieger — auch die Invaliden — ansiedelt, denn das Geld, das in die Kriegerheimstätten hineingesteckt wird, schafft ertragreichen Boden und steuerkräftige Bürger.

Den Vereinigten Staaten von Nordamerika kosten die wenigen noch lebenden Invaliden aus den Bürgerkriegen der Jahre 1861—65 im Jahre über 640 Millionen Mark, 218 Millionen mehr als ihr stehendes Heer, 173 Millionen mehr als uns Deutschen unsere ganze Flotte. Diese Invaliden leben in Heimen, in denen sie vor aller Sorge geschützt sind, und in denen sie — vor Langeweile zu unzufriedenen Querulanten geworden sind.

Diese Zahlen, die der Chefarzt des amerikanischen Roten-Kreuz-Lazaretts in München, Dr. Jung, im „März" vom 22. Juni des Jahres veröffentlicht hat, sollten dem deutschen Volke als warnendes Beispiel doch zu denken geben.

* * *

Wir verfallen immer wieder in den alten Fehler, die Bedürfnisse des deutschen Volkes in seiner Gesamtheit nach denen des Kreises zu beurteilen, in dem wir selber leben, — wobei wir freilich nicht folgerichtig genug denken, um anzuerkennen, daß danach alle Volksschichten Anspruch auf eine anständige Wohnung haben. Wir vergessen völlig, daß die Kreise der Bevölkerung, denen eine gehobene Lebensführung möglich ist, der großen Menge gegenüber sehr klein sind. Ist doch die Hälfte der erwerbstätigen Deutschen nicht einmal steuerfähig! Wer weiß und bedenkt das bei der Beurteilung der Zustände in unserem „reichen" Deutschland, dessen Handel und Industrie durch ihre Blüte den Neid des Auslandes bis zur Siedehitze entflammten?

Diese eine Tatsache sollte aber genügen, um uns die Augen darüber zu öffnen daß unsere völlig verfehlte Bodenpolitik schlechthin das Leben des deutschen Volkes gefährdet.

Das Reichsgesetz zur Schaffung von Kriegerheimstätten wird in seinen mittelbaren Wirkungen fast noch segensreicher sein, als durch seine unmittelbaren Folgen. Es wird dazu beitragen, den Boden seiner künstlich geschaffenen, widernatürlichen Eigenschaft als bewegliche Handelsware zu entkleiden und ihn wieder zu dem zu machen, was er seiner Natur nach ist: die unentbehrliche Grundlage des ganzen menschlichen Daseins.

---

*) Vergleiche hierzu in Nr. 10 der „Bodenreform" dieses Jahres den Aufsatz von Exzellenz Waentig: „Die Königl. sächsische Landeskultur-Rentenbank als Vorbild zur Verwirklichung der geplanten Kriegerheimstätten."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es wird noch Mühe genug kosten, in bezug auf den Boden umdenken zu lernen, obwohl es sich ja nur darum handelt, ihn wieder in vernünftiger Weise seinem naturgegebenen Wesen nach zu betrachten. Wir sollten uns daher wohl hüten, die Frage der Kriegerheimstätten mit anderen ihr freilich wesensverwandten Fragen zu verquicken, mögen sie auch an sich noch so berechtigt sein. So müssen also auch alle Forderungen auf lebensreformerischem Gebiete vor der einen grundlegenden, der Schaffung des Gesetzes, zurücktreten. Erst bei der Errichtung der Siedelungen selbst sollen ihre Anhänger ihren Einfluß geltend machen.

Heute liegen die Dinge so, daß wir an den einflußreichen und geldkräftigen Kreisen der Bodenspekulanten einen Gegner haben, der uns schon genügend in Atem halten wird, wenn er die notwendig gewordene Entwicklung auch nicht auf die Dauer aufhalten kann. Auch wird es schwer genug halten, den völlig neuen Gedanken der Schaffung von Kriegerheimstätten auf Grund und Boden der öffentlichen Hand im Volke zur Geltung zu bringen. Diese Schwierigkeit darf nicht durch seine Verknüpfung mit anderen Problemen noch vergrößert werden.

Vor allem deshalb nicht, weil die Entscheidung über das Reichsgesetz zur Schaffung von Kriegerheimstätten bald fallen muß, jedenfalls noch während des Krieges.

Melanie Ebhardt.

Lebendiges und Überlebtes.

Wenn wir ein früher einmal epochemachendes Werk fünfundzwanzig Jahre nach seinem Erscheinen wieder lesen, dann erscheint uns das Meiste darin ganz geläufig, und wir können gar nicht begreifen, daß dies einstmals soviel Staub aufwirbeln konnte. Erst durch dieses Erstaunen erkennen wir, wieviel uns von dem Gedankeninhalt des Werkes in Fleisch und Blut übergegangen ist.

Vor jetzt fünfundzwanzig Jahren erschien ein überaus merkwürdiges Buch mit dem Titel „Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen". Es erregte bald ein sehr lebhaftes „Rauschen im Blätterwalde". Denn in ihm wurden Behauptungen, die für den Durchschnittsdeutschen jener Tage ungeheuerlich waren, mit einer Selbstverständlichkeit ausgesprochen, daß viele Leute an dem Verstand des unbekannten Verfassers zweifelten, andere das Werk als Verhöhnung betrachteten, noch andere entrüstet Protest erhoben. So z. B. gegen die Eingangsworte: „Es ist nachgerade zum öffentlichen Geheimnis geworden, daß das geistige Leben des deutschen Volkes sich gegenwärtig in einem Zustande des langsamen, einige meinen auch des rapiden, Verfalles befindet." Oder gar gegen das bekannteste Wort aus dem Buche: „Der Professor ist die deutsche National-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

krankheit; die jetzige Kindererziehung ist eine Art von bethlehemitischem Kindermord: diese zwei Wahrheiten können nicht oft genug wiederholt werden."

Und nun müsse, so hieß es weiter, eine „Achsendrehung der deutschen Kultur" durch die „Wendung zur Kunst" hin stattfinden, wenn nicht alles verloren sein sollte. Man konnte mit derlei Dingen in weiten Kreisen wenig anfangen, denn die Überzeugung, mit dem erstaunlichen wirtschaftlichen und technischen Aufschwung des jungen Reiches eine alles überragende Kulturhöhe bereits erreicht zu haben, war sehr verbreitet.

Zwar erkannten große Kritiker sofort die Tiefe und die Zukunftsbedeutung dieser Gedanken. Aber kleine Kritiker verbissen sich in Einzelheiten (etwa in die Bezeichnung „der heimliche Kaiser", der nur das personifizierte Kulturgewissen der Nation benennen sollte), bauschten sie auf, um das Werk in den Himmel zu erheben oder in den tiefsten Abgrund zu verdammen, je nachdem diese Nebensächlichkeiten mit den eigenen Anschauungen übereinstimmten oder nicht.

Unter Anderem wurde dem Verfasser die Äußerung, das deutsche Volk sei reich an lebenden Zerrbildern und seine große kulturelle Zukunft beruhe auf seinem überspannten Charakter, sehr übel genommen, weil man sie als Schmähung auffaßte. Unverständig genug. Denn die Äußerung besagte, nur sehr schroff ausgedrückt, dasselbe, wie der Titel des ganzen: „Rembrandt als Erzieher." Rembrandt wurde nur deshalb der große Künstler, wurde also nur dadurch fähig, der Allgemeinheit die ihm allein eignenden Dienste zu leisten, daß er den Mut hatte, seinem eigenen Geschmack zu leben und alles abzulehnen, was nicht zu ihm gehörte. Daher könne er ein Vorbild für den einzelnen Deutschen von 1890 werden, dem es so sehr an eigenem Wollen mangele, aber nicht zu mangeln brauchte. Derselbe Gedanke also, den Paul de Lagarde etwa so ausdrückt: es gelte jetzt, das Vaterland zu schmücken, dadurch, daß die einzelne Seele sich selbst schmückt. In diesem Sinne scheint auch der ursprünglich unbekannte Verfasser des „Rembrandt als Erzieher", Julius Langbehn — man erfuhr später seinen Namen — sein eigenes Leben eingerichtet zu haben.

Und nun verfloß seither ein Vierteljahrhundert. Man hatte erkannt, daß es noch unendlich viel im neuen Reiche auszubauen gäbe, man erstrebte auf vielen Gebieten Reformen, und man fand außer in anderen Schriften auch in Langbehns Werk mancherlei ausgedrückt, was man erhoffte. Auch wir heute, die wir in einem anderen Deutschland als dem von 1890 leben, haben noch Wünsche, genug für die Zukunft, obwohl manches seither anders wurde. Mit mancher Forderung von damals rennt man jetzt beinahe offene Türen ein; die Notwendigkeit einer Erziehungsreform zu betonen, ist uns z. B. heutzutage keineswegs eine Sonderbarkeit, sondern eine Selbstverständlichkeit. So erleben wir jetzt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch an „Rembrandt als Erzieher" die alte Weisheit, daß das Ungeheuerliche von vorgestern das allgemein Anerkannte von heute ist.

Aber Eigenartiges bleibt auch für uns noch genug in der Gedankenwelt Langbehns übrig. Manche Nüsse haben auch wir noch darin zu knacken. Leute, die fest umrissene Programmsätze suchen, um auf sie bedingungslos zu schwören, mögen es nicht zur Hand nehmen. Es wendet sich auch jetzt noch an denkende Menschen. Langbehns Bedeutung liegt vor allen Dingen in den Problemen, die er aufrührt; nicht etwa in den Antworten, die er auf diese Fragen findet. Darin ist sein Schaffen dem Friedrich Nietzsches verwandt. Daß man diesem nicht gerecht wird, wenn man aus einzelnen Äußerungen ein System zusammenzubauen sich bemüht, das weiß heutzutage jedermann. Man kommt ihm am ehesten nahe, wenn man nur seinen Fragen folgt. „Ein Buch für alle und keinen", so lautet der Untertitel von Nietzsches „Also sprach Zarathustra". Ein Buch für alle und keinen ist auch „Rembrandt als Erzieher". Für alle gelten seine Fragen. Für keinen — außer den Verfasser selbst — seine Antworten. Das hatte man vor fünfundzwanzig Jahren nicht bedacht. Man hatte dem Buche von allen Seiten abstempelnde Urteile schlagwortmäßig beigegeben. Diese können uns heute nicht mehr kümmern.

Man hat wohl dem Buche vorgeworfen, es enthielte nur zersetzende Kritik, es fordere zwar Neues, könne aber nur Altes niederreißen. Das ist ja ein gewöhnlicher Vorwurf, der allen neuen Gedanken entgegengebracht zu werden pflegt. Und dabei ist es, um Neues zu schaffen, in der Mehrzahl der Fälle doch so überaus erwünscht, einmal zunächst reinen Tisch zu machen. In diesem Falle nun ist es nicht einmal richtig. Im selben Jahre 1890, in dem „Rembrandt als Erzieher" erschien, trat — um ein Beispiel anzuführen — auf Anregung des Deutschen Kaisers die bekannte Dezemberkonferenz zur Erörterung von Fragen des höheren Schulwesens zusammen. Das vielgelesene Buch hatte also in der Entwicklung der Dinge die Aufgabe erhalten, diejenigen „weiteren Kreise", die noch nicht davon überzeugt waren, daß im Bildungswesen manches fraglich sei, nachdrücklichst auf dieses Problem hinzuweisen. Wenn wir auch nicht all und jedem Wort, das es über alte und neue Bildung enthält, zustimmen wollen, so bietet es uns doch viel, was wir anerkennen und — was in der Zwischenzeit zum Teil bereits begann, sich im Leben zu gestalten.

Auch das wissen wir jetzt sehr genau, daß Langbehn mit seinen Forderungen an die Zukunft nicht völlig allein stand. Er hatte Mitkämpfer, wenngleich er ebenso vereinsamt war, wie diese auch. Daß er z. B. Lagarde viel verdankt, betont er selbst. Aber das Bedeutsame an ihm — jetzt erkennen wir es deutlicher als vor fünfundzwanzig Jahren — ist nicht nur, daß er Probleme hervorhob, sondern ganz besonders, wie er dies tat. Er gibt nicht eine — für den eiligen Leser zwar bequemere — Kette logischer Schlüsse: 1. dies und das ist zu bekämpfen; 2. jenes ist

dafür einzusetzen; z. diese und jene Wege sind also zu beschreiten. Sondern er betrachtet alle Dinge stets als „ein Mensch mit seinem Widerspruch": hoffend, wünschend, fordernd, scheltend und viel mit dem Gefühl urteilend. Daher gibt er uns noch so viele Nüsse zu knacken auf. Man glaubte damals, man könne ihn dadurch überwinden, daß man ihm logische Widersprüche nachweisen kann. Das ist in der Tat leicht, auch jetzt noch. Nur ist er eben damit nicht erledigt.

Auf das Gefühlsmäßige legt Langbehn ganz besonderen Wert. Das Schaffen an der Zukunft erfolgt und soll — nach ihm — erfolgen, wie das Schaffen des Künstlers, der Ziel und Weg ahnend erfaßt, und für den die mühsame technische Ausarbeitung zwar wichtig und unerläßlich, aber nicht die Hauptsache ist. Ein felsenfestes Vertrauen zu den Sternen in der eigenen Brust ist dafür die unbedingte Voraussetzung. So betont Langbehn denn fort und fort die Zukunftsbedeutung der Kunst*).

Und neben das Recht der Einzelpersönlichkeit tritt das Recht der einzelnen Stammesindividualitäten im Deutschen Reiche — wohlverstanden: nur im Rahmen des Ganzen! Gern betont er das Zusammenwirken des allgemein deutschen Empfindens mit dem Geiste, der den einzelnen Stämmen besonders eignet. Und ein Stamm ist es vor allen, auf den er immer wieder hinweist: der Volksschlag seiner Heimat Schleswig-Holstein. Von ihm erwartet er sehr viel für die Zukunft Deutschlands. Er bewahrte am reinsten das typisch norddeutsche Wesen, „das von ebenso helldunklem Charakter ist, wie die Kunst Rembrandts". Das Plattdeutsche solle sich künstlerisch entdecken, denn es sei zu großen Dingen berufen.

Es stehen außerordentlich feine und richtige Urteile über Schleswig-Holstein und den prachtvollen Menschenschlag, der dort seine Wohnsitze hat, in „Rembrandt als Erzieher"; weiter auch über „Kunst in Hamburg", über „Plattdeutsches" usw. Und doch werden wir Bedenken tragen, Langbehn zuzustimmen, wenn er dazu neigt, nun alles Heil aus Nordalbingien zu erwarten. Ganz gewiß ruht auch in den anderen Stämmen zukunftsreiches Können genug. In der Zwischenzeit, seit 1890, ist überall in deutschen Landen eine innige Heimatliebe neu erwachsen. Wir erinnern nur an die Pflege heimischer Bauweise und alles, was damit zusammenhängt. In der Zwischenzeit erfuhr man aber durch Dichtwerke im „Binnenlande" auch viel von schleswig-holsteinischem Wesen. Eine tiefere, allumfassendere Kenntnis und Schätzung der vielen verschiedenen Züge, die das Deutschtum in seinen verschiedenen Landschaften aufweist, ist heute unbestritten ins Leben getreten. Wenn wir lesen, daß Langbehn dies noch wünschte und hoffte, dann erkennen wir daran, daß wir ihm seither folgten und — dadurch über ihn, wenigstens zum Teil, hinaus kamen. Aber wir erkennen jetzt rückblickend noch ein anderes: er wirkte für dies

*) Über seine Auffassung von der „Kunst" vgl. die kurze Darlegung im „Vortrupp" 3. Jahrg., Nr. 24, Seite 731.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Neue dadurch so nachdrücklich, daß er die Bedeutung eines Volksstammes ganz besonders betonte und, wir dürfen es ruhig zugestehen — denn doch übertrieb. Er half dazu mit, dies Neue von unten her aufzubauen, indem er auf einem bestimmten Gebiet die gegebenen Grundlagen wieder frei grub. Uns heute sagt er immer noch viel — mehr noch: er gibt uns zu denken —, weil er auf die Fülle der Entwicklungsmöglichkeiten unser Augenmerk hinweist, die in einer Landschaft liegen und — so werden wir folgern — auch in anderen vorliegen werden.

So wie zu dieser einen Frage nun können und müssen wir uns zu der ganzen Gedankenwelt in „Rembrandt als Erzieher" stellen, um das, was überlebt ist, zu trennen von dem, was lebendig blieb. Stets gilt es, sich nicht an die gegebenen Anschauungen festzuklammern, sondern sich an die Fragen zu halten, aus denen jene Anschauungen bei Langbehn so und so erwuchsen.

Denn ein drittes, was wir jetzt klar erkennen, ist dies: Langbehn selbst war eine zwiespältige Natur, darin noch so ganz ein Kind seiner Zeit. Persönlichkeiten erhofft er, und dabei verschwindet er selbst als Verfasser in unpersönliche Namenlosigkeit. Volkstümlichkeit fordert er in einem Stil, der sehr stark von Fremdwörtern und Gelehrsamkeit durchsetzt ist. Und um von der einseitigen Wissenschaftlichkeit fort und zur „Kunst" hinzugelangen, möchte er eine „subjektive — Wissenschaft" aufbauen! Das alles ist uns heutzutage außerordentlich interessant als Ausdruck eines eigenartigen Charakters. Aber wenn wir es auf seine Allgemeingültigkeit für heute ansehen, dann weisen wir es als überlebt ab.

Der erste Teil in der Lebensgeschichte des „Rembrandt als Erzieher" — wie in der eines jeden Buches — war mit seinem Erscheinen, also 1890, beendet. Der zweite dauert noch an; in ihm handelt es sich um das Weiterwirken der Ideen, ihren Erfolg oder Mißerfolg. Wir heute können einen neuen Abschnitt darin beginnen. Denn wir sind jetzt in der Lage, dem Werke für die Zukunft mit reiferem Urteil und mit tiefer eindringendem Verständnis gegenüberzutreten, als die Zeit von 1890 bis 1914.

Wilhelm R. Richter.

Was andre sagen

Deutsche Treue. Herausgeber: Willy Detjens, Pastor in Hemme. 2. Jg. Nr. 14.

Was sind wir unseren Kriegsinvaliden schuldig? Von Peter Witt, Landmann in Dahrenwurth (Dithmarschen).

„..... Wir sind trotz einer Zunahme unserer Bevölkerung von jährlich 800 000 Seelen in wirtschaftlicher Hinsicht

immer noch eine menschenarme Nation, denn wir mußten etwa 1,5 Millionen erwachsene ausländische Arbeiter beschäftigen, um unseren Wirtschaftsinteressen gerecht zu werden, denn das Ziel einer gesunden Volkswirtschaft ist und bleibt, die Kultur- und Bodenwerte des Inlandes nach Möglichkeit auszunutzen. Wie wird nun die Wirtschaftslage nach dem Kriege sich gestalten, nachdem wir so große Verluste an hoffnungsreichen Menschenleben zu beklagen haben? Dies ist die schwerwiegendste Frage, welche der Weltkrieg unserer Volkswirtschaft vorlegt, und wir müssen bestrebt sein, auch diese Frage einer möglichst glücklichen Lösung entgegen zu führen.

Es muß uns also klar werden, wie wichtig es für unser ganzes Volkswohl ist, die in diesem gewaltigsten Wettersturm geknickten Lebenskräfte unseres Volkes aufzurichten und sie zum weiteren Blühen und Gedeihen unseres großen Vaterlandes nutzbar zu erhalten. Darum ist unsere Staatsleitung bemüht, durch einen möglichst intensiven Heilungsprozeß unsere Invaliden möglichst erwerbsfähig zu machen, denn es ist im allgemeinen Volksinteresse dringend erwünscht, daß unsere Kriegsinvaliden nicht gänzlich auf ihren so wohl verdienten Lorbeeren ausruhen, sondern, daß sie ein Heim gründen und dem Staate eine möglichst zahlreiche, kräftige und gesunde Familie bescheren. Wir müssen mit den Lebenskräften und Lebenssäften unseres Volkes äußerst sparsam haushalten, wenn wir auch weiterhin eine aufsteigende Nation bleiben wollen und nicht wollen, daß wir mit der Zeit vom Slawentum überschwemmt und erdrückt werden.

Die Errichtung selbständiger Invalidenheime mit landwirtschaftlichem Betriebe unter Bevorzugung des Gemüsebaues (Rhabarber-, Spargel- und Beerenobstkultur) in Größe von $^1/_2$—1ha guten Ackerbodens sind bei einiger Sorgfalt des Besitzers geeignet, neben der staatlichen Rente unsern Kriegsinvaliden noch einen genügenden Ertrag abzuwerfen, um ein sorgenfreies Heim und eine Familie zu unterhalten, ohne von dem guten Willen seiner Mitmenschen dauernd abhängig zu sein.

Ein solches Kriegsinvalidenheim wird in nächster Zeit auf meinem Grund und Boden von mir errichtet.

Um ein Werk zu schaffen, welches auch bei Anderen Anklang und Nachahmung finden möchte, habe ich mich mit dem Schlesw.-Holst. Landesverein für Heimatschutz in Verbindung gesetzt zwecks Ausarbeitung eines Bauplanes für vier selbständige Wohnungen mit kleinem Landbetrieb, wie es den Bedürfnissen unserer Landgemeinde entsprechen dürfte. Dieser Bauplan zeigt das Äußerste in Solidität, Bequemlichkeit und Sparsamkeit, verbunden mit einem harmonischen Gesamtbilde. Jede der vier Wohnungen enthält außer drei heizbaren Zimmern und Flur, Küche und Speisekammer, noch Stallraum für drei Schweinekoven, um für den Landbetrieb den nötigen Dünger in reichem Maße stets zur Verfügung zu haben, und die Abfälle in Küche und Garten genügend ausnutzen zu können. Die Schweinezucht bzw. Schweinemast darf bei einiger Sorgfalt des Besitzers als lohnender Nebenerwerb angesehen werden. Für jede Wohnung habe ich 1000 Mk. Reichskriegsanleihe gezeichnet, kann also als finanzielles Fundament für jede Wohnstelle 1000 Mk. dauernde Sicherheit leisten, werde also mit diesem Gelde einen doppelten Nutzen stiften. Die Restsumme hoffe ich aus der mündelsicheren Spar- und Leihkasse zu erhalten, um meine Kriegsinvaliden möglichst frei und unabhängig zu machen, doch werde ich die Wohnstellen nur mit der Bedingung abgeben, daß dieselben nur vorzugsweise und bis zu einer bestimmten Summe an deutsche Kriegsinvaliden zu veräußern sind, und daß bei jeder wesentlichen, äußerlichen, baulichen Veränderung die Bauerlaubnis des Heimatschutzes einzuholen ist. Letzterer ist sehr gern bereit, weitere Baupläne abzugeben und auszuarbeiten.

Es erscheint ausgeschlossen, daß bei der gewaltigen Belastung des Staatswesens derlei Unternehmungen auf gesetzlichem Wege gegründet und errichtet

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden, darum ist es im Interesse des Gemeinwohles dringend erwünscht, daß unsere Stadt- und Landgemeinden je nach Bedarf die Gründung und Errichtung größerer oder kleinerer Kolonien der Kriegsinvaliden mit einkaufs- und verkaufsgenossenschaftlichem Betrieb unter Wahrung vollständiger Selbständigkeit des einzelnen Besitzers tatkräftig in die Hand nehmen. Damit können wir der Nachwelt zeigen, daß die gewaltigen Heldentaten unserer deutschen Krieger auch in der Heimat dankbar und würdig verzeichnet sind, und daß die Gottes- und Nächstenliebe in diesem furchtbaren Menschenschlachten nicht unterging, sondern zu frischem, freudigem Leben, zu neuem Blühen und Gedeihen emporwächst in eine neue schöne Zeit und bessere Zukunft."

Rund um uns

Nun der Tag sich jährt. Vom äußersten Süden zum hohen Norden führt mich die Eisenbahn. Im Sonnenglanze lacht draußen die Welt. Wiesen und Felder stehen prachtvoll! — Und überall fleißige Frauen und Urlauber bei der Feldarbeit, uns Brot zu schaffen für den kommenden Winter.

Ein freudiger Ernst, ein zuversichtliches Hoffen trotz eines ernsten Zuges um den Mund liegt wie auf allen Gesichtern. Mögen noch so viele Feinde gegen uns stehen, wir wissen, mit uns ist unser gutes Gewissen. Also dürfen wir getrost die Welt voll Teufel sein lassen! —

Die Ärzte reden in gewissen Krankheitsfällen von einem völligen Zusammenbruch des Körpers, wenn alle Lebenskräfte sich erschöpft haben und die Flamme plötzlich zuckend erlischt. Auch vom seelischen Zusammenbruch redet man viel, besonders nach Heldentaten, die — solange die Gefahr bestand — ein angespanntes Zusammenreißen der Nerven erfordern, bis hinterher dann eine völlige Apathie eintritt.

Auf den wirtschaftlichen und seelischen Zusammenbruch des Deutschtums arbeiteten unsere Feinde von Anfang des Krieges an hin. Wird unsere Volkskraft Widerstand genug besitzen, um dem drohenden Ansturme zu begegnen? Wird sie siegen über dies ganze wild gewordene Europa? so fragten wir uns mit Recht besorgt vor Jahresfrist. Gott sei Dank, dürfen wir heute getrost behaupten, daß wir alle Aussicht haben, bis zum vollen Siege durchzuhalten. Unsere wirtschaftliche als auch unsere seelische Verfassung ist so auffallend wenig geschwächt, wie es sich zu Beginn des Völkerbrandes kaum erwarten ließ.

Verblüffend ruhig und gleichmäßig verläuft das Leben bei uns zu Hause trotz des furchtbaren Kampfes da draußen, und verhältnismäßig wenig werden wir Daheimgebliebenen unmittelbar betroffen. Wenn man von Truppentransporten absieht, merkt der Reisende kaum etwas vom Kriege. Durften wir eine solche Wendung der Dinge damals vor Jahresfrist erwarten?

Nun, es gehört wohl zu den Eigentümlichkeiten des deutschen Volkes, daß es eher zu vorsichtig als zu sorglos in den Zeiten der Gefahr ist. Die Maßnahmen der Regierung gegen den Aushungerungsplan unserer Feinde beweisen das. Diese deutsche Vorsicht aber gibt jedem Einzelnen wieder ein erhöhtes Gefühl der Sicherheit und der Beruhigung. Unserem Volke droht heute weder ein wirtschaftlicher noch ein seelischer Zusammenbruch, ja, wir dürfen stolz darauf sein, die Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lastungsprobe des letzten Jahres ausgehalten zu haben.

Diese Anstrengungen aber haben das Gute, daß sie uns kräftigen. Ein Durchhalten bedeutet heute nicht nur, über die zäheste Widerstandskraft in dem furchtbaren Völkerringen verfügen, es bedeutet auch ein Gestärkt-aus-dem-Kampfe-hervorgehen, sobald wir den Sieg endgültig errungen haben.

Dann aber!! — — Keine Phantasie kann sich heute schon die vielen Entwicklungsmöglichkeiten ausmalen, die die Zukunft uns bringen wird. Doch was sie uns auch an äußeren Gütern bescheren mag, unser Hauptsieg liegt auf moralischem Gebiete, und es ist kein Pharisäertum, wenn wir das in vollem Ernste behaupten.

Des dürfen wir froh sein, nun der Tag sich jährt!

Heinrich Scharrelmann.

Aus Feldpostbriefen.

1.

„. . . . Ein Wort zu den Heldenhainen möchte ich sagen.

Ich war selbst acht Monate im Felde und stehe davor, ein zweites Mal hinauszugehen. Vielleicht, vielleicht wird auch mir ein Bäumlein gepflanzt. Wie wünschte ich mir dies?

Soll dieser Hain etwas Ähnliches werden, wie die Anlagen in den Städten? Soll er mitten drin stehen im Alltag? Sollen Bänke in reichlicher Zahl in ihm stehen (an denen steht: nur für Erwachsene, für Kinder und zum Aufstellen von Kinderwagen verboten)? Sollen sich Kinder darin tummeln? Und soll dadurch der gute Wille, die Haine dem Volke recht nahe ans Herz zu bringen, täglich damit an unseres Volkes tapfere Söhne zu erinnern — das Gegenteil erreichen: gleichgültiges Übersehen, Vorbeigehen und Vergessen? Was aber gleich ist der Entheiligung?

Die Hünengräber z. B. liegen weit weg von menschlichen Behausungen, ferne von alltäglich betretenen Wegen. Aber wenn des Einsamen Fuß sich dorthin lenkt — kommt Ruhe und Frieden, kommt Trost in seine Brust, wenn der Vater mit seinen Kindern am Feiertage hinwallt, um sich selbst der Helden zu erinnern, den Kindern hohe Gefühle zu vererben ist das Stück Land, heiliges Land.

Der Heldenhain soll tief mitten im Walde sein, die Eichen wie Brüder bei den anderen Bäumen stehen, wie ja die Helden unsere Brüder sind. Laute Worte leichten Sinnes wird man nicht reden, der Fuß wird leis auftreten, und die Hand wird den Hut vom Scheitel nehmen.

Denn der Boden, darauf du stehest — ist heiliges Land. Walhall — der Geist der Söhne unseres Volkes wohnt hier, und es wohnt hier der Geist von unsres Volkes Gott.

Das Raunen im Gezweige ist Heldenerzählung, ist Gebet und fromme Rede.

Eingezäunt soll der Ort sein, durch schweren Zaun, du mußt eintreten durch ein schweres Tor — dabei mußt du schon fühlen, wie klein dein Leben und die Arbeit und das Kämpfen ist, das auf deinen Schultern ruht, gegen das, was diese trugen.

Soll an jedem Baume eine Tafel haften (wie im Schulgarten die Namenschilder an den Pflanzen)?

Ein schwerer Stein in schlichter Form mag an dem Fuß des Baumes ruhen und — wenig Worte mögen uns viel von dem Helden sagen. (Sein Alter, Wirken und Wollen, sein Hoffen, sein Entsagen). Worte trauernden Schmerzes sollen hier nicht Klage führen (nicht einzelne Namen der Angehörigen sollen auffällig zu lesen sein. Wohl sollen die Tränen der Angehörigen die Wurzeln begießen — uns allen aber sind sie Brüder, sie sind gefallen für uns). Aus den kurzen Lebensangaben wollen wir sie kennen lernen und stolz sein auf sie, und was sie wollten, erfüllen, und was sie erkämpft mit Blut und Tod, forterhalten mit Liebe und Leben.

Äußerliche Unterschiede in Baum und Stein sollen nicht sein. Wie der Tod keinen Unterschied gemacht hat — sondern hat sie alle erhöht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In Reih' und Glied wollen die Bäume stehen, wie ihre Helden draußen im Felde auch gestanden haben um den Baum des Friedens, die Linde.

Ringsum die Linde soll eine Bank stehen, darauf jeder feierlich ausruhen kann und Trost findet und Kraft, wenn seine Erinnerung zurückschaut auf die, die waren, und wenn seine Hoffnung ausblickt auf das — was kommt."

Mit treudeutschem Gruße
A. R.

2.

„ . . . . . .

Nun soll uns ein vierzehntägiger Aufenthalt in einem Städtchen hinter der Front als Korpsreserve eine Art Ruhezeit bieten. Ein längerer Marsch führt uns zunächst durch einen arg mitgenommenen Wald und dann an herrlichen Obstgärten vorbei.

Die schneidige Musik unserer an der Spitze marschierenden Spielleute lockt die neugierigen Einwohner vor ihre Haustür. Die Straßen sind infolge der deutschen Aufsicht so sauber gehalten, wie ich es vor dem Kriege in keiner einzigen französischen Stadt, selbst nicht in Paris, gesehen habe. Die Verkaufsläden sind meistens geöffnet, und ein vom Ortskommandanten vorgeschriebener, öffentlich angeschlagener Geldkurs bewahrt die deutschen Soldaten vor Übervorteilung.

Unser am Tage vorher vorausgeschickter Quartiermacher verteilt nach unserer Ankunft auf dem Marktplatze die Quartiere. Als Beweis für die weitgehende Schonung der einheimischen Bevölkerung durch unser Militär fällt mir zufällig eine Kreideinschrift an einer Haustür in die Augen: „Hier wohnt eine 84 Jahre alte arme Witwe, keine Einquartierung, nichts requirieren!" Nachdem wir uns schnell in unserem Quartier eingerichtet haben (ein regelrechtes Zimmer mit einem „richtiggehenden" Bett), machen wir den ersten Rundgang durch die Stadt. Die Kathedrale, ein imposanter Bau, ist bisher durch den Krieg völlig verschont. Es ist nämlich von Anfang an darauf gesehen worden, daß der Turm überhaupt nicht bestiegen wurde, um dem Feinde gegenüber jeden Anschein zu vermeiden, als benutzten wir Deutschen den Turm als militärischen Beobachtungspunkt. Im Innern der Kirche selbst sucht gerade ein altes, buckliges Mütterchen Andacht. Das Bild einer reinen Hexe, wie sie — unter dem Stammeln mechanisch auswendig gelernter Gebete — dahinwackelt, um in einigen Nischen der Heiligen für mühsam ersparte Groschen Kerzen anzuzünden. Ihr düsterer Blick zeigt uns, daß sie sicherlich in ihrem Gebet nichts Gutes auf unser deutsches Sünderhaupt herabfleht. Im übrigen ist außer diesem alten Weibchen niemand mehr in der Kirche, deren friedliche, für unser Ohr fast übernatürliche Stille wir also doppelt wohltuend auf uns wirken lassen können.

Um so größeres Leben ist draußen auf dem Marktplatz, wo sich unter der Aufsicht deutscher Feldgendarmerie ein sehr geschäftiges Treiben entwickelt. Neben deutschen Offiziersburschen und Kasinoordonnanzen machen die französischen Hausfrauen ihre üblichen Einkäufe. Ein großer Teil von ihnen geht in Schwarz, ob wohl aus Trauer oder mehr aus Koketterie? Für letzteres spricht eigentlich mehr ihr mondäner Puder und Schminke im Gesicht, eine üble Kunstmalerei.

Wie angenehm sticht von diesen Französinnen das Bild entzückender, natürlicher Schönheit ab, das uns eine gerade vorübergehende deutsche Krankenschwester vom Roten Kreuz bietet. Die erste Deutsche, die wir seit den bewegten Augusttagen hier im Felde sehen! Wie oft haben sich unsere Augen im Schützengraben danach gesehnt, eine schlichte, deutsche Frau, wenn auch nur von weitem, einen kurzen Augenblick zu Gesicht zu bekommen. In diesem Moment geht mein Wunsch in Erfüllung. Am liebsten eilte ich auf die deutsche Schwester zu und offenbarte ihr, welch hohe innere Freude sie mir durch ihren bloßen Anblick gewährt. Aber die Vernunft hat Gründe, die das Herz nicht kennt! Und so lasse ich denn auch die deutsche Schwester im Marktgetümmel verschwinden. Dies

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kleine Intermezzo hat mich so recht fühlen lassen, auf einem wie starken, gesunden Lebensdurst bei uns jüngeren Soldaten der sehnsüchtige Wunsch, aus diesem Krieg gesund wieder heimzukehren, begründet ist. Für einen älteren Menschen muß meiner Empfindung nach der Abschied vom Leben nicht ganz so schwer sein, wie für uns Jungen, die wir doch sozusagen erst vor der Pforte des eigentlichen Lebens stehen.

Überall auf den Äckern sind deutsche Soldaten bei der Feldarbeit. So recht ein Beweis für die wirtschaftliche Seite dieses Krieges. Gegen die Aushungerung unserer Nation arbeiten unsere Gelehrten daheim in ihren Studierzimmern und hier draußen unsere Soldaten hinter Pflug und Egge. Wir denken an die andere blutige Saat, die in den rauhen Septemberwochen hier in feindliche Erde gesenkt ist, an die fürs Vaterland gefallenen Brüder. Rings um ihre über die ganzen Felder verstreuten Gräber mögen kräftige deutsche Garben gedeihen! ....." H. G.

Schafft Wasserhaltungen! Die trokkene Zeit dieses Frühjahrs und Frühsommers hat wohl manchem die Frage näher gebracht, ob wir denn solchen Witterungsverhältnissen ganz wehrlos gegenüberstehen, und ob wir deren Folgen und Schäden unbedingt erdulden müssen. Wir haben schon manchen Kampf gegen Elemente und Naturkräfte, die uns schaden wollten, begonnen. So auch hier: wir begießen und besprengen unsere Pflanzen in Gärten und auf Äckern, manchmal finden wir auch größere Bewässerungsanlagen in Flußtälern und anderen Niederungen; aber alles das reicht ja gar nicht weit, insbesondere werden Höhenlagen und Felder dadurch kaum irgendwo vor der Dürre geschützt. — Nun, regnen lassen können wir freilich vorläufig nicht, und es wird uns auch künftig nicht gelingen, das Wetter erheblich zu beeinflussen oder sonstwie die Gefahr ganz zu beseitigen. Wohl aber denke ich, könnten wir von dem Wasser, das ja im Durchschnitt recht reichlich zur Erde niederfällt, viel mehr aufsparen und sollten nicht so viel durch Kanäle und gut „korrigierte" Flußläufe so rasch wie möglich dem Meere zuführen. Wir müßten es aber, wenn es zweckmäßig sein soll, vielfach verteilt auf den Höhen zurückhalten, woher es dann langsam von selbst herabsickert, oder woher wir es in geordneten Rinnen oder Gräben nach den Bedarfsstellen leiten können. Die Gelegenheit zu solchen Wasserhaltungen findet sich öfter als man leichthin denkt: an jedem Hange fast gibt es tiefeingeschnittene Wasserrinnen und Quellbächlein, deren Aufstauung in mehreren Stufen verhältnismäßig leicht geschehen kann, ohne daß dadurch sonst bebautes Land unter Wasser gesetzt oder eine Überschwemmungsgefahr bei starken Regenfällen erzeugt wird. Oft werden in Wäldern, Ödungen, Weideplätzen und dgl. größere Anlagen möglich sein; je nach dem Gefälle wirkt aber schon eine Stauung von nur $^1/_2$ bis 1 m Höhe auf mehrere hundert Meter zurück, und wenn wir dann bedenken, daß nicht nur das Tagwasser, sondern mit diesem auch das Grundwasser weit seitlich zurückgehalten wird, so ergeben sich leicht ganz ansehnliche Reserven. Werden solche Anlagen, die ja mit ganz geringen Kosten verbunden sind, recht vielfach — ja überall, wo sie nur möglich sind, gemacht, so erzielen wir im ganzen Lande Wasserhaltungen von vielen Milliarden Kubikmetern, und da diese außerdem eine frischere, üppige Vegetation zunächst in ihrer Umgebung erhalten und ferner auch den Feuchtigkeitsgehalt der Luft erhöhen, so können wir damit schon auf ein wertvolles Ergebnis im ganzen rechnen.

Für Gegenden, wo die Gefahr der Trockenheit und Entwässerung eine größere ist, müßten natürlich auch die Stauungen großzügiger und allenfalls mit erheblichen Mitteln angelegt werden. Insbesondere wird es auch notwendig sein, dort stärkere Wasserstauungen vorzunehmen, wo wir durch Pumpstationen und Quellfassungen für großstädtische

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wasserleitungen der Umgebung die natürlichen Wasserreserven entleeren! —

Diese überall an allen Berghängen und in allen Quellgebieten verteilten Wasserhaltungen werden uns auf der anderen Seite manche Hochwassergefahr im Tale beseitigen und teure Flußkorrektionen überflüssig machen, da das Wasser eben viel langsamer und gleichmäßiger, selbst bei starken Regenzeiten, zu Tale kommt. Die vermiedene Flußkorrektion ist aber für sich selbst auch wieder eine Wasserhaltung.

Bekämpfen wir mit den geschilderten Anlagen im Hauptzwecke die Austrocknung des Landes — wie weit dies gelingt, kommt natürlich auf den Umfang der Stauungen an —, so werden wir ohne weiteres gleichzeitig noch einige Nebenerfolge erhalten. Einmal wird ein großer Teil Humus- und Düngestoffe, also wertvolles, fruchtbares Material am Abfließen in die Bäche und Ströme verhindert; dann werden alle einigermaßen größeren Stauwässer sich zur Fischzucht eignen und uns so unmittelbar mit Lebensmitteln versorgen. Zum dritten aber werden sie zur Belebung und Verschönerung des Landschaftsbildes beitragen, wenn sie nicht in dieser Hinsicht ganz ungeschickt angelegt werden, und die Wasser werden oft hübsche Badeplätze für Menschen oder Tiere im Sommer und im Winter Eisplätze bilden und so zu gesunden Übungen Anlaß geben. — Nachteile unserer Wasserhaltungen sind meines Erachtens vollständig zu vermeiden, wenn sie einigermaßen mit Überlegung geschaffen werden; vor allem dürfen die Stauungen nur nahe dem Ursprung der Wasser gebaut werden, wo diese noch durch nichts verseucht sein können, und dann müssen sie in der Höhe sorgfältig bemessen sein, daß ein Übertreten nicht erfolgen kann und die Umgebung auch nicht versumpft wird.

Gtz.

Hausfrauenorganisation. Man hat vielfach geglaubt, der Hausfrauenberuf entspreche so vollkommen der Begabung der Frau, daß eine ernste, gründliche Vorbildung dafür kaum erforderlich sei. Diese Anschauung hat sich bitter gerächt! Die Unkenntnis aller volkswirtschaftlichen Dinge, die Familienselbstsucht der Hausfrauen zu Beginn des Krieges schufen Verhältnisse, die drauf und dran waren, unser Vaterland in ernstliche Gefahr zu bringen. Glücklicherweise bildeten sich damals überall, selbst in den kleinsten Städten, Ausschüsse für Lebensmittelverwertung; diese Ausschüsse suchten die in vielen langen Jahren begangenen Erziehungsfehler durch Belehrungen und Kochkurse einigermaßen auszugleichen; vor allem aber waren die Frauen selbst sich ihres Mangels bewußt geworden und strebten nach gründlicher Besserung. Dazu kam die Preistreiberei mit manchen Nahrungsmitteln — unter anderen mit dem Reis —, die den Hausfrauen zum Bewußtsein brachte, daß die einzelne Frau in solchen wirtschaftlichen Kämpfen nichts bedeutet, daß aber die Frauen, zu einer kraftvollen Organisation zusammengeschlossen, eine Macht als Konsumentinnen sind und, volkswirtschaftlich gut durchgebildet, einen heilsamen Einfluß auf die erschwerte Ernährung unsres Volkes erlangen können.

Den ersten Anstoß zur Gründung einer solchen Hausfrauenorganisation hat in Deutschland der Bund deutscher Frauenvereine gegeben. Auf seine Anregung hin bildete sich im Mai d. J. der Verband deutscher Hausfrauenvereine, der seinen Sitz in Hamburg hat. Bei der Gründung des Verbandes wurden die folgenden Leitsätze aufgestellt:

a) Aufklärung über die wirtschaftlichen Grundlagen der deutschen Volksernährung (Einfuhr, Eigenerzeugung usw.).

b) Aufklärung über Ernährungshygiene, insbesondere auch über nicht genügend bekannte, hochwertige Nahrungsmittel.

c) Verbesserung der hauswirtschaftlichen Frauenbildung.

d) Einrichtung von Beratungsstellen für hauswirtschaftliche Fragen.

e) Kontrolle der Preisbewegung mit dem Zwecke, begründete Urteile über

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Angemessenheit der Preise und Einfluß auf ihre Gestaltung zu gewinnen.

f) Zweckentsprechende Verwertung aller Nahrungsmittel (Obstverwertung u. dgl.).

g) Förderung und Verbesserung der Zufuhr und Vertriebsverhältnisse (z. B. bei Milch, Gemüse usw.).

h) Abschluß von Vereinbarungen mit Produzenten und Händlern zum Zwecke der Erzeugung billigerer Preise für die Mitglieder.

In der Gründungsversammlung wurde beschlossen, eine Geschäftsstelle mit einer genügend vorgebildeten Leiterin einzusetzen, eine monatlich erscheinende Zeitschrift herauszugeben, die allen Mitgliedern zuzustellen ist, und eine wissenschaftliche Untersuchungsstelle für die vielen, gerade jetzt im Kriege so oft auftauchenden Surrogate von Lebensmitteln und neueingeführte Gebrauchsmittel, wie Seifenpulver, Schuhcreme, Bohnerwachs u. dgl. zu schaffen.

Gleich nach Gründung des Verbandes begann eine rege Arbeit in den verschiedensten Gegenden Deutschlands. Überall, in Großstädten und kleineren Orten, wurden Hausfrauenvereine ins Leben gerufen. Für eine einheitliche Organisation der Hausfrauen aller Stände aus Stadt und Land ist der Zeitpunkt zweifellos glücklich gewählt. Der Krieg läßt sie alle sich einiger fühlen in ihren Sorgen und Nöten; die Landfrau erkennt den Wert der Stadtfrau als der Abnehmerin ihrer wirtschaftlichen Erzeugnisse, und die Stadtfrau hat ein Interesse an guter Kaufgelegenheit dieser Erzeugnisse. So vereinigen sich alle in dem Wunsche, sich gegenseitig zu helfen und wirtschaftliche Macht im Zusammenschluß zu finden. Diese Organisation ist auch ein Zeichen der inneren Kraft unsres Vaterlandes: je brutaler die Gewaltmittel der Feinde, um so größer die Organisationsgabe der Deutschen, nicht nur der Männer, sondern auch der Frauen, deren Antwort auf den angekündigten englischen Aushungerungsplan dieser feste Zusammenschluß ist.

Martha Voß-Zietz.

Die Hauptversammlung des deutschen Bundes abstinenter Frauen fand vom 11.—13. Juli in Hamburg statt und war noch nie so besucht wie in diesem Jahre. Von den 50 bestehenden Ortsgruppen waren 45 vertreten, auch waren aus allen Teilen Deutschlands Anhänger der Bestrebungen des Bundes, Vertreter befreundeter Verbände und viele persönliche Freunde der greisen Ehrenvorsitzenden, Ottilie Hoffmann, herbeigeeilt.

Den Montag nahmen die geschäftlichen Sitzungen in Anspruch, die von der Arbeit des Bundes ein überaus erfreuliches Bild gaben. Besonders befriedigte der Bericht der hochverdienten Schatzmeisterin des Bundes, Frau Heidemann, über das Königin Luise-Haus in Leipzig, das sich seit seiner Eröffnung eines immer zunehmenden Besuches erfreut, und dessen vornehmer Bau jedem Besucher des Völkerschlachtdenkmals angenehm auffällt und jeden Abstinenten mit Stolz erfüllt als das schönste Wahrzeichen der Tatkraft und Umsicht des Bundesvorstandes. Die Berichte aus den verschiedenen Ortsgruppen konnten den Eindruck, daß die Arbeit des Bundes immer mehr Erfolg und Anerkennung findet, nur bekräftigen. So berichtete Fräulein Wilhelmine Lohmann, daß die Stadt Bielefeld, dem Antrag der dortigen Ortsgruppe Folge leistend, die Herstellung und Sammlung von Fruchtsäften und Marmeladen selbst in die Hand genommen und eine Schulküche dafür eingerichtet hat. In Bremen eröffnete die dortige Ortsgruppe auf dem Kasernenhof eine Erfrischungsstelle, die täglich rund 1000 Liter Kaffee und 500 Liter Fruchtsaft ausgibt. In Danzig wird die „Soldatenrast" des Bundes von Tausenden von Soldaten besucht, in Königsberg hat eine der 19 alkoholfreien Erholungsstätten für Soldaten, die der Bund ins Leben zu rufen half, einen monatlichen Umsatz von 10 000—15 000 Mark. Das Volksspeisehaus der Ortsgruppe Hamburg, das sich wie alle gleichartigen Unternehmungen des Bundes seit Ausbruch des Krieges in den Dienst der Volks-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ernährung gestellt hat, hatte schon bis Ende Mai rund 60 000 Kriegsessen und 47 000 Essen zum alten Preise von 30 bis 40 Pfennigen ausgegeben und bis Ende Dezember 1914 einen Umsatz von 27 800 Mark erzielt. Ebenso hatte Hannover mit seinen vier Erfrischungsstätten einen vollen Erfolg.

Das Ziel, dem der Bund abstinenter Frauen gleich den befreundeten Verbänden mit aller Kraft zustrebt, liegt freilich weit jenseits von zeitlicher Hilfeleistung und örtlicher Arbeit und mündet in das höchste Verlangen, das die Menschheit jemals bewegt hat. Diesem Letzten und Tiefsten, dem alles Bemühen der Nüchternheitsbewegung dient, gab Ottilie Hoffmann Ausdruck, in Worten, die nicht vergessen werden sollen:

„Aus der Kriegsarbeit, die Sie alle dem Vaterland widmen, sind Sie hergekommen, weil Sie alle deutsch fühlen und wissen, daß auch unsere Arbeit die Kraft des Vaterlandes zu steigern hat. In unserer Zeit wird die Abstinenz, die lange verspottet wurde, von allen anerkannt, von der Kulturmacht der Wissenschaft und von allen kriegführenden Mächten. In schöner Harmonie arbeiten wir, ohne müde zu werden, mit Menschenliebe und im Aufblick zum Höchsten, der uns die Gesetze der Natur gegeben hat. In diesem Sinne wirken Sie auch weiter für unser teures Vaterland, wenn ich nicht mehr unter Ihnen bin. Daß es mir heute noch vergönnt ist, dafür bin ich tief dankbar."

Am folgenden Tage wurden vor geladenen Gästen, den Mitgliedern der Hamburger Frauenvereine und Abstinenzvereine, in eingehenden Vorträgen die „Aufgaben des Bundes im neuen Deutschland nach Friedensschluß" erörtert. Martha Voß-Zietz beleuchtete die volkswirtschaftliche, Hedwig Weidemann die volkserzieherische Seite dieser Aufgabe. In einer gründlichen und vielseitigen Aussprache vereinigten sich schließlich alle Anwesenden in dem Wunsche, vor allem die Jugend vor dem Alkohol zu bewahren, und jede gesetzgeberische Maßnahme zu unterstützen, die geeignet ist, den verderblichen Wirkungen des Alkohols zu begegnen. An den bestehenden Zuständen auf diesem Gebiet wurde eine zum Teil sehr scharfe, aber immer berechtigte und von reinster Vaterlandsliebe bedingte Kritik geübt.

Die hauptsächlichste Veranstaltung der Tagung war die große Jugendversammlung am Montagabend. Der große Saal des Curiohauses war bis auf den letzten Platz gefüllt; auch sehr viele Erwachsene hatten sich eingefunden. Pastor Lic. Rolffs führte aus, daß die noch nicht waffenfähige Jugend ihrem Wunsche, dem Vaterlande zu dienen, nicht besser nachkommen könne als durch den tapferen Kampf gegen die unheilvollen deutschen Trinksitten, die nicht wenig dazu beitrügen, uns im Auslande verrufen zu machen. An ihr wäre es nun, der ganzen Welt zu beweisen, daß wir keine Barbaren sind, sondern das größte Kulturvolk der Erde.

Vor allem aber müsse die Jugend Sorge tragen, daß sie sich nicht durch ein stumpfes Wirtshausleben selbst um alle Kraft und Freude brächte, da sonst das Blut, das auf den Schlachtfeldern für eine würdige und glückliche deutsche Zukunft vergossen wird, umsonst geflossen wäre.

Die Vorsitzende des Bundes, Fräulein Gustel von Blücher, vertiefte diese Forderung noch in ihrer Ansprache. Sie wies darauf hin, daß es die unverbrüchliche und heilige Pflicht der Jugend ist, die furchtbaren Wunden zu heilen, die dieser Krieg dem deutschen Volke schlägt. Auf der Reinheit und Gesundheit der Jugend beruht die Zukunft unseres Volkes. Die Jugend ist berufen, dem Vaterlande ein neues blühendes Geschlecht zu schenken, eine Aufgabe, an deren Erfüllung nichts sie unheilvoller hindern kann als der die Gesundheit des Leibes und der Seele untergrabende Alkoholgenuß. Die Rednerin wandte sich vor allem an die jungen Mädchen, die künftigen Mütter und Erzieherinnen deutscher Kinder, die künftigen Haus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

frauen, die im Bereich ihres Wirkens kein Rauschgift dulden sollten.

Wie alle Veranstaltungen der Hauptversammlung, bewiesen auch die in ihr gestellten Anträge, wie tief die Mitglieder des Bundes von dem harten Ernst der Kriegszeit ergriffen worden sind. Die Ortsgruppe Bielefeld hatte den Antrag gestellt, der Bund solle unter Hinzuziehung von Vereinen mit verwandten Zielen bei den zuständigen Behörden vorstellig werden, daß der Rückmarsch unserer Krieger nach Friedensschluß ebenfalls unter das Alkoholverbot gestellt werden müsse, und daß aus Rücksicht auf das Andenken an die Gefallenen und die Empfindungen der Trauernden ein halbes Jahr lang die Bestimmungen über die Polizeistunde, die Einschränkung des Branntweinausschanks und das Tanzlustbarkeitenverbot aufrecht erhalten werden sollten. Die Vorsitzende brachte den Dringlichkeitsantrag ein, der Bund solle an zuständiger Stelle dahin wirken, daß an Schulpflichtige und Jugendliche unter 17 Jahren weder in Wirtschaften noch im Verkauf über die Straße Branntwein abgegeben werden dürfe, auch nicht, wenn sie die Wirtschaften in Begleitung Erwachsener besuchten. Die beiden Anträge wurden einstimmig angenommen.

Der Tagung schloß sich am 14. Juli eine Huldigungsfeier für Ottilie Hoffmann an, die an diesem Tage mitten in der treuen Arbeit für den von ihr gegründeten Bund in bewunderungswürdiger Frische ihr achtzigstes Lebensjahr vollendete. Viele Hunderte begingen den Geburtstag mit ihr; alle großen Frauenverbände und Abstinenzverbände waren durch eigene Abgesandte vertreten; der Bremer Senat ehrte seine hochverdiente Mitbürgerin durch ein Glückwunschschreiben, das die herzlichste Anerkennung für ihr lebenslanges, vorbildliches Wirken aussprach; und zur besonderen Freude und Überraschung der Gefeierten hatte mitten in den verdoppelten Pflichten und Aufgaben der Kriegszeit die Kaiserin dennoch in alter Anteilnahme an ihrer Arbeit ihrer gedacht und ihr neben einer schönen Gabe ein herzliches Glückwunschschreiben zugehen lassen.

Der deutsche Bund abstinenter Frauen brachte seiner Gründerin und Ehrenvorsitzenden eine „Ottilie Hoffmann-Spende" dar, als Ausdruck des unauslöschlichen Dankes, den Vorstand und Mitglieder ihr stets bewahren werden. Den Höhepunkt der stimmungsvollen Feier aber bildeten wieder die eigenen Worte der Gefeierten, in denen sich ihr Leben der Liebe und Pflichterfüllung aufs neue in seiner ganzen Schönheit offenbarte.

M. E.

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Wagner, Adolf, Wirkl. Geh. Rat: Staatsbürgerliche Bildung. Mit einem Anhang: Die staatsbürgerliche Aufgabe nach dem Siege von A. Damaschke. M. 0,50. Verlag „Bodenreform", G. m. b. H., Berlin NW.

Lange, Willy: Heldeneichen und Friedenslinden. Ein Ruf und Widerhall. Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft für Deutschlands Heldenhaine, Berlin-Wannsee, Bismarckstr. 5.

Müller-Holm, Ernst: Der englische Gedanke in Deutschland. Zur Abwehr des Imperialismus. M. 1,80. Ernst Reinhardt, München.

Der Kampf in deutscher Bilderkunst. Herausgegeben vom Kunstwart. 20 Vollbilder im Formate 27:36½ cm. Text von Ferdinand Avenarius. M. 3,—. Vorzugsausgabe M. 6,—. Georg D. W. Callwey, Kunstwartverlag, München.

Unseren Kriegsinvaliden Heim und Werkstatt in Gartensiedlungen. Denkschrift der Deutschen Gartenstadt-Gesellschaft über den Dienst des Vaterlandes an den Kriegsinvaliden und den Hinterbliebenen der gefallenen Krieger. M. 1,50. Renaissance-Verlag, R. Federn, Leipzig.

Schumann, Wolfgang: Das Schrifttum der Gegenwart und der Krieg. M. 0,40. Georg D. W. Callwey, München.

Bunge, Dr. med. et phil. G. von: Alkoholvergiftung und Degeneration. Vierte Auflage. M. 0,30. 200 und mehr Exemplare M. 0,20. Johann Ambrosius Barth.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

4. Jahrgang Nr. 16 16. August 1915

Das letzte Aufgebot.

Wer am Jahrestage des Kriegsausbruches einen Blick auf die politische Karte der Erde warf, die Gebiete des neuen Dreibundes an den Reichen des Vierverbandes messend, den mußte ein Schauer der Ehrfurcht ergreifen, wenn er bedachte, daß es der G e i s t ist, der über die erdrückende Übermacht an Menschen, Land und Reichtümern bisher den Sieg davongetragen hat.

Es geht weit über alles menschliche Verstehen, daß das kleine Deutschland, verbunden mit dem kolonieenlosen Österreich und der auf dem Balkan feindlich umlauerten Türkei durch zwölf lange Monate hindurch drei Weltreichen unbesiegt die Stirne bieten konnte, von Erfolg zu Erfolg schreitend und so ungeschwächt, daß auch der Verrat Italiens an der Kriegslage nichts mehr zu ändern vermochte.

Nie zuvor hat sich die triumphierende Macht des Geistes in der Geschichte der Menschheit so sichtbar offenbart!

Geistige Tugenden sind es, die uns unbesiegbar machen. Haben doch die sittlichen Mächte: Ausdauer, Ordnungsliebe, Gründlichkeit, vor allem aber die Tugend der selbstverständlichen Pflichterfüllung, die den ersten Führer wie den letzten Soldaten beseelt, das Heer geschaffen, das unser geliebtes Vaterland vor den Schrecken des Krieges bewahrt hat und seine siegreichen Schlachten auf Feindesboden schlägt.

Aus dieser Erkenntnis müssen wir den festen Willen schöpfen, alle Kraft daran zu setzen, diese geistigen Tugenden in unserem Volke lebendig zu erhalten und überall zur Herrschaft zu bringen, wo sie noch von der Selbstsucht überwuchert werden. Dieser Krieg entscheidet über unsere Stellung in der Welt und lehrt uns zugleich, daß innere Werte letzten Endes das Maß der äußeren Macht bestimmen, das erworben und e r h a l t e n werden kann.

Deshalb fordert jeder Sieg von dem Sieger die strengste Selbstzucht. Deshalb muß neben der geschichtlichen Erkenntnis, die die Richtung des Handelns gibt, die sittliche Einsicht stehen, die allein berechtigt ist, das Ziel aufzurichten.

In der Geschichte des vielverlästerten Preußen finden wir ein leuchtendes Beispiel für die Besonnenheit, weise Voraussicht und Gerechtigkeit der verantwortlichen Führer nach einem entscheidenden Siege, der die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Macht in die Hände der Sieger gab, den Erfolg rücksichtslos auszunutzen. Das war nach der Schlacht bei Königgrätz, als niemand anderes als Bismarck, den unsere Feinde den blutigsten Gewaltmenschen der Weltgeschichte zu nennen belieben, den Siegeslauf der preußischen Heere freiwillig zum Stehen brachte. Damals bewiesen König, Staatsmann und Feldherren, daß sie Selbstzucht zu üben wußten, als alle äußeren Umstände zu einem Siegeszuge ins Herz des überwundenen Landes zu drängen schienen.

Das deutsche Volk in seiner Gesamtheit empfindet die sittlichen Forderungen als ausschlaggebend, — halb unbewußt, aus seiner tiefsten Veranlagung heraus die Vielen, bewußt und in erarbeiteter Erkenntnis die geistigen Führer. Auch unsere im Auslande so tausendfach verschrieenen Imperialisten wägen sie sorgfältig ab, und wer ihre Schriften nicht selber liest, sondern nur auf die landläufige Meinung darüber hört, ist auf das höchste betroffen, wenn er sich endlich bemüßigt fühlt, sie selbst kennen zu lernen.

Treitschke liegt der Gedanke an eine auf den Leichen anderer Völker aufgebaute Weltherrschaft ebenso fern wie seinem jetzt so viel genannten, bei uns so wenig gelesenen, bei unseren Feinden nie verstandenen Schüler, dem General Bernhardi. Man könnte versucht sein zu lachen, wenn es nicht so niederdrückend wirkte, mit ansehen zu müssen, wie die Kreise, die in England die öffentliche Meinung machen, aus Bernhardis Buch „Deutschland und der nächste Krieg" das Gegenteil von dem herauslesen, was darin steht. Unseren Feinden ist das Buch der Beweis für die angeborene (in 43 Friedensjahren bewiesene) Gewalttätigkeit des ganzen deutschen Volkes, in Wirklichkeit ist es die Klage eines sein Vaterland feurig liebenden und es von allen Seiten bedroht sehenden Mannes über die viel zu große Friedfertigkeit seines Volkes, über sein mangelndes politisches Verständnis, über seine Gleichgültigkeit gegen weltpolitische Notwendigkeiten. Er sucht sein Volk mit einem kräftigeren Geiste zu erfüllen, dasselbe Volk, das unsere Feinde nach dem Zeugnis seines Buches beschuldigen, vom Geiste roher Gewalt besessen zu sein.

Auch wer nicht mit dem ganzen Gedankeninhalt des Werkes übereinzustimmen vermag — und das werden viele nicht vermögen, da Bernhardis Predigt auch jetzt noch vielerorts taube Ohren findet —, wird sich einen Ausspruch des Verfassers zu eigen machen und, durch den Krieg belehrt, seine Wahrheit nur zu deutlich erkennen: „Wir haben das Bestreben, gerecht zu sein, und bilden uns sonderbarerweise ein, daß auch alle anderen Völker, mit denen wir Wechselbeziehungen unterhalten, dieses Bestreben teilen."

Auch Rohrbach lehnt es mit klaren Worten als unsittlich, gefährlich und schlechthin unmöglich ab, daß das deutsche Volk nach dem Vorbild seiner Feinde, besonders Englands, nun auch seinerseits dazu übergehen solle, Gewaltpolitik zu treiben und sich unbegrenzten Eroberungsgelüsten hinzugeben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In seinem Aufsatze „Wohin muß uns der Krieg führen?"*) findet sich die folgende, höchst bezeichnende Stelle, die die grundsätzliche Verschiedenheit des deutschen und englischen Imperialismus auf das schärfste hervortreten läßt:

„Die Geschichte und das Sittengesetz lehren uns miteinander, daß es unmöglich ist, und daß es die rächende Macht des Schicksals herausfordert, Gewalt, und sei es die Gewalt des vollkommensten Sieges, für die Vernichtung der Lebens- und Widerstandskraft großer Völker einzusetzen."

Dem brauchen wir nur hinzuzufügen: Das walte Gott! Wir können es der rächenden Macht des Schicksals wahrlich mit beruhigtem Gewissen überlassen, eine Gewaltpolitik, wie England sie seit Jahrhunderten getrieben hat, zu strafen und zu brechen. Hüten müssen wir uns nur, daß wir, falls das Schicksal uns dazu als sein Werkzeug benutzen sollte, nach getaner Arbeit in denselben Fehler verfallen, den wir jetzt an unseren britischen Feinden mit so tiefer Berechtigung hassen.

In seinem Werke „Der deutsche Gedanke in der Welt" erhebt Rohrbach sich endlich zu einer sittlichen Höhe der Anschauung, die alle unsere schmähsüchtigen Feinde beschämen müßte, wenn sie nur lesen wollten, was die deutschen Verfasser wirklich geschrieben haben. Dieser überzeugte und begeisterte Verfechter berechtigter deutscher Machtansprüche hat sich den klaren Blick dafür zu bewahren vermocht, daß in dem Heranwachsen der deutschen Macht für das englische Volk eine ungeheure Tragik liegt. Er ist gerecht und unvoreingenommen, kurz deutsch genug, um anerkennen zu können, „daß es eine schwere, eine harte Sache für die Engländer ist, wenn sie jetzt außer dem eigenen politischen Wollen auch noch das einer anderen Nation als Maßstab für ihre Entschlüsse gelten lassen sollen". Und ahnungsvoll und trauernd fügt er, lange vor Ausbruch des Krieges, hinzu: „Niemand hätte das Recht, ein großes und souveränes Volk zu tadeln, selbst wenn es in einer solchen Lage erst kämpfen wollte, bevor es sich fügt!"

Es bleibe dahingestellt, ob auch nur einer unserer Feinde imstande wäre, uns eine gleichgroße, von vollem Verständnis getragene Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

* * *

Wer fremde Eigenart achtet, darf wahrlich auch Achtung vor dem eigenen Wesen fordern. Wer fremden Völkern das Recht zugesteht, sich nach dem vollen Maße ihrer inneren Kraft zu entwickeln, und den Platz einzunehmen, der ihnen nach ihrem inneren Werte gebührt, der darf auch für die eigene Entwicklung Raum beanspruchen. Das ist der Geist des

*) Vergleiche: „Zum Weltvolk hindurch". Stuttgart 1914 bei Engelhorn Nachf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutschen Imperialismus, und man kann sich schwerlich eine Forderung vorstellen, die vollkommener berechtigt wäre.

Die ungeheure geistige Spannkraft des deutschen Volkes hat ihm bisher die Überlegenheit über die äußere Übermacht seiner Feinde erhalten. Wird sein geistiger Reichtum ihm auch die Zukunft verbürgen, die allein die blutigen Opfer dieses Krieges und all den Jammer der Hinterbliebenen aufwiegen kann?

Es gibt auf diese Schicksalsfrage nur eine Antwort: Es ist dem deutschen Volke selbst in die Hand gegeben, sich diese Zukunft zu erringen. Doch wird sie nicht nur auf den Schlachtfeldern erkauft, nein, jeder Einzelne, jeder Bürger Deutschlands, ohne eine einzige denkbare Ausnahme, muß in seinem täglichen Dasein, in all seinem Tun und Lassen mit um diese Zukunft kämpfen. Auch die tapfersten Heere können einem Volke, das sie nicht verdient, eine glückliche Zukunft nicht erkämpfen, und schritten sie unaufhaltsam von Sieg zu Sieg. V e r d i e n e n muß sie sich das ganze Volk.

Doch sind wir reif genug dazu? Haben wir genug Gerechtigkeit, Opfermut, Nächstenliebe? Sind wir reich genug an geistigen Tugenden, um der großen Zukunft, der großen Macht würdig zu sein?

Derselbe Rohrbach, der die Berechtigung der deutschen Ansprüche mit solcher Hingabe vertritt, verrät in seinem Aufsatze „Der Vater der Dinge", freilich in einem anderen Zusammenhang, eine Tatsache, die wohl geeignet ist, uns mit ernsten Zweifeln zu erfüllen.

Nach zahlenmäßigen Unterlagen, die er dem staatswissenschaftlichen Handwörterbuch entnommen hat, stellt er fest, daß in den 66 Jahren von 1848 bis zum September 1914 in Europa mehr Menschen durch Selbstmord zugrunde gegangen sind, als auf allen Schlachtfeldern und in den Kriegshospitälern. Die Verluste dieses Krieges sind, wie schon aus der Entstehungszeit des Aufsatzes zu ersehen ist, nicht mitgerechnet, — aber dennoch, welch ein Abgrund menschlicher Leiden enthüllt sich in dieser einen furchtbaren Tatsache! Bedenken wir, daß die Menschen noch unter den elendesten Verhältnissen am Leben hängen — denn sonst müßten längst einmal an Orten der Verdammnis, wie die Slums der englischen und amerikanischen Städte sie darstellen, eine wahre Selbstmordseuche ausgebrochen sein —, so können wir nur mit unnennbarem Grauen ermessen, welch äußerste Unbarmherzigkeit des Daseinskampfes die Menschen so scharenweise in den freiwilligen Tod getrieben haben muß. Dann ist aber der Krieg zwischen den Heeren feindlicher Völker nicht grausamer, schon weil in der Zeit begrenzter, als der Zustand, den wir wie zum Hohn Frieden nennen, und der es mit sich bringt, daß die Menschen zu Tausenden in rohester Weise aus dem Leben hinausgedrängt werden. Dann muß aber auch unser Friedenswille und unsere Friedensliebe mitten im alltäglichen Leben einsetzen, um im nächsten Kreise die Bedingungen des Kampfes ums Dasein,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in dem es keinen Waffenstillstand und keine Versöhnung zu geben scheint, menschlicher zu gestalten.

Wir können die deutschen Zustände nicht ausnehmen, wenn wir uns über die schauerliche Vergeudung von Tausenden von Menschenleben entsetzen. Auch bei uns sind die Formen des wirtschaftlichen Kampfes entartet. Wir werden die Herrschaft, die die Zukunft uns verleihen mag, vor allem mit all der Gerechtigkeit und Milde, zu der wir bereit sind, auf unser ganzes eigenes Volk ausdehnen müssen. Es wäre ja nackter Hohn, wollten wir unsere weltgeschichtliche Aufgabe einzig darin sehen, fremden, unentwickelten Völkern und Rassen, die noch auf lange Zeit hinaus nicht Subjekt, sondern nur Objekt der Politik sein können, die Segnungen der deutschen Kultur, die unbezweifelbar vorhanden sind, entgegenzubringen, während wir unsere eigenen Volksgenossen davon ausgeschlossen sein ließen. Deshalb muß der Kampf, den wir auf den Schlachtfeldern gegen tausend böse Gewalten zu führen gezwungen sind, auch in der Heimat ausgefochten werden.

* * *

Wir sind in die Formen der abendländischen Zivilisation hineingeboren worden; wir können sie nicht von außen betrachten und beurteilen. Um so bedeutsamer muß es daher für uns sein, das Urteil eines Menschen zu hören, der von einem fremden Kulturkreise her an ihre Erscheinungen herantritt.

Ein solches Urteil, das von einem Japaner stammt und sich mit der englischen Kultur befaßt, liegt in Folgendem vor:

> „Das düstere, imposantere, überwältigendere England bot ihm andere Probleme. Er studierte seinen ins Unermeßliche wachsenden Reichtum und dessen Kehrseite, den Schmutz und das Elend, das in seinem Schatten so üppig wuchert. Er sah die großen Häfen vollgepfropft mit den Reichtümern von hundert Ländern, das meiste Raubgut, und erkannte, daß die Engländer gleich ihren Vorfahren eine Rasse von Plünderern waren, und erwog, wie das Schicksal seiner Millionen sich gestalten würde, wenn es ihnen — sei's auch nur einen Monat lang, nicht möglich wäre, andere Nationen zu zwingen, alles für sie zu beschaffen. Er sah die Liederlichkeit und die Trunksucht, die die Nacht in dieser größten Stadt der Welt zu etwas Verabscheuungswürdigem machte, und er staunte über die konventionelle Heuchelei, die sich blind stellt, über die Religion, die Dankgebete spricht, angesichts solcher Verhältnisse, über die Verblendung, die Missionäre dorthin sendet, wo man ihrer nicht bedarf; ... Er konnte begreifen, was diese Nation wert war, wenn man den Maßstab des menschlichen Leides daran anlegte, er fühlte ihre drohende Macht und ahnte die unermeßliche Bedeutung ihrer intellektuellen Überlegenheit. ... Die Überlegenheit des Abendlandes war keine ethische. Sie lag in Kräften des Intellekts, die, durch unermeßliches Leid entwickelt, an der Vernichtung des Schwachen durch den Starken angewendet wurden."

Seltsam genug, daß ein Japaner so über England urteilt, das seinem Lande in diesem Kriege verbündet ist. Seltsamer noch, daß es ein Engländer ist, der uns dieses Urteil übermittelt. Ein Engländer freilich, der,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

angewidert von der Lüge der britischen Kultur, sein Volkstum und seinen Glauben abstreifte und Japaner und Buddhist wurde. Sein Name ist Lafcadio Hearn. Seine Schriften sollte lesen, wer sich darüber wundert, daß die Japaner sich in diesem Kriege so viel ritterlicher verhalten als unsere europäischen, christlichen Feinde*).

Es wäre grundfalsch, wollten wir uns verhehlen, daß auch wir Deutschen von des sonderbaren Mannes vernichtendem Urteil über die abendländische Zivilisation mitbetroffen werden. Von den englischen Zuständen unterscheiden sich die deutschen nur noch dem Grade nach, und wenn wir fortfahren, dem englischen Vorbilde mit einem Eifer nachzuleben, der einer besseren Sache würdig wäre, so ist es das Bild der deutschen Zukunft, die uns in den Elendsvierteln der englischen Großstädte und von dem furchtbaren Themseufer der reichsten Stadt der Welt anstarrt.

Der englische Staat hat in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts seinen Bauernstand ausgerottet. Wenn es unseren Unterseebooten gelingen sollte, die englische Zufuhr abzuschneiden, so würde jene Vergewaltigung des eigenen Volkes durch eine verblendete Regierung ihre letzten Folgen zeigen. Und ebenso wäre es unsere eigene Schuld, wenn es England gelingen könnte, uns auszuhungern. Ein Volk, das kein Brot mehr baut, ist wert, daß es zugrunde geht. Das ist eine noch überhaupt nicht beachtete Lehre dieses Krieges, die doch gar nicht genug beherzigt werden kann.!

Jedes Unrecht, das ein Staat gegen seine eigenen Bürger begeht, muß sich früher oder später rächen, wie auch die Gleichgültigkeit der Bürger gegen den Staat. Oft genug sind die Waffen eines äußeren Feindes das Werkzeug, durch das das Unrecht sich selber rächt. Rom ist ein warnendes Beispiel. England kann es werden.

Kein Volk auf Erden kann hoffen, ewig zu bestehen. Auch das Deutsche Reich wird einst der Vergangenheit angehören, wie die großen Kulturstaaten und Weltreiche, die vor ihm dahingingen. Ewig ist nur der bleibende Einfluß eines Volkes auf die Menschheit, — sofern er gut war. In diesem Sinne leben Hellas und Rom heute wie einst und werden leben, solange eines Menschen sehnsüchtiges Verlangen nach hohen Idealen greift, solange noch in eines Menschen Seele die Bewunderung für heldenhaftes Leben und Wirken rege ist. Wo sind die alten Eroberervölker geblieben? Wo ist Etzel mit seinen Hunnen? Sie leben nur weiter wie eine schreckhafte Sage. Ihr Einfluß ist dahin. Sie waren ein abgestorbener Ast am Baume der Menschheit, der abgehauen und ins Feuer geworfen wurde.

Alles Tun und Lassen der Völker wie der Menschen kann nur im Gedanken an Ewiges gemessen und gewertet werden. Schon aus diesem

*) Vergleiche Lafcadio Hearns Werke bei Rütten und Loening, Frankfurt a. M.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einen ausschlaggebenden Grunde ist die nackte, krasse nationale Selbstsucht ein Unding und verfehlt ihren eigenen Zweck.

Wir Völker des Abendlandes aber, die wir nicht hoffen können, ewig zu bestehen, wir sind dennoch der Menschheit letztes Aufgebot. Als Rom zerbrach, harrten jenseits der Alpen schon jugendfrische Völker, bereit, ihm die Herrschaft abzunehmen, wie das römische Reich einst Hellas abgelöst hatte. Wenn die Kulturvölker der Gegenwart zugrunde gehen, wer soll sie ablösen? Es gibt keine jugendlichen Rassen mehr. Wo die Zivilisation mit ihren Schiffen und Bahnen hinkam und noch weit über das erschlossene Gebiet hinaus, hat sie die unentwickelten eingeborenen Völker mit ihren Giften und Lastern verdorben, ehe sie für Geist und Körper Schutzstoffe zu bilden vermochten. So sterben sie an der Zivilisation, ehe sie zur Kultur reif geworden sind, wie die Indianer Nordamerikas und andere ausgerottete Völkerstämme. Aus ihnen wird kein neues Geschlecht entstehen, das die Fackel vorantragen kann, wenn sie den alten Völkern durch eigene Schuld entsinkt. Halten wir sie nicht hoch, so muß das Ende kommen, ein Weltuntergang, wie er verdienter nicht zu denken ist.

Wohl gibt es ein altes Wort: „Aus dem Osten das Licht!" Aber es wanderte gen Westen. Die Menschheit darf ihr Angesicht nicht wieder ihrem Ursprung zuwenden, wenn sie nicht verlieren will, was sie unter jahrtausendelangen Leiden sich selbst und der Natur abgerungen hat. Nicht Rußland darf der Menschheit Führer werden, noch das schlafgebundene Riesenreich China. Sie sind beide uralt und kranken an uralten Lastern.

Deshalb ist es die Entscheidungsstunde der ganzen Menschheit, wenn Deutschland nach dem Friedensschluß zu den alten bewährten seine neuen Verbündeten wählt. Wählt es falsch, so können wir dem alten Europa getrost den Grabsegen sprechen. Und die Gefahr, daß es falsch wählt, weil es nur des Vorteils der nächsten Jahrzehnte gedenkt, ist größer, als die Allgemeinheit ahnt.

Wir dürfen uns durch den Haß gegen England nicht so völlig verblenden lassen, daß wir Rußlands Hilfe suchen, um die britische Anmaßung zu brechen. Der Krieg hat uns gelehrt und mit uns der ganzen Welt, daß Rußland nicht zu Europa gehört, sondern zu Asien. Aber seine Sehnsucht geht nach dem Westen. Der ewig landhungrige russische Bauer, den die endlose russische Ebene umgibt, der die Grenzen des Zarenreichs nicht sieht, glaubt so fest daran, daß sein Volk berufen ist, die altersmüden westeuropäischen Völker zu verjüngen, wie der Gebildete, der weiß, daß Rußland langsam, aber stetig wächst, und daß es warten kann. In Deutschland aber wie in Frankreich und England geht der Geburtenzuwachs zurück, ein böses Zeichen versiegender Lebenskraft der westeuropäischen Völker. Und dennoch müssen sie nach der zwingenden Logik der Menschheitsentwicklung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einst Frieden schließen und sich vereinen, um den Wall zu bilden gegen die asiatische Flut.

Sonst wird Europa in naher Zukunft, wie Napoleon voraussagte, kosakisch sein.

Melanie Ebhardt.

Gotik.

Ich schloß neulich meinen Aufsatz über ägyptische Kultur*) mit den Worten: „Ich predige nicht zurück zur Gotik, wohl aber: schafft ähnlich Germanisches und ähnlich Großes!" Ich hätte hinzufügen sollen: Und auf immer weg von der Renaissance. Renaissance hat mit Germanentum nichts zu tun. (Ich kenne sehr wohl die gekünstelten Einwände der Renaissanceanbeter. Das Einzige, was die Renaissance mit Germanentum gemeinsam hat, ist die bei ihrer Aufnahme zutage tretende Erscheinung, wie leicht und gern der Germane sein Eigenes unterschätzt und dem Fremden nachzieht, als läge dort die Offenbarung.) Die Gotik, im damals germanischen Frankreich entstanden, ist die Glanzleistung des Germanentums, weil sie germanischen Geistes eigenste Schöpfung ist. Was der Germane nach ihr architektonisch leistete, war ihm innerlich fremd, die Nachahmung einer Nachahmung. Die Renaissance kann den Vergleich mit der ureigenen Gotik nicht aushalten, erstens weil sie künstlerisch armseliger ist, und zweitens weil sie selbst nur größtenteils Nachahmung ist. Mit der Gotik wird eine ungeheuer neue, ungeheuer reiche Kultur über die Welt gestreut. Die Renaissance ist ein genußfroher, nur mit scheinbaren eigenen Zutaten versetzter Aufguß der griechischen Kultur, die selber zudem von vielen andern alten Kulturen übertroffen wurde. Von der römischen Kultur gar nicht zu reden. Deshalb ist die Renaissance auch nur Zivilisation: Kultur hat sie nie verbreitet, weil sie selbst keine hatte. Nachahmung gebiert nimmermehr wahre Kulturwerte. Der Humanismus ist ungeheuer überschätzt worden.

Kommt man in einen deutschen Buchladen, so werden einem Bücher über die Renaissance zu Hunderten angeboten; verlangt man Gotik, kaum eines. Jüngst hat Worringer trefflich versucht, das Wesen der Germanenkunst den Nachtretern der italienischen Scheinkultur, die uns so fern, so fern ist, deutlich zu machen. Aber auch er ist nur bis zur Hälfte des Weges gekommen, er betont allzusehr das Grenzenüberfliegende, manchmal „Krampfhafte" der letzten gotischen Periode, weil er die großartige und urdeutscheste Gotik, die norddeutsche, scheinbar nicht gesehen hat. Und von der Ruhe und Vornehmheit der bürgerlichen nordischen Gotik in ihrer Außen- und Innenkunst hat er wohl wenig oder

*) Vortrupp Nr. 11.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nichts mit eigenen Augen geschaut. Es ist nicht nur einseitig, sondern auch verkehrt, die „Formprobleme" der Gotik an den süddeutschen, nachbarlich immerhin beeinflußten Schöpfungen zu beurteilen; das, was die Gotik als ihr Höchstes und Reinstes hervorbrachte, ist die rein deutsche Gotik, d. h. die norddeutsche, die sich in ungefügen Backsteinen und im Eichenholz rein, groß und über die Maßen edel ausspricht.

Damit ist nichts gegen die Größe und Deutschheit der süddeutschen Gotik gesagt. Auch hält sich diese in der Innenkunst auf ureigensten Bahnen. Man wird hoffentlich künftighin nicht mehr, vom sternübersäten Baedeker begleitet, so begierig nach Italien wandern, sondern mit einem andern Reisebuche Deutschland durchpilgern. Ich bin oft in Italien gewesen und habe staunend vor den Werken der, hierorts meist nicht bekannten, byzantinisch beeinflußten Frührenaissance und kalt und angeödet vor denen der Hochrenaissance gestanden, aber am wohlsten fühlte ich mich in Venedig, Siena, Perugia und vor Orvietos Dome, dem „Wunder der Welt". Weshalb? Darüber konnte ich mir damals keine Rechenschaft geben. Jetzt weiß ich es: Weil ich hier keine romanische Nachahmungskunst sah, sondern fühlte, hier hatten Germanengedanken etwas Eigenes und Erhabenes in die Enge des Romanentums geschleudert.

Es soll eine Zeit kommen, wo der Deutsche Deutschland durchpilgert und mehr und mehr sieht, wieviel reichere und mannigfaltigere Gabe der Germanengeist dem offenen Sinne bietet, als das bis zur Lächerlichkeit überschätzte Italien. Und mehr und mehr werden sich die Schritte auch nach Norden lenken, und mehr und mehr wird der Wanderer staunen. Es ist wahr: Süddeutschland hat die Einheit von Stadt und Dorf mit liebender Hand und unbewußtem oder bewußtem Verständnisse häufig zu wahren gewußt; der Norddeutsche hat im 19. Jahrhundert seine Städte und Dörfer in barbarischer Weise verhunzt. Aber was sich vor diesen Barbarenhänden hat retten können, ist gewaltig. Der Deutsche weiß tatsächlich nichts von seinem Reichtume. Wer pilgert nach Lüneburg, Güstrow, Doberan, Prenzlau, Brandenburg, Neubrandenburg, Stralsund, Parchim, Chorin, Wismar, Tangermünde, Königsberg in der Neumark, Stargardt, Thorn und vielen andern an alten Schätzen reichen Städten? Wer geht, nur um zu schauen und zu lernen, nach Lübeck und nach Danzig und den Deutschordensburgen?

Gewiß, ein feiner Geist wird hier allzu oft beleidigt. Die furchtbarste Leistung haben ganz im Gegensatze zu der trefflichen Aufarbeitung der Doberaner Kirche die Lübecker mit der Marienkirche aufzuweisen: Sie ist wohl ohne Zweifel die architektonisch großartigste Kirche des Germanentums. Aber im Innern beleidigt ein plumper Barockaltar, während der herrliche gotische, ein Wunderwerk von Schnitzkunst, in der Sakristei sein Dasein fristet; und die großartige Wirkung germanischer Raumkunst wird durch nachgeäffte, armselige, italisierende Epitaphien erstickt und geschändet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ähnlicherweise ließ noch mancherorts der Germane von falschen Lehrern seinen großen Sinn übertölpeln, wie er jetzt noch von Jugend auf künstlich durch seine Erzieher in die Öde der italischen Nachäfferei getrieben wird. Weshalb? Weil sie leichter und seichter ist.

Aber unser Land ist trotz alledem so reich, daß sich der Sinn mit Freude füllt. Freilich, in den modernen Großstädten — z. B. in Berlin — wird diese Freude arg getrübt. Messel hat einmal einen großen Ansatz genommen. Wertheim und Thorner Rathaus sind eng verwandt, aber jedes eigen. Die meisten der neuen Gebäude aber schmücken sich wieder mit sinnlosen korinthischen Säulen und römischen Tempelfassaden. Warum macht sich der Germane künstlich so arm? Oder ist dort überhaupt kein germanischer Geist mehr am Werke? Lähmt die zusammengewürfelte Großstadt all seine Schwingen? —

Gotik ist in ihrer höchsten Form Gestaltung von Idee: das Überschwengliche, die Schranken Überfliegende bekommt Ausdruck und Heimatrecht. In ihren Senkrechten herrscht Siegesjubel. Aber die Macht der Erde wird in der Backsteingotik nicht verleugnet. Die zwei Welten, in die das Menschsein tritt, ruhen gleich groß gestaltet nebeneinander. Die süddeutsche Gotikarchitektur ist einheitlich; die nordische ist Zweiheit, dem Menschsein näher kommend, schwer und leicht zugleich, zwiespältig wie die Germanenseele. Die süddeutsche weiß selig-wahnvoll nichts von Fesseln; die nordische lehrt erst die Fessel kennen und sprengt sie dann. Sieg ist beider Losung, aber der schwerer errungene ist erschütternder, heldischer.

Nun kommen aber die satten Leute unserer Tage und sagen: Eben weil die Renaissance des Rüstzeugs der Germanen, der Idee, entbehrt, eben weil sie so behaglich, lebensfroh ist, deshalb ist sie so groß. Hätte man diese Leute irgendwann einmal auf gotische Innenräume aufmerksam gemacht, sie würden staunen, und zeigt man ihnen einen solchen — die Schule hat zu derartigen Hinweisen offenbar keine Zeit —, so staunen sie tatsächlich, wie ich erlebte. Die bürgerliche Gotik ist die vollendetste Innenkunst, die das Germanentum hervorgebracht hat. Nichts Finsteres. Machtvoll ragen die Giebel auf, und schnörkelfrei und makellos laden die Innenräume zu einem gesetzten, vornehmen Lebensgenusse. Ganz einfach, fast ohne Zierat sind Truhen, Tische, Bänke und Schränke (Lüneburg, Brandenburg). Und doch welche Abwechslung! Und wo das Maß- und Rankenwerk der Kirchen nachgeahmt wird, geschieht es in edler und maßvoller Weise. In der Wärme der Innenkunst sind norddeutsche und süddeutsche Gotik gleich, obwohl sie von anderen technischen Voraussetzungen ausgehen. Malerei, Bildhauerkunst erreichten Höhen, die wir jetzt kaum messen können. Selbst den spröden Ziegelsteinen werden vortreffliche Formungen abgerungen. Die Flächenteilung erinnert in ihrer Unfehlbarkeit an ägyptische und seldschukkische Kunst, die bunten Schmelzkacheln des Nordens bringen Rhythmus und Glanz in die Größe des Aufbaues. Die Schnitz-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kunst und Glasbläserei waren nie so reich und schön wie damals. Die Altarwerke von Schleswig und Güstrow sind wie die Werke Riemenschneiders unerreicht. Die gotischen Gewebe bedeuten den Höhepunkt deutscher Gewebekunst. Das Hohe Lied der Liebe, Tristan und Isolde, ist gotisch!

Ich weiß sehr wohl, wie weit die Gotik mit dem Orient zusammenhängt und werde darüber eine auf eigene Studien gegründete Arbeit nächstens herausgeben: Aber diese orientalischen Formen benutzt sie nur, um Eigenes zu formen. Auch lag und liegt dem Germanentum der überfliegende orientalische Geist — in seiner reinen Form — begreiflicherweise mehr als die sich ewig wiederholende beschränkte Römerkunst.

Stets hat dem Germanentum der Zug über die Alpen Schaden gebracht, an Leib und Seele. Mit den Hohenstaufen hat die Kraftvergeudung nicht aufgehört. Noch heute hetzen unsere Erzieher die deutschen Seelen in die italienische Gedankenöde und lassen sie dort verbluten.

Daran liegt es, daß wir heute längst nicht den Kulturgrad besitzen, mit dem wir uns nach außen brüsten. Laßt uns einmal ehrlich sein. Technik ist nicht Kultur. Auch die anderen Völker haben den Kulturgrad nicht. Woher sollten ihn die Lateiner auch nehmen? Aber wir haben etwas Eigenstes, was jene nicht haben, an dem wir uns aufrichten können: die Gotik. Predigt die! Nicht zum Nachmachen, aber zum Anspornen.

Nun kommen aber die ganz Zufriedenen und sagen: „Was Gotik, was Renaissance! Wir haben ja selbst Kultur genug und brauchen weder Nachahmung noch Ansporn!" Gegen diese heillose Verwechslung von Kultur und Zivilisation wird nach dem Kriege ein unvermeidlicher Kampf entbrennen müssen. Nicht nur haben wir die Schädlinge, die noch jetzt alle künstlerische Kultur von außen einschleppen wollen und in der faden Beengtheit der Neu-Franzosen das künstlerische Heil Deutschlands sehen, unschädlich zu machen — auch mit denen, die der Kunst überhaupt breit den Rücken kehren und mit dicken Fingern auf die Wissenschaft weisen, muß sich die Kultur auseinandersetzen. Denn alle Kultur kommt vom Künstlerischen. Auch Wissenschaft ist nur insofern Kulturbringer, als sie künstlerisch erfaßt und durcharbeitet ist. Die Vedenweisheit, Platos und Kants Werke sind künstlerische Leistungen allergrößten Stils, ebenso wie die großen Entdeckungen der Naturwissenschaft. Auch große Naturwissenschaft ist Kunst und nicht Handwerk.

Ein neuer Geist weht durchs Land, das ist nicht zu streiten. Die neue Kultur wird, wenn überhaupt, nach dem Kriege kommen. Vielleicht holt sie sich viel Anschauungsmaterial aus dem Oriente. Ebenso wie sie Renaissance herausfegen muß, will sie wahrhaft sein, ebenso darf sie nicht eine Nachahmung der Gotik sein. Es wäre dann eine Gotik-Renaissance, nicht germanenfern wie die italienische, aber immer doch nur Nachahmung. Und das ist nicht wahre Kultur. Ich hoffe bebenden Herzens, daß sie kommt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Gotik und italischer Renaissance weit entfernt. Aber der Gotik muß sie näher sein und eins mit ihr notwendigerweise gemeinsam haben: Deutschtum, echtes Germanentum.

Prof. Dr. H. Much.

Rund um uns

Ein Brief aus der Heimat. *)..., den 23. Juni 15. Lieber Karl W..., ich habe mich so zu Ihrem feinen Brief gefreut! Was für ein schönes, starkes Erleben muß das gewesen sein, die Reise durch Österreich-Ungarn! — Ich muß Ihnen heute gleich wieder schreiben, noch dazu, weil ich zwei so wunderschöne Tage verlebt habe, wovon ich Ihnen erzählen möchte.

*) Ein Freund des Vortrupp, der auf dem östlichen Kriegsschauplatz kämpft, hat diesen Brief aus der Heimat erhalten und stellt ihn uns zur Verfügung. Unser Freund schreibt dazu:

„... Dieser Tage erhielt ich einen Brief von der Freundin meiner Frau, der mich heilfroh gemacht hat. Die Freundin, eine Lehrerin in Kiel, hat vor zwei, drei Jahren ihre konfirmierten Schülerinnen um sich gesammelt, um diesen Mädchen, die alle aus einem Arbeiterviertel stammen, und mit denen sie die letzten Jahre der Schulzeit verlebte, auch fernerhin Führerin sein zu können. Was sie ihrer Gefolgschaft geben konnte, zeigt der Brief. Ich lege ihn bei. Nachdem ich ihn gelesen hatte, kam mir der Gedanke, ob er wohl zur Veröffentlichung geeignet sei, und ich mußte in erster Linie an den Vortrupp denken. Briefe aus dem Felde haben Zeitungen und Zeitschriften viel gebracht. Briefe aus der Heimat, die das Salz des Soldaten sind, weniger..."

Vortrupp.

Zwei Wandertage waren es mit meinem Jugendverein. Seit den letzten Malen haben wir Laurines frühere Schüler mit. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen davon erzählt habe? Die Stadt hat für die begabtesten Schüler aus den Mittelschulen einen Kursus eingerichtet zur Vorbereitung auf die Einjährigen-Prüfung. Den hat Laurine im Französischen. Viele dieser früheren Schüler sind ja jetzt im Felde, von dem Rest dürfen die Allerbesten mit uns. So waren wir am Sonnabendmittag etwa 30 am Bahnhof, und dann fuhren wir gleich mitten hinein in die Schönheit, an den großen Plöner See. Nun gings am linken Ufer entlang auf schmalen Wiesenpfaden und durch Wälder in der Richtung auf Bosau zu. Kennen Sie die Strecke? Am Waldrand, vor uns Wiese, Bach und See, Rast mit Kaffeekochen. Diese Raststunden — denn es werden immer Stunden daraus — sind etwas mit vom Schönsten. Im Kreise sitzt man um die dampfenden, brodelnden Kessel, einige Mädchen kochen und schenken ein und hantieren. Und dann, wenn auch sie zur Ruhe kommen, heißt es: Wer hat heut etwas Feines? Dann haben so viele etwas auf dem Herzen, daß gar nicht alle drankommen können. Laurines Jungen wollen uns das nächste Mal mit einem Stück aus Shakespeares „Sommernachtstraum" überraschen; ich bin aber eingeweiht. So werden Geschichten und Märchen erzählt, plattdeutsch und hochdeutsch vorgelesen, Gedichte aufgesagt, gesungen, Erlebtes erzählt. Zwei Ladenmädel hatten ihre

Pfingstfahrt zu Papier gebracht. Darüber habe ich mich so gefreut, mit ganz tiefer, andächtiger Freude hab ich das genossen. Wenn ich sie dann alle so bei mir herum habe, Karl, meine feinen, tapferen Großstadtladenmädel und Kökschen, dann hab ich sie ganz schrecklich lieb und könnte für sie alles tun. Zuerst nahm ich die Aufgabe ja auf mich aus sozialem Pflichtbewußtsein; aber ich muß sagen, ich denke kaum noch daran; es ist mir reinweg Freude, zu geben aus vollem Herzen und zu sehen, wie diese jungen Menschen es mit ihren begeisterten, aufnahmehungrigen Seelen erfassen. — Den Schluß der Kaffeestunde bilden dann die Volkstänze; das ist für alle auch jetzt ein großes Vergnügen. Ich habe darin eine Wandlung durchgemacht. Zuerst sträubte sich etwas in mir dagegen: jetzt Tanz. Aber jetzt halte ich es doch für gut, daß die jungen Menschen auch in dieser Zeit neben dem Ernst starke, reine Freude empfinden.

So wird dann weiter gewandert, immer singend, singend! „Die Reise nach Jütland" gehört auch mit zu den Lieblingsstücken. Ach, und dann alle die andern lieben, schönen Weisen „Herzlich tut mich erfreuen die fröhlich Sommerzeit", „Wohlauf, ihr Wandersleut", vom „Mayen", der uns „Blümlein viel bringt", vom „Burebüble" und alle die andern. So zogen wir am Abend in Bosau ein. Wenn Sie das noch nicht kennen, Karl, dann müssen Sie es noch einmal kennen lernen! Es hat eine uralte, schlichte, trutzig-schöne Kirche, in einem Kranz von Linden steht sie auf dem kleinen Friedhof am See. Wir wollten gerne das Innere sehen. Gewöhnlich zeigt und erklärt der Küster. Aber wir hatten so viel von dem Pastor gehört, so wollten wir den so gerne als Führer haben. Der allerfixeste Jung wurde als Abgesandter ausgesucht, rein und ordentlich gemacht und abgeschickt. Ja, der Pastor wollte, wir sollten nur schon auf den Friedhof gehen. Da kam er auch schon durch das Pförtlein zwischen Pfarrgarten und Friedhof, ein hoher, alter Mann. Man war sofort in seinem Bann, man spürte die starke Persönlichkeit. Den zu sehen und zu hören, das war ein künstlerischer Genuß. Er paßte so dazu, die alten Sagen aus Slawen- und Heidenzeit und später aus der Christenheit zu erzählen; knapp, schlicht, wuchtig. Sein „Daraus könnt ihr sehen, Kinder, wie wunderbar Gottes Wege sind", das gehörte dazu. Dann wirkte natürlich der alte Friedhof, die dämmerige, altertümliche Kirche mit. Alle, alle waren wir wie im Bann und erwarteten, alle Augenblick könnten Zeichen und Wunder geschehen. Dann waren wir entlassen, anders kann ich es nicht nennen. Der alte Mann hatte eine so herbe, hoheitsvolle Art, daß man knapp wagte, einen Dank anzubringen. Eigentlich wollten wir jetzt unter der großen Linde Volkstänze tanzen, aber allen war die Stimmung vergangen dazu. So stiegen wir auf die Höhe hinter dem Dorf. Da lag unter uns das Dorf mit dem weiten See dahinter, mit den Wäldermassen an seinen Ufern, und der Himmel und das Wasser brannten im Abendgold. Da haben wir in all das Leuchten hinein vom Berge herab das Sonnenwendlied gesungen: „Flamme empor!"

Als wir dann heimgingen ins Dorf, da kamen sie mir mit ihrem Wunsch, sie wollten gerne morgens zum Gottesdienst in die Kirche. Es ginge ganz gut, da er früh anfinge. Glauben Sie mir, daß ich nicht nein sagte? So war es abgemacht. Ganz leise, wie verträumt, sangen wir nur, während wir so durch den Sommerabend schlenderten und Rosen, Jasmin und Nelken dufteten: „Der Mond ist aufgegangen", „Guten Abend, gut Nacht", „Ich hört ein Sichelein rauschen" ... Dann kam das Lager auf Heu und auf Stroh, das Einschlafen mit noch einem Tag der Freiheit vor sich.

Früh am Sonntagmorgen ging ich schon mit den Mädchen durch den Birkenwald am See zum Baden, und um 1/26 schwammen wir schon in den See hinaus: blauer See, blaue Luft, Wälder, Sonne, weiße Möwen — ist das schön! Und dann ein Morgengang durch all die tauige Frische. Die Mädchen wanden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich Kränze von Kornblumen, Margareten, Raden, Heckenrosen und sangen: „Wer recht in Freuden wandern will". Als wir uns dann zum Morgenkaffee mit den Jungen trafen, da hatten die uns feierlich hübsch die Tafel gedeckt in der offenen Veranda: Weiße Tücher, Grün zum Schmuck, und vor meinem Platz eine Rose. Glücklich, stolz und erwartungsvoll empfingen sie uns.

Dann rüstete man sich auf dem Hof zum Kirchgang. Das war hübsch, das Bild. Unter der Pumpe gewaschen, noch einmal versucht, den Schuhen Glanz und den Südwestern und Lodenhüten eine etwas ernsthaftere Form zu geben, die Mädchen nehmen die Blumen aus dem Haar und flechten noch mal die Zöpfe glatt. So traten wir den Kirchgang an. Und dann haben sie gesungen in der Kirche über all die bedächtigen Bauernstimmen weg: „Wie schön leucht' uns der Morgenstern!" Und gelauscht, atemlos, noch dazu, da der Pastor sie begrüßte, und weil es war, als wenn er nur zu ihnen sprach und ihnen einmal mitten drin aus seiner Predigt heraus zurief: „Ach, ihr jungen Menschenkinder, ich muß es euch sagen, wie ich mich freue, wenn ich euch ansehe, und wie ich mich freue, daß ihr aus Gottes Haus heraus jetzt in den Sonntag hineinwandert." Mich aber ergriff es am meisten, als er nach der Predigt auf der Kanzel zögerte und dann leise und innig betete: Lieber Gott, gib uns Regen, steh uns bei in unsrer großen Not. — Ich habe diese Art der Frömmigkeit nicht, aber zu diesem alten Landpastor gehörte sie dazu.

Dann kam ein langer, schöner Tag voll Freiheit und Schönheit. Abends lagen wir im Aschebergr Wald am See und erwarteten den Zug. See und Bäume rauschten weich, die Sterne und der Mond schienen durch die Zweige, und Laurine las halb und halb erzählte sie aus den „Träumereien an französischen Kaminen" das Märchen „Vom unsichtbaren Königreich". Dann sprachen wir von Träumen, und der Junge neben mir sagte leise: „Ich wünsche mir einen Traum, den möchte ich träumen, diese Nacht und immer, immer wieder. Soll ich Ihnen sagen, welchen? Alles noch einmal träumen, ganz so wie es gestern und heute war." Dann gings nach Hause. —

Ich lege ihnen einen ganz feinen Ausschnitt aus Gösta Berling mit ein. Darüber müssen Sie sich ein bißchen freuen. — Eben bekomme ich einen ganz lieben, prächtigen Brief von Ihrer Frau, der mich froh gemacht hat. Sie wissen ja, wie lieb ich sie habe, und Sie können es am besten verstehen.

Mutter und die Schwestern lassen grüßen. Ich grüße Sie herzlich!

Ihre E. U.

Ein Feldpostbrief. . . . 6. Juli 1915. Mein lieber Freund! Sie haben lange nichts von mir gehört. Das kam nicht zuletzt daher, weil wir hier draußen in Galizien viel mit dem Russen und mit uns selbst zu tun hatten.

In den freien Stunden habe ich mit meinen Leuten oft von dem schönen Gedanken der Kriegerheimstätten gesprochen. Sie können sich nicht vorstellen, welche Hoffnungen auf Glück bei unseren Feldgrauen schon durch meine Erzählungen von dem, was einsichtige Männer vorschlagen, erweckt werden, wie tief mit anderen Worten die Liebe zur heimischen Scholle, die Sehnsucht nach dem eigenen Haus und Hof, die den Kindern ein „Elternhaus" werden könnten, ganz allgemein ist. Aber auch viele Zweifel hörte ich, Zweifel nicht etwa daran, daß es möglich wäre, Kriegerheimstätten zu schaffen, wohl aber, ob der gute Wille zur schöpferischen Tat vorhanden sei.

Ein einfacher Arbeiter, dessen Wissensdrang sich schon oft Belehrung bei mir erbeten hat, sagte mir kürzlich: „Serbien hat ja eine gute Heimstättengesetzgebung, aber die läßt sich nicht so ohne weiteres nach Deutschland verpflanzen. Immerhin könnte man doch wohl so manches daraus lernen und daraus entnehmen. Sollten aber die widerstrebenden Kräfte, die dazu mächtig genug sind, es fertig bekommen, den schönen Gedanken der

Kriegerheimstätten unfruchtbar zu machen, dann müßte man wenigstens Himmel und Hölle dafür in Bewegung setzen, daß möglichst jeder Arbeiter und kleine Beamte, der Sinn dafür hat, einen kleinen Garten oder ein kleines Stück Land in erreichbarer Nähe seines Wohnsitzes zur Bewirtschaftung pachten könnte. Nach dem Feldzug wollen viele, viele von denen, die hier draußen gewesen sind, nicht wieder ihre Abende in der Budike und Destille verbringen, weil sie es in der Jämmerlichkeit ihrer Wohnung und bei dem Anblick ihrer verkümmernden Kinder zu Haus nicht aushalten, sondern sie wollen freie Männer mit freien klaren Köpfen und gesunden Kindern werden. Und die Hilfsmittel dazu sind die Schaffung von Kriegerheimstätten und die Bereitstellung vieler Schrebergärten als Abschlagszahlung, dann aber grundsätzliche Erkenntnis der schweren Schäden im Wohnungswesen und in der Bodengesetzgebung, Anerkennung der bestehenden Alkoholnot und schließlich der ernste Wille, hier gründlich und schnell zu helfen. Das gehört auch zur Neuorientierung der inneren Politik."

So weit mein feldgrauer Kamerad. Und ich gab ihm recht. —

Ein Anderer, im bürgerlichen Leben Verwalter eines größeren Gutes, der durch den Krieg seine Stelle verloren hatte, klagte mir sein Leid. In seiner bisherigen Stelle habe er, trotzdem er lange Jahre hindurch verlobt gewesen sei, die Erlaubnis seiner „Herrschaft" zur Verheiratung nicht bekommen können. Nun habe er sich bei Ausbruch des Krieges schnell trauen lassen, aber der Pferdefuß komme nach, denn er wisse jetzt nicht, wie er nach dem Frieden, wenn er ihn erleben würde, eine Stelle bekommen sollte. — Ich habe mit unserem gemeinsamen Freund, Gutsbesitzer M., oft schon über die Frage des „verheirateten Verwalters" gesprochen, glaubte aber, daß alles das bei den nachhaltigen Erörterungen über den Geburtenrückgang in den letzten Friedenszeiten und bei der besonderen Erkenntnis unseres Volkskörpers, die der Krieg doch schließlich jedem Denkenden gebracht hat, nur noch theoretische Bedeutung habe. Um mich zu vergewissern, habe ich gelegentlich und allmählich acht Nummern von der „Deutschen Tageszeitung", die mir mit anderen ins Feld gesandt wurden, durchgesehen und die Stellenausschreibungen durchgezählt, wobei die Besetzungen von Kriegsvertretungen n i c h t mitgezählt worden sind. Gezählt wurden nur Stellen für einen „Inspektor, Verwalter, Administrator, Wirtschaftsbeamten". Verlangt wurde in den Anzeigen, daß der Bewerber selbständig wirtschaften könne, ein älterer, erfahrener, umsichtiger, mit allen Wirtschaftszweigen vertrauter, tüchtiger Mann sei usw. In acht willkürlich herausgegriffenen Nummern verlangten 109 Anzeigen einen unverheirateten, 16 einen verheirateten Bewerber, und 109, die zumeist „jüngere" Bewerber betrafen, machten hierüber keine Vorschrift. Mehrfach hieß es, der Bewerber könne verheiratet, müsse aber „ohne Familie" sein, auch wurde in Aussicht gestellt, daß bei „zufriedenstellenden Leistungen spätere Verheiratung gestattet" werden würde.

Ich weiß, welche Gründe gegen den „verheirateten Inspektor" oft geltend gemacht werden, aber ich meine, daß sie zum großen Teil nicht stichhaltig sind gegenüber den Anforderungen, die das Vaterland stellt, mit Recht stellen m u ß. Sehen Sie, lieber Freund, zu, was Sie tun können, um hier zu helfen, soweit es in Ihren Kräften steht. Und sei es auch nur durch Aufklärung der Öffentlichkeit. Ich konnte meinen armen Feldgrauen nicht anders trösten, als ihm Hoffnung zu machen, daß der Krieg wohl auch hier Wandel schaffen würde. —

Viele Private haben es sich angelegen sein lassen, Zeitungen und Bücher ins Feld zu senden. Das ist nötig, nützlich und angenehm, wenn es richtig gemacht wird. Schön ist es, wenn der gütige Geber, der in einer größeren Stadt wohnt, mehrere Zeitungen verschiedener Richtung von demselben Tag sendet. Einmal finden dann mehrere Leute das ihnen Zusagende, und zum anderen hat der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Weiterblickende Gelegenheit, auch hier draußen zu sehen, wie sich diese und jene Zeitung zu derselben Frage stellt. Bei der Übersendung von Büchern sind viele Fehler gemacht worden. Schundliteratur jeglicher Art — und erfreue sie sich einer noch so „vornehmen" Aufmachung — wird hier draußen allgemein abgelehnt. Gewünscht werden kleine Hefte erzählenden Inhalts, die man leicht mit sich führen kann, wie sie in mehreren Sammlungen ja für wenige Pfennige zu haben sind, und für Ernstere einige andere nicht zu große Bücher, gute Kriegsschriften, auch gute Übertragungen nordischer und deutscher Heldenlieder usw. Poperts „Harringa" findet immer und immer wieder viele willige Leser und wirbt dabei für die gute Sache. —

Der Enthaltsame befindet sich bei der jetzigen ständigen Glut und Hitze in einer wenig erfreulichen Lage. Ungekochtes Wasser darf wegen der Cholera- und Typhusgefahr keinesfalls getrunken werden, und zum Abkochen ist oft keine Zeit. Kaffee gibt es auch nicht immer in genügender Menge. Wohl aber soll für Bier an der Front ja durch eine besondere Organisation gesorgt werden. Es ist schade, daß die mannigfachen Vereinigungen von Enthaltsamen die Versorgung der Truppe mit Mineralwässern nicht nachhaltiger und zeitiger angefaßt haben. So erbitten wir denn als Liebesgaben vor allem alkoholfreie Obstsäfte, um abgekochtes Wasser schmackhaft zu machen und immer wieder gute Backpflaumen, die auf dem Marsch und im Quartier gute Dienste leisten.

Damit sei es für heute genug.
Heil und Sieg!
Ihr
Karl Lüdemann, Leutnant d. R.

Als Pionier in Frankreich. (August 1914 bis Februar 1915.) Aus den Feldpostbriefen des Leutnants der Reserve Reinhart Biernatzki. Berlin und Leipzig 1915. Verlag von Velhagen und Klasing.

Ein Band anspruchsloser Feldpostbriefe, die ein glücklich verheirateter Pionieroffizier d. R. an seine junge Frau ohne jeden Gedanken an eine Veröffentlichung geschrieben hat. Darin liegt aber gerade der Wert des Buches, daß es neben dem an sich so interessanten piniertechnischen Inhalt Ursprüngliches, Natürliches, allgemein Menschliches bietet. Der Verfasser meint in dem kurzen Vorwort von dem Briefbüchlein: „Es zeigt, daß eine Aufgabe, ein Dienst, der manche Opfer fordert, zur Freude werden kann, es strömt in seiner harmlos offenen Weise von dieser Freude etwas aus und wird so selber einen bescheidenen Dienst dem Vaterland tun."

Das Buch ist lesenswert. Hier sei aber nur hingewiesen auf das, was der Verfasser, der wirklich den Dienst im Schützengraben aus eigenster Erfahrung kennt, von der Enthaltsamkeit von alkoholischen Getränken sagt. Ich setze einige Stellen hierher.

„Eisenbahnfahrt über Wesel nach Aachen. 8. August.

In Krefeld noch ein Abendessen. In den Zeitungen lasen wir vom Sturm auf Lüttich. Überall strengste Enthaltsamkeit, ein Riesenvorteil gegen 1870, wie ein Herr Major besonders hervorhob. Auch die Herren Offiziere tranken Selterwasser. Alle freuen sich, wie glänzend ohne Alkohol die Stimmung bei allen ist."

„14. Dezember 1914.

Ja, der Labetrunk, diesmal Johannisbeersaft, er schmeckt mir doch so herrlich. Die Abstinenz, jetzt ist sie doch von mächtiger Bedeutung. Meine Nerven sind völlig intakt. Oft genug hört man sonst über Nervosität klagen ..."

„Cf., 2. Februar 15.

Gestern große Debatte über die Abstinenz. Der Widerspruch dagegen tritt jetzt im Kriege etwas schärfer auf. Doch gab man Freiheit, und schließlich erklärte unser Doktor: ‚Bki, Sie brauchen eben auch nicht zu trinken, weil Sie ein so zufriedener Mensch sind. In allen Dreck finden Sie sich hinein und finden es noch schön.' Etwas recht hat er. ... Mit der Abstinenz mache ich hier im Felde glänzende Erfahrungen."

Das möge genügen. K. E.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

4. Jahrgang Nr. 17 1. September 1915

Lebensreform und Arbeitsnachweis.

Unser Leben ist kurzatmig geworden. Wir sind immer eilig, so eilig, daß wir jede technische Begünstigung unserer Eile geradezu als Kulturfortschritt ansprechen. —

Nicht wahr, so ist es doch? Der Schnellzug war doch einer? Die Straßenbahnen und die Untergrundbahnen, sie waren doch Kulturfortschritte? Das Auto, der Flieger — wer wird zweifeln? — waren es auch!

Oder doch nicht? Verpestung der Landstraßen, das wäre zu ertragen. Aber die Eisenbahn befördert auch Möbelwagen, und der Schnellzug trägt auch ganze Familien von Stadt zu Stadt. Manche Familie liegt in ihrem Leben nicht nur einmal — liegt fast dauernd mit Hab und Gut und Kind und Kegel auf den blanken Schienen, stets einem neuen „Heim" entgegenfahrend. Ist das auch zu ertragen? — Es muß wohl ertragen werden.

Aber das ganze Volk wandert. Alle Banden der Sippe lösen sich. Das Volk wandert nun schon seit Jahrzehnten. Hätten wir nicht die technischen Wunder, die das äußere Aussehen der Wanderung verändern, dann wäre schon längst der Zigeunerwagen das Kennzeichen unserer Zeit geworden. Aber tatsächlich treiben wir's noch schlimmer als die Zigeuner. Die haben einfach ihr Heim auf Räder gestellt und ziehen mit ihm hin und her. Wir ziehen umher und nehmen nicht einmal ein Heim mit. Selbst der Nomade der Steppe nennt ein Haus sein eigen, sei es auch nur das bewegliche Zelt. Wir aber — uns gehört nichts. Ein paar Möbel, das ist alles. Schon die Tapete, die den Hintergrund für unsere Möbel bildet, leiht uns der Hausherr. Daß die Göttin „— — in friedliche feste Hütten wandelte das bewegliche Zelt", preist Schiller als einen Kulturfortschritt. Wir haben das Gegenteil vollbracht. Haus und Hof — welche Gefühle der Sehnsucht löst das Wort in uns aus — haben wir in die (vielleicht sogar „möblierte") Etage verwandelt, die heute in Berlin in der Ziethenstraße, morgen in Charlottenburg in der Franklinstraße, übermorgen in Leipzig am Baumschulenweg und im nächsten Jahr in Elberfeld am Wall liegt.

Kultur war es also doch wohl nicht, was wir uns neuerdings erschaffen haben: Es war nur Zivilisation.

So muß es nicht sein! Die blanken Schienen, auf denen die Räder rollen, könnten auch unser Segen sein. Hatten wir uns denn in unserm

Hause nicht mehr wohl gefühlt? War das der Grund unseres Wanderns? Doch nicht. In unserer Arbeitsstätte, im Geschäft hatte die Zeit Veränderungen hervorgebracht, die einen Wechsel, heute sagen wir Stellenwechsel, erforderlich machten. Wir hätten das Haus, unser Heim behalten und uns der Technik bedienen sollen, um zur neuen Stelle Tag für Tag zu gelangen. — Es ging nicht. Die Technik war zuerst zu unvollkommen, wir mußten mitwandern. Aber als sie vollkommen genug war, da — war „Wandern" unser Ideal geworden.

Nach dreißig Jahren werde ich ein Flugzeug besitzen, denkt einer. Dann wohne ich im Sommer auf Rügen, im Winter im Harz, im Herbst in Friedenau und im Frühjahr am Rhein, ganz wie es mir paßt, und fahre doch jeden Morgen nach Bremen zur Börse. Wer denkt dagegen heute wohl: dann bleibe ich lebenslang in meiner Heimat wohnen, und kann trotzdem alle Jahre in einer anderen Stadt meinem Berufe nachgehen? Wer nie ein Heim gekannt hat, den wird ein guter Gott erst von neuem auf der Stufenleiter der Kultur vom Nomadentum hinanführen müssen zur Seßhaftigkeit, wenn dereinst die Technik so weit fortgeschritten sein wird, daß die Zivilisation wieder zum Diener der Kultur werden kann.

Dereinst? — Wenn wir wollen, sind wir heute schon so weit. Draußen vor den Toren der Städte wachsen die Gartensiedelungen in die Breite. Neues Leben sprießt. Großstadtmenschen finden den Weg zur Natur und wahren Kultur. Ihr Dasein wandelt sich in Leben. Sie treiben praktische Lebensreform.

Lebensreform heißt nicht zuletzt Abkehr von der Freude am Wechsel. Abkehr von der Freude am Ortswechsel, am Wechsel aller Genüsse. Seine Lebensführung reformieren heißt besinnlicher werden, alles mehr um seiner selbst willen tun, Ursache und Folge klar erkennen.

Wenn wir wollen? — Können wir dann wirklich heute schon die Technik der Eile zu unserm Diener machen? Können wir der Stadtsteinwüste, an die uns unser Beruf heute fesselt, entfliehen, um irgendwo in eigener fester, friedlicher Hütte unser Leben harmonisch zu gestalten?

Ja und nein. Nein, wenn jeder nur an sich denkt. Ja, wenn wir an die Möglichkeiten unserer Zeit denken. Uns winken die Kriegerheimstätten. Sie werden kommen, müssen kommen. Für manchen werden sie die Erfüllung sein. Aber den Meisten, die alljährlich ihre Möbel auf die Räder setzen müssen, weil sie die Stellung wechseln, und die sich die Möglichkeit des Stellenwechsels offenhalten müssen, weil sie nicht Sklave ihrer Arbeitsstätte werden dürfen, diesen Vielen winkt noch keine neue Zeit.

Sie brauchen Freizügigkeit, und weil sie sie brauchen, sind sie Opfer der Freizügigkeit geworden. Weil Generationen geschrien haben, wir brauchen Freizügigkeit, wir brauchen das Recht auf Ortswechsel, haben sie, als sie das ersehnte Glück in Händen hielten, als sie es hätschelten und pflegten, vergessen, darüber zu wachen, daß sie das, was sie früher zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

reichlich hatten, nicht nebenher versehentlich verlören. Und deshalb haben sie es verloren: die Möglichkeit nämlich, nicht umherzuziehen: seßhaft zu bleiben. Liebe hat blind gemacht.

Da wuchsen ganze Stände heran, neue Stände, die nur das Recht auf Freizügigkeit in den Schoß gelegt bekamen. Deren Angehörige nie die Möglichkeit erhielten, seßhaft zu werden. Man denke nur an die Privatangestellten. Ursprünglich ein Lern- und Wanderberuf, in dem man nur ein Jahrzehnt wirkte, um dann selbständig zu werden, wurde zum Beispiel der Beruf der Handlungsgehilfen im Laufe weniger Jahre plötzlich zum Lebensberuf. Früher wurde man „Kaufmann", und um es zu werden, betätigte man sich vier Jahre als Lehrling und zehn Jahre als Gehilfe. Während dieser zehn Jahre wanderte man von Stellung zu Stellung. Es sollten ja Lernjahre sein. Heute wird man Handlungsgehilfe auf Lebenszeit. Der ganze Beruf aber ist trotzdem immer noch auf Umherziehen eingerichtet. Besonders seine Stellenvermittlung. Stellenwechsel heißt beim Handlungsgehilfen heute immer noch zugleich Ortswechsel. Die Arbeitszeit ist gewöhnlich auf Junggesellengewohnheiten zugeschnitten. Und doch umfaßt dieser Beruf heute Zehntausende alter Angehöriger, Hunderttausende Verheirateter.

Es ist eigentlich ein Beweis dafür, wie wenig lebensreformerisch bei uns noch gefühlt und gedacht wird, daß erst seit zwei bis drei Jahren eine stärkere Bewegung in Fluß kommt, die in diesem Berufsstande die Arbeitsvermittlung den neuen Verhältnissen angepaßt sehen will, obwohl schon Jahre vorher der städtische Stellennachweis für Kaufleute in Köln den Beweis dafür erbracht hatte, daß eine rein technische Änderung des Stellennachweisbetriebes genügt, um Hunderten von Handlungsgehilfen reiferen Alters, wenn sie es wünschen, das Umherziehen von Stadt zu Stadt zu ersparen. Die Loslösung des Stellennachweises aus den Standeskämpfen, seine Angliederung an eine öffentliche Behörde, gleichberechtigte Verwaltung durch Brotherren und Gehilfen und schließlich die gründliche Bearbeitung des ganzen Stellenmarktes einer verkehrsgeographischen Einheit, dort der Stadt Köln, hatten genügt, um die Orts-Vermittlungsergebnisse für alle, besonders aber für die älteren Bewerber, zu einer bis dahin ungekannten Höhe zu führen.

Jetzt hat ja der Krieg weite Kreise sehen gelehrt. Fast die Hälfte aller organisierten Handlungsgehilfen arbeitet daran, ähnliche Nachweise in allen anderen Städten zu schaffen. Es geht ihnen nicht nur um die Verbesserung ihrer Standesstellenvermittlung, sondern um die Schaffung einer Grundlage für kulturelle Mitarbeit am Volksganzen. Neben ihnen arbeiten die Arbeitergewerkschaften am gleichen Problem. Ja, man kann wohl sagen: alle unsere besten Köpfe haben jetzt erkannt, daß die Organisierung der Arbeitsvermittlung eine Hauptaufgabe der Zeit nach dem Kriege sein wird. Sie allein kann uns heute zur Seßhaftigkeit zurückführen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir zweifeln nicht, daß diese Aufgabe gelöst werden wird. Auf eines aber müssen wir achten: darauf nämlich, daß das Ziel von allen Beteiligten richtig erkannt werde. Man kann die Arbeitsvermittlung eines Nomadenvolkes organisieren und auch die eines bodenständigen Volkes. Wir leben in einer Zeit, die die Kennzeichen unserer Zugehörigkeit zu diesen beiden Arten verwischt hat. Es ist deshalb nötig, scharf darüber zu wachen, daß den Organisatoren unseres Arbeitsnachweiswesens die Tatsache bewußt bleibt, daß wir Deutschen ein seßhaftes Volk sein wollen.

Walther Lambach.

Eine Siedelungsschule.

Im Verlaufe des gegenwärtigen Krieges sind zwei vaterländische Aufgaben wohl am tiefsten ins allgemeine Bewußtsein gedrungen: die Erhaltung und Pflege des heimischen Bodens und die Hebung der zu seinem Schutze und zu seiner Nutzbarmachung dienenden völkischen Kraft. Mancherlei Anzeichen lassen erkennen, daß namentlich die gesündere, in ihren Instinkten noch am wenigsten angekränkelte Jugend die Bedeutung dieser Aufgaben am lebendigsten begreift und sich am lebhaftesten an ihrer Durchführung zu beteiligen wünscht.

Schon manches junge Menschenkind wird sich in diesen schicksalsschweren Zeiten die Frage vorgelegt haben, wie es seine Kräfte und Fähigkeiten zum eigenen Fortkommen und zum Wohle seines Volkes und Landes am besten werde entfalten können, und wird sich, sofern es gesund und natürlich empfindet, für eine Tätigkeit entschieden haben, die eine möglichst gleichmäßige Entwickelung aller Anlagen, eine Entfaltung der ganzen Persönlichkeit gewährleistet. Das vermag nun aber ein wissenschaftlicher oder technischer Beruf, der den Menschen oft allzu einseitig beansprucht, bei weitem nicht so gut, wie die vorwiegend körperliche Arbeit in freier Natur, der Landbau. So ist denn die Rückkehr zur Mutter Erde, zur heimischen Scholle, für den tatkräftigen Teil unserer Jugend zum erlösenden Wort, zur Forderung des Tages geworden. Hinaus zum Siedeln aufs Land — so lautet der Ruf —, auf daß wir eine Heimat haben, Land, das wir lieben können, das wir unser Vaterland nennen dürfen, und das wir gegen jeden fremden Angriff mit allen Kräften zu verteidigen willens sind!

Möge dieser gesunde Drang recht bald und reichlich Gelegenheit zur Betätigung finden; möge aber dabei auch der richtige Weg eingeschlagen werden! Denn siedeln und siedeln ist zweierlei. Schon mancher erlag früher oder später der Versuchung, den Boden, den er durch seiner Hände Fleiß befruchtet hatte, und in welchem er und sein Geschlecht wurzeln sollte für alle Zeit, wieder zu veräußern, wenn ein „Geschäft" dabei zu machen war. Das bedeutet aber für die kommenden Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schlechter vermehrte Bodenverschuldung und erschwerte Siedelung, also keine Stärkung, sondern eine Schwächung des Volksganzen.

Im Gegensatze dazu läßt sich eine wahrhaft vaterländische Siedelungstätigkeit nur auf der Grundlage genossenschaftlich organisierten, gemeinsamen und unveräußerlichen Bodenbesitzes aufbauen. Nur diese schließt die Gewähr in sich, daß noch nach tausend und abertausend Jahren für die Bewohner und Bewirtschafter einer Heimstätte keine höhere Abgabe erhoben zu werden braucht, als heutigen Tages; daß jede Belastung des Bodens zum Nachteil der Späterlebenden unterbleibt und dennoch jedes Geschlecht sein Fortkommen findet. Nur von solchem Siedeln soll also hier die Rede sein; für uns macht vor allem die Gesinnung den Siedler. Denn wollen wir uns und unserm Volk Kraft und Dauer verleihen, dann müssen wir grundsätzlich das Einzelinteresse dem Gemeinwohl unterordnen.

Betrachten wir nun die Voraussetzungen für die Begründung einer Existenz auf eigener Scholle.

Erhebliche Mittel sind zum Siedeln nicht erforderlich. Wenn man zeitig an die vorbereitende praktische Tätigkeit herantritt, fleißig und sparsam ist, dann kann man sich bis zu dem Zeitpunkt, wo man sich selbständig zu machen pflegt, die Mittel dazu, d. h. zu einem bescheidenen Anfang, erarbeitet haben. Findet man einen weiblichen Partner, der dieselben Vorbedingungen erfüllt, dann kann man sogar gleichzeitig heiraten. — Schneller kommt man allerdings vorwärts, wenn man das Geld, das etwa sonst für das Studium eines gelehrten Berufs aufgewendet worden wäre, als Grundstock für eine eigene Wirtschaft anlegen kann.

Nötiger als Geld ist jedenfalls Gesundheit. Ist sie auch nur in Gestalt einer gesunden Konstitution, als Abstammung von gesunden Eltern, vorhanden, dann kann körperliche Schwäche oder infolge ungünstiger städtischer Verhältnisse zurückgebliebene Entwickelung in der gesunden ländlichen Tätigkeit schnell ausgeglichen werden. Die für den Landbau erforderliche Abhärtung und Ausdauer bei der Arbeit erwirbt man sich dann mit der Zeit von selbst.

Berufliche Eignung ist ebenfalls unerläßlich. Hier hat sich schon mancher über seine Kräfte und Fähigkeiten getäuscht und ist umgekehrt, bevor seine Hand die nötigen Schwielen bekommen hatte. Lust und Liebe zur Sache muß reichlich vorhanden sein, nicht minder Beharrlichkeit, Geduld und Selbstvertrauen. Sonst aber braucht man nur gesunden Menschenverstand, ein offenes Auge für die Natur, ihr Walten und ihre Gesetze, und einige theoretische Kenntnisse, die sich aber teils fast von selbst aus der Praxis ergeben, teils durch nebenher zu betreibendes Studium ohne sonderliche Anstrengung sich gewinnen lassen.

Hier ist eine Zwischenbemerkung am Platze. Selbst wer durch zwingende äußere Verhältnisse aus der gewählten Bahn wieder heraus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gedrängt werden sollte, brauchte die Lehrjahre im Landbau nicht als verloren anzusehen, würde vielmehr für sein ferneres Leben gewonnen haben an Gesundheit, Erweiterung seines Gesichtskreises, Vertiefung seines sozialen Empfindens, Entwickelung und Erstarkung seiner Persönlichkeit, — Errungenschaften, die ihm in jeder Lebenslage, in jeder anderen Tätigkeit zustatten kommen würden. Von diesem Gesichtspunkt aus wäre fast jedem Stadtkinde ein landwirtschaftliches Probejahr zu wünschen.

Welchen Zweig des Landbaues man ergreifen, oder ob man deren mehrere nebeneinander betreiben will, hängt hauptsächlich von der Neigung und Befähigung des Einzelnen ab. Je vielseitiger einer ist, je mehrerlei er erzeugt und je geschickter er in den land- und hauswirtschaftlichen Hilfs- und Nebengewerben ist, um so unabhängiger macht er sich vom Markt, um so näher kommt er dem siedlerischen Ideal, der alten, reinen Naturalwirtschaft. Indessen auch die Beschränkung auf einen einzigen Erzeugungszweig hat ihre Vorzüge; sie gestattet die ergiebigste Wirtschaft und verbürgt die verhältnismäßig höchsten Erträge. Den Bedarf des eigenen Haushalts wird freilich jeder möglichst auf eigener Scholle zu gewinnen wünschen; wenn das aber nicht tunlich wäre, möchte er doch wenigstens vom Nachbar kaufen oder mit ihm tauschen können. Dies letztere bringt uns wieder auf den Kernpunkt der ganzen Siedelungsfrage, die bereits oben erwähnte Form der genossenschaftlichen Ansiedlung.

Ein wesentliches Förderungsmittel bei allem menschlichen Tun ist bekanntlich fremdes Beispiel und Vorbild; es spornt den Wetteifer an, stärkt das Vertrauen zur eigenen Kraft und hilft Hindernisse leichter überwinden; dazu kommt beim Zusammenschluß Gleichstrebender der Rückhalt des einen am andern und die Möglichkeit unmittelbaren Austausches von Erfahrungen. Deshalb sollte ein Siedler niemals seinen eigenen Weg gehen, sondern sich an seinesgleichen anschließen. Die Gemeinsamkeit des Zieles, womöglich auch der Weltanschauung, ist ein wertvolles Hilfsmittel zum Vorwärtskommen, wirtschaftlich sowohl wie sozial und ethisch. Der Zusammenschluß als Verbraucher ermöglicht durch gemeinsamen Einkauf des Bedarfs für Haus und Heimstätte Ersparnisse, die der Einzelne niemals erzielen kann; dasselbe gilt für den organisierten Verkauf der Bodenerzeugnisse, je nachdem auch für die Weiterverarbeitung und den Vertrieb der letzteren. Nicht minder bedeutsam ist auch die Genossenschaft als soziale Stütze; sie schafft eine ganz neue Umwelt, die dem Einzelnen erst die Freiheit gewährt, sein Menschentum zu entwickeln, weil alle anderen dasselbe wollen, — im Gegensatz zu städtischen Verhältnissen, wo man in dem Bestreben, seine Eigenart zu entfalten und praktische Lebensreform zu treiben, auf tausend Hindernisse stößt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zunächst bleibt freilich die durch den genossenschaftlichen Zusammenschluß ermöglichte sparsame Wirtschaftsweise die Hauptsache. Für den Erfolg des Siedelungswerkes ist es geradezu ausschlaggebend, daß man seine Lebensführung im Vergleich zur städtischen wesentlich vereinfacht, gewissermaßen das Leben auf die einfachste Formel bringt. Namentlich lassen sich auf dem Lande die Ausgaben für Wohnung, Kleidung, Ernährung und Erholung bedeutend einschränken, und zwar unbeschadet des Lebensgenusses, ja sogar zu dessen augenscheinlicher Förderung; denn wir haben im allgemeinen viel zuviel Bedürfnisse, um deren Befriedigung wir uns auch entsprechend mehr zu sorgen haben. Was aber andererseits an Lebensreizen und Lebenswerten, an Daseins- und Schaffensfreude unentgeltlich von der Natur dargeboten wird, und wie wenig man sonst noch braucht, um gesund, leistungsfähig und zufrieden zu sein, das weiß nur derjenige, der es selbst an sich erprobt hat.

Dies alles sind nun Dinge, die man auf keiner „Akademie", in keinem „Institut", bei keinem „Chef" oder „Prinzipal" lernen kann, sondern nur da, wo sie erlebt werden können. Bei uns in Deutschland gibt es meines Wissens bis jetzt erst zwei bedeutendere Pflanzstätten siedlerischer und lebensreformerischer Kultur, das sind die Genossenschaften „Heimland" und „Eden", jene vorwiegend mit landwirtschaftlichem, diese vorwiegend mit obstbaulichem Betrieb. Ich kenne nur die letztere, und zwar aus mehrjähriger eigener Anschauung und praktischer Mitarbeit.

Eden besteht jetzt 21 Jahre. Aus kleinen, dürftigen Anfängen und durch jahrelange innere und äußere Schwierigkeiten hindurch hat sich diese auf gemeinsamem, unveräußerlichem Bodenbesitz aufgebaute Kolonie zu ihrer heutigen Stellung als ältestes Beispiel erfolgreicher Innenkolonisation heraufgearbeitet. Der Zeitpunkt ist nicht mehr fern, wo mit Rücksicht auf den steigenden Früchtebedarf ihrer genossenschaftlichen Obstverwertung die Gründung einer Tochterkolonie wird erfolgen müssen. Deren Bewohner würden von vornherein an Eden eine starke wirtschaftliche Stütze und einen sicheren, aufnahmefähigen Markt haben.

Aus diesem Grunde und mit Rücksicht auf den Zug der Zeit und die vaterländischen Bedürfnisse möchte die Kolonie ihre Erfahrungen und Bildungsmittel zur Unterweisung junger Leute zur Verfügung stellen, gleichsam als eine Vorschule für die Siedler der geplanten neuen Kolonie. Es wird dabei an keine geschlossene Anstalt gedacht, sondern an die Aufnahme in die Edener Gemeinschaft oder in ein Heim, das den Charakter eines Familienheims hat. Hier wird der Jugend Gelegenheit gegeben werden, sowohl in den genossenschaftlichen Betrieben, als auch auf den Heimstätten, in der Hauswirtschaft und in den Werkstätten einzelner Genossen, ferner durch theoretische Unterweisung alle diejenigen Kenntnisse, Fertigkeiten und Erfahrungen zu erwerben, deren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie zu späterer erfolgreicher Betätigung in der eigenen Wirtschaft bedarf. Vor allem aber soll sie durch das Edener Gemeinschaftsleben mit genossenschaftlichem Geist erfüllt werden, der die wichtigste Vorbedingung für das Gedeihen siedlerischer Unternehmungen bildet.

Buben und Mädel sind der Kolonie in gleicher Weise willkommen; denn auch die letzteren sollen so gründlich für die Tätigkeit in Haus und Heimstätte unterwiesen werden, daß sie später in einer Siedlerfamilie als Hausfrau und Mutter ihren Platz ausfüllen können, daß sie es vor allem nicht mehr nötig haben, auf den Mann zu warten, der sie erlöst und versorgt, sondern sich auch auf die eigenen Füße stellen können*).

Es ist, rein äußerlich betrachtet und an den bisherigen Maßstäben gemessen, nur ein bescheidenes Los, das dem Siedler winkt; ein Vermögen ist dabei nicht zu gewinnen, eine angesehene soziale Stellung nicht zu erringen. Wer aber am Ende seiner Tage auf ein wohl angewendetes Leben zurückblicken möchte, auf ein Leben, das köstlich war, weil es Mühe und Arbeit gewesen ist, ein Leben in Gesundheit und Freiheit, so reich an äußerer und innerer Harmonie, wie es sich unter den heutigen Verhältnissen nur irgend gestalten läßt — wer gesunde wohlgeartete Kinder hinterlassen will, die als wertvolle Bausteine dienen können zum Ausbau des menschlichen Gemeinschaftslebens und zum unerschütterlichen Bestande des Vaterlandes —, der wähle den ältesten und schöpferischsten aller Berufe, den Landbau, er kehre zurück zur Mutter Erde; sie läßt keines ihrer Kinder darben, das ihr im rechten Geiste dient.

Dr. Landmann.

Vollkornbrot.

Erwiderung auf das Gutachten der wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen über das Vollkornbrot.

Die wissenschaftliche Deputation für das Medizinalwesen hat auf Ersuchen des preußischen Ministers des Innern ein Gutachten über das Vollkornbrot abgegeben, das folgenden Wortlaut hat:

> „Die in der Neuzeit aufgetretenen Behauptungen, Vollkornbrot sei allem andern wegen seines Gehaltes an Nährsalz vorzuziehen, haben keinerlei wissenschaftliche Grundlagen. Der größte Teil der täglich eingeführten Salze hat mit den Bedürfnissen der Ernährung gar nichts zu schaffen. Der wirkliche Bedarf an solchen Körpern, die man Salze

*) Drucksachen über die Siedelungsschule und über die Kolonie selbst verlange man von der Verwaltung der Obstbaukolonie Eden bei Oranienburg (Mark).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nennt, ist zweifellos beim Ausgewachsenen ungeheuer gering, zumal da ein innerer Kreislauf dieser Nährstoffe besteht und ein Teil des „Entbehrlichen" sofort wieder im Dienste des Körpers verbraucht werden kann. Einwandfrei sind diese Salzbedürfnisse zurzeit überhaupt nicht bekannt. Die in der Nahrung des Menschen enthaltenen Salze rühren von verschiedenen Nahrungsmitteln her; das Brot macht etwa ein Drittel bis ein Viertel der täglichen Kost aus, dementsprechend entfällt natürlich auch nur ein Teil der täglichen Salzzufuhr auf das Brot. Ob darunter nun auch noch jene Salze enthalten sind, die in der Kleie eines Vollkornbrotes sich finden, ist schon deshalb belanglos, weil bei dem Mitverbacken der Kleie der Verlust an Asche mit den Ausscheidungen zugleich erheblich zunimmt."

Darauf ist zu erwidern: Wenn das Mineralsalzbedürfnis des menschlichen Körpers auch wissenschaftlich noch nicht allseitig befriedigend erforscht ist, so kann das kein Grund sein, dieses Bedürfnis schlechthin zu leugnen. Immerhin liegen Versuche an Tieren und Menschen zur Genüge vor, die die Wichtigkeit reichlicher Mineralsalzzufuhr und die Überlegenheit des Vollkornbrotes nach dieser Richtung hin beweisen.

Dr. Goldie aus Dublin fütterte von zwei, drei Wochen alten jungen Hunden aus demselben Wurf den einen mit Weißbrot, Wasser und etwas Milch, den anderen mit Schwarzbrot, Wasser und etwas Milch. Das erstere Tier hatte nach 4 Wochen die Hälfte seines Gewichts eingebüßt, bewegte sich nur langsam, war bleichsüchtig und rachitisch; Gaumen und Zahnfleisch waren blutleer, Krallen und Zähne dünn und spröde. Das andere mit Schwarzbrot gefütterte Tier war lebhaft, hatte funkelnde Augen, feste Knochen; Zahnfleisch und Schleimhäute des Mundes besaßen eine gesunde, rote Farbe; sein Gewicht war von 7 auf 11 engl. Pfund gestiegen.

Der Physiologe v. Bunge hat durch Fütterungsversuche an Ratten festgestellt, daß die Tiere bei Ernährung mit Weizenkleiebrot weit mehr Hämoglobin (rote Blutkörperchen) bilden als bei Ernährung mit Weißbrot.

Geheimrat Zuntz, der Direktor der landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin, stellte fest, daß der Bedarf des wachsenden Tieres an Mineralsalzen (namentlich an Kalk) sehr bedeutend ist, und daß auch beim ausgewachsenen, keine neuen Nährstoffe ansetzenden Tier eine erhebliche Zufuhr nötig bleibt, wenn nicht Knochenbrüchigkeit und Rückgang des Körpergewichtes eintreten sollen.

Und die Professoren Emmerich und Löw in München haben erst vor kurzem den Nachweis geliefert, wie wichtig eine kalkreiche Ernährung für die Gesundheit und Leistungsfähigkeit des Menschen ist; sie beweisen, daß die Kalkaufnahme bei der üblichen Lebensweise vollkommen unzureichend ist, daß sie selbst bei den Soldaten trotz Kommißbrot (aus dem leider auch 18% Kleie ausgesondert ist) und häufigeren Genusses der kalkreichen Hülsenfrüchte nur halb so groß ist, wie sie nach zahlreichen wissenschaftlichen Untersuchungen sein müßte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch die Vitaminlehre beweist die gesundheitliche Überlegenheit des Vollkornbrotes über das Weißbrot. Vitamin ist ein neu entdeckter Körper*), der bei den Getreidearten nur in der Kleie sitzt und bei allen Produkten aus Feinmehl, wie auch beim geschälten Reiskorn verloren geht. Bei einseitiger, vorwiegender Ernährung mit Feinmehlprodukten oder geschältem Reis tritt bei Mensch und Tier Beri-Beri (eine schwere, oft tödlich verlaufende Nervenerkrankung), Skorbut oder Pellagra (eine aussatzähnliche Krankheit) auf. Durch Verabreichung der entsprechenden ungeschälten Getreidearten oder der betreffenden Kleie kommen diese Krankheiten zur Heilung. Bei Ernährung mit ungeschälten Getreidearten werden sie nie beobachtet.

Bei der so notwendigen Brotreform handelt es sich ja eben nicht bloß um Rücksichtnahme auf Erwachsene; und für Kinder scheint ja selbst die obengenannte Deputation einen größeren Bedarf an Mineralsalzen zuzugeben.

Daß dieser Bedarf aus unseren sonstigen Nahrungsmitteln gedeckt werden könne, trifft bei der heutigen Lebensweise, der Bevorzugung von Fleisch, Kartoffeln, Zucker- und Feinmehlprodukten für weite Kreise unseres Volkes nicht zu; Kartoffeln wie Fleisch sind arm an Kalk, Zucker enthält nach der Raffinade überhaupt keine Mineralsalze mehr; die nährsalzreichen Nahrungsmittel, Gemüse, Obst, Milch (Milch ist auch noch wieder arm an Eisen) sind nur zeitweise oder für weite Volksschichten nicht in genügender Menge zu haben. Die Hauptlieferer all der verschiedenen Mineralsalze (Kalk, Eisen, Magnesia, Mangan usw. in Verbindung mit Phosphorsäure, Fluor, Rhodanwasserstoffsäure, Kieselsäure usw.) in der täglichen menschlichen Nahrung sind die Getreidearten, und eben deshalb ist es unverantwortlich, daß wir uns zwei Drittel davon in der abgesonderten Kleie entgehen lassen. Unsere Jugend bezahlt diese Torheit mit einer schlechteren Gesamtentwicklung, mit der weit verbreiteten Rachitis und Skrofulose (exsudativer Diathese), mit weichen, schlecht verkalkten Zähnen, mit Bleichsucht und geringerer geistiger Spannkraft.

Einen Punkt berücksichtigt die wissenschaftliche Deputation bei Abgabe ihres Gutachtens überhaupt nicht: die auffallende Zunahme der Blinddarmentzündungen. Alle Nahrungsmittel, die im Darm fast restlos zur Auffaugung gelangen (Fleisch, Eier, Zucker, Feingebäck) wirken stopfend; und daher gibt es heute kaum noch eine Familie, in der nicht einem oder gar mehreren Mitgliedern der Blinddarm entfernt werden mußte. Demgegenüber regt die Hülse der Getreidearten, die Kleie, den Darm zu lebhafterer Tätigkeit an. Blinddarmentzündungen dürften bei Genuß eines richtigen Vollkornbrotes zu den größten Seltenheiten gehören. Schon

*) Vgl. „Vortrupp", Jg. 1914, S. 427ff. (Heft 15).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

darum allein war es völlig verfehlt, die Brotfrage lediglich von dem Gesichtspunkt der besseren Ausnützung zu beurteilen.

Nun ist aber die Mineralsalzfrage gar nicht einmal die Hauptsache bei dem ganzen Streit um die Brotreform. Sehr viel wichtiger ist ein anderer Gesichtspunkt.

Weißbrot muß frisch genossen werden, da es alt strohig schmeckt. Es stellt so gut wie gar keine Anforderungen an die Kauarbeit der Zähne und Kiefer.

Vollkornbrot dagegen darf frisch überhaupt nicht genossen werden, weil es da sehr schlecht bekommt. (Daher die vielen Klagen über die schlechte Bekömmlichkeit des Kriegsbrotes, das ja auch schon etwas mehr von der Kleieschicht enthält; der Bundesrat müßte den Verkauf vor dem 5.—6. Tage verbieten. Dadurch würden gleichzeitig Ersparnisse erzielt, da frisches Brot zum Luxusverbrauch anreizt.) Vollkornbrot sollte keinesfalls vor etwa einer Woche, besser erst vom 10. Tage ab gegessen werden. Dann stellt es, namentlich wenn es noch dazu im Backsteinofen dickrindig und gut durchgebacken wurde, ganz gehörige Anforderungen an den Kauapparat. Daß ein solches Brot auch ganz anders sättigt, sei nur nebenbei bemerkt.

Wie außerordentlich wichtig aber gerade eine solche energische Kauarbeit für die Entwicklung guter harter Zähne (auch für ausreichendes Kieferwachstum und freie Nasenatmung!), sowie vor allem für ihre spätere Gesunderhaltung ist, das haben uns Beobachtungen gelehrt, die vor kurzem der Anatom Professor Blunschli an Menschen und Affen angestellt hat. Blunschli hat unwiderleglich bewiesen, daß es keine Zahnfäule gibt, solange eine rohe oder doch harte Nahrung genossen wird, daß aber selbst die besten, härtesten Zähne in relativ kurzer Zeit von Zahnfäule befallen werden, sobald zu vorwiegend weicher Kost übergegangen wird. Die harte Nahrung übt beim Kauen durch das Scheuern und Reinigen der Zähne den gesunderhaltenden Einfluß aus.

Die menschliche Kulturnahrung besteht fast ausschließlich aus gekochter Kost; ihr fehlt jeglicher scheuernde und reinigende Einfluß auf das Gebiß; die mechanische Beanspruchung der Kiefer und Zähne ist unzulänglich. Früher stellte wenigstens das meist noch für Wochen im voraus gebackene, darum gut ausgetrocknete, harte Brot ausreichende Anforderungen an das Gebiß. Das hat mit dem Übergang zu immer weißerem, feineren Gebäck und der Aufgabe der Eigenbäckerei mehr und mehr aufgehört; dazu kommt der gesteigerte Konsum der leicht gärungsfähigen Zuckerprodukte. Daher die außerordentliche Überhandnahme der Zahnfäule, die geradezu zu einer öffentlichen Kalamität geworden und unserer körperlichen Aufwärtsentwicklung nichts weniger als förderlich ist.

Wenn die wissenschaftliche Deputation für das Medizinalwesen die Versuche von Dr. Goldie und Professor v. Bunge nachprüfen und endlich davon ablassen wollte, an die Brotfrage nur von dem Gesichtspunkt der

besseren oder schlechteren Ausnützung heranzutreten, dann würde der Widerstand gegen die so unerläßliche Brotreform bald aufhören. Die „bessere" Ausnützung bedeutet ja nur einen wirtschaftlichen Vorteil; dieser Gesichtspunkt würde allenfalls jetzt während des Krieges seine Berechtigung haben. Daß wir aber unserem Volke mit dem Feingebäck in letzter Linie nicht einmal etwas ersparen, daß ihm ganz im Gegenteil durch seinen viel höheren Preis ungezählte Millionen unnütz aus der Tasche gezogen werden, dafür hat der dänische Physiologe, Dr. med. Hindhede, den rechnerischen Nachweis erbracht! Durch das geringere Sättigungsvermögen des Feingebäcks und seinen unbefriedigenden Geschmack (gehen doch mit der Kleie auch die herrlichen aromatischen Stoffe verloren!), der unbedingt eine Beikost mehr reizender Art (Fleisch und Wurstwaren) erfordert, verwandelt sich sogar der scheinbare Vorteil einer besseren Ausnützung in eine gewaltige Verteuerung unserer ganzen Lebenshaltung.

Von allem wirtschaftlichen Für und Wider aber ganz abgesehen: Wollen wir das heutige außerordentliche Zahnelend überwinden, so ist die erste Vorbedingung die Rückkehr zu einem guten Vollkornbrot.

Zahnarzt Dr. phil. Kunert.

Die deutschen Stämme.

Gleich in den ersten Kriegswochen, in den frühesten Siegesberichten der deutschen Heeresleitung, leuchtete von der französischen Grenze her das schöne Wort auf: Deutsche aller Stämme — haben vereint einen Erfolg errungen. Deutsche aller Stämme! Viel deutlicher als in irgendeinem anderen Wort von der deutschen Einigkeit liegt in dieser herzerhebenden Wendung der Ausdruck unserer völkischen Stärke. Die alten deutschen Stämme leben wieder auf in den Tagen der Not, sie machen sich alle miteinander auf, um den Bestand unseres Volkstums zu retten, das ihre ureigene Schöpfung ist. Die alten deutschen Hauptstämme zu Roß und zu Fuß, die Königsstämme der Franken und Schwaben, der Bayern und Sachsen samt den kleineren und kleinen und verstärkt durch die neu aus ihnen erzeugten und abgezweigten lassen zusammen wieder einmal die Erde erzittern von Waffenschall und Manneswillen.

Aus den miteinander verwachsenden und sich verwebenden deutschen Stämmen hat sich erst im Laufe der Geschichte unser gemeinsames Deutschtum entfaltet, immer enger und dichter wurden die Fäden bis zur heutigen Unlösbarkeit. Diese Festigkeit des Volksganzen war natürlich in den Jahrhunderten des Werdens noch nicht vorhanden; immer wieder von einer anderen Seite her bedrohte der Einzelgeist der Stämme den wachsenden Gemeingeist des Volkes. Der alte rücksichtslose Sonderwille mußte erst mühsam gebändigt werden. Immer wieder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

flackerte da und dort die Lust auf, unter eigenem Herzog oder König ein selbständiges staatliches Leben zu führen oder sogar ein besonderes Volkstum zu begründen. In all diesem Streit und Widerstreit blieben freilich die alten Stämme nicht unverändert, ja schließlich trat die Zusammengehörigkeit auf Grund der natürlichen Verwandtschaft immer mehr zurück hinter der gemeinschaftbildenden Kraft des gemeinsam bewohnten Bodens und Herrschaftsbereiches. Aber auch zur Zeit der grenzenlosen Zersplitterung unseres Volksbodens in zahllose große und kleine Fürstentümer war der alte Bestand der Stämme nicht ganz verdunkelt, und die vererbten Neigungen und Abneigungen der Stämme, ihre Vorzüge und Fähigkeiten blieben stets wichtige, aus verborgener Tiefe heraus wirkende Grundkräfte unseres Volkslebens. Nach Osten hin sind auf dem erweiterten Volksboden ganz neue Stämme erwachsen, deren seltsame Verschlingung mit fremden Völkern und Volksteilen unserem Gesamtvolk die schwierigsten Aufgaben schuf.

Noch zu Napoleons Zeiten war das Gefühl für die völkische Zusammengehörigkeit nicht in allen Stammesgebieten lebendig genug. Und noch bis zum gegenwärtigen Völkerkrieg haben unsere Feinde gemeint, mit der Möglichkeit rechnen zu dürfen, daß alte Stammesgegnerschaften die Geschlossenheit unserer Abwehr schwächen könnten. Der Überblick über die weitesten Strecken unserer Volksgeschichte scheint sie in ihrer Meinung bestärkt zu haben. Bismarcks Werk konnte von ferne gesehen mit Karls des Großen gewaltsamer Zusammenschweißung widerstrebender Volksstämme verglichen werden. Das neue Deutsche Reich hätten sie am liebsten als eine Zwangsherrschaft über die der Selbständigkeit beraubten deutschen Teilvölker behandelt, und nach diesem Gesichtspunkt würden sie uns, wenn sie könnten, unsre Landkarten einrichten. Wir selbst haben natürlich ein ganz anderes Bild von unserer unvergleichlichen Geschichtsentwicklung, wir sehen in ihr ein unaufhörliches Wachstum des Willens zur Volksgemeinschaft.

Ebensowenig wie die neuen Formen unseres staatlichen Lebens beruht unsere völkische Einheit auf der Unterdrückung der einzelnen Glieder, die zum Ganzen zusammengefaßt wurden. In der Art, wie sie die Rechte des Einzelnen und die der Gesamtheit auszugleichen suchen, scheiden sich die Völker ganz auffallend. In diesem Punkte ist es nicht leicht, ein fremdes Volk richtig zu beurteilen. Die besondere Beschaffenheit des Bismarckschen Bundesstaates, der die Einheit unter möglichster Schonung der bestehenden kleineren politischen Gebilde zustande brachte, wird von den Nachbarvölkern immer wieder falsch gedeutet; noch schwieriger muß es für sie sein, bei der Beurteilung unseres besonderen deutschen Verhältnisses von Volk und Stamm auf den Grund zu sehen. Der Fähigkeit eines Volkes, mit der geschlossenen Kraft des Ganzen die Lebensfülle der Glieder zu verbinden, kommt nicht nur bei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der friedlichen Arbeit, sondern auch im kriegerischen Ringen eine entscheidende Bedeutung zu. Vielleicht sind wir Deutsche hierin augenblicklich am meisten begünstigt. Vielleicht dürfen wir aber ein Höchstmaß dieser Begabung geradezu zu unserem Volkscharakter rechnen. Es ist zugleich die Begabung des Leitens und Herrschens. Von da aus gewinnen wir auch den besten Blick für die möglichen und erhofften größeren Zusammenfassungen, die unserem Volke der Weltkrieg bringen möge. Von da aus muß auch die Weiterentwicklung unseres nichtstaatlichen, unseres völkischen Lebens im engeren Sinne betrachtet werden.

Auch für die inneren Lebenskräfte unseres Volkstums ist der große Krieg eine Zeit der stärksten Erprobung. Es ist unser Glück, daß wir die reiche Fülle schöpferischer Sonderanlagen noch immer besitzen. Zugleich bewährt sich der allgemeinsame Wille zur völkischen Gemeinschaft. Besonders wichtig ist das Zusammenstehen der beiden mitteleuropäischen Kaisermächte, das die großen deutschen Stämme Österreichs in engste Schicksalsgemeinschaft mit den Deutschen im Reiche bringt. Aus der alten deutschen Ostmark hervorgegangen, erscheint die Donaumonarchie geradezu als der Zwillingsbruder des Bismarckreiches, als der zweite deutsche Kaiserstaat, nicht gleich deutsch, wenn man die Bevölkerungsziffer berücksichtigt, vollwertig deutsch jedoch nach der Bedeutung der Aufgaben und der Bestimmung des Reiches, die sich mit den größten Zielen unseres Gesamtvolkes decken. In regstem Wettstreit, im Notzwang der Lage bieten alle deutschen Stämme und Landschaften ihre besten Kräfte auf — und schließlich auch die kleinen nichtdeutschen Völker, die in unlösbarer Durchdringung mit den deutschen Oststämmen zur deutschen Gesittungsgemeinschaft im weiteren Sinne gehören, die nur von Deutschland her den völkischen Gedanken erhielten und nur in treuer Waffenbrüderschaft mit den mächtigen Stämmen des Deutschtums die Gefahr, von Rußland erdrückt zu werden, abwehren können.

Deutsche aller Stämme führen den großen Krieg gemeinsam, marschieren Mann an Mann, harren aus im Schützengraben hart beieinander, dringen siegreich vorwärts in engster Fühlung oder gehen miteinander den schweren Gang der Verwundeten heimwärts. Welch reiche Fülle von Einzelerlebnissen ist damit angedeutet! Wie lernt da Einer den Anderen kennen, auch wenn seine Sprache mundartlich anders klingt, wie lernen sie einander schätzen in hilfreichem Zusammenarbeiten, das bald diese, bald jene Stammesbegabung überraschend vorteilhaft hervortreten läßt. Und es sind nicht nur die verkehrsgewohnten Volksgenossen, die wurzellockeren oder abgeschliffenen, die da in regste Wechselbeziehung treten: auch die schwer beweglichen, bodenständigen Volksglieder gewinnen eine unvergleichlich reiche Anschauung von den mannigfaltigen und vielfach abgestuften Arten des deutschen Menschen. Nicht nur manche Vorurteile und Unterschätzungen verschwinden leicht,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenn die Männer aus Nord und Süd, von Schleswig bis zur Schweizergrenze, wenn die Moseldeutschen mit den Deutschen von der Weichsel und gar von den Karpathenländern am gleichen großen Werk arbeiten, sondern es überkommt dann alle das heilige Gefühl für den Wert der verschieden abgetönten Einzelklänge, die zusammen erst den brausenden Kampfgesang des Volkes ergeben. Die verschiedenen Härtegrade des deutschen Willens, die mancherlei Färbungen des deutschen Gemütes sind da greifbar deutlich in entscheidenden Lebenslagen zu sehen, die schweigsame Pflichttreue der einen neben der beweglichen Heiterkeit der anderen, die unbezwingliche Festigkeit neben der vordringenden Lebhaftigkeit — das alles freilich sind nur abgezogene Wendungen für die lebendige Erscheinung der Deutschen aus allen Gauen. Was sich sonst nur die Begünstigteren in fröhlichen Fahrten durchs große Vaterland erwandern konnten, wenn sie in vielfältigem Umgang mit den Schwaben und Hessen, den Thüringern und Märkern, den Pommern und Friesen und wie sie alle heißen, die kostbarsten nationalen Erlebnisse mit nach Hause brachten, das wird nun Unzähligen in erhöhtem Maße zuteil.

Mit dieser lebendigen Kenntnis und Wertschätzung der wirklichen, reich entfalteten und doch in den Grundzügen übereinstimmenden Beschaffenheit unseres Volkes wird sich das kommende Friedenswerk segensreich beginnen lassen. Vielleicht ist damit eine stärkste Quelle neu hervorbrechender schöpferischer Kräfte bezeichnet. Hierin bedeutet der Völkerkrieg für uns einen neuen Anfang. Was sich im härtesten Kampf bewährt hat, braucht fortan nicht mehr als Ziel genommen zu werden, sondern als Ausgangspunkt: der völkische Einheitswille. Innerhalb dieser Einheit darf nun die Pflege aller völkisch wertvollen Besonderheiten erhöhte Aufmerksamkeit beanspruchen. Wir wollen nicht ein Volk werden, in dem Einer dem Anderen unterschiedslos gleicht, Einer den Anderen vertreten kann ohne Eigenwert, so daß das Ganze nur eine Summe darstellt, wir wollen vielmehr weiterhin lebendig bleiben auch in allen Teilen und Gliedern und im Rahmen des Volksganzen jede nützliche Sonderveranlagung planmäßig zum Höchstmaß steigern.

Damit meinen wir vor allem für die Erziehung der nachwachsenden Geschlechter ein völkisches Hauptziel bezeichnet zu haben. Die Kinder zu „Menschen" bilden, heißt nichts, wenn man nicht Dinge in den Begriff „Mensch" hineinlegt, die nicht darin liegen. Schon Fichte hat sich gegen die Dürftigkeit dieses Zieles gewendet. Aber auch eine Erziehung zur Deutschheit heißt nur wenig, wenn man nicht zugleich die lebendigen Arten der Volkheit mit ins Auge faßt, und durch die Stammeseigenart herab den Weg bis zur einzelnen Zöglingsgruppe findet. Wenn die nationalen Verschiedenheiten der Völker anerkannt werden, dann müssen auch die kleineren Unterschiede innerhalb des einzelnen Volkes gewürdigt werden, oder man macht das Volkstum zum starren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rahmen ohne lebendigen Inhalt. Sache der großen Volkserzieher ist es aber dann, die Stelle jedes einzelnen Gliedes im Ganzen zu bestimmen.

Wenn alle deutschen Stämme zusammenstehen, um keinen unter fremde Botmäßigkeit geraten zu lassen, damit jeder sich nach eigenem Entwicklungsgesetz entfalte, so müssen sie auch in der friedlichen Innenarbeit bewußt bemüht sein, keine Stammesart verloren gehen, verlöschen und verschwinden zu lassen. Wir alle wünschen letzten Endes, daß neue Gemeinschaftsbildungen bis zu den fernsten Grenzen unseres Volkstums hinaus — sagen wir zunächst auch mit für das baltische Deutschtum hervorgehen mögen; ebenso eifrig müssen wir zusammenwirken, die starken Wurzeln unserer völkischen Einheit zu erhalten durch Einstellung der deutschen Jugenderziehung auf dieses reiches Einzelleben bergende Hauptziel.

Dr. Emil Lehmann.

Die Veredlung unserer Volksunterhaltung.*)

Wie vor hundert Jahren die rationalistische Zeitströmung Kirche und Schule in ihren Bann zwang, so fand das neue Jahrhundert eine von der Welle des Materialismus und Naturalismus hart mitgenommene Kirche und eine im Dienst einer einseitig betriebenen Verstandeskultur stehenden Schule vor.

Wieder ist die Welle im Abfluten, und ein neuerwachter Idealismus hat nach Überwindung verschiedener Übergangs-„ismen" die lange vernachlässigte Gemütskultur in Pflege genommen und der Schule durch „Kunsterziehung" die nötige Ergänzung gebracht. Auch auf kirchlichem Gebiet ist die Sehnsucht nach über den Alltag hinausweisenden Werten neu erwacht.

Jedes Zeitalter hat sein besonderes Gesicht. Das überwundene materialistische zeigte, hervorgerufen durch einen ungeheuren wirtschaftlichen, industriellen Auftrieb, recht satte, nüchterne, blasierte Züge.

Die äußerliche Bereicherung ging mit innerlicher Verarmung Hand in Hand. Die Ausdruckskultur, die Volksunterhaltung war auf die niedrigste Stufe der Sinnlichkeit hinabgesunken und zeigte die verzerrten Züge der Sinnengier und des Alkoholismus, lief in den öden Schranken der Vereinsmeierei und gähnte hinter dem Fächer und der hohlen Hand.

*) Dieser Aufsatz ist schon im vorigen Jahre — noch vor Beginn des Krieges — verfaßt und von uns zum Druck angenommen worden. Die Ausführungen des Verfassers sind aber inzwischen nicht veraltet, sondern, wie uns scheint, noch ebenso zeitgemäß, wie vor Jahresfrist. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir waren reich geworden an Wissen und Nationalvermögen und arm an echten Volksfreuden.

Wo waren die gemütvollen, sinnigen Gesellschaftsspiele, die schönen Reigentänze, die anmutigen Bewegungsspiele auf dem Dorfanger unter der Dorflinde, die ergreifenden Passions-, die lieblichen Krippenspiele, die übermütigen Fastnachtsspiele mit ihrem Mummenschanz geblieben?

Sie hockten erschrocken vor dem Spottgelächter des modernen Zeitgeistes irgendwo in den verschwiegenen Ecken unseres Vaterlandes.

Aber schon seit einer Reihe von Jahren bemühen sich Sozialpolitiker und Volksfreunde aus allen Ständen, diese achtlos über Bord geworfenen Schätze wieder zu Ehren zu bringen, unser Volk aus dem öden Geschwätz und dem Dunsthauche der Schankstube herauszuführen, Herz und Gemüt wieder für edle Genüsse empfänglich zu machen und einen Boden für gemeinsame Belehrung und Unterhaltung zu schaffen, vor allem aber der heranwachsenden Jugend die „Köpfe hell und die Herzen warm" zu machen.

Jetzt huscht über die Züge der Volksunterhaltung schon hin und her ein nachdenklicher, anmutiger Ausdruck; aber eine solche Wandlung muß von innen heraus vor sich gehen. Es wird noch ein Jahrzehnt vergehen, ehe unsere Ausdruckskultur reine Züge zeigt. Sie hat noch zuviel Rückstände übler Art zu überwinden. Es gilt vor allen Dingen, in unserem Zeitalter der Maschinen ein großes Menschenheer, das durch geisttötende Teilarbeit an seinen Seelenkräften gelitten hat, aus der Öde, die sie ängstigt und unzufrieden macht, herauszuführen zu den reinen Freuden des Daseins, die e ch t e Volksunterhaltung hervorruft.

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Es geht ein Ruf nach Licht und Sonne durch unsere Zeit, nach Daseinsfreuden, die nicht den Kopf wüst und das Herz leer machen, sondern den ganzen Menschen mit neuem Lebensmut, mit neuer Kraft erfüllen. Wer wollte ihm nicht folgen!

„Soll es besser werden, so muß es wahrlich mit der Jugend begonnen sein." Dieses alte Reformatorenwort gilt auch von der Erneuerung der Volksunterhaltung. Die auf die sittliche und geistige Hebung der breiten Volksmassen ausgehende Reform der Volksunterhaltung hat in unsern Schulen zu beginnen.

Man führt die Jugend wieder hinaus auf die Spielplätze. Frische Lehrerpersönlichkeiten turnen, schwimmen, wandern, ringen, singen und spielen wieder mit ihren jungen „Freunden".

Der „fahrende Gesell, der sich in der freien Gotteswelt braune Wangen und helle Augen holt, belebt wieder die Wanderstraße und weckt mit seinen „alten Liedern" längst verklungene Saiten im Volks-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gemüt. Der Geist der Jahn und Gutsmuts ist zu neuem Leben erwacht.

Die dadurch hervorgerufene körperliche Ertüchtigung bedarf nun noch der geistigen Ergänzung durch die Vorstufe einer allgemeinen Fortbildungsschule in Stadt und Land. Sie wird augenblicklich vorbereitet durch private und staatliche Jugendpflege. Das große Heer der Jugendlichen zwischen 14 und 18 wird mobil gemacht, um der sittlichen Verwahrlosung, die sich im Wirtshausleben unserer Zeit in erschreckendem Maße bemerkbar machte, zu entgehen. Alle Schulen suchen die Freude am Bewegungsspiel und Sport zu beleben und auch die Erwachsenen wieder für ein Fest im Maien unter der Dorflinde oder auf dem Anger zu gewinnen. Da muß man allerdings vielfach erst die Linde wieder pflanzen und den Spielanger wieder anlegen, den ein öder Nützlichkeitsgeist hatte eingehen lassen.

Ähnlich ist's mit den alten Gesellschaftsspielen, den Umzügen, Maskeraden, Passions-, Hirten- und Fastnachtsspielen, über die ein engherziges Philistertum Zeter Mordio geschrien, die es durch den Büttel austilgen ließ, obwohl sie wertvolle Ausprägungen unseres Volkscharakters waren und nur der Reinigung verwilderter Schößlinge bedurften.

Jetzt erst erkennt man, welcher Schaden dadurch der Eigenart unseres Volkes zugefügt wurde und sucht zu retten, was noch zu retten ist. In „Spiele und Feste des deutschen Landvolks" von Kuck und Sohnrey (Deutsche Landbuchhandlung) findet der Volksfreund zahlreiche Reste, die des Ausbaues, der Wiedererweckung harren. Überall ist man am Werke, die zerrissenen Fäden wieder zu knüpfen, die alten Festgebräuche neu zu beleben. Auch die Behörden, die sich des Heimatschutzes, auch was das Gesicht der Landschaft, der Wohnstätten anbetrifft, angenommen haben, fördern diese Bestrebungen in dankenswerter Weise.

An Orten mit alter Tradition, wie in Süd- und Mitteldeutschland, wird sich diese Erneuerung und Veredlung der Volksunterhaltung leichter durchführen lassen, als in dem mehr oder weniger traditionslosen Norddeutschland. Aber auch hier läßt sich durch Schulfeste und Volksunterhaltungsabende eine Neugestaltung herbeiführen.

Die Feste im Freien, oft verbunden mit einer Wanderung, locken die Eltern zur Teilnahme an der Freude der Kinder herbei. Da ertönen wieder die schönen gemütvollen Naturlieder und wecken in den Elternherzen selige Erinnerungen aus Kindheitstagen, da feiern alte Reigen und Bewegungsspiele ihre fröhliche Auferstehung, und die Alten tuen mit. Auch für ein munteres Szenenspiel ist am Bach, auf der Waldwiese, auf der Bergeshalde oft der rechte Ort. Blumenbekränzte Kinder leihen dann den Blumen und Bäumen ihre Sprache

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und vereinigen ihre hellen Singstimmen mit Lerchengesang und Waldesrauschen.

Wir müssen den inneren Kontakt mit der Mutter Natur wiederfinden.

Sehr beliebt sind die „Volksunterhaltungsabende" geworden. Sie sind aus den sogenannten Elternabenden heraus gewachsen und haben ihre veredelnde Wirkung bereits in allen Gauen unseres Vaterlandes erwiesen.

Lieder, Deklamationen der Schulkinder, Vorträge der Lehrer und Geistlichen über heimatliche oder volksbildnerische Stoffe bildeten den Anfang. Bald erweiterte sich das Programm.

In größeren Orten taten die Jugendlichen mit, spendeten Turnreigen, lebende Bilder, Theaterstücke.

Aber auch die Gesangvereine fanden hier ein dankbares Betätigungsfeld.

Wo nur in Stadt und Land eine frische volksfreundliche Persönlichkeit voranschreitet und die Intelligenzen zum „Mittun" begeistert, da läßt sich das geringste Dorf geistig beleben, da können unsere Dichter und Denker Einzug halten, da kann der Schulraum, der Konfirmandensaal, die Gaststube zur Pflegestätte des Gemeinsinns, der Opferfreudigkeit, der Vaterlandsliebe werden, da kann das Trennende der Stände und Religionen überbrückt werden.

Dieser Ausgleich tut uns bitter not.

Alle Darbietungen dürfen aber nicht unter der zerstreuenden Losung des „Vielerlei" stehen. Jeder Volksunterhaltungsabend muß einen Leitgedanken zum Ausdruck bringen. Beim Weihnachtsfest und bei vaterländischen Gedenktagen ist dieser ja gegeben, die anderen Abende können z. B. das deutsche Märchen, das Volkslied, Mutterliebe, die deutsche Treue, die frohe Wanderlust zum Thema wählen.

(S. Wegweiser für Volksunterhaltungsabende bei A. Strauch, Leipzig, 2,50 M.)

Recht wirksam können auch Lichtbilder aus der Heimat oder Fremde den Vortrag unterstützen. Den Höhepunkt des Volksunterhaltungsabends bildet gewöhnlich ein darstellendes Spiel. Wo es eine traditionelle Pflege durch die Schule erhält, da wird es zu einem vorzüglichen Bildungs- und Erziehungsmittel. Unser Volk hat seit Hans Sachsens Zeiten eine Vorliebe für Szenenspiele. Die Begabung für darstellende Kunst ist viel allgemeiner als man glaubt, und der Widerstand, der Störung des Unterrichts und sittliche Schädigungen fürchtet, wird gegenstandslos, wenn das darstellende Spiel sich in den Dienst von Erziehung und Unterricht stellt. Die neuere Pädagogik, die mit Pestalozzi nach dem Prinzip der Darstellung sucht und mit Kant die Gestaltungskraft des Bewußtseins wertet, steht der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Entwicklung des Szenenspiels freundlich gegenüber. Tatsächlich haben, nach dem Zeugnis der Jugend- und Volksbühnenleiter in Süddeutschland, die üblen Schmieren vielfach bereits das Feld geräumt. Eine Kunst kommt erst dann zur vollen Geltung, wenn das Volk selbst ausübend an sie herantreten darf, so ists in der Musik, in der bildenden, so auch in der darstellenden Kunst. Theaterfreuden vermögen noch am ehesten den Kampf mit Wirtshaus, Tanzboden und Kinos aufzunehmen. (S. Jugend- und Volksbühne bei A. Strauch, Leipzig.)

„Die Zeit, die du beim Spiel verloren, ist kein Verlust, wenn du ein ernstes Spiel erkoren, denn unbewußt wird durch das Spiel der Ernst geboren in deiner Brust."

Schulfeste und Volksunterhaltungsabende sollen das gemeinsame Band der Vaterlands- und Heimatliebe um die Volksgenossen schlingen und sie wieder an edle Lebensfreude gewöhnen. Dann werden von selbst die wüsten Trinkgelage, die sinnlosen Tanzvergnügungen, die hohlen Festgelage schwinden, dann wird dem Baume der Volkskultur eine neue, herrliche Blütezeit beschieden sein.

Darum auf, ihr Säemänner, es ist Saatzeit!

Paul Matzdorf.

Was andre sagen

Blätter für zwischenstaatliche Organisation (Herausgeber: Dr. Alfred H. Fried, Wien). 17. Jhg. Nr. 4.

Der alte und der neue Idealismus. Von Universitätsprofessor Alfred Vierkandt, Berlin.

„Von diesem Kriege erwarten viele von uns eine sittliche Neugeburt unseres Volkes, eine völlige Verjüngung unserer Zustände. An sich ist ein derartiger segensreicher Wandel freilich nicht die notwendige Folge eines Krieges. Die Herrschaft des Mammonismus nach 1870 spricht deutlich genug gegen einen solchen Satz. An sich hat ein Krieg nur die Wirkung, die Lebensenergie innerhalb eines Volkes überhaupt zu steigern. Damit werden auch die in ihm vorhandenen Bestrebungen und Tendenzen gestärkt und so schon vorhandene Entwicklungen beschleunigt. Hier trifft es sich nun glücklich, daß mit dem Antritt des neuen Jahrhunderts ein neuer Idealismus bei uns erwacht ist, der sich besonders in der Jugend, überhaupt aber in einer Fülle von Reformbestrebungen auf allen Lebensgebieten zur Geltung bringt. Ständen wir noch unter der Herrschaft jener naturalistischen Lebensauffassung und Weltanschauung, die in den letzten Jahrzehnten des abgelaufenen Jahrhunderts bei uns herrschten, so hätten wir auch von diesem Kriege eine Hochflut des Materialismus, einen rücksichtslosen Kultus der Macht zu befürchten. So aber wird er jenem neuen Idealismus zugute kommen. Neu aber ist dieser nicht nur

nach seinen Jahren, sondern auch nach seinem ganzen Charakter. Von dem Idealismus früherer Zeiten unterscheidet er sich durch seine weltzugewandte Weise und seine lebensbejahende Haltung. Er ist voller Tatkraft, geneigt und befähigt zur Organisation und Propaganda, und weiß überall mit den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Mächten zu rechnen und sie in seinen Dienst zu stellen. Er hat Verständnis für das Machtproblem und, gerade hierin wird der Krieg segensreich auf ihn wirken; er wird ihm zum vollen Verständnis der Bedeutung der Macht für die Verwirklichung des Guten verhelfen und dadurch seine Wirkungskraft außerordentlich steigern.

Man darf nie vergessen, daß der alte Idealismus in den Klostermauern und am Schreibtisch geboren ist und sein Leben geführt hat. Er war teils mittelbar, teils unmittelbar von der Kirche getragen, und empfing von ihr die Tendenz zur Weltabgewandtheit und Askese, die Neigung, die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Güter als belanglos für die Welt des Geistes und ihr gegenüber zu betrachten. Freilich muß man dabei zwischen der kirchlichen Lehre und der kirchlichen Organisation unterscheiden. Die letztere hat für die Bedeutung der Macht stets ein volles Verständnis besessen und bewahrt. Sie hat sich durchzusetzen und für sich zu sorgen gewußt so gut wie irgend eine weltliche Organisation. Gewiß ein merkwürdiges Schauspiel, eine Institution zugleich nach außen kraftvoll herrschend und im Innern bei den edleren Geistern unter ihren Mitgliedern den Sinn für Entsagung und Versenkung in die Welt des reinen Geistes pflegend. Und dabei ist die Macht, die die Kirche so gewonnen hat, im ganzen dem Idealismus zugute gekommen. Die Kirche hat nicht nur in ihren Räumen einer Menge idealistisch denkender Geister eine Stätte der Zuflucht und Entfaltung geboten, sie hat auch die ganze geistige Kultur des Mittelalters im Sinne des Idealismus auf das stärkste beeinflußt und ähnlich in der Neuzeit bis auf die Gegenwart gewirkt.

Der alte Idealismus, der in diesem Zusammenhang erwachsen ist, hat freilich mit seiner Morallehre in dem tatsächlichen Leben mehr theoretische Anerkennung als praktischen Gehorsam gefunden. Man kann von seiner abstinentiellen Moral sagen, daß sie bis auf den heutigen Tag wohl *gilt*, aber nicht *herrscht*. Herbert Spencer hat diesen Sachverhalt einmal in treffenden Worten geschildert. Alle Menschen vernehmen voll Andacht am Sonntag die Lehre, daß Geben seliger ist denn Nehmen, daß man seinen Nächsten wie sich selbst lieben und, um vollkommen zu werden, seinen Besitz verkaufen und den Armen geben soll. Es fällt ihnen nicht ein, an der Richtigkeit dieser Worte zu zweifeln. Während der ganzen übrigen Woche aber betreiben sie mit derselben Selbstverständlichkeit ihre Geschäfte nach der genau entgegengesetzten Maxime. So gibt es tatsächlich bis heute neben jener kirchlich abstinenten Moral eine bürgerliche, eine kaufmännische und eine politische Moral, und bei ihnen allen gelten die Selbsthilfe, Selbstbehauptung und Durchsetzung teils als selbstverständliche Verhaltungsweisen, teils geradezu als Tugenden.

Hierin stimmt der neue Idealismus mit ihnen völlig überein. Er unterscheidet sich von ihnen aber dadurch, daß er diese Eigenschaften und Verhaltungsweisen nicht bloß Nützlichkeitszwecken dienstbar machte, sondern sie für die notwendigen Mittel zur Verwirklichung idealer Güter erklärt. Er begreift, daß die Macht unentbehrlich ist für jede Art von Leisten und Schaffen. Es ist der große Irrtum des alten Idealismus, daß er diese Tatsachen verkannt hat. Er hat Macht und Gewalt nicht genug voneinander unterschieden; er hat übersehen, daß Macht ebensowohl edlen wie niederen Zwecken dienen kann. Sein Ausgangspunkt und Grundgedanke war bekanntlich das Heil des Einzelnen in einer übersinnlichen Welt. Für diesen Zustand hielt er die Macht für unnötig oder geradezu für schädlich. Daß die Seele vom Leibe, die Persönlichkeit von den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hältnissen der Umwelt abhängig ist, alle diese Tatsachen würdigt er nicht. Daß das Recht in dieser Welt des Leistens und Kämpfens hilflos ist ohne hinreichende Macht, daß Ideen in der Welt zu wirken nur vermögen, wenn sie von einer hinreichend kräftigen Gruppe vertreten werden, daran ging er, obwohl er es an sich selbst erlebte, achtlos vorüber. Der neue Idealismus aber ist befruchtet von den Erfahrungen des geschichtlich-politischen und des wirtschaftlichen Lebens und den Erkenntnissen der modernen Biologie. Er begreift es, daß die Interessen der verschiedenen Menschen und menschlichen Gruppen auf fast allen Lebensgebieten zusammenstoßen, daß diese Gegensätzlichkeiten den Kampf durchweg unvermeidlich machen, und daß im Kampfe nur siegen kann, wer hinreichend gerüstet und stark ist. Die Macht ist deswegen für die Verwirklichung des Guten überall unentbehrlich. Zunächst in extensiver Hinsicht für die Erhaltung und Ausbreitung des Guten. Jede Nation, jede Idee, jede Reformbewegung sieht sich von anderen Gruppen und Bewegungen bedrängt und muß sich gegen sie behaupten; nur wenn ihr dies gelingt, kann sie auch das spezifisch Gute verwirklichen, das sie in sich trägt oder anstrebt. Soll aber dieses Gute über den Kreis, in dem es sich zunächst zur Geltung gebracht hat, hinaus weiter ausgebreitet werden, so bedarf es abermals einer Überwindung von Widerständen. Aber auch für die Erzeugung des Guten ist die Macht ebenso unentbehrlich. Man denke an die technischen Hilfsmittel bei der Forschung wie bei dem künstlerischen Schaffen; welchen Umfang können sie annehmen, und wieviel wirtschaftliche Macht verlangen sie dann zu ihrer Beschaffung. Ebenso bedarf alles Schaffen und Wirken einer hinreichenden Muße, und deren Gewinnung ist wiederum zunächst eine wirtschaftliche Frage. Bei allen kollektiven Bewegungen und Bestrebungen sehen wir in ähnlicher Weise die Entfaltung der Persönlichkeit abhängig von der Stärke und damit zugleich vom Umfang der Gesamtgruppe. Im größeren Kreise erweitert sich, kann man sagen, der Sinn. Einen je größeren Kreis irgendeine Bewegung sich zu gewinnen weiß, desto größer auch die Wahrscheinlichkeit, hervorragend geeignete Persönlichkeiten für sich zu gewinnen; je größer dieser Kreis, desto stärker auch die gegenseitige Anregung und damit die Aussicht auf Vertiefung und größere Leistungen. . . . . "

Rund um uns

Vorsicht beim Einkauf von Liebesgaben. (Aus einem Feldpostbriefe.) „Schon in den ersten Monaten des Krieges hat sich eine neue Industrie ganz plötzlich als vorhanden erwiesen, die sich mit großem Eifer der Herstellung von Liebesgaben für die im Felde stehenden Truppen gewidmet hat. Man muß, wenn man die Leistungen dieser jungen Industrie betrachtet, anerkennen, daß sie es meisterhaft verstanden hat, zu der Erfüllung des Bedürfnisses, dem sie ihre Entstehung verdankt, Mittel und Wege zu finden. Leider steht aber die bewiesene Geschäftstüchtigkeit durchaus nicht immer in dem richtigen Verhältnis zu dem Zweck des Fabrikationserzeugnisses, so daß Vorsicht bei dem Einkauf von Liebesgaben dringend anzuraten ist.

Das gilt an erster Stelle für die Unmenge von Pulvern, Täfelchen, Würfeln, Kügelchen, Säckchen usw., die zur „schnellsten Herstellung" eines „guten" Kaffee, Tee, Kakao, einer „ausgezeichneten"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schokolade mit und ohne Milch und Zucker auf den Markt gebracht und angepriesen werden. Ich habe eine ziemliche Menge dieser „Ersatzmittel" selbst erprobt und gefunden, daß sie mit ganz geringen Ausnahmen ein sehr schlechtes, vielfach kaum genießbares Getränk liefern, und daß der Preis zumeist in gar keinem Verhältnis zum tatsächlichen Wert steht. Einige Gerichtsverhandlungen, über welche die Tageszeitungen berichteten, haben diese praktische Erfahrung leider nur zu sehr bestätigt. —

Es ist nun, wenn ich mir im Felde kochendes Wasser zum Auflösen der Teekügelchen, Kaffeewürfel usw. herstellen kann, auch stets die Möglichkeit gegeben, richtigen Tee, Kaffee, Kakao oder Schokolade aufzubrühen, das nötige nachträgliche Durchgeben oder Durchseihen spielt keine ausschlaggebende Rolle. Man sende daher grundsätzlich Kaffee (gemahlen), Tee, Schokolade und Kakao in richtiger Form, möglichst in dicht schließenden Schachteln enthalten, ins Feld und füge Stückenzucker bei. Will man aber die „Ersatzmittel" verwenden, so erprobe man ein Teeplätzchen oder dergleichen vor der Absendung, um dem Empfänger eine bittere Enttäuschung zu ersparen.

Das gleiche gilt von den mannigfaltigen „Zitronenzuckern, „Zitronenpasten", alkoholfreien Grogs und einer Unzahl ähnlicher Erzeugnisse. Sie sind mit verschwindenden Ausnahmen nicht zu empfehlen und gegenüber den ausgezeichneten Obstsäften, die wir in Deutschland haben, und von denen ich die meisten im Frieden und im Kriege als gleichmäßig gut erprobt habe, übermäßig teuer.

Honig, eingedickte Milch und Käse kommen vielfach in sog. Tuben in den Handel. Zumeist sind sie von vorzüglicher Beschaffenheit, aber in dieser Form unverhältnismäßig teuer. Man kann Honig, Pflanzenfette usw. gut in kleinen Aluminiumdosen mit dünnem Glaseinsatz versenden, die geleert mit der Feldpost zur neuen Füllung zum Absender zurückkehren. Die eingedickte Milch in Blechdosen ist gut, aber auf dem Marsch schlecht zu befördern. Als gänzlich ungeeignet haben sich nach meinen Erfahrungen die Milchwürfel usw. erwiesen. Käse läßt sich in dicht schließenden Aluminiumbüchsen frisch halten.

Von ganz besonderem Werte sind für uns, die wir den in großen Liebesgabensendungen zumeist recht reichlich an die Front kommenden alkoholischen Getränken ablehnend gegenüberstehen, die verschiedenen Arten Obstmus und die mancherlei Früchte, die Ernährungs- und Genußmittel zugleich sind. Ich denke dabei außer an allerlei Obstmus an getrocknete Bananen, Datteln, Feigen, Backpflaumen, Ringäpfel, Mandeln und mancherlei Nüsse. Auch hier soll man sich, ebenso wie beim Einkauf von Schokolade, von der Güte überzeugen und bedenken, daß das Beste zwar nicht das Billigste, wohl aber für die kämpfende Truppe gerade gut genug ist.

Und schließlich noch eins. Ganz allgemein werden viel zuwenig Gemüsekonserven als Liebesgabe versandt. Da könnte man noch sehr viel tun, sollte aber auch hier das Beste kaufen, soweit es nicht möglich ist, selbstgemachte Konserven zu schicken."

F. F. Galizien, 13. Juli 1915.

K. L.

Aus unserem Landheimleben.

I.

Stürmischer Juliabend! Die schlanken Stämme der Birken wiegen sich im Winde hin und her. Sssss .... heult der Sturm in den alten Eichenkronen. Der Storch auf dem Dache hat seinen Kopf tief in den Federn versteckt. Aber aus dem Schornstein unseres alten einsamen Bauernhauses raucht es behaglich in den stürmischen Himmel hinauf.

Ich lehne hinaus aus der offenen Tür. Links in der Küche knistert es so heimisch im Herd, — eine wohlige, rote Glut. Sie glitzert wider in dem bunten Bauerngeschirr.

Hedwig im leuchtend blauen Kleid kniet vor der Herdtür und steckt Holz hinein. Gretel rührt geschäftig die duftenden Gerstenflocken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die offene Tür führt in das Eßzimmer mit dem gedeckten Tisch: Brot, Butter, köstliche Marmelade. In einer alten Stallaterne brennt die Kerze. — „Gleich ist's soweit." Damit tut Gretel Salz und Zucker an die Suppe und rührt und rührt.

Ich sehe scharf hinaus. Bewegen sich dort nicht zwei dunkle Gestalten langsam auf unser Haus zu? Ein feiner Sprühregen erschwert mir das Sehen. Sollten sie wirklich noch kommen? „Schnell, Lotti, wir ziehen unsere Mäntel an und laufen ihnen entgegen. Deck noch für zwei auf, Hedwig, sie sind es wirklich." Ich laufe in den Regen hinaus. Meine kleine Base läuft mit. Im Trab gehts über die nasse Wiese.

Da kommen sie uns lachend und froh entgegen, Erna und ihre Mutter, trotz Regen und Sturm. Wir ziehen sie hinein in unser behagliches Heim, nehmen ihnen die nassen Mäntel ab und führen sie an den duftenden Abendbrottisch und setzen ihnen heiße Gerstenflockensuppe vor. — Beim Schein der Kerze essen und erzählen wir, während draußen der Sturm in den Kronen der Bäume zaust.

II.

In heißer, sonniger Mittagszeit liegen wir auf der Wiese. Von fern guckt uns unser kleines Häuschen so traulich an. Dahinter stehen still und ernst die dunklen Tannen, als wollten sie einen festen, schützenden Ring um unsere kleine Welt, um unsere Einsamkeit hier schließen. Still liegen und sitzen wir, leise die Augen schließend, in dem flimmernden Licht.

Ab und zu lese ich in „Goethes Leben im Garten zum Stern". Aus vergangener Zeit tauchen die Gestalten auf, aus ferner schöner Zeit. Wie froh war man damals. Man hatte Zeit für Freundschaft, für Schönheit, für Kunst. Man hatte Zeit zum Briefschreiben, zum stillen Versenken in liebe Bücher. Die Zeiten waren so ganz in Gold und Sonne getaucht.

Leise tönt der Klang von Gretels Gitarre an mein Ohr. Der Erde entströmt ein frischer Duft. Ich bin dein Kind, du heilige Mutter Erde. Dies Leben mit dir ist ein Gesunden an Seele und Leib.

Und froh sehe ich auf. Die Zeit, sie kommt wieder, die Zeit, wo man Schönheit und Freundschaft pflegt. Strahlen nicht die Farben unserer Kleider in der Sonne? Haben wir nicht Muße zu stillem, häuslichen Wirken, zum Versenken in Bücher und Natur? Haben wir sie uns nicht wiedererworben die Liebe zur heiligen Erdscholle in hartem Kampfe? Und stehen draußen an den Grenzen nicht deutsche Männer, stahlhart und treu und schützen Haus und Herd, und schützen unsere Ruhe hier in stiller Einsamkeit auf grüner Wiese?

Sophie Johannsen.

Neue Bücher und Schriften

Kriegsveröffentlichungen des Deutschen Bundes Heimatschutz: Ostpreußen, seine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. I. Heft. Georg D. W. Callwey, München.

Fried, Dr. h. c. Alfred: Europäische Wiederherstellung. M. 2,—. Art. Institut Orell Füßli, Zürich.

Horneffer, Ernst: Der Krieg und die deutsche Seele. M. 1,—. Ernst Reinhardt, München.

Gumprecht, Prof. Dr. F.: Volksernährung im Kriege. M. 0,75. Gustav Fischer, Verlagsbuchhandlung, Jena.

Bielefeldt, Bruno: Aus Ostpreußens Not. Elf Zeichnungen. Herausgegeben vom Dürerbund. M. 5,—. Georg D. W. Callwey, München.

Avenarius, Ferd.: Literarischer Ratgeber. M. 5,—. Dürerbund. Georg D. W. Callwey, München.

Flugblätter an die deutsche Jugend, ausgegeben v. d. Berliner Freien Studentenschaft. Jedes Heft 10 Pf. Eug. Diederichs, Jena.

Heft 1. Joh. Gottl. Fichte: Was ein Volk sei.
„ 2. Platon: Von den königlichen Philosophen.
„ 3. Friedr. Schleiermacher: Jugend und Alter.
„ 4. Schiller: Not und Freiheit.
„ 5. E. M. Arndt: Geist der Zeit.
„ 6. H. v. Kleist: Was gilt es in diesem Kriege?

Müller, Johannes: Der Tod fürs Vaterland und die Hinterbliebenen. Reden über den Krieg. Nr. 4. 1.—20. Tausend. Mk. 0.50. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

4. Jahrgang Nr. 18 16. September 1915

Die Heilsarmee und wir.

Gewiß hatte mein Schweizer Freund recht, als er beim Anblick einer Leutnantin der Heilsarmee ausrief: „Ist's nicht eine Schande, daß wir uns die heikelste und vordringlichste soziale Ehrenpflicht von einer ausländischen Gesellschaft abnehmen lassen, deren Gebaren uns so zuwider ist?"

Aber man muß das ganze Heer der Entgleisten und ihr Elend kennen, die viele Tausenden von Verbrechern, die jährlich aus den Zuchthäusern ausgespien und auf die Gesellschaft losgelassen werden, bis sie, zumeist binnen Jahresfrist, nach neuen Verbrechen wieder ins Zuchthaus zurückwandern, die Landstreicher, die ihr Leben lang über Landstraßen und durch Arbeitshäuser irren, all die jungen Mädchen, die prächtige deutsche Mütter würden, wenn sie besser erzogen worden und nicht von der „gesinnungstüchtigen" Männerwelt erst verführt und dann ins Dirnentum verstoßen wären, die verkommene Gassenjugend, aus der die Zuhälter und Gauner und Aufrührer hervorgehen. Dann die Welt von Trinkern, die zugleich den größten Teil alles Frauenelends verschulden und die Welt mit Rausch- und Sündekindern überschwemmen und mit ihnen allen die Schwächlinge an Körper und Geist und Willen, die den Wettbewerb unserer Tage nicht bestehen können. Man muß die verzettelte Kleinarbeit aller anderen Werke zum Wohl der Ausgestoßenen kennen. Dann erst wird man neben dem Abstoßenden auch das Große würdigen, das die Heilsarmee geleistet hat, dieses Heer von Helfern, das über die ganze Welt verbreitet ist, mit seinen Zufluchtsstätten für Obdachlose und Wandererherbergen, den Arbeiterkolonien und Werkstätten und Fabriken, die den schwächsten Kräften angepaßt sind, den Trinkerheilstätten und Krankenhäusern und Blödenanstalten, den Säuglings- und Kinder- und Jugendheimen für Verbrecherkinder, den Besserungs- und Dirnen-Verbrecherhäusern in allen möglichen Anstalten vom Zelt oder Schlupfwinkel in einer Scheune bis zur überseeischen Verbrecherkolonie und dazu noch einem Riesenwerk der äußeren Mission.

Ein kleines Stück Liebesarbeit sei herausgegriffen, weil man bei uns die Heilsarmee immer nur nach der Art ihrer Aufzüge und dem Charakter und Tone des „Kriegsrufes" beurteilt. Ein Herrengütlein in der Schweiz

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist in ein Asyl für entlassene Zuchthäusler verwandelt. Im großen Handelsgarten, der es umgibt, arbeiten in musterhafter, zwangloser Zucht vierzig Räuber und Rohlinge, Brandstifter und Frauenschänder, Diebe und Fälscher, bis ihnen das Berner Stabsquartier ein dauerndes Unterkommen vermittelt hat. Ein „Offizier" der Heilsarmee leitet die Anstalt. Sein einziger Gehilfe ist seine Frau, die für die Anstalt kocht und die Hausarbeit verrichtet, den Verlassenen wohltätigen Familienanschluß gewährt und dabei für ihre sechs Kinder vortrefflich vorsorgt. Der Leiter war vor 10 Jahren in die Heilsarmee geflüchtet, weil er sich zu ungeschickt und zu willensschwach fühlte, um als Dienstknecht sich durchs Leben zu schlagen.

Nicht nur als Wohltätigkeitsanstalt ist die Heilsarmee die umfangreichste und großzügigste Unternehmung. Sie ist auch die feinst ausgebildete Organisation. Sie verzweigt sich über alle Welt, in die Gewinkel der Großstadt und auf halbwilde Länder und ist doch bis ins Kleinste von ihrem Londoner Mittelpunkt geleitet. Die meisten Gelder fließen ihr groschenweise durch den Verkauf des „Kriegsrufes" zu, aber die Verwaltung ihrer Einnahmen gilt als eins der besten Bankgeschäfte der Welt. Nebenbei ist sie auch das wirksamste Auskunftsamt z. B. zur Nachforschung nach Verschollenen.

Vorbildlich ist in ihrem Bereich auch die Frauenfrage gelöst. Ich wüßte nicht, wo anders die Gleichberechtigung von Mann und Frau so edel durchgeführt wäre.

Früher als manche andern Unternehmungen hat sie die Trinksitten als ergiebigste Quelle gesellschaftlichen Elends und Schmutzes und zugleich die Enthaltsamkeit als einzig wirksames Mittel dagegen erkannt.

Vor allem aber hat die Heilsarmee den einzig richtigen Weg zur Rettung ihrer unglücklichen Schützlinge erkannt. Mag die Umwelt, sagt sie, sich an den Gefallenen noch so schwer mitversündigt haben, so wurzelt das Übel doch in seinem Innern. Wenn ihm endgültig geholfen werden soll, so muß sich sein Wille vom Bösen, von der Gottverlassenheit abwenden. Diesen Weg sind ihm die Offiziere der Heilsarmee vorangegangen. Jetzt reißen sie den Sünder aus seiner gottlosen Umgebung heraus, stellen ihn ganz in ihren Bann, nehmen sich seiner mit himmlischer Geduld an, beten mit ihm, und sobald sie seine Wandlung spüren, stellen sie ihn — nach Methodistenart — in den Dienst des Heilswerkes. Hierin liegt das Geheimnis ihres Erfolges.

Man muß sie gesehen haben in ihrer Hingebung, die Schwestern, wie sie täglich in den tiefsten Schmutz großstädtischen Lasters steigen, um eine Seele zu retten, und die Brüder, wie sie nach tausend Mißerfolgen sich immer und immer wieder mit den rückfälligen Sündern plagen und mit Engelsgeduld allerlei Bosheiten über sich ergehen lassen und bei Spott und Hohn und Unverstand ihre heitere Ruhe bewahren; wie sie ihrem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Werke reiche Schätze sammeln und es selbst mit der Pflicht der Armut ernst nehmen.

Wer da behauptet, die „Bekehrungen" der Heilsarmee hätten nur kurzen Bestand, der beachtet nur die Tausende, die täglich bei der Heilsarmee Hilfe suchen und ihr den Rücken kehren, sobald ihre Not gestillt ist. Aber er kennt die Kerntruppe selber nicht, das Riesenheer von frommen Helfern, die meist selbst von der Straße aufgelesen waren und jetzt an lang bewährter Treue und heiligem Eifer mit den allerernstesten religiösen Gemeinschaften auf gleicher Stufe stehen.

Trotz alledem erwarten wir, daß der Weltkrieg der Arbeit der Heilsarmee in Deutschland ein Ende setzt. Denn ihr guter Kern, den sie ja mit allen Anstalten christlicher Nächstenliebe gemein hat, ist in eine Hülle gekleidet, die mit deutscher Art auf die Dauer unverträglich ist. Doch es wäre gar zu bequem, all das aufzuzählen, was uns an der Heilsarmee anwidert. Die Mängel drängen sich ja schon dem oberflächlichsten Betrachter auf. Wir wollen lieber zeigen, wie wirs anders haben wollen.

Natürlich und selbstverständlich ist für Deutschland, daß ein Werk christlicher Nächstenliebe von den zwei großen Glaubensgesellschaften ausgeht. Zum mindesten müßten sie das geistliche Rüstzeug liefern. Jeder Versuch, die vorhandenen Gegensätze zu überbrücken, könnte nur zu neuen Spaltungen führen. Daneben aber möchten wir die selbständige Liebesarbeit fromm gesinnter Weltleute nicht missen. Sie haben gerade in den Zeiten kirchlicher Entfremdung unendlich viel zur Erneuerung religiösen Lebens beigetragen.

Das Unternehmen müßte auch von Anfang an mit dem Staat Hand in Hand gehen. Denn wir brauchen es sobald wie möglich und können nicht zuwarten, bis es in jahrzehntelangem Kampf ums Daseinsrecht die beste Kraft vergeudet. Kraftverschwendung wäre es auch, wollte das Werk nicht den eisernen Besen des Staates sich nehmen, um erst den sozialen Schmutz beiseite zu schaffen, mit dem bei der Heilsarmee zarte Frauenhände beschmutzt wurden. Es bleibt den Helfern immer noch genug Gelegenheit zu Selbstverleugnung und heldenhafter Hingebung übrig.

Will eine fromme Helfergemeinschaft nicht in geistlichen Hochmut, frömmelnde Geschmacklosigkeit und selbstgenügsame Engherzigkeit verfallen, so muß sie ferner an allen wirklichen Segnungen der Gegenwart dankbaren und fördernden Anteil nehmen. All die schönen Anfänge der Lebenserneuerung, die der großen deutschen Erhebung vorangegangen sind, müßten dem Werk zunutze gemacht werden. Was der „Kriegsruf" für die Heilsarmee ist, müßte ein Volksblatt werden, das zur Herzens- und Geistesbildung das Allerbeste bietet. Die Andachten müßten zugleich Pflegestätten christlicher Kunst, die weltlichen Veranstaltungen dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

besten Vorbild eines Volksheims gleichkommen. Unsere Entgleisten sind ins Unglück geraten entweder, weil sie nicht richtig arbeiten oder weil sie ihre freien Stunden nicht richtig verwenden oder weil sie beides nicht lernten. Darum muß ihnen neben erzieherischer Arbeit alles geboten werden, was zur Hebung des Volkes heute geschieht. Die Zufluchtsstätte der Verlassenen muß Stätte der Volksbildung sein, der Pflege des Schönen und der Ausdruckskultur, muß alles Gesunde der heutigen Jugendpflege bieten, Pflege des Heims und des Wanderns, des Heimatsinns, nicht minder des prächtigen neudeutschen Soldatenstils, der im Krieg aus Schützengräben und Waldheimen und Erdlöchern heraus gewachsen ist. Gerade die sittlichen Werte dieser Bestrebungen müssen genützt werden.

Nichts ist gefährlicher, als wenn die Geretteten von der gesunden Umwelt abgeschlossen werden. Das neu erwachte Leben erleidet dann das Schicksal der Treibhauskulturen in rauher Luft. Manche werden freilich ihr Lebtag gehegt und gepflegt werden müssen, die übrigen dürfen den Verlockungen der Welt auf die Dauer nicht mehr abgeschlossen werden, als es saubere Lebensführung von selbst erfordert. Aber sie müssen in dem Gedanken- und Wirkungskreise bleiben, der ihnen Segen gebracht hat. Darum muß unser Wohltätigkeitswerk in enger Fühlung und regem Austausch der Gedanken und Kräfte mit den Wohlfahrts-Einrichtungen der Gegenwart stehen, mit den Gewerkschaften, mit der ländlichen Wohlfahrtspflege, ganz besonders den Unternehmungen gegen den Trunk, die ganz von selbst auch die Unsittlichkeit bannen.

Gar viele verständig angelegte Fürsorgeanstalten haben bewiesen, daß man alle diese weltlichen Dinge pflegen kann und soll, ohne dabei als Hauptsache das geistliche Leben zu vernachlässigen. Es widerspricht deutschem Ernste, wenn neu Bekehrte sogleich zu predigen und zu lehren beginnen. Aber sobald sie sich von Schlimmem abgewendet haben, sollen sie ganz in irgendeinem guten Werke aufgehen.

So oft ich in den letzten 20 Jahren großzügige Hilfe für die Entarteten und Entgleisten forderte, wurde mir dreierlei entgegengehalten. Erstens, hieß es, fehle es an anführenden Persönlichkeiten. Dies ist in Deutschland gewiß nicht richtig und am wenigsten in diesen Tagen.

Weiter hieß es immer wieder, es fehlen die Helferkräfte; sie reichten ja nicht einmal für die spärlichen Anstalten aus, die heute schon bestünden.

Das war richtig bis zum Krieg. Jetzt aber hat uns der Weltkrieg ein Heer von Helfern zugeführt — in den Verwundeten. Wir sahen ja, was in einem Liebeswerk bei gutem Willen mit den ungeschultesten halben und zehntel Arbeitskräften möglich ist. Unsere Kriegsverwundeten sehen jetzt schon lange in die Zukunft. Der Staat wird mit Unterhaltsgeldern oder Kriegerheimstätten nur zum Teil ihnen helfen können. Zur Wunde und zur Sorge kommt dann noch das quälende Bewußtsein, von der Hilfe

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Gnade Anderer abhängig zu sein. Dem wäre abgeholfen, wenn die Invaliden sich in den Dienst eines Helferheeres stellen würden. Ein Lohn, der dem Sold in der Heilsarmee entspräche, würde, zusammen mit der Staatshilfe, wirtschaftliche Not verscheuchen, der seelischen Not würde das Bewußtsein steuern, mit dem Rest der Kraft dem Vaterland und weit unglücklicheren Mitmenschen zu dienen. Wo aber die Kraft der Verwundeten nicht ausreicht, da stünden ihnen arbeitsfrohe, in Liebesarbeit wohlgeschulte Helferinnen zur Seite, bewährte Freundinnen aus der Kriegszeit: die Schwestern vom roten Kreuz. Sie haben den Segen der Helferarbeit gekostet und sie werden sie auch im Frieden nicht mehr missen wollen.

Wir stellen uns die Verfassung der Helferschar entweder so vor, daß das Reich die Kriegsverwundeten in den Dienst der öffentlichen Fürsorge stellt oder daß die Invaliden in Form der Selbsthilfe sich zugleich der Armen und Unglücklichen annehmen; oder daß einzelne Gemeinden oder Vereine, oder Wohlfahrtsanstalten Verwundete in den Helferdienst stellen und mit diesem Verfahren Schule machen.

Zum dritten hieß es immer, dem Werk fehle in Deutschland ein werbender Gedanke, der bei Spendern und Helfern die Opferfreude belebt. Ich glaube, auch ihn hat der Krieg gebracht. Das Wort Vaterland hat im Krieg Wunder getan und wird noch lange weiter wirken. Damit ist zugleich der unerläßliche geistliche Gedanke gegeben, denn vaterländisch heißt deutsch, und fromme Gesinnung — bewußt oder unbewußt — ist von deutschem Wesen untrennbar. Wir könnens außerdem schon jetzt nicht mehr verstehen, warum wir nicht schon längst das matte, blasse undeutsche Wort „sozial" mit „vaterländisch" vertauscht haben. Dem Vaterland zulieb müssen wir alles Ungesunde und Unsaubere von uns und anderen abhalten. Daran soll uns auf Schritt und Tritt ein aus Kriegshelden gebildetes vaterländisches Helferheer erinnern.

Leo von Egloffstein.

Mehr Rechtskenntnisse — eine Forderung unserer Zeit*).

Wer Rechtsunzufriedenheit und Rechtsverdrossenheit einmal auf ihre Ursachen hin geprüft hat, weiß, daß daran in erster Linie die geradezu erstaunliche Gesetzesunkenntnis aller Kreise, der Minder-

*) Der Aufsatz ist schon vor mehr als einem Jahre geschrieben worden. Der Krieg trägt die Schuld, daß wir die Arbeit so lange zurückstellen mußten.
Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bemittelten wie der Bessergestellten schuld ist. Ein Unterschied besteht nur insofern, als die Bessergestellten sich vor den schweren pekuniären und sonstigen Schäden, welche die Gesetzesunkenntnis nun einmal mit sich bringt, besser schützen können. Auch hier spielt, wie überall, das Geld eine Rolle. Der Zahlungsfähige legt seine Sache vertrauensvoll in die Hand eines Anwalts, eines Fachmanns.

Anders der Minderbemittelte und gar der Unbemittelte. Er läßt die Sache aus Bequemlichkeit, aus Mangel an Mitteln oder aus Unerfahrenheit und Unkenntnis einfach gehen, wie sie geht. Wie oft ist es dann zu spät. Rat und Hilfe nützen nichts mehr, die Geschichte kostet ein Heidengeld, und die Unzufriedenheit ist da. Aber nicht etwa Unzufriedenheit mit sich selbst. Bewahre! Der Staat, der Gesetzgeber, die Wirtschaftsordnung, der Richter, der Anwalt; sie werden so oft verantwortlich gemacht, wenn die Karre gründlich verfahren ist.

Mit der Gesetzesunkenntnis nahe verwandt ist das sogenannte Rechtsgefühl. „Dies Urteil widerspricht meinem Rechtsgefühl", hört man oft sagen, und doch — ist das Urteil richtig. Die Fehlerquelle liegt darin, daß auch hier oft der Wunsch der Vater des Gedankens ist. Der Wunsch nach einem bestimmten Prozeßerfolg hemmt unser logisches Denken. Es bildet sich ein bestimmtes Rechtsgefühl, dem dann die Wirklichkeit nicht entspricht. Zahlreiche irrige Rechtsanschauungen haben sich gebildet. Mit Gefühl allein fällt der Richter gewiß kein Urteil, und wenn er ein noch so feinfühliger Menschenfreund wäre. Er muß sich an den Wortlaut des Gesetzes halten, das nicht leichtfertig und unlogisch hingeschrieben, nicht von Gefühlsduselei eingegeben ist, sondern das die Aufgabe hat, der Allgemeinheit zu den Zwecken zu dienen, für die es gemacht ist. Das Gesetz ist aus bestimmten Ursachen heraus geboren, und diesen Umständen entsprechend kommt im Gesetz der Wille des Gesetzgebers zum Ausdruck. Letzterer und der Wortlaut des Gesetzes sind die Grundlagen der Rechtsprechung, der Spruchpraxis. Damit ist nicht etwa gesagt, daß unsre Gesetze nicht verbesserungsbedürftig seien. Im Gegenteil, ernstlich wollen und sollen wir daran arbeiten, daß sie dem praktischen Leben immer näher kommen.

Ich habe in meiner Praxis sehr viele Leute kennen gelernt, die sich einfach selbst Gesetzesparagraphen zurechtlegten, wenn die wirklichen Paragraphen ihnen nicht in den Kram paßten. Die meisten von ihnen waren Solche, denen die Logik der Gesetzgebung ewig fremd bleibt.

Die Allgemeinbildung unseres Volkes ist bedeutend gestiegen, und doch läßt sie uns, auch den Gebildeten, auf dem Rechtsgebiet

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im Stich. Gut, daß wir wenigstens von Staatsbürgerkunde in den Schulen hören und ähnlichen Bestrebungen, die zu begrüßen sind, aber doch noch nicht imstande sind, die empfindlichen Lücken auszufüllen, die unser Wissen hier hat. Die allgemeine Verbreitung von Rechtskenntnissen hat nicht Schritt gehalten mit der Entwicklung der Gesetzgebung. Die Rechtskenntnis war ein Vorrecht für ganz wenige Gebildete. Aber ein solches Vorrecht darf sie nicht sein, sie muß Allgemeingut werden; denn die Gesetze sind für die Allgemeinheit da. Als Gemeingut müssen sie zur Rechtswohltat werden. Eine wesentliche Voraussetzung dazu ist, daß ihre Sprache volkstümlicher gestaltet wird.

Ist es nicht beschämend, daß wir Gymnasiasten zur Zeit der Reifeprüfung von der Organisation des Staats und der Gerichte in Rom und Athen genau Bescheid wußten? Wir bezogen dagegen als Studenten der Rechte die Universität und wußten von Deutschlands Staats- und Rechtswesen herzlich wenig, und so gut wie nichts, was wir in der höheren Schule gelernt hatten.

Die allgemeine Rechtskenntnis wird zu einer brennenden Frage unserer Zeit. Gewaltige Umwälzungen hat unsere Volkswirtschaft in einem Jahrhundert durchmachen müssen. Die gute, alte Zeit mit ihrem patriarchalischen Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist so gut wie verschwunden. Weitgehende Arbeitsteilung, weitgehende Spezialisierung aller Berufe, Freizügigkeit, Gewerbefreiheit, Verbreitung des Maschinenbetriebes, Zunahme der Industrie und des Handels, Schnelligkeit der Anordnungen, das Riesenhafte des Verkehrs, Verschärfung des Wettbewerbs, die erhöhten Anforderungen an die Beschaffenheit und Güte aller Leistungen: das sind alles Dinge, welche die Anforderungen an unsern Geist und unsere Geschicklichkeit, an die Tüchtigkeit in unserm Beruf höher spannen. Das Gebäude der Volkswirtschaft hat ein ganz anderes Bild erhalten.

Volkswirtschaft und Recht hängen aber eng zusammen. Im frühesten Zustand des Wirtschaftslebens und des Zusammenlebens von Menschen wird man mit wenigen Abmachungen auskommen. Je verwickelter aber das Wirtschaftsleben ist, desto verwickelter ist auch die Gesetzgebung. Die Gesetzesmaschine erhält immer mehr Konstruktionsteile, um immer feiner arbeiten zu können. Neue Aufgaben ziehen neue Gesetze nach sich. Man braucht nur einmal die Inhaltsverzeichnisse des Reichsgesetzblattes für einige Jahre daraufhin durchzusehen. Mit dieser Verfeinerung tritt aber die Schwierigkeit ein, die vielen, vielen unterschiedlichen Erzeugnisse einer solchen Maschine zu übersehen oder richtig, sachgemäß und rechtzeitig zu handhaben oder in ihren Vorteilen genügend auszunutzen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

abgesehen davon, daß die Berufspflichten uns heutzutage so in Anspruch nehmen, daß die Spannkraft unseres Geistes nicht hinreicht, um alles in uns aufzunehmen, was wir eigentlich wissen müßten oder wissen möchten.

Eine Unmenge Gesetze muß der beherrschen, der sich „rechtskundig" im besten Sinne des Wortes nennen will. Selbst der Fachmann, der Jurist, aber muß gestehen, daß das Gebiet zu groß geworden ist, um es souverän überblicken zu können. Wie in anderen Berufen greift auch hier die Spezialisierung Platz. Das Laienvolk aber kann sich nicht über die Wissenschaft hinaus erheben, alles stünde im Bürgerlichen Gesetzbuch. Der Hausbesitz des BGB., das man so billig im Warenhaus haben kann, trägt ein gut Teil der Schuld. Wie wenige wissen etwas vom Privatrecht, das die Rechtsbeziehungen von Mensch zu Mensch regelt, vom Strafrecht, vom öffentlichen Recht (Beziehungen zwischen Staat und Staatsbürgern). Die allereinfachsten Rechtsfragen, die einem jeden einmal auftauchen, z. B. über Miete, Dienstvertrag, Kaufvertrag sind unbekannt. Die Arbeitgeber sind oft nicht über die einfachsten Fragen aus dem Recht des Dienst- und Arbeitsvertrages unterrichtet. Dabei ist es interessant, festzustellen, daß die Arbeitnehmer auf diesem Gebiet oft bei weitem bessere Kenntnisse besitzen.

Die einfachste Frage aber kann, im entscheidenden Augenblick falsch beantwortet oder nicht geklärt, den Keim von Verwickelungen in sich tragen. Verpaßte Augenblicke rächen sich auch hier. Aus Kleinigkeiten entstehen ernste Rechtsstreite. Die aber kosten Geld, oft viel Geld.

Je enger die Beziehungen der Menschen zueinander sind, desto leichter entstehen Reibungen. Das Zusammenwohnen der Menschen, das Verhältnis zwischen Mieter und Vermieter, zwischen verschiedenen Mietsparteien bringt Gegensätze mit sich, die sich oft genug in Prozessen Luft machen. Die Treppenläufer, die Hauslampe, die Waschküche und der Hausschlüssel: es sind Lappalien; aber Feindschaften fürs ganze Leben riefen sie schon hervor.

Auch das öffentliche Leben bringt Reibungen mit sich, oft aus nichtigen oder kleinen Ursachen entstanden. Unkenntnis von Recht und Gesetz trägt meist auch hier die Schuld.

Alle Rechtsstreitigkeiten ziehen aber nicht nur Feindschaften einzelner nach sich, sondern es entstehen auch Klassengegensätze. Die gerechte Handhabung des Arbeitsrechts z. B. würde das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer friedlicher gestalten und manche Ursachen des politischen Kampfes beseitigen. Es ist auch sonst nicht zu leugnen, daß ein gut Teil der Erbitterung und Verbitterung der unteren, der abhängigen Bevölkerungsschichten mit der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gesetzgebung und mit dem Einfluß des Volkes auf sie zusammenhängt.

Das kann man um so mehr behaupten, als ja die Gesetzgebung der Gegenwart tief in die wirtschaftlichen und sozialen Interessen dieser Bevölkerungsschichten eingegriffen hat. Unsere groß angelegte soziale Gesetzgebung (Arbeitsschutz, Recht des Arbeitsvertrages, Kranken-, Unfall-, Invaliden-, Angestelltenversicherung usw.) soll ja gerade diesen Kreisen zugute kommen. Durch Gesetzesunkenntnis geht aber oft ein großer Teil des Nutzens verloren, der bei richtiger und rechtzeitiger Anwendung von der sozialen Gesetzgebung ausgehen kann.

In Fällen, in denen gesetzliche Handhaben zur Erlangung eines rechtlichen Vorteils in Hülle und Fülle vorhanden sind, unterläßt man die wirksamen Schritte aus Unkenntnis, in anderen verwickelt man sich leichtfertig in Rechtsstreitigkeiten, die einen Mißerfolg logischerweise erwarten lassen müßten, oder man läßt sich durch getreue Nachbarn, die alles besser wissen, beraten und betören.

Die Rechtskenntnis allein tuts jedoch nicht. Der Rechtsstreit ist ein Kampf. Und wie im Kampf der streitbaren Männer ist auch hier ein blankes, geschärftes Schwert, gewandt geführt, vonnöten. Im Vorteil ist, wer die Sachlage und die Schwächen des Gegners auszunutzen versteht. Die Schlagfertigkeit leistet auch hier ihre guten Dienste. Wer nicht kampfgerüstet ist, suche sich einen Beistand. Gute gibts und böse. In Rechtssachen, die man aus Ungeübtheit, Schüchternheit, aus Angst vor dem Gericht oder aus Unkenntnis nicht selbst durchfechten kann, wende man sich rechtzeitig an einen Fachmann, nie aber an einen Winkeladvokaten.

Das Erstrebenswerte ist jedoch nicht der Rechtsstreit mit seinen unvermeidbaren Aufregungen und der häufigen Unsicherheit seines Ausgangs, sondern der Rechtsfriede. Dem Rechtsstreit soll man vorbeugen. Aber ein Vergleich muß rechtzeitig angebahnt werden, ehe aus der Mücke ein Elefant geworden. Die Parteien werden sich dazu nicht so leicht die Hand bieten, sei's aus falschem Stolz, sei's aus Starrköpfigkeit. Vermittlungsstellen sind daher nötig. Und wenn die in den Gesetzen vorgesehenen Vermittlungsstellen, die Anwälte, nicht ausreichen, müssen eben neue entstehen. Die Nachfrage muß gedeckt werden, wenn nicht erheblicher Schaden am Volksvermögen und am Volksfrieden entstehen soll.

Ein Punkt, der auch wesentlich für die Anstrebung des Rechtsfriedens und von Vergleichen spricht, darf nicht unerwähnt bleiben: das Ausklagen von Bagatellsachen und Austragen von Rechtsstreiten, die bei richtiger Sach- und Rechtskenntnis und bei rechtzeitiger Hilfe

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vermieden werden können, führen zu einer bedauerlichen Überlastung der Gerichte, sehr zum Schaden ernster Rechtssachen, die einer grundlegenden Entscheidung, und daher einer eingehenden Prüfung und Beratung wert sind. An der Überlastung der Gerichte und der dadurch leicht bedingten Langsamkeit des Verfahrens tragen die Parteien einen wesenlichen Teil der Schuld, wenn nicht die Hauptschuld. Wer leichtfertig wegen einer geringfügigen, vergleichsweise leicht zu regelnden Streitfrage einen langwierigen, kostspieligen Prozeß heraufbeschwört, vergeht sich an unserer Rechtspflege und an seinen Mitbürgern.

Die Forderung eines jeden fortschrittlich denkenden Staatsbürgers muß unbedingt sein: mehr Rechtskenntnis, mehr Wille zur Gerechtigkeit, mehr Geneigtheit zum Rechtsfrieden. Diese Voraussetzungen zu vermitteln, gehört auch zu den sozialen Taten. Wie diese Vermittlung bereits geschieht und was hier noch geschehen kann, darüber darf ich vielleicht einmal in einer weiteren Abhandlung zu den Vortrupplesern reden.

Dr. Karl Vogel.

Die Ausländerei auf der deutschen Bühne.

Der „Berliner Börsen-Courier" hat vor einiger Zeit eine Umfrage an Dichter und Bühnenleiter gerichtet des Inhalts, wie es nach dem Kriege auf den deutschen Theatern werden solle, ob nicht die allzugroße Bewunderung ausländischer Ware, die sich dort breitgemacht hatte, einer größeren Wertschätzung der heimischen Produktion zu weichen habe. Die Antworten, die auf diese Umfrage eingegangen sind, waren sehr interessant. Im allgemeinen gelangten die Dichter wie die Bühnenleiter zu dem gleichen Ergebnis: die K u n s t habe mit Nationalitätenfragen nichts zu tun und könne nicht ganz dem vaterländischen Geist unterstellt werden. Soweit es sich aber nur um Bühnen w a r e handelt, sei eine Abkehr von dem ausländischen Markt erwünscht und erforderlich. Dieser Grundgedanke tritt nun bei den einzelnen Beurteilern in verschiedenen Farbtönen in Erscheinung. Naturgemäß klingt es bei den Dichtern, wenn sie die ausländische Kunst nicht missen wollen, als ein Ausdruck des Anstandes, während andererseits bei den Bühnenleitern die Betonung einer Bevorzugung der heimischen Produktion wieder meistenteils als Entgegenkommen gedeutet sein will. Der Bühnenleiter ist selbstverständlich vom Publikum abhängig, und überall da, wo er geschäftliche Rücksichten zu nehmen hat, ist ihm die Herkunft eines Bühnenwerkes gleichgültig, wenn es nur volle Häuser macht. Das ist, wenn auch oft nicht schön, doch verständlich.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sehr zutreffend sagt in seiner Antwort Hermann Sudermann, daß die deutschen Bühnenschriftsteller gut tun werden, bei einer Agitation gegen das Ausländertum sich Zurückhaltung aufzuerlegen, da sie naturgemäß immer in den Verdacht kommen, pro domo zu sprechen. Alle Bühnendichter, die geantwortet haben, haben denn auch sich sehr vorsichtig geäußert und haben stets dem Ausländischen, sofern es eben Kunst ist, das Wort gesprochen. Dagegen wird, wie namentlich Georg Engel es betonte, dem internationalen Snobismus die Tür gewiesen, mag dieser nun deutscher oder ausländischer Herkunft sein. Ganz besonders beifallswürdig äußerte sich meines Erachtens Heinrich Lilienfein, der folgende Worte schrieb: „Über diesen Krieg hinaus muß die Überzeugung gewahrt und gefestigt werden, daß die deutsche Bühne in erster Linie der deutschen Kunst zu gehören hat! Heute schon zu befürchten, es möchte damit der deutschen ‚Universalität' Abbruch geschehen, halte ich für durchaus überflüssig; der Deutsche war und ist viel mehr in Gefahr, zu weitherzig als zu engherzig zu sein, und diese ‚Universalität' könnte nur von neuem zum Deckmantel dienen, das Fremdgut auf unseren Bühnen zu bevorzugen statt ihm nur gerade sein Recht werden zu lassen. Von den Bühnenleitern vor allem ist zu erwarten, daß ein dem deutschen Schrifttum schädlicher, unseres Volkstums unwürdiger Zustand nicht zurückkehre." Noch temperamentvoller sagt Adolf Paul, der in Deutschland lebende schwedische Dichter, folgendes: „Praktisch ist jede Diskussion der Frage meines Erachtens gänzlich überflüssig. Die Direktoren werden sich nach wie vor ‚einen Schmarren darum kümmern', was die Autoren beschließen. Sie werden nach wie vor ihre schlechten Stücke nehmen, wie sie sie kriegen, wenn sie bloß ihr Geschäft dabei machen. Sie werden behaupten, gute Stücke werden nicht geschrieben, und w e n n, dann taugen sie nicht. Und die Dichter verstünden alle nichts vom Theater. J ch behaupte, die meisten Direktoren verstehen von der Literatur gar nichts und vom Theater blutwenig. Und sie werden hohnlächelnd mit der bekannten Bemerkung quittieren: ‚Kunststück! Weil wir seine Stücke nicht aufführen!' Olle Kamellen!"

Auf einen von vielen nicht klar zum Ausdruck gebrachten Gesichtspunkt macht mit Recht Paul Lindau aufmerksam, indem er fremde Größen nennt und betont, daß diese alle längst der Rasen deckt. Das ist denn auch die Stellungnahme, die wir zunächst den verstorbenen Angehörigen des feindlichen Landes gegenüber einzunehmen haben. Genies wie Shakespeare, Molière, Tolstoi und Verdi stehen selbstverständlich außerhalb der Erörterung. Shakespeare darf überhaupt mehr als Germane und in Deutschland entdeckter und gepflegter Dramatiker betrachtet werden, denn als Engländer, und ebenso wie wir dem feindlichen Soldaten, sobald er verwundet oder tot, also nicht mehr kampffähig ist, alle menschliche Zuneigung entgegenbringen, gilt dies in gleichem Maße auch für den toten Dichter und Künstler aus einem Lande, das uns jetzt feindlich gegenübersteht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wesentlicher für diese Frage ist aber das, was die Bühnenleiter sagen, und da hat man allerdings verschiedentlich den Eindruck, daß doch alles beim Alten bleiben wird. Wenn der Direktor des Berliner Residenztheaters, das ja überhaupt nur von französischen Ehebruchsstücken lebte, sich nicht mit Begeisterung für deutsch-nationale Bühnenwerke einsetzt, so ist das verständlich, wenn wir es auch von unserem Standpunkte aus gewiß nicht billigen. Bei seiner Stellung zu der Sache hätte er am besten auf solche Frage überhaupt nicht antworten sollen. Er sagt ganz einfach, es käme darauf an, was uns die ausländischen Dramatiker bringen. Wir werden das Gute nehmen, woher wir es bekommen, und wenn er deutsche Schwänke nicht brauchen könne, so liege das nicht an ihm, sondern an dem Schwank. Auch der Bühnenleiter dürfe „keine Parteien kennen!" Daß er mit diesem Vergleich fehl geht, liegt auf der Hand, aber wohl wenige sind auch so von ihrem Publikum abhängig wie der Leiter des Berliner Residenztheaters. Wir sind gewiß nicht prüder Heuchelei geneigt, aber wenn man weiß, wie sogenannte anständige Frauen, die sich ja niemals mit zweifelhaften Persönlichkeiten an einen Tisch setzen würden, im Residenztheater bei den übelsten Zwei- und Eindeutigkeiten vor Lachen ausschütten möchten, so kann man wohl dem Leiter dieser Bühne recht geben, wenn er bei seiner Antwort auf eine solche Frage mit runder Handbewegung auf sein Publikum weist. Die wollen es eben so haben, und wenn er ihnen d a s nicht bietet, kann er sein Haus zumachen. Ganz ähnlich steht es mit dem Leiter des Berliner Theaters am Nollendorfplatz, der sich auch kurz folgendermaßen äußert: „Ebenso wie der Handel mit dem Ausland nach und nach wieder in die alten Bahnen zurückkehren wird, wird auch der Austausch dramatischer Werke wieder stattfinden." Auch von dieser Bühne, die das allerdings auf deutschem Boden entstandene Rühr-, Hurra- und Schauerstück „Immer feste druff" an die 350mal hat aufführen dürfen, kann man nichts anderes erwarten, aber auch da müssen wir vom Theaterleiter, den wir zu entschuldigen haben, weg auf das Publikum mit Fingern zeigen, das es der Bühne ermöglicht hat, ein solches Werk über dreihundertmal aufzuführen. Das Schillertheater in Berlin nimmt seiner ganzen Aufgabe gemäß von vornherein eine andere Stellung ein, und wir dürfen Max Pategg beipflichten, wenn er sich grundsätzlich dahin äußert: „Über die klassische Literatur der uns jetzt feindlichen Nationen dürften wohl alle Bühnenleiter einer Ansicht sein: daß sie über alle Tagesfragen erhaben ist. Jedenfalls wird dieser Krieg, wie auf vieles andere, auch reinigend auf die Verhältnisse der deutschen Bühnen wirken, und der widerlichen Ausländerei, die das deutsche Wesen und den deutschen Geschmack gefährdet, und die nur deshalb bisher Anklang gefunden hat, weil eben das Ausländische Mode war, ein Ende bereiten." So ähnlich ist auch die Stellungnahme der meisten Bühnenleiter der Provinz, unter denen uns namentlich die kurze Gegenüber-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stellung von Franz Gottscheid in Posen richtig dünkt, den Ausländern weiter Gastrecht zu gewähren, aber nicht ein Vorrecht.

Wenn der Intendant des Frankfurter Schauspielhauses sagt, dankbar werde er ein Eingreifen der Kritik begrüßen, wenn ausländischer Schund deutsche Dichter zu gefährden droht, so ist das doch wohl nur eine sehr bescheidene und — hoffen wir — selbstverständliche Forderung. Wenn es sich bei der Frage der Ausländerei auf der deutschen Bühne wirklich um keine andere „Reform" handeln soll, als daß ausländischer Schund nicht mehr deutsche Dichter gefährdet, so ist das das größte Armutszeugnis, das wir uns ausstellen können, und ein solcher Ausspruch wirft auf den betreffenden Theaterleiter kein sehr günstiges Licht. Wir dürfen doch wohl verlangen, daß unter zwei gleich guten Werken oder zwei gleich wertvollen künstlerischen Gedanken künftig der des Deutschen demjenigen des Fremden vorgehe! Diese Forderung scheinen jene Bühnenleiter nicht einmal anzuerkennen, die nur sagen, daß der Fremde, wenn er schlecht ist, kein Vorrecht mehr vor dem Deutschen haben soll.

Im übrigen aber ist der Ruf nach der Mitwirkung des Publikums und der Kritik in diesem Reformkampf durchaus am Platz. Namentlich die Leiter der Schauburg in Hannover, des Lübecker Stadttheaters und des Augsburger Stadttheaters betonen dies, und sie haben nur allzusehr recht. Vielfach hat sich in der Pressekritik ein seichtes Ästhetentum von überkritischer, undeutscher Empfindsamkeit breitgemacht und nicht das Seinige getan, um das Publikum zu erziehen, das in seiner breiten Masse bei Kunstfragen durchaus der Anleitung bedarf. Von der Kritik nicht beraten oder falsch geführt, läuft es gern in Stücke von gesellschaftlicher Routine, aber geringem Wert.

Im ganzen genommen lassen viele Antworten der Bühnenleiter das, was bei der Umfrage für die deutsche Dichtung erwartet werden sollte, recht sehr vermissen, und nur ganz wenige treten bewußt und freudig für die wahre ernste deutsche Dichtung der Lebenden ein, die sie fördern wollen. Diese Bühnenleiter seien hier besonders genannt. Es sind Hans Bollmann vom Dortmunder Stadttheater, Arthur Hellmer vom Neuen Theater in Frankfurt, Dr. Paul Legband vom Freiburger Stadttheater, H. Röbbeling vom Thaliatheater in Hamburg, Stanislaus Fuchs vom Stadttheater in Lübeck, Julius Rudolph vom Residenztheater in Hannover, namentlich aber William Schirmer vom Erfurter Stadttheater, Adalbert Brummer von der Schauburg in Hannover und Anton Otto vom Straßburger Stadttheater. Bollmann (Dortmund) macht sich sogar anheischig, zu beweisen, daß es sehr wohl möglich wäre, im Schauspiel einen Spielplan nur mit deutschen Werken durchzuführen, Otto will ausdrücklich die deutschen Werke stets bevorzugt sehen, und Schirmer und Brümmer haben schon manchem jungen ringenden Talent den Weg geebnet und die große Freude erlebt, das Geschaffene auf den Brettern der Kunst wirken zu sehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hoffen wir, daß manches gute Werk eines deutschen dramatischen Dichters ans Licht kommt, wenn die Schwierigkeiten für diesen Weg kleiner geworden zu sein scheinen. Denn auch hier dürfte gelten, daß die Nachfrage das Angebot herauslockt und daß die Aussicht auf Erfüllung auch die Kräfte beschwingt.

Dr. Alexander Elster.

Rund um uns

Aus einem Feldpostbrief. Das war ein sonnenklarer Morgen, als ich in Miednieviza an der Rawka zum letzten Male zu dem Grabe des Hamburger Oberlehrers ging, der dort unter dem blühenden Flieder und der breitästigen Linde sein junges Leben beschloß, ihm zur Seite vier Kameraden seiner Batterie, die ihrem geliebten Vizewachtmeister die Totenwacht im Vorgarten des dörflichen Schulhauses hielten. Wie ihn wohl einst seine Hamburger Schuljungen mit frischen Blumen des Feldes erfreut haben mögen, so hatte ich nun für sie Knabenkraut, Lichtnelken und Sumpfdotterblumen auf der taufrischen Wiese gepflückt und in ihrem Namen neben die drei Lilien, die ich früher pflanzte, gelegt. So war mein Abschied von Mittelpolen, wo wir den ganzen Winter in heftigem Stellungskampf gelegen hatten, nun sollten wir eine lange Bahnfahrt zu einem neuen Kriegsschauplatz antreten. Drei Tage und drei Nächte ratterte der Zug, vorbei an den Städten unsrer früheren Kämpfe der deutschen Grenze zu, durch blühende deutsche Lande, Oberschlesien hindurch; und dann in Galizien begrüßte uns Händewinken und Kußhand. Im altertümlichen, ehrwürdigen Krakau wollte der Jubel kein Ende nehmen; kurz vor Przemysl stiegen wir aus, um frohgemut in die Schlacht zu ziehen; in der sandigen Ebene des San-Unterlaufes sprachen bald die ehernen Mäuler unsrer Geschütze ihre zwingende Sprache, bis der Feind wich oder sich in hellen Haufen ergab; im welligen, waldigen Hügelland wollte er verweilen, Berge von Leichen sperrten die Wege, aber schnell war der Feind geworfen, und sein Weichen wurde regellose Flucht. Die Landschaft wurde unendlich schön im galizischen Kalksteingebirge, fast so herrlich und lieblich wie unser prächtiges Thüringen. Laub- und Nadelwald wechselten in bunter Folge, murmelnde Quellen und saftige Waldwiesen unterbrachen die engverschlungenen Waldwege, und dazwischen lagen eingestreut die elenden ruthenischen Walddörfer. Staunend standen die Bewohner am Wege in ihren langen Leinenkitteln, blauen Westen, hohen Stiefeln, und selbst die Frauen, an harten Arbeitsfron gewöhnt, unterschieden sich wenig von den Männern; auch sie trugen lange, schwere Stiefel und trotz der glühenden Sommerhitze weiße Schafpelzmäntel, nur bunte Kopftücher in bizarren Farben zeichneten sie von den langhaarigen Männern ab, mit ihren breiten, selbstgefertigten Strohhüten. Durch die starkbefestigten Bergpässe ging die schnelle Heerfahrt. Ohne Widerstand wurde hier die Frucht monatelanger Arbeit von tausenden fleißigen

Händen genommen, und die breite Heeresmasse ergoß sich auf die Ebene von Rawa Ruska; das strategische Ziel war erreicht, dem Feinde die rückwärtige Verbindung abgeschnitten, bevor Lemberg fiel. Nachts schliefen wir stets im Freien oder in Zelten zwischen den Geschützen, die Ackerfurche eines Buchweizenfeldes zur Lagerstatt, den Karabiner zwischen den Knien, schußbereit, und der kühle Morgentau weckte uns vor Sonnenaufgang zu neuem Leben. Schaurig waren die Schlachtfelder mit ihren Bergen von russischen Leichen, die schnell in Verwesung übergingen und in kurzen Stunden von der glühenden Sonne schwarz wurden. Bald betraten wir wieder russischen Boden, dort, wo am Flusse Bug Galizien, Wolhynien und Gouvernement Ljublin zusammenstoßen. Beim Vorrücken bezeichneten unzählige Massengräber der Russen mit schlichten Holzkreuzen den Weg des fluchtartigen Rückzuges. Das muß ein ungeheures Sterben der Schwerverwundeten gewesen sein, die sicher aus Mangel an Verband und Pflege späte Opfer wurden. ... Furchtbare Seuchen müssen hier gewütet haben, denn in den verlassenen Dörfern ist kaum ein Garten der weißgetünchten Bauernhäuser, der nicht Gräber trägt. Man hatte nicht Zeit, die vielen Toten zum Friedhofe des Kirchsprengels zu bringen, sondern begrub sie wie etwas Unreines, an Ort und Stelle des unfrohen Sterbens. So sprechen die Zeichen des Zuges des Todes eine tiefernste Sprache. Aber nicht allein dies ist es, was den Schrecken der Kriegsfurie ausmacht; wenn die Sonne mit rötlichem Schimmer hinter dem Horizont zur Nachtruhe gegangen ist, leuchten riesige Flammenzeichen weiter; es sind brennende Dörfer im weiten Umkreis, die die Russen angezündet hatten. War es ihre Meinung, daß sie selbst heimische Erde endgültig verloren gaben und, die traulichen Heimstätten der Bauern, die sie ausgetrieben hatten, der Flammenvernichtung übergaben, während überall die fruchtbaren Felder prangend im reichen Erntesegen standen und des fleißigen Schnitters harrten — oder war es sinnlose Wut über unsere Siege und Waffenüberlegenheit?

Der Krieg hat ein doppeltes Gesicht, das Meduſenhaupt unnennbarer Schrekken und dann das milde Gesicht einer Freya, die zur Zeit der Ernte segnend durch die goldgelben Ährenfelder fuhr; noch schauen wir in das steinerne Antlitz der Kriegsmeduse, aber in unserm innersten Herzen erglüht das andere, edle Bild. Wann wird der Widerschein der Friedensmorgenröte dieses fromme, gabenmilde Antlitz erglänzen lassen und uns Kriegern die frohe Heimkehr weisen?

Paul F. Haise.

Ein gutes Buch. „Nur Tageszeitungen, Kriegsgeschichte, Feldpostbriefe und Kriegstagebücher kann man in solcher Zeit lesen." Nicht selten hörte ich das. Und immer mußte ich widersprechen. Ganz abgesehen davon, daß doch gerade das Lesen religiöser Bücher in unsrer schweren, ernsten Zeit auch zugenommen hat, ist es überhaupt nicht gesund, den Lebensatem jahrelang anzuhalten*). Es leidet sonst die Ganzheit, die Harmonie der Seele und die allesumfassende „Bildung" (im besten Sinne), auf die doch gerade der Deutsche (und mit Recht) so stolz ist.

Dem nur „Passendes" lesenden Nützlichkeits- und „patriotischen" Stilgerechtigkeits-Philister möchte ich heute in trotziger Widerrede ein Buch auf seinen Tisch werfen, ein Buch, das ihm zwar nur die Stirne falten wird, das anderen aber gerade jetzt ein Labsal sein dürfte. Das Buch heißt „Buddha" und ist von Hans Much**). Es handelt auch von Buddha.

Mit beiden Armen wehre ich die mir längst bekannten Einwände ab. Die

*) Auch Verf. stand 10 Monate in der vordersten Linie und erlebte dann an sich und anderen den Hunger nach einer geistigen Kost, die nicht unmittelbar mit dem Krieg zu tun hat.

**) Erschienen in Albert Müllers Verlag, Zürich 1914. Preis 2,80 Mk., geb. 3,50 Mk.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

buddhistische „Gefahr", die „Nirvana-Gefahr", die „Passivität" und „Inaktivität", die „Verfehltheit" eines solchen Themas zu einer Zeit höchsten nationalen Ringens mit Waffen um Sein oder Nichtsein (nein, nur um Sein!), die lebensbejahende Macht des Christentums dagegen, die allein unserem heldenhaften, schaffenstüchtigen deutschen Wesen entspräche gegenüber der „Lebensverneinung" Buddhas usw.

Dem allen gegenüber versichere ich, daß es sich da um keinen Vorstoß des Buddhismus handelt, daß vielmehr kaum ein Dichter ein so glühender Verehrer Christi und seiner Lehre ist wie Hans Much, der Verfasser des Paulus-Dramas „Zwei Tage vor Damaskus", und daß kaum Einer unserm Deutschtum höheren und helleren Aufstieg ersehnt als derselbe Verfasser, der kürzlich in dieser Zeitschrift über Gotik schrieb.

Da es nun nicht meine Aufgabe ist, hier einen längeren Aufsatz über Muchs „Buddha" zu schreiben, so mögen nur einige kurze Erinnerungen seine hohe Berechtigung — „gerade jetzt" — zeigen.

Aktivität, wegebahnendes Heldentum, haben wir Deutsche, und wir beweisen es auf eine Art, daß den Gegnern die Knie wanken.

Einen einzigen Feind aber hat unser Volk, einen plumpen, tückischen Feind, der ihm trotz allem Schlachtenheldentum einmal gefährlich werden könnte. Es ist der Materialismus. Proteusartig erscheint er in allen möglichen bösartigen und ekelerregenden Verkörperungen, als Mammonismus, Alkoholismus, Bodenwucher, Luxus, Verfressenheit, Protzentum, Ehrfurchtslosigkeit, Ichsucht, Rechthaberei, Kleinlichkeit, Tierquälerei, metaphysische Bedürfnislosigkeit, Banausentum, Sexualelend, Frauensklaverei, Entartung.

Wir Deutsche, so glaube ich fest, haben im Rate der abendländischen Völker noch eine Art Führermission zu erfüllen. Gott scheint es so zu fügen. Als Träger einer besonderen, vertieften Kultur, nicht als Bedrücker. Aber nur ein „Herrenvolk" vermag dies auf die Dauer, das Herr wird über sich selbst. Das lehrt die Weltgeschichte. Nur ein Volk von Drachentötern (in dem feinsten, tiefsten Sinn der alten Sage) vermag seine Führerstelle zu behaupten. Noch lebt aber der alte Drache. Übersteht er die gewaltige seelische Erneuerung dieser Tage in wachstumsfähiger Stärke, überwächst er uns an Haupt und Gliedern, dann ist unser deutsches Vaterland dem Untergange verfallen, unrettbar. —

Doch weshalb schweifte ich ab?

Um nunmehr wieder mit bedeutsamer Betonung auf Hans Muchs „Buddha" hinzuweisen.

Der Inhalt: Wie der Königssohn Siddharta Gautama, der „Löwe vom Sakyastamme", den Buddha-Gedanken faßt, den „Adlergedanken". Und die Bedeutung? Much gibt uns hier Gedanken, die wie heilende Arznei wirken, die unendlich wohltun, die dem alten Drachen mächtig zu Leibe gehen. Das, was not tut: Sankt Georgs, des Drachentöters Lanze! Das „Tat twam asi" („das bist du"), den Brudergedanken, der auch den echten Christen schmückt, die Blüte des heiligen Franz und jedes Heiligen! —

Dies kleine, feine Buch! Ein echtes Dichterwerk, und wieder einmal ein Drama, ebenso wie die vor 3 Jahren erschienene Muchsche Paulus-Dichtung, obschon keine Zwiegesprächform waltet. Jedes Kapitel ein Bild. Und jedes Bild eine lebendige, dramatische Szene, tiefen, oft ergreifenden Inhalts voll. Die Sprache edel, von hohem Schwung, angemessen der heiligen Unausschöpfbarkeit religiöser Urgründe, oft von der knappen Kürze und der herben, schweren Schönheit der alten Vedensprüche.

Auch für den nicht mit altindischer und buddhistischer Literatur Vertrauten ist Muchs „Buddha" gut zu lesen. Verstand, Gemüt und Phantasie werden in gleicher Weise mächtig angeregt. Man legt das Buch weg mit dem überwältigenden Gefühl, im Besten bestärkt, im Innersten gefördert zu sein.

Und das ist das einzige sichere Kennzeichen eines „guten Buches".

O. Wanderer.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

4. Jahrgang Nr. 19 1. Oktober 1915

Naturwissenschaft.

Es war ein Zeichen unsrer an Einzelheiten haftenden Zeit, daß sie die Achtung vor dem Denken verlor. Denken ist Zusammenfassen. Bei jeder einzelnen Betätigung des menschlichen Geistes ist dies Zusammenfassen das eigentlich Schöpferische und Fruchtbringende. Die letzten und größten Zusammenfassungen vollführt die Philosophie. Aus ihr entspringen die Weltanschauungen.

Zu diesem philosophischen Denken gehört eine besondere, vielleicht die größte Begabung. Die Welt hat lange auf einen Plato warten müssen. Und als er kam, wurde er nicht verstanden. Wieder vergingen Jahrhunderte, bis ein Weltdenker von der Ausdehnung eines Immanuel Kant geboren wurde. Sein völliges Verständnis ist späteren Jahrhunderten vorbehalten. Das erkannte und sagte er selbst.

Die Gleichmacherei mag vor allem dafür verantwortlich sein, daß wir die Achtung vor der besonderen Begabung verloren, und ferner die Überschätzung der Einzelerscheinung. Wer naturwissenschaftliche Einzelerscheinungen feststellt, bedarf keiner besonderen Begabung, aber zu der schöpferischen Größe eines Kopernikus oder eines Robert Mayer gehört eine abgestimmte Begabung, die von der zusammentragenden Tätigkeit des Mittelforschers himmelweit verschieden ist.

Zwischen Denken und Denken ist schon in der Philosophie ein himmelweiter Unterschied, ebenso wie zwischen schöpferischem und nichtschöpferischem Kopfe, Genie und Talent, wie wir es kurz bezeichnen. Verstehen und Schaffen ist zweierlei. Die Begabung zum Schaffen ist ein Göttergeschenk, spärlich verteilt auf dieser Leutekugel; die Begabung zum Verstehen ist glücklicherweise weiter verteilt, sie treibt nur dann unerquickliche Frucht, wenn sie sich über sich selbst täuscht und sich für schöpferisch hält. Dann verfällt sie in Stümperei und Quälerei. Aber in Albernheit und Narretei verfällt die gänzliche Unbegabung, wenn sie an das große Denken kommt.

Ein Vergleich mit der Musik liegt so nahe. Musikschöpfer schaffen für Musikverständige. Der lediglich Musikverständige bringt es, wenn er schaffen will, nur zur Stümperei. Dennoch ist er um sein Musikverständnis von allen Unmusikalischen zu beneiden. Ein großer Naturwissenschaftler kann ganz unmusikalisch sein. Das schadet seiner Bedeutung als Natur-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wissenschaftler gar nichts. Er wirkt aber lächerlich, wenn er die Selbsteinsicht und vornehme Beschränkung verliert und in einem Kreise von Musikern über Musik zu urteilen wagt. Man wird ihn wie einen Betrunkenen oder Narren betrachten. Nur vor seinesgleichen, vor ebenfalls Unmusikalischen, kann er etwas gelten, wenn er über Musik faselt.

Es ist bezeichnend, daß viele Naturforscher erst an die „Weltanschauung" gerieten, als sie ihre Taten auf dem Gebiete ihrer Sonderbegabung vollbracht hatten. Manche sind so naiv, selbst einzugestehen, daß die wissenschaftliche Schaffenskraft ihres Geistes erschöpft sei. Aber zur Weltanschauung genügt dieser erschöpfte Geist noch. Was würde wohl ein solcher gesagt haben, wenn in seinen früheren Tagen, als er noch lediglich der tüchtige Naturforscher war, ein alter Philosoph zu ihm gekommen wäre und gesagt hätte: Meine philosophische Schaffenskraft ist erschöpft, ich will jetzt die Naturwissenschaft reformieren?

Ein unmusikalischer Naturforscher, ob verbraucht oder nicht, würde niemals die Musik reformieren wollen. Die Philosophie aber wird als eine allgemeine Domäne betrachtet, worin man nach Belieben herumtaumeln und, ohne Nachweis inneren Gehaltes und Wissens, Grenzpfähle niederreißen und den heiligen Hain mit Johlen erfüllen kann. Naturwissenschaft und Musik bedürfen doppelter Begabung, das gibt jeder zu. Bei Naturwissenschaft und Philosophie ist es nicht anders, wird aber nicht zugegeben, weil denkerische Unbegabung leichter zu verschleiern ist.

Nur eine scharfe Grenzbestimmung kann Wissenschaft sowohl wie Philosophie vor Anmaßung und Irrtum bewahren. Wer mir sagt, wie menschliche Erkenntnis zustande kommt, bestimmt dadurch zugleich unverrückbare Grenzen. Ich brauche hier die großen erkenntniskritischen arischen Geistestaten der Inder, Platos und Kants nicht im einzelnen darzustellen. Nur an die großen einfachen Grundvorstellungen, die Allgemeingut jeder Philosophie geworden sind, sei kurz erinnert.

Menschliche Erkenntnis entsteht aus der Verknüpfung von zweierlei, mögen wir es Sinnlichkeit und Verstand, oder Anschauung und Begriff oder wie sonst nennen. Raum und Zeit sind Anschauungsformen, in denen die Empfindungen, die auch wieder rein menschlich — subjektiv — sind, zu Erscheinungen geordnet werden. Die Empfindungen gehen von Gegenständlichem aus. Eine Ordnung der Erscheinungen geschieht durch den Verstand mit Hilfe von verknüpfenden Begriffen, beispielsweise Ursache und Wirkung, die ebenfalls wieder dem menschlichen Erkenntnisvermögen angehören, also vom Menschen in die Dinge hineingetragen werden. Indem die Begriffe des Verstandes mit den Anschauungen der Sinnlichkeit verknüpft werden, entsteht Erkenntnis. Kant war viel zu besonnen und gemäßigt, als daß er die Möglichkeit, beide Teile menschlicher Erkenntnis könnten eine einheitliche, gemeinsame Ursache haben, nicht zugegeben hätte. Er sagt selbst: „Die beiden Stämme entspringen vielleicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aus einer gemeinschaftlichen, uns unbekannten Wurzel." Aber er ist ebenso kritisch wie gemäßigt, daß er diese Möglichkeit lediglich als eine Annahme hinstellt, die niemals bewiesen werden kann.

Wir erkennen also lediglich eine Welt der Erscheinungen. Wie ein anders angeordnetes Wesen die Welt erkennen würde, können wir nicht sagen. Der Mensch schafft sich auf Grund seiner Anlage die umgebende Welt. Was hinter den Erscheinungen liegt, können wir niemals erkennen. Auch das Ich ist Erscheinung. Was hinter ihm steht, entzieht sich ebenfalls unserer Erkenntnis. Ohne Ich keine Welt; ohne Welt kein Ich.

Die Welt der Erscheinungen nennen wir Natur. Sie folgt strenger Notwendigkeit und ist von der Welt der Freiheit nachdrücklich zu sondern. In ihr kann sich die Vernunft nicht nach Gutdünken herumtummeln, sondern ihr Erkennen ist an strenge Regeln gebunden, durch welche die auf Grund unserer Anlage gewonnenen Erfahrungen geordnet werden.

Reines Wissen um die Natur gründet sich demnach lediglich auf die einzelne Erfahrungserkenntnis, auf die allgemeinen, oder wie Kant sagt, die reinen Verstandesurteile.

Hierdurch sind der Möglichkeit zu wissen und Wissen zu schaffen enge Grenzen gezogen. Wir wären schlimm daran, wenn der Verstand nicht über ein Mittel verfügte, selbstherrlich den Umkreis seines Wissens zu erweitern und zu wissenschaftlichem Begreifen zu gelangen. Dies Begreifen, nicht das Erklären, ist die Aufgabe der Wissenschaft. Und das wird vermittelt durch eine Tätigkeit des Verstandes, die aus dem Bedürfnis nach Einheit entspringt. Nur durch das Zusammenfassen zu größeren und kleineren Einheiten läßt sich die Natur wirklich überblicken und begreifen. Alle wahre Wissenschaft ist Gestaltung, Ordnung. Diese Gestaltung ist aber nur durch einen Gewaltakt des menschlichen Geistes möglich. Das Zusammenfassen zu unbedingten Einheiten ist uns nicht unmittelbar gegeben. Wir erkennen alles nur bedingt. Der Geist aber hat die Fähigkeit, nach dem Unbedingten zu fragen, aus dem Bedingten mehrerer Erscheinungen das Unbedingte, das Wesen, sich abzuziehen und vorzustellen. Diese Vorstellung ist aber nicht mehr bestimmt und wohlumgrenzt wie die einer Einzelerscheinung, sondern allgemein, stilisiert, bildmäßig. Sie geht über die Erfahrung hinaus, obwohl sie von Erfahrung ihren Ausgang nimmt. Sie ist deshalb auch niemals zu beweisen. Es ist etwas rein Gedachtes, Abgezogenes in ihr, etwas Vorgefaßtes, was jenseits der Erfahrung liegt. Mit diesen vereinheitlichenden Vorstellungen bewehrt, tritt der Mensch dann wieder an die Natur heran, von der er seinen Ausgang nahm, und versucht sie nun nicht nur in ihren großen Zusammenhängen zu begreifen, sondern entdeckt nun auch, aufmerksam gemacht, viel mehr Einzelerscheinungen, als es der bloßen Erfahrung möglich ist.

Wir haben es hier also mit einem Verfahren zu tun, das unsere Erkenntnis auf einem eigentümlichen Wege erweitert. Wir nennen es Ideen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bildung. Ideen sind ein Verfahren (eine Methode) zum Wissen, nicht Wissen selbst. Sie sind nichts Wirkliches, machen nur die Wirklichkeit begreiflich. Sie sind Vermittler und Verknüpfer zwischen Anschauung und Denken. Sobald es über das reine Beschreiben hinausgeht zur Forschung, sind sie das Rüstzeug jedes schöpferischen Geistes. „Wer keine Ideen hat, hat bald auch keine Begriffe mehr", sagt Goethe. Alles was ordnet und Einheit schafft, ist Idee. Ideen sind Wegweiser. Um einheitliche Überblicke zu schaffen, bedarf es des Mannigfaltigen, das durch die Idee gleichermaßen getrennt wie zusammengefaßt wird. Durch solche Gestaltung entsteht Wissenschaft.

Es ist klar, daß sich eine Idee nicht definieren oder gar beweisen läßt. Ihren Wert bekundet sie lediglich durch ihre praktische Anwendung. Die Idee ist ja gleichsam eine vorgefaßte Meinung, die ich mir auf Grund einzelner Naturerscheinungen bilde, die ich durch Ordnen begreifen oder meistern will. Soll diese Idee Wert haben, so muß sie wieder an der Natur geprüft werden, sie muß ihre Brauchbarkeit dadurch erweisen, daß sich die Einzelerscheinungen tatsächlich unter ihr ordnen lassen. Tun sie das nicht, so ist die Idee zu verwerfen. Nun verstehen wir auch, weshalb die Ideen nichts Festes sind, zumal die nicht, welche nur eine geringe Zahl von Erscheinungen zusammenfassen. Denn es muß notwendigerweise eine Stufenfolge von Ideen geben. Wenn eine Unsumme von Erscheinungen unter einer Idee zusammengefaßt wird, so wird der Wert der Idee wenig beeinträchtigt, sofern es sich durch weitere Erkenntnis herausstellt, daß eine oder die andere Erscheinung nicht hineinpaßt. Wenn aber eine Idee nur eine geringe Zahl von Erscheinungen umfaßt, so fällt die Idee, wenn bei vermehrter Erkenntnis eine dieser Erscheinungen anders gedeutet und somit als Stütze unbrauchbar wird. Die Erscheinungen sind die Pfeiler, auf denen die Idee ihre gedanklich gestalteten Aussichtstürme aufführt. Habe ich nur drei Pfeiler und einer fällt ein, so stürzt das ganze Gebäude. Habe ich hundert Pfeiler, so schadet das Einfallen von einem nichts.

Die Anwendung ist also für die Idee zugleich Prüfstein und Wirkungsgebiet. Was über die Erfahrung hinausgeht, wie die Idee, kann der Erfahrung wohl nützen, ist aber selbst keine Erfahrung. Wer Idee mit Erfahrung gleich setzt oder vertauscht, zeigt, daß ihm die einfachsten Elemente des Denkens mangeln.

Man kann die Ideen auch mit dem großen Physiker Hertz Bilder der Wirklichkeit nennen. Ein solches Bild, sagt Hertz, muß zulässig, richtig und zweckmäßig (deutlich und einfach) sein. Es kann also viele solcher Bilder geben. Ein Bild, auf eine bestimmte Gruppe von Erscheinungen angewendet, ist gut; bei einer andern versagt es.

„Atom, Energie", „Materie" sind Ideen, ebenso wie Darwins Lehren Ideen sind. Ja, alle unsere sogenannten Naturgesetze sind „Formen, die das Denken der Natur aufzwingt, um sie zu verstehen". Man spricht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von der Unwandelbarkeit der Naturgesetze. Davon ist gar keine Rede, insofern es sich nicht um reine Verstandesurteile handelt. Naturgesetze sind eben Vermittler, weder reines Denken, noch reine Erfahrung. „Die empirische Erfahrung ist der eigentliche uns vorgesetzte Lehrer", sagt Kant. Das vom Menschen aus der Natur aufgebaute Gesetz ist dann brauchbar, wenn es für die Natur Gültigkeit hat.

So versteht man es, daß Ideen wandelbar sind, ja wandelbar sein müssen, sollen sie für die Naturwissenschaft Wert haben. Auch der Satz Ostwalds: „Die Wissenschaft ist eine Einheit" ist eine Idee, und zwar eine sehr weit abgezogene. Ich selbst glaube daran, aber beweisen kann sie der Menschengeist auf Grund seiner Anlage nie. Und sieht man der Wissenschaft einmal hinter die Kulissen, so erkennt man erstaunt, daß von alledem, was man von Unwandelbarkeit, Untrüglichkeit geredet hat, kein Wort wahr ist. Nichts ist wandelbarer als die Wissenschaft. Künstlerische Ideen, die sich auf das Unwägbare stützen, sind weniger wandelbar, als die Wissenschaftsideen, die sich auf das Wägbare stützen. Jede Vermehrung des Wissens gibt Verschiebungen, durch die häufig ganze Ideenreihen niedergerissen werden und andere aufkommen. Wer nicht ständig bereit ist zum Umlernen, bleibe der schöpferischen Wissenschaft fern.

„Gut," wird jemand sagen, „dann beschränke sich die Wissenschaft auf die Beschreibung erfahrungsgemäß festzustellender Erscheinungen." Das ist tatsächlich der einzige Zweig der Wissenschaft, der nicht irrt. Er ist aber nur Wissen. Was käme dabei heraus? Eine Aneinanderreihung von Einzeltatsachen. Will ich darin Ordnung schaffen, brauche ich sofort die Idee. Deshalb schafft das Arbeiten mit Ideen die eigentliche Wissenschaft. Aber die Idee ist Verfahren, nicht Tatsache. Und ich darf immer nur sagen: ich glaube das und das. Wer wissenschaftliche Glaubenssätze als Wahrheiten ausgibt, der muß Dogmatiker und Ketzerrichter werden, nicht nur in der Weltanschauung, die er auf diese Glaubenssätze aufbaut, sondern auch in der Wissenschaft!

Tatsächlich gibt es in der Wissenschaft auch keine Behauptung (insofern es natürlich nicht Beschreibungen oder allgemeine Verstandesurteile sind), der nicht widersprochen wäre. Man lese nur einmal wissenschaftliche Zeitschriften! Man nehme einmal die unzähligen Arbeiten über Blutgerinnung. Bei der Zusammenstellung wird einem schwindlig. Jede Ansicht stützt sich auf Experimente. Und doch sagt die Ansicht der einen Seite genau das Gegenteil von derjenigen der anderen Seite. Wir verstehen das jetzt ohne weiteres, und es schadet auch nichts, wirkt aber lächerlich, sobald die Ansicht zum Dogma erhoben wird, sobald der Naturforscher vergißt, daß auch die aus Experimenten abgeleitete Idee nicht beweisbar ist. Er kann an sie glauben, darf sie aber nicht als Tatsächlichkeit in Bronze gießen. Dadurch macht er sich nicht nur lächerlich, sondern zugleich unfruchtbar.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die vornehme Wandelbarkeit ist das Ehrenzeichen eines wahren Wissenschaftlers. Nichts ist unsicherer, als die sogenannten Naturgesetze (insofern sie nicht allgemein sind, s. oben), wenn man sie als Tatsachen auffaßt, und nichts ist gefährlicher. Was Kant so sehr von den Vernunftspekulationen tadelt, daß sie nämlich fälschlich „unter dem Titel und dem Pompe von Wissenschaften auftreten", das gilt im selben Maße von Wissenschaftlern, die sich angeblich auf Tatsachen stützen.

„Experimente beweisen", hört man sagen. Was beweisen sie? Eine Tatsache? Nein: die Brauchbarkeit einer Idee. Durch Experimente wird eine Idee nicht als „tatsächlich" gestempelt, sondern lediglich als zweckmäßig. Das Experiment ist die Polizei, die den fremden Gast im Lande der Wissenschaft duldet oder nicht duldet. Ein Fremdling bleibt er gleicherweise. — Aber nun sehe man einmal die Experimente selbst an! Nicht nur die Deutungen (Deutungen sind natürlich Ideen) eines und desselben Experimentes sind bei verschiedenen Forschern verschieden; nein, auch das Experiment selbst fällt bei einem Forscher anders aus als bei dem andern, wenigstens wenn es sich um biologische Experimente handelt. Herr von Dungern hat eine Krebsprobe erfunden. Die Probe stimmt, wenn sie bei ihm gemacht wird; die meisten Nachprüfer andernorts sagen, sie stimme bei ihnen nicht. Man glaube nicht, daß das lediglich Fehler der Technik sind! Es liegt das an der Verschiedenheit der Idee, mit der Einer an das Experiment herangeht. Denn jedem wirklich biologischen Vorgange ist etwas Ideelles verknüpft, das uns ihn erst verstehen, erkennen und sehen lehrt. Hier liegen jene feinen Übergänge und Einschläge, die uns das Tatsächliche noch mehr entrücken. Selbst das Tatsächliche steht unter der Herrschaft des Menschen. Er macht es nicht, aber er gestaltet es. Und vor dem eben genannten Beispiele, deren es in der Wissenschaft Tausende und aber Tausende gibt, ahnen wir dunkel den Einschlag der Idee, der selbst der bloßen Erscheinung anhaftet, und der Goethe zu dem sehnsüchtigen, anfänglich schwerverständlichen Worte trieb: „Das Höchste wäre, zu begreifen, daß alles Faktische schon Theorie ist!"

In der rein anorganischen Wissenschaft ist das anders. Chemiker und Physiker kommen erst in Widerstreit, wenn es sich um Erklärungen handelt. Sobald aber das Leben hinzutritt, ändert sich die Sache. Und um diesen Punkt des Lebens drehen sich ja alle jene anmaßenden Behauptungen der Wissenschaftler. Da stimmt kein Experiment genau mit dem andern. Es ist einfach nicht wahr, wenn man das sagt. Es ist unbequem, das einzugestehen, aber ehrlich. Selbst der nämliche Untersucher bekommt hundertmal dasselbe Ergebnis, beim hunderterſten Male ein anderes. Das wissen wir Biologen alle. Natura facit saltus (die Natur macht Sprünge). Diese Sprünge aber werden meistens unterschlagen, weil sie nicht in das menschliche Gesetz passen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es klingt widersinnig, aber es ist wahr: Nichts ist unsicherer als die Wissenschaft, sobald sie über Beschreibung hinausgeht. Auch hier ist alles nur Beziehung. Wahre Wissenschaft macht ungeheuer demütig. —

An diesem Punkte können wir uns fragen: Was ist denn wahre Wissenschaft?

Wissenschaft im strengen Sinne ist, wie gesagt, nur das, was sich an die Beschreibung hält. Beschreiben lassen sich nur Einzelerkenntnisse, nur Erfahrungen. Und es hat in der Tat Naturforscher gegeben, die die Grenzen der Wissenschaft so eng gezogen haben, um sie vor Übergriffen zu schützen. In diesen Grenzen schaltet die Wissenschaft, wohlverstanden die „menschliche", alleinherrschend. Aber das ist ein öder Aufenthalt, voll verwirrender Unordnung, den man der armen, ihres Königsschmuckes alsdann beraubten Wissenschaft zur Herrschaft gibt.

Da greift sie denn über die Grenzen hinaus und holt sich eine Kraft, mit der sie nun das wirre Durcheinander meistert, in Ordnung bringt und sich dienstbar macht. Sie sucht nach dem Beharrenden in der Erscheinungen Flucht. Das kann sie nur mit Hilfe der Ideen. Und so schreibt sie im Königskleide ihre „Gesetze".

Solcherart entsteht Forschung. Solcherart wird erst aus dem Wissen Wissenschaft. Bei dieser höheren Wissenschaft sind aber zwei gefährliche Klippen. Die eine ist die, daß der Mensch zwischen Idee und Erfahrung nicht zu unterscheiden weiß. Die andere die, daß die wissenschaftliche Idee häufig nicht aus Erfahrungen abgezogen oder auf diese bezogen wird. Der leider, ach, so seltene Kritiker vermeidet beide. Wer die Idee gleich Erfahrung setzt, und das ist das Schlimme, kann durch die Erfahrung nicht über die Gültigkeit seiner Idee belehrt werden. Er muß an ihr als an etwas Tatsächlichem festhalten, weil er Doktrinär ist und beweisen, statt begreifen will, und weil mit dem kritischen Eingeständnis seine ganze Anstrengung als eitel gekennzeichnet würde. So wird er einseitig und unfruchtbar und selbst der Wissenschaft auf die Dauer lästig. Es ist bei uns eine gang und gäbe Tatsache, daß Forscher, welche mit den Jahren durch Ruhm oder Alter die kritische Besonnenheit verlieren, ihre Wissenschaft mehr hemmen als fördern. Das Dogma macht unfruchtbar.

Wer umgekehrt die Idee nicht auf Erfahrung bezieht, wird Luftgebäude errichten und schwärmen, was immerhin noch ergötzlicher ist, als die ketzerrichterliche Unduldsamkeit der unkritischen Wissenschaftspäpste.

Eine naturwissenschaftliche Idee, die sich nicht auf Erfahrung stützt, ist abgeschmackt; eine naturwissenschaftliche Idee, die gleich Erfahrung gesetzt wird, ist Lüge.

Die Natur muß mechanisch gedeutet werden. Was darüber hinaus geht, gehört nicht in die Naturwissenschaft. Wir müssen notwendigerweise versuchen, alle Erscheinungen auf mathematische Gleichungen, auf Materialismus und Mechanismus zurückzuführen, sonst verlieren wir den Boden

unter den Füßen. Aber, und das ist zu unterstreichen: diese mechanische Naturdeutung ist ebenfalls ein Verfahren, eine Methode, nur das einzig erlaubte Hilfsmittel, keine Tatsache. Die Ehrlichkeit zwingt uns, die Grenze einzugestehen, und das ist ein doppeltes Geständnis: 1. auch die mechanische Naturdeutung ist nicht rein aus Beschreibung möglich, sondern auch sie arbeitet mit Ideen; 2. wenn die mechanische Naturerklärung an einen Punkt gelangt, wo sie selbst mit Hilfe ihrer allerkühnsten Ideen nicht zum Ziele gelangt, so muß sie Halt machen und diesen Punkt aus ihrem Arbeitsgebiete streichen, nachdem sie ihn als mechanisch unzugänglich gekennzeichnet hat.

Auf diesen Punkt kommt sie, wie ich in einem besonderen Abschnitte ausführen müßte, bei dem Leben. Sicher in der Wissenschaft ist nur die Vorstufe: das Beschreiben. Das Gebiet der höheren Wissenschaft ist durchaus unsicher und für alle, die nicht von der Kritik geführt werden, gefährlich. Hier herrscht Irrtum und Trug, sobald man die Grenzen nicht kennt oder unterschlägt. —

Und nun noch eins: Mancher Wissenschaftler betrachtet die Kunst als etwas im Vergleiche zur Wissenschaft Minderwertiges, ja Überwundenes. Man sagt, die Wissenschaft arbeite mit Tatsachen und Erfahrungen und sei deshalb glücklicherweise der Willkür künstlerischer Eingebung überhoben. Der Gedanke sei höher als das Gefühl.

Auch das ist Unsinn, und kann nur von einem künstlerischen Flachkopfe in die Welt gesetzt sein. Auf jedem Gebiete menschlicher Betätigung gibt es zwei Klassen von Menschen: schöpferische und nichtschöpferische. Die Letzteren sind wieder in begabte und unbegabte zu trennen. Der Begabte kann viel Einzelheiten finden, kann viel arbeiten. Arbeit ist aber nicht gleich Schaffen: Schaffen ist gleich Gestaltung. Der Künstler ist Gestalter vom Scheitel bis zur Sohle. Es ist einfach nicht wahr, daß „der Wissenschaftler die künstlerische Gestaltungskraft nicht braucht, alles entwickele sich aus den gegebenen Erfahrungen". Das trifft wohl auf die begabten Nichtschöpfer zu. Für die Schöpferischen ist es eine trugvolle, erbärmliche Behauptung. Das Gegenteil trifft zu. Die schöpferische Wissenschaft arbeitet mit Erleuchtungen, genau so wie die Kunst. Das noch so klare Betrachten so und so vieler Einzelerkenntnisse nützt gar nichts. Plötzlich wie ein Lichtfunke tritt die Idee hinzu, und siehe da, es wird gestaltet!

Nur in wenigen auserlesenen Augenblicken vollbringt der wissenschaftliche Schöpfer seine Tat. Der Lichtgedanke springt ihm ins Bewußtsein oft in einem Augenblicke, wo er sich gar nicht mit den Erscheinungen beschäftigt, oft erst nach Jahrzehnten, wo er sich inzwischen mit ganz anderen Sachen abgab. Und dann kommen wieder Jahre, wo er trotz krampfhaftester Anstrengung und bester Aufdeckung von Einzelerkenntnissen nichts Schöpferisches leistet, bis wieder ein kurzer Augenblick der Erleuch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tung das Feld „beleuchtet". Wer ist da so kühn, noch zu sagen: es ist alles Verstand, weg mit dem Gefühl!? Wer ist so kühn, auf diese Erleuchtungen verzichten zu wollen? Ich für mich glaube, halte es für wahrscheinlicher, daß diese die Wissenschaft wahrhaft fördernden Erleuchtungen mehr mit dem Gefühle als mit dem Verstande zu tun haben. Doch sei dem, wie ihm sei. Jedenfalls sind sie Erlebnis, sind sie künstlerisch. Der große Wissenschaftler schafft wie der Künstler, nur in anderm Stoffe! Als Photograph schafft man nicht große Werte. Plato wußte das: „Aus welcher Ursache auch etwas zu einer Einheit geordnet wird, ein dichterisches Erschaffen findet dabei alleweil statt."

Ich setze an den Schluß dieses Absatzes ein Wort des bedeutendsten unserer heutigen Biologen, das niemand besser sagen könnte: „Das Ziel aller Naturwissenschaft ist Ordnung. Die Naturforscher stellen zu diesem Behuf allgemeine Lehrsätze auf, um die sich die Ergebnisse der Forschung reihen. Diese Sätze sind nur so lange gültig, bis ihnen keine neuaufgefundenen Tatsachen widersprechen, die eine Neuordnung unter neue Leitsätze verlangen.

Der Laie, der es nicht begreift, daß die Leitsätze nur Hilfsmittel der Forschung sind, ist immer bereit, ihren Wert zu überschätzen. Er nennt sie Naturgesetze und verehrt sie wie ewige Wahrheiten." (Uxküll.)

Wer glaubt angesichts dieses noch daran, daß die vornehm zurückhaltende Wissenschaft die Behauptung aufstellt oder gar den Anspruch erhebt, eine „Leiterin des neuen Menschen zu sein?" — Das ist eine Behauptung, wie sie ungermanischer nicht sein kann, und die, wenn sie auf den Thron gehoben würde, dem deutschen Geiste mit all seiner Stärke und Größe den Todesstoß versetzen würde.

Prof. Dr. Hans Much.

Menschenwirtschaft und Krieg.

Alle menschlichen Handlungen sind bestimmt durch eine Kette von Ursachen und Wirkungen. Die Gegenwart wurzelt in der Vergangenheit und die Zukunft in der Gegenwart. Dabei entwickelt sich das Eine aus dem Andern mit einer Notwendigkeit, die wir zwar spüren, aber nicht begreifen, noch weniger in Formeln fassen können. Unser tägliches Leben also von der Warte des Philosophen aus zu beurteilen, hat nur einen theoretischen — ich möchte sagen: künstlerischen —, keinen praktischen Wert. Andre Werturteile fordert der Tag, das lebendige Schaffen, von uns. Werturteile, deren wichtigste Voraussetzung ist, daß sie in gleicher Weise das Gefühl wie den Verstand befriedigen, und daß sie, bis zu einem bestimmten Grade wenigstens, allgemein anerkannt werden.

Der nach Verbreitung wie Bedeutung, extensiv wie intensiv, wichtigste

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Grundsatz dieser Art ist der Grundsatz der Wirtschaftlichkeit der Leistung: ein erstrebtes Ziel mit dem geringsten Aufwand an Mitteln zu erreichen oder: mit demselben Einsatz möglichst große Erfolge zu erzielen. Da es sich um Leistungen handelt, so haben wir es stets mit deren drei Elementen: Kraft, Weg, Zeit zu tun. Von diesen stehen Zeit und Weg unbeschränkt zur Verfügung, am wesentlichsten wirkt daher das Haushalten mit der Kraft. Was für die Naturkräfte gilt, gilt dabei in gleicher Weise auch für die physischen und psychischen Kräfte des Menschen (Menschenökonomie). Es ist noch nicht allzu lange her, daß man die Notwendigkeit, auch damit wirtschaftlich umzugehen, erkannt hat. Haushalten mit Menschenleben und Menschengesundheit, aber auch volle Ausnutzung der menschlichen Kräfte — das sind heute die Forderungen, die unsre soziale Politik bestimmen.

Soziale Politik! Politik ist Sache des Staates, und tatsächlich ist auch der Staat zum Träger der Menschenökonomie berufen. Nicht die Rasse, sondern der Staat! Und das wieder aus rein praktischen Gründen, aus der Forderung des Tages, weil nur er dazu imstande ist. Er ist die einzige festgefügte Organisationsform größerer Massen, die wir besitzen, und darum ist nur er zu solcher Organisationsarbeit im großen berufen, wie sie der Menschenhaushalt verlangt. Daß er dabei vielleicht auch Vertreter der Rasse ist, mag ein anregender Gedanke sein, ist für die Durchführung der Arbeit aber zunächst ohne Bedeutung.

Jede Wirtschaft verlangt eine richtige Bilanz. Der Aufwand, die Ausgaben, müssen im rechten Verhältnis stehen zum Erfolg, zur Einnahme. Oft wird man sich damit zufrieden geben müssen, daß der Erfolg den Aufwand überhaupt übersteigt. Gerade in der sozialen Arbeit wird es oft so stehen, vielleicht aber vielfach nur scheinbar. Aufwand und Wirkung sozialer Maßnahmen liegen meist zeitlich so weit auseinander, daß ihr gegenseitiges Verhältnis sich nur schwer bestimmen läßt. Über- und Unterschätzung des Aufwands sind die Folgen davon. Die soziale Arbeit gleicht eben der des Landmannes, der den Boden für seine Kinder und Enkel urbar macht. In dieser späten Wirkung liegt aber eine große Gefahr: Der zur Zeit der Arbeit notwendige Aufwand führt zu einer erheblichen finanziellen Belastung. Notwendig ist es daher, in der Durchführung sozialer Maßnahmen nicht zu schnell vorzugehen, um das wirtschaftliche Gleichgewicht nicht zu stören. Auch ein andres Mittel kann hier helfen: die Heranziehung freiwilliger Hilfe und freiwilligen Kapitals zur sozialen Arbeit. Dabei ist aber jeder Zwang zu solcher Betätigung völlig zu vermeiden, auch der moralische Zwang, dem Intelligenz und Kapital vielfach unterworfen werden. Solcher Zwang erreicht nur das, was eben vermieden werden soll: die soziale Überlastung. Alle einzelnen Aufgaben der Menschenökonomie aufzuzählen oder gar zu beschreiben, würde Bände füllen. Sie beginnen ja schon vor der Geburt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

begleiten den Menschen auf seinem ganzen Lebenswege und enden mit seiner Versorgung im Alter und seiner Bestattung. All das zu erörtern ist hier weder Raum noch Anlaß.

Wir stehen jetzt im gewaltigsten Kriege aller Zeiten. Muß es da nicht in einer Zeit, wo täglich Hunderte von Menschen im Kampfe fallen, überhaupt nichtig erscheinen, von Menschenökonomie zu reden? Müssen wir uns nicht sagen: Wozu diese jahrzehntelange Kleinarbeit, deren Erfolge von Jahren jetzt in Tagen, selbst Stunden zunichte gemacht werden? Müssen wir nicht verzweifeln an unsrer Friedensarbeit, so lange noch solche Kriege möglich sind? Nein und abermals nein! Wir sprachen oben von der Forderung des Tages, nun, heute lautet sie eben: unsre Gegner niederzukämpfen mit dem geringsten Einsatz an Mitteln, vor allem an Menschenleben. Da gilt unser Arbeitsgrundsatz, Menschen und Kräfte zu sparen, genau so weiter wie vorher, nur sein Anwendungsgebiet hat sich mit einem Male ins Riesenhafte erweitert. Und haben wir nicht gerade in diesem Kriege erlebt, wie reiche Früchte unsre Friedensarbeit getragen hat, wie nötig jeder Einzelne gebraucht wird?

Aber nicht nur erlaubt, sondern geradezu notwendig ist es, auch im Kriege von Menschenökonomie zu sprechen. Als der Krieg erklärt war, da kam es über Alle wie ein Taumel, in dem das einzelne Leben seinen Wert verloren zu haben schien: Kraftwagen rasten durch die Straßen, als käme es auf ein Menschenleben mehr oder weniger nicht mehr an, auf jeden nur einigermaßen Verdächtigen wurde geschossen und dergleichen mehr. Der Massenwahnsinn des Krieges zeigte sich da von seiner schlimmen Seite, in der alten Massenerscheinung, dem Sinken des Verantwortlichkeitsgefühls gegenüber Anderen und sich selbst. Nur so ist es zu erklären, daß einzelne Offiziere sich in ganz zweckloser Weise den feindlichen Geschossen aussetzten, anstatt sich ihren Truppen, die den Führer brauchten, zu erhalten. Damals vermochten sich nur sehr wenige starke Naturen der Massenwirkung zu entziehen. Heute, wo die lange Kriegszeit hinter uns liegt, sind wir freier von Suggestionen geworden und denken über Manches anders. Jetzt sehen wir ein, wie unökonomisch wir damals vielfach mit dem Menschen umgegangen sind, und wieviel wir da für künftige Zeiten lernen können. Aber auch heute noch ist die Mahnung zur Menschenökonomie nicht überflüssig; trotz eines riesenhaften, bewundernswerten Apparates zur Fürsorge für Verwundete und Kranke, trotz aller Maßregeln für Verpflegung und sonstigen Kräfteersatz, trotz einer vorzüglichen Organisation bis ins Einzelne dringt manche Kunde von draußen und drinnen zu uns: von zwecklosen Sturmangriffen und Patrouillen, von mangelnder Fürsorge für Untergebene, Kranke und Verwundete, von Überanstrengung Einzelner, von überschnellem Kraftfahren und daraus folgenden Unfällen, von ungeeigneter Unterbringung und

dergleichen mehr. Wir wissen wohl, daß der Mensch nicht vollkommen ist, und daß unter einer solchen Menge Mitwirkender auch Irrende sein müssen. Darum wollen wir nicht anklagen, sondern nur die ernste Mahnung hinausgehen lassen: Jeder an seinem Platze schone und erhalte seiner Mitmenschen Leben und Gesundheit, soweit es in seinen Kräften steht! Nur bewußtes Zusammenwirken Aller im gleichen Sinne bringt uns da voran. Der Mensch ist das wertvollste Gut eines Staates, und gerade wir im vielgehaßten Deutschland brauchen jeden einzelnen Mann, jetzt und in Zukunft!

Trotz aller Ökonomie mit Menschenleben und Gesundheit gibt es natürlich Fälle, wo beides aufs Spiel gesetzt, ja geradezu geopfert werden muß, um das gesteckte Ziel zu erreichen. Auch das hat uns der Krieg wieder deutlich gezeigt, obwohl es uns schon vom Frieden her nicht unbekannt war. Wie oft werden zur Rettung von Menschen oder zum Schutze wertvollen Besitzes Menschenleben eingesetzt, in wieviel Berufen wird unter ständiger oder vorübergehender Gefahr für Leben oder Gesundheit gearbeitet. Ja, wie Viele bringen in der täglichen Arbeit ihre Gesundheit, ihr Leben zum Opfer, ohne daß Andere, vielleicht ohne daß sie selbst es merken. Umfangreiche medizinische und technische Arbeit ist am Werke, alle diese Verluste auf ein Mindestmaß zu beschränken.

Wir mögen darin aber noch so weit sein, immer wird die schwierige Frage bleiben: Wann muß eben der Mensch eingesetzt werden? Einen Anhalt zu ihrer Lösung zu geben ist unmöglich. Man kann nur immer wieder darauf hinweisen, kühl und sachlich, vor allem nicht im Banne einer Massenwirkung, zu prüfen, ob der erwartete Erfolg des Einsatzes wert ist. Immer bringt der Entschluß eine gar schwere Verantwortung mit sich. Auf den Vorgesetzten, der ein Opfer befohlen hat, kann sie der Unterführer, zum mindesten moralisch, nur dann abwälzen, wenn der Vorgesetzte die Verhältnisse tatsächlich genau kannte oder das Ziel seinem Befehl nach um jeden Preis erreicht werden soll.

Und noch eine andre Frage harrt der Beantwortung, die für Krieg und Frieden gleich bedeutsam ist: Wie weit darf der Mensch vorübergehend oder dauernd angestrengt werden, ohne Schaden zu leiden? Um einen technischen Ausdruck zu gebrauchen: Wo liegt die Elastizitätsgrenze des Menschen? Er gleicht nämlich in seiner Leistungsfähigkeit dem Baustoff: er kehrt nach Aufheben der Belastung wieder in den alten Zustand zurück. Dieser Satz gilt aber nur innerhalb der Elastizitätsgrenze; wird diese überschritten, so tritt eine dauernde Formänderung, eine Schädigung der Struktur ein. Diese Grenze beim Menschen festzustellen, ist ein außerordentlich wichtiges Problem der Arbeitshygiene, an dessen Lösung eifrig gearbeitet wird. Im Kriege ist seine Beachtung für die Menschenökonomie natürlich ebenso von größter Bedeutung. Soweit es sich dort um körperliche Arbeit handelt, gilt der allgemeine Satz:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einen geübten Körper kann man bis zum Äußersten anstrengen, ohne ihn zu schädigen; er wird sich stets wieder erholen. Da nun alle Truppen mehr oder weniger in der Übung sind, so braucht man dauernde Leistungsschädigungen, die menschenwirtschaftlich verhängnisvoll wären, nicht zu befürchten. Es liegt darin aber für alle Ersatztruppenteile und die Vorbereitungsorganisationen die dringende Mahnung, für eine genügende Körperübung Sorge zu tragen. An seelischen Momenten dagegen hat dieser Krieg für die Kämpfer so unerhört viel Neues gebracht, daß wir noch nicht in der Lage sind, darüber allgemein zu sprechen. Es wird uns der Frieden wohl durch eine wissenschaftliche Auswertung der verschiedenen Erfahrungen eine regelrechte Kriegspsychologie bringen!

Wir könnten endlich auch davon sprechen, wie wichtig eine wirtschaftliche Organisation der Arbeitskräfte, etwa nach den Lehren unsrer Betriebswissenschaft, in diesem Kriege für die intensive Tätigkeit der Heimat ist und bei weiterem Ausbau hätte werden können. Das würde aber schon über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen, der weiter nichts als ein Hinweis sein wollte. Ein Hinweis darauf, daß auf dem Gebiete der Menschenwirtschaft unsre Grundanschauungen durchaus nicht umgewertet worden sind, und daß die Arbeit auf diesem Gebiete auch während des Krieges nicht ruht. So steht auch unsre gegenwärtige Tätigkeit im engsten Zusammenhang mit der des Friedens. Des Friedens, von dessen vergangener Schönheit wir träumen und dessen Wiederkehr wir ersehnen. Und diese Erkenntnis soll uns das leicht machen, was uns oft zu erfüllen so schwer fällt: die Forderung des Tages!

Hans Riedel.

Der Einzelne und die Kriegerheimstätten.

Es erregte vor etwa zehn Jahren ein nicht geringes Aufsehen, als der bekannte Fabrikant Heinrich Freese in Berlin die Ergebnisse einer Untersuchung über die Wohnungen seiner Arbeiter und Angestellten veröffentlichte und dabei auch das Verhältnis der Aufwendungen für diese Wohnungen zum Einkommen ihrer Bewohner kritisch betrachtete. Schon weitere zehn Jahre vorher hatte Freese in Conrads Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik unter der Überschrift „Wohnungsnot und Absatzkrisis" eine Übersicht über die Wohnungsverhältnisse seiner Fabrikangestellten gegeben. Die in seiner Fabrik bestehende Arbeitervertretung hatte ihn beide Male verständnisvoll unterstützt.

Die Ergebnisse jener Untersuchungen waren damals überraschend. Wenn das gesamte Einkommen der Arbeiter der Berliner Fabrik dem gesamten Aufwand für die Wohnung gegenüber gestellt wird, beanspruchte die Miete im Jahre 1892 im Durchschnitt 14,44% des Einkommens, da-

gegen im Jahre 1903 bereits 16,53%. Anders ausgedrückt bedeutet das, daß die Arbeiterschaft im Jahre 1892 bei einer regelmäßigen Beschäftigung von 300 Tagen im Jahre für die Wohnungsmiete die Einnahme von $43^1/_3$ Tagen abliefern mußte. Im Jahre 1903 waren dagegen $49^3/_5$ Tage Arbeit dafür erforderlich. Bei diesen Zahlen ist die Einnahme aus Abvermietungen voll berücksichtigt, obgleich sie niemals als dauernd gesichert angesehen werden kann; auch sind die Einnahmen aus Krankenunterstützungen, die doch eigentlich für den Mehraufwand in Krankheitsfällen bestimmt sind, mitgezählt und ebenso auch die Einnahmen aus Zinsen und die gesamten etwa vorhandenen besonderen Nebenverdienste der Frauen. Die außerhalb Berlins liegenden Betriebe der Firma Freese hatten gleichzeitig dieselben Untersuchungen vorgenommen. Das Ergebnis war in diesen kleineren Städten nicht ganz so hoch wie in Berlin. Auch in andern Großstädten waren die Verhältnisse immer noch etwas günstiger als in der Reichshauptstadt. 1903 betrug die Miete in Hamburg 14,85%, in Leipzig 15,3% und in Breslau 16,13% des Einkommens. Allgemein konnte festgestellt werden, daß in den 10 Jahren von 1893 bis 1903 zwar das Einkommen durchweg gestiegen war, daß aber die Wohnungsmiete noch viel mehr gestiegen war. Die schwerwiegendste Beobachtung, die seitdem immer und immer wieder bestätigt wurde, war aber, daß die niedrigsten Einkommenstufen den verhältnismäßig allerhöchsten Hundertsatz ihres Einkommens für Wohnungsmiete aufwenden mußten. Da der größte Teil, der weitaus größte Teil unsrer Volksgenossen auf den niedrigsten Einkommenstufen steht, bedeutet das für allerweiteste Kreise eine harte Beschneidung der Möglichkeit, infolge erhöhten Einkommens sich besser zu ernähren und zu kleiden und an den Gütern deutscher Wissenschaft und deutscher Kunst teilzuhaben.

Noch nicht vier Jahre ist es her, da wurde in weiten Kreisen der Festbesoldeten viel über eine Untersuchung gesprochen, in welcher der inzwischen leider verstorbene Wirkliche Geheime Admiralitätsrat Exz. Dr. jur. Danneel, die Einkommensverhältnisse der deutschen Beamten im Verhältnis des Jahres 1906 zum Jahre 1854 auf Grund eingehender Studien und Berechnungen beleuchtete. In diesem halben Jahrhundert ist der Geldwert von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gesunken und in unverhältnismäßig größerem Maße besonders der Wohnungspreis, die Mieteaufwendung gestiegen. Danneel kam zu dem Ergebnis, daß die Beamten der Wohnungsgeldzuschußkasse 5, die 1854 ein Durchschnittseinkommen von 905 Mark jährlich hatten, im Jahre 1908 ein Einkommen von 1975 Mark erreicht hatten, während sie, um in der gleichen sozialen Schicht wie 1854 zu bleiben, schon 1906 ein Einkommen von 2500 Mark hätten beziehen müssen. Die Beamten der höheren Wohnungsgeldzuschußklassen erhielten 1908 nach der letzten Besoldungsaufbesserung sogar mehrere tausend Mark und in der zweiten und ersten Klasse viele tausend

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mark jährlich weniger, als sie im Verhältnis zu den höheren Mieten und Preisen damals hätten haben müssen.

Es ist wohl undenkbar, daß Reich und Staat ihren Beamten solche außerordentlich hohen Gehaltszulagen geben können, wie es nötig wäre, um die Beamten heute entsprechend den Absichten der Zeit vor 60 Jahren zu bezahlen. Jede allgemeine Aufbesserung hat außerdem noch immer zur Folge gehabt — und diese unmittelbare Folge ist manchmal mit geradezu überraschender Unmittelbarkeit zutage getreten —, daß die Einkommenserhöhung durch eine Erhöhung der Wohnungsmieten ausgeglichen wurde. Wir wissen, da die Mieteerhöhungen gleichmäßig in neuerbauten wie in alten Häusern vorkommen, daß ihre wesentlichste Ursache im allgemeinen Steigen der Grundstückspreise zu suchen ist. Aber nicht die einzige Belastung, die aus diesem Steigen hervorgeht, ist die unmittelbare Erhöhung der eigenen Wohnungsmiete. In den teureren Lebensmittelpreisen kommt ebenfalls der höhere Preis landwirtschaftlichen Bodens und die Höhe der städtischen Ladenmieten und Lagerkosten zum Ausdruck. Die allgemeine Neigung der deutschen Grundstückspreise, immerfort zu steigen, wirkt auf die Lebenshaltung der Beamten ebenso drückend und beschneidend, wie das Freese bei seinen Untersuchungen für seine Arbeiter und Angestellten feststellen mußte.

Für den Einzelnen greifen diese wirtschaftlichen Zusammenhänge aber nicht nur tief in das wirtschaftliche Leben ein, sondern äußern sich auch nach Seiten hin, wo das vom Standpunkt einer gesunden Volksentwicklung aus noch bedenklicher erscheinen muß.

Wenn der junge Mann von 20 oder 25 Jahren heute überlegt, ob er mit seinem Einkommen eine Familienwohnung und die Kosten für die Nahrungsmittel einer Familie bezahlen kann, dann werden ihn nicht gerade seine Erfahrungen ermutigen, die immer ungefähr dahin gehen, daß er schon allein für sein vielleicht jetzt bewohntes Einzelzimmer heute mehr bezahlen muß als vor fünf Jahren. Der allgemeine Rückgang des Heiratsalters in Deutschland zeigt, wie sich die meisten jungen Männer heute entscheiden und entscheiden müssen. Wie mancher Junggeselle lernt dann sein Leben mit den bekannten Ersatzfreuden ausfüllen in der Zeit, die er sonst seinem Weibe und seinen Kindern gewidmet hätte. Zuerst verhinderte der teure Preis für Wohnungen und für die einfachsten Nahrungsmittel den Entschluß zur Heirat, und dann werden die Ansprüche an außerhäusliche Vergnügungen immer höher, und der Unterschied zwischen dem Notwendigen und dem Erwünschten verwischt sich. Wer in junger Liebe zu Entbehrungen und zu einfachem Leben bereit gewesen wäre, und sein Glück im Aufwand seines mit den Jahren erhöhten Einkommens für seine Familie gefunden hätte, kann später — ich spreche hier nicht von den allerunterssten Volksschichten, doch auch für sie gilt vielfach schon das gleiche — den regelmäßigen Kaffeebesuch oder das angeblich für den ruhigen

Schlaf notwendige Glas Bier nicht mehr entbehren. Die indirekte Schuld der eingangs geschilderten wirtschaftlichen Zusammenhänge am Versinken so manchen jungen Mannes in ichsüchtiges Junggesellentum führt so nicht nur zu den unmittelbaren wirtschaftlichen Schädigungen, sondern auch zu einem Verarmen der Fähigkeit zur Freude und zu einem Verkümmern des Gemütslebens. Selbst in Fällen aber, in denen in höherem Alter der Junggeselle noch zum Ehemann wird, bringt es die oft schicksalsschwere Folge mit sich, daß die Kinder aus solchen Ehen erst in das Alter ihrer geistigen Reife eintreten, wenn der Vater schon zu alt geworden ist, als daß er mit seinen Söhnen und Töchtern mitfühlen und sie mit Verständnis in ihren Gedanken und Gefühlsregungen schützend und leitend begleiten kann.

Ein jeder Mensch hat den Drang zur Unsterblichkeit. Dieser Drang äußert sich zwiefach für das Erdenleben: einmal sucht der Mensch in körperlicher oder geistiger Leistung einen kleinen oder weniger kleinen Baustein beizutragen zum Aufbau der Volksgeschichte, der Menschheitsentwicklung, und zweitens wünscht jeder Gesunde einst in Erben seines Körpers die Gewißheit zu empfinden, daß seine Art und seine Arbeit, daß seine Gedanken und seine Liebe mit seinem Tode nicht vergessen sind, daß sie in seinen Kindern zukünftigen Geschlechtern treu entwickelt und weiter gegeben werden. Die ganze Gliederung und Gestaltung unsres Lebens bringt es mit sich, daß der Mann es noch besonders leicht hat, auf die erste Art zu seinem kleinen Teile unsterblich zu werden. Bei dem weiblichen Geschlecht, bei der Jungfrau, trifft das weniger zu. Das Erschweren, das Verspäten oder das Fortfallen der Eheschließung ist deshalb für den weiblichen Teil unsres Volkes von einer oft besonders erschütternden Bedeutung. Mit tiefer Ergriffenheit las ich kürzlich die Verse einer Dichterin, die darin nur zu vielen ihrer Volksgenossinnen aus dem tiefsten und verdecktesten Grund der Seele sprechen wird:

Mir kommt der Winter vor des Frühlings Schein
und vor des Sommers feierlicher Fülle.
Mir reift kein Glück! Nie wird mein Schoß zur Hülle
für neues Leben..... Gott, erbarm' Dich mein!

Die Kriegerheimstätten sollen unserem Volke zur Grundlage wirtschaftlichen Fortschreitens, zur Sicherung eines körperlich und sittlich gesunden Volksnachwuchses, zur Erhöhung der Wehrkraft und zur Vermehrung der Erträgnisse unsres heimischen Bodens verhelfen. Laßt uns immer noch mehr und immer noch eifriger dafür arbeiten, denn sie können vielleicht auch noch einmal Tausenden und aber Tausenden deutscher Jünglinge und Jungfrauen eine andre Entwicklung ihres Lebensganges, reine Freuden und echtes Glück bringen!

Rudolf Wiesener.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsch sein heißt . . . .

Eine Mode ist aufgekommen: man sucht als Fortsetzung dieser drei Worte das Wesentliche deutscher Art in kürzester Form zu bannen. Für ein hochkompliziertes Volkswesen eine bündige Formel. Ob das Unternehmen überhaupt glücken kann, ist schwer zu sagen. Fest steht, daß es bisher deutlich mißlang. Die Suchenden setzten kurz und — gut? — eine von ihnen höchst geschätzte Eigenschaft. Gewiß immer eine, die für deutsches Wesen mit charakteristisch ist; aber erschöpfend für den Kern? „Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun." Damit fing es an. Man fühlt die warme Hinneigung des Definierers zu demselben Idealismus, den die praktischen Politiker uns eben jetzt durchaus nicht als Vorzug anrechnen wollen. Mit Recht vielleicht; jedenfalls aber ist er ein Grundzug deutschen Wesens, und ebenso gewiß einer, der uns nicht allein zukommt, nicht maßgeblich unterscheidet, also auch nicht allein an jener Stelle stehen kann. Oder hieß es nicht, eine Sache um ihrer selbst willen tun, wenn die russischen Nihilisten und Anarchisten die durch das Los ihnen zugeschobenen Verbrechen ausführten, ohne die überlegungslose Augenblicksleidenschaft, die allein sonst bei nicht verbrecherisch beanlagten Naturen solche Taten möglich werden läßt? Sie in voller Klarheit über die Folgen, ohne die leiseste Hoffnung, diesen zu entgehen, vollbringen, war unbedenkliche Selbstaufopferung, verschärft durch das grausame Vorauswissen des Tages und der Stunde. Wir können glücklich darüber sein, daß so verzweifeltes Märtyrertum in unsrem optimistischeren Volke wohl auch unter gleichen politischen Verhältnissen kaum je zu ähnlicher Ausbreitung gelangt wäre; wir können die ganze Bewegung als verhängnisvolle Irrlehre verurteilen oder beklagen — aber daß hier mit ungewöhnlicher Selbstentäußerungskraft um der Sache willen gehandelt wurde, können wir nicht übersehen.

Eine Sache um ihrer selbst willen tun, das unterscheidet den reinen Wissenschaftler vom geistigen Zwischenhändler, den eigentlichen Künstler vom halbechten, der sich an Marktwerte hält, den aufopferungsbereiten Patrioten vom Wichtigtuer am Biertisch; nicht aber ein Volk vom andern, da doch ein jedes strebende Menschen reinsten Wollens besitzt und ein jedes Streber und kleinlich um den eigenen Vorteil Besorgte.

Es wäre zwecklos, auch den andern Fortsetzungen des „Deutsch sein heißt . . ." hier entgegenzutreten. Aber vielleicht ist es nicht ganz zwecklos, in diesem Zusammenhang für eine andere, ebenfalls entschieden deutsche Eigentümlichkeit eine Lanze zu brechen, die uns jetzt wie unser Idealismus als nationales Laster angeschwärzt werden soll.

Man braucht nur einen Blick auf die Landkarte zu werfen, um zu wissen, daß Deutschland sich schon aus ethnographischen Gründen niemals gegen vielfältige fremde Einflüsse abschließen konnte. Wir haben Ursache

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

genug, auf das Ergebnis stolz zu sein. Wir Deutschen sind das gebildetste Volk der Erde geworden, nicht zuletzt durch unermüdliches Umschauen, Hinhorchen und Einfühlen. Eben daß wir die Einflüsse nicht müßig hereinströmen ließen, sie vielmehr an ihre Quellen verfolgten, das hat uns gebildet. Starke Eigenart schützte zugleich vor schwächlicher Nachahmung in dem, worauf es letzten Endes ankommt: im Handeln, in aller nationalen Lebensgestaltung. Die Klagen, die man dennoch darüber hört, stützten sich auf unwichtige, oberflächliche Nebensächlichkeiten. Vor allem aber sind die Dinge, in denen die Deutschen abhängig blieben, durchweg solche, für die ihnen die nötige Begabung fehlt; und da ist es doch auch eher eine Kraft als eine Schwäche zu nennen, wenn man etwas lieber gut auf fremde Art als schlecht auf die eigene tun will. Sie sind und bleiben eben die besten Lerner unter den Nationen. Und es will mir scheinen, als wären gerade jene Übereifrigen, die über ein Fremdwort und eine ausländische Mode zetern, undeutsch im Kern, da sie diese tiefbegründete, ureigentümliche Fähigkeit des Aneignens nicht richtig zu werten vermögen*).

Deutsch sein heißt ....

Es heißt, neben sehr vielen andern Dingen, ganz gewiß auch: einsichtig sein. Manchmal sogar zu einsichtig: insofern der Deutsche die Neigung hat, den eigenen Urteilsinstinkt Verstandesgründen unterzuordnen, wird gelegentlich der Wille zur Einsicht überdehnt, der Fehler des Vorzuges sichtbar. Das nationale Temperament ist eben durchaus ein mittleres, und das ist auch der Grund, weshalb ein Massenunwille bei uns von widerwärtig sinnlosen Ausbrüchen unschwer zurückgehalten werden kann.

Und wieder wollen uns Übereifrige eine tief wurzelnde Eigenheit als bloße Schwäche mißdeuten: man wünschte den Haß gegen unsre Feinde kräftiger ausgeprägt in Wort und Tat. Beileibe nicht durch brutale Ausschreitungen. Also wodurch sonst? Es scheint fast, als wäre dieser Wunsch und Tadel selbst nur ein Ausfluß des schwer verurteilten Nachahmungstriebes; als finde man, gerecht entrüstet über den Chauvinismus, der Ströme von Lüge und widerspruchsvoller Ungerechtigkeit über uns ergießt, doch zugleich eine Kraft der Impulsivität darin, die uns fehlt. Man sollte meinen, daß wir der übelsten Äußerungsform einer Eigenschaft entraten könnten, deren produktive Seiten wir uns doch nicht beizulegen vermöchten.

Zum Glück handelt es sich hier freilich nicht um eine ausgebreitete

---

*) Um Mißdeutungen vorzubeugen, wollen wir an dieser Stelle ausdrücklich bemerken, daß der „Vortrupp" die verdienstreiche Arbeit des Deutschen Sprachvereins sehr hoch schätzt und dessen Bedeutung für die Entwicklung unsrer Sprache nicht verkannt wissen möchte.

Über die Stellung des „Vortrupp" zur ausländischen Mode und zu einer „deutschen Tracht" wolle man Heft 4 des „Vortrupp" dieses Jahrgangs vergleichen. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Strömung oder gar Partei. Doch gibt es tatsächlich eine ganze Anzahl Leute, die eine strengere, ja sogar schlechtere Behandlung der Gefangenen für wünschenswert halten und es offen mißbilligen, daß private Organisation sich bemüht, den noch in Freiheit bei uns lebenden Angehörigen des feindlichen Auslandes mit Rat und Tat in ihren Nöten der Erwerbslosigkeit, des Abgeschnittenseins von Einkünften aus ihren Heimatländern und Nachrichten der Ihrigen und zahllosen andern Schwierigkeiten beizustehen. Jene Leute wissen nicht, oder bedenken jedenfalls nicht, daß von solchen Kriegsleiden vielfach solche betroffen werden, die Deutschland als ein zweites Vaterland lieben und mit offenem Verstande zu schätzen wissen; und wenn Viele in leichtsinnigem Dahinleben verabsäumten, sich naturalisieren zu lassen, so fehlt es nicht an Anderen, die sich jahrelang vergebens um die Aufnahme in den Staatsverband bemüht haben. Daß sie Alle ausnahmslos von den Verordnungen betroffen werden, die uns gegen Spionage schützen sollen oder Repressalien der Regierung darstellen, ist durchaus selbstverständlich; aber je mehr man einsehen muß, daß die Behörden unmöglich jeden einzelnen Fall auf Herz und Nieren prüfen können, um so dringlicher erscheint es als Menschlichkeitspflicht, nach Kräften zu vermitteln und auszugleichen, wo Menschen mit betroffen sind, die der Gesetzgeber offenbar nicht meinte. Die Antwort auf diese Vorhaltung: wir hätten uns jetzt vor allem um unsre Volksgenossen zu kümmern, wird meist von solchen Leuten gegeben, deren Altruismus sich auch in dieser Richtung nicht anstrengt. Und es ist nur eine Gedankenlosigkeit, wenn sie z. B. für patriotisch halten, französische und englische Sprachlehrerinnen nicht mehr ins Haus zu lassen, wodurch sie nur der öffentlichen Mildtätigkeit ein Opfer mehr zuschieben; da es nun einmal nicht in den Gewohnheiten moderner und am allerwenigsten in denen deutscher Zivilisation liegt, Menschen Hungers sterben zu lassen. Wen die ethischen Gesichtspunkte nicht überzeugen, der sollte sich wenigstens den praktischen nicht verschließen. Die Allgemeinheit hat kein Interesse daran, daß zahlreiche bisher wirtschaftlich selbständige Familien der eben jetzt besonders stark beanspruchten Armenpflege anheimfallen, weil die Ernährer interniert sind; ihnen zu eigenem Erwerb zu verhelfen, ist für alle Teile das Bessere. Und von den aus der Schule verwiesenen Kindern, von denen die meisten kein anderes Wort kennen als deutsch, kommt die weit überwiegende Mehrzahl später doch wieder in die bisher besuchte Schule zurück, und wenn sie inzwischen auf der Straße verwildert sind, und mühsam Erlerntes vergessen haben, so ist es tatsächlich der Lehrer, der der Bestrafte sein wird.

Übrigens mögen Alle, die einen gottlob auf absichtliche Weise nicht veränderbaren Volkscharakter plötzlich in der Richtung auf sinnlose Härte und Ungerechtigkeit verändert sehen möchten, sich eines gesagt sein lassen: nie kommt ein Wunsch dieser Art von der Front! Dort, wo die notwendige Manneshärte, die der Krieg verlangt, sich bewähren muß — eben dort

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unterscheidet bewußtes oder gefühlsmäßiges Verständnis fürs Maßhalten sicher zwischen notwendiger Gegenwehr und brutaler Zerstörungsfreude. Der Auskunfts- und Hilfsstelle für Ausländer sind schon mehrfach Kundgebungen von der Front zugegangen, die ihr Tun ausdrücklich billigen. Da kann man wirklich mit Stolz sagen: das heißt deutsch sein. Und daß eben die kräftigsten Vertreter und unermüdlichsten Verteidiger der Nation so gelassen, überlegen einsichtig noch dem eigenen wohlbegründeten Haß auf die Finger sehen und die Rechtsgrenze ziehen, ist eine gute Gewähr für die Zukunft. Der Grundcharakter eines Volkes bleibt unveränderlich. Ob auch Ströme von Tinte fließen, ihn anders zu färben — der Deutsche wird weiter seine Sprache durch übernommene Wortstämme, seine Bildung durch anpassendes Verständnis bereichern*). Ebenso wollen wir uns nicht beirren lassen durch Haßtheorien von Nichtkämpfern; vielmehr nach Kräften dazu beitragen, daß die dumme Lüge von der deutschen Barbarei, für die wir nur ein Achselzucken haben, nach dem Friedensschluß von den Angehörigen der feindlichen Nationen, die sich zurzeit hier befinden, endgültig aus der Welt geschafft wird. Das möge dann gemeinsam mit dem Sieg der Waffen besser als irgendeine Definition sagen, was deutsch sein heißt.

H. Othmar.

Der Freiherr von Stein.

Wenigen Menschen ist ihr Lebensabend so getrübt worden wie dem Freiherrn von Stein, der nach lebenslangem Mühen, nach Anstrengungen und Gefahren mannigfachster Art den Traum von einem einigen Deutschland endgültig aufgeben mußte. Erlebte er es doch noch mit, wie der schönen verheißenden Morgenröte des Freiheitskrieges die beklemmende Dämmerung der Jahre folgte, in denen „die Wittgensteinianer und Kamptzianer" in Berlin und schier in ganz Deutschland den Ton angaben und einem Manne wie Arndt den Prozeß machen durften.

„In Sehnsucht nach dem Verlorenen oder durch Dummheit, Feigheit, Hinterlist Verspielten und Verschwendeten" verbrachte Stein seine letzten Jahre, dennoch zufrieden, daß er sie wenigstens auf eigenem freien Grund und Boden verleben durfte. Er konnte wieder, wie Arndt es schildert**), „im Hausschatten und Hausfrieden seines Ahnenschlosses in Nassau sitzen und wieder nach Mainz, Köln und Aachen fahren, ohne daß ihm französische Schildwachen ihr Qui vive zuriefen. . . . Wenn man nun den

*) Vgl. die Fußnote auf S. 386.

**) „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich von Stein." Von Ernst Moritz Arndt. Alfred Janssen Verlag, Hamburg. Preis geb. 1 Mk.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ritter nach den Kongressen von Paris, Wien und Aachen in Nassau in seinem Garten unter einem Apfelbaum oder auf den Höhen der beiden Burgen unter irgendeiner Tanne oder Lärche, die er vor einem Menschenalter gepflanzt hatte, so still sitzen und mit seinem Krückstock in den welken Blättern spielen sah, drückte sich auf seinem Angesicht oft ein tief verschlossener Schmerz aus, wie es viele Schmerzen gibt, worüber man mit keinem Sterblichen, sondern nur mit Gott sprechen kann. Stein sprach aber alles mit Gott ab. Breite politische Gespräche über das, was werden konnte oder einmal gewesen war, liebte der Mann überhaupt nicht; er war gemacht zuzugreifen und fortzutreiben und fortzustoßen, was ihm als Arbeit eben vor den Füßen lag, alles andere legte er still geduldig auf die Knie Gottes, der es zu seiner Zeit abschütteln und zurechtschütteln werde."

In dieser schlichten und ehrfürchtigen Darstellung des Steinschen Wesens gibt Arndt uns die Erklärung für sein ganzes Leben in seiner Fruchtbarkeit und all der Glücksmöglichkeit, die ihm noch blieb, als seine besten Hoffnungen für Preußen-Deutschland zusammengebrochen waren. Das war der Mann, der im Jahre 1808, von Napoleon geächtet, auf der Flucht nach Prag in einer eisigen Dezembernacht seinem Schlittengefährten die herrliche Gewißheit aussprach, daß der Sternenhimmel über uns und das Sittengesetz in unserer Brust ein vollkommener Beweis für das Dasein Gottes wäre. In dieser Gewißheit allein konnte er wirken, zielbewußt, zäh, treu und hingebungsvoll, wie er es sein ganzes Leben lang in segensreicher Arbeit getan hat.

Man weiß ja so wenig von dem von ihm Erreichten. Man hört von der Stein-Hardenbergschen Reform, weiß vielleicht zur Not auch, daß Stein den Städten die Selbstverwaltung gegeben, deren Grundsätze noch heute in Kraft sind, und die Bauern von ihrer Hörigkeit und den drückenden Frondiensten befreit hat. Wer aber weiß etwas von seiner fruchtbaren Verwaltungsarbeit in Westfalen, wo er schon 1782 Bergrat war, und wo er von 1796 an als Oberpräsident der westfälischen Kammern die Ruhr schiffbar machte, Wege und Kanäle anlegte, die Methoden des Kohlenbergbaus verbesserte, Steuer- und Akziseweſen neu regelte und überhaupt zur Hebung von Handel und Gewerbe mit großen Kenntnissen, unermüdlicher Arbeit und steter Gerechtigkeit sehr viel beitrug. Und doch war diese Zeit nie rastender Tätigkeit für ihn die Schule, in der er die unentwegte Pflichttreue lernte, die ihm später über lange Monde der Ungewißheit und des Schwankens zwischen Furcht und Hoffnung hinweg half.

Er tat das Seine und überließ das über seine Kräfte Gehende und jenseits seiner Einflußsphäre sich Gestaltende der verborgenen göttlichen Macht, der er das Geschick seines geliebten Vaterlandes wie sein eigenes vertrauensvoll in die Hände legte.

Dieses Vertrauen gab ihm die gebietende Ruhe und Würde, die während

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des französischen Feldzuges in Rußland am Hofe des Zaren Alexander so sehr bewundert wurde. Seine Kühnheit und Unerschrockenheit, die den schwankenden und zögernden Zaren endlich von dem Einfluß seines franzosenfreundlich gesinnten Ministers Graf Romanzoff befreite, bewies er am herrlichsten, als die verlorene Schlacht von Borodino und der Brand Moskaus „die Herzen erschütterte und Millionen Beine und Zungen in Bewegung setzte". „Nie", schreibt Arndt in jenen Tagen, „habe ich ihn frischer und rüstiger gesehen als in diesen entscheidenden Wochen. Auch Kaiser Alexander stand und hielt fest... Ich weiß nicht, wieviel er sich auf Steins Mut und Tugend gestützt hat; genug, trotz aller Neigungen und Senkungen nach der anderen Seite hin und trotz Napoleons Sendungen, Friede ward nicht geschlossen."

Als dann Napoleons Rückzug kam, hatte die Mutter des Zaren eines Tages bei der Tafel „ihre stolzen Württemberger Lippen ungefähr mit den Worten aufgetan: ‚Wenn jetzt noch ein französischer Soldat durch die deutschen Grenzen entrinnt, so werde ich mich schämen eine Deutsche zu sein.' Bei diesen Worten sah man Stein im Gesichte rot und längs seiner großen Nase vor Zorn weiß werden, sich erheben, verneigen und in geflügelter Rede also erwidern: ‚E. Maj. haben sehr Unrecht, solches hier auszusprechen, und zwar über ein so großes treues tapfres Volk, welchem anzugehören Sie das Glück haben. Sie hätten sagen sollen, nicht des deutschen Volkes schäme ich mich sondern meiner Brüder, Vettern und Genossen, der deutschen Fürsten... Nicht das Volk hatte schuld, man wußte es nicht zu gebrauchen: hätten die deutschen Könige und Fürsten ihre Schuldigkeit getan, nimmer wäre ein Franzose über die Elbe, Oder und Weichsel, geschweige über den Dnjestr gekommen.' — Und die Kaiserin hatte die Rede aufgenommen, wie sie nicht anders konnte, und mit aller Fassung gedankt: ‚Sie mögen vielleicht recht haben, Herr Baron; ich danke Ihnen für die Lektion.'"

Stein wußte nur zu gut, daß die deutschen Könige und Fürsten ihr eigenes Volk gefürchtet und nicht gekannt hatten, daß sie lieber im Rheinbund schmählichen Angedenkens mit Napoleon gegangen, als berechtigten Wünschen ihrer eigenen Untertanen auch nur einen Schritt entgegengekommen waren.

Und er erfuhr es später nur zu sehr, daß das eigene Interesse, das sie von Preußen gefährdet glaubten, diesen Fürsten höher stand als die Freiheit und Einigkeit des deutschen Volkes, die ihnen völlig unvorstellbar blieb.

Es war eigenste Erfahrung, die Stein gegen Ende seines Lebens einmal zu den Worten veranlaßte: „Diese Welt ist einmal eine böse Welt, wo die Schelme oft oben schwimmen; man sehnt sich oft dahin, wo es besser ist; ich hoffe doch dahin zu kommen, wo man immer in Gesellschaft von ehrlichen Leuten lebt und einem nicht so viele Schelme und feige Schurken begegnen, als einem hier oft den Weg versperren wollen."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Männer wie Stein, Arndt, Jahn, York und Scharnhorst, Gneisenau und Nettelbeck — Kleist nicht zu vergessen —, Jünglinge wie Körner und Friesen haben den Grund zu dem Bau des Deutschen Reiches gelegt, den heute eiserne Helden wie Hindenburg und besonnene Männer wie Kaiser und Kanzler für Jahrhunderte — wir hoffen es — ausbauen und krönen dürfen. Jeder aber, der in der Stille, ob auch ruhmlos und unbekannt, an seinem kleinen Platze seine Pflicht tut bis zum letzten Atemzug, bis an die äußersten Grenzen seiner Kraft, baut mit an dem Werke, das unsrer Kinder und Enkel feste Burg sein soll. Lange genug hatten Neid und Eifersucht den Bau verhindert, Zwietracht und Eigennutz an seinen Grundmauern genagt; heute erkennen wir mit Gottes Hilfe, daß nur eine Macht, die stark genug ist, um gerecht sein zu können, ein Reich aufzurichten vermag, darinnen ein ganzes Volk frei und glücklich leben kann.

Melanie Ebhardt.

Was andre sagen

Leipziger Tageblatt Nr. 438 Jg. 1915.

Vom Völkerhaß.

(Diesem Aufsatz des Leipziger Tageblattes möchten wir als Motto die beiden folgenden Stellen aus der letzten Reichstagsrede unsres Reichskanzlers voransetzen:

„Ich weiß wohl, es gibt Kreise, die mir politische Kurzsichtigkeit vorwerfen, weil ich es immer wieder versucht habe, eine Verständigung mit England anzubahnen. Ich danke Gott, daß ich es getan habe."

„Die von ihren Regierungen gegen uns in den Krieg aufgehetzten Völker hassen wir nicht . . ." **Vortrupp.**)

„. . . Ein Österreicher*), der sein Land kennt und liebt wie der Besten einer, der die Geschicke Europas in den letzten Jahrhunderten zu werten weiß, erhebt heute seine Stimme. Er empfindet es schmerzlich, daß der Sinn der großen Taten seiner Volkshelden in den Befreiungskriegen erst jetzt anfängt, ins Weite des österreichischen Volkes zu wirken, daß heute aber der Mann fehlt für das männliche Wort, um dem durch die verwirrenden Verfassungskämpfe gequälten Lande den ersehnten inneren Ausgleich zu bringen. Österreich, dem in diesem Kriege der Ruhm der Winkelriedtat gebührt, die Übermacht der Russen auf sich gezogen und sie unermüdlich abgewehrt zu haben, bis das bundestreue Deutschland den Dienst vergelten und mit ihm den gemeinsamen Feind überwältigen konnte, hat durch seine Tat die höchste Probe der Mannheit bestanden. Mit seinen ruhmreichen Erfolgen verbürgt der heimkehrende Krieger dem alten Reiche eine neue Kraftquelle für die großen und neuen Werke des Friedens; hat doch auch die österreichische Industrie ihre Feuertaufe als Weltindustrie bestanden und eine Kraft offenbart, größer als je geahnt!

Doch die Ergebnisse des Krieges, sie sind es besonders, die sich in diesem Kopfe anders malen als bei den vielen, auch bei uns. Daß die geschichtlichen Strömungen

*) Prof. Friedrich Frhr. v. Wieser-Wien: „Die Lehren des Krieges" in „Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen", Heft 1, bei Ed. Strache, Warnsdorf in Böhmen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in den Ländern des Dreiverbandes seit Jahren deutlich auf den Krieg hingetrieben haben, meint er, so deutlich, daß aufmerksame Beobachter schon vor geraumer Zeit den Krieg mit Sicherheit voraussagen konnten, beweist noch nicht, daß es so hat kommen müssen. Es fehlten nur die Männer, die die Kraft und den Willen besaßen, die gefahrdrohenden Strömungen abzuleiten und diejenigen Bahnen und Wege zu weisen, nach denen die stillen, noch unausgesprochenen Bedürfnisse, Interessen und Wünsche der Völker weisen. Ein Bismarck, ein Crispi fehlte in den großen Schicksalsstunden der Welt im letzten Jahrzehnt! Daher ist es die beste Entschuldigung für die Staatsmänner des Dreiverbandes, daß ihre Mittelmäßigkeit sie verhinderte, die Strömungen der kriegslüsternen, aber führenden Minderheit in andre Bahnen zu lenken, Bahnen, die die große Krise vermieden. „Willenlos von den geschichtlichen Strömungen fortgerissen, mußte die kleine Zahl der führenden Männer das Gesetz der geschichtlichen Bahnen erfüllen."

Aber das Bild der Welt nach dem Kriege muß sich merklich verändern! Die Männer und Parteien, die den Krieg angezettelt haben, können nicht als die besten anerkannt bleiben; vielleicht werden sogar die Rechtsregeln selbst erschüttert sein, die dort bestimmen, wie die Führung aufzurichten ist. „Deutschlands Verfassung und Deutschlands Führer sind durch den Krieg aufs glänzendste bestätigt und erhoben worden; das ist einer der schönsten Beweise für die aufbauende Kraft, die der Krieg in Deutschland erweckt hat."

Wie aber soll es in Europa, in der Welt ausschauen? Allen Andersmeinenden zum Trotz ruft aus innerster Überzeugung die einsichtige Stimme uns zu: „Die Völker der Kriegführenden haben auch diesen Krieg ohne Haß begonnen; erst die Gewissenlosigkeit der Regierungen, die die Massen zum Kriege aufpeitschten, erst die Zuchtlosigkeit der Presse hat das furchtbare Gift des Massenhasses in die Seelen der feindlichen Völker gegossen und die Bande der Kultur herüber und hinüber zerrissen. Der grauenerregende Gedanke, daß das so fortdauern, daß der Massenhaß der Wegweiser auf den geschichtlichen Bahnen der Völker sein solle, ist nicht auszudenken. Noch hat ein gütiges Geschick verhindert, daß die Woge des Völkerhasses Deutschland und Österreich-Ungarn durchdrungen hat; und gerade bei uns in Deutschland hat der Reichskanzler selbst das Wort vom heiligen Zorn gesprochen, der an die Stelle des in überschäumendem Empfinden geforderten ewigen Hasses gegen England zu treten hat. Aber jene aufbauende Kraft Deutschlands könnte der Welt keine deutsche Kultur bringen, wenn der Massenhaß von Volk zu Volk weiter bestünde. Ja, „Krieg bis zum äußersten gegen den englischen Staat, schroffe Abweisung des englischen Triebes zur Weltherrschaft, Haß (wenn es nicht anders sein kann) gegen die kleine Zahl derer, die in England für den Krieg verantwortlich sind, aber kein Haß gegen das englische Volk! Es muß wieder möglich werden, daß deutsche und englische Lehrer, Schüler und Bürger gemeinsam aus den Quellen menschlichen Fortschritts schöpfen".

Deshalb erklärt die mahnende Stimme den reinigenden Kampf gegen den Völkerhaß für die große Aufgabe der Menschlichkeit. . . . .

Soll der reinigende Kampf gegen den Völkerhaß aber wirksame und baldige Erfolge zeitigen, dann muß er nicht erst nach dem Kriege, nein, er muß schon heute beginnen, wo das Gefühl am stärksten erregt ist. Gerecht soll unser Kampf bleiben, wie von Anfang an. Deshalb müssen wir tagtäglich darauf achten, daß uns die Leidenschaft nicht vom schmalen Pfade des Rechtes stoße. Über den stärksten Nerven — die in diesem Kriege siegen werden — steht der starke Wille und über diesem das Gewissen. Seine aufbauende Kraft wird siegen, und seine aufbauende Kraft wird uns jetzt und nach dem Kriege die Wege weisen, die deutsche Kulturarbeit haßlos zu gehen hat zum Wohle der gesamten Menschheit. — — —"

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

4. Jahrgang Nr. 20 16. Oktober 1915

Über Wesen und Bedeutung des Idealismus.

Die Idee bedeutet im Griechischen das, was wir im Deutschen als den Gedanken bezeichnen, das Erzeugnis unsres Denkens, das geistige Kind unsres Seins. Idealismus ist also diejenige Lebensrichtung, in der der Gedanke das Vorherrschende ist, unsre Lebensführung, unser Sein, unsre Kultur so zu gestalten, wie es dem Denkenden vorschwebt, um so das Vaterland, die Menschheit, höher zu führen. In diesen charakteristischen Eigenschaften liegt das Wesen des Idealismus begründet. Hierdurch unterscheidet er sich von dem Materialismus, dem Realismus, dem Mechanismus und dem Egoismus.

Für den Materialismus ist die Materie, der Stoff das Vorherrschende, die Gesetze des letzteren zu ergründen, genügt ihm als Aufgabe, die er sich stellt. Er übersieht oder leugnet, daß es etwas gibt, was nicht Stoff ist, und vergißt, daß allein schon sein Nachdenken über den Stoff etwas ist, was nicht Stoff ist. Und wenn er auch zehnmal kühnlich behauptet, daß die Denktätigkeit unsres Gehirns weiter nichts sei, als die Folge der chemischen Umsetzungsprodukte der Ganglienzellen unsres Gehirns, so muß er doch die Segel streichen vor den Wirkungen, die diese Tätigkeit unsres Gehirns in der Seele der Menschen auslöst, sie bessernd oder verschlechternd, sie erhebend oder niederdrückend.

Nicht viel anders ergeht es dem Mechanismus und dem Realismus. Während der Mechanismus seine höchste Aufgabe in der physikalischen Erklärung der Wunder der Welt sieht und sich hieran Genüge tun läßt, klammert sich der Realismus an die Erscheinungen der sichtbaren Welt, die er mit seinen Sinnen erfassen kann. Ist er nur Realismus, so wird er nie die Fähigkeit besitzen, unser Menschengeschlecht aufwärts zu führen. Ein Glück, daß der Realismus in all den Fällen, in denen er fruchtbar ist, gepaart ist mit dem Idealismus, der mit Hilfe der Idee, des vorwärtsstrebenden Gedankens, den Realismus befruchtet und zur Weiterentwicklung erlöst, wie der männliche Samen das weibliche Ei.

Sehen wir uns nun mit den Augen des Realisten einmal in der Welt um, wo und wie der Idealismus in der Menschheit wirkt und gewirkt hat, so können wir getrost sagen, daß wir seine Spuren und seinen segnenden, belebenden und erwärmenden Sonnenschein überall da gewahren, wo die Menschheit einen ihrer Schritte vorwärts getan hat, sei es, daß er als Buddha in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Urzeiten der Menschheit schon den sittlichen Fortschritt predigt, sei es, daß er als das große Liebesmotiv der Menschheit in der Geistgestalt Christi in Erscheinung tritt, sei es, daß er in dem schwertklirrenden Mohammedanismus, der so unendlich viele feine und hohe, sittliche und aufwärtsführende Gedanken umfaßt, die Welt durchtobend sie aufrüttelt, — immer sind es Gedanken, neue Gedanken, die die Menschheit bei der Hand fassen und Stufe für Stufe emporführen zur Läuterung. Aber auch das müssen wir als Idealismus betrachten, was den Erfinder nicht ruhen und rasten läßt, der in dem engen Raume seiner Werkstatt oder seines Laboratoriums mit fanatischer Genauigkeit rechnet und prüft, versucht und probiert, um Neueres, Besseres und Größeres zu schaffen, als technisches Handwerkzeug für den technischen Fortschritt der Menschheit. In unsrer deutschen Arbeiterschaft hat sich längst eine Schicht entwickelt, die ich geradezu die geistige Aristokratie unsrer Arbeiterschaft nennen möchte. Auch das ist Idealismus, was den Arbeiter treibt, unter Umständen Leben und Gesundheit nicht achtend, zwischen den Triebrädern der Fabrik oder den gifthauchenden Retorten seines Laboratoriums seine Pflicht zu tun. Es ist bei vielen, ja den meisten unsrer Arbeiter, nicht nur die Notwendigkeit des Broterwerbs, der Gedanke, die Familien ernähren zu müssen, sondern auch die Liebe zu ihrer Arbeit selbst, die sie zur Arbeitsstätte führt: auch sie werden beherrscht von der Idee, von dem vorwärtsstürmenden und aufwärtsführenden Gedanken.

Es leuchtet nach allem diesen ein, wie verkehrt es ist, den großen Menschheitsführer Goethe als Realisten in Gegensatz zu stellen zu seinem kongenialen Dichterfreunde Schiller, der immer als der reine Idealist bezeichnet wird. Mir scheint der Unterschied nur der zu sein, daß Goethe tiefer und stärker, dank seiner kraftvollen Konstitution, in den Dingen selbst wurzelte, während Schiller den Dingen, die er vorzugsweise in der genialen Verfassung seiner Seele, seiner Phantasie schuf, selbst ferner stand. Wenn Goethe in seinen Gedichten die Schönheit des Südens besingt, so strömen in seinen Versen die Blumendüfte und Sonnengluten wieder aus, die er selbst in Italien eingesogen hatte. Wenn aber Schiller in seinem „Wilhelm Tell" die Alpen schildert, so schildert er sie nicht nach eigener Anschauung, sondern aus der Fülle seines Wissens, das er sich mit Hilfe seines Fleißes angeeignet hat. Schuf er mit Hilfe seiner dichterischen Begabung Geistesgebilde, die an Naturtreue den Kindern der Goetheschen Muse nicht nachstehen, so möchte ich den Unterschied zwischen Goethe und Schiller nicht auf den Unterschied zwischen Realismus und Idealismus hinausspielen, sondern lediglich auf einen Unterschied in der Technik des Schaffens auf Grund verschiedener Lebenslagen und Veranlagungen. Idealisten sind beide, sonst wären beide keine Dichter gewesen. Ein Dichter, der einen Anspruch auf diesen Namen haben will, kann nur Idealist sein. Ein Pornograph kann nie ein Dichter

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sein; vielleicht ein gebildeter Schreiber, ein großer Beobachter, aber nie ein Dichter.

Man hat gesagt, die Deutschen seien vor allen andern Völkern Idealisten. Wenn sie es nicht wären, würden sie in diesem Weltkriege kaum die Sieger bleiben, die sie jetzt sein werden. Daß Deutschland seit Jahrzehnten von dem vorwärtsführenden Gedanken beherrscht wird, das ist das, was seine Größe, seine Macht, seine Kraft ausmacht, und zum Glück für uns Deutsche sehen wir den stärkenden, aufwärtsführenden Gedanken allüberall am Werke. Wir sehen, wie seit Jahrzehnten unzählige Männer im Deutschen Reiche, Ärzte, Regierungsbeamte, Vaterlandsfreunde, Lehrer, Männer und Frauen bestrebt sind, die gesundheitlichen Verhältnisse unsres deutschen Volkes zu heben, wie unzählige Männer bestrebt sind, die Volkskraft zu vermehren, nicht nur in ihren innersten Eigenschaften, sondern auch an Bevölkerungszahl. Die Einen suchen dies zu erreichen durch Hebung der öffentlichen Sittlichkeit. Aus den gleichen Gründen sind Hunderttausende von Männern und Frauen in dem ganzen Reiche bestrebt, die so unendlich viel geistige Knospen in ihrer frühesten Entwicklung zerstörenden Trinksitten auszumerzen. So erwachsen dem Deutschen Reiche in den letzten Jahrzehnten in steigendem Maße Hunderte und Tausende von Vereinigungen, in denen diese Gedanken vertieft und verbreitet werden; in denen Männer an der Spitze stehen, die mehr oder minder ausschließlich ihre Lebensaufgabe darin suchen, diese von ihnen als richtig anerkannten Ziele zu fördern. Andre Tausende sind da, die den Gedanken auf den Schild erhoben haben, daß der geistigen und sittlichen Gesundung der Nation die wirtschaftliche Gesundung vorangehen müsse, die dem Wohnungselend zu steuern suchen durch Verbreitung der Erkenntnis von diesem Elend und von den Wegen, auf denen es beseitigt werden kann. Ich denke an die Vereine für Boden- und Wohnungsreform. Ich denke an die Männer, die in den Arbeiterbaugenossenschaften tätig sind, um hier durch die Tat zu zeigen, daß ihre Ideen nicht Phantasiegebilde sind, sondern aufwärtsführende Gedanken, die durch die Tat Leben gewinnen können. Desgleichen gehören hierher alle diejenigen Vereinigungen, die unsre Heimat schöner und reicher gestalten wollen, wie der Bund für Heimatschutz und die Vereinigung zur Reinhaltung unsrer deutschen Flüsse. Alle diese Gesellschaften zeigen in sehr feiner und schöner Weise, wie der ursprünglich reine und theoretische Gedanke sich allmählich zu der gemeinsamen Arbeit verdichtet und nun in der Form von Gesetzen und Anregungen Leben und Kraft gewinnt, die tatsächlichen Verhältnisse der vorhandenen Welt umzuformen. Und weiter gehören hierher alle die christlichen Vereine, die sich zur Aufgabe gemacht haben, den Geist Christi, d. h. die Idee, den Gedanken der Nächstenliebe in die Tat umzusetzen und die Welt weiterhin mit dem Sonnenschein der Liebe zu erfüllen. So gehören hierher die Logen mit ihrer stillen, fast

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unmerkbaren Arbeit, die aber ganz durchdrungen sind von der Macht der Idee. Hierher gehört auch die Vereinigung der Friedensfreunde, die allen widerstrebenden Gewalten zum Trotz darauf abzielt, einmal den Krieg aus der Welt zu schaffen.

Alle diese Bestrebungen können aber nur dann auf Erfolg rechnen, wenn der Gedanke, der sie leitet, seine Kraft emporgesogen hat aus dem Wurzelreich der realen Tatsachen. Verliert der Idealismus diesen Zusammenhang mit dem realen Boden der Tatsachen, der wirklichen Geschehnisse und Verhältnisse, so artet er zur unfruchtbaren Gedankenspielerei und zur öden Phantasterei aus; zwei Erscheinungen, die der Menschheit von Beginn an viel Leid gebracht und viel unnütz vergeudete Kraft gekostet haben.

Will man den Idealismus gepaart mit gesundem Realismus — denn ein solcher ist wohl unzweifelhaft der reinste und stärkste in der Welt — in heute lebenden und schaffenden Menschen verkörpert sehen, so weiß ich auf niemanden besser hinzudeuten, als auf unsre deutschen Heerführer, die unermüdlich, zum Teil an der Schwelle des Greisenalters stehend, in weiser Voraussicht der furchtbaren Geschehnisse dieses Weltkrieges, in langen Jahren des Friedens alles daran gesetzt haben, unsre Nation so wehrkräftig zu machen, wie nur irgend möglich, um den Bestand unsres Vaterlandes zu wahren. Jetzt, im Kriege, finden wir eine ganze Anzahl von ihnen, nachdem sie ihre Truppen von Sieg zu Sieg geführt haben, als Gouverneure tätig in den von uns besetzten Ländergebieten, und sehen nun plötzlich, wie in diesen tapferen, scheinbar rauhen Kriegsmännern echt deutsche Naturen von feinstem Empfinden, klarstem Erfassen der Verhältnisse und durchgreifender Tatkraft sich offenbaren. Die nämlichen Männer, vor deren Ansturm die Feinde zerstoben, sehen wir mit fast väterlichem Wohlwollen die Bevölkerung in den eroberten Ländergebieten vor der Unbill des Krieges schützen. Wir sehen sie bemüht, die Kunstdenkmäler dieser Länder zu erhalten und wieder herzustellen; Handel und Wandel wieder zu heben; zerstörte Ortschaften werden wieder aufgebaut unter ihrer sorgenden Führung. Die fremden Felder werden bis an unsre Schützengraben bestellt, und die Ernte wird eingebracht, als ob das ganze eroberte Land ihr eigenster Gutshof wäre — ein herrliches Bild deutschen Idealismus, gepaart mit deutschem Realismus —, ein herrliches Bild deutscher Geistesarbeit. Wir können stolz darauf sein, daß wir von solchen Männern eine große Zahl besitzen, ausgerüstet mit bewunderungswürdigen Kenntnissen aller Art, die es fertig bringen, die unsagbare Fülle von technischen und geistigen, politischen und historischen Problemen, deren Lösung in dieser seltsamen, großen Zeit des Weltkrieges unsern leitenden Männern sich aufdrängt, zu umfassen und so mit bewundernswerter Sicherheit unser Volk mit Hilfe der Idee, des Gedankens, den schweren, blutigen Weg durch die Gluten des Weltbrandes zu führen. Möge dieses Beispiel des Idealis-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mus der Tat mit der Grundlage der Wissenschaft uns Allen ein leuchtendes Vorbild sein für alle Zeiten! Dann wird sich diese Art von Idealismus, als deutscher Idealismus, in Wahrheit erweisen als der Realismus der Zukunft.

Dr. Georg Bonne.

Mütter.

Immer mehr Erscheinungen unsres Volkslebens zieht die wissenschaftliche Statistik in den Kreis ihrer Betrachtung. Erfreulicherweise wächst gleichzeitig immer mehr die Einsicht, welchen Wert die nüchternen, zahlenmäßigen Feststellungen für die Volksentwicklung haben. Sie können Schäden aufdecken oder unbestimmt gefühlte Mißstände in ihrer tatsächlichen Bedeutung klarstellen. Sie können den Gang und Fortschritt einzelner Erscheinungen nachweisen, kurz: sie bieten in ihrem so einfachen Zahlenkleid ein treues Abbild vielfältigen Lebens.

Man hat häufig versucht, zahlenmäßige Nachweise lächerlich zu machen, indem man dem alten Volkswort: „Zahlen beweisen" die Behauptung entgegenstellte: „Mit Zahlen läßt sich alles beweisen". Gewiß werden immer gewissenlose Fälscher, die einzelne Personen oder auch die Öffentlichkeit irre führen wollen, die Möglichkeit haben, Zahlen durch unsachgemäße absichtliche Gruppierungen, Weglassungen oder Hinzufügungen ihren Endabsichten gefügig zu machen. Unser Reich hat aber, ebenso wie die einzelnen deutschen Bundesstaaten, eine eigene Behörde, die als denkbar sachlichster Träger solcher Zahlenermittelungen über jeden Verdacht erhaben ist, der es nur darauf ankommt, zuverlässige Zahlen zu ermitteln und zu veröffentlichen. Was daraus zu schließen ist, mag von andern Nationalökonomen gedeutet und ausgearbeitet werden. Jede dieser Arbeiten und Deutungen wird an dem zuverlässigen Zahlenmaterial der öffentlichen statistischen Ämter leicht nachzuprüfen sein.

In dem neuesten Band des Statistischen Jahrbuchs für den preußischen Staat hat das preußische statistische Landesamt auch die Ergebnisse einer eingehenden Erhebung über die Kinderzahl der in Preußen im Jahre 1910 wohnenden Mütter veröffentlicht. Besonders wertvoll ist diese Erhebung darum, weil die Mütter ihren eigenen Geburtsort angeben mußten. Es ist infolgedessen dort genau angeführt, wieviel Mütter in Preußen den verschiedenen ländlichen und städtischen Bezirken Preußens und des übrigen Deutschen Reiches entstammten, und wieviel Kinder die Mütter in den einzelnen Bezirken hatten.

Für die Unfruchtbarkeit verheirateter Frauen gibt es verschiedene Gründe. Vielfach ist zweifellos eine eigene Absicht der Frau daran schuld, die sich entweder vor den natürlichen Schmerzen der Geburt oder vor der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit dem Pflegen der Kinder verbundenen Arbeitslast scheut. Es soll auch vorkommen, daß Frauen für ihre Körperschönheit fürchten und deshalb lieber keine Kinder haben wollen. Außer diesen Gründen mag der eigene Wille zur Unfruchtbarkeit vielfach auch aus der einfachen wirtschaftlichen Notlage herzuleiten sein. Besonders in Fällen geringer Kinderzahl wird man annehmen können — und diese Auffassung scheint besonders in Kreisen des Mittelstandes verbreitet zu sein —, daß die Mütter oder beide Eltern ihre Kinderzahl beschränken in der Absicht, für die Erziehung und den Unterricht von einem oder zwei Kindern mehr aufwenden zu wollen, als das bei einer größeren Kinderzahl angesichts ihrer eigenen Wirtschaftslage möglich wäre. Manche wissenschaftlichen Beobachter glauben diesem letzten Punkt sogar eine ganz hervorragende Bedeutung bei der Beschränkung der Kinderzahl zusprechen zu müssen. Unterschätzen darf man die Wirksamkeit dieses Grundes ganz gewiß nicht.

Bei manchen Ehefrauen wird große körperliche Schwäche oder krankhafte Veranlagung (Sterilität) die Ursache der Kinderlosigkeit sein. Wieder andre haben einer jener schlimmen Krankheiten, die leider so verbreitet sind, durch ihre Kinderlosigkeit den Tribut zollen müssen. Wie häufig wird eine Geschlechtskrankheit der Frau das ganze Familienglück zerstören. Aber auch andre Krankheiten der Frau ziehen ein ärztliches Verbot nach sich, Kindern das Leben zu geben. Es handelt sich da besonders um solche Krankheiten, die allen unsern ärztlichen Erfahrungen nach vererbt werden, also um Geisteskrankheiten oder um Tuberkulose.

Selbst wenn nun aber weder irgendeine eigene Absicht, noch eine eigene Unfähigkeit der Frau vorliegt, Mutter zu werden, dann ist vielfach noch eine fehlerhafte körperliche Veranlagung oder eine allgemeine Körperschwäche des Mannes schuld, daß die Ehe kinderlos bleibt. Auch Geschlechtskrankheiten des Mannes oder die Angst vor der Vererbung etwa einer Geisteskrankheit des Mannes wird in Betracht kommen. Wo Kinderglück in der Familie herrscht, da ist diese Familie also an zahlreichen Fährnissen innerer und äußerer Natur in unserm heutigen Leben glücklich vorbeigegangen.

Daß die völlige Kinderlosigkeit in den betroffenen Familien eine Lücke läßt, die sich besonders im Alter der Eheleute als gähnende Leere fühlbar machen kann, ist nur zu bekannt. Aber auch eine geringe Kinderzahl rächt sich meistens in der Familie selbst. Bis zum Gründen einer eigenen Familie sterben von den Kindern Deutschlands im Durchschnitt schon außerordentlich viele. Wer also nur ein oder zwei Kinder hat, ist zweifellos ganz besonders der Gefahr ausgesetzt, im Alter kein Kind mehr zu haben. Einzige Kinder werden außerdem nach den Erfahrungen unsrer psychologischen und pädagogischen Wissenschaft niemals unter gleich günstigen Umständen aufwachsen wie Kinder mit mehreren Geschwistern. Wenn sich der Wunsch eines Kindes nicht an andern Wünschen von Geschwistern reibt, dann be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutet das schon unbewußt ein Verziehen des Kindes, und das bedeutet für den späteren Lebenskampf eine schlechtere Tauglichkeit. Mit schlechterem Rüstzeug ziehen also diese Kinder aus Familien mit sehr kleiner Kinderzahl in den Lebenskampf. An Zahl gering und dazu noch schlechter ausgerüstet, ist es da ein Wunder, wenn solche Familien unendlich viel leichter aussterben als Familien mit wirklicher Fruchtbarkeit?

Ich mußte oben schildern, daß vielfach die Eltern, beide oder einzeln, an der geringen Kinderzahl oder an ihrer Kinderlosigkeit schuld sind. Meistens werden sie sich vorher überlegt haben, daß sie damit auf Kinderglück und durch Kinder gepflegtes Alter verzichten müssen. „Du hast es gewollt", wird man ihnen später zurufen können, wenn sie darüber klagen. Aber mit dem Mangel an Glück für die betroffenen Ehepaare sind die Wirkungen der geringen Kinderzahl oder der gänzlichen Unfruchtbarkeit nicht zu Ende. Eine zu geringe Kinderzahl oder gar völlige Kinderlosigkeit bedeutet eine zurückgehende Volkszahl. Und zurückgehende Volkszahl bedeutet zurückgehende Volkskraft. Wo aber die natürlichen Träger der Volkskraft an Zahl und Lebenstauglichkeit zurückgehen, da geht auch die Lebensfähigkeit des Volkes zurück. Und damit wird das Volk selbst unter den andern Völkern der Erde immer unbedeutender, verliert seine Stellung, bietet einem vielgestaltigen Kulturleben keinen Widerhall mehr und stirbt ab. Im Interesse einer glücklichen Volksentwicklung müßte deshalb jeder wahre Deutsche alles fördern, was geeignet ist, die gänzliche Unfruchtbarkeit der deutschen Frau oder die geringe Kinderzahl der deutschen Ehen zu bekämpfen. Jeder wirkliche Freund unsres Volkes müßte alles tun, was in seiner Kraft steht, um die Fruchtbarkeit der deutschen Ehen zu fördern.

Die Zahl der preußischen Ehefrauen, die nach der eingangs erwähnten Statistik tatsächlich völlig kinderlos geblieben sind, ist sehr verschieden, je nach dem Herkunftsort der Frau. Man wird natürlich nicht sagen können, daß jede kinderlose Frau, die hier im Jahre 1910 gezählt wurde, schon für unsre Volkszukunft verloren ist. Man wird eine gewisse Anzahl annehmen müssen, die im Jahre 1910 noch vor der Geburt ihres ersten Kindes stand, und die dem Vaterland noch manchen gesunden und kräftigen Staatsbürger oder noch manche gesunde Mutter schenken wird. Kommt also der tatsächlichen Höhe dieser Zahl eine noch nicht im vollen Maße traurige Bedeutung zu, so ist das ganz anders, wenn man die Zahlen der einzelnen Bezirke miteinander vergleicht. Die Schlüsse, die man aus solchen Vergleichen zieht, sind zweifellos zuverlässig. Ich will nun einige Zahlen nennen, die ich mir ausgerechnet habe, und die jeder nachrechnen mag, der sie anzweifelt. Unter je 1000 Ehefrauen waren im Durchschnitt ganz Preußens 82 kinderlos. Errechnet man den Durchschnitt der gesamten ländlichen preußischen Bezirke, d. h. zählt man alle Frauen zusammen, die aus preußischen Landbezirken stammen, dann kommen auf je 1000 Ehefrauen 63 kinderlose. Ermittelt man dann auch noch sämtliche Ehefrauen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die aus preußischen Städten stammen, dann kommen auf je 1000 Ehefrauen 115 kinderlose. Unter je 1000 Frauen, die aus Hamburg, Deutschlands zweitgrößter Stadt, stammen, waren 130 kinderlos, unter je 1000 Berlins aber 191 kinderlos. Zur Vervollständigung dieses Bildes will ich noch vier Zahlen aus einzelnen preußischen Landbezirken anführen, die der Berliner Zahl erst die richtige Bedeutung geben. Die Landgebiete des Regierungsbezirkes Marienwerder zählten unter 1000 Ehefrauen, die in ihnen geboren waren, 74 kinderlose, die Landgebiete des Regierungsbezirkes Allenstein 73 kinderlose, die Landgebiete des Regierungsbezirkes Schleswig 62 kinderlose und die Landgebiete des Regierungsbezirkes Münster 56 kinderlose Ehefrauen.

Man wird mit Hinblick auf unsre Volkszukunft alle diejenigen Ehefrauen für ungenügend fruchtbar halten müssen, die gar keine oder nur ein oder zwei Kinder haben. Erst bei drei und vier Kindern wird man von einer ausreichenden, erst bei fünf und mehr Kindern von einer guten Fruchtbarkeit reden können. Ich will in Nachfolgendem die von mir sorgfältig ausgerechneten Verhältniszahlen mitteilen, wieviel ungenügend fruchtbare Mütter unter je 1000 vorhanden waren, die einem bestimmten Bezirk entstammten. Im gesamten Durchschnitt aller von der Statistik erfaßten Mütter waren unter 1000 382 ungenügend fruchtbar. Alle preußischen Landgebieten entstammenden Mütter zählten unter je 1000 335 ungenügend fruchtbare, alle stadtgebürtigen unter je 1000 im Durchschnitt 461 ungenügend fruchtbare. Unter je 1000 Müttern waren aus den Landgebieten Schleswigs 364 ungenügend fruchtbar, aus den Landgebieten Allensteins 339, aus den Landgebieten Marienwerders 317, aus den Landgebieten Münsters 261 ungenügend fruchtbar. Unter 1000 Müttern, die aus Hamburg stammten, waren aber 528 und von je 1000, die aus Berlin stammten, volle 629 ungenügend fruchtbar.

Die erst wirklich gute Kinderzahl von mehr als fünf Kindern gab es unter 1000 Müttern aus den Landgebieten Schleswigs 371mal, aus den Landgebieten Allensteins 421mal, aus den Landgebieten Marienwerders 460mal und aus den Landgebieten Münsters 503mal. Unter 1000 Müttern aus Hamburg waren aber nur 217 mit wirklich guter Kinderzahl und unter 1000 Müttern aus Berlin hatten nur 154 mehr als vier Kinder.

Was man aus diesen Zahlen schließen muß? Daß die Gebärtüchtigkeit der stadtgebürtigen Töchter unsres Volks in gleich bedenklicher Weise gegen die Gebärtüchtigkeit der ländlichen weiblichen Bevölkerung zurücksteht, wie das beim Vergleich der männlichen Stadt- und Landbevölkerung in bezug auf die Wehrfähigkeit, das heißt auf die Rekrutentauglichkeit, schon so häufig festgestellt werden mußte.

Die Wehrkraft und die Gebärkraft unsrer Bevölkerung leidet in den Städten, und besonders in den Großstädten, ganz außerordentlich. Ich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kann nur mit der einen Forderung diese trockene Zahlenbetrachtung schließen:

Gebt unsern heimkehrenden Kriegern und ihren Familien Kriegerheimstätten!

R. L. Paul.

Militärisches in der Jugenderziehung.

Wir haben in der letzten Zeit eine kräftige Bewegung für die bessere militärische Vorbereitung der Jugend erlebt. Auf der Grundlage der sogenannten körperlichen Ertüchtigung der Jugend, wie sie schon im Wandervogel und ähnlichen Jugendvereinigungen angestrebt wurde, baute sich alsbald die Arbeit der Wehrvereine und der Jugendwehr auf, wo eine Vermittlung zwischen jenen freien Strömungen und den späteren Anforderungen des Heerwesens gesucht wurde. Eine solche Vermittlung erscheint schon auf den ersten Blick als etwas sehr Natürliches und Gesundes. Es kommt hinzu, daß die Jugend selbst diesen militärischen Vorübungen das größte Interesse entgegenbringt und im allgemeinen mit viel freudigem Eifer daran teilnimmt. Soldaten und Kriegsspiel ist von alters her eine Lieblingsbetätigung der männlichen Jugend gewesen. Man braucht sich also nicht davor zu fürchten, daß die gesunde Jugend solche Dinge als lästig empfinden würde.

Nun werden freilich auch Bedenken dagegen laut. Viele Pädagogen, und nicht die schlechtesten unter ihnen, warnen vor dem Eindringen des Militarismus in die Jugenderziehung. Sie fürchten den Drill und möchten der Jugend lieber mehr Bewegungsfreiheit lassen. Diese pädagogische Abneigung gegen verfrühten Militarismus ist stellenweise so weit gegangen, daß man im Schulturnen mit bewußter Absicht die Anlehnung an die militärischen Formen des Turnens abgelehnt hat. Man wählte andre Übungen, und man gab sich die größte Mühe, für die gleichen Übungen wenigstens andre Kommandos zu erfinden. Offenbar eine Kraftverschwendung. Dinge, die beim Militär durch jahrzehntelange Erfahrung aufs beste durchgeprobt und bewährt waren, wies man zurück. Der junge Mann mußte sich dann beim Militär erst an ganz neue Kommandos und Übungen gewöhnen, die man ihm mit Leichtigkeit schon auf der Schule hätte beibringen können. Man hätte ihm damit viel Arbeit und Mühe erspart. Diese Arbeit wäre zugleich für die militärische Erziehung und damit für das Vaterland gewonnen gewesen. Man wollte einen Schutzwall aufrichten gegen übermäßigen Militarismus und hat in Wahrheit doch nur eine künstliche Schranke geschaffen, die für alle Beteiligten weiter nichts als lästig und erschwerend ist. Was man Militarismus im übeln Sinne des Wortes nennen könnte, hat trotz dieser Schranke seinen Weg in die Jugenderziehung gefunden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es gibt in der Tat eine Gefahr der Militarisierung auch für die Erziehung. Aber diese Gefahr liegt durchaus nicht auf dem Gebiet der körperlichen Erziehung. Hierin leistet die militärische Bildung so anerkannt Vorzügliches, daß auch die Schule von ihr nur lernen könnte. Die Schule kann da gar nichts Besseres tun, als die bestbewährten und durchprobten Formen vom Militär zu übernehmen. Und selbst über den Rahmen der rein körperlichen Betätigung hinaus bietet die militärische Bildung Mustergültiges. Man denke an Übungen im Kartenlesen, in Geländekunde, im Zusammenwirken größerer und kleinerer Verbände, in technischen Kunstgriffen, wie sie zur Überwindung von Geländeschwierigkeiten, bei Unglücksfällen, im Nachrichtendienst und so weiter erforderlich sind. Es wäre jammerschade, wenn man aus übertriebener Ängstlichkeit vor dem Militarismus diese höchst segensreichen Übungen der Muskeln, der Sinne und des Geistes unsrer Jugend vorenthalten wollte. Man würde ihr selbst damit einen schlechten Dienst erweisen und ihr auch durchaus keine Freude mit dieser Vorenthaltung bereiten.

Wo der Militarismus zur Gefahr werden kann, das ist höchstens im wissenschaftlichen Unterricht. Auf dem Gebiet des Geistes gelten andre Regeln als auf einem Gebiet, wo es auf die vorwiegend körperliche Leistungsfähigkeit ankommt. Dieser Unterschied müßte vor allem ins Auge gefaßt werden. Von diesem Gesichtspunkt aus wird eine weitschauende Pädagogik sehr wohl die Grenzen zwischen der gefährlichen und der ungefährlichen Nachahmung des Militärs ziehen können. Der Geist will frei und unbedingt selbständig sein, um sein Höchstes zu leisten. Er will sich vor keiner menschlichen Autorität beugen. Ihm gilt nur die göttliche Autorität der Wahrheit. Vor dieser muß sich der Lehrer so gut beugen wie der Schüler. Je reifer deshalb der Schüler wird, um so mehr muß der Lehrer ihn vom bloß Lernenden zum Mitarbeiter bilden. Die Fähigkeit des Selbstdenkens, die Fähigkeit der Kritik, die vor allem den Parteischlagworten gegenüber so dringend nötig ist, die Fähigkeit selbst zu finden und zu wagen, muß das Ergebnis des wissenschaftlichen Unterrichts sein. Es gibt ja trotzdem auch hier Autorität, Disziplin und Zusammenarbeiten, wie es umgekehrt auch beim Militär in mancher Situation auf selbständiges Denken und Handeln ankommen kann. Im wesentlichen aber darf wohl der aufgestellte Unterschied gelten. Im Heere ist die Disziplin Hauptsache, damit der ungeheure Apparat von Millionen Kämpfern zu einem zuverlässigen Werkzeug in den Händen desjenigen werde, der für die geistige Leitung und Verwendung dieses Werkzeuges allein die Verantwortung trägt. Begreift der Untergebene den Zweck, für den er sich anzustrengen geheißen wird, um so besser. Nötig ist es aber in vielen Fällen nicht und häufig nicht einmal möglich. Gerade der geniale Feldherr wird es ja meist am besten verstehen, unerwartete Züge zu tun und sich dabei von niemandem in die Karten blicken zu lassen. Das Zusammenwirken

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Millionen bleibt trotzdem etwas Großes und Erhabenes. Es dient dem großen Zweck, dem Schutze und der Erhaltung unsres Vaterlandes. Dieser Zweck kann auf keinem andern Wege erreicht werden, und ihn kann schließlich auch der einfachste Mann begreifen, selbst wenn er nicht immer begreift, inwiefern die eine oder andre Einrichtung und Anordnung zu diesem Zwecke nötig ist. Was in solcher Disziplin an Fähigkeit zur Selbstaufopferung, zur Hingabe für ideale Zwecke liegt, das ist sogar ein allgemeingültiger Wert, den die Pädagogik gewiß gern auch auf andern Gebieten als dem der körperlichen Erziehung anerkennen wird. Goethe hat nicht umsonst in seiner „pädagogischen Provinz" die Ehrfurcht als Hauptgrundlage der Erziehung anerkannt. Uns ist leider das Fremdwort Respekt geläufiger geworden. Man verkenne aber nicht die Verwandtschaft zwischen beiden Begriffen und die dringende Notwendigkeit, der modernen Jugend diese Grundlage allen höheren Menschentums zu erhalten.

In den wissenschaftlichen Fächern sind dagegen die letzten Ziele der Erziehung andre. Hier handelt es sich nicht um die Einfügung des Einzelnen in eine großartige Maschinerie, die einem feststehenden, allgemeingültigen Zweck dient. Hier ist vielmehr das letzte Ziel den Menschen überhaupt nicht eindeutig gegeben. Gerade das letzte Ziel ist die Aufgabe, die erst gelöst werden muß, deren Lösung im Unendlichen liegt und für deren Lösung nicht wenige Einzelne verantwortlich sind, sondern Alle. Es ist jedem Einzelnen aufs Gewissen gebunden, wahr zu sein und Wahrheit zu suchen. Auf dem Gebiet der Wissenschaft gibt es keine Autorität, keine Ehrfurcht vor Menschen als solchen, keine Ehrfurcht vor althergebrachten Traditionen. Da gibt es nur die Ehrfurcht vor der Wahrheit. Gewiß kann auch diese Ehrfurcht verloren gehen, in einem ästhetischen Zeitalter, in einem sophistisch-individualistischen Zeitalter, in einem Zeitalter des Materialismus, da gerät auch dieser höchste Respekt in Gefahr, ohne den die Menschheit ihre Würde verlieren müßte. So gilt es auch auf dem Gebiet des Geisteslebens Ehrfurcht zu bewahren. Aber da ist sie nicht mit Mitteln der äußern Disziplin zu erhalten. Das ist der Punkt, auf den es ankommt. Da muß lediglich die geistige Überlegenheit, der größere Wahrheitsgehalt das Entscheidende sein. Der Lehrer, der selbst in den oberen Klassen noch allein mit Strafarbeiten und Arrest sich den Respekt erhält, ist gewiß kein guter Pädagoge. Auf dem Gebiete der geistigen Betätigung wird sich mancher die höchste Achtung erwerben, der vielleicht auf dem Gebiete der körperlichen Betätigung nur Bescheidenes und Unzureichendes leistet. Man darf sich nicht durch einseitige Einstellung auf die einen Werte zur Verkennung der andern verleiten lassen. Wer unsern höheren Lehranstalten die Aufgabe zuerkennt, die künftigen geistigen Führer der Nation heranzubilden, der muß deshalb gewiß in erster Linie auf die geistige Befähigung, auf die geistige Selbständigkeit und Freiheit sehen. Er wird nach dieser Seite hin nichts von militärischer Disziplinie-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rung erwarten. Er wird aber trotzdem gern anerkennen können, daß außerhalb des Bereiches dieser wissenschaftlichen Aufgabe die militärische Disziplinierung von höchstem Wert für jeden künftigen Staatsbürger, für jeden Menschen überhaupt ist. Und auf dem Höhepunkte der Erziehung, da wo sie ihrem idealen Ziele am nächsten kommt, wird beides auch überhaupt keinen Widerspruch mehr bilden, sondern sich durchaus harmonisch ergänzen. Die gebildeten Elemente sind in unserm Heere gewiß nicht die schlechtesten Soldaten. Eben das beweist, daß Freiheit des Geistes und militärische Disziplin sich letzten Endes durchaus nicht ausschließen. Gerade der hochstehende Geist erkennt auch wieder den Wert der Disziplin, den Wert der Unterordnung selbst unter fehlbare menschliche Autoritäten, wenn es eben gewisse irdische Zwecke zu erreichen gilt. Derselbe kühne Geist, der sich als Märtyrer für eine Überzeugung opfern würde, wo er alle bisherigen Autoritäten der Menschen wider sich hätte, der wird sich auch opfern, wo er einsieht, daß sein Vaterland nur durch die bedingungslose Opferwilligkeit und Hingabe aller Millionen Staatsbürger erhalten werden kann.

Prof. Dr. Reinhard Strecker.

Rund um uns

Kriegslehren. Wir alle wissen, daß nach dem Kriege in Deutschland gar vieles anders werden wird und werden muß. Das gilt vor allem für die Hebung der Volks- und Wehrkraft. Was unser Volksheer in diesem Weltkriege geleistet hat, wird nie vergessen werden. Wir haben bei dieser Gelegenheit aber auch Schäden kennen gelernt, die wir nach dem Kriege unbedingt abstellen müssen.

Auf Grund einer Untersuchung von mehr als 10000 Mann (3000 Rekruten und über 7000 Landsturmpflichtige) auf ihre Dienstfähigkeit hat Oberstabsarzt d. L. San.-Rat Dr. Ortenau in Reichenhall recht bemerkenswerte Beobachtungen gemacht. Wir wollen uns etwas mit ihnen beschäftigen, müssen dabei allerdings die besonderen bayrischen Verhältnisse berücksichtigen.

Bei seinen Musterungen fand Ortenau auch unter den Rekruten vom Lande manche, die gesundheitlich keineswegs einwandfrei waren. Er beobachtete wiederholt seitliche Verkrümmungen der Wirbelsäule und in Verbindung damit Plattfüße höheren Grades. Ebenso waren schwerere Formen von Krampfadern am Unter- und Oberschenkel bei der Landbevölkerung nicht selten, und zwar nicht nur bei den in dieser Hinsicht „bevorzugten" Berufen der Metzger und Bäcker.

An Herzstörungen, die eine erheblich verminderte Tauglichkeit zum Heeresdienst bedingen, waren Land und Stadt etwa in gleicher Weise beteiligt. Die Ursachen dafür waren sehr verschieden. Vor Allem kommt dafür der Alkoholismus in Frage, der — besonders in Oberbayern — häufig auftretende Kropf und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

— in der Stadt — übertriebener Sport. Von dem in Süddeutschland so verbreiteten Leiden des Kropfes, der vergrößerten Schilddrüse, können wir hier nicht sprechen, zumal wir deren Ursache noch nicht kennen. Die anderen beiden Punkte bedürfen aber einiger Bemerkungen.

Die Folgen des reichlichen Biergenusses zeigen sich also schon im Beginn der zwanziger Jahre! Alkoholgenuß und übermäßige Flüssigkeitszufuhr führen nachweisbar bereits in diesem Alter zu einer Entartung des Herzmuskels und zu einer Erweiterung namentlich der rechten Kammer. Das bekannte Bierherz in Bayern tritt also nicht erst in den vierziger und fünfziger Jahren in Erscheinung. Seine Anfänge, und damit die verminderte Militärdiensttauglichkeit, offenbaren sich bereits viel früher, was wohl zu beachten ist.

Auf einem anderen Blatte stehen die Herzstörungen durch Sportübertreibung. Gymnastik und vernünftig betriebener Sport, ganz gleich welcher Art, die ärztlich überwacht werden, sind ein ganz ausgezeichnetes Mittel zur Stärkung des Einzelnen und zur Kräftigung des ganzen Volkes. Das ist eine unbestrittene Tatsache. Anderseits führen Übertreibungen im Sport und seine Ausübung, wie sie vor allem in England betrieben wird, auch unzweifelhaft zu allerlei Störungen. Die Beobachtungen, die darüber seit Jahren in England gemacht worden sind, können uns eine gute Lehre sein. Die Militärdiensttauglichkeit des Sportvolkes ist infolge vieler Herzkrankheiten nachweislich geringer als in Deutschland. Daher hüte man sich vor einem schädlichen Übermaß, das zumeist durch krankhafte Rekordsucht hervorgerufen wird.

Auf dem Lande aber tut die Einführung von Sport ernstlich not. Gerade die Rückgratsverkrümmungen und die Anlage zu Krampfadern bei der Landbevölkerung sind der beste Beweis dafür, daß die Lebensweise der heranwachsenden Jugend auch auf dem Lande nicht die richtige ist. In den allermeisten Fällen fehlt hier überhaupt jeder Sport vollkommen. Geturnt wird nur im Sommer zwei Stunden in der Woche, und das noch unregelmäßig. Uns sind in Mecklenburg eine ganze Anzahl Landwirte bekannt, die jedes Turnen als überflüssig verwerfen, und die behaupten, daß die Knaben durch Landarbeit und Reiten ebenso gelenkig werden wie durch Turnen. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß diese Ansichten recht selbstsüchtigen Beweggründen ihren Ursprung verdanken. Unseres Erachtens müßte wohl jeder einsehen, daß die gebückte Tätigkeit bei der Feldarbeit, verbunden mit oft unzweckmäßiger Ernährung nur zu leicht zu einer Verkrümmung des Rückgrates führen kann. Dasselbe gilt für langes Stehen als Ursache für die krankhaften Gefäßerweiterungen an den Beinen. Turnen, Gymnastik, leichter Sport sind das beste Gegengewicht gegen solche in ihrer abstumpfenden Einförmigkeit leicht Schaden stiftende Beschäftigung Jugendlicher in der Landwirtschaft.

Ortenau erwähnt noch mehrere Punkte, die gleichfalls Beachtung verdienen. So den gewohnheitsgemäßen Gebrauch oder besser Mißbrauch von Sonnenbädern bei den Sportathleten der Stadt. Auch hier kann durch ein Zuviel mehr geschadet als genützt werden, und es mehren sich die ärztlichen Stimmen, die vor einem Mißbrauch der Sonnenbäder entschieden warnen. Auch hier ist es, abgesehen von der verbrannten Haut, auch wieder in erster Linie das Herz, das geschädigt wird. Auf dem Lande ließ dagegen wieder die Zahnpflege sehr zu wünschen übrig. Tadellose Gebisse, wie sie die Marine verlangt, waren äußerst selten zu sehen.

Doch diese Dinge gehören schließlich beide zu einer richtigen Leibes- und Körperpflege, die wir für die heranwachsende Jugend fordern müssen. In dieser Hinsicht müssen Stadt und Land in verschiedener Weise behandelt werden. In der Stadt gilt es einem Zuviel vorzubeugen, auf dem Lande Körperpflege, Gymnastik, Turnen einzubürgern und in planmäßiger Weise

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu betreiben. Die Kinder auf dem Lande dürfen nicht lediglich als Arbeitstiere betrachtet werden. Turnen, Rasensport, wie Fußball oder Schlagball und dergleichen, Wandersport, wie er im Wandervogel betrieben wird, oder militärische Ausbildung, wie sie in den Jugendwehren geübt wird, muß sie gelenkig machen. Mit dieser Anregung zu Turnen und leichtem Sport heben wir das Volk körperlich und geistig auf eine höhere Stufe, wir regen durch die Fahrten des Wandervogels die Liebe zur Heimat an und lehren dabei die Schönheiten der Natur kennen.

Der Geist der Liebe zum Vaterland und der Freude am Vaterland, der jetzt unsre Feldgrauen beherrscht, muß der Jugend durch die Bestrebungen eingepflanzt werden, wie sie Wandervogel, die Jugendwehr und ähnliche Jugendvereine darstellen, und muß auch unsre gesamte Jugend erfüllen. Sagt sich doch jeder Einsichtige, daß wir nicht nur für den Krieg, sondern ebenso sehr für die Friedenszeit eine körperlich und geistig wohlgerüstete Jugend brauchen.

Es ist hier nicht der Ort, auf Einzelheiten der Organisation der Jugendpflege in Stadt und Land einzugehen. Das ist Sache unsrer Volkserzieher und unter Umständen auch des Gesetzgebers. Meines Erachtens wäre es am richtigsten, die wichtige Frage der körperlichen Jugenderziehung und auch der militärischen Jugendvorbereitung auf dem Wege der Reichsgesetzgebung zu regeln. Dann sind die jungen Leute mit dem 21. Jahre auch sicher schon breiter und kräftiger als bisher. Ortenau fiel es auf, daß ziemlich viele der Gemusterten, die anfangs wegen zu geringen Brustumfanges hatten zurückgestellt werden müssen, nach einem Jahr vier bis sechs Zentimeter an Brustumfang zugenommen hatten.

Was die unmittelbare Gesundheitspflege auf dem Lande anbetrifft, so müssen vor allem Schule und beamteter Arzt aufklärend wirken. Alle müssen wir dazu beitragen, das hohe Ziel, die Kräftigung und Wehrhaftmachung des deutschen Volkes zu fördern. Dabei wollen wir nicht übersehen, daß wir mit der Einführung von Turnen, Spiel, Sport und Jugendwehr auf dem Lande gleichzeitig dem Alkoholismus entgegenwirken.

Dr. Heinz Gräf.

Aus einem Feldpostbrief. Ihre Glückwünsche zur Auszeichnung mit dem Eisernen Kreuz haben mich von Herzen erfreut als Zeichen der Teilnahme aus der Heimat. ... Ich bin als Abstinent trotz aller Entbehrungen und Anstrengungen und trotz aller Sehnsucht nach meinem eigenen Lebens- und Arbeitskreis doch keinen Tag krank gewesen oder trübsinnig. In der Arbeit, im wechselnden Dienst als Fernsprech- und nun als Zugführer habe ich Befriedigung gesucht und wenigstens Trost gefunden und Geduld gelernt. Mir scheint da ein innerer Zusammenhang zu bestehen, ein sittlicher. Nicht als ob die Enthaltsamkeit an sich sittlich wäre; wenn man sie aber nicht aus persönlichen Gründen (weil man nichts vertragen kann), sondern ganz bewußt mit Rücksicht aufs Gemeinwohl (um den überlieferten Zwang der Trinksitten zu brechen) übt, die Enthaltsamkeit also eine Willenstat ist und Selbstzucht, dann befähigt diese erste Übung, auch in andern Dingen die sittlichen Fragen, das Gemeinwohl, über die eigene Behaglichkeit zu stellen, sich selbst immer wieder zu überwinden und in der Pflichterfüllung einen Halt zu finden. Das ist im Kriege hundertfach nötig. Heldentum ist nicht Rauschbegeisterung, einmaliges Draufgängertum Schaustellung; wahres Heldentum in diesem Kriege ist innerlich, ist stetes Gespannt- und Bereitsein, um über einer vielleicht tiefbewegten empfänglichen, teilnehmenden Seele wie über einem Abgrund schwebend, gleichmütig und kaltblütig den Augenblick der Tat zu erspähen und dann furchtlos zu handeln, getreu dem erhaltenen Befehl. Held sein heißt, unbedingt und jederzeit Herr sein über sich selbst, über Leib und Seele. Deshalb ist die willensstarke Enthaltsamkeit und ebenso alle frische Körperübung ein Vorspiel ernsten Hel-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dentums. Sorgen Sie, daß man in unsern Kreisen das Wort Held nicht mißbraucht. Wir haben hier Führer und Gefolgschaften. Auch hier gibts einen „Vortrupp". Und wir hier wissen genau, daß es daheim Helden treuer Pflichterfüllung gibt, die kein Eisernes Kreuz tragen und doch zu uns gehören.

W. B.

Unangebrachte Kriegsandenken. (Aus einem Feldpostbriefe.) Andenken an den Krieg! Hat denn nicht jeder, der mit in der Front gewesen ist, der mit im Kampf gestanden hat, an den Erinnerungen an diese Erlebnisse genug Andenken! Es ist doch zweifellos, daß es für jeden genug „unvergeßliche Augenblicke" als dauernde Andenken gibt. Und hat nicht auch der, der diesen Krieg daheim mitsehend, mitfühlend, mitdenkend mit erlebt hat, genügend Andenken an den Krieg?

Freilich, der Mensch haftet an kleinen Dingen. Er möchte gern sichtbare Andenken. Dinge, die er daheim aufbewahren kann, um sich dann durch sie erinnern zu lassen. Es ist das wohl eine Schwäche von ihm, aber gewiß eine verzeihliche. Es kann jedoch auch eine Unsitte daraus werden. Sehen wir einmal zu.

Nur Weniges will ich anführen. Die belgischen Holzschuhe in ihrer wirklichen Größe und auch als zierliche Nachbildung. Die Napoleonringe aus den großen kupfernen 10-Centimes-Stücken, die Napoleon mit dem Lorbeerkranz zeigen. Die Münzen der fremden Länder, die einem durch die Hände gingen.

Dann auch örtliche Andenken der verschiedensten Art. In dem Wallfahrtsort, in dem ich längere Zeit war, gabs deren so mancherlei. Und schließlich Photographien, Ansichtskarten und ähnliches.

Solche Dinge können dem Kriegsteilnehmer, können auch dem Daheimgebliebenen eine Freude machen, können Erlebnisse auffrischen, können eben „Andenken" sein. Gegen sie ist wohl nichts Wesentliches einzuwenden.

Manch Einer, der im heißen Kampf gestanden hat, wird sich auch dies oder jenes andere Andenken nicht bloß wünschen, sondern gern mitnehmen. Vielleicht den Granatsplitter eines englischen oder französischen Geschosses. Schrapnellkugeln. Einen Zünder. Einen Granatring*). Das sind ihm vielleicht auch Erinnerungen an schwere Tage oder Stunden. Sofern sie nur als das mitgenommen werden, was sie sind, und zwar zum Aufheben, zum Anschauen, wird man dagegen von der ästhetischen und ethischen Seite nicht gut etwas einwenden können.

Freilich, um so mehr dann, wenn man diese Gegenstände als — Schmuck tragen will. Das ist ein Mißbrauch. Das ist unsrer unwürdig.

Ein Geschoß als Anhängsel an der Uhrkette. Vielleicht gar noch von Einem getragen, der niemals eine Kugel pfeifen hörte. Aber auch von den Anderen. Habt ihr denn vergessen, was diese Dinger brauten, diese kleinen Dinger, die euch euren Kameraden, euren Freund von der Seite rissen oder wenigstens reißen sollten, die dir selber galten als Ewigkeitsgruß? Ist das etwas, womit man sich schmücken muß?

Die Ausbläser als Aschenbecher! Sie sehen dann so harmlos aus. Ich weiß dennoch nicht recht, ob mans nicht besser lassen sollte.

Aber nun gar Granatenringe als Armbänder für Frauen und Mädchen. Wißt ihr, deutsche Frauen, daß die Granaten, von denen diese Ringe stammen, euren Männern und Brüdern, euren Vätern und Verlobten den Tod bringen sollten? Daß Blut an ihnen klebt, Menschenblut, das nicht abgeht, wenn ihrs auch wohl nicht seht. Brennt es euch nicht auf der Haut? Fühlt ihr nicht, daß es euer unwürdig ist, sich damit zu schmücken? Denkt einmal daran, was gerade die Granate, deren Ring ihr tragt, vielleicht angerichtet hat. Denkt an Leichen und zuckende Leiber.

---

*) Ich rede mit Absicht hier nicht von der rechtlichen Seite dieser Angelegenheit, sondern nur von der ästhetischen und ethischen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Graut euch nicht? Ists bloß Gedankenlosigkeit, daß man solche Schmucksachen anfängt zu tragen? Ist es Sensation? Ists Mode? Ists Barbarei?

Sicher ists eine Unsitte. Und jedes echte deutsche Weib sollte sich dagegen wehren.

Es ist unsrer nicht würdig, solchen Schmuck zu tragen. Deutsche Männer, und noch mehr deutsche Frauen, sollten sich auch nach dieser Seite nicht als Barbaren zeigen.

Haltet euch an einwandfreie Kriegsandenken! Wir kämpfen ja doch auch auf den Schlachtfeldern einen Kampf für deutsche Kultur. Sollen wir uns nicht in der Heimat und nach dem Krieg auch in solch nur scheinbar kleinen Dingen als Kulturträger zeigen?!

Walther Kluge.

Sommertage in Weimar 1915.

I.

Wir gehen in der Mittagssonne im Tiefurter Park spazieren. Die Luft zittert vor Hitze. Ein Summen und Surren der Insekten, ein Leuchten und Duften der Sommerblumen umflutet uns. — Fernab arbeiten einige Gärtner, sonst treffen wir keine Menschenseele. Und doch sind wir nicht allein. — Da tauchen liebe, alte Bekannte auf aus ferner Zeit. Sie nehmen uns bei der Hand und führen uns hin zu ihrer Lebensquelle, aus der Kraft und Mut in sie hinüberströmte. Und ihre Lebensquelle war das Verwachsensein mit ihrer Welt, mit ihrer Arbeit, mit ihren Freunden und Gefährten. Sie haben die Wonnen und Leiden des gemeinsamen Lebens, des gemeinsamen Schaffens durchkostet. Freundschaft und Liebe waren die Triebfedern zu ihren Werken. Und wir stehen still erschauernd vor der Harmonie, die aus ihrem Leben, ihrer Arbeit uns entgegenstrahlt. „Die Kraft des deutschen Gemütes ist es, die Berge versetzt." — In großer Zeit blicken wir zurück in große Zeit. Herrgott, was für ein stolzes Gefühl durchzittert mich! Siegreich ringt Deutschland mit einer Welt von Feinden. Kein andres Land könnte das, was wir getan. — Und kein Land wie Deutschland hat eine Zeit erlebt wie — damals in Weimar. „Die Kraft des deutschen Gemütes ist es, die Berge versetzt." —

Am Tiefurter Schlößchen, im Sonnenschein, unter hohen Bäumen trinken wir Kaffee. Still und sinnig sehen wir auf die flimmernde Blumenwiese hin. Unsere Seele ist so erhoben über all das Alltagsgetriebe. So feierlich ist es uns zu Mut. — Sicher und geborgen dürfen wir sein hier im Innern des Landes. Und draußen an den Grenzen und in Feindesland tobt der Kampf, der angefacht wurde, um uns zu vernichten. — Ja, ihr da draußen, ihr seid es wert, zugehörig zum Volke Goethes zu sein. Ihr haltet unsre heilige Erde rein von fremden Horden. Ihr schützt dies Stück Geisteskultur hier, das Schönste, das wir haben. Ihr schützt diese Täler, diese Höhen, die das Auge mit Entzücken sieht. „Die Kraft des deutschen Gemütes ist es, die Berge versetzt." Und unser Volk dankt euch in Tränen.

II.

Wir stehen hinten auf der Veranda im Goethehause. Efeu und wilder Wein wächst da herein. Draußen stehen die hohen Eichen im Sonnenbrand. Und hinten glühen die Sommerblumen. Ich möchte wohl mit ihm, dessen Seele diese Räume hier durchflutet, dort auf einer der weißen Bänke sitzen und dem lauschen, was er mir verkünden würde. — Er wuchs und ward wie eine dieser roten Malven, die er so liebte. Er lebte ganz in der Natur, ganz wie ein Kind der Natur. Die ganze schöne, unendlich schöne Welt durfte er in sich aufnehmen, durfte seinen Geist und seine Seele genießen und arbeiten lassen, wie sie es nötig hatten. —

Ich gehe ins Haus zurück durch das kühle griechische Zimmer, die bequemen, braunen Stufen hinauf. Das reine Blau der Wände, die starre Ruhe der weißen Griechenköpfe, die Sonne, die von draußen her durch die umrankten Fenster flimmert, löst nur den einen Gedanken in mir: Er lebte in reiner, echter Menschlichkeit.

Sophie Johannsen.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

4. Jahrgang Nr. 21 1. November 1915

Deutschlands sittlicher Beruf.

Goethe sagte kurz vor seinem Tode, er sei den Deutschen ein Befreier gewesen; denn er habe ihnen gezeigt, „wie der Mensch von innen heraus leben" müsse. Sind die Deutschen diesem großen Beispiele immer gefolgt? Es läßt sich bezweifeln. Eines aber ist sicher: die Anlage dazu, das Leben von innen her zu gestalten, liegt in unserm Volke, ja bildet den tiefsten Trieb seines Wesens: und aus dieser Anlage ist alles Große entsprungen, was deutscher Geist bisher an Eigenem geleistet hat; ihr entstammen aber auch alle die Hemmungen, die es uns so unendlich erschwert haben, in der Gemeinschaft der Völker unsre Art zu behaupten und durchzusetzen.

Innerlichkeit des Geistes kann sich in zweifacher Weise äußern: einmal als stilles Versenken in die Welt der Gedanken und Gefühle, als träumerische Betrachtung des Daseins und künstlerische Darstellung des Geschauten; dann aber auch — wenn sich der Geist zum Wirken und Schaffen in der Außenwelt aufrafft — als Handeln aus rein innerlichen, sittlichen Beweggründen, als im eigentlichsten Sinne ethisches Handeln.

Schien in vergangenen Jahrhunderten die weltgeschichtliche Rolle des deutschen Volkes wesentlich auf das Gebiet einer intellektuellen und künstlerischen Geisteskultur beschränkt, so darf vielleicht die Erfüllung der ethischen Aufgabe — oder doch wenigstens ihre Förderung — als deutscher Beruf in der Zukunft bezeichnet werden.

Die europäische Kulturgeschichte der neueren Zeit hat, was äußere Machtentfaltung und Wirkungskraft angeht, zweimal einen Höhepunkt erreicht: in der französischen ästhetisierenden Kultur des 18. und in der praktischen Nützlichkeitskultur Englands im 19. Jahrhundert. Beide Versuche, das Leben zu gestalten, lassen sich in gewissem Sinne als Außenkultur bezeichnen, womit ihr relativer Wert, dem auch wir vieles verdanken, nicht herabgesetzt werden soll. Das Wesen des deutschen Geistes, der nach dem viel genannten Worte Richard Wagners von innen baut, ruht freilich auf ganz andern Voraussetzungen und weist auf andre Ziele hin.

Die französische Kultur ist sensualistisch, d. h. dem Sinnlichen (im weitesten Sinne) zugewandt: der Ausdruck steht ihr höher als der Gehalt; die angenehme und zugleich verständliche Form erscheint ihr als das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wesentliche. Zugleich ist sie eine einseitig weibliche Kultur, und man hat mit Recht das für Frankreich nationaltypische 18. Jahrhundert das Jahrhundert der „Dame" genannt.

Die englische Lebensgestaltung trägt ihr gegenüber durchaus männliche Züge. Sie strebt nach praktischer Bewältigung des Daseins durch die Tat. Neigt die französische Kultur zu ästhetischer Veräußerlichung, so die englische zu utilitaristischer Verflachung: das ethische Handeln wird durch das Streben nach materiellem Erfolg ersetzt. Die Begriffe Macht und Erfolg stehen im Mittelpunkt des englischen Volksbewußtseins und drängen das tiefere Ethos zurück. Bezeichnend ist das Wort: Nothing succeeds like success. Die Loslösung vom sittlichen Kerngehalte des Lebens führt aber immer zum Verfall.

Für den, der sich die Philosophie als eine weltfremde Wissenschaft vorstellt, ist es überraschend, wie genau die philosophischen Lehren die Grundstimmungen und Strebungen der Völker zum Ausdruck bringen. Frankreich und England haben die Lehren ihrer Philosophen gelebt. Was sich an idealistischen Kräften in der neuesten Zeit auch bei ihnen regte, ging fast ganz auf deutsche Einflüsse zurück.

In Deutschland, dem klassischen Lande der Philosophie und der Geisteswissenschaften, verlor sich das Denken zwar zeitweise allzu leicht in den schwindelnden Höhen metaphysischer Phantasie. Aber wer wird die ideale Schwungkraft der Gedanken eines Fichte, Schelling und Hegel und ihr ernstes sittliches Pathos leugnen? Wer ihre sittlichende Wirkung auf das Volk verkennen? Auch wir werden die Philosophie unsres Volkes leben. Sie aber weist uns gebieterisch auf den hohen sittlichen Beruf des deutschen Geistes hin.

Seit den Tagen, da Kant seine begeisterten Worte über die Heiligkeit der Pflicht und über die Erhabenheit des Sittengesetzes schrieb, ist in der deutschen Ethik die Überzeugung lebendig geblieben, daß die sittliche Verpflichtung auf der Anerkennung absolut geltender ethischer Werte beruht, die nicht aus irgendwelchem Nutzen oder Glückseligkeitstrieb abzuleiten sind. Es wäre töricht, die rege Teilnahme an ethischen Fragen, die sich in unsern Nachbarländern gezeigt hat, und ihre großen wissenschaftlichen Leistungen auf diesem Gebiete zu unterschätzen. Was aber die deutsche Ethik auszeichnet, ist die idealistische Grundüberzeugung, und diese muß sich unser Volk zu erhalten trachten, wenn es anders seinem innersten Wesen treu bleiben will. Man vergleiche nur die hervorragenden Persönlichkeiten der französischen Literaturgeschichte, einen Racine, Molière, Voltaire, Victor Hugo mit unserm Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Hebbel, um sofort zu erkennen, wie beim deutschen Genius die sittliche Entwicklung den Angelpunkt des ganzen Daseins bildet und das Kunstschaffen nur ein Mittel zu diesem Zwecke ist.

Es ist eine Tatsache, daß die politische Einheit und Macht Deutschlands

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf dem Boden der idealen Geisteskultur erwachsen ist; denn es hat Zeiten gegeben, wo nur das Band gemeinsamer geistiger Bestrebungen und Güter die getrennten deutschen Stämme zusammenhalten konnte. Freilich bedurfte es der staatlichen und militärischen Zucht Preußens und der starken Politik Bismarcks, daß dieser Boden wirkliche Früchte trug. Dabei zeigt sich die eigentümliche Erscheinung, daß das deutsche Volk, das unter den traurigsten politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen es zu einer Blüte der Geisteskultur brachte, nach den äußeren Erfolgen von 1815 und 1870 in kultureller Hinsicht versagte. Das gibt zu denken, zumal davon auch die sittlichen Verhältnisse mitbetroffen wurden. Karl Lamprecht spricht von einem „moralischen Interregnum" und einer „sittlichen Anarchie" der siebziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Die plötzliche Machtentfaltung und die hohe wirtschaftliche Entwicklung, die Reichtum und Wohlstand und damit größere Bedürfnisse mit sich brachten, führten, obwohl im Grunde auf der ethischen Kraft des Volkes beruhend, zu einer Verdunkelung des sittlichen Bewußtseins. Der Wille wurde mehr durch den äußeren Erfolg als durch sittliche Triebkräfte bestimmt. Industrielle Massenarbeit ist der Typus der heutigen Tätigkeit geworden, der sogar auf die rein geistigen Berufe des Lehrers, Schriftstellers und Künstlers übergegriffen hat. Die ethischen Mächte werden geradezu durch wirtschaftliche Mechanismen ersetzt. Der Mensch, der in seinen Unternehmungen erfolgreich ist, erscheint als der für die Gesellschaft nützliche und daher auch als der gute.

Es ist keine Frage, daß bei einer großen, jedenfalls herrschenden Schicht unsrer Gesellschaft der wirtschaftliche Gesichtspunkt, kurz ausgedrückt: das Streben nach Kapital, das Macht und Ansehen verleiht, den ethischen Standpunkt einer das Leben bestimmenden sittlichen Aufgabe verdrängt hat. Daneben wirken in den unteren Schichten vor allem materialistische Anschauungen nach, die sich oft mit einem unklaren Idealismus paaren. Schließlich artet das Streben nach persönlichem, freiem Menschentum, wie es vielfach die Kreise der „Gebildeten" erfüllt, unter dem Einfluß Nietzsches leicht in Gleichgültigkeit oder Gegensatz gegen alle sittliche Bindung aus.

Trotz dieser in mehrfacher Beziehung unerfreulichen Lage, die schon zu den trübsten Voraussagen zu berechtigen schien, braucht man, gerade unter den Eindrücken der Gegenwart und durch den Vergleich mit den Verhältnissen in Frankreich und England, den Glauben an die moralische Gesundheit und sittliche Kraft unsres Volkes nicht aufzugeben.

Wenn das deutsche Volk durchdrungen ist von der Überzeugung, daß es nicht nur den Kampf um sein eigenes Dasein kämpft, sondern für die großen ethischen Güter der Menschheit streitet, so hat es die hohe und schwere Verpflichtung, auch nach dem Kriege für diese Güter zu wirken, und die Macht, die es vielleicht erringen wird, nicht ausschließlich in den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dienst einer materiellen Steigerung des Lebens zu stellen. Daß hier Gefahren drohen, wird keinem Einsichtigen entgehen, hat doch gewissenlose Erwerbsucht selbst während des Krieges hier und da einen Schatten geworfen auf den Geist der Selbstlosigkeit und des Opfermutes, den die Not der Zeit in so herrlicher Weise geweckt hat.

Diesen Gefahren fest ins Auge zu schauen, ist der erste Schritt zu ihrer Bekämpfung.

Die Grundwurzel alles Übels liegt, wie schon erwähnt, in der Verdrängung des sittlichen Bewußtseins durch die überhand nehmende Bewertung des wirtschaftlichen Erfolges, in der Beherrschung des gesamten Lebens durch den unternehmerischen Gesichtspunkt. Hiermit hängen unmittelbar die andern Schäden der Zeit zusammen. Maschine und Kapital knechten heute das Leben. Das Kapital vergewaltigt nicht nur die kapitallose „Masse", sondern auch seinen Besitzer selbst, indem es ihn ruhelos zu weiteren Unternehmungen treibt. Lamprecht sagt mit Recht, daß die Moral des Unternehmertums, und damit überhaupt die überwiegende Moral des modernen Lebens, eine eigentümliche Verbindung ist von Egoismus, der zu allen Mitteln der List, ja der Gewalt greift, mit strebsamem Idealismus, eine Mischung von Heuchelei und Aufrichtigkeit, von Brutalität und Berechnung.

Eine der schlimmsten Seiten des Kapitalismus ist es vielleicht, daß er unmittelbar an der sittlichen Verderbnis mitarbeitet, die als Folge der Großstadtkultur oder vielmehr -unkultur aufgetreten ist. Wer ermöglicht es denn, jene Vergnügungsstätten großen Stiles anzulegen, in denen das Laster unter einer glänzenden und verlockenden Außenseite gefördert wird?

Ich kann nicht umhin, hier die Worte anzuführen, die Dietrich Schäfer am Schlusse seiner im Jahre 1910 erschienenen „Deutschen Geschichte" in Hinblick auf die Zeit nach 1870 ausspricht. „Man hat die Empfindung, als könnten dereinst Deutsche und Franzosen nebeneinander gestellt werden wie vormals Griechen und Römer. Das römische Schwert trug den Sieg über die entarteten Hellenen davon; aber die Sieger unterlagen den vergiftenden Unsitten, welche die Besiegten bei ihnen einschleppten. Unsre Reichshauptstadt wetteifert mit der französischen auf einem Felde, auf dem sie ihr kampflos den Preis überlassen sollte. . . . . Und das Gleiche ist nicht einmal das Gleiche. Das, womit der Franzose spielt, bricht dem Deutschen das sittliche Rückgrat. Er hat es nun einmal nicht gelernt, sich über das sechste Gebot frivol hinwegzusetzen. Der Romane kann das tun und männliche Tatkraft bewahren, der Deutsche nicht." Auch sonst läßt es sich beobachten, daß fremde Einrichtungen, wenn sie nach Deutschland übertragen wurden, hier eine schlimmere Form annahmen, als sie in ihrem Ursprungslande hatten. Was ist z. B. aus den von England überkommenen „Bars" in den deutschen Großstädten geworden! Es will dem unbefangenen Beobachter scheinen, als ob hier die städtischen Behörden vielfach versagt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hätten. Sie prüfen sonst in jedem Falle die Bedürfnisfrage. Überlegt man aber, welcher Art von „Bedürfnissen" die Behörden bei der Genehmigung mancher oft verschwenderisch ausgestatteter Vergnügungsstätten der Großstadt entgegenkommt, so könnte man fast an dem unabhängigen guten Willen und der sittlichen Einsicht der entscheidenden Persönlichkeiten irre werden.

Während derartige Erscheinungen sich aus der Art unsres kulturellen Aufstiegs erklären, lastet auf uns als Ergebnis unsrer Volksanlage und Geschichte noch das alte Erbübel: die Zersplitterung des Volkes durch schroffe gesellschaftliche, politische und religiöse Absonderung. Daß wir in dieser Beziehung mehr innere Hemmungen zu überwinden haben als unsere Feinde, ist bekannt.

Mit der religiösen Spaltung unsres Volkes werden wir uns für absehbare Zeiten nun einmal abzufinden haben. Paul de Lagardes Forderung einer einigen nationalen Kirche ist eine Utopie. Könnte aber nicht die Wechselwirkung zwischen den verschiedenen Bekenntnissen, wenn sie auf Achtung vor der Überzeugung des Andern ruht, zu gegenseitiger Förderung und zur Vertiefung des religiösen Lebens führen? Ist doch ohnehin das deutsche Volk trotz allem heute noch das religiöseste auf der Erde.

Die deutschen Parteien waren in der jüngstvergangenen Zeit in Gefahr, den Aufgaben der Gegenwart entfremdet zu werden. Durch die Verquickung politischer Ansichten mit religiösen oder kirchlichen Interessen und Standesfragen wird der Charakter der einzelnen Parteien verschwommen und unklar, ihr Gegensatz aber nur um so schroffer. Sicher ist wohl, daß, wo überhaupt der Anschluß an eine Partei mit Überlegung und aus eigener Wahl geschieht, in den meisten Fällen nicht-politische Gesichtspunkte maßgebend sind. Die politischen Interessen, an sich beim Deutschen bisher wenig entwickelt, treten zurück gegen religiöse Ideen, wirtschaftliche Vorteile und Standesrücksichten. Diese Vermischung ganz verschiedenartiger Elemente aber ist im Grunde unwahrhaftig, daher sittlich bedenklich. Politische Parteien sind im Staate notwendig. Aber es liegt in der scharfen Absonderung der Gruppen immer etwas Unethisches. Die großen gemeinsamen Aufgaben werden allzu leicht dem Blick entzogen: Der konfessionell Engherzige sieht durch das im eigentlichen Sinn Kirchliche und Kirchenpolitische gar nicht mehr das Wesen und den Kern der Religion, dem Parteimann geht über der Sorge um das Wohl seiner Partei und seines Standes der Sinn für die großen nationalen Bedürfnisse verloren. Alle Sonderung ist in letzter Hinsicht unsittlich, weil ein erweiterter Egoismus. Das Gemeinsame dagegen verbindet und veredelt die Menschen.

Daß auch politische und wirtschaftliche Fragen wie alle Fragen des Lebens im Grunde ethische sind, sollte man nicht vergessen. Statt dessen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aber verengt sich der Begriff der Sittlichkeit zu dem einer Standes- und Parteimoral, wonach man die Ansicht des Gegners nicht nur für falsch, sondern sogar für moralisch minderwertig hält.

Die Gefahren, die unserm Volkstum von so verschiedenen Seiten drohten, standen vor dem Kriege Vielen vor Augen, und mancher Weitschauende glaubte schon das Gespenst des allmählichen Verfalls zu sehen. Jetzt aber dürfen wir h o f f e n. Der nationale und sittliche Aufschwung unsres Volkes hat gezeigt, daß wir im Falle der Not den äußeren Angriffen sowohl wie den inneren Hemmungen gewachsen sind.

Schon vor dem Kriege drängte sich dem ausartenden freien Unternehmertum und dem Kapitalismus eine starke Gegenströmung entgegen, die auf eine Bindung der wirtschaftlichen Kräfte hinzielte. Nun erleben wir es, daß auf einzelnen Gebieten des Handels die Ausschaltung des Kapitals und der Spekulation durchgeführt wird, ein Vorgang, der nicht ohne tiefe volkserzieherische Wirkung bleiben wird.

Wer angesichts der wachsenden Entsittlichung weiter Volkskreise vielleicht schon ein „zu spät" aussprechen zu müssen meinte, wird sich überzeugt haben, daß doch noch soviel sittliche Volkskraft vorhanden ist, um der beginnenden Fäulnis Herr zu werden. Jedenfalls wird wohl die kritiklose Bewunderung für französisches und englisches Wesen gedämpft sein und seine sklavische Nachäffung aufhören.

Und jene partikularistische Sonderung, die uns freilich tief im Blute sitzt, wird, wo sie nun monatelang zugunsten hoher allgemeiner Ziele zurückgedrängt worden ist, manches von ihrer früheren Schärfe verlieren. Richard Wagner sagt, ein Volk bildeten Diejenigen, die durch eine gemeinsame Not verbunden werden. Man soll hier nicht zu viel erwarten; aber tiefe Wirkungen m u ß eine solche allgemeine Volkserhebung haben.

Daß unsre gesamte Kultur in den letzten Jahrzehnten neue Wege suchte, darauf deutete auch die ästhetische Bewegung unsrer Tage hin. Die Geschichte lehrt, daß sich große allgemeine Umwälzungen auf geistigem Gebiete wiederholt durch Wandlungen in der Kunst angekündigt haben, wie es am deutlichsten die Renaissance zeigt. Es scheint nämlich, daß sich die neu aufstrebenden Kräfte und Richtungen am leichtesten in den Schöpfungen der Kunst verwirklichen können, während sie sich viel langsamer in den ethischen Überzeugungen durchsetzen. Worin liegt nun der Sinn der ästhetischen Revolution, deren Zeuge wir gewesen sind? Im Kampfe wider Unnatur und in dem Streben nach Wahrhaftigkeit, Echtheit, Sachlichkeit. Wer wird hierin die Mitwirkung ethischer Triebe verkennen?

Und so darf vielleicht angenommen werden, daß sich in der Erneuerung unsrer Kultur sittliche Kräfte regen, die sich aus den Tiefen der Volksseele emporringen. Ethische „Gesellschaften" auf wissenschaftlicher Grundlage bleiben, wie die Erfahrung zeigt, immer auf kleinere Kreise beschränkt. Auch ist es ein Fehler, die religiösen Kräfte, die noch im Volke wirksam

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sind, unbenutzt zu lassen, oder gar, wie es in Frankreich geschehen ist, eine neue Moral im Gegensatz zur Religion aufbauen zu wollen. Wer überhaupt noch die Berechtigung des religiösen Gefühls als einer zentralen Macht im Leben zugibt, kann eine enge Verbindung zwischen Religion und Sittlichkeit nicht leugnen. Ein andres ist es, die Ethik wissenschaftlich — ohne Rücksicht auf fremde Gebiete wie Religion und Metaphysik — zu begründen, ein andres erziehlich auf die Sittlichkeit des Volkes einzuwirken.

Nicht um die Einsicht handelt es sich, daß sittliches Handeln aus biologischen und soziologischen Gründen richtig ist, sondern um den Glauben an die ethische Bestimmung des Menschen. Es gilt die Überwindung des Naturalismus.

An der Erweckung dieses sittlichen Lebensgefühls aber haben in erster Linie alle diejenigen mitzuarbeiten, deren geistige Berufstätigkeit an sich von der Überzeugung getragen ist — oder doch getragen sein sollte —, daß die geistige Welt dem rein Naturhaften überlegen ist, daß es der Gedanke ist, der die Tat erzeugt. Die sogenannten gebildeten Kreise früherer Zeit, die wesentlich aus den geistigen Berufsklassen bestanden, sind seit 1860 und 1870 durch das Aufkommen der industriellen Kreise in ihrem Ansehen und Einfluß stark zurückgedrängt worden, wie ja überhaupt die Vorgänge des geistigen Lebens weiten Volksschichten heute als Nebensächlichkeiten gelten. Die Aufgabe der Geistig-Gebildeten (der „Intellektuellen") wird es sein, ihre verlorene Stellung zurückzuerobern und die geistig-ethischen Bestrebungen, die unsre Zeit ermöglicht wie zugleich dringend fordert, zu unterstützen.

Prof. Paul Sickel.

Die sittliche Pflicht im Wirtschaftsleben.

Das hohe sittliche Gebot „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" ist auch bei den christlichen Völkern am wenigsten auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens zum leitenden Grundsatze geworden. Im Gegenteile, Handel und Wandel, die gesamte Warenerzeugung und die Warenverteilung stehen unter dem Einflusse der Selbstsucht, der ausschließlichen Befriedigung des Eigenvorteils. Das Ziel heißt: Verdienen, und zwar so viel als möglich verdienen. Oder strenger ausgedrückt: Eigene Bereicherung auf Kosten des Nächsten; also ein Bestreben, das sich zu dem „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" verhält wie Schwarz zu Weiß, wie die Nacht zum Tage.

Die sittliche Pflicht der Nächstenliebe gebietet, die Not bedrängter Volksgenossen zu lindern; das Wirtschafts- und Handelsleben macht sich die Not zunutze, und die Ausnutzung der Notlage bezeichnet man, wenn sie auffällig und schwer erträglich wird, als Wucher. Wo der Wucher

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

anfängt und das „rechtmäßige Handelsgebaren" aufhört, läßt sich, wenn wir von rein juristischer Beurteilung absehen, kaum sagen. Das ist Gefühlssache, und jeder zieht eine andre Grenze.

Das Herzblut des gesamten Wirtschaftslebens ist das Geld. Statt aber als Dienerin und Hilfsmittel gehalten zu werden, wird es zur Herrin gemacht. Das Kapital kennt nur das Bestreben, sich zu vergrößern; es erzeugt Waren, weniger um dem Mangel abzuhelfen, als vielmehr um den der Waren Bedürftigen soviel als erreichbar — in Notlagen selbst durch Wucher — Geld zu entziehen. Außergewöhnliche Zeiten, solche der Not, die den Wucher aufblühen läßt, und solche des Überflusses, der „die Preise drückt", lassen am deutlichsten erkennen, daß die Erzeugung und die Verteilung der Lebensbedürfnisse im letzten Grunde durch Eigensucht gelenkt werden. Man drückt das im gewöhnlichen Leben mit den Worten aus: „Angebot und Nachfrage regeln die Preise", und man sieht in der „Freiheit des Handels", die darin liegt, daß nur Angebot und Nachfrage auf das Wirtschaftsleben einwirken, die Grundbedingung und das Kennzeichen der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung.

Ob das immer so bleiben wird? Ob die sittliche Forderung, die Pflicht der Nächstenliebe, keinen bestimmenden Einfluß auf Handel und Wandel innerhalb der christlichen Völker und bei dem deutschen Volke im besonderen gewinnen soll?

Die Erfahrungen des Krieges lassen diese Fragen verneinen — und lassen sie bejahen. Bejahen, weil wir die Selbstsucht im Wirtschaftsleben in hoher Blüte sehen, weil zu keiner Zeit der Wucher so ausgedehnt getrieben wurde, wie in diesem Kriege. Verneinen, weil ohne große Schwierigkeiten und Widerstreben Maßregeln durchgeführt worden sind, die die Bereicherung Einzelner begrenzen und die Waren gleichmäßig zu verteilen streben, die Beschlagnahme und die Verbrauchsregelung, z. B. beim Brotgetreide.

Auf den verschiedensten Gebieten der Lebensführung wurde unter uns eine kräftige Betätigung aller menschlichen Tugenden durch den Krieg geweckt. Alle guten Eigenschaften traten in unserm Volke herzerfreuend zutage, die Erfüllung der sittlichen Pflichten wurde als selbstverständlich angesehen, und wir waren über diesen sittlichen Gewinn aus der schweren Zeit mit Recht glücklich. Nur auf einem Gebiete, im wirtschaftlichen Leben, ist von einem erhöhten Einfluß des Pflichtgebots der Nächstenliebe nichts zu merken. Wir sehen im Gegenteile die Selbstsucht ständig wachsen. Für diesen ganzen Krieg machen wir den Händlergeist verantwortlich, der unsre „Vettern" jenseits des Kanals verblendet, und stellen uns so gern den Händlern als Helden gegenüber, — es scheint, als spotten wir unsrer selbst, denn der Händlergeist ist seit den „Gründerjahren", üblen Angedenkens, unter uns nie so rege gewesen wie jetzt. Nur Angebot und Nachfrage regeln heute die Preise, keine andre Rücksicht,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

am wenigsten eine, die nach Nächstenliebe aussieht. Und auch Angebot und Nachfrage selbst regeln sich nicht nach „Recht und Billigkeit", sondern das Angebot wird vielfach absichtlich verringert durch Zurückhalten von Waren, und die Nachfrage wird gesteigert durch eigensüchtiges Ansichraffen von Vorräten, besonders an Lebensmitteln. Denn das muß auch gesagt werden: nicht der Geist der Verkäufer allein steht jetzt stark unter dem Einflusse der Selbstliebe, sondern auch der der Käufer, die in übereilten Aufkäufen für die Zukunft die Vorräte der Gegenwart verkleinern und dadurch die Preise steigern. In außerordentlichen Zeiten erkennt man eben, wie noch einmal bemerkt sei, am deutlichsten, daß im freien Handelsverkehr schließlich doch nur die Eigensucht die bestimmende Macht ist.

Ausnahmen und Abweichungen von der Regel sind jedoch erreichbar, und jetzt während des Krieges sind sie erreicht worden. Die Beschlagnahme des Getreides durch das Reich und die gleichmäßige Verteilung des Brotes bilden den schroffsten Gegensatz zu der „freien" Verteilung dieser Waren nach der Willkür der Anbieter und der Eigenliebe der Käufer. Diese beiden Teilen auferlegte Beschränkung des Wirtschaftslebens leitet sich letzten Endes aus dem sonst darin hintangesetzten Gebot der Pflicht gegen den Nächsten her, den wir mit gleicher Liebe behandeln sollen wie uns selbst. Die Käufer sind mit der Maßregel vollkommen zufrieden, die Verkäufer im ganzen wohl auch, und der offenkundige Nutzen der Beschlagnahme und Verbrauchsregelung hat lebhafte Wünsche nach der Ausdehnung auf andre Waren hervorgerufen. Bei dieser Form des Wirtschaftslebens ist der Wucher ausgeschlossen, die Triebfeder der Eigensucht ist gehemmt durch die vom Staate aufgezwungene Beachtung der sittlichen Pflicht. Der Eingriff des Staates in den freien Verkehr zugunsten des der Waren bedürftigen Teils der Bevölkerung wird von dem die Waren erzeugenden Teile hingenommen als ein „Übel der schweren Zeit" in der Voraussicht, daß nach dem Aufhören des Zwanges der Umstände, also nach dem Kriege, die Fessel dem Handel wieder abgenommen wird. Das wird sie allerdings wohl, aber das Wichtigste ist doch: die Aufzwingung des Grundsatzes der Nächstenliebe schuf für das ganze Volk hinsichtlich der betroffenen Waren erträgliche Zustände, während da, wo sie nicht Platz griff, der Wucher das Gegenteil verursachte.

Der Vorzug eines Handelsgebarens, das unter die sittliche Pflicht gestellt ist, gegenüber dem von eigensüchtigen Trieben beherrschten sogenannten „freien" hat sich offen erwiesen, hat sich dargetan als das Handelsgebaren der Zukunft, das heißt als das, wonach wir streben müssen, und zwar als christliches Volk unbedingt streben müssen. Professor Schmoller sagt in seinem „Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre": „Es geht nirgends in der Welt ohne die Mischung

höherer und niederer Motive. Es kommt nur darauf an, die Mischung zu finden, welche die Menschen nicht bloß wirtschaftlich, sondern auch moralisch und gesellschaftlich vorwärts bringt und treibt." Im freien Wirtschaftsverkehr spielt der höhere Grundsatz der sittlichen Pflicht gegen die Mitmenschen eine bescheidene Rolle gegenüber dem niederen der Selbstsucht. Es kommt nun darauf an, ihm größeren Einfluß zu verschaffen, ihn mitbestimmend, wenn auch nicht allein bestimmend wirken zu lassen. Die Möglichkeit dazu hat sich jetzt erwiesen — unter Staatszwang; die Möglichkeit fernerhin zu erweisen ohne Zwang, sie aus freiem Entschluß in dauernde Wirklichkeit umzusetzen, das wäre ein gewaltiger Fortschritt in der Veredelung unsrer Kultur. Der Wille zu diesem Fortschritt müßte als eine der wertvollsten Eigenschaften dieses Krieges gepriesen werden.

Der von niederen Grundsätzen geleitete freie Verkehr begünstigt die Anhäufung großer Reichtümer in der Hand eines kleinen Teils der Bevölkerung und die Ausbeutung des größeren, wirtschaftlich schwächeren und ganz schwachen. Die von dem edleren Pflichtgefühl durchtränkte Wirtschaftsform verhilft zu einer gleichmäßigeren Verteilung der zum Leben nötigen Dinge, wodurch die Hebung und der Kulturfortschritt eines breiteren Gesamtdurchschnitts im Volke möglich wird. Was das Wertvollere für die dauernde Weltgeltung des Deutschen Reiches wäre, bedarf keiner Ausführung. Ganz ohne eigensüchtigen Anreiz kann es im Wirtschaftsleben nicht gehen, das liegt in der Natur des Menschen begründet; aber — auf die „Mischung" kommt es an. Ein Volk, das den ernsten Willen hat, in Kultur und Gesittung fortzuschreiten, wird diese „Mischung" ständig zu verbessern streben, und die höheren Grundsätze kann es dabei auf die Dauer nicht im Hintergrunde stehen lassen. Wir bringen so oft das Wort vor vom „Genesen der Welt am deutschen Wesen", — soll es nicht zu einer hohlen Redensart und eitlen Prahlerei werden, so muß das hohe sittliche Gebot „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" auch in unserm Wirtschaftsleben mitbestimmender Grundsatz werden.

Paul Hundt.

Reform der Geselligkeit.

Im „Petit Parisien" stand jüngst eine Schilderung des typischen Lebenslaufs eines Deutschen, die an niedriger Schmähung ihresgleichen sucht und uns deshalb in ihrer ohnmächtigen Wut kalt läßt. Aber wir wollen in unsrer überragenden Kraft nicht hochmütig werden und behaupten gewiß nicht, daß wir fehlerlos seien. Barbaren im Gemüt sind wir nicht, aber in unsrer Lebenshaltung ist gewiß manches der Besserung wert, und die Läuterung durch dieses Krieges Prüfung darf uns zur ernsten Arbeit an uns selbst nur noch regsamer machen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was dort „Petit Parisien" über unser Bierbank-Leben sagt, ist nicht neu oder französisches Originalgewächs. Im „Vortrupp" hat Lukanga Mukara, der Neger, schon trefflich genug dargetan, wie die Deutschen ihren König feiern, und erst jüngst wurde den Münchener Hofbräubesuchern in einer deutschen Zeitschrift der Spiegel vorgehalten, weil ihnen wichtiger als die neuesten Erfolge an der Front die Frage sei, ob nicht im Hofbräu wieder eine Stunde früher geöffnet und angezapft werden könne.

Kurzum: nicht etwa der Biergenuß als solcher soll das Hauptthema bei der Frage einer Reform der Geselligkeit sein, sondern jenes typische Eß- und Trinkzusammensein, das in seiner geistigen Struktur hoffnungslos ist.

Das gilt für das Gasthaussitzen gerade so gut wie für die meisten Hausgeselligkeiten, deren Abende, mit einem nach Kräften reichen Mahl und „guten" Weinen und Zigarren gespickt, doch meist zu den verlorenen Abenden gehören. Ein gutes Buch hätte den Teilnehmern mehr gegeben.

Man verstehe das nicht falsch. Einsiedler wollen wir nicht werden. Nichts ist schöner, als wenn der Mensch zum Menschen kommt und sie sich aussprechen, einander gegenseitig fördern und sich aneinander freuen, zu höherem gemeinsamen Verständnis der Lebenshaltung. Aber es muß eben wirklich von Mensch zu Mensch gehen, nicht von Puppe zu Puppe, oder von dressierten Salonlöwen zu Hauffs „jungem Engländer". Man darf nicht gerade den inneren Menschen zu Hause zu lassen gezwungen sein, wenn man in Gesellschaft geht. Zu solcher Kraftvergeudung wird nach dem Kriege keine Zeit mehr sein und ist schon heute keine Zeit mehr.

Nicht allein, weil wir so viele unsrer besten Männer verloren haben, werden die andern ernster und fleißiger sein müssen, sie werden auch sehr viel mehr Arbeit vorfinden. Produktive Arbeit wird uns nottun! Wir haben also fürwahr keine Zeit mehr zur Trägheit.

Damit ist selbstverständlich wiederum nicht gesagt, daß Erholung und Geselligkeit an sich Zeitvergeudung wären. Im Gegenteil, wir brauchen beides, aber wir brauchen sie in einer Form, die ebenfalls dem höheren Sinn des Lebens eingeordnet wird. Geselligkeit statt Trägheit, Erholung statt Erschlaffung!

Den von der Arbeit träge gewordenen Geist abends durch Getränke noch träger zu machen, dazu liegt also die wenigste Berechtigung vor. Unsre Erholung kann in bescheidenen Grenzen selber noch fördernd und daher produktiv sein, oder sie kann schließlich auch einmal gleichgültig sein — aber schädigen soll und darf sie uns nicht.

Wir haben ja Alle noch so viel zu lernen, um das Leben zu verstehen. Wohl finden sich einmal ein paar junge Menschen in einer Gesellschaft zusammen, die sich in eine Ecke setzen und auf ethische Dinge, auf Fragen der Weltanschauung zu sprechen kommen — aber im Durchschnitt ist es leeres Stroh, was gedroschen wird. Es graut einem vor jenen glatten,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geschickten Damen, die über jedes Nichts mit vielen Worten plaudern können und doch — bei Lichte besehen — nichts, rein gar nichts sagen, weil jedes seelische Wort als Einbruch verpönt ist. (Dann war „es sehr nett", und am andern Tage ruft man sich durchs Telephon zu, daß der Braten angebrannt geschmeckt hat.)

Sollen wir nicht zum mindesten versuchen, uns wie ernste Menschen zu geben? Ernst ist da natürlich nicht das gleiche wie griesgrämig oder fachlich-sachlich. Im Gegenteil — Lustigkeit und Humor sollen im Frieden wieder ihre Stätte finden, das feingeschliffene Wort des Dialogs die Geister erfrischen, Scherz und Satire ihre Künste spielen lassen — denn dies alles fördert uns. Gerade damit sollen wir unsre Lebenserfahrung zeigen, diese Erfahrungen austauschen, mit Streiflichtern das Wesen unsres geselligen Zusammenlebens beleuchten und die Disziplin unsres Geistes stärken und heben.

Solcherlei Austausch ist nur fruchtbringend, wenn die Geselligkeit Männer und Frauen gemeinsam umfaßt. Zu manchen Fragen werden sich die Männer immer zusammen finden, oder die Frauen für sich — über die Geschäfte und über die Dienstboten redet man dann —, aber gerade wenn das andre Geschlecht dazwischen fährt, wird das Gespräch seiner niedrigen Stufe enthoben, und man erkennt auf einmal, wie unwichtig das eben noch so wichtig genommene Thema war. Das Leben ist doch nun einmal zweigeschlechtlich — Gott sei Dank —, und wir können sein Wesen nur verstehen, wenn wir es dauernd zweigeschlechtlich fassen. Die Frauen haben es in diesem Kriege wahrlich verdient, künftig auch nicht vom ernstesten Gespräch ausgeschaltet zu werden. Wer diese Zeit mit dem Herzen einer deutschen Frau durchlebt hat, dem ist nichts Menschliches und nichts Männliches mehr fremd, und mit dem Heiligenschein der weiblichen Auffassung wird das Letzte dann verklärt werden.

Was aber sollen wir tun? Wie sollen wir die Geselligkeit fürder einrichten?

Es ist ganz einfach, wenn man nur den Mut hat, es einzuführen und durchzuführen.

Bei geistig und künstlerisch hochstehenden Persönlichkeiten hat es schon wiederholt Geselligkeit gegeben, die nur dem Schöngeistigen und der Kunst gewidmet waren. In den Salons der Frau von Stein, der Fanny Lewald, bei Friedrich dem Großen und Amalie von Sachsen-Weimar gab es das. Aber das war in solchen Häusern kein Kunststück und hat dort auch andre Bedeutung. Ausbreiten soll sich dergleichen auf das bescheidene bürgerliche Haus, in das nicht die Berühmtheiten kommen zum Glänzen, wo vielmehr der Durchschnittseuropäer selbst solche Geselligkeit ohne großen selbstschöpferischen Ehrgeiz pflegen soll. Das ist das Neue an der sonst alten Einrichtung. Auch gute Klubgeselligkeit bietet uns wohl ein Vorbild. Sie sollte in die gewöhnliche Familiengeselligkeit ihre Eigenart

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hineintragen. Wir laden nicht mehr zum Essen und Trinken ein und lassen die Leute den Abend in mehr oder meist weniger brauchbarer Unterhaltung hinbringen, sondern wir geben Imbiß und Getränk anspruchslos nebenbei und richten einen Tisch für Unterhaltungsspiele her, im andern Zimmer schlagen wir den Flügel auf und stellen Noten darauf, im dritten, wo die Bücher stehen, breiten wir auf dem Tisch die neuesten Erscheinungen aus, die uns unser Buchhändler für den Abend leiht, damit er auf diesem Wege Interessenten für das eine oder andre finde.

In diesem Zimmer setzen sich von den Gästen die literarisch Interessierten in die Sessel und blättern in den neuen Schriften, manches tiefere Gespräch knüpft sich leicht und ohne Aufdringlichkeit daran. Nebenan spielen die Müderen Domino, Geduldspiele oder dergleichen. Im Musikzimmer findet sich ein Geiger zur Klavierspielerin; sie verlangen keine Zuhörer für anspruchsvolle Konzertdarbietungen, sie spielen zu ihrem Vergnügen, und wem das Zuhören mehr Spaß macht als die Gelegenheiten der andern Zimmer, der hört eben zu, spricht mit und spielt schließlich nach seinen bescheideneren Kräften wohl auch den „Secundo-Part" am Klavier. In der Ungebundenheit muß der Sinn dieser Geselligkeit gefunden werden.

So lernen sich dann Menschen in ihren geselligen Eigenschaften kennen. Das Ganze kann in der Art des regelmäßigen Empfangsabends, aber mit einigen Besonderheiten angelegt sein, und ist in dieser Form — die je nach Vermögen reicher oder bescheidener sein mag*) — für weite Kreise brauchbar.

Auf solche Weise wird so Mancher spielend in geistige Güter hineinkommen, die ihm sonst unbekannt bleiben würden; in Literatur und Musik und in geselligen Spielkünsten. Das wäre eine Art der Zusammenkunft, die — von Manchem schon früher in ähnlicher Weise angeregt — jetzt bei der Umwertung aller Werte Regel werden soll!

Dr. Alexander Elster.

---

*) Wir unterstreichen diesen Satz des Verfassers und heben nachdrücklich hervor, daß edle Geselligkeit wahrlich nicht an Reichtum oder auch nur an „gehobenere Lebensstellung" gebunden ist. Es bedarf natürlich auch nicht mehrerer Zimmer, um einer Gesellschaft Behaglichkeit und gute Unterhaltung zu bieten. Sind die Räume enger, muß freilich auch der Kreis der Geladenen kleiner sein. Je nach der Größe der Gesellschaften und den äußeren Verhältnissen sind aber die Pflichten des Gastgebers verschieden. Der Verfasser hat in erster Linie an einen bestimmten, verhältnismäßig kleinen Kreis unsrer Bevölkerung gedacht und trifft da, nach unsrer Meinung, mit seinen Reformvorschlägen das Richtige. Aber gerade wir Vortruppleute wissen aus recht reicher Erfahrung, daß in vielen andern Kreisen nicht die „Dezentralisierung" der Geselligkeit, sondern die gemeinschaftliche Unterhaltung das Gegebene ist, eine Gesellschaftsform, die allerdings an den Gastgeber nicht ganz geringe Anforderungen und ihm eine Aufgabe stellt, die schon bei der sorgfältigen Auswahl der Geladenen beginnt. Ausführlicheres hierüber soll demnächst einmal ein besonderer Aufsatz bringen. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was andre sagen

Deutscher Wille (Kunstwart) (Herausgeber: Dr. Ferdinand Avenarius, Dresden). 29. Jg. Nr. 1.

Der Blumenstrauß vom Feinde.

„Eine kleine Begebenheit ist kaum beachtet worden, und doch sollte sie verzeichnet bleiben.

Es war am 16. Juli dieses Jahres, daß sich zwischen Freiburg und Romont in der Schweiz die Austauschzüge mit französischen und deutschen Verwundeten begegneten, die einen wie die andern von Schweizern reich mit Blumen beschenkt. In dem kleinen Bahnhofe von Matran standen die beiden Züge der bisher Gefangenen, die heimkehrten, plötzlich nebeneinander still. Die Wagen mit invaliden französischen Offizieren auf den Geleisen unmittelbar gegenüber denen mit invaliden deutschen. Alles Reden verstummte, alles schwieg. Langsam setzten sich die Züge wieder in Bewegung. Da, plötzlich, warf ein Franzose einen Blumenstrauß zu den Deutschen hinüber. Und diese einfache Handlung ergriff in diesem Augenblicke diese Menschen wie eine Erleuchtung. Ein Blumenwerfen, ein Begrüßen nicht von Wärme, nein, von Leidenschaft begann hin und her und setzte sich unter hundert herzlichen Zurufen fort, so lange man aus den beiden Invalidenzügen einander erblicken konnte.

So taten die, die gekämpft und gelitten hatten."

Berliner Tageblatt vom 5. u. 7. Oktober 1915.

I.

Europa. Von Graf Monts.

„. . . . . .

An diese europäische Kulturgemeinschaft hat sich seit zwei Jahrhunderten ein Reich herangeschoben, welches ein durchaus fremdes Gepräge zeigt. Peter, Katharina, Alexander I. versuchten wohl, europäischer Gesittung in Rußland Eingang zu verschaffen, alle Anläufe und guten Vorsätze erstickten indes in einer Expansionspolitik, welche die moskowitische, vom Zarentum als Selbstzweck mißregierte misera plebs aus tiefer Barbarei nicht emporsteigen ließ. Wenn auch die höheren Schichten sich einen gewissen, freilich meist nur oberflächlichen Schliff allmählich aneigneten, so blieb doch die Grundlage des Reichs eine durchaus asiatische. Asiatisch ist vor allem die autokratische Regierungsform, welche unter Negation des europäischen Prinzips der Selbstbestimmung freier Völker, auf der Göttlichkeit der Person des Herrschers beruht. Asiatisch ist der in leeren Äußerlichkeiten erstarrte Kultus, der religiöse Fanatismus und der Mystizismus des Großrussentums, asiatisch der Fatalismus des stumm unter die Knute sich duckenden Muschiks. Asiatisch die Käuflichkeit der Richter, die Korruption der Verwaltung und eine in Progromen und im sogenannten System des verstärkten Schutzes gipfelnde Polizeiwirtschaft, welche kurzerhand Unschuldige einkerkert, ihres Eigentums beraubt und nach Sibirien ‚verschickt'. Asiatisch ist vor allem die unmenschliche Kriegführung mit Brand, Raub und Totschlag nicht nur den feindlichen, sondern auch den eigenen Bürgern gegenüber. . . . . .

Wir können ruhig der Geschichte das Urteil anheimstellen über eine Staatskunst, die kein Bedenken trug, die Horden des Zaren auf die Fluren Mitteleuropas loszulassen. Kommende Geschlechter werden es sicher als ein Verbrechen an der europäischen Kultur bezeichnen, wenn ferner die Westmächte gegen uns allerhand transatlantische Farbige mobili-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sierten. Vom rein politischen Gesichtspunkt betrachtet, ist aber das, was namentlich England jetzt tat, mehr wie ein Verbrechen, es ist ein schwerwiegender Fehler, der sich einst bitter rächen muß. Die Herrschaft des weißen Mannes beruht in den Kolonialländern auf dem Prestige seiner Rasse. Die dreihundert Millionen farbiger Untertanen der englischen Krone werden nicht durch die schwachen weißen Garnisonen oder eine Handvoll Beamter und Polizisten im Zaum gehalten. Der Respekt und die abergläubische Furcht vor der Überlegenheit des Europäers müssen das Beste tun. Auch die Allianz mit den Japanern war ein arger Mißgriff. Der kleine Gewinn der ruhmlosen Vertreibung weniger Deutscher aus Tsingtau wiegt federleicht gegen die moralische Schädigung, welche die Engländer, aber leider mit ihnen alle Europäer, im fernen Osten jetzt erleiden. Jedenfalls ist eins sicher, daß nach dem ungeheuren Aderlaß an Menschen und Gold es nicht eine europäische Macht sein wird, die in die entstehenden Lücken einrückt. Amerika und Japan sind die tertii gaudentes, und eine Rückgewinnung der jetzt verloren gehenden kommerziellen Positionen wird nur sehr schwer, wenn überhaupt, sich ermöglichen.

Kurz nach Ausbruch des Krieges äußerte ein erfahrener deutscher Kaufmann zu mir, er sähe eine lange Dauer der Kämpfe voraus. Der Krieg würde unter allgemeiner finanzieller Erschöpfung enden und für Jahrzehnte den Wohlstand unsres Kontinents untergraben, jedoch nicht zum Vorteil der Engländer, wie diese in ihrer Kurzsichtigkeit rechneten. England müsse im Gegenteil als erster Handelsstaat der Welt vielleicht intensiver verarmen, wie seine kontinentalen Rivalen. Aller Reichtum der Erde aber würde sich in Amerika anhäufen und dieses Land sozusagen im Handumdrehen die führende Geldmacht werden. Diese Voraussage scheint im Begriffe, sich zu erfüllen.

Die direkten täglichen Ausgaben der Kriegführenden werden von Fachleuten auf 300 Millionen Mark geschätzt. Wenn aber England zwischen 4 und 5 Millionen Pfund, Deutschland gegen 70 Millionen Mark täglich nach amtlichen Äußerungen verbraucht, wäre obige Summe noch zu niedrig gegriffen. Von dem Riesenbetrage ist der allergrößte Teil unwiederbringlich verloren, im Kreislauf bleibt nur, was an Sold gezahlt und bei Kriegslieferungen durch Unternehmer und Arbeiter verdient wird. Zu diesem enormen täglichen damnum emergens gesellt sich das lucrum cessans, verursacht durch Daniederliegen von Handel und Wandel. Über den hohen Präsenzstand der europäischen Armeen heraus stehen sicher 25 Millionen der kräftigsten Männer jetzt unter den Waffen. Welcher Entgang für das Erwerbsleben! Die allergrößte Einbuße aber erleidet Europa an den unzähligen Menschenleben, die für immer verloren werden. Eine gar nicht zu berechnende Fülle von Arbeitskraft, an Talent, Wissen und Zukunftshoffnungen geht jeden Tag zugrunde. Fügt man zu alledem die Kosten, welche durch Wiederaufrichtung der verwüsteten Länder entstehen, durch Ersatz der vernichteten Waffen und Kriegsgeräte, des unbrauchbar gewordenen Eisenbahnmaterials, der verlorenen Schiffe, Pferde usw. usw., Beträge, die zum größten Teil, freilich ebenso wie die Invaliden-, die Witwen- und Waisenrenten, erst nach Friedensschluß zur Berechnung und Begleichung gelangen, so ergeben sich geradezu phantastische Ziffern. Schließlich müssen auch die Anleihen verzinst und die Valuten wieder reguliert werden. Zweifelsohne wird jede der großen kriegführenden Nationen, mag sie zur siegenden oder zur unterliegenden Gruppe gehören, mit einer nach Milliarden zählenden jährlichen Neubelastung ihrer Bürger zu rechnen haben. Bei dieser Höhe der Kriegsauslagen und bei der für Europa daraus resultierenden finanziellen Erschöpfung wird selbst der entscheidend Siegende eine einigermaßen entsprechend und bald flüssig zu machende Kriegsentschädigung kaum erhoffen dürfen.

Man hört jetzt oft Äußerungen: wenn wir Menschen verlieren, verlieren die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Feinde noch viel mehr, wenn wir in unserm Vermögen zurückgehen, verarmen die Gegner erst recht. Dieser Trost ist ein sehr schlechter. Bekanntlich erzeugt Deutschland viel mehr Güter, als es selbst verbrauchen kann. Unser Reichtum und unsre den andern Kriegführenden überlegene Industrie basiert zum großen Teil auf dem Export. An wen sollen wir die überschüssigen Erzeugnisse unsrer Intelligenz und unsres Gewerbefleißes absetzen, wenn unsre Kunden auf Jahrzehnte hinaus ihre Kaufkraft einbüßen? Das Erwerbsleben der europäischen Länder ist so ineinander verflochten, daß die Zahlungsunfähigkeit nur eines oder einiger Glieder alle andern aufs schwerste schädigt. Auch kulturell ergänzen sich Zentral- und Westeuropäer in solcher Weise, daß eine künftige gegenseitige Absperrung, wie sie von Chauvinisten gefordert wird, eine chinesische Verknöcherung der einzelnen Völker und einen rapiden Verfall der Hegemonie Europas zur sicheren Folge hätte. Denn nur der geistige Wettkampf der einzelnen Nationen und der Austausch ihrer Gedanken und Errungenschaften hat Europa zu seiner stolzen Höhe emporgehoben. Die Kriegspsychose trübt jetzt manches Auge, und selbst führende Geister, wie zum Beispiel Anatole France, unterliegen direkt Wahnvorstellungen. Man vergißt, daß die Europäer sozusagen in einem ziemlich engen Hause wohnen und nach dem Frieden, der früher oder später doch einmal kommen wird, wohl oder übel die alten nachbarlichen Beziehungen, wenngleich mit Vorsicht, wieder aufnehmen müssen. Deshalb ist es auch ein schweres Unrecht, in den Massen der Halbgebildeten den ohnehin schon hell lodernden gegenseitigen Haß noch mehr anzufachen oder gar, wie es namentlich die Pariser Presse zu tun nicht müde wird, dem Feinde erdichtete Greuel unterzuschieben.

Angesichts der allgemeinen Überreizung wird um so dringlicher die Aufgabe des Staatsmanns sein, kühle Ruhe zu bewahren und die Mitbürger auf den Boden der Wirklichkeit zurückzuführen. Die geschichtliche Entwicklung hat in dem zivilisierten Teile Europas allmählich die staatlichen Verhältnisse so weit konsolidiert, daß der Versuch einer wesentlichen Verschiebung der Grenzen leicht zu unhaltbaren Zuständen führen kann. Denken wir uns zum Beispiel die von den französischen Chauvinisten proklamierte Angliederung unsres Rheinlandes mit seinem starken Nationalgefühl. Selbst das Genie und die Macht des großen Korsen zerschellte an dem Unterfangen, um das durch andersprachige Elemente unnatürlich vergrößerte Frankreich lediglich Vasallen zu gruppieren. Anders liegen freilich die Verhältnisse im Osten Europas, wo ein Riesenreich ihm fremde und viel höher kultivierte Stämme zu entnationalisieren und zu unterdrücken bestrebt ist. Eine Änderung dieser geradezu unerträglichen Zustände läge nicht nur im Interesse der grausam Bedrückten, sondern aller Kulturstaaten Europas. . . . . ."

II.

„Europa."

„Die ‚Kreuzzeitung' wendet sich, an besonders sichtbarer Stelle, gegen den Artikel des Grafen Monts, der in unserm Abendblatt vom 5. Oktober erschien und die Überschrift ‚Europa' trug. Sie findet die Veröffentlichung des Artikels deshalb ‚bedauerlich', weil Graf Monts darin gesagt habe, daß, Rußland ‚im Grunde genommen zu Asien gehöre'. Ganz genau so hat Graf Monts sich nicht geäußert: er hat gesagt, daß ‚die Grundlage des Reiches eine durchaus asiatische geblieben sei'. Vielleicht hat die ‚Kreuzzeitung' besonders den Satz im Auge: ‚Asiatisch ist vor allem die autokratische Regierungsform, welche unter Negation des europäischen Prinzips der Selbstbestimmung freier Völker auf der Göttlichkeit der Person des Herrschers beruht.' Daneben hat Graf Monts den Mystizismus des Großrussentums, die erstarrten Äußerlichkeiten des Kultus, die Korruption der Verwaltung, die Polizeiwirtschaft und die jetzt wieder in Polen bewiesene brutale Rücksichtslosigkeit den eigenen Bürgern gegenüber als ‚asiatisch'

angeführt. Noch bedauerlicher findet es die ‚Kreuzzeitung', daß Graf Monts sich über ‚die auch durch Kriegsentschädigungen kaum ersetzbaren materiellen und die überhaupt nicht ersetzbaren Verluste an Menschenleben in breiten Ausführungen ergangen' habe. Sie fürchtet, das Ausland könnte daraus den Schluß ziehen, ‚daß die Kriegsmüdigkeit bei uns um sich greife'. Diese Befürchtung scheint uns völlig unbegründet zu sein. Der ehemalige deutsche Botschafter in Rom hat nicht von Deutschland, sondern von Europa gesprochen. Er hat geschrieben: ‚Die allergrößte Einbuße aber erleidet Europa an den unzähligen Menschenleben, die für immer verloren werden.' Kann irgend jemand leugnen, daß Europa durch den Verlust so vieler Menschenleben geschwächt wird, oder soll man etwa behaupten, daß es dadurch, Amerika gegenüber, an Kraft gewinnt? Und wenn die ‚Kreuzzeitung' meint, solche Worte könnten im feindlichen Auslande dazu ausgenützt werden, um uns als schwach hinzustellen und die Widerstandskraft der Wankenden und Friedensbedürftigen in den uns feindlichen Lagern neu zu beleben, so hat sie offenbar nicht bemerkt, welche Äußerungen in der französischen, englischen, italienischen Presse und in den ententefreundlichen neutralen Blättern am meisten nachgedruckt, gegen uns ausgenutzt und zur Aufstachelung der Kampfmüden verwertet werden. Nicht die Äußerungen der ‚Gemäßigten' in Deutschland werden dort, in der Auslandspresse, wiedergegeben, sondern all' jene Ausführungen und Kundgebungen, in denen die Ansichten der ‚Kreuzzeitung' und verwandter Organe sich finden. . . . . "

Rund um uns

Gottes Mühlen mahlen langsam. Es hat zu allen Zeiten Menschen gegeben, die, blind für die Vorwärtsentwicklung, begeistert von der guten, alten Zeit sprachen und die Fortschritte, die unterdes Welt und Menschheit machten, nicht sahen. — Die Entwicklung geht den Menschen zu langsam vorwärts, und weil sie keine deutlichen Fortschritte sehen, oder sie nicht sehen wollen, glauben sie eher an Rückgang. So entsteht das große Heer der Pessimisten und Miesmacher, das leider in unsern Tagen besonders groß ist. — Wir Menschen sind kurzsichtig. Wir wissen von der Entwicklung nur, was in Büchern steht, und was unsre Augen während unsres Erdenlebens sehen. Ein Buch indischer Weisheit sagt:

„Nicht in dem Augenblicke sollst Du leben, nicht in der Zukunft, nur im Ewigen!" —

Wenn es uns gelingen möchte, hinauszuspähen über Raum und Zeit, vielleicht würden wir dann erkennen, wie nichtig die kurze Spanne Zeit ist, die wir Menschenkinder übersehen und miterleben. —

Gottes Mühlen mahlen langsam! Daß mich dieses Wort nicht losläßt! — Ich mußte anhören, wie zwei Menschen über den Niedergang der Kultur, über die sichtbare Rückwärtsbewegung mit dem heutigen Krieg als Beweismittel, sprachen. Da klang es zum ersten Male in meinem Innern, das Wort, es klang wie Trutz und Schutz gegen allen Pessimismus, der sich jetzt so breit macht, und es klang wie Trost und Hoffnung für allen Optimismus, der sich allem scheinbaren Rückgang zum Trotz nicht töten läßt:

Gottes Mühlen mahlen langsam! —

Ich sage „scheinbarer Rückgang" und meine, wir brauchen nur genau hinzusehen, um zu erkennen, daß es vorwärts geht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hat uns nicht die Kriegszeit dieses wunderbare Einheitsgefühl gebracht, das sich in Parteigegensätzen fast verloren hatte?

Ist nicht die Liebe zu unserm Vaterland, der Stolz ein Deutscher zu sein, von neuem erwacht? Ist nicht die Erkenntnis deutscher Tüchtigkeit, Ehrlichkeit und Treue aus unsern Seelen hervorgeholt worden?

Haben wir je unsre gute Mutter Erde so lieb gehabt wie heute? War sie uns je so heilig?

Wer hat uns wieder die Einfachheit gelehrt? Wem danken wir es, daß wir wieder in Ehrfurcht unser täglich Brot essen, das liebe Brot, das wir oft von unnützen Fingern zerkrümelt und verstreut sahen?

O, wie müssen wir uns solches Tiefstandes schämen! Möchte jene Zeit nie wieder heraufsteigen! — Wir hatten viel zu sehr gelernt, für uns zu leben. Unser liebes Ich stand im Mittelpunkte unsres Denkens und Fühlens, und wie klein, wie eng wurde dadurch unser Gesichtskreis! Wie abgrundtief steckten wir im Materialismus! Wie andächtig knieten wir vor dem Herrscherthron des Geldes! — —

Doch wir dürfen nicht blind sein. Der Krieg nahm auch, nahm unendlich viel! — —

In tiefer Ehrfurcht sollen wir uns beugen vor dem Schmerze, der aus dem Antlitz der Mütter, Frauen und Bräute uns entgegenblickt, die ihr Bestes hingaben für uns und das Vaterland.

Die große Trösterin Zeit möge mit leiser Hand allen Schmerz hinwegnehmen von diesen traurigen Seelen.

Ich weiß es wohl, unser Verstand will an ein Fortleben nach dem Tode nicht recht glauben, weil es ihm an sichtbaren Beweisen fehlt, und doch ist in unserm Innern, in heiliger Stille, eine Stimme, die zu uns von der Ewigkeit alles Seienden spricht. Der Verstand ist wandelbar und reißt morgen nieder, was er heute aufbaut. Der Verstand errichtete Scheiterhaufen und machte zu Märtyrern, die der Menschheit neue Erkenntnisse brachten. Warum sollen wir nicht glauben, was ein tiefes Gefühl uns verheißt, was die heiligen Bücher alter und neuer Zeit uns lehren, was unsre Dichter zu uns sprechen? Ist es Phantasterei, wenn Goethe zu Eckermann sagt:

„Wenn einer 75 Jahre alt ist, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist, ganz unzerstörbarer Natur, es ist ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit, es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet."

Oder an andrer Stelle;

„Die Überzeugung unsrer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit, denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andre Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag." —

Können wir an solchen Worten achtlos vorübergehen? Allen, die um einen lieben Toten trauern, müßten wir sie als Trost ins Herz schreiben dürfen. Der, um den du trauerst, ist nicht tot. Er hat seinen Körper abgelegt wie ein Kleid. Was geistig in ihm, in dir, in uns Allen ist, kann niemals untergehen, und wird leben bis in alle Ewigkeit.

Wir wollen auch nicht blind sein gegen Leiden und Schmerzen, die der Krieg über Tausende brachte, die mutig und begeistert, gesund an Leib und Seele hinauszogen, und die als Krüppel und geistig Kranke zu uns zurückkehren. Sie Alle sollen unsrer tiefsten Dankbarkeit, unsres steten, nie versagenden Opfersinnes gewiß sein.

Der Krieg hat uns auch materielle Werte genommen, doch was ist das alles gegen die geistigen Güter, die aus Not und Tod, aus Sorge und Elend emporblühten!

Gottes Mühlen mahlen langsam! — Und doch will es mir scheinen, als mahlten Gottes Mühlen heute schneller

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als sonst, als dürften wir Gegenwartsmenschen ein gewaltiges Vorwärts in dem Schöpferplane erleben. —

Mein inneres Auge wendet sich ab von den Ereignissen des letzten Jahres und blickt zurück auf Bewegungen, die wir entstehen sahen, und von denen jede einzelne berufen scheint, uns einen Schritt weiter zu bringen. — Wir haben die Entstehung und Entwicklung der Nüchternheitsbewegung gesehen, die ein tief eingewurzeltes Elend beseitigen und die Menschheit höheren, reineren Zielen zuführen will.

Und jene wundervolle Bewegung, die unsre Brüder herausziehen will aus „der Straßen quetschender Enge" an die gütige Sonne, ihnen Allen ein Stückchen unsrer lieben deutschen Erde geben möchte, damit die blassen Menschenkinder daran gesunden in Luft und Licht und recht von Herzensgrund lernen, sich ihres Lebens zu freuen.

Und unsre Wandervögel, die uns wieder die Freude an Feld und Flur brachten, an alten Tänzen und schönen alten Volksliedern, die auf dem Strohsack des Bauern und beim selbstgekochten Essen wieder Genüge finden an einfacher Lebensführung!

Das Alles wäre nichts?

Jede dieser Bewegungen ist ein Flügel an den Mühlen Gottes, die nie stille stehen. Es gibt ihrer noch eine ganze Menge, und ich sehe aus der Not dieser Zeit neue Flügel hervorwachsen; wir gaben ihnen schon Namen, wir nennen sie Kriegerheimstätten-Bewegung und Hinterbliebenenfürsorge.

Wer darf da noch an ein Rückwärts glauben? — Hoffnungssicher, zukunftsfroh müssen wir werden in dem Bewußtsein, daß es vorwärts geht.

Man sage auch nicht, daß es jetzt nicht an der Zeit ist, über jene Werke des Friedens zu sprechen. Wir Daheimgebliebenen haben die heilige Pflicht, diese Saat zu pflegen, damit sie einst herrlich aufgehe und Früchte trage. —

Zweifelst du an dem ewigen Fortschritt aller Dinge?

Wende dich einer Bewegung zu, die deinen Fähigkeiten und Neigungen entspricht. Du wirst fühlen, wie die Arbeit an dir selbst, die jede Vorwärtsbewegung fordert, und wie die Arbeit für die Allgemeinheit dich emporhebt über das kleine persönliche Ich, dir nie geahnte Weiten zeigt, dir den Glauben an den Sieg des Guten gibt und die tiefe Erkenntnis der Weisheit des göttlichen Schöpferplanes.

Niemand ist zu gering zur Mithilfe. Wir können nicht alle Baumeister sein, wir können nicht alle mauern und zimmern, aber Steine herbeitragen, das können wir. Wir Alle sind, um mit Fichte zu sprechen: „Gottes Hände an diesen Werken".

Unsre tapferen Feldgrauen da draußen bekämpfen den äußeren Feind. Wir daheim wollen kämpfen gegen alles Matte, das sich etwa unter uns breit machen möchte; wir wollen es bekämpfen aus der Erkenntnis heraus, daß wir in diesen Tagen Menschen haben müssen, die an den Sieg der Wahrheit glauben, die Einheit lieben und hoffendes Ewigkeitsgefühl im Herzen tragen.

Und sollte auch für uns eine Stunde kommen, in der wir ungeduldig werden, weil unsre schwachen Augen den Fortschritt nicht sehen, für den wir kämpfen, dann möge das Wort, das mir half, uns allen helfen:

Gottes Mühlen mahlen langsam!

E. Brockmann.

Feldgrau. Kannst du dir vorstellen, wie dir war, als du das erste Mal zu Kriegsanfang einen Krieger in Feldgrau sahst? Ich glaube, es wird jeder ähnlich gefühlt haben wie ich: Jetzt wird es ernst. Und dieser Ernst ist einem je mehr zum Bewußtsein gekommen, desto mehr Truppen in Feldgrau man nach Osten und Westen gehen sah. Feldgrau war für die Daheimgebliebenen eine Mahnung an den Ernst der Zeit. Weil die Farbe etwas Ungewohntes fürs Auge war, so hatte sie auch etwas Eigentümliches fürs Gefühl. Es hat sich wohl selten jemand dieser Wirkung zu entziehen vermocht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ja, sie mag auf manchen, der gefühlsmäßig leicht erregbar war, sehr stark gewesen sein. Besonders auch auf die Frauen. Es war aber auch mir nicht gleich, als ich das erste Mal feldgrau eingekleidet war, wenige Wochen danach, als die ersten Truppen ins Feld gezogen waren. Und meine Frau hat mir später gesagt, daß es ihr richtig durchs Herz gegangen sei, da sie mich feldgrau in die Wohnung treten sah. Denn Feldgrau ist nicht nur die Farbe derer, die froh hinauszogen. Es ist auch die Farbe der stahlharten Männer, die sich in Flandern, in der Champagne, in den Vogesen, in Kurland, in Polen, in Galizien dem Erdboden anschmiegen, um so als eiserner Wall die zu schützen, die ihnen lieb sind in der Heimat. Es ist aber auch die Farbe des letzten Kleides, in dem der müde Kämpfer, in fremder Erde gebettet, ausruht. Daran dachte wohl anfangs jeder. Feldgrau war darum keinem eine Sache für Spiel und Alltag. Feldgrau hatte etwas Ernstes, Feierliches, Düsteres an sich.

Daß sich dies in etwas geändert hat, auch ändern mußte, liegt daran, daß der Anblick Feldgrauer nichts Seltenes und Ungewohntes mehr ist. Er ist etwas Alltägliches geworden. Und weil sich das Auge daran gewöhnt hat, weils nicht mehr so auffällt, sind auch die ernsten Gedanken, die sich erst so lebhaft daran knüpften, zum Teil nicht mehr so rege. Es mögen sich Viele beim Anblick Feldgrauer nicht mehr alles dessen bewußt werden, was sie früher unwillkürlich dachten. Man darf um deswillen ja noch nicht annehmen, daß ihnen diese Gedankengänge ganz fremd geworden sind; sie drängen sich ihnen nur nicht mehr so auf. Freilich, es mag wohl auch den oder jenen geben, der das „Feldgrau" gar nicht mehr beachtet. Er würde es wohl wieder lernen, wenn man ihn selbst hineinsteckte.

Aber wir wollen auch nicht vergessen, daß Viele das Feldgrau liebgewonnen haben. Die erste Scheu ist überwunden. Und nun ein lieber Mensch dies Kleid anziehen mußte, lieben sie es um des-willen. Sie liebens so, wie mein Mädel, das zur Mutter sagte, als an ihnen singend ein Trupp feldgrauer Soldaten vorbeizog: „Mutti, ich habe die Soldaten alle so gern, weil unser Papa auch so angezogen geht."

Aber diese „Liebe zum Feldgrau" ist auch viel in Spielerei ausgeartet, in eine Spielerei die zu der ernsten Sache, nicht so recht paßt. Man spricht von „unsern Feldgrauen" in einem Tone, wie man von etwas spricht, womit man Sport treibt. „Mein Feldgrauer" sagt das Schulmädel, das mit ihrem „Liebesgabensoldaten" in Briefwechsel steht. „Mein Feldgrauer" sagt das junge Mädchen vom Schatz. „Unser Feldgrauer" sagt die Mutter vom Sohn. „Mein Feldgrauer" sagt sogar die Gattin vom kämpfenden Gatten. Und wenn mans hört nach Art und Betonung, da hat man das Gefühl: Sie treiben mit euch Spielerei! Eben darum aber tut es uns weh! Es ist uns dem Ernste der Sache nicht angemessen. Ganz unpassend aber ists, nun auch noch von feldgrauen Films oder feldgrauen Lustspielen und ähnlichen Dingen zu reden. Aber das ist doch nur die Steigerung dieser spielerischen Art. Das ist ein Ausarten in Afferei.

Man sollte bei aller Liebe zum Feldgrau nicht vergessen, daß es doch etwas recht Ernstes darum ist. Denen aber, die das vergessen, sollte ab und zu recht deutlich zu Gemüte geführt werden: „Feldgrau-sein" ist kein Sport und Spiel!

Darum ists auch ein Unrecht, das Feldgrau beim kindlichen Spiel anzuwenden. Ich war in der Heimat und fand viele Jungen in feldgrauer Uniform, die durch ihr Grüßen zudem noch die Heimgekehrten belästigen. Aber schon, daß sie feldgrau gingen, tat mir weh. Denn ich sah darin eine Mißachtung derer, die draußen in Not und Tod stehen. Mir schiens wie eine Verhöhnung. So ists gewiß nicht gemeint. Aber es muß vielfach so wirken. Unsre Kinder, unsre Jungen und die Mädchen auch, mögen immerhin daheim Soldaten spielen. Ein Soldat, ein Kämpfer zu sein, liegt dem Deutschen im Blute.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber sie sollens tun mit dem selbstgemachten Papierhelm und den Tressen aus Zigarrenbändern, den Holzsäbeln und den Stöcken als Flinte und Pferd. In diesen selbstverfertigten Ausrüstungs- und Bekleidungsstücken liegt mehr erzieherischer Wert als in allem feinen fertigen Spielzeug und nun gar in der bis ins Kleinste nachgebildeten feldgrauen Kinderuniform. Schon das rein pädagogische Moment ohne Rücksicht auf den Krieg sollte diese feldgrauen Uniformen zurückweisen. Nun aber gar alle die außerdem dazu kommenden sittlichen Werte, die der Krieg erzeugte, alle die Gefühle, die sich ans Feldgrau knüpfen. Es sollte sich jeder dagegen wenden, das feldgraue Kämpfertuch zum Kinderspiel herabzuwürdigen. Und wenn jemandem der Krieg das liebste nahm und er sieht nun Kinder in Feldgrau spielen, dann muß es wie Messer in die Brust schneiden.

Wenn wir aber einst heimkommen sollten in unserm feldgrauen Kämpferkleid, dann werden es viele der Tausende, der Millionen, als eine Kränkung empfinden, wenn dem Feldgrau nicht die ihm gebührende Achtung entgegengebracht wird. Denn sie alle sahen zur Zeit des Krieges in ihrem feldgrauen Kämpferkleid ihr Totenkleid. Und wenn sie heimkommen, verlangen sie, daß mans als Ehrenkleid würdigt. Sie selbst aber, die die große Zeit in „Feldgrau" miterlebt und mitgekämpft haben, werden das Feldgrau auch weiterhin ehren. Denn in „Feldgrau" ist ihnen das größte Erlebnis geworden, ein Erlebnis, das zu vergessen unmöglich ist.

Walther Kluge.

„Vogelleichen auf Hüten". Der „Vortrupp" hat zu Beginn des Krieges eine bunte Briefverschlußmarke herausgegeben mit der Aufschrift: „Weg mit der Pariser Unsitte, Vogelleichen auf Hüte zu binden"*). Die Absicht dabei war: den mächtig aufflammenden Haß gegen alles Fremdländische für den Kampf gegen eine abscheuliche Unsitte dienstbar zu machen.

Diese Briefverschlußmarke sollte unsre Leser zugleich an unsern wichtigen Kampf gegen die Naturverwüstung erinnern und ihnen nahelegen, auch in dieser Zeit unsre Flugschrift: Hans Paasche: „Die Federmode"*) zu lesen und zu verbreiten.

Der Gedanke, den wir auch schon mit dem Aufsatze „Deutscher Naturschutz" vertraten, ist der: Wo Deutsche über die Natur zu entscheiden haben, sollen die hilflosen Geschöpfe der Erde vor Vernichtung sicher sein. Das soll eine Folge deutscher Bildung sein und soll uns so lange vor andern Völkern auszeichnen, bis alle Völker der Erde einig sind in dem Wunsche, die Erde schön und reich zu erhalten. Nun könnte jemand sagen, das habe keinen Zweck, wenn wir nur einen kleinen Teil der Erde in unserm Besitz haben. Das ist nicht richtig. Die Macht, Tiere zu schützen, geht viel weiter als die Verbote und Gesetze reichen. Wer keine Reiherfeder trägt, für den wird kein Reiher totgeschossen. Aber, seien wir ehrlich, nicht einmal darauf kommt es an. Es ist nach allem, was wir über die Vernichtung der Vogelwelt für Frauenhutschmuck wissen, leider möglich, daß der Kampf gegen die Federmode schon zu spät gekommen ist, und daß noch mehr Vogelarten für die Hutmode geopfert werden, als bereits für diesen Zweck ausgerottet wurden. Allein, daß wir, wir selbst, an den Schandtaten keinen Anteil haben, das ist das, was wir wollen. Es leiten uns also sittliche Gründe.

Der Kampf, den wir im Verein mit dem Bund für Vogelschutz und andern Naturschutzvereinen gegen die Unsitte der Federmode führen, richtet sich natürlich gegen den Teil des Handels, der

*) Diese Briefverschlußmarke sollte jetzt massenhaft benutzt werden. 100 Stück kosten 1 Mk. Zu beziehen durch die Geschäftsstelle des Deutschen Vortruppbundes, Hamburg, Spitalerstr. 12.

*) Vortrupp-Flugschrift, Nr. 28, Preis 20 Pf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aus dem Verkauf von Schmuckfedern, solange der Vorrat an Lebendigem reicht, ein Geschäft macht. Die Federhändler — meist sind es heute noch ausländische Häuser — bemühen sich leider, das Gewissen der Frauen einzuschläfern und die Meinung zu verbreiten, als seien die Vögel, deren Federn jetzt in der Mode sind, vor Vernichtung sicher. Wer die Wahrheit darüber kennen lernen will, der lese die erwähnte Flugschrift.

Um daran zu erinnern, wie nötig leider der Kampf ist, entnehmen wir heute einer Tageszeitung folgende Sätze, die unter der Überschrift: „Für die Frau" folgende Belehrung bringen:

„Jede verständige Frau wird ohne weiteres die Vogelschutzbestrebungen anerkennen, jedoch darf man nicht zu sentimental sein. Wenn diese schmuckspendenden Vögel bisher in solchen Massen aufgetreten sind, daß sie die Damenwelt der ganzen Erde mit dem zierlichen Hutschmuck versorgen konnten, so sind die Befürchtungen, daß die Vögel wohl bald aussterben könnten, wohl zu schwarz."

Diese Sätze muten dem Leser nicht etwa mehr Oberflächlichkeit zu als manche andern, die sich die Zeitungsleser gefallen lassen, wenn ihr Gewissen beruhigt werden soll; sie sind nur ein Beispiel dafür, was sich die Leser tatsächlich bieten lassen müssen, aber die Sätze werden heute leider von vielen Zeitungslesern hingenommen, als ob sie ernsthafte Gründe gegen den Naturschutzgedanken enthielten.

Kulturgeschichtlich sehr wertvoll sind auch die folgenden Sätze:

„Die glückliche Besitzerin eines schönen Reihergestecks hat es in der Hand, dieses lange zu tragen und dauernd schön zu erhalten, wenn sie recht vorsichtig und achtsam damit umgeht. Sie muß stets daran denken, daß sie ein Reihergesteck auf dem Kopfe trägt, und besonders beim Ein- und Aussteigen aus der Straßenbahn und Wagen darauf bedacht sein, daß sie die zarten und zerbrechlichen Stangen nicht abknickt. Wenn der Reiher seitwärts absteht, muß sie zu vermeiden suchen, daß er sich an Fenstern oder Pfosten reibt, denn die zarten Hälmchen an der Reiherstange brechen sehr leicht. Auch beim Einpacken des Hutes in einen Hutkarton oder einen Schrank ist mit Vorsicht zu verfahren."

Also: Im Hause stets daran denken, in welchem Zubereitungsabschnitt die mannigfachen Leckerbissen sind, mit denen der verwöhnte und ausgepichte Gaumen des „Männchens" gekitzelt werden soll, und außerhalb des Hauses „stets" an den Reiherstutz denken, der spazieren getragen werden soll: Wäre das wirklich die Art, wie die Mehrzahl der deutschen Frauen sich beschäftigte, dann hätte der Neger Lukanga recht, wenn er an seinen König berichtet: die Frau werde bei uns durch ihre Beschäftigung davon abgehalten, Körper und Geist zu schulen und zu pflegen.

Metanoeite.

Völkergeltung und Landwirtschaft. Zu den vielen wertvollen Errungenschaften dieses großen Krieges gehört auch die Wertschätzung, die wir jetzt der Landwirtschaft entgegenbringen. In den sorglosen Zeiten des Friedens ging uns Städtern diese Wertschätzung fast verloren. Des Scheltens auf die „Agrarier" war genug zu hören, die Industrie sah nicht immer freundlich auf die große Schwester, die Interessen der Städtebewohner standen denen der Landbevölkerung bisweilen kraß gegenüber. Nunmehr aber ist die Erkenntnis wach geworden, was wir an der deutschen Landwirtschaft besitzen, was wir ihr verdanken, und eine wie sichere Stütze sie uns ist. Moltkes berühmtes Wort, daß Deutschland im Kriege trotz seines tüchtigen Heeres verloren ist, wenn es seine Landwirtschaft einbüßt, hat seine Wahrheit erwiesen: der Aushungerungsplan unserer Gegner hätte längst die deutsche Kraft gebrochen und uns zu einem unglücklichen Friedensschlusse gezwungen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenn unser Volk die Landwirtschaft vernachlässigt hätte, wenn wir, statt sie zu stützen und zu vervollkommnen, sie über die Entwickelung zum Industrievolke preisgegeben hätten. Moltke, der feine Kopf, las eben in der Geschichte. Ihm lagen auf ihren Blättern die gemeinhin wenig beachteten Zusammenhänge zwischen den Geschicken der Völker und ihrer Stellung zur Landwirtschaft klar, und er erkannte mit voller Deutlichkeit das unbeugsame Gesetz, daß mit dem Niedergange der Landwirtschaft eines Volkes das Volk selbst herabgleitet von der Höhe seiner Geltung, daß mit dem Verfall des Bauernstandes auch das Reich verfällt.

Es wird den Lesern des „Vortrupp" vielleicht willkommen sein, diese Zusammenhänge zwischen Volksgeltung und Landwirtschaft an einigen Beispielen aus der Geschichte erläutert zu sehen. Die Berechtigung zur Wertschätzung unsres eigenen Bauerntums kann dadurch nur bekräftigt, die Wertschätzung selbst nur befestigt werden.

Das „klassische" Beispiel bietet zunächst das alte Rom. Bekannt genug ist das auch in unsern politischen Kämpfen oft gehörte Wort: Das römische Reich ist an der Latifundienwirtschaft zugrunde gegangen. Nun hatte Rom an den Latifundien, den Riesengütern, an sich zwar eine bedeutende Landwirtschaft, der springende Punkt war aber, daß der Bauernstand des alten Italien durch die Latifundien aufgezehrt war. Was von der römischen Bauernschaft nicht ins Heer eintrat, zog in die Reichshauptstadt Rom, und da wie dort gingen die rüstigen Kräfte unter, in den vielen Feldzügen und in dem Großstadtsumpf. Das Reich hatte schließlich keine Bauernsöhne mehr. Die Agrarreform der Gracchen zeitigte in den politischen Parteikämpfen keine Erfolge, und die spätere Verschleuderung auch der letzten Staatsländereien kam nicht den Bauern, sondern den Großgrundbesitzern zugute. Landfremde Sklaven fronten auf den Gütern, und landfremde Söldner dienten im Heere. Der Intelligenz des Reichsgehirns Rom strömten nicht mehr frische Kräfte aus einem gesunden Bauernstande zu: das Weltvolk degenerierte, das Weltreich zerbrach.

Das mittelalterliche Italien erlebte dann einen neuen Aufstieg, als nach der Durchsetzung des Landes mit germanischen Einwanderern deutsche Bauernsiedelungen gediehen und allmählich wieder eine Zuwanderung überschüssiger Bauernkraft in die Städte begann. Kultur und Kunst gelangten damals zu hoher Blüte, und die italienische Industrie beherrschte den Weltmarkt. Aber das Glück währte nur so lange, wie die Landwirtschaft nicht durch die Bevorzugung der Industrie benachteiligt wurde. Als nämlich die Getreidepreise immer tiefer gedrückt wurden, ging der Ackerbau zurück, und der Bauernstand wurde allmählich zugrunde gerichtet. Der Zuzug rüstiger Kraft vom Lande in die Städte versiegte, und der Glanz des mittelalterlichen Italien war dahin.

Das gleiche Geschick erlebte Spanien. Die anfängliche Blüte der Landwirtschaft, die Spanien zu einem Hauptausfuhrlande für Getreide gemacht hatte, ging von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ab zurück, nachdem damals die großen Städte die gesetzliche Festlegung der Getreidepreise, nämlich ihre Herabsetzung, erreicht hatten. Der wichtige Getreidebau wich dem weniger wichtigen Öl- und Weinbau, die Viehzucht der Seidenraupenkultur. Dazu kam die Aufzehrung der Volkskraft durch die vielen Kriege. Zwar stand in jener Zeit die Industrie und der Handel Spaniens auf höchster Stufe. Ein Kolonialreich war entstanden, wie es die Welt bis dahin nicht gekannt hatte. Aber die Bevölkerungsziffer im eigenen Lande sank immer mehr, und der Zustrom vom Lande in die Industrie- und Handelssitze hörte allmählich auf. In diesen, den Mittelpunkten der Weltherrschaft, versiegte langsam Intelligenz und Schaffenskraft, — Spanien stieg von dem Throne der Weltherrscherin herab.

Nachfolger waren die Niederlande. Diese Staaten erfreuten sich ebenfalls durch Menschenalter hindurch einer tüchtigen Landwirtschaft, die den Städten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht nur die Nahrung sondern auch die Auffrischung des Blutes lieferte. Die Kultur der niederländischen Städte stieg höher und höher, und das holländische Weltreich erwuchs. Doch der Handel brachte das billige Getreide andrer Länder nach den Generalstaaten, der Körnerbau machte sich infolge der Preisdrückerei nicht mehr bezahlt, und so ging man zur Viehzucht über und verwandelte die Äcker in Weiden. Dadurch verminderte sich der Bauernstand schon an Menschenzahl, und das Abgeben von Kraftüberschuß vom Lande an die Städte hörte nach und nach auf. Was wiederum zur Folge hatte, daß die Tüchtigkeit der Städter, der unternehmende Handelsgeist und die weltbeherrschende Kraft, zurückgingen. Auch Holland mußte das Zepter aus der Hand legen.

England nahm es an sich. Mit den englischen Zuständen haben wir uns in dieser Zeit ja eingehend beschäftigt. Wir wissen, auch in diesem Lande hat die Einfuhr billigen Getreides die ehemals blühende Landwirtschaft vernichtet. Aus Äckern sind Weiden und riesige Jagdgründe entstanden, die sich in der Hand einer unverhältnismäßig geringen Zahl von Großgrundbesitzern befinden. Die englischen Verhältnisse sind nicht viel anders als die im altrömischen Reiche: ein zahlreicher, kräftiger Bauernstand, eine Landwirtschaft, die die Bevölkerung der Inseln durch ihre Erzeugnisse ernähren könnte, bestehen nicht. Die englische Industrie nahm durch das Aufsaugen der vom Lande verdrängten Kräfte zwar einen ungeheuren Aufschwung und beherrschte im Bunde mit dem Handel den Weltmarkt. Aber ist nicht der Vorsprung, den die deutsche Industrie in mancher Hinsicht über die englische gewonnen hat — man denke an den Schiffbau, die Unterseeboote, die Riesengeschütze, die chemische Industrie—, ein Zeichen dafür, daß die Engländer nicht mehr auf der höchsten Stufe stehen? Industrie und Handel Englands finden nun aber nicht mehr den Jungbrunnen eines menschenreichen Bauernstandes, aus dem sie den Ersatz der in den Städten allmählich entartenden Kraft hernehmen können. Auch in England ist der Verfall der Landwirtschaft der erste Schritt zum Abstieg des Volkes von der Höhe seiner Weltgeltung gewesen.

Es wird dem weniger kundigen Leser vielleicht auffallen, daß hier so viel von dem Zuströmen der Bauernkraft in die Städte die Rede ist, und daß dessen außerordentliche Wichtigkeit so oft betont wird. Das aber ist das eherne, unabänderliche Gesetz, unter dem die Kulturvölker stehen. In den Städten, besonders in den Großstädten, die ja die tragenden Mittelpunkte der Kultur eines Volkes sind, erhält sich die Volkskraft nicht. In der dritten, vierten Geschlechtsfolge stirbt der größte Teil der in die Städte gezogenen Familien aus, und namentlich für die Industriebevölkerung, die Arbeiterschaft, bilden die modernen Großstädte wahre Gräber der Volkskraft. Aus eigenem Blut können sich diejenigen Bevölkerungsschichten, die die Träger der Intelligenz sind, nicht erhalten. Und auch die geistige Höhe vermag diese Schicht auf die Dauer nicht zu behaupten, geschweige denn zu steigern, wenn sie nicht ständig neue, frische Kraft ihren Geschlechtern einzumischen vermag, Kraft, die sie nur vom Lande nehmen kann.

Die Geschichte zeigt die Bedeutung der Landwirtschaft für die Volksgeltung denen, die sehen wollen, unwiderleglich. Daß wir uns jetzt glücklich preisen, unsre Landwirtschaft nicht vernachlässigt zu haben, wird nicht der einzige Ansporn sein, die wertvolle Kraftquelle zu erhalten und sogar zu stärken. Das Volk der Denker beachtet gern die Lehren der Geschichte, und indem es diese Lehren würdigt, wird es die Wege gehen, die zur Erhaltung eines zahlreichen, tüchtigen, heimatfrohen Bauernstandes führen. Der Städter, der Kaufmann, der Industriearbeiter werden künftig die Arbeit des Landmanns hoch werten, und alle der Landwirtschaft zugewendete Förderung wird gewissermaßen als eine Versicherungsprämie für die Wohlfahrt des ganzen Volkes angesehen und gern geleistet werden. P. H.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. A. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

4. Jahrgang Nr. 22 16. November 1915

Vom deutschen Heldentum.

Das deutsche Heldentum, das uns im Völkerringen Erfolg nach Erfolg eingetragen hat und uns den Endsieg trotz feindlicher Überzahl verbürgt — denn hoch über allen Zweifeln schwebt unsre Zuversicht —, dies Heldentum ist keine Raufluft und Kraftmeierei. Mag in diesem oder jenem Handgemenge Erfahrung in Händeln und urwüchsige Körperkraft den Ausschlag geben, den Krieg entscheiden sie nicht; denn Kraftburschen und Raufbolde gibts bei allen Völkern und bei unsern Gegnern entsprechend ihrer größeren Volksmenge gewiß insgesamt mehr.

Es mag geschichtlich Gebildeten unter unsern Feinden, wenn sie vor den Hurra rufenden Sturmtruppen ausreißen, einen Augenblick die Erleuchtung kommen, daß sich der furor teutonicus, das Berserkertum, die Kampfwildheit der Germanen, bei den Deutschen, ihren Nachfahren, erneuert. Aber diese wilde Kampffreude, gemischt aus Blutrausch, heißem Zorn und Kraftgefühl, gehört auch nicht zum innersten Wesen des Heldentums, das den Sieg unlöslich an unsre Fahnen kettet; denn was kann sie gegen todspeiende Maschinen?!

Überhaupt ist der Held unsrer Tage nur in Einzelfällen mit dem Helden alter Zeiten zu vergleichen. Groß, schön gebaut, gewandt in vielerlei Waffenhandwerk mag mancher von denen sein, die sich nun Ruhm erwerben; aber auch aus schmächtigem, schmerzdurchzucktem Körper wächst unsterbliches Heldentum empor.

Ganz fern steht dem abgründig traurigen Blutgeschäft der Gegenwart die lichte Gestalt des Märchenhelden, dem durch Wundergewalt alles gelingt, obwohl auch manch feldgrauer Krieger hochgemut durch tausend Gefahren schreitet, wie von einer Zauberwehr umgeben.

Schließlich: auch der schnell verfliegende Begeisterungsrausch, sei er an Worten oder an Getränken entzündet, hat wenig mit dem ausdauernden Heldentum der Sieger zu tun. Verhaltene Glut tiefster Heimatsliebe ist besser als zügellose Leidenschaft.

Wer die wahrhafte Heldengröße in dieser furchtbaren Zeit begreifen will, muß das Wort Heldentum um den neuen Sinn befragen, den die Gegenwart ihm verleiht.

* * *

Was uns Deutsche zu Siegern macht in diesem ungleichen Kampf, das ist weder eine Sache des Mundes, noch der Muskeln, noch endlich des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

leidenschaftlich aufgepeitschten Blutes; es ist im Grunde ein stilles inneres Heldentum der Seele.

Was uns aus tausend Feldbriefen überraschend entgegentritt, was wir, die wir gewohnt sind, uns selbst zu beobachten, erstaunt an uns wahrnehmen, ist der Gleichmut allem Erleben gegenüber, eine seltsame seelische Gleichgewichtslage, obwohl wir, wie nie zuvor, Gemütserschütterungen ausgesetzt sind. Aus der Tiefe erheben Gedanken über den Krieg und das millionenfache Elend, das er mit sich bringt, ihre Häupter: noch ehe sie sich aufgerichtet und uns überwältigt haben, zwingen wir sie nieder. Wir müssen Tag für Tag unendlich Grauenhaftes sehen, und spüren in jedem Einzelfall die Fähigkeit in uns, ihn mitfühlend und mitleidend nachzuerleben. Aber wir wehren uns erfolgreich dagegen. Wir sind Stunde für Stunde von Gefahren umgeben und müssen gewärtig sein, daß das, was heute unserm lieben Kameraden, morgen uns zustößt; aber wir gehen, wenn es nötig ist, einher, als wären wir gegen alle Geschosse gefeit. Getrennt von unsern Lieben und von unserm ganzen Lebenskreis, von unsrer Arbeit und unsern Lebensgenüssen, führen wir ein Viertelsdasein mit Entbehrungen, die uns sonst einzeln viel Leiden verursachten. Die Jahreszeiten kommen und gehen mit all ihrer Schönheit: wir spüren in Ausnahmestunden das Blühen und Gedeihen, das Schwellen und Reifen, das Welken und Vergehen und können doch nicht wie das Leben ringsum frei atmen unter der drückenden Last; aber wir tragen sie aufrecht, wir erdulden hundert Entbehrungen und die Unbilden wechselnder Witterung, selbst Ansätze von Krankheiten gleiten wirkungslos an uns ab. Kurz, wir sind vom Erleben der greifbarsten Wirklichkeit wie durch eine künstliche Wand getrennt, eine Wand, die uns zwar beschränkt und bedrückt, uns aber die tröstliche Gewißheit läßt, daß wir, heimgekehrt, die gleichen sein werden wie früher, empfänglich, mitfühlend, innerlich lebendig und reich.

Dies Gleichgewicht der Seele, vergleichbar der Geduld, ist die höchste Tugend in diesem Kriege. Es stellt sich nach tausend Erschütterungen immer wieder her; es ist künstlich, und der Wille spielt dabei mit: Selbstzucht und Selbstüberwindung stecken drin. Doch ist dieses künstliche Erzeugnis des Willens nicht lebensfremd und unnatürlich, sondern Ausgeburt der tiefsten Lebenslust, die unsre innerliche Welt mit diesem Gleichmut wie mit einer Schutzwehr umgibt. So ist sie der Sorglosigkeit der Tiere verwandt. Ich habe Lerchen jubeln, Nachtigallen schluchzen hören im Tal, über das tags und nachts die Geschosse rollten, donnerten und krachten. Einmal in der Nacht, als wir im stärksten Artilleriefeuer lagen, schlich ein Kätzchen unbekümmert umher. Viele unsrer Leiden im Alltag liegen in verwickelten Vorstellungsbeziehungen, die die Tiere nicht kennen. Auch Furcht vor künftigen Gefahren gehört größtenteils dazu.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir müssen diese „Einbildungen" erst beseitigen, um uns das Leben im Kriege zu ermöglichen.

Aus heißem Lebenswillen geboren, von starker Willenskraft immer wieder hergestellt, ist dieser seltsame Seelenzustand die Vorbedingung eines Heldentums, das alles Mund-, Muskel- und Rauschheldentum spielend überwindet.

* * *

Der geschilderte Gleichmut, so völlig entgegengesetzt allen Vorstellungen, die man sich daheim von den erforderlichen Tugenden gemacht hatte, diese abgelegene, sonst nie gebrauchte Tugend, ist die unerläßliche Grundlage für die in diesem Kriege notwendige besondere Art der Pflichterfüllung. Dem denkenden Menschen, der sich Rechenschaft ablegt über sein Tun und geschult ist im Gebrauch seines Willens, wird hier draußen Pflichterfüllung so selbstverständlich wie das Atmen. Dabei zwingt die Selbsterhaltung alle Gedanken, die man über die blutigen Pflichten haben könnte, in den Hintergrund; um so weiter, je mehr man als Vorgesetzter auch für die Erhaltung seiner Leute mitverantwortlich ist. Man fordert von sich und fordert von ihnen, was nötig ist.

Die Auffassungen von dem, was Pflicht ist, sind zweifellos ungeheuer verschieden. Auch bei uns gibt es Drückeberger, die sich zwar im allgemeinen nicht selbst verstümmeln oder auf andre strafbare Art geradeswegs ihrer Pflicht entziehen, aber doch mehr oder weniger durchsichtige Vorwände finden, um den härtesten Notwendigkeiten auszuweichen und sich leichtere Aufgaben zu stellen. Man erkennt diese Leute leicht an den übertriebenen Klagen über die Mühen ihrer Arbeit, an ihrer Großsprecherei in der Heimat und an ihrem unkameradschaftlichen Verhalten. Zum Glück haben wir nur eine kleine Minderheit dieses Schlages. Sie können einem immerhin den Aufenthalt in Ruhe- und Erholungsorten, ja selbst Stunden des Heimaturlaubs verleiden.

Wesentlich massenhafter ist eine andre Art Krieger. Man würde sie verletzen und ihnen wirklich Unrecht tun, wenn man ihnen Mangel an Pflichtgefühl vorwürfe. Sie tun ihre Pflicht, eine schwere Pflicht, viele Monate fern von den Lieben und von der gewohnten Arbeit. Sie erfüllen die befohlenen Aufgaben mit einer Durchschnittstüchtigkeit, Gründlichkeit und Ausdauer, die, stetig fortgesetzt und gehäuft, keinen wesentlichen Schwankungen unterworfen, einen guten Teil der deutschen Überlegenheit ausmachen. Es ist in ihnen allen Fleisch und Blut gewordene Zucht, nicht allein von den militärischen Übungsplätzen, sondern auch von den Schulen, Arbeitstätten und Spielplätzen her. Es lebt unter ihnen eine männliche Anschauung von dem, was Pflicht ist, die unausgesprochen bleibt, während in der Verkehrssprache Klagen, Redensarten und Gemeinplätze vorherrschen, die bei oberflächlicher Beobachtung einen ganz andern (schlechteren) Eindruck hervorrufen könnten. An diese Leute denken gewiß

höhere Vorgesetzte, wenn sie sagen, daß jeder Mann hier draußen ein Held sei. Doch gibt es auch bei ihnen noch viele Abstufungen. Die Einen stehen den Drückebergern am nächsten, tun ihre Pflicht, wenn sie gesehen werden oder weil sie Strafe fürchten und sind die Quellen jenes fast unerträglichen Soldatengeschwätzes, das am treffendsten gekennzeichnet wird durch die Worte: „Lerne zu klagen, ohne zu leiden." Ihnen wirken Andre gerade entgegen, die besonnen und unter Einsatz all ihrer Berufsfähigkeiten ihre Aufgaben erfüllen, auf die man sich verlassen kann, auch wenn man den Rücken kehrt, die ihre Lage und die ihrer Kameraden, sei es im Graben, sei es im Ruheort, zu verbessern wissen, und die dafür sorgen, daß unter den Leuten echte Tüchtigkeit in manchen ernsteren Gesprächen Geltung erlangt und dann Geltung behält.

Peinliche Pflichterfüllung in tausend unscheinbaren Kleinigkeiten, Stunde für Stunde, Tag für Tag, durch Wochen und Monate, das ist der Kern, vor allem im Stellungskrieg. Ruhige, gelassene Pflichterfüllung trotz der ständig nahen Gefahr, deren Quelle man nicht sieht, die überraschend von irgendeiner Seite kommt, in Gestalt von wohlgezielten Schüssen feindlicher Scharfschützen, minutenlangen Artillerieüberfällen, fliegenden Minen, unterirdischen Sprengungen u. dgl. Furchtlose Pflichterfüllung bei den täglich notwendigen Verrichtungen. Darüber hinaus aber eine stets wache Spannung, ein immerwährendes Bereitsein, um im Falle eines Angriffs von hüben oder drüben, vielleicht einmal in Wochen oder Monaten alle Kräfte einzusetzen, überlegt und kaltblütig, unter Ausnutzung jedes sich bietenden Vorteils. So sind die eigentlich heldenhaften Taten der Gefechte durchaus abhängig von jener allgemeinen Haltung und Gesinnung, sind ihr gesteigerter Ausdruck und sind eben deshalb machtvoll und unwiderstehlich wie die zurückgehaltenen befreiten Kräfte eines Flusses. Wer aus einem Gefecht glücklich heimkehrt, dem wird ausnahmslos die kurze erhöhte Tätigkeit trotz vermehrter Gefahr leicht erscheinen gegenüber dem, was er an Kraft hingab in Wochen und Monaten der Wachsamkeit.

Die Lösung des Rätsels, wie denn eigentlich jener seelische Gleichmut, jene seltsame, lebensnotwendige und doch zugleich künstliche Erscheinung entsteht, liegt in der Pflichterfüllung. Die Heimat, mit allem was sie umschließt und trägt, ist bedroht. Alle Pflichten, wie schwer sie auch zu tragen sein mögen, werden als unerläßlich anerkannt. Die dauernde Richtung aller Gedanken und die dauernde Anspannung aller Kräfte auf die Erfüllung dieser Pflichten hin, und die Arbeit, die doch auch im Kriege oft aufbauend und sinnvoll für kurze Zeit ist, die Arbeit, diese treueste Freundin des Menschen, wirken zusammen, um immer wieder alles Andre versinken zu lassen vor den Notwendigkeiten des Tages. Sie schaffen sich im seelischen Gleichgewicht den eigenen Boden. Je mehr Arbeit, Pflichten und Verantwortung man auf sich nimmt, um so seltener nähert

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

man sich den Abgründen der eigenen Seele, um so unerschütterlicher geht man durch alle furchtbaren Erlebnisse, um so reicher erhält man sich seine innere Welt trotz allem. Den Arbeitsamen und Pflichtgetreuen kann auch hier — wir sehen es täglich — zeitweilig ein Leben erwachsen, das in bescheidenem Maße Sinn und Reiz in sich birgt, während den sittlich schwankenden Gestalten, wie sie einzeln in allen Kreisen vorkommen, Zerrüttung droht, weil sie aus den gewohnten Bahnen gerissen sind, in denen sie sich sonst aufrecht hielten.

Pflichtgefühl und Arbeitsamkeit, die tief eingewurzelten Merkmale des deutschen Alltags, sie sind die inneren Quellen der deutschen Waffenerfolge. Sie machen die lebendige Mauer im Westen hart und undurchdringlich, sie machen die Flut im Osten reißend und unwiderstehlich. Die vielverspottete Schwerfälligkeit und Bedachtsamkeit des deutschen Michel, seine innerliche Pflichtauffassung und seine geduldig-hartnäckige Arbeitskraft tragen den Sieg davon über alles Mund-, Muskel- und Rauschheldentum.

* * *

Es ist gewiß berechtigt, all diese getreuen Krieger Helden zu nennen. Aber es bleibt doch der Wunsch übrig nach einer andern engeren Deutung dieses alten schönen Wortes. Der Held muß Ausnahme sein, ausgezeichnet vor der Menge. In einem Volk von pflichtgetreuen Waffenträgern muß er Vorbild sein, zu dem die Genossen aufsehen. Seine Tat muß anspornen zu gleichen Taten. Er muß Führer sein.

Und wahrhaftig, an solchen ungewöhnlichen Männern fehlt es uns nicht. Sie sind nicht nur unter den durch Abzeichen zu erkennenden Führern zu suchen; denn selbst beim besten Willen der Vorgesetzten läßt oft der rasche Lauf der Ereignisse die echten Helden unentdeckt. Aus gleichem Grunde sind es auch nicht immer die Träger des Eisernen Kreuzes, die von diesem Heldentum höchster Art beseelt sind.

Aus besonders gearteter Haltung und Gesinnung entspringt auch dieses Heldentum. Wenn man scharf hinsieht, tritt doch die Pflichterfüllung der Meisten erst nach Überwindung starker Hemmungen in Wirksamkeit. Auch sonst nicht gewohnt, ihre Handlungen klar erkannten Grundsätzen unterzuordnen, sondern getrieben von Notwendigkeiten, bestimmt durch Überlieferungen, Sitten und öffentliche Meinung, müssen sie sich auch in dieser Lebenslage über einen Teil der Pflichten erst klar werden. Sie übernehmen sie dann willig als eine schwere Last und tragen sie, weils nicht zu ändern ist, und weil sie sich dem nach allgemeiner Ansicht Notwendigen unterzuordnen gewohnt sind. Manche erwarten Beförderung, Auszeichnung, Anerkennung in Worten, und Einzelne lassen nach, wenn alles ausbleibt. Aus dieser Gesinnung heraus erklärt sich bei einem gesunden fleißigen Volke eine sehr tüchtige Durchschnittsleistung, aber nicht restlos

die unerhörte Machtentfaltung Deutschlands in dieser Zeit. Diese Wunderkräfte liegen in den Männern, denen hingebende Pflichterfüllung innerste Lebensnotwendigkeit ist, ohne die sie vor sich selbst nicht bestehen können. Ihnen ist das Streben nach fernen Zielen, das Leben unter dem vollerfaßten Zwang, der von der Welt des Sollens ausgeht, die eine Hälfte ihres Menschentums. Im Frieden mögen ihnen selbstgewählte Ziele vorschweben, die der andern Hälfte ihres Seins, ihren Neigungen und Fähigkeiten voll entsprechen. Nun, da deutsche Heimat und deutsches Wesen in Gefahr sind, ist Abwehr nächste und daher höchste Pflicht.

Sie streben nicht nach Anerkennung, Auszeichnung und Beförderung, sondern nach der Leistung, die das alles verdient und vielleicht mit sich bringt. Sie wollen sich nicht hervortun, sondern dem Vaterland mit ihren Kräften dienen, wo immer sie können. An ihre Ideenwelt gebannt, von ihrer Pflichterfüllung „besessen" (wenn man will), stellt sich bei ihnen jene Gleichgewichtslage schnell her, und sie überwinden ihre Störungen bald. Sie finden überall den Punkt, wo sie ihre Kräfte einsetzen können. Sie helfen den Geist treuer Pflichterfüllung pflanzen und verbreiten; denn alle Leute suchen ja nach einer Formel, um mit dem Viertelsdasein des Kriegslebens irgendwie fertig zu werden. Sie sind die Führer. Sie rasten und ruhen nicht. Wohin sie auch gestellt werden, sie durchdenken und durcharbeiten ihren Wirkungskreis selbständig und wirken an ihm schöpferisch mit. Sie verbessern eine Stellung, sie organisieren irgendeinen Teil des Dienstes, sie sorgen hilfreich für Kameraden oder Untergebene. Im entscheidenden Augenblick setzen sie furchtlos ihr Leben ein. Sind sie in praktischen Dingen erfahren, sind sie tüchtig, geschickt und kräftig, um so besser. Doch bieten sich ihnen willig Kräfte an, wo es ihnen selbst fehlt. Denn, die pflichtgetreue Menge verlangt nach Führern, die ihnen durch Taten und Worte den Weg zeigen, dies furchtbare Kriegsleben so sinnvoll zu gestalten wie es überhaupt möglich ist; sie sehnt sich unbewußt nach Helden, zu denen sie vertrauensvoll aufblicken kann. Die ausdauernden Kämpfer sehen in solchen furchtlosen Führern ihre eigenen besten Kräfte verkörpert und freuen sich rückhaltlos, wenn solches Heldentum Anerkennung und Auszeichnung findet.

Das Heldentum erscheint zunächst am bewundernswertesten, wenn es sich in tausend Todesgefahren bewährt. Und doch offenbart es sich nicht dort allein. Vom gleichen Geist sind die erfolgreichen Leistungen höherer Vorgesetzter bis zu den Heerführern hinauf getragen. Restlose Hingabe an ihre vielseitige Arbeit, die Bändigung des Blutes und der Nerven, um mit durchdachtem Plan zum Angriff zu gehen, um entschlossen bei der Verteidigung zu handeln, ein nie ruhendes Verantwortungsgefühl für die zahlreichen Menschenleben, ohne Weichheit gegenüber den Notwendigkeiten!

Vom Glanze solchen Heldentums ist auch Hindenburg um-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wittert. Mag ihm zu seiner überragenden Größe die Genialität seines Feldherrnkönnens verhelfen, an der Wurzel liegt auch bei ihm die gleiche hingebende furchtlose Pflichterfüllung.

* * *

So zuversichtlich wir auch von Anbeginn waren, vor den deutschen Leistungen in diesem Weltkrieg stehen wir doch wie gebannt. Man wollte uns vorher glauben machen, das deutsche Volk sei erschlafft. Es gibt Leute, die den Krieg preisen als die große Erneuerung deutschen Wesens. Das ist ganz verkehrt. Gewiß, im vaterländischen Dienst wie nie vorher zusammengeströmt, von einer gewaltigen Notwendigkeit gepackt, nun bis zum äußersten gespannt und gesteigert, und in grellste Beleuchtung gerückt, ist deutsches Können und Wollen gegenüber einer Welt von Feinden. Beim Brand des Hauses offenbart sich Mut und Tatkraft. Wird man deshalb den Brand preisen? Keineswegs. Nicht der Krieg erzeugt die Kräfte, die sich in ihm sammeln und entfalten. Sie waren da. In friedlicher Arbeit war Tüchtigkeit erworben, geübt und erprobt. In rastloser Tätigkeit beim gesamten Aufbau deutschen Lebens war Pflichterfüllung Gewohnheit geworden. Weitliegende Ziele wurden auf allen Gebieten mit Ausdauer verfolgt. Jener Idealismus, der nach der Leistung strebt, jener an der Erde und im Menschenleben haftende Idealismus der Tat, der sich nun in Todesverachtung bewährt, er war vorher auf allen Gebieten zur Steigerung des Lebens wirksam. Das alles ist nicht erst im Kriege geboren, sondern langsam gewachsen im deutschen Volk. Man hat schon früher gesagt, daß auf den Schlachtfeldern der deutsche Schulmeister den Sieg davongetragen hat. Die deutsche Bildungsgeschichte hat die gesamte Grundlage für die neuere deutsche politische und wirtschaftliche Geschichte geschaffen. Man begreift gegenwärtig zur Genüge, welche Bedeutung die deutsche Wissenschaft für die Kriegsführung und die Organisation des ganzen Volkes hat. Aber auch das deutsche Heldentum dieser Tage wurzelt in der Bildungsgeschichte. Am Ende des 18. Jahrhunderts, zu Goethes, Schillers und Kants Zeiten, hat sich die deutsche Bildung von der allgemeinen westeuropäischen in entscheidender Weise abgezweigt. Das ganze 19. Jahrhundert hindurch sind die geistigen Heldentaten der deutschen Führer jener Zeit durch tausend feine Röhren ins Volk gesickert und haben jenen Geist erdhafter sittlicher Werktagstüchtigkeit herangebildet, der sich auch im Kriege bewährt. Aus jener Zeit stammt ebenfalls der tatkräftige Idealismus der heutigen Führer, denen Pflichterfüllung ein wesentlicher Teil des Menschentums ist. So widerspruchsvoll es also auch klingen mag, es ist doch unbestreitbar: die Deutschen gewinnen den Krieg nicht durch besondere kriegerische, sondern im Gegenteil durch ihre Friedenstugenden. Sie sind ja keine bezahlten Krieger von Beruf, sondern ein friedliebendes Volk in Waffen. Sie gehen in den Krieg mit schwermütiger verschwiegener Heimatliebe, ohne Kraftmeierei, ohne häßliche Leidenschaft,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ohne große lügnerische Worte, mit wunderbarem Gleichmut, pflichtgetreu wie an die heimische Arbeit. Innerlich stehen sie dem Blutgeschäft völlig fremd gegenüber. Sie wundern sich oft über sich selbst, wenn sie das Notwendige ohne Zögern tun. Daher bricht immer wieder Gemüt und Humor durch. In den Ruheorten, in den Lagern, ja selbst in der vordersten Linie schaffen sie sich immer von neuem ein winziges Stück Heim und Heimat.

Niemand, der dabei gewesen, wird je wieder von einem frisch-fröhlichen Krieg sprechen, oder ihn je wieder herbeiwünschen. Wer den Krieg kennt, kann ihn nicht preisen, wenngleich er ihm Stunden großen Erlebens gebracht hat. Zu preisen ist nur das Menschentum, das sich auch in ihm in seiner Größe zeigt. Auch in ihm; aber gewiß nicht dort allein. Man wird Heldentum nicht gern von Kampf und Gefahr trennen wollen. Der hingebende Idealismus aber, von dem das deutsche Heldentum dieses Krieges nur ein Ausdruck ist, ist auch daheim und im Frieden im Führertum aller Art vorhanden. Er ist gerade in diesem Kriege bei der Überwindung wirtschaftlicher Schwierigkeiten, den Verwundeten, Verarmten und Hinterbliebenen gegenüber mit Wundergewalt tätig gewesen. Ohne diese seine Leistungen wären vielleicht die Erfolge der Waffen zunichte geworden.

Wenn der Friede eingekehrt ist, wird nach den ungeheuren Opfern an Blut, Kraft, Zeit und Gut das deutsche Volk an seine friedliche Arbeit zurückkehren mit dem tiefen Bedürfnis nach Ruhe und Sammlung. Notwendigerweise muß dann der größte Teil dessen, was in der Zeit höchster Gefahr im Dienste des Vaterlands zusammengeströmt war, wieder in die alten Läufe zurückfließen. Die fast übermenschlich hohen Forderungen dieser Ausnahmezeit fallen weg. Die ungeheure Spannung weicht. Die im Kriege bewiesene Tüchtigkeit und Tugend aber, wie sehr sie sich auch verteilen mag, bleibt bestehen. Möge man sie durch alle hemmenden Schleier hindurch in der Masse des Volkes erkennen! Der hingebende Idealismus verschwindet nicht urplötzlich aus dem Dasein. Möge man den Führern mit der gleichen Willigkeit folgen wie im Kriege den Helden! Möge es dann gelingen, nach Beseitigung alter Hindernisse, einen größeren Teil der idealen Kräfte des deutschen Volkes und seiner Führer dem Gemeinwohl des Vaterlandes zuzuführen, damit durch den Idealismus der Tat auch im Frieden die erstrebte innere Einigung des deutschen Volkes in immer größerem Umfange wirklich werde.

Walter A. Berendsohn.

Militärische Ausbildung oder Erziehung der Jugendlichen.

Die großen Ereignisse des Weltkrieges haben uns Deutsche erst erkennen lassen, welche Kräfte in uns liegen; erst im Drange der Not sind sie lebendig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und wirksam geworden. Deutlich haben sich aber auch Mängel gezeigt, auf die ernste Warner schon lange hingewiesen; Mängel, zu deren Beseitigung aber ein kraftvolles Zufassen nötig war, das nicht aus allzu großer Rücksichtnahme auf Besitz und Selbstsucht des Einzelnen alles beim Alten ließ und damit die Allgemeinheit schädigte. Gemeinsinn und Aufopferungsfreudigkeit haben jetzt auch dies feste Durchgreifen ermöglicht, und fast alle Reformbewegungen, die so deutlich unsre Zeit zur Übergangszeit stempelten, erhoffen nun davon eine dauernde Besserung für die Zukunft. Neben der Bodenreform, die mit klarem Blick für die notwendigste Grundlage dieser Besserung den von allen Seiten, besonders aber von uns Feldgrauen, freudig begrüßten Plan der Kriegerheimstätten gefaßt hat und in zielbewußter Arbeit seiner Verwirklichung zuführt, tritt vor allem die Jugendpflege mit auf und fordert durchgreifende Maßnahmen für die Förderung unsrer Jugendlichen, besonders der Schulentlassenen.

Die bekannten Erlasse der Ministerien in den ersten Wochen des Krieges haben nun eine große Zahl an sich höchst willkommener Mitarbeiter auf diesem Gebiete und eine neue Form der Arbeit gebracht. Überall sind Jugendkompanien entstanden, in denen die Jugendlichen nach den militärischen Vorschriften meist durch alte Soldaten ausgebildet werden. Wird sich die Begeisterung von Führern und Jugendlichen auch halten, wenn die eigentliche Aufgabe dieser Neuschöpfungen, den Ersatztruppenteilen mit ihrer geringen Ausbildungszeit vorzuarbeiten, nicht mehr so dringend ist wie jetzt, da wir immer wieder unserm Heere frische Kräfte zuführen müssen? Geht daraus, daß sie jetzt und für diesen Zweck Gutes geleistet, ihr dauernder Wert hervor? Eine Anzahl von Abhandlungen sind erschienen und erscheinen noch, die immer wieder von der militärischen Ausbildung der Jugend sprechen und für diese den Zwang zum Eintritt in die Jugendkompanien und die stärkste Mitwirkung des Heeres fordern. Allerlei rein militärische Übungen sollen getrieben werden, und die militärische Form wird immer wieder betont. Muß das wirklich sein, um auch später den Zweck, einen guten Heeresersatz für die ein- bis dreijährige Dienstzeit heranzubilden, zu erreichen?

Um einem Mißverstehen meiner Ausführungen vorzubeugen, will ich ausdrücklich bemerken, daß ich selbst als Reserveoffizier daheim und vorm Feinde tätig gewesen und auch als Lehrer wie in der Arbeit mit der Jugend einige Erfahrung habe, daß ich weiter unser deutsches Heer für eine ausgezeichnete Erziehungsanstalt halte und nur wünsche, daß wir nach Friedensschluß jedem Deutschen, der sich irgend körperlich zum Soldaten eignet, die Möglichkeit geben, diese vortreffliche Schule durchzumachen, deren erzieherischer Hauptwert freilich meines Erachtens im „innern Dienst" liegt. Müssen aber deshalb die äußeren Formen, die zudem mit Erwachsenen rechnen, auch für unsre Erziehung der Jugendlichen die besten sein? Der Jugendlichen, die wir doch höchstens ein- bis zweimal in der Woche zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

diesem Zwecke versammeln können? Hier aber haben wir schon den Punkt, an dem es in fast allen diesen Vorschlägen meines Erachtens fehlt. Es handelt sich in ihnen meist garnicht darum, die Jugendlichen zu erziehen, sondern um ihre militärische Ausbildung.

Kann es aber wirklich unser Ideal sein, aus dem Jugendlichen nur einen guten Soldaten zu machen? Ich meine, wir wollen ihn zu einem tüchtigen deutschen Manne erziehen, einem Mann, wie ihn sich Fichte und Jahn, die großen Rufer zu einer deutschen Erziehung, dachten: mit starkem Körper, mit scharfen Sinnen und mit edlem Wollen. Solcher Mann aber ist wohl auch zugleich ein guter Soldat, nur daß er eben noch mehr ist als dies und nicht nur im grauen, sondern auch im bürgerlichen Rocke seinem Vaterlande etwas Ordentliches leisten kann. Halten wir etwa den Granaten draußen stand, um deutsches Gebiet ein Stück zu vergrößern oder um das deutsche Geld und Gut zu mehren? Wir kämpfen für den deutschen Geist, für das deutsche Volkstum, für die deutsche Zukunft. Und was uns Kraft gibt, ist das Bewußtsein, daß wir damit zugleich für die Zukunft der Menschheit kämpfen, die vorwärts schreiten soll und muß, und die dies ohne deutsche Genauigkeit, deutsches Pflichtgefühl und deutsche Einordnungsfähigkeit nicht kann. Wie haben wir uns draußen gefreut, daß auch in der Heimat immer klarer diese unsre Aufgabe erkannt, unser Ringen gegen eine Welt von Feinden so tief und geistig erfaßt wurde. Und wenn wir nun mit festem Griffe die Heranbildung unsrer Jugendlichen in die Hand nehmen, können wir uns da mit einer äußerlichen Form begnügen? Es ist unsre höchste Aufgabe, unsre Jugend mit solchem Geiste zu erfüllen, daß sie Fichtes Forderung entspreche: daß jeder seine gerade ihm zufallende Pflicht zu erkennen vermöge, daß jeder den festen Willen habe, sie zu erfüllen, und daß Geist, Körper und Sinne ihm so ausgebildet sind, daß er dies tun kann. Ich meine nicht, daß die beabsichtigte militärische Vorbildung der Jugend diese nicht auch nach diesem Ideal bilden könne, nur muß sie dann eben von jenem Geiste durchdrungen sein und mag dafür auf die militärische Form ruhig etwas mehr verzichten. Sicher ist aber diese Art der Jugendpflege nicht die einzig mögliche. Verschieden veranlagt sind unsre Jugendlichen, verschieden veranlagt die Führer. Es ist nun eine alte Erfahrung, daß gerade in diesem Alter jeder Zwang alle Lust zur Sache nimmt. Wir wollen und müssen freie, selbständig denkende Menschen erziehen, und auch unser Heer kann stumpfe Maschinen nicht mehr brauchen, wie sie erzwungene Gleichförmigkeit nur zu leicht heranbildet. Stecke also der Staat das Ziel, zwinge er den Jugendlichen, etwas zu tun, aber lasse er ihm frei, wo und wie er sich körperliche Kraft und scharfe Sinne erwerbe, welchen Führer er sich als lebendiges Vorbild und treuen Erzieher wähle. Wenn der Staat gewisse Richtlinien gibt über das, was zu treiben ist, und sich durch eine großzügig durchgeführte Aufsicht, bei der alle „Vorstellungen" und „Besichtigungen" unbedingt zu ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

meiden sind, vergewissert, daß der rechte Geist in den verschiedenen Zweigen und Formen der Jugendpflege herrscht, so ist das mehr, als wenn er alles Äußerliche genau bestimmt und so über der Form das Wesen, die eigentliche Erziehung, verloren geht. Die militärischen Formen wird ein Heeresersatz, der dem Jugendideale Fichtes und Jahns entspricht, in kurzer Zeit beherrschen; das haben schon unsre kriegsfreiwilligen Pfadfinder und Wandervögel, Turner und Sportleute bewiesen.

Nur in der Freiheit kann Großes gedeihen. Geben wir sie also den Führern der Jugendlichen, geben wir sie diesen selbst. Wie das Exerzierreglement für die Infanterie (Pkt. 275) von den höheren Führern verlangt, daß sie „nicht mehr befehlen, als von ihnen befohlen werden muß" und „den Unterführern die Wahl der Mittel überlassen", so soll auch der Staat in der Jugendpflege das Ziel setzen und jeden zwingen, ihm zuzustreben, aber freistellen, wie er es erreicht. Nur dann wird es möglich sein, in unsern Jugendlichen die Tugend zu erziehen, die wieder an derselben Stelle als „die Grundlage der großen Erfolge im Kriege" bezeichnet wird: „die in richtigen Grenzen sich geltend machende Selbsttätigkeit". Diese Tugend ist aber nicht nur im Kriege, sondern überall im Leben die Grundlage des Erfolges; denn auf ihr beruht jede Organisation. Und daß die beste Organisation den Sieg davonträgt, nicht nur auf dem Schlachtfelde, das hat das Völkerringen jetzt gelehrt, das haben auch unsre Feinde erkannt. Diese Fähigkeit aber, sich *ein*- nicht *unter*zuordnen, gedeiht nur in der Freiheit; und nicht durch Exerzier- und Marschübungen, sondern durch Erzieherarbeit läßt sie sich in unsern Jugendlichen entwickeln.

Wenn wir also von der künftigen Jugendpflege sprechen, wollen wir mehr an den Geist denken, der sie erfüllen soll und muß, die äußere Form aber ruhig der Neigung und Eigenart des Einzelnen, des Führers wie des Jugendlichen überlassen; denn auf diesen Geist kommt es an.

Erich Merbitz.

Schärfe und Milde.

Wenn die Jungen flügge werden, regt sich neben manchem Guten und Befreienden auch gewöhnlich der Drang, sich auf außergewöhnliche Art zu betätigen, sogenannte Bravourstücke zu leisten. Mancher ist schon früher stark darin, aber im Verborgenen, weil die elterliche oder schulmeisterliche höhere Gewalt sich gewöhnlich diesen Leistungen gegenüber recht kühl verhält und ebenso abkühlend zu betätigen sucht. Und da wählt man sich denn Gegenstände der Kraftauslassung, die möglichst viel von der Gewähr an sich haben, daß „nichts heraus kommt".

Wenn all die Dinge herauskämen, die bestimmt sind, die Verborgenheit zu schmücken, so würde auch eine zweite Welt die Bücher nicht fassen können, die diese Taten der Nachwelt erzählen sollten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Jugendzeit ist trotz ihres bekannten goldigen Glücks und Friedens ein Zustand ständigen Kriegens und Bekriegens. Man siehts an den kleinen Kücken. In den ersten sechs Wochen sind sie „entzückend süß"; nachher fangen sie an, sich gegenseitig die besten Happen abzujagen, und noch etwas später fallen sie übereinander her, als hätte die Erde nicht Platz für sie alle.

Auch mit den Jungens ist das so ähnlich.

Was den Mädchen das Puppenspielen ist, das bleibt den Buben das Raufen, Klettern und Graben. Man kann nichts dagegen machen. Naturtrieb.

Namentlich das Klettern sitzt fest. Jeder Baum im Wald und Garten hat nur so viel Wert, als er Aussicht auf gutes Ersteigen bietet. Was kein „Kletterbaum" ist, genießt überhaupt keine Beachtung, es ist wachsendes Brennholz.

Ähnlich werden eigene und fremde Zäune gewertet.

Was die Bäume für den Höhenrekord sind, das leisten Zäune den Anforderungen an Geschwindigkeitsfeststellungen. Nichts besseres gibt es in dieser Hinsicht als einen Stacheldrahtzaun; kaum ist er in Sicht, da ertönt schon die Losung: „Wer ist am schnellsten hüben und wieder drüben!?"

Und dann gehts mit einer Sachkenntnis, die auf ein gutes Hundert ähnlicher Übungen schließen läßt, eins, zwei, drei hupp, rauf, rüber, runter. Der philisterhafte Laie ist starr.

Wehe dem Erzieher, der dann in seinen Mundwinkeln so etwas wie Schmunzeln blicken ließe, — der arme Zaun müßte es büßen. Und schließlich auch trotz aller Fertigkeiten Kittel und Hose. Denn gewöhnlich hält der Zaun länger aus als das Wams.

Also im Handumdrehen kommt bei solchen Spaziergängen durch Wald und Flur heraus, wie oft man schon über allerlei Zäune gestiegen ist.

„Ja, aber habe ich euch denn nicht streng untersagt, jemals auf fremde Zäune oder Bäume zu klettern?"

Schweigen.

„Soll man euch denn einsperren, wenn man nicht einmal sicher ist, daß ihr fremden Besitz achtet?"

Tieferes Schweigen.

„Wird das nun nicht wieder vorkommen?"

Endlich ein trauriges: „Nein".

Fahr wohl du schöne Jugendfreude. Aber die Freiheitsberaubung wirkt allzu bedrohlich, da rettet nur ein schneller Verzicht.

„Also merkt es euch: Wer noch einmal auf einen fremden Drahtzaun steigt, der darf eine Woche lang nicht im Schützengraben spielen."

Nichts zieht so, wie diese fürchterliche Drohung. Den Schützengraben preisgeben ist ebensoviel als das Vaterland in Gefahr bringen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Also man wird sich zusammennehmen, darauf kann ich mich verlassen.

Monate vergehen. Einmal fliegt des Sonntags Nachmittags ein ungeschickter Ball über den Zaun des kaiserlichen Jagdreviers. Ein Blick zu mir hin, und schon flitzen sie über das Drahtgeflecht hinüber wie ein paar Eichkatzen. Ich sehe, sie haben es noch nicht verlernt. Aber trotzdem frage ich nicht, ob sie das Gebot auch gehalten haben. Ehrensache.

Wieder mehrere Wochen später. Der Älteste hat etwas ausgefressen, was mir die Galle ins Blut treibt. Ich muß alle meine Erinnerungen wachrufen, um Ähnliches aus der Zeit der eigenen Flegeljahre daneben zu stellen, nur um den Zorn etwas zu besänftigen. Denn schneller Zorn trifft selten das Richtige, weil er, tausend gegen eins, immer den Andern zu treffen sucht, ohne viel nach mildernden Umständen zu fragen.

Noch weiß der Junge nichts davon, daß mir die Sache zu Ohren gekommen ist.

Wir sind unterwegs. Gewissermaßen auf dem Exekutionsgange. Ich überlege eben, wie ich den nachhaltigsten Erfolg erziele, da kommen wir an einem Gartengrundstück vorbei, dessen Besitzer nur selten hier draußen ist. Ein Blick über den Zaun auf die verschlossenen Fensterläden, einen zweiten auf den etwas vernachlässigten, verdorrten Rasen. Aha, da hat's gebrannt.

Meine Jungens können sicher darüber Auskunft geben.

„Wann war denn hier das Feuer?"

„Ach, das ist schon lange her."

„So?"

„Ja", meint Walter, „weißt du Papa, das ist der große Bengel gewesen, der immer auf dem Rad vorbei kommt."

„Was ist er gewesen?"

„Na, er raucht doch schon Zigarren."

„Nun und?"

„Ach, sei doch still!" mahnt Wilhelm den jüngeren Bruder.

Ich begreife den Grund. Wilhelm und „der große Bengel" stehen auf sehr schlechtem Fuße miteinander. Der Größere hat ihn mehr als einmal seine brutale Überlegenheit spüren lassen, und deshalb spricht man nicht gern voneinander. Solchergestalt ist meine Folgerung.

Ich erlaube mir aber doch die Frage an Wilhelm:

„Was ist's mit der Zigarre?"

„Ach", sagt er, „den Stummel hat er da 'nüber geworfen."

„Ja, und dann hat es drüben an zu brennen gefangen!" ereifert sich Walter.

„Na, so ein Schlingel," sage ich mit ehrlicher Entrüstung. „War die Straße nicht breit genug, daß er seinen Glimmstengel dahin werfen konnte?"

„Er fuhr ja mit dem Rad dicht an dem Zaun entlang."

„Ach so, und da hat er — —. Na und was war dann weiter?"

„Der Junge ist ruhig weiter gesaust und hat gelacht."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Und ihr habt das alles gesehen?"

„Gewiß, er fuhr ja auf dem Bürgersteig und machte noch so, als wollte er uns überfahren."

„Kam denn kein Großer dazu?"

„Nein."

„Und was wurde dann?"

„Wilhelm ist über den Zaun geklettert und hat das Feuer ausgetrampelt und Sand drauf geworfen," sagt Walter im selbstverständlichsten Tone von der Welt.

„Du?" frage ich Wilhelm.

„Ja", erwidert Walter statt seiner, „und er hat sich noch die Hände dabei verbrannt."

„Ach, bloß ein bißchen", stört Wilhelm seinen Redefluß.

„Na, sie waren aber ganz schwarz", widerspricht Walter.

Ich sage nur: „Hm".

Dann spazieren wir weiter.

Zur Exekution ist mir die Lust vergangen. Selbst das Zaunverbot suche ich aus meiner Erinnerung zu bannen.

Etwas später bringen sie mich zur Bahn, und während ihre Tüchlein mir nachwinken, so lange noch eine Spur vom Zuge zu sehen ist, muß ich denken: „Junge, fast wäre ich wieder mal kleinlicher gewesen als du."

Abends bei der Rückkehr, als sie schon schlafen, wende ich mich an meine Frau: „Weißt du, wenn die Jungens mal mit schwarzen Händen nach Hause kommen, — sowas ist menschlich, man weiß oft nicht den Grund. Zanke also nicht gleich."

„Dir macht die Wäsche keine Arbeit", meint sie.

„Erinnerst du dich nicht, daß Wilhelm mal ein bißchen verräuchert war?"

„Das ist doch schon ein Vierteljahr her."

„Kann stimmen. Hast du nicht nach dem Grunde gefragt?"

„Fragen und heraus kriegen ist doch zweierlei. Sie haben beide auf das glaubhafteste beteuert, daß sie nicht mit Feuer gespielt hätten. Wilhelm sagte noch: „Papa hat uns doch erst kürzlich erzählt, daß, wer in der Kriegszeit ein Feuer anlegt, mit dem Tode bestraft wird."

„So, das wußte er noch?"

„Und er fragte auch noch, ob Jungens wie der — na wie heißt der Junge, der immer auf dem Rad vorbei kommt? — ob die auch schon bestraft werden. Ich sagte: wahrscheinlich."

„Und war er dann zufrieden?"

„Er pfiff sich eins."

„Er ist doch ein guter Junge."

„Manchmal ja."

„Nein, auch manchmal wenn wir es nicht wissen. Vielleicht dann noch mehr als wir denken."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Meine Frau macht ein etwas zweifelhaftes Gesicht.

Also erzähle ich ihr die Feuer- und Zigarrenstummelgeschichte.

Dann macht sie „hm". Bald aber meint sie: „Na so etwas! Hätte ja der Junge verbrennen können! Nein, über die Kinder! Da soll nun einer eine Ahnung haben!"

Ich kann mirs nicht versagen, zu fragen: „Was hättest du in dem Augenblick getan?"

„Ich? — — Nun — — —"

Weiter kam nichts.

„Da fiel dem Jungen doch schneller etwas ein."

„Ach, ihr Männer seid fürchterlich."

„Pst, nicht so laut, die Kinder nebenan erwachen."

„I wo, die kämpfen wieder im Traum eine Schlacht aus, hörst du es: „Runter da!" — „Los Walter, los!"

„So haben wir es auch mal gemacht."

„Man vergißt sich so leicht."

„Am falschen Platze, ja. Doch dafür hat man ja Kinder, daß man sich wieder findet und begreift, daß der Weg zum Himmelreich immer doch noch näher bei den Kindern als bei den Großen liegt, so fortgeschritten sich die auch vorkommen." **Wilhelm Müller.**

Was andre sagen

Die Zukunft. Herausgeber: Maximilian Harden, Berlin. 24. Jg. Nr. 4.

Das Oktoberrennen. Vom Herausgeber.

„. . . . Wir wollen nicht Brüller: die das Maul aufreißen und, ungewaffnet, ungefährdet, von den Brüdern draußen, ehe denn Ruhe werden darf, die Eroberung neuer Welten fordern. Das ist spottbillig, trägt von Rindvieh Dankgebrumm ein; und ist den Kriegern der ekle Aussatz am Leib der Volkheit. Traget euer Gebein durchs Mordfeuer, da ihr, Gaudiebe oder Grafen, so schlachtlustig seid. Wir wollen nicht Ermahnung in Patriotismus von gefahrlos Lungernden, denen der Krieg den Beutel füllt, den Sold doppelt, das Ansehen und den Machtbereich weitet, Frucht, Schachtgewächs, Ware hoch überzahlt. Die müßten still sein; und redlich prüfen, ob ihre Wonne an der Heldenzeit nicht irgendwo an einem Schnürchen des Wunsches hängt, das Kriegsgeschäft noch hübsch gedeihlich zu verlängern. Wer Bescheidung rät, wird meist mürrisch angeschaut; läßt er sich davon nicht schrecken, so soll auch der anders Wollende den Tapferen loben . . . ."

Deutscher Wille (Kunstwart). Herausgeber: Dr. Ferdinand Avenarius, Dresden. 29. Jg. 1. Heft.

Die Tragikomödie vom Haßgesang.

„Was in die Mode kommt, kommt wieder aus der Mode — nun hat auch Lissauers ‚Haßgesang' diese mitunter fast grausame Wahrheit erfahren. Mit Mahnungen von Kirchenbehörden begann die

Besinnung. Dann kam das bayrische Unterrichtsministerium mit einer Warnung vor der Pflege des Hasses in den Schulen. Dann kamen Verordnungen; wo Lissauers ‚Haßgesang' in Schulbücher aufgenommen sei, wünschte man ihn wieder hinaus. Dann Zeitungsaufsätze, die solches Vorgehen billigten. Und bald wars schon drollig: es wollt es niemand gewesen sein, der den ‚Haßgesang', den Schlager von vor sechs Monaten, und sein Seitenstück, das ‚Gott strafe England' als Gruß, aufgebracht hatte. Wir haben vermutlich damals geträumt, als wir beides an allen Ecken zu hören glaubten.

Lissauer hat gemeint, er müsse sich mit einer Zuschrift an die Zeitungen verteidigen. Er habe damals einer aufrichtigen Stimmung Ausdruck gegeben. Lissauer hat garnicht nötig, sich zu verteidigen. Das wäre noch schöner, wenn ein Poet nicht das Recht hätte, einer Stimmung, die ihn tief erregt, Ausdruck zu geben, er, der Poet, also der Stimmungsmensch, in einem Gedichte, also als Stimmung. Der Zorn auf England war damals durchaus echt, er ist es noch, und daß ein Poet den Zorn für Haß hielt, ging eben aus dem Wesen des Zorns hervor. Aber ihr, meine Herren Verbreiter des ‚Haßgesanges' als deutschen Volksgesanges, ihr hättet das haben können, was der Stimmungsmensch, der Dichter, nicht zu haben braucht. Ihr hättet besonnen bleiben müssen, wenn ihr wirklich das Recht zur Führung des deutschen Volkes hättet, mit andern Worten: ihr hättet Leute sein müssen, die vorausahn, wie sich die Dinge später bei kälterem Blute zeigen würden. Ihr hättet damals, als es brannte, kühlen müssen durch den höchst einfachen Gedanken: daß Haß blind macht, und daß es doch schwerlich im Kampfe stärken kann, sich blind zu machen."

Rund um uns

† **Ferdinand Goetz.** Am 13. Oktober dieses Jahres ist in Leipzig der Vorsitzende der deutschen Turnerschaft, Geh. Sanitätsrat Dr. Ferdinand Goetz, gestorben. Dr. Goetz, der fast 90 Jahre alt geworden ist, hat in seltener Treue und Pflichterfüllung sechs Jahrzehnte lang der deutschen Turnsache gedient; anfangs als Schriftleiter der „Deutschen Turnzeitung", dann als Geschäftsführer der Deutschen Turnerschaft und schließlich als deren Vorsitzender. Ferdinand Goetz' Verdienste sind bekannt. Unter seiner Leitung ist die Deutsche Turnerschaft zu einem Verbande angewachsen, der rund anderthalb Millionen Mitglieder zählt. Das bedeutet eine ganz hervorragende Organisationsarbeit, einen gewaltigen Aufwand an Fleiß, Tatkraft und Umsicht. Auch wir vom „Vortrupp", die wir in gewisser Hinsicht zu Dr. Goetz' Gegnern zählten, zögern keinen Augenblick, seine großen Verdienste unumwunden anzuerkennen. Kein ehrlich denkender Mensch wird es uns aber verübeln, wenn wir diese Gegnerschaft auch jetzt nicht verleugnen und unser Bedauern darüber aussprechen, daß der so hervorragend tüchtige Leiter der Turnerschaft nicht erkannt hat, was die Fragen der Lebensreform für eine Organisation, wie sie die Deutsche Turnerschaft ist, bedeuten. Wir sind überzeugt: gerade in den Kreisen der Turnerschaft werden Viele mit uns hoffen und wünschen, daß der künftige Leiter der Deutschen Turnerschaft mit den bedeutenden Fähigkeiten und Charaktereigenschaften seines Vorgängers die Einsicht und den Willen verbinden möge, alle Kräfte, die der Stärkung unsres Volkes dienen, auch im Rahmen der großen Turnerorganisation ungehindert wirken zu lassen. **Vortrupp.**

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

4. Jahrgang Nr. 23 1. Dezember 1915

Ein Wort an alle Leser des „Vortrupp".

Mehr als zweitausend deutsche Zeitschriften hat der Krieg bereits vernichtet.

Auch den „Vortrupp" hat er selbstverständlich vor die Daseinsfrage gestellt. Wir, die Herausgeber und der Verleger, haben uns aber gesagt: Wer ein Unternehmen ins Leben ruft von dem Wesen und mit den Zielen des „Vortrupp", der ist verpflichtet, es auch unter den allerschwierigsten Umständen zu erhalten, solange irgendeine Möglichkeit dafür gegeben ist.

Danach haben wir gehandelt und haben nicht nach den Opfern gefragt, die gebracht werden mußten, um diese Pflicht zu erfüllen. Dennoch wäre alles vergeblich gewesen, wenn nicht im schwierigsten Augenblick drei Menschen, denen der „Vortrupp" Herzenssache geworden war, so kräftig und so gebefreudig eingegriffen hätten, wie die Geschichte des deutschen Zeitschriftenwesens es selten zu verzeichnen haben mag.

So — durch unsre eignen Opfer und vor allem durch jene einzigartige Hilfe einer Freundin und zweier Freunde unsrer Sache — hat es also gehindert werden können, daß der Krieg den „Vortrupp" verschlang. Aber etwas andres haben wir und haben auch jene echten Freunde nicht hindern können: daß der Krieg den „Vortrupp" um wenigstens vier Jahre in seiner Entwicklung zurückgeworfen hat.

Wenigstens vier Jahre länger, als es ohne den Krieg der Fall gewesen wäre, wird also der „Vortrupp" Kapitalszuschüsse verlangen. Soweit aber reicht, auch nach der großen, tatkräftigen Hilfe, die uns jetzt zuteil geworden ist, das uns zur Verfügung stehende Kapital nicht, sofern nicht noch etwas Weiteres geschieht.

Um dieses Weitere, was noch geschehen muß, handelt es sich heute. Unsern Lesern wird es längst aufgefallen sein, daß der Preis des „Vortrupp" — eine Mark und fünfundzwanzig Pfennige für das Vierteljahr — weit unter allem bleibt, was für eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zeitschrift gleichen Umfanges, gleicher Ausstattung und entsprechenden Inhaltes sonst bezahlt wird. Dieser Preis beträgt etwa gerade die Hälfte dessen, was er betragen müßte, wenn eine rein kaufmännische (immer noch bescheidene) Verzinsungs- und Gewinnberechnung zugrunde gelegt würde.

Jetzt müssen wir, wegen der dargelegten Wirkung des Krieges (und weil auch die Preise für Papier und Druck gestiegen sind) den Bezugspreis des „Vortrupp" vom 1. Januar 1916 an erhöhen. Wir wollen dabei nicht auf den soeben genannten Preis hinaufgehen, den eine richtige kaufmännische Verzinsungs- und Gewinnberechnung erfordern würde. Sondern wir wollen bei dem Preis bleiben, der in eingehendster, gewissenhaftester Beratung aller Beteiligten als der Mindestpreis erkannt worden ist, bei dem der „Vortrupp" dauernd erhalten werden kann. Dieser Preis beträgt zwei Mark im Vierteljahre. Wir verzichten mit bewußter Absicht darauf, ihn in mehreren, stufenweisen Steigerungen zu erreichen, sondern sagen von vornherein klar: Das muß der „Vortrupp" haben, damit rechtzeitig (das ist vor dem völligen Verbrauche des zur Verfügung stehenden Kapitals) die Ausgaben von den Einnahmen gedeckt werden. Unsre Bezieher werden also vom 1. Januar 1916 an für den „Vortrupp" in jedem Vierteljahre eine geringe Summe mehr aufwenden müssen, als bisher, wofür ihnen natürlich der „Vortrupp", und zwar schon von heute ab, wieder ausnahmslos im alten Umfange von 32 Seiten Text geliefert wird, wie vor dem Kriege.

Werden unsre Bezieher diese Mehrbelastung tragen wollen? Wir glauben: Ja. Denn anders kann der „Vortrupp" nicht erhalten werden. An dem Bestehen des „Vortrupp" aber ist — das glauben wir — wohl allen unsern Beziehern gelegen. Denn wir wissen, daß die weitaus meisten von ihnen im „Vortrupp" etwas mehr sehen, als bloß eine Zeitschrift, die sie lesen. Diese weitaus meisten Bezieher wünschen vielmehr das Bestehen des „Vortrupp" um deswillen, weil nur sein Bestehen ihnen eine gewisse Gewähr dafür gibt, daß Überzeugungen, die ihnen Herzens- und Gewissensache sind, in der Öffentlichkeit überhaupt ausreichend und regelmäßig vertreten werden. Sie wissen auch, daß, wenn der „Vortrupp" sich nicht halten könnte, der Versuch, etwas Derartiges zu gründen, in fünfzig Jahren nicht wiederholt werden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

würde. Deshalb wird unsern Beziehern die Erhaltung des „Vortrupp" eine verhältnismäßig kleine Mehrausgabe (von 75 Pfennigen) im Vierteljahre wert sein.

Besonders, wenn sie bedenken, was der „Vortrupp" nach dem Kriege wieder sein darf. Während des Krieges ist er ja mannigfach gehemmt. Namentlich durch zwei Dinge. Einmal: Beide Herausgeber stehen in voll belasteten militärischen Arbeitsstellen. Sie haben nicht die Zeit, für den „Vortrupp" zu arbeiten und auch nicht die freien Arme, die dazu nötig wären: Heeresarbeit und Wirken in der Öffentlichkeit, das sind zwei Berufe mit so völlig entgegengesetzten Pflichten, daß sie sich einfach ausschließen. Und zwar nicht nur kraft äußerlichen Zwanges, sondern vermöge innerer Notwendigkeit: beiden Herausgebern ist es Gewissenssache, solange der Krieg dauert, zu schweigen; denn jede andre Haltung wäre mit der Arbeit, die sie jetzt tun, unvereinbar. — Und dann, Vortruppleser: Wißt Ihr, was es heißt, eine Zeitschrift so leiten, wie unser Schriftleiter es jetzt, gleich allen seinen Genossen, tun muß, nämlich unter den bestehenden Zensurvorschriften? — Wohlverstanden: die Zensur tut, was sie pflichtmäßig tun muß; für sie ist, mit vollstem Rechte, nur eins von Belang: die Kriegsnotwendigkeit, wie sie sie nach bestem Ermessen erkennt. Es ist augenblicklich sehr viel besser, daß das geistige Leben Deutschlands zeitweilig leidet, als daß Deutschlands Kriegsführung der leiseste Schaden geschehe. Nur: das geistige Leben leidet denn auch wirklich entsprechend.

Nehmt die Zusicherung: Ist einmal wieder Friede geworden und ist wieder Zensurfreiheit eingetreten, dann wird im „Vortrupp" ein Frühlingswind wehen, so klar und so scharf, wie nur irgend ein Freund von Klarheit und Schärfe ihn sich wünschen kann. Und dieser Wind wird auch über viele und weite Gebiete wehen, die der „Vortrupp" bisher noch nicht betreten hat — Gebiete, auf denen vor allen dann um Heil und Zukunft der Menschheit und unsres Volkes wird gerungen werden. Mehr zu sagen ist uns heute nicht erlaubt; glaubt uns und helft uns durchhalten.

Fast viertausend Mark sind, noch außer der großen Hilfe, von der wir oben sprachen, in kleinen Beträgen von Vortruppfreunden gesammelt worden, um dem „Vortrupp" durch den Krieg zu helfen, ganz besonders, um ihm in Lazaretten und im Felde

ein neues Verbreitungsgebiet zu erobern. Ein großer Teil dieser Summe ist im Schützengraben zusammengebracht worden, von der Kriegslöhnung. Eine Leserschaft, die das leistet, wird auch darin in Treue zu uns stehen, daß sie eine kleine Mehrbelastung im Vierteljahre auf sich nimmt, wenn sie weiß: dann kann der „Vortrupp" leben, sonst nicht. Darauf trauen wir und dürfen wir trauen.

Die Herausgeber: Hermann Popert,
Hans Paasche.

Der Verleger: Alfred Janssen.

Der Wert des Menschenlebens für die Allgemeinheit.

Wer den Wert eines Dinges ermessen will, muß stets zunächst über das wertende Subjekt im klaren sein; denn nur für ein wertendes Subjekt kann etwas Wert haben! Objektiver Wert in dem Sinne: Wert ohne Wertenden ist Unsinn oder Täuschung. Wo wir von objektivem Wert sprechen, meinen wir etwas ganz Anderes, nämlich das übereinstimmende, Norm gewordene Urteil einer Gesamtheit!

Reden wir vom Menschenleben und seinem Werte, so meinen wir dabei den Wert, den die reine Existenz, das einfache Dasein eines Menschen, d. h. die Summe von geistigen und körperlichen Gegebenheiten eines Menschen, die wir als sein Leben bezeichnen, besitzt. Ein solches Leben kann nun Wert haben für Gott, d. h. für den als Subjekt, also persönlich vorgestellten Urgrund alles Seins, für einen bestimmten Einzelnen oder für die Gesamtheit. Nur dies Letztere, der Wert des Menschenlebens für die Allgemeinheit, soll uns hier beschäftigen. Das ist die Grundfrage; von ihrer Beantwortung hängt unsre Stellung zu einer ganzen Reihe von Problemen ab, die für die Allgemeinheit recht wichtig sind. Selten werden wir auf die Notwendigkeit, uns über diese Grundfrage klar zu sein, so eindringlich hingewiesen, wie in unsern Tagen, wo der Krieg täglich von der Menschheit, von unserm Volke, so große Opfer fordert; selten werden Fragen so allgemein gestellt und so verschieden beantwortet. Was wir dabei unter Allgemeinheit verstehen wollen, ist ziemlich gleichgültig, wir können darunter das Volk, also die politische Einheit, die Rasse, also die Wesenseinheit, oder endlich die ganze Menschheit verstehen, immer gilt dasselbe; es liegt wohl aber in der Zeit begründet, wenn diese Blätter im Gedanken an das Volk, und zwar an unser deutsches Volk, entstanden sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Welchen Wert hat nun ein einzelnes Menschenleben für die Allgemeinheit? Fragen wir zunächst nach der materiellen Würdigung. Das liegt nahe, denn wenn ich nach dem Werte einer Arbeitskraft in einem wirtschaftlichen Betriebe gefragt werde, und ich soll diesen Wert möglichst genau angeben, so versuche ich, das in Geld zu tun, indem ich überlege: der Mann leistet jährlich so und so viel, das entspricht einem Geldwerte von A Mark. Er kostet mich dagegen an Gehalt und sonstigen Barausgaben für Versicherung, Pensionsrücklagen usw. b_1 Mark, an sonstigem Aufwand für Wohlfahrtseinrichtungen usw. b_2 Mark, das macht zusammen B Mark. Also ist mir der Arbeiter A minus B Mark wert.

Wohlgemerkt! Wir behaupten nicht, daß diese Art zu rechnen die einzig richtige sei, wir prüfen auch nicht, ob sie zum Teil berechtigt sei, sondern wir stellen einfach fest, daß man vom materiellen Standpunkt so rechnen kann, und daß an manchen Stellen so gerechnet wird. Doch sei gleichzeitig festgestellt, daß dieser Rechnungsstandpunkt überall im Verschwinden ist, denn man erkennt immer mehr und mehr, wie das Wesentlichste darin nicht ausgedrückt werden kann, nämlich der gute Wille — hier der gute Wille des Arbeiters zur Arbeit. Das führt uns aber auf den richtigen Weg: auch im Leben der Völker, im Auf und Ab der Geschichte ist der materielle Wohlstand nicht das Ausschlaggebende, sondern stets nur Mittel zum Zweck, nur Vorbedingung des Erfolges. Gerade wie im Kriege, wo die Vervollkommnung der technischen und wirtschaftlichen Kampfmittel zwar wichtig und unerläßlich ist, wo aber das Wesentliche, das Entscheidende die moralische Kraft, der innere Wert der Truppe bleibt. Ja, eben der Krieg zeigt uns das, worauf es in der Geschichte ankommt, kurz und zusammengedrängt, wenn auch hier und da etwas verzerrt, ebenso wie es ein längerer Zeitraum friedlicher Arbeit tun würde. So lehrt er uns denn, unser Herz nicht an die Schätze zu hängen, die Motten und Rost fressen, sondern er weist uns auf die moralische Kraft hin.

Was ist aber eigentlich diese moralische Kraft oder, wie wir sie nennen wollen, diese Lebensenergie eines Volkes? Wir können fast täglich in den Zeitungen davon lesen, wer sagt uns aber, worin sie besteht? Das ist eben das Eigentümliche an ihr: wir spüren, wenn sie da ist, oder wo sie mehr oder weniger da ist, oder wo sie fehlt. Mehr zu sagen, ist kaum möglich, aber sollte uns nicht das Wenige für die Praxis völlig genügen?

Im Auswirken dieser Lebensenergie vollzieht sich nun der geschichtliche Lebenslauf eines Volkes, sein Entstehen und Aufstieg, sein Abstieg und Vergehen. Und aus diesem Verlaufe unsres Gemeinschaftslebens vermögen wir ganz allgemein die Existenz des Einzelnen innerhalb dieses Ganzen zu werten. Allerdings ist dazu noch folgende Überlegung notwendig: das ganze Leben der Menschheit oder eines bestimmten Teiles davon ist ein so außerordentlich komplizierter Prozeß, eine so eng verschlungene Summe von Ursachen und Wirkungen, daß im Einzelnen zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

folgen über unsre Kraft geht. Wer sich aber einmal überlegt hat, welche seit Jahrtausenden wirkenden Einflüsse dazu beigetragen haben, daß er in diesem Augenblick gerade jenen Gedanken hatte oder Jenes tat, der weiß, daß mit dem Wegfall jedes Menschen, und sei er der ärmste und verworfenste, der Allgemeinheit eine nicht zu übersehende Summe von Möglichkeiten verloren geht, die sich nie und nimmer ersetzen läßt. Wer vermag vorauszusagen, welche Wirkungen Einer noch in seinem ferneren Leben ausgeübt hätte, positive und negative? Denn auch die negativen Wirkungen spielen ihre Rolle im Leben; wir brauchen, um mit dem allgemeinen Ausdruck zu reden, das Schlechte, Falsche, Unangenehme genau so wie das Gegenteil, wenn es nur in seinen Grenzen gehalten werden kann. Fassen wir nun alle diese Erwägungen zusammen, so können wir sagen: Die Allgemeinheit hat ein Interesse daran, ohne Unterschied jedes Menschenleben zu erhalten!

Aus diesem grundlegenden Satze lassen sich nun für die Praxis eine Anzahl recht wichtiger Folgerungen ziehen. Zunächst findet damit die Frage, ob die Gesellschaft in der bürgerlichen Strafvollstreckung Menschenleben vernichten darf, ihre Antwort: Nein! Es ist das eine Antwort, die frei von jeder gefühlsmäßigen Entscheidung einfach aus der wirtschaftlichen Erwägung gefunden worden ist. Wir können sie aber auch noch weiter wirtschaftlich verständlich machen. Wir sehen täglich im Leben auf den verschiedensten Gebieten dasselbe Bild: wer mit seiner Kunst zu Ende ist, der wendet Gewalt an; ist es mit der Todesstrafe nicht genau so? Wo die Gesellschaft nicht mehr imstande ist, sich die Kräfte eines Menschen nutzbar zu machen, indem sie gleichzeitig verhindert, daß seine schädlichen Anlagen zur Wirkung kommen, da vernichtet sie mit Gewalt sein Leben. Kein Vorwurf ist diese Feststellung, sondern einfach die Erkenntnis von etwas, was dringend der Verbesserung bedarf; sie zeigt nur ein außerordentlich wichtiges Problem der Menschenwirtschaft, dessen Ungelöstheit uns stets gegenwärtig sein soll.

Und an dieses Problem der moralischen Mängel schließt sich das der körperlichen und geistigen Mängel an. Man findet auch heutzutage noch zahlreiche Menschen, die das Verfahren der alten Spartaner, ihre verkrüppelten Kinder auszusetzen, für höchst ökonomisch ansehen und preisen. Schließen wir folgerichtig aus unserm Satz, so müssen wir gerade das Gegenteil für richtig und notwendig halten. Wir werden dann aber auch hier erkennen, daß wir in der Nutzbarmachung solcher nicht vollwertigen Kräfte noch sehr, sehr viel weiter kommen können, daß sich der Wissenschaft und praktischen Organisation hier noch reiche Arbeit bietet. Wir müssen eben das, was die Natur uns gegeben hat, für unsre Zwecke umgestalten, nicht aber durch gewaltsamen Eingriff unsre Ohnmacht zugeben. Hat uns nicht gerade dieser Krieg mit der Notwendigkeit, Abhilfe zu schaffen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch ungeahnte Fortschritte ärztlichen und technischen Könnens gebracht? Er hat uns ein wirtschaftliches Problem der Kriegsbeschädigtenfürsorge gezeitigt, und von der Verstandes-, nicht der Gefühlserwägung aus gehen wir an dessen Lösung. Denn wer den Dingen auf den Grund sieht, der weiß: ebenso wie die Industrie kennt die Allgemeinheit keine Wohlfahrtseinrichtungen sondern nur Zweckmäßigkeitseinrichtungen. Dabei ist es ebenso eigentümlich wie wichtig, daß das Urteil des Verstandes, wenn es nur tief genug gegründet ist, auch das Gefühl befriedigt!

Daß unser Satz ferner auch für das weite Gebiet der Unfallverhütung und des Rettungswesens gilt, ist ja ohne weiteres klar. Doch müssen wir hier auf einen besonderen Punkt noch näher eingehen. Für die Praxis hat nämlich die Frage, wann Menschenleben zu Rettungszwecken eingesetzt werden dürfen, große Bedeutung. Darauf gibt unser Satz folgende allgemeine Antwort: Menschenleben dürfen eingesetzt werden, um Menschenleben zu retten! Das heißt im Einzelnen: Menschenleben dürfen nicht eingesetzt werden, um Güter zu schützen, sofern von der Erhaltung dieser Güter nicht die Existenz von Menschen abhängt. Einsatz bedeutet hierbei Einsetzen mit der Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit, daß die Menschenleben dabei zugrunde gehen. Weiter darf aber der Einsatz nicht außer Verhältnis zum möglichen Erfolge stehen, also Einsatz ohne Aussicht auf Erfolg ist ebenso falsch wie zu hoher Einsatz. Da taucht nun der schwierige Begriff der Höhe des Einsatzes auf. Ist sie qualitativ, also nach dem Werte des Menschen, oder quantitativ, also nach der Anzahl der Menschenleben, zu bemessen? Vorausgeschickt sei zur Klärung ein Beispiel: wer, schwimmkundig, ins Wasser springt, um einen Andern zu retten, setzt zwar sein Leben aufs Spiel, er setzt es aber im Allgemeinen nach unsrer eben gegebenen Erklärung nicht eigentlich ein, denn die Wahrscheinlichkeit, daß er zugrunde geht, ist nicht vorhanden, mindestens nicht mehr als die, daß er davonkommt. Mit dieser Überlegung verkleinert sich der Kreis der fraglichen Fälle ganz beträchtlich; das wird noch mehr der Fall, wenn wir weiter die Fälle hinzunehmen, wo das quantitative Verhältnis von Retter zu Rettendem alle Zweifel über die Notwendigkeit des Einsatzes von vornherein ausschließt, z. B. wo die Mannschaft eines Passagierdampfers die Fahrgäste mit Einsatz ihres Lebens rettet. Weiterhin entscheidet sich noch ein Teil der Fälle, wo es sich um qualitative Vergleichung handelt, von selbst, denn ein junger Mensch von 20 Jahren wird nicht sein Leben für einen irrsinnigen Greis von 70 Jahren hingeben. Das alles zusammengenommen macht die überwiegende Mehrheit möglicher Fälle aus, der kleine Rest, der bleibt, kann nicht allgemein beurteilt werden. Der Versuch dazu wäre graue Theorie, nur im Einzelnen läßt sich da eine Entscheidung treffen. Wir wollen diesen Teil unsrer Betrachtung aber nicht schließen, ohne darauf hingewiesen zu haben, daß natürlich oft ganz andre als Allgemeinheits-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gründe mitspielen, wo Einer sich selbst freiwillig opfert; unsre Betrachtungen galten vor allem für den, der die Verantwortung für Anderer Leben trägt und über deren Einsatz entscheiden muß, sei es im Frieden in der Berufsarbeit, oder im Kriege im Dienste des Vaterlandes.

Und das läßt uns zum Letzten kommen, zur Beurteilung des Krieges auf Grund unsres allgemeinen Satzes. Vom nationalen Standpunkt — und das ist ja schließlich der wichtigere! — können wir auch hier einfach den Rettungsgedanken anwenden: Menschenleben einsetzen, um Menschenleben zu erhalten. Wir nehmen dabei den Krieg als gegeben hin, und suchen uns in der besten Weise damit abzufinden. Dasselbe können wir aber auch dann tun, wenn wir die Menschheit als Ganzes betrachten. Handelt es sich beim Volk um eine von außen drohende Gefahr, so bei der Menschheit um eine drohende innere Schädigung nach Art der Krankheit beim Organismus. Bekämpft muß auch sie werden, auch der Mensch fühlt sich bei einer Krankheit nicht wohl und sucht nach Abhilfe. Andre Probleme, wie die Erörterung der Notwendigkeit, zu rüsten, würden uns zu weit abführen. Wir wollten nur auch für die Betrachtung des Krieges und der Kriegsverhütungsbestrebungen im Frieden einen Maßstab als Folgerung aus unserm Satze gewinnen. Daß das geht, beweist uns aufs neue, daß der Krieg zwar ein Ausnahmezustand, nicht aber ein außerordentlicher Zustand im Leben der Völker ist, und daß seine Betrachtung im System unsrer Werturteile durchaus nicht zu Widersprüchen zu führen braucht.

Hans Riedel.

Theaterreform — Vortrupparbeit.

Dr. Alexander Elsters anregender Aufsatz „Die Ausländerei auf der deutschen Bühne", Vortrupp Nr. 18, enthält den Satz: „Der Bühnenleiter ist selbstverständlich vom Publikum abhängig" und vertritt auch fernerhin die Ansicht, daß auf den deutschen Theatern nur darum Schund gegeben werde, weil das Publikum es verlange. Darin liegt ein Irrtum, und weil dieser Irrtum von den meisten geteilt wird, die bekümmert auf das deutsche Theaterelend sehen, so lohnt es sich vielleicht, die Verhältnisse einmal kurz zu schildern. Und damit diese Ausführungen keine unfruchtbare Klage über Unabänderlichkeiten bleiben, soll zum Schluß angedeutet werden, inwiefern die Vortruppbewegung an der Besserung mitarbeiten kann. Es versteht sich von selbst, daß hier nur vom Durchschnittstheater die Rede ist; ich habe besonders die deutschen Stadttheater im Auge. Ausnahmen fallen nicht unter diese Betrachtung. Es gibt ihrer eine Anzahl, aber nicht so viele, daß sie auf den Stand der deutschen Theaterkultur Einfluß hätten.

Wie darf man behaupten, das Publikum „verlange" den Schund?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Publikum verlangt garnichts; es findet den Spielplan vor, es weiß zunächst nicht, was im Theater seiner wartet. Es geht hinein, und dann — ja dann freilich findet es Geschmack an der Flachheit und Gemeinheit. Das käme auf eins heraus? Nein, das tut es nicht! Das Publikum ist auch nur ein Mensch, sozusagen. In jedem Menschen liegen gute und schlechte Instinkte wie die Klaviertasten nebeneinander. Die am meisten berührten Tasten sitzen allerdings lose und geben beim leichtesten Anschlag schon ihren Ton her. Warum aber werden die Tasten am häufigsten berührt, die mit den Saiten der schlechtesten Instinkte in Verbindung stehen? Weil sich damit am leichtesten und am meisten Geld verdienen läßt. Aber nicht die Theaterdirektoren sind schuld, sondern eine unpersönliche Macht, von der das Publikum im allgemeinen nichts weiß, eine Organisation rein geschäftlicher Natur, die alle deutschen Theater zu gleichförmigen Zweigstellen macht, ein Ring von gewissen Autoren, Verlegern, Agenturen usw.

Wie die Dinge nun einmal liegen, ist der Theaterdirektor zuerst Geschäftsmann. Der Betrieb läßt ihm nicht die Zeit, die dramatische Literatur zu mustern, Brauchbares auszuwählen oder Älteres für die Ansprüche des heutigen Publikums und die Anforderungen des modernen Theaterapparates zu bearbeiten. Diese dramaturgische Arbeit hat er aber auch garnicht nötig; sie wird ihm von der Organisation des Theatergeschäftes abgenommen, die mit der ganzen Geschicklichkeit des entwickelten Handelslebens arbeitet. Der Theaterdirektor bezahlt einen Prozentsatz seiner Einnahme, und dafür hat er die Stücke, die er braucht, vom neuesten Hauptmann, Sudermann usw. bis zum Operettenschlager. Ja, sogar bühnenfähige Bearbeitungen älterer Stücke, sowie unsrer Klassiker liefert ihm die Agentur gegen Tantieme. Gewiß könnte er sich hinsetzen und für seine Bühne den Faust, den Tell, den Wallenstein, den Hamlet usw. einrichten; er könnte alles aufführen, was er wollte oder was das Publikum seiner Stadt von ihm verlangte. Aber seine Zeit ist genau so kostbar wie die des Bankdirektors. Oft kennt er auch die dramatische Literatur nicht genauer; seine Kenntnis beschränkt sich auf die Stücke, die er während seiner Theaterpraxis mit erlebt hat — die meisten Direktoren gehen aus dem Schauspielerstande hervor. Schließlich hat aber auch nicht jeder die Fähigkeit, eine solche dramaturgische Arbeit zu leisten. Die ist nicht leicht; es gehört ein vielseitig gebildeter Theatermann dazu. Unsre erwerbstolle Zeit ermöglicht aber gerade beim Theater sehr selten eine solche Ausbildung, und wenn einer sie hat, so wird er andre Ideale haben als die Reform eines Durchschnittstheaters. Also fährt der Theaterleiter immer noch am bequemsten und am billigsten, wenn er auch seinen Klassikeraufführungen das von der Agentur gelieferte Textbuch zugrunde legt und dafür die Provision zahlt. Wie sehr dieser Zustand beim deutschen Theater der normale geworden ist, zeigt ein mir bekannt gewordener

Fall. Ein strebsamer Provinzdirektor hatte sich Shakespeares „Was Ihr wollt" selbst für seine Bühne eingerichtet. Daraufhin bekam er von der Agentur, die alle Spielpläne überwacht, die mißtrauische Anfrage, nach welcher Bearbeitung er gespielt habe. Diese von der Organisation gelieferten Klassikerbearbeitungen sind aber zuweilen greulich, denn mit den Klassikern gibt man sich keine große Mühe, weil mit ihnen nicht viel Geld zu machen ist. Es kommt sogar vor, daß ein klassisches Stück in einer Bearbeitung gegeben wird, die sich vor Zeiten ein reisender Virtuose zurecht gemacht hat; darin ist alles als unwesentlich behandelt und sinnlos zusammengestrichen, was von der Rolle des Virtuosen abzulenken scheint. Daraus erklärt sich zum Teil der Stumpfsinn unsrer meisten Klassikeraufführungen. Zuweilen ist der Theaterleiter gezwungen, unzweifelhaft schlechte Stücke aufzuführen, von denen er sich von vornherein sagt, daß sie nicht gefallen werden: die Agentur zwingt ihn. Er bekommt gewisse neue Stücke, auf die das Publikum Anspruch erhebt, nur unter der Bedingung, daß er einige andre mit nimmt, aufführt und bezahlt — es ist das Prinzip eines soliden Ramschgeschäftes! Sogar Tag und Zahl der Aufführungen werden ihm vorgeschrieben. Der Theaterleiter ist diesem Trust auf Gnade und Ungnade ausgeliefert; wagt er es, wider den Stachel zu löcken, so mag er seinen Betrieb nur gleich schließen. Die Sachen, die den meisten Zulauf haben, die ihm allein das Geschäft rentabel machen, bekommt er einfach nicht.

Natürlich könnte er dann aus eigner Kraft einen guten Spielplan schaffen. Dieser Spielplan würde in mancher Hinsicht besser sein als der, der von den Verlegern und Agenten dem deutschen Volke gestattet wird. Aber einesteils müßte diese eigene Kraft eine Riesenkraft sein, anderenteils hat sich aus der Praxis schon ergeben, daß bei so ideal geleiteten Bühnen, wenn nicht ein kunstliebender, begüterter und freigebiger Fürst eingreift, die Kosten nicht gedeckt werden. Denn so weit sind wir auch heute noch nicht in Deutschland, daß die Kultur des Publikums ein solches Unternehmen unterstützte. Wie es bei dem „Hamburger Nationaltheater" war, mit dem Lessings Name verbunden ist, wie es Holberg in Kopenhagen erging, so ist es heute vielen ergangen, so geht es bei den meisten idealen Unternehmungen: die Mittel fehlen.

So mancher literaturverständige Theaterfreund fragt verwundert, warum dies oder jenes Stück aus dem Kleinodienschatze unsrer dramatischen Dichtkunst nicht gegeben wird. Nun, weil der Theaterdirektor es nicht kennt; es wird nicht gegeben an deutschen Bühnen, die Tradition für die Aufführung fehlt, und welcher Direktor hätte Zeit, sich in ein unbekanntes Stück einzuarbeiten. Da die durchgängige Regieleistung, wie die durchschnittliche Schauspielerleistung überhaupt, nur Routine, kein freies und selbständiges Schaffen ist, so würde es auch sehr fraglich sein, ob auf einem deutschen Durchschnittstheater die szenische Verlebendigung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eines ungespielten Stückes gelänge. Der deutsche Theaterdirektor gibt das, was ihm in Berlin vorgespielt wird. Daraus ergibt sich nichts Geringeres, als daß das Theater aus deutscher Kulturentwicklung überhaupt ausgeschaltet wird, vom deutschen Volkstum überhaupt getrennt ist. Denn Kultur und Volkstum haben mit dem, was in einer modernen Riesenstadt wie Berlin getrieben wird, wenig zu schaffen, und namentlich in Deutschland kommt die nationale Entwicklung nicht aus einer Hauptstadt, sondern sie erwächst aus den vielen unterschiedlichen Landschaften. Auf allen Gebieten macht sich in Deutschland ein kräftiges eigenes Leben in den Landschaften geltend, im Kunstgewerbe, in der Literatur, in der Volkskunde (Trachten, Volkslieder, Volkstänze); nur das Theater steht abseits. In der kleinsten Provinzstadt gibt es Wandervögel, Vortruppler, mit einem Wort, neues deutsches Leben, aber im Theater der kleinsten Provinzstadt wird, nur mit armseligeren Mitteln, berolinisches Raffinement, berolinisches schwächliches Literatentum vorgeführt. (Das bißchen mundartlicher Spielplan ändert nichts an dieser Tatsache; dabei handelt es sich auch meist um ein paar oberdeutsche und österreichische Modedichter, und die sogenannte Heimatkunst war im Grunde nichts weiter als maskiertes Literatentum.) Wie vollständig das deutsche Theater versagt, das zeigt sich auch immer wieder bei der Darstellung von Stücken mit niederdeutschem Einschlag, die ja zuweilen gegeben werden; abgesehen davon, daß unsre Schauspieler im allgemeinen nicht plattdeutsch können, fehlt der modernen Schauspielkunst durchaus die Einfachheit und Natürlichkeit in Ton und Gebärde, die zum Wesen des Niederdeutschen gehört. Falsches Pathos und Unnatürlichkeit herrschen vor ... doch das ist ein Kapitel für sich. In den geschilderten Verhältnissen liegt aber auch der Grund, warum das deutsche Theater in dieser Zeit der großen nationalen Erregung so kläglich versagt hat: das kommt von seiner Volksfremdheit, seiner Literatenhaftigkeit, seinem niedern Geschäftscharakter. Welche Verlegenheit jetzt, wo die Zeit einen wahrhaft volkstümlichen Spielplan gebieterisch fordert, und eine ganze Reihe von gewohnten Stücken einfach unmöglich ist! Ein Theaterleiter sagte vor einiger Zeit zu mir, wir seien doch vom Auslande abhängig, es gebe in der Tat nicht genug dramatische Literatur in Deutschland, die sich jetzt brauchen ließe, er habe so viele Kataloge durchgesehen! Diese Bemerkung ist für die ganzen Verhältnisse sehr bezeichnend. Der Theaterleiter befragt nicht die deutsche Literatur, um einen deutschen Spielplan zu schaffen, sondern er sieht Kataloge durch, Verzeichnisse, die von Geschäftsleuten gemacht sind!

Das Volk, das heißt das kulturwillige Volk, hat diese Verhältnisse zwar nicht klar erkannt, wohl aber werden sie ihm durch das Elend des Spielplans und die Unzulänglichkeit des Durchschnittstheaters auf darstellerischem Gebiete bewußt, und es hält sich daher vom Theater im all-

gemeinen fern. Man macht überall, auch in großen Städten, wo keine Musterbühne besteht, die Erfahrung, daß das Publikum dem Theater wenig Anteil entgegenbringt. Während man nun einerseits über den „Ungeschmack" und die „Flachheit" derer schimpft, die dennoch ins Theater gehen, werden die andern „stumpf" und „banausisch" genannt, und gerade sie bekunden doch den feineren Instinkt durch ihr Wegbleiben. Wenn ich nun davon rede, daß die Vortruppbewegung hier eingreifen könnte, so meine ich, daß die Verbindung zwischen Volkstum und Theater wieder hergestellt werden soll. Ebenso wie jeder einzelne Käufer immer und immer wieder im Laden die unsolide und geschmacklose kunstgewerbliche Ware zurückweisen, die gute verlangen und somit den Handel zur Kultur erziehen kann, ist der Gebildete imstande, das Theater zu beeinflussen. Er soll sich darum kümmern; er soll den herkömmlichen Anschauungen des Theaterdirektors seinen eignen Wunsch und Willen entgegensetzen; er soll ihn energisch eines Bessern belehren, wenn er davon anfängt (was regelmäßig geschieht), daß dies und jenes doch in Berlin — man denke, in Berlin! — immer so gemacht werde, und daß man es doch wahrhaftig hier in X. nicht anders verlangen könne. Die Beeinflussung des Theaterspielplans muß mit in den Arbeitsplan der Vortruppgruppen aufgenommen werden. Gründliche Kenntnisse über das Theaterwesen müssen verbreitet, Vorträge über dramaturgische Gegenstände gehalten, vor allem muß natürlich die deutsche dramatische Dichtkunst selber gekannt werden. Geeignete Persönlichkeiten müssen in den Stadtvertretungen, in den Theaterkommissionen sitzen; außerdem muß die Kritik in den Tageszeitungen, die oft völlig im argen liegt, überwacht werden; das Publikum darf verlangen, daß hierfür nur wirklich sachkundige Menschen verwendet werden, nicht etwa, daß der Lokalreporter im Nebenamt noch schnell ein Urteil über Iphigenie schreibt. Der Aufgaben sind so viele und so mannigfaltige, daß ich mich hier mit einer allgemeinen Anregung begnügen muß; außerdem liegen ja in jeder Stadt die Verhältnisse anders.

Goethe hat einmal von seiner Iphigenie gesagt: Ich hätte euch leicht ein Dutzend solcher Stücke schreiben können; aber wo sind die Schauspieler, die dergleichen hätten spielen können! — Eben darin liegt der Grund, warum, abgesehen von ein paar schwächlichen Literaten, Deutschland heute so wenig starke dramatische Dichter hat: es gibt kein Theater, das sie spielt oder spielen könnte. Ein gutes Theater aber ist die Voraussetzung für dramatisches Schaffen überhaupt. In Spanien gab es im siebzehnten Jahrhundert einen Reichtum an guten dramatischen Dichtern, und ihre Fruchtbarkeit war so, wie keine andre Zeit sie gesehen hat. (Sie waren freilich nicht alle so fruchtbar wie Lope de Vega, der im ganzen etwa 2100 Bühnenwerke schrieb; aber jeder beliebte Dichter mußte doch jede Woche sein Stück liefern; dabei handelte es sich keineswegs um flüchtig hingeschriebene Sachen, sondern um Stücke mit teilweise recht kompli-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ziertem und immer sauberem Versbau.) Das Theater war eben damals eine Einrichtung des Volkstums. Wenn wir heute noch der Ansicht sind, daß das Theater dem Werk des Dichters die lebendigste und nachhaltigste Wirkung verschafft — und wer wollte das leugnen! —, dann müssen wir dahin arbeiten, daß es wieder zur Kulturstätte werde, daß es nicht ferner eine Wechslerstube sei, sondern ein Tempel. Wobei ausdrücklich zu bemerken ist, daß ein Tempel nicht allein die Stätte hoher ernster Kunst zu sein hat, sondern auch der Schauplatz heiterer, herzerquickender Spiele sein darf.

J. John.

Über das Nachtbackverbot.

Eine einschneidende soziale Umwälzung hat der Weltkrieg dem Bäckerstande gebracht. Infolge des englischen Aushungerungsplanes war man in unserm Vaterlande doch anfangs etwas in Sorge, ob wohl die Nahrungsvorräte reichen würden, und diese Sorge mußte sich natürlich vor allen Dingen auf die wichtigste und grundlegendste Nahrung des Menschen, auf das Brot, erstrecken. Bei den statistischen Erhebungen, die infolgedessen angestellt wurden, ergab sich bald, daß wir zwar Roggen in genügender Menge, aber nicht entsprechend Weizen im Lande haben. Wir mußten uns also einschränken und die ganze Brotfrage organisatorisch regeln. Das führte dann sowohl zur Einführung der Brotkarte, wie zur Verminderung des feinen Weizengebäcks, und da das feine Weizenbrot, d. h. also die sogenannten Milchbrote, Semmeln, Knüppel, Schrippen und Schnecken die Hauptursache der Nachtarbeit sind, weil sie morgens schon beim ersten Frühstück verzehrt werden, so kam erklärlicherweise im Zusammenhang mit der Einschränkung des Weizenbrotes auch das Nachtbackverbot, das durch Bundesratsverordnung vom 5. Januar, am 15. Januar 1915 in Kraft trat.

Die Wenigsten haben wohl einmal daran gedacht, wenn sie morgens ihre frischen Semmeln aßen, daß deswegen viele arme Mitmenschen auf den Schlaf verzichten und in der Nacht am Backtrog stehen mußten. Wenn es sich wenigstens noch um ein unabweisliches Bedürfnis des menschlichen Körpers dabei handelte, ohne dessen Erfüllung der Körper Schaden litte! Aber das wird wohl niemand glauben, daß es ihm etwa schadete, wenn er statt der frischen Semmeln morgens altbackene vom Tage vorher oder Schwarzbrot äße. Es handelt sich also hier nur um eine Geschmacksmode und nicht um ein physiologisches Bedürfnis des Körpers. Und wegen einer solchen Modetorheit hat niemand das Recht zu verlangen, daß ein Andrer deswegen seinen Schlaf aufgibt und sich in der Nacht hinstellt, um für ihn zu arbeiten. Ein solches Verlangen verrät einen großen Mangel an sozialem Sinn, und paßt in unsre Zeit mit ihren hochgespannten sozialen Forderungen nicht mehr hinein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Noch vor 50 Jahren wurden auf dem Lande überhaupt keine Semmeln gebacken. Jeder buk da selbst sein Brot, und das war werktäglich selbstverständlich nur Roggenbrot. Da mußte man also einfach frühmorgens schon Schwarzbrot essen, und Semmeln gabs höchstens zweimal in der Woche, wenn die Landfrau in die Stadt zum Markt fuhr und sie von da mitbrachte.

Geht man noch 50 Jahre weiter zurück, so findet man auch in der Stadt noch keine Semmeln als tägliches Gebäck. Unsre Vorfahren vor 100 Jahren aßen Weißbrot und Kuchen nur als Sonntags- und Festtagsessen, und als Volksnahrungsmittel im allgemeinen, gab es nur das grobe, aus vollem Korn hergestellte Schrotbrot. Mit der steigenden städtischen Kultur, mit der zunehmenden Mühlentechnik, die ihre höchste Ausbildung in den modernen Großmüllereien gefunden hat, stellte man allmählich immer feineres Mehl her, sowohl von Weizen wie von Roggen; die Kleie und die Hülsen wurden immer mehr entfernt und als Viehfutter mit Vorteil verkauft, und das feine Mehl wurde menschliche Nahrung. Und so kam dann auch ein immer feineres Weizengebäck auf, das schließlich seinen Gipfel in den sogenannten Wiener Bäckereien erreichte, und damit wurde es dann Mode, daß man schon morgens seine frischen, warmen Semmeln haben mußte.

Auf diese Weise ist überhaupt die Nachtarbeit der Bäcker entstanden.

Wie schwer den Bäckern selbst diese Nachtarbeit fällt, das bewies mir einmal ein Vers, den ich von einem intelligenten Bäckergesellen zugeschickt bekam, und der lautete:

„Das Bäckerleben
Hat Gott gegeben.
Doch das Backen in der Nacht,
Das hat der Teufel ausgedacht."

Man fühlt aus diesen Worten heraus, mit welcher Schwere die Nachtarbeit auf diesem armen Menschen lastete, indem er sie geradezu als eine Ausgeburt des Teufels bezeichnete.

Schon während meines medizinischen Studiums hatte ich mehrfach Gelegenheit, Berufskrankheiten der Bäcker kennen zu lernen. In der chirurgischen Klinik machte ich die Bekanntschaft der sogenannten Bäckerbeine, das sind O-Beine, d. h. also eine Beinkrankheit, die mit Verkrümmung des Beines nach außen einhergeht, und die dadurch entsteht, daß ein junger Mensch gerade in dem Alter, wo der Körper am meisten wächst, in den Entwicklungsjahren, eine schwere anstrengende Arbeit am Backtrog leisten muß. Die Orthopäden nennen das eine Belastungsdeformität. Auf diese Weise entsteht nicht nur eine unangenehme Verhäßlichung, sondern auch eine Einschränkung der Leistungsfähigkeit, weil die gekrümmten Beine nicht mehr so viel aushalten wie gerade. Und natürlich muß hier die Nachtarbeit besonders ungünstig wirken. Denn die Nacht ist doch eine Zeit, die für den Körper von Natur zum Schlaf bestimmt ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Mensch ist kein Nachttier, und daran kann auch eine Umkehrung der natürlichen Gewohnheiten nichts ändern. Jede Arbeit, die nachts geschieht, muß also noch mehr anstrengen als die entsprechende bei Tage. Dazu kommt noch, daß der Betreffende am Tage niemals den erquickenden Schlaf findet, den der natürlich lebende Mensch nachts hat, so daß durch die Nachtarbeit überhaupt eine Einbuße an notwendigem Schlafe stattfindet, die zu einer vorzeitigen Erschöpfung des Körpers führt.

Zu den O-Beinen kommen dann noch Krampfadern und Schwellungen der Füße, die auch durch das fortwährende übermenschlich lange Stehen bei der Arbeit verursacht werden. Beinahe alle Bäckergesellen sind bleich und mager und von schwächerer Gesundheit als die Arbeiter in andern Berufen; sie sterben infolge ihrer Arbeits- und Lebensweise in der Regel schon zwischen 40 und 50 Jahren. Es ist eine auffallende Tatsache, daß viele Bäckergesellen im besten Alter ihren Beruf verlassen und in andre Berufe übergehen, wo sie glauben bessere Lebensbedingungen zu finden. In München wurde von einem Bäckermeister bei Gelegenheit einer Innungsversammlung gesagt: „Wir werden bei dauerndem Nachtbackverbot auch unser besseres Gehilfenmaterial behalten können; denn aus Abscheu gegen die Nachtarbeit verloren wir oft die besten Gesellen an die Fabriken."

Eine zweite Bäckerkrankheit lernte ich in der Hautklinik kennen, die sogenannte Bäckerkrätze. Es handelt sich hier um eine nässende Flechte (Eccema madidans), die infolge der lange dauernden, beständigen Berührung der Haut mit dem sauren Brotteig an den Händen, oder wo er mit den Füßen geknetet wird, auch an den Füßen, entsteht. Wer einmal solche Bäckerkrätze gesehen hat, dem vergeht überhaupt der Appetit vorläufig wieder Brot zu essen, denn die Leute nehmen den Arzt oft erst in Anspruch, wenn es schon ziemlich schlimm ist, und das wird natürlich auch durch die Nachtarbeit gefördert, da ja nachts niemals eine so strenge Kontrolle sein kann wie bei Tage. Eine durchgreifende Abhilfe kann hier nur eintreten durch Abschaffung der Nachtarbeit und, wenn auch hier, wie auf vielen andern Gebieten, die Handarbeit durch Maschinenarbeit ersetzt wird, was jetzt schon in vielen besseren Bäckereien der Fall ist.

Nachdem die Bäcker nun infolge des Krieges die Wohltat der Abschaffung der Nachtarbeit kennen gelernt haben, ist es sehr erklärlich, daß sie eine solche soziale Errungenschaft nicht wieder aufgeben möchten, und daher ist unter ihnen eine lebhafte Werbearbeit im Gange, das Nachtbackverbot, das zunächst für die Kriegszeit erlassen worden ist, auch nach dem Kriege als dauernde Einrichtung beizubehalten. Auch die Regierung beschäftigt sich schon mit der Frage, und deswegen hatte zum 15. September das Reichsamt des Innern die Vertreter des Bäcker- und Konditoreigewerbes und andrer an der Frage beteiligter Organisationen zu einer Besprechung eingeladen. Dieser Konferenz der Sachverständigen lag ein vorläufiger Entwurf eines Gesetzes über die Arbeitszeit in den Bäckereien und Kon-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ditoreien vor, der den Teilnehmern an dieser Konferenz 14 Tage vorher von der Reichsregierung zugestellt war.

In dem Entwurf heißt es im § 1:

„In Bäckereien und Konditoreien — einschließlich der Anlagen zur Herstellung von Zwieback, Keks, Honigkuchen, Waffeln oder Matzes—, auch wenn sie einen Teil von Gast- und Schankwirtschaften bilden, muß der Betrieb von 8 Uhr abends bis 5 Uhr morgens vollständig ruhen."

Man sieht daraus, daß die Regierung offenbar dem Nachtbackverbot günstig gestimmt ist, und das ist auch sehr gut. Unter den Interessenten und Sachverständigen waren natürlich sehr verschiedene Stimmen, aber recht viele unter ihnen sprachen sich doch sehr entschieden im Sinne des Regierungsentwurfes aus.

Zum Schluß möchte ich noch aus einer Eingabe, die drei Verbände, Zentralverband der Bäcker, Konditoren und verwandten Berufsgenossen Deutschlands, Zentralverband der Nahrungs- und Genußmittel-Industriearbeiter Deutschlands, Gewerkverein Deutscher Bäcker, Konditoren und verwandter Berufe, an den Reichstag und Bundesrat gemacht haben, einiges anführen. Die Eingabe ist dann als Flugschrift gedruckt worden, und es heißt da in dem Vorwort, das an die Bäckermeister, Bäcker- und Konditorgehilfen und -Lehrlinge, sowie an das Brot- und Backwaren kaufende Publikum gerichtet ist:

„Länger als ein Jahrhundert hindurch hat auf der Mehrzahl der Bäckermeister und der in Bäckereien beschäftigten Bäcker- und Konditorgehilfen und -Lehrlinge wie ein Alp die regelmäßige Nachtarbeit gelastet, welche in diesem Gewerbe von allen Angehörigen bis in die neueste Zeit hinein Nacht für Nacht, Wochentags wie Sonntags, das ganze Jahr hindurch ohne Ausnahme geleistet werden mußte. Erst in neuerer Zeit wurde es durch das Wirken der Gehilfenorganisation und durch die Unterstützung einsichtiger Arbeitgeber in einzelnen Städten und Gegenden des Landes möglich, die Sonntagsruhe im Bäckergewerbe zur Einführung zu bringen, oder dort, wo die Arbeitgeber es nicht für möglich hielten, ohne Sonntagsarbeit auskommen zu können, den Gehilfen und Lehrlingen durch abgeschlossene Tarifverträge der Arbeitgeber- und Arbeitnehmer-Korporationen in jeder Woche einen vollständigen Ruhetag zu erringen!

Aber auch dort, wo diese kleine Erleichterung errungen war, lastete durchweg noch die Nachtarbeit auf den Berufsangehörigen; die regelmäßige Nachtarbeit wirkte in gesundheitlicher Beziehung nachteilig für die darunter Leidenden; sie schloß auch die davon Betroffenen von dem Verkehr und der Gesellschaft der Angehörigen andrer Berufe ab, schloß sie aus von den zur Fortbildung und Unterhaltung gebotenen Darbietungen und künstlerischen Genüssen, die meistens in die Abend-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stunden fallen. Und die regelmäßige Nachtarbeit trug wesentlich dazu bei, daß die Bäckereiarbeiter in reiferen Jahren ihren Beruf verließen, um sich in andern Gewerben ihnen besser zusagende Arbeitsgelegenheit ohne die anstrengende Nachtarbeit zu suchen.

Heute sind sich alle einsichtigen Berufsangehörigen darin einig, daß die Nachtarbeit im Bäcker- und Konditoreigewerbe niemals wiederkehren darf, und fordern in der nachstehenden Petition die dauernde gesetzliche Beseitigung der Nachtarbeit auch für die Zeit des Friedens, der hoffentlich bald an Stelle des heutigen völkermordenden Krieges treten wird.

Das konsumierende Publikum hat sich in seiner überwältigenden Majorität mit der durch die Erfordernisse des Krieges neugeschaffenen Ordnung im Bäckergewerbe abgefunden.

Jeder Einsichtige verzichtet gerne des Morgens in der Frühe auf die knusperigen Brötchen, Semmeln oder Schrippen, wenn er weiß, daß durch Beseitigung der Nachtarbeit viel bessere Garantie dafür geschaffen wird, daß im Bäcker- und Konditoreigewerbe die Herstellung der Backwaren nur unter der größten Reinlichkeit und Sauberkeit vor sich geht.

Deshalb appellieren die Angehörigen des Bäcker- und Konditoreigewerbes an die Brotkonsumenten, an das gesamte Publikum: Helft alle mit, daß im Bäcker- und Konditoreigewerbe die gesundheitsschädliche regelmäßige Nachtarbeit nicht wiederkehrt. Unterstützt uns in dem Bestreben, daß das in der Petition Verlangte dauerndes Gesetz wird."

Ein Bestreben, das man vom ärztlichen und sozialen Standpunkt nur in der wärmsten Weise unterstützen muß. **Dr. med. Wilhelm Winsch.**

Alt und Neu

Unter „Alt und Neu" geben wir zu geeigneter Zeit Stücke aus den Werken alter und neuer Dichter und Schriftsteller. Wir bevorzugen dabei selbstverständlich solche Werke, die nicht nur künstlerischen oder literarischen Wert haben, sondern von denen auch ihr Inhalt erweist, daß sie zu dem Gesunden gehören, was in unserm Land und Volk (oder anderswo) wächst und wird. **Vortrupp.**

Wilhelm v. Humboldt.

Alexander v. Humboldt ist der Erwecker eines geläuterten Naturgefühls, das er in seinen Schriften auch da betont, wo er von scheinbar fernliegenden Gegenständen redet, Wilhelm v. Humboldt der Entdecker des idealen Menschen, der begeisterte, doch nicht kritiklose Verehrer des reinen Menschentums, wie es sich, derzeitiger Auffassung nach, im alten Griechenland zu höchster Blüte entfaltet hatte. Obwohl nach äußerem Lebensgang und

Schaffensart etwas abseits stehend von Kant, Goethe und Schiller, hat er doch vielleicht mehr als irgend einer seiner Zeitgenossen die ganze Gedankenwelt des klassischen deutschen Idealismus in sich aufgenommen.

Harmonisch wie das Seelenleben wird die Welt, ein sinnvoll geordnetes Ganzes, mehr noch, ein Kunstwerk. Von dieser Überzeugung tief durchdrungen, betrachtet Alexander v. Humboldt — gleich Kant und Goethe — die äußere Natur; die Menschennatur findet ihre Künder in Schiller und Wilhelm v. Humboldt.

Noch erschien aber diese Ansicht von Menschheit und Weltall für den deutschen Geist zu neu, zu kühn und unerhört, als daß er sie in jeder Einzelfrage ganz selbständig begründet und fortgebildet hätte. Nach damaliger Auffassung ragte ein Volk des Altertums als unvergleichliches Vorbild der Lebensgestaltung vor allen andern hervor: die Hellenen. Ihren Spuren trachtet auch W. v. Humboldt nach; er tut es mit Eifer und Hingebung, wiewohl er nicht blind bleibt gegen ihre Mängel und Schwächen. Überhaupt ist eine überlegene Besonnenheit, ein ruhiges Sichversenken in fremde Zeiten und Völker ein hervortretender Wesenszug dieses Mannes.

In den gelehrten Studien der späteren Lebensjahre tritt uns eine Vielseitigkeit der Betrachtungsweise, eine philosophische Durchdringung entgegen, ein stufenweises Aufsteigen zu immer höheren Gesichtspunkten, das uns Nachgeborene mit staunender Bewunderung erfüllen muß. Fast möchten wir sagen: mit heiliger Scheu; denn W. v. Humboldt war kein Professor von der heute so verbreiteten Art, die aus allem Geistig-Seelischen, begrifflich kaum Erfaßbaren zuvörderst den Geist herausdestilliert, um an dem Rückstande alsbald den unvergleichlichen Wert der „exakten" Methode erneut und mit selbstzufriedener Genügsamkeit festzustellen.

Auch erinnert W. v. Humboldts Lebensführung sehr wenig an die der meisten, gleich ihm mit Glücksgütern Gesegneten unter unseren Zeitgenossen. Von Erwerbssorgen ungehindert seiner Gedankenwelt nachzugehen und das Beste seiner Mitmenschen, des Einzelnen wie des Volkes, fördern zu helfen, war ihm Lebensbedürfnis — nicht etwa, mit Schopenhauer zu reden, „die Pläsiers der Welt herbeizuschaffen".

„So war der Idealismus Humboldts nichts weniger als unvermittelt mit der Wirklichkeit," bemerkt R. Haym, „wohl aber war er zu wenig durchdrungen von realistischen Neigungen und Affekten. Der praktische Staatsmann muß, so scheint es, von einem gröberen Stoffe sein. Er muß glühend hassen und lieben, mit ganzer Seele achten und verachten können. Er muß jene edle Ruhmbegierde besitzen, die sich in Erreichung großer öffentlicher Zwecke zu befriedigen dürstet. Vielleicht darf er selbst nicht so weise sein, daß es ihm unmöglich wäre, eine Torheit zu begehen, und gewiß nicht so tugendhaft, daß er vor Skrupeln über die Reinheit der Mittel die Entschlossenheit und Kühnheit des Handelns verlöre. Auf dieser Bahn ist es leicht, irre zu werden. Das Beispiel steht einzig da, und nur in den Grundzügen des deutschen Wesens lag die Möglichkeit dazu, daß einem politischen Charakter nichts zur entschiedensten Größe mangelte als menschliche Schwäche und Leidenschaft."

Wer der Persönlichkeit des großen Mannes nähertreten möchte, dem bieten sich seine „Briefe an eine Freundin" (Charlotte Diede) als zuverlässiger Führer an *). Aus der Fülle seiner übrigen Schriften, soweit sie

*) Billigste Ausgaben in Meyers Volksbüchern Nr. 302/07 und Reclams Universalbibliothek Nr. 1861/65.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heute noch von größerem Interesse sind, hat uns Johannes Schubert eine lesenswerte Auswahl beschert *). Sie unternimmt es, dasjenige wiederzugeben, „was sich dem Verfasser in den in zwiefacher Beziehung unzugänglichen Schriften, auf einer nicht immer bequemen Höhenwanderung, an bedeutenden Gipfel- und Aussichtspunkten dargeboten hat."

* * *

W. v. Humboldts Naturbetrachtungen sind beinahe ebensoviele Variationen von Beethovens Wort: „Gehe hinaus in die Natur und beruhige dein Gemüt über dem Müssenden." Von den frischen Gräbern eines vertrauten Freundes und dem seiner eigenen Frau springen einmal seine Gedanken über auf die „außerordentlichen Revolutionen" des Naturgeschehens, auf die „eiserne Gleichgültigkeit," die bei den Naturvorgängen obwaltet. Dann heißt es weiter:

„Diese Erscheinung hat, wenn man eben vom Schmerz über ein schon geschehenes Unglück, oder von Furcht vor einem drohenden ergriffen ist, etwas wieder schmerzlich Ergreifendes, die innere Trauer Vermehrendes, etwas, das schaudern und starren macht. Aber so wie der Blick sich weiter wendet, so wie die Seele sich zu allgemeinen Betrachtungen sammelt, so wie also der Mensch zu der Besonnenheit und Ergebung zurückkehrt, die seiner wahrhaft würdig sind, dann ist gerade dieser ewige, wie an ihr Gesetz gefesselte Gang der Natur etwas unendlich Tröstendes und Beruhigendes. Es gibt dann doch auch hier schon etwas Festes, „einen ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht", wie es einmal in einem Schillerschen Gedichte sehr schön heißt. Der Mensch gehört zu einer großen, nie durch einzelnes gestörten noch störbaren Ordnung der Dinge, und da diese gewiß zu etwas Höherem und endlich zu einem Endpunkte führt, in dem alle Zweifel sich lösen, alle Schwierigkeiten sich ausgleichen, alle früher oft verwirrt und im Widerspruch klingenden Töne sich in einen mächtigen Einklang vereinigen, so muß auch er mit eben dieser Ordnung zu dem gleichen Punkte gelangen. Der Charakter, den die Natur an sich trägt, ist auch immer ein so zarter, kein auch die feinste Empfindung verletzender. Die Heiterkeit, die Freude, der Glanz, den sie über sich verbreitet, die Pracht und Herrlichkeit, in die sie sich kleidet, haben nie etwas Anmaßendes oder Zurückstoßendes. Wer auch noch so tief in Kummer oder Gram versenkt ist, überläßt sich doch gern den Gefühlen, welche die tausendfältigen Blüten des sich verjüngenden Jahres, das fröhliche Zwitschern der Vögel, das prachtvolle Glänzen aller Gegenstände in vollen Strahlen der immer mehr Stärke gewinnenden Sonne erwecken. Der Schmerz nimmt die Farbe der Wehmut an, in welcher eine gewisse Süßigkeit und Heiterkeit selbst ihm gar nicht fremd sind. Sieht man endlich die Natur nicht wirklich als das All, als das die Geister- und Körperwelt vereinigende Ganze an,

*) Erzieher zu deutscher Bildung. 8. Band: Wilhelm von Humboldt: Universalität. Ausgewählt und eingeleitet von Johannes Schubert. Mit Porträt. Verlegt bei Eugen Diederichs. Jena und Leipzig 1907. Preis ungeb. 2 Mk.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nimmt man sie nur als den Inbegriff der dem Schöpfer dienenden Materie und ihrer Kräfte, so gehört nicht der Mensch, sondern nur der Staub seiner irdischen Hülle ihr an. Er selbst, sein höheres und eigentümliches Wesen, tritt aus ihren Schranken heraus und gesellt sich einer sicheren Ordnung der Dinge bei."

* * *

Wie Goethe ist auch W. v. Humboldt der Überzeugung, „der Mensch sei in aller Weltbetrachtung immer der wichtigste, am meisten den Ernst und die Anstrengung der Beobachtung in Anspruch nehmende Gegenstand." Seine Gedanken über Menschenart und Menschenbildung entfernen sich gleichweit von philiströser Biedermeiermoral wie von Renaissance und Übermenschentum:

„Die ganze Veredlung des Wesens, die möglichste Erhebung der Gesinnung, die größte Erweiterung der inneren Bestrebungen ist ebensowohl die Aufgabe, die der Mensch zu lösen hat, als die Reinheit seiner Handlungen. Es gibt auch im Sittlichen Dinge, die sich nicht bloß unter den Maßstab des Pflichtmäßigen und Pflichtwidrigen bringen lassen, sondern einen höheren fordern. Es gibt eine sittliche Schönheit, die so wie die körperliche der Gesichtszüge, eine Verschmelzung aller Gesinnungen und Gefühle, einen freiwilligen Zusammenhang derselben zu geistiger Einheit erheischt, die sichtbar zeigt, daß alles Einzelne darin einem aus der innersten Natur stammenden Streben nach himmlischer Vollendung quillt, und daß der Seele ein Bild unendlicher Größe, Güte und Schönheit vorschwebt, das sie zwar niemals erreichen kann, aber von da immer zur Nacheiferung begeistert, zum Übergang in höheres Dasein würdig wird. Auch die Entwicklung der intellektuellen Fähigkeiten bis zu einem gewissen Grade gehört zu der allgemeinen Veredlung. Aber ich bin ganz Ihrer (Charlotte Diedes) Meinung, daß dazu nicht gerade vieles Wissen und Bücherbildung gehört. Das aber ist wirklich Pflicht und ist auch dem natürlichen Streben jedes nicht bloß an der irdischen Welt, ihrem Gewirre und Tand hängenden Menschen eigen, in den Kreis von Begriffen, den er besitzt, Klarheit, Bestimmtheit und Deutlichkeit zu bringen, und nichts darin zu dulden, was nicht auf diese Weise begründet ist. Das kann man wohl das Denken des Menschen nennen. Dazu ist das Wissen nur das Material. Es hat keinen absoluten Wert in sich, sondern nur einen relativen in Beziehung auf das Denken. Der Mensch sollte nichts anderes lernen, als um sein Denken zu erweitern und zu üben, und Denken und Wissen sollten immer gleichen Schritt halten. Das Wissen bleibt sonst tot und unfruchtbar. In Männern findet sich das sehr oft, ja, man möchte es als die Regel ansehen. Es fällt aber weniger auf, weil schon ihr Wissen gewöhnlich zu andern äußeren Zwecken und Nutzen wenigstens eine Anwendung findet. Aber ich habe es auch bei Frauen gefunden, und da erregt das Mißverhältnis des Denkens zum Wissen ein viel größeres Mißbehagen."

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Es ist nicht genug, die Ansichten der Menschen zu kennen, man muß auch zu bestimmen verstehen, wie sie sich zu denen verhalten, die man als die unbedingt richtigen, hohen und von allen den einzelnen Individualitäten immer anklebenden Einseitigkeiten freien anzusehen hat, und danach die Richtung des Individuums lenken. Auf diesem Wege muß man dahin gelangen, jedem einzelnen nicht bloß verständlich zu werden, sondern ihn auch auf diejenige Weise zu berühren, welche gerade für seine Empfindungsart die passendste und angemessenste ist. Man braucht aber bei diesem Gange nie seine eigene Natur weder aufzugeben, noch zu verleugnen, auch nicht die fremde für die einzig beifallswürdige anzusehen. Da man immer von dem Punkte ausgeht und wieder dahin zurückkommt, wo sich alle Individualitäten ausgleichen und vereinigen, so fallen die schneidenden Kontraste von selbst weg, und es bleibt nur das miteinander Verträgliche über. Es ist wirklich das Wichtigste, was das Leben darbietet, sich nicht in sich zu verschließen, sondern auch ganz verschiedenen Empfindungsweisen so nahe als möglich zu treten. Nur auf diese Art würdigt und beurteilt man die Menschen auf ihre und nicht auf seine eigene, einseitige Weise. Es beruht auf dieser Manier zu sein, daß man Respekt für die abweichende des andern behält und seiner inneren Freiheit niemals Gewalt anzutun versucht. Es gibt außerdem nichts, was zugleich den Geist und das Herz so anziehend beschäftigt, als das genaue Studium der Charaktere in allen ihren kleinsten Einzelheiten. Es schadet sogar sehr wenig, wenn diese Charaktere auch nicht gerade sehr ausgezeichnete oder sehr merkwürdige sind. Es ist immer eine Natur, die einen inneren Zusammenhang zu ergründen darbietet, und an die ein Maßstab der Beurteilung angelegt werden kann. Vor allem aber gewährt einem diese Richtung den Vorzug, die Fähigkeit zu gewinnen, den Menschen, mit denen man in Verbindung steht, innerlich in aller Rücksicht mehr sein zu können."

* * *

Früh und spät versichert W. v. Humboldt, daß er den Idealen seiner Jugend durchs Leben treu geblieben sei. Niemals, selbst nicht unter mannigfachen äußeren Ablenkungen, hat er die Pläne und Grundsätze aufgegeben, auf die er einst sein Leben gestellt. Es hat nicht viele große Männer gegeben, deren Welt- und Lebensanschauung in allen Lebenslagen in gleicher Weise ihre Bestätigung durch die Tat fand. Daher sind auch seine immer wiederkehrenden Geständnisse vom Werte der „Ideen" mehr als bloße Philosophieprofessorenweisheit. Weil man es ihnen ansieht, daß sie nicht im Studierzimmer und im akademischen Hörsaal ein luftig Dasein fristeten, sondern erarbeitet, erlebt, gefühlt, im Leben bewährt sind — deswegen sollen seine Ausführungen über die „Idee" (so wie er sie zwei Jahre vor seinem Tode niederschrieb) nicht unerwähnt bleiben.

„Die Idee ist zuerst den vergänglichen äußeren Dingen und den unmittelbar auf sie bezogenen Empfindungen, Begierden und Leiden-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaften entgegengesetzt. Alles, was auf eigennützige Absichten und augenblicklichen Genuß hinausgeht, widerstrebt ihr natürlich und kann niemals in sie übergehen. Aber auch viele höhere und edlere Dinge, wie Wohltätigkeit, Sorge für die, die einem nahe stehen, mehrere andere gleich sehr zu billigende Handlungen sind auch nicht dahin zu rechnen und beschäftigen denjenigen, dessen Leben auf Ideen beruht, nicht anders, als daß er sie tut, sie berühren ihn nicht weiter. Sie können aber auf einer Idee beruhen, und tun es in idealisch gebildeten Menschen immer. Diese Idee ist dann die Idee des allgemeinen Wohlwollens, die Empfindung desselben wie eine Disharmonie, wie eines Hindernisses, das es unmöglich macht, sich an die Ordnung höherer und vollkommener Geister und an den wohltätigen Sinn, der sich in der Natur ausspricht und sie beseelt, anzuschließen. Es können aber auch jene Handlungen aus dem Gefühl der Pflicht entspringen, und die Pflicht, wenn sie bloß aus dem Gefühl der Schuldigkeit fließt, ohne alle und jene Rücksicht auf Befriedigung einer Neigung oder irgend eine selbst göttliche Belohnung, gehört gerade zu den erhabensten Ideen. Von diesen muß man hingegen auch absondern, was bloß Kenntnis des Verstandes und des Gedächtnisses ist. Die kann wohl zu Ideen führen, verdient aber nicht selbst diesen Namen. Sie (Charlotte Diede) sehen schon hieraus, daß die Idee auf etwas Unendliches hinausgeht, auf ein letztes Zusammenknüpfen, auf etwas, das die Seele noch bereichern würde, wenn sie sich auch von allem Irdischen losmachte. Alle großen und wesentlichen Wahrheiten sind also von dieser Art. Es gibt aber sehr viele Dinge, die sich nicht ganz mit den Gedanken fassen und ausmessen lassen, und darum doch nicht minder wahr sind. Bei vielen von diesen tritt dann die künstlerische Einbildungskraft ein. ... Die Kunst, die Poesie mit eingeschlossen, ist daher ein Mittel, sehr vieles in Ideen zu verwandeln, was ursprünglich und an sich nicht dazu zu rechnen ist. Selbst die Wahrheit, wenn sie auch hauptsächlich im Gedanken liegt, bedarf einer solchen Zugabe zu ihrer Vollendung.... Wer also nicht Sinn für Kunst oder nicht wahren für Musik oder Poesie besitzt, der wird überhaupt schwer Ideen fassen, und in keiner gerade das wahrhaft empfinden, was darin Idee ist. Es ist ein solcher Unterschied zwischen den Menschen in ihrer ursprünglichen geistigen Anlage gegründet. Die Bildung tut hierzu nichts. Sie kann wohl hinzutun, nie aber schaffen, und es gibt hundert künstlerisch und wissenschaftlich gebildete Menschen, die doch in jedem Worte deutlich beweisen, daß ihnen die Naturanlage, mithin alles fehlt."

* * *

„Der Poesie unter den menschlichen Bestrebungen die hohe und ernste Stellung ... anzuweisen, ist tief in deutscher Sinnes- und Empfindungsart gegründet. ... Es liegt in der großen Ökonomie der Geistesentwicklung, welche die ideale Seite der Weltgeschichte, gegenüber

den Taten und Ereignissen, ausmacht, ein gewisses Maß, um welches der einzelne, auch am günstigsten Bevorrechtigte, sich nun über den Geist seiner Nation erheben kann, um, was dieser ihm unbewußt verlieh, durch Individualität bearbeitet, in ihn zurückströmen zu lassen.... Die Kunst nun und alles ästhetische Wirken von ihrem wahren Standpunkt aus zu betrachten, ist keiner neueren Nation in dem Grade als der deutschen gelungen, auch denen nicht, welche sich der Dichter rühmen, die alle Zeiten für groß und hervorragend erkennen werden. Die tiefere und wahrere Richtung im Deutschen liegt in seiner großen Innerlichkeit, die ihn der Wahrheit der Natur näher erhält, in dem Hange zur Beschäftigung mit Ideen und auf sie bezogenen Empfindungen und in allem, was hieran geknüpft ist. Dadurch unterscheidet er sich von den meisten neueren Nationen, und in näherer Bestimmung des Begriffs der Innerlichkeit wieder auch von den Griechen*).

Er sucht Poesie und Philosophie, er will sie nicht trennen, sondern strebt, sie zu verbinden. Poesie und Philosophie stehen ihrer Natur nach in dem Mittelpunkt aller geistigen Bestrebungen, nur sie können alle einzelnen Resultate in sich vereinigen, von ihnen kann in alles einzelne zugleich Einheit und Begeisterung überströmen, nur sie repräsentieren eigentlich, was der Mensch ist, da alle übrigen Wissenschaften und Fertigkeiten, könnte man sie je ganz von ihnen scheiden, nur zeigen würden, was er besitzt und sich angeeignet hat. Ohne diesen, zugleich erhebenden und funkenerweckenden Brennpunkt bleibt auch das ausgebreitetste Wissen zu sehr zerstückelt und wird die Rückwirkung auf die Veredlung des einzelnen, der Nation und der Menschheit gehemmt und kraftlos gemacht, welche der einzige Zweck alles Ergründens der Natur und des Menschen und des unerklärbaren Zusammenhanges beider sein kann. Das Forschen um der Wahrheit und das Bilden und Dichten um der Schönheit willen werden zu leerem Namen, wenn man Wahrheit und Schönheit da aufzusuchen flieht, wo ihre verwandten Naturen sich nicht zerstreut an einzelnen Gegenständen, sondern als reine Objekte des Geistes offenbaren...."

* * *

„Ohne das Schöne fehlte dem Menschen die Liebe der Dinge um ihrer selbst willen; ohne das Erhabene der Gehorsam, welcher jede Belohnung verschmäht und niedrige Furcht nicht kennt. Das Studium des Schönen gewährt Geschmack, des Erhabenen — wenn es auch hierfür ein Studium gibt, und nicht Gefühl und Darstellung des Erhabenen allein Frucht des Genies ist — richtig abgewägte Größe. — Wo der Geschmack fehlt, da ist die sinnliche Begierde roh

*) Vgl. zu dieser Textprobe Vortrupp 1913, Heft 14, S. 430 bis 432.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und ungebändigt, da haben selbst wissenschaftliche Untersuchungen vielleicht Scharfsinn und Tiefsinn, aber nicht Feinheit, nicht Politur, nicht Fruchtbarkeit in der Anwendung. Überhaupt sind ohne ihn die Tiefen des Geistes, wie die Schätze des Wissens tot und unfruchtbar; ohne ihn der Adel und die Stärke des moralischen Willens selbst rauh und ohne erwärmende Segenskraft." — —

* * *

W. v. Humboldt hat die Berliner Universität gegründet; wir fragen uns heute, ob sie noch so ist, wie er sie wollte.

Möchte der Geist, der aus seinen Schriften zu uns redet, dem heutigen Geschlecht ein Führer werden, weg vom jünglinghaften Glauben an die Alleinherrlichkeit des Verstandes, hin zur reifen Manneseinsicht von der Macht des Gemüts.

Dr. Hans Offe.

Was andre sagen

Die Frauenfrage, Schriftleiterin: Marie Stritt in Dresden. 17. Jg. Nr. 15.

Gedanken zum Pazifismus. Von Henni Lehmann.

„... Ich möchte nach meiner Empfindung sagen: „Ein Krieg kann Gutes bringen, wünschenswert ist er nie; er ist gerechtfertigt, wenn er ein Krieg der Volksverteidigung und Volkserhaltung ist, sonst ist er frevelhaft." Letzteres entspricht auch dem Recht der Notwehr des Einzelnen im bürgerlichen Leben: wenn jemand mich angreift, darf ich mich wehren, der Totschlag aus Notwehr ist straffrei. Nicht aber darf ich, weil ich im Einzelfalle schlagen darf, das Prinzip allgemeiner Prügelfreiheit proklamieren, losschlagen, wann es mir paßt, etwa um mir Eigentum des Nachbarn anzueignen, oder um ihn arbeitsunfähig zu machen und dadurch als Konkurrent für irgend eine Stellung oder Erwerbsmöglichkeit auszuschalten. . . . . "

. . . . . .

„... Die Anreize zur Kriegführung können nur überwunden werden durch ein ganz starkes Rechtsbewußtsein der Völker, das gebieterisch die Schlichtung von Streitigkeiten auf dem Rechts- und Verwaltungswege fordert, wie dies im Einzelstaat die Norm ist, eine Norm, die auch erst geworden, die nach und nach an Stelle der Selbsthilfe getreten ist, deren Reste wir heute noch im Duellwesen vor uns haben, das freilich nicht gesetzlich anerkannt, aber doch durch den Brauch sanktioniert ist. So hätte auch im Rechtsleben der Staaten untereinander gesetzliche Regelung an Stelle der Selbsthilfe durch die Waffe zu treten. Aber wie soll solche gesetzliche Regelung aussehen? Ist sie überhaupt möglich?

Gegen die Möglichkeit wird ange-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

führt, daß es von jeher Kriege gegeben habe, deshalb sei ihre Abschaffung undenkbar. Mit diesem Argument kann man aber den Kampf gegen jeden eingewurzelten Mißstand als nutzlos erklären. Man nennt den Glauben an eine solche internationale Rechtsordnung eine Utopie und vergißt über diesem Schlagwort, daß schließlich jedes Ideal eine Utopie ist, denn keines wird restlos verwirklicht werden. Wer aber wird aus diesem Grunde aufhören, nach Idealen zu streben? Kann man sie nicht erreichen, so kann man ihnen doch näher kommen.

Es wird ferner gerne darauf hingewiesen, daß gerade in diesem Krieg das internationale Völkerrecht, das feiner ausgebildet war als je zuvor, auch mehr als je mißachtet worden sei und Schiffbruch gelitten habe. Die Richtigkeit dieser Behauptung scheint mir zweifelhaft. Es wird doch ständig mit dem Begriff des Völkerrechts operiert, jeder Kriegführende sucht die Tatsache von sich abzuschieben, daß er das Völkerrecht verletzt habe, jeder dem anderen die Übertretung zuzuschieben. Das ist immerhin ein Beweis dafür, daß der Begriff des internationalen Völkerrechts trotz der Übertretungen schon mehr oder weniger tief im Volksgewissen haftet und sich wenigstens nicht ohne Erklärung oder Entschuldigung beiseite setzen läßt. Von da bis zu der nächsten Stufe: daß er sich überhaupt nicht mehr beiseite setzen läßt, ohne schwerste Folgen auf den Schuldigen herabzuziehen, ist nur ein weiterer Schritt — vielleicht ein sehr weiter, der zu tun ist, von dem aber niemand behaupten wird, daß er nicht getan werden könnte. Wird auch nicht jede Übertretung des Völkerrechts gehindert werden (auch im Einzelstaat können wir Verletzungen der Gesetze nicht hindern, doch wird wohl kein Staat deshalb darauf verzichten, Gesetze zu erlassen), so läßt sich doch denken, daß diese Verletzungen auf ein Minimum beschränkt und daß sie international geahndet werden....."

.....

„... Ein starkes, gleichmäßiges Rechtsbewußtsein und eine unerschütterliche gemeinsame Überzeugung aber sind weltüberwindende Mächte. Will man daher Kriege ausschalten, so muß vor allem ein solch starkes, gleichmäßiges Rechtsbewußtsein, eine solche gemeinsame unerschütterliche Überzeugung von der Unzulässigkeit von Kriegen in allen Völkern geweckt werden und wachsen. Vielleicht ist keine Zeit dafür geeigneter, diese gemeinsamen Empfindungen zu erzeugen, als der gegenwärtige Krieg, der mit der raffinierten Vervollkommnung der Kampfmittel so nie gesehene, nie geahnte Formen angenommen hat. Soll ein starkes Volksbewußtsein von der Notwendigkeit friedlicher Schlichtung internationaler Streitigkeiten geweckt und erzogen werden, so werden die Frauen aller Staaten ihr großes Teil Arbeit dabei zu leisten haben, einerseits infolge der Internationalität unserer Beziehungen, die nach dem Kriege doch wieder angebahnt werden müssen, andererseits infolge unserer natürlichen Frauenart. Uns ist die Liebe immer näher als der Haß. ..."

Mitteilungen der Medizinisch-Biologischen Gesellschaft. (Schriftleiter: Medizinalrat Dr. Bachmann, Harburg). 3. Jg. Nr. 18.

Burenkorn, eine billige, gesunde und sättigende Volksnahrung.

„... Allen Volksküchen sei jetzt zur Kriegszeit die Verwendungsweise möglichst ganzer Feldfrüchte dringend empfohlen. Es wird sich daraus eine ganze Reihe neuer Speisen ergeben.

Ganz besonders will ich heute auf ein Gericht hinweisen, welches unter den südwestafrikanischen Buren eine große Rolle spielt, nämlich das nach Reisart gekochte Weizenkorn. Sie nennen es dort „gestampde Koring". Dabei wird der Weizen in kaltem Wasser gewaschen und 24 Stunden geweicht, sodann in hölzernen Mörsern mit hölzernen Keulen, wie es wohl von den Kaffern übernommen wurde, gestampft, doch nur so weit, daß jedes Korn noch seinen Zusammenhang behält. Schließlich werden die Körner

in wenig Wasser einige Stunden bis zum völligen Garwerden gekocht oder vielmehr langsam gedämpft. Die Speise, die in Südafrika meist zum gekochten Hammelfleisch oder den auf Holzkohlen gerösteten Hammelrippchen gegessen wird, erinnert in Aussehen und Beschaffenheit an den nach deutscher Art etwas zerkochten und feuchten Reis, ist jedoch wohl noch etwas fester und körniger, so daß sie nicht als Mus oder Brei bezeichnet werden kann, wie etwa der Hirse- oder Maisbrei der gesamten südostafrikanischen Bevölkerung. Dabei besitzt sie einen eignen, zarten, dem Weizenkorn innewohnenden Wohlgeschmack, den wir hier garnicht kennen; selbst Schrotbrot aus unverändertem Weizen hat durch das Backen einen andern Geschmack bekommen, als gedämpfter Weizen. Es fragt sich nur, ob eine von Jugend auf durch Tabak, Pfeffer, Mostrich und Alkohol verdorbene Mundschleimhaut den Geschmack noch wahrnehmen wird.

. . . . . .

Außer etwa beigefügten Würzen, als welche ich jedoch nur ein wenig Petersilie, Portulak, Kerbel oder sonstige feinere Suppenkräuter empfehle, kommt als Tunke in Betracht: Vollmilch, jegliches gute Fett, jedes Fruchtmus, als Delikatesse Honig.

Für empfindlichere Verdauungsorgane ist vielleicht die Enthülsung des Weizenkorns nach dem Steinmetz-Verfahren angebracht. Ich habe mich an die Firma auch zur Herstellung des gestampften, zum Kochen fertigen Weizenkorns gewandt, da es vielleicht erst gestampft und dann geweicht werden kann. Alles dieses muß erst ausprobiert werden.

Jedenfalls scheint es mir außer Frage zu stehen, daß der Gebrauch des Weizenkorns (Roggen ist hierfür zu klebrig) in dieser Zubereitung auch bei uns eingeführt werden sollte . . ."

Rund um uns

Gebt unsern Truppen keinen Alkohol. Uns wurden vor Kurzem zwei Elberfelder Zeitungen geschickt, in denen die „Arbeitsstelle des Zweigvereins vom Roten Kreuz, Elberfeld" — einmal in Prosa, das andre Mal in Versen — sehr dringend zur Einsendung alkoholischer Liebesgaben auffordert.

Die erste Bekanntmachung (Bergisch-Märkische Zeitung vom 29. Sept. 1915) trägt die Überschrift „Wasser tuts freilich nicht". Dort heißt es unter anderm:

„. . . . Viel Tee müssen . . . unsre Soldaten trinken, aber auch heißer Grog aus Wasser, Arrak, Kognak und Rum*) wird in großen Mengen gebraut werden müssen, um unsre Streiter auch im russischen Winter gesund zu erhalten.

Für den Winterfeldzug sind Weine und alle Arten Spirituosen, Korn, Boonekamp, Wermut, Punsch, Magenbitter usw. in den größten Mengen erforderlich*)."

In der gereimten Bekanntmachung (Täglicher Anzeiger für Berg und Mark vom 6. Oktober 1915) finden wir unter anderm folgende Zeilen:

„. . . . . .
die Truppen draußen gerne haben
den Alkohol als Liebesgaben.
Die Heeresleitung ist dafür,
es steht der Winter vor der Tür.

*) In der genannten Zeitung fett gedruckt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geht schleunigst in die Läden drum,
kauft Arrak, Bittern, Korn, Punsch, Rum,
und wärmt mit solcher Liebesspende
der tapfern Krieger Magenwände
. . . . . ."

Wir wären die Letzten, die etwa die glänzende Organisation des Roten Kreuzes und dessen ganz hervorragende Leistungen während dieses Krieges nicht rühmend anerkennen wollten. Wir verkennen auch keinen Augenblick die gute Absicht des Elberfelder Zweigvereins vom Roten Kreuz, wir wollen endlich auch — zwar nicht die dichterische Begabung des Wuppertaler Verseschmiedes, wohl aber seinen guten Willen dankbar würdigen. Das alles kann uns aber nicht davon abhalten, unumwunden zu erklären, daß hier ein bedauerlicher Mißgriff vorliegt, und daß die begeisterte Alkoholempfehlung ganz bestimmt nicht im Sinne unsrer obersten Heeresleitung geschehen ist. Wie die Heeresleitung über den Wert alkoholischer Getränke denkt, darüber gibt die deutsche Kriegs-Sanitätsordnung (Ziffer 416) klar und deutlich Auskunft. Sie sagt:

„Die Erfahrung lehrt, daß enthaltsame Soldaten den Kriegsstrapazen am besten widerstehen." Und

„Bei Kälte Alkohol zur Erwärmung zu genießen, ist gefährlich. Seine wärmende Wirkung ist trügerisch. Dem Beschränken des Alkoholgenusses ist von allen Dienststellen fortgesetzt die ernsteste Aufmerksamkeit zuzuwenden."

Bei so unzweideutiger Warnung, die sicher auf Grund reicher Erfahrungen erlassen worden ist, sollte niemand die ungeheure Verantwortung auf sich laden und unsern Wackeren draußen im Felde Genußmittel senden, die ihnen gerade jetzt, zur Winterszeit, doppelt zum Verderben gereichen können. Die Erwärmungsmittel, die unsre Krieger von uns bekommen, sollen sie frisch und widerstandsfähig erhalten, aber nicht schläfrig und unbesonnen machen. Man vergesse doch nicht: Mit dem Geldhergeben oder dem wahllosen Einkauf der Liebesgaben ist's nicht getan. Der Absender soll sich dafür verantwortlich fühlen, daß die Gabe dem Empfänger Nutzen und keinen Schaden bringe.

Darum: Gebt unsern Truppen keinen Alkohol! Wer dies Gebot befolgt, hilft den Soldaten, die Strapazen zu überwinden, und dient dem Vaterlande. **Vortrupp.**

Ein „Patriot". Ich könnte seinen Namen nennen, der hier in unserm Kleinstädtchen einen wohlbekannten Klang hat; aber — ich tue es nicht. Denn er ist kein Einzelner; er ist nur ein Exemplar einer weitverbreiteten Gattung.

Er „tut" ungeheuer viel für sein Vaterland; auf den Sammellisten für Kriegszwecke steht sein Name mit bemerkenswerten Beiträgen obenan; er veranstaltet bei jeder Gelegenheit „patriotische Abende" in unsrer Stadt, denen er durch ein dröhnend ausgebrachtes Kaiserhoch die Krone aufsetzt; und er hat sich eine mächtige, schwarzweißrote Fahne angeschafft, die er bei jedem Siege unsrer Tapferen draußen an dem großen Flaggenstock vor seiner „Villa" aufzieht.

Er ist durchdrungen von dem Gefühl seines Patriotismus; und niemand in seinem Kreise würde ihm den Namen eines guten Patrioten abzusprechen wagen. — —

Neulich ging ich an seinem Hause vorüber, als der Ton eines unterdrückten Weinens mich aufsehen ließ. Eine blasse, junge Frau stand in der Tür des Vorgartens, die Schürze an die Augen gedrückt. Ich kannte sie, es war die Hausmeistersfrau, die den Treppenflur und das Vorgärtchen in Ordnung zu halten hat und dafür eine kleine, sehr kleine Kellerwohnung bewohnen darf.

„Warum weinen Sie denn?" fragte ich, stehen bleibend.

„Ach, Herr N. hat mir die Stelle gekündigt."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Aber warum hat er das getan? Soviel ich weiß, war er mit Ihren Leistungen stets sehr zufrieden."

„Das ist es nicht, aber —" sie stockte verlegen, „wir haben zuviel Kinder! Herr N. hat sich gleich, als er uns die Wohnung vermietete, ausgemacht: ein Kind, höchstens zwei! Kinder machen Lärm, sagt er, Kinder machen Unordnung, Kinder ruinieren den Garten — —."

„Aber ich bitte Sie, wenn der Garten nicht für die kleinen Kinder da ist, für wen ist er denn da?"

„Nein, der Garten ist nicht für die Kinder da; der ist zum Hübschaussehen da, sagt Herr N.! Und nun haben wir schon zwei Kinder, und das dritte— —." Sie brach ab und weinte von neuem. „Ach, ich habe mir schon soviel Vorwürfe gemacht; wir hätten eben keine Kinder mehr haben dürfen — —."

Empörung stieg in mir auf.

Dieser Hauswirt, meint er denn, sein Vaterland zu lieben, indem er in kurzsichtigem Egoismus seinen Hausangestellten die allernatürlichsten und selbstverständlichsten Menschenrechte und Lebensbedürfnisse zu verkümmern trachtet?

Und er ist nicht ein Einziger; nein, in Tausenden von Exemplaren läuft diese Art Hauswirt im deutschen Lande herum.

Was nützt uns das Fassadentum marktschreierischen Patriotismus, das sich in Fahnenaushängen, Beiträge-sichtbarzeichnen und Kaiserhochausbringen genug tut, wenn die wahrhafte, edle, schweigsame Liebe zu unserm Volke fehlt, die um des Volkswohls willen kleine Opfer, kleine Abzüge an der eigenen Bequemlichkeit und Ruhe mutig und ohne Aufhebens davon zu machen auf sich nimmt?

Hauswirte brauchen wir, die es als vaterländische Pflicht und persönliche Ehre betrachten, kinderreiche Familien — sei es als Mieter, sei es als Hausangestellte — aufzunehmen, denen jeder neu erscheinende Sproß nicht ein Ärgernis, nein, ein freudig begrüßter Volksgenosse ist, dessen Kindheit sie nicht mit Unfreundlichkeit zu verkümmern, sondern mit Wohlwollen zu durchsonnen trachten!

Hauswirte, die wie gütige Hausväter sich über das Singen, Lachen, Schwatzen und Toben ihrer kleinen Hausbewohner freuen und in allem den Reichtum neu aufblühenden, deutschen Lebens dankbar erkennen und begrüßen!

Solche Hauswirte braucht unser deutsches Volk.

Wo sind sie?

V. Nagel.

Grundzüge für ein Reichsgesetz über Kriegerheimstätten. Der folgende Gesetzentwurf ist von Geh.-Rat Prof. Dr. Erman dem Hauptausschusse für Kriegerheimstätten auf dessen Tagung am 20. und 21. November d. J. in Berlin zur Beschlußfassung vorgelegt worden.

§ 1. Das Reich gewährt den Bundesstaaten die Mittel (§§ 4 und 5) zur Errichtung von Familienheimstätten für die deutschen Kriegsteilnehmer oder ihre kriegsversorgungsberechtigten Hinterbliebenen (Kriegerheimstätten), wenn die Bundesstaaten durch Gesetz oder auf dem Verwaltungswege folgende Grundsätze verwirklichen:

1. Die Kriegerheimstätten müssen geeignet sein, einen körperlich und sittlich gesunden Volksnachwuchs zu sichern, die Wehrkraft des Volkes zu erhöhen und die Erträgnisse des heimischen Bodens zu steigern.
2. Soweit die unter 1 genannten Ziele nicht eine andre Regelung erfordern, sollen unter den Bewerbern die Kriegsbeschädigten, die Kriegerwitwen und die kinderreichen Familien zuerst berücksichtigt werden. Unter gleichberechtigten Bewerbern gehen die vor, welche in der betreffenden Gemeinde den Unterstützungswohnsitz haben.
3. Die Kriegerheimstätten können nur von Staaten, Gemeinden oder Gemeindeverbänden errichtet werden oder von solchen gemeinnützigen Vereinigungen, die von dem Bundesstaat, in dessen Gebiet die Heimstätten liegen, dazu ermächtigt werden. Diese können ihren gemeinnützigen Charak-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ter nur mit Genehmigung des Bundesstaates und des Reiches ablegen und auch nur mit dieser Genehmigung über die dem Kriegerheimstättenzweck bestimmten Vermögensmassen verfügen.

4. Die Kriegerheimstätten sind entweder:
   Wohnheimstätten, Kleinhäuser mit Nutzgärten, oder
   Wirtschaftsheimstätten: Gärtnereien oder landwirtschaftliche Anwesen kleinbäuerlichen Umfangs. Diese dürfen nur Bewerbern mit entsprechender Vorbildung und angemessenem Betriebskapital verliehen werden.
5. Bestehender Besitz kann in Kriegerheimstätten umgewandelt werden.
6. Die Bundesstaaten, Gemeinden und Gemeindeverbände haben geeigneten Boden zu solchen Bedingungen zur Verfügung zu stellen, daß bei Wirtschaftsheimstätten ihre Lebensfähigkeit ermöglicht wird und daß bei Wohnheimstätten die Gesamtleistungen unter Berücksichtigung des Gartenertrages nicht höher sind als die der Lebenshaltung entsprechende ortsübliche Miete im Vielfamilienhause.
   Zur Errichtung von Wohnheimstätten ist ein Enteignungsrecht zu gewähren für unbebauten Boden, dessen Preis 100 Mark für den Ar übersteigt. Im Streitfalle bestimmen die entsprechend auszubauenden Preisprüfungsstellen für Lebensbedürfnisse den gerechten Preis des Baubodens.
7. Öffentlich-rechtliche Erschwerungen sind so weit zu beseitigen und die Verkehrseinrichtungen so zu fördern, daß die Zwecke der Kriegerheimstätten voll erreicht werden können.
8. Die Heimstätte wird zu Eigentum übertragen, und zwar kaufweise gegen eine für den Heimstättenausgeber zur ersten Stelle eingetragene Rentenforderung, die nur mit Zustimmung beider Teile ablösbar ist (vgl. das preußische Rentengesetz vom 27. Juli 1890).
9. Die Rente kann von dem Heimstättenausgeber nur gesteigert werden, wenn der Besitzer die Kriegerheimstätte freiwillig aufgibt oder sie nicht selbst bewohnt und bewirtschaftet, oder wenn nach dem Tode beider Eltern das jüngste Kind großjährig wird. Für die Steigerung und ebenso für eine etwaige Herabsetzung der Rente ist nicht der für die einzelne Heimstätte gebotene Preis maßgebend, sondern die allgemeine Preislage des reinen Bodens jener Gegend.
10. Wohnheimstätten können auch auf der Grundlage des Erbbaurechtes oder des Wiederkaufsrechts errichtet werden.
11. Der Heimstättenausgeber hat bei allen Verkäufen der von ihm ausgegebenen Heimstätten das Vorkaufsrecht. Bei andauernder grober Mißwirtschaft hat er das Recht auf Wiederauflassung der Heimstätte.
12. Eine Beleihung von Kriegerheimstätten kann nur in Form von unkündbaren und löschungspflichtigen Tilgungshypotheken erfolgen, und zwar nur für zweckmäßige Bauten oder sonstige Verbesserungen. Für alle sonstigen Schuldeintragungen ist das Grundbuch der Kriegerheimstätte geschlossen.
13. Mindestens 10 v. H. der Baukosten soll der Heimstättenbewerber grundsätzlich aus eigenen Mitteln oder durch eigene Arbeit aufbringen. Wird ihm bei Mittellosigkeit dieser Betrag von einer gemeinnützigen Kasse ganz oder teilweise dargeliehen, so kann dafür eine Hypothek auf die Kriegerheimstätte eingetragen werden.
14. Dasselbe gilt zugunsten des Reiches für teilweise kapitalisierte Invaliden- oder Hinterbliebenenrenten.
15. Die Kriegerheimstätte kann wegen nicht eingetragener privatrechtlicher Forderungen nicht in Zwangsversteigerung gebracht werden. Sie ist unteilbar und durch Erbgang nur auf einen Erben übertragbar, und zwar bei Mangel letztwilliger Verfügung auf das jüngste Kind. Eine Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

äußerung der Kriegerheimstätte ist nur mit Zustimmung der Ehefrau zulässig.

§ 2. Das Organ des Reiches für die Kriegerheimstätten ist das dem Reichsamt des Innern eingeordnete Reichsheimstättenamt.

§ 3. Für die Bebauung gewährt das Reich die Beleihung bis zu 90 v. H. der reinen Baukosten, die als nötig und zweckmäßig vom Heimstättenausgeber anerkannt sind.

Während des Krieges und drei Jahre danach tritt eine Beleihung durch die Darlehnskassen ein, die unter entsprechender Erweiterung ihrer Unterlagsbestimmungen insgesamt 750 Millionen Mark Darlehnsscheine dafür ausgeben dürfen. Diese Beleihung ist mit 4 v. H. zu verzinsen. Diese gesamte Einnahme dient zur Einlösung der zu diesem Zwecke verausgabten Darlehnskassenscheine. Innerhalb der genannten Frist hat eine gesetzliche Regelung die öffentlichen oder öffentlich beaufsichtigten Spargeldsammelstellen (Sozialversicherungen, Privatversicherungen, Sparkassen u. ä.) mit einem Teil ihrer Jahreseinkünfte diesem Zweck dienstbar zu machen.

§ 4. Ebenso bürgt das Reich bis zu 90 v. H. der Baukosten, welche andere öffentliche Geldgeber (Staaten, Gemeinden, Gemeindeverbände oder deren Kreditanstalten) für die Kriegerheimstätten darleihen.

§ 5. Den Kriegsbeschädigten und Kriegerwitwen ermöglicht das Reich durch Kapitalablösung des Kriegszuschusses zur Invalidenrente die Erwerbung einer Heimstätte.

§ 6. Die Bundesstaaten haben in geeigneten Bezirken Heimstättenamtmänner zu berufen, die in Fühlung mit den zuständigen Stellen (Bezirkskommandos usw.) die Auskunftserteilung und Vermittlung jeder Art bei Errichtung und Bewirtschaftung der Kriegerheimstätten zu bewirken haben.

§ 7. Die vorstehenden Bestimmungen finden auch Anwendung, wenn öffentliche Verbände Häuser mit Wohnungen zur Dauervermietung an die unter § 1 eingangs genannten Personen errichten.

Diese Häuser müssen im Flachbau errichtet sein. Zu jeder Wohnung muß ein unmittelbar damit zusammenhängender Garten gehören.

§ 8. Wenn das Reich selbst in seinem Machtbereich außerhalb des eigentlichen Reichsgebietes oder im Reichsgebiete auf ihm gehörigen Boden Kriegerheimstätten errichtet, so finden die Vorschriften dieses Gesetzes entsprechende Anwendung.

Sensation! Nervenkitzel! (Aus einem Feldpostbrief.) „Im Höllenfeuer von Antwerpen" und „Explosion in der Kasematte B", das sind zwei Überschriften, die ich an den Anschlagsäulen las, als ich in der Heimat war. Die erste bezog sich auf ein großes Feuerwerk, das dann mit großen Worten angepriesen wurde. Die zweite galt einem Film, zu dessen genauerer Kennzeichnung man hinzufügte: „Dieser Film ist für das große Publikum. Bei diesem Film kommt das Publikum aus der Spannung nicht heraus. Dieser Film ist die größte Sensation."

Ist das wirklich die Seele der Daheimgebliebenen, die sich in diesen Worten äußert?

Wenn sie es wäre, dann müßten wir glauben, daß die Daheimgebliebenen seelisch rettungslos verloren sind. Aber wir glauben dies nicht, weil wir die Unsern kennen. Allein gerade, weil wir die Unsern kennen, darum erscheint uns diese Reklame als eine Beleidigung. Eine Beleidigung für uns und für sie.

Da fragt sich der, der draußen im Feuer gestanden, unwillkürlich: Liegen wir denn hier draußen in Kampf und Not, daß wir dadurch den andern daheim eine Sensation bereiten? Sind wir deshalb mit allen Mächten der Hölle im Kampfe, daß man sich daheim durchs „Höllenfeuer von Antwerpen" unter „Ah"- und „Oh"-Rufen die Nerven kitzeln läßt?

Wir können nicht glauben, daß die, die mit Bewußtsein diesen großen Krieg auch daheim miterleben, einen derarti-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gen Nervenreiz noch nötig haben. Denn ihre Nerven sind genug gereizt durch die Besorgnis und die Angst, in der sie immer leben, um derer willen, die ihnen lieb und wert sind draußen im Felde. Dabei denkt niemand daran, daß sie den Kopf hängen lassen sollen, daß sie grüblerisch und trübsinnig umherschleichen sollen. Nein, den Kopf hoch und nicht verzagen. Sie sollen auch keine Askese treiben, sollen sich nicht von edlen Freuden zurückziehen, denn sie bedürfen der Aufrichtung. Aber sie sollen alles das meiden, was die Kämpfer von Ost und West zu Reklamekämpfern herabdrückt.

Sie sinds ja auch wohl nicht, die solche Veranstaltungen besuchen. Denn die, die es tun, sind krank an Geist und Gemüt. Wenn sie es nicht wären, würde sie das größte Leid nicht reizen, ihre überreizten Nerven aufzupeitschen. Obs eine Modekrankheit ist, oder eine Zeitkrankheit? Was geht uns das an, es ist krankhaft, das ist genug.

Der große Arzt Krieg hat schon vielfach das Messer angesetzt und Auswüchse weggeschnitten und Fäulnis beseitigt. Bei denen aber, die noch solche nervenaufpeitschende Reize nötig haben, scheint auch dieser Arzt nicht helfen zu können.

Sie sind unwert derer, die draußen bluten. Sie sind unwert derer, die daheim Leiden mit Stolz und Würde tragen. Man sollte sie, die sich so selbst als Unwürdige kennzeichnen, auch als solche behandeln, und zwar so wie man früher Aussätzige behandelte. Man soll sie im „Höllenfeuer" und bei der „Explosion" unter sich lassen.

Oder, und das wäre die letzte und stärkste Medizin: Man sollte sie hinausstellen in „wirkliches Höllenfeuer" und in wirkliche „Explosionen". Dort könnten sie sich ihre Nerven genug reizen lassen.

Ob sie dann zufrieden sein würden? Ob sie gesund werden würden?

Walther Kluge.

Deutsche Geschichte. Die „Königin der Wissenschaften", so nennt einmal der Leipziger Pädagoge Gaudig mit Recht die Geschichte. Aber anerkannt als solche ist sie längst noch nicht allerseits. Dürfen wir hoffen, daß der Krieg zu ihrer besseren Einschätzung beitragen wird? Es wäre gewiß zu wünschen. Etwas einseitig hat unsre Zeit sich an die Hochschätzung der Naturwissenschaften und der Technik gewöhnt. Wir wollen dieser Hochschätzung durchaus nichts abbrechen. Und wenn man sieht, was die Technik im jetzigen Kriege für uns bedeutet, wird erst recht nicht zu befürchten sein, daß sie im Urteile des Volkes etwas verlieren könnte. Um so eher und ohne Gefahr, mißverstanden zu werden, darf man aber wohl eben deshalb daran erinnern, daß die Technik uns zwar die Mittel der Kriegführung in die Hand gibt, daß aber der Zweck des Krieges auf anderm Gebiete liegt, und zwar letzten Endes auf geistigem Gebiet. Ein Volk kämpft vor allem um die Möglichkeit, seine innerliche Eigenart, sein ganzes Seelenleben frei erhalten und frei entfalten zu können.

Damit aber ist eine Aufgabe gestellt, mit deren Erörterung und Klärung eben die Geschichte es zu tun hat. Nur ein wahrhaft geschichtlich gebildetes Volk wird in vollem Umfang erkennen, wofür es eigentlich kämpft. Und nur ein Volk mit Übung im geschichtlichen Denken wird auch die Mittel und Wege richtig wählen, auf denen es zur Behauptung seiner materiellen wie geistigen Existenz gelangt. Wenn in weiten Kreisen des deutschen Volkes vor dem Kriege das Verständnis für alle Fragen der auswärtigen Politik bedauerlich gering war, und in vereinzelten Köpfen das auch zurzeit noch zu sein scheint, so ist der Grund dafür tatsächlich in dem Fehlen einer rechten geschichtlichen Bildung zu finden.

Zur Vertiefung des geschichtlichen Sinnes kann und muß deshalb künftig viel geschehen. Da hat zunächst die Schule eine sehr große, vielleicht wohl die größte Aufgabe. Wie wenig man da mit der seitherigen knappen Stundenzahl und mit der veralteten Methode des Zahlenlernens durchkommt, wie un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

endlich viele neue, methodische Fragen da auftauchen, zeigt das vorzügliche Werk von Dr. Fritz Friedrich (Verlag von Teubner, Leipzig), das man geradezu als einen klassischen Führer für den modernen Geschichtslehrer bezeichnen darf. Friedrich legt vor allem Wert darauf, daß die wünschenswerten geschichtlichen Kenntnisse nicht durch Auswendiglernen erzielt werden, sondern durch Erarbeiten, durch Denkübungen, durch stete Vergleiche zwischen Altem und Neuem, durch gelegentlichen Einblick in die Quellen unsrer Geschichtsforschung. Die Anforderungen, die damit an den Geschichtslehrer gestellt werden, sind freilich ungeheuer umfangreich. Und mit Befriedigung wird er sie nur erfüllen, wenn die Geschichte endlich einmal aufhört, neben fremden Sprachen und abstrakter Mathematik als bloßes „Nebenfach" zu gelten.

Man vergesse aber auch nicht, daß recht viel das Haus dazu beitragen kann, den geschichtlichen Sinn zu pflegen. Ein besseres Geschichtswerk dürfte in keinem Hause fehlen, wo man auf die Zugehörigkeit zu den gebildeten Schichten Wert legt. Die größeren Weltgeschichten, wie die von Helmoldt, von Jäger oder die des Verlages Ullstein bedeuten zwar eine größere Geldausgabe, dafür aber auch einen wertvollen Besitz fürs ganze Leben. Gerade wir Deutschen haben auf dem Gebiete der Geschichtsforschung so Maßgebendes geleistet, daß wir von den Früchten solcher Arbeit auch möglichst reichen Gewinn zu ziehen verpflichtet wären.

Keinen Überfluß haben wir leider an guten, kurz gefaßten Darstellungen unsrer vaterländischen Geschichte. Da läuft unter solchem Titel manches Machwerk um, das man seiner aufdringlichen und oberflächlichen Tendenz wegen am besten gar nicht nennen soll. Das treffliche Handbuch der deutschen Geschichte von Gebhardt dient mehr wissenschaftlichen Zwecken. Interessant ist die einbändige deutsche Geschichte, wie sie R. Wustmann nach Menschenaltern in der Art Lamprechts erzählt. Das Kulturelle tritt hier stark in den Vordergrund, und manche Kenntnis der Tatsachen der politischen Geschichte wird einfach vorausgesetzt. Um so begrüßenswerter war der Versuch des tüchtigen Pädagogen Richard Kabisch, ein billiges Hausbuch der deutschen Geschichte zu schaffen, das gerade die Hauptsachen des Geschichtsverlaufs in ansprechender und leichtverständlicher Form erzählt, so daß es die Jugend schon mit Spannung und Freude, die noch durch den eingestreuten Bilderschmuck erhöht wird, lesen kann. Die zwei bisher erschienenen Bände sollen noch durch einen dritten, der den Weltkrieg enthält, ergänzt werden (Verlag von Vandenhoek u. Rupprecht, Göttingen). Dieses Werk könnte den besten Rückhalt abgeben für die Lektüre unsrer zahlreichen, guten, historischen Jugenderzählungen, mit denen auch in jeder Familie die Jugend versorgt werden sollte. Möchte doch so jedes Haus die wichtige und dankbare Aufgabe erfassen, die ihm hier im Dienste des Vaterlandes winkt.

Prof. Dr. R. Strecker.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Claſſen, Walther: Großstadtheimat. M. 3.—; geb. M. 3,50. 2. vermehrte Auflage. C. Boysen, Verlagsbuchhandlung, Hamburg.

Fröhlich, Dr. Richard: Krieg, Nahrung, Alkohol. Verlag des Arbeiter-Abstinentenbundes in Österreich, Wien.

Düsel, Dr. Friedrich: Verdeutschungen. Wörterbuch fürs tägliche Leben. George Westermann, Braunschweig, Berlin, Hamburg.

Kiel, F.: Haben wir genug Fleisch? Vierfache Getreidevergeudung noch heute. M. 0.15. Wilhelm Möller, Oranienburg.

Avenarius: Hausbuch deutscher Lyrik. In Pappband M. 1.80. Kunstwart-Verlag Georg D. W. Callwey, München.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen. Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

4. Jahrgang Nr. 24 16. Dezember 1915

Weihnachten 1915.

Wir haben es nicht gedacht, als wir 1914 Weihnachten feierten, daß uns das noch einmal im Kriege beschieden sein könnte; wir haben überhaupt nicht lange darüber nachgedacht, wie es nach einem Jahre sein würde. Zu gewaltig war das Gebot der Stunde, als daß man dem nachträumen konnte. Jetzt wissen wir, es ist noch immer Krieg, noch immer dröhnen die Kanonen, noch immer fließt das Blut unsres Volkes, noch immer kämpfen wir um Sicherheit, Freiheit und Weite unsres Volkslebens, und jetzt ist wieder Weihnachten. Die Friedensbotschaft tönt wieder in unsern Ohren wie himmlischer Glockenklang, mitten aus der Stille der Nacht; der Glanz der Sterne schaut uns in die Augen, und eine Wunderwelt will sich vor uns auftun, und das Wunder, um das es klingt und leuchtet, es ist das Kind in der Krippe.

Können wir ihm nahen, diesem holden Wunder, dem Friedensfürsten in Kindesgestalt, dem Heil der Menschheit, wir, ein kämpfendes Volk, dessen Hände Blutarbeit verrichten? Wir wissen, die Hirten des Feldes, diese friedlichen Männer, die durften ihm nahen. Wir auch? Mit welcher Liebe hat nicht unser Volk sich in dies Bild vertieft, von dem Heiland und den Hirten, es immer wieder in unsre Welt umgebildet, sich selbst in die Hirten hineinversetzt und mit ihnen angebetet, aber ein Krieger war nie unter diesen Gestalten! Aber fast ist es, als ob es unser Volk drängt, den Krieger und das Kind zusammenzusehen. Es entstand die Geschichte von Christophorus, der das Kind über den Fluß trägt und so gesegnet wird, und diese Geschichte wurde unserm Volke sehr lieb. Mir ist, als müßten wir heute diese Bilder zusammen sehen, die Hirten vor dem Kind in der Krippe und den Christophorus, der das Heil der Welt durch den Strom trägt.

Ob es wohl Menschen in der Welt gibt, die mit tieferem Sehnen nach Frieden Weihnachten feiern werden als unsre Krieger im Felde, Menschen, die mehr die Last dieser Zeit tragen als sie? Und sie sollten nicht herantreten dürfen an das Jesuskind in der Krippe, weil sie die Waffen führen? Wofür streiten sie denn eigentlich, wenn nicht dafür, daß die Mütter die Kinder hüten und die Kinder fröhlich aufwachsen können; wofür streiten sie, wenn nicht dafür, daß den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kindern neue bessere Zeiten erstehen; ja, wer hat eigentlich mehr Kindersinn unter uns erwachsenen Volksgliedern als gerade unsre Krieger? Sie sind herausgerissen aus der Verworrenheit unsres Lebens, die jede unmittelbare Fühlung des Menschen zum Menschen so selten macht, sie haben es gelernt, all den Flitter, der um die Menschen gehängt ist und ihre Seele verdeckt, daß man sie nicht spürt vor Rang und Würde, vor Kleidern und Formen, vor Gold und Schein, als Flitter zu erkennen und den Menschen zu schätzen nach den Werten, die er im Herzen trägt an Treue und Opferwilligkeit, an Mut und Fröhlichkeit, an Kameradschaft und Schlichtheit. Sie vergessen diese einfachen Maße des Menschen nicht wieder. Sollten sie nicht gerade empfänglich sein für die frohe Weihnachtsbotschaft?

Was ist das eigentlich für eine Botschaft? Die Engel sangen es, daß es uns noch immer in der Seele klingt wie himmlische Melodie, aber vielleicht geht es hier vielen wie Faust bei der Osterbotschaft: „Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube". Viele auch, die sich vom Zauber des Ganzen nicht losmachen können, meinen den Glauben weigern zu müssen. Wir wollen mit ihnen nicht rechten, man kann und darf da nicht überreden wollen.

Man kann aber auch noch anders von der Weihnachtsbotschaft reden, ganz einfach: Von dem Kind in der Krippe kam das Heil der Welt. Das kann niemand ohne weiteres abweisen: Vom Kinde kam das alles her, was so tief in unser ganzes Menschsein hineingegriffen, was in seinen Wirkungen überall spürbar ist und noch heute Unzähligen Quell und Heil ihres Lebens.

Da soll niemand dazwischenfahren und sagen: Was ist denn da Besonderes dran, daß es von einem Kinde ausging? Alle Menschen waren ja einmal Kinder, und so kam alles Große, das aus unserm Geschlecht erstand, von Kindern her. Ganz recht, aber das Wunderbare ist, daß die Großen, denen wir so Vieles schulden, schon damals, als sie Kinder waren, im Keime das in sich trugen, was sie uns als Gottesgabe brachten, und kaum einer sah es; und, als sie groß wurden, da hatten sie noch immer die Kinderseele, sonst wären sie nicht groß geblieben, und nun verstanden die verbildeten und verhärteten Menschenseelen sie erst recht nicht. Nur Kindesseelen sind klar und tief genug, daß Gottes Gedanken sich darin spiegeln können, nur Kindesseelen sind von der schlichten Größe, daß sie ganz Organe göttlichen Willens werden können; und unsrer aller Seelen hatten von dieser Klarheit und einfachen Größe wohl fast immer mehr, als wir Kinder waren, denn als wir erwachsen wurden. Wir spüren es unmittelbar, wenn es Weihnacht wird und die Sehnsucht nach Kinderzeit und Kinderglück unsre Herzen ergreift.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nichts andres?

Hinweg mit dieser weichlichen Weihnachtsstimmung jetzt mitten im Kriege! Was wollte Jesus eigentlich anders als uns zu rechten Menschen machen nach den großen, göttlichen Maßen der Güte, Treue, Gerechtigkeit, die er immer und überall am Menschen anlegte? Sollte das nicht in den Herzen unsrer Krieger aufleuchten wie ein heller Stern? Was sie in Not und Tod als den Wert des Menschen kennen gelernt, das liebt Gott, das will er befreien von allem, was niederzieht und verwirrt, und wir wollen weiter mit ihnen dafür kämpfen, daß solche Menschen in deutschen Landen wachsen können und nicht überwuchert werden von den niederen Trieben der Geldgier, der Genußsucht, der Streberei und andern bösen Geistern. Wir wollen unsern Kindern eine bessere Welt bauen, und wenn wir selbst unter der Last der Zeit fast erliegen, wie Christophorus; in ihnen soll es wieder heller aufleuchten auf Erden. Sie sollen Gott freier ins Auge schauen als wir.

Und „Friede auf Erden?"

Doch! Wir tragen ihn tief in unsern Herzen, wenn die Weihnachtsbotschaft in unsern Seelen lebt. Ihm, dem Jesuskind, war es genug, daß er den Frieden in der Seele trug, als sein Leben von dem Sturm der Zeit erfaßt wurde und er es selber aussprach: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert." Sturm ist auch jetzt, und wer nicht gelernt, Friede im Herzen zu tragen, der wird schwerlich frei aufatmen, wenn erst Friede wird. Der Friede wird kommen. Helfe Gott uns dazu, daß dann nicht ins neu gekehrte Haus sieben böse Geister einziehen und sichs darin wohnlich machen statt der furchtbaren Feindesmacht, die wir uns so tapfer von unsern Grenzen halten! Gott erhalte uns den schlichten Heldensinn, das ist Kindessinn, der für Jesu Heil offen steht!

J. Schmidt.

Stille.

„Das Ewige ist stille,
Laut die Vergänglichkeit.
Schweigend geht Gottes Wille
Über den Erdenstreit."

W. Raabe.

Schon mitten im Frieden konnte es geschehen, daß uns beim täglichen Lesen der Zeitungen vor all dem Bösen und Schrecklichen, das in der Welt geschah, ein Grauen ankommen wollte. Schien es doch fast, als wäre nichts als Leid und Unrecht in der Welt, nichts als ein Unterliegen der Schwachen und Triumphieren der Rücksichtslosen, als das traurige Strafenmüssen der Gerichte, als ein Kampf aller gegen alle.

Doch scheint es freilich nur so. Was uns täglich aus den Spalten

der Zeitungen oder im Gerede der Menschen seine Not und Schuld ins Gesicht schreit, das ist nicht das wahre Leben, nicht das wirkliche Wesen der Menschheit. Was weiß die Zeitung von Dasein und Charakter unsrer Bauern, unsres erwerbstätigen Mittelstandes, unsrer gebildeten Volksschichten? Was hat sie heute von den Taten unsrer einzelnen Offiziere und Soldaten zu melden? Das einzelne Leben mit seiner Arbeit, seinen Freuden und Leiden, verläuft im Verborgenen. Nach ihm allein aber ist das deutsche Volk in Krieg und Frieden zu beurteilen, von ihm aus erklären sich unsre Erfolge, erklärt sich unsre schon im Frieden tausendfach bewährte Tüchtigkeit.

Wir leben jahraus, jahrein ungefährdet, gehen täglich unsern Aufgaben nach und sind wohl eingefügt in die Ordnung des öffentlichen Lebens. Alle Ordnung aber ist unaufdringlich. Das Gute, dessen Überwiegen uns längst zur Gewohnheit geworden ist, fällt nicht auf und macht nicht von sich reden. Und weil das Gesamtbild unsres öffentlichen und allgemeinen Lebens schon licht ist, kann nur sehr selten eine Tat von besonderer Schönheit daraus hervorleuchten.

Oder ist dem nicht so? Und wenn nicht, wie kommt es, daß wir uns, um ein einziges Beispiel zu nennen, mit solcher Ruhe unsern Eisenbahnen und Schiffen anvertrauen? Wir haben viel mehr Vertrauen, als wir selbst wissen; unser ganzes Leben ist auf Treu und Glauben aufgebaut, und wir fahren gut dabei. Das ist nur möglich, weil die überwiegend große Mehrzahl der Menschen Tag für Tag in verborgener Treue ihre Pflicht tut.

Das stille Heldentum schweigender, sich immer erneuernder Treue gegen eintönige und oft drückende Pflichten ist die sichere Grundlage, auf die sich unser gesamtes öffentliches Leben aufbaut, und das sich in aller Unscheinbarkeit täglich aufs neue bewährt.

Auch heute ist es so. Tag für Tag geschehen im Felde Taten der Aufopferung, des Ausharrens auf ruhmlosem, verlorenem Posten, des Mitleids und der Güte, die kein Draht uns meldet, und neben Gefahr und Tod, neben dem Jammer von Freund und Feind triumphiert wieder und wieder die Nächstenliebe, — ja die Feindesliebe. Die Zeitungen wissen nichts davon, und wie könnten sie auch. Sie folgen mit dem Heeresbericht in großen Zügen dem Fortgang der Kämpfe. Und dennoch geschieht es, daß selbst in den knappen Mitteilungen der obersten Heeresleitung plötzlich von wenigen Worten ein helles Licht ausgeht, wie von dem schlichten Bericht: „Wir haben einige Hundert verwundete Feinde in Pflege genommen." Sicherlich haben die meisten, als über eine Selbstverständlichkeit, darüber hinweggelesen, und die ist es ja auch, —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine Selbstverständlichkeit übrigens, die allen Greuelberichten gegenüber zur größten Vorsicht mahnen sollte.

Daß der verwundete Kriegsgefangene in unsern Lazaretten sorgfältige Pflege genießt, der hungernde Feind bei seiner Gefangennahme Nahrung erhält, falls unsre Soldaten nur selbst noch etwas haben, ist eine der Tatsachen, die wir kaum noch erwähnen. Nun wird aber niemand im Ernste behaupten wollen, daß die Werke der Barmherzigkeit, die inmitten von Haß und Feindschaft vollbracht werden, nur innerhalb unsrer Grenzen geschehen. Nein, auch bei unsern Feinden werden Wunden geheilt und Tränen getrocknet. Auch sie ehren des Gegners gefallene Helden. So wurde noch kürzlich bekannt, daß alle Schiffe in einem englischen Hafen ihre Flaggen auf Halbstock setzten, weil ein kriegsgefangener deutscher Matrose, der seinen Wunden erlegen war, zur ewigen Ruhe gebettet wurde. Auch mehren sich die Berichte deutscher Kriegsgefangener, die mit tiefer Dankbarkeit der sorgfältigen Pflege und herzlichen Teilnahme gedenken, die ihnen von Angehörigen der jetzt mit uns im Kriege befindlichen Staaten zuteil wurden.

Wohl ist die Tatsache dieses Krieges für die ganze Menschheit eine furchtbare Mahnung, doch auch inmitten des opferreichsten und grausamsten Ringens, das die Welt je sah, haben wir dennoch keinen Grund, an der Menschheit zu verzweifeln, von einem Zusammenbruch der abendländischen Kultur oder gar, wie es geschehen ist, des Christentums zu sprechen. Wir müssen uns nur hüten, unser Urteil einzig nach dem zu bilden, was die Zeitungen berichten, was Gerüchte wissen wollen und erregte Menschen verbreiten.

Die Zeit nach dem Kriege wird unendlich viel Gedankenunrat fortzuschaffen haben. Wir werden alle erst wieder lernen müssen, zu bedenken, daß es auch bei unsern Feinden Tausende von Menschen gibt, die allen Forderungen der Ethik, der Herzensbildung genügen, die sich von Haß nicht verblenden lassen und weiser Besonnenheit und echter Menschenliebe fähig bleiben. Man hört ihre Stimme heute nicht, aber sie wirken im Stillen mit gläubigem und geduldigem Hoffen. Sie sind eine große schweigende Gemeinde, die jetzt schon suchende Hände zur Versöhnung ausstreckt.

Es ist seltsam genug, daß es heute schon so viel Gemeinsames zwischen den kriegführenden Völkern gibt, nicht nur das unermeßliche gemeinsame Leid um die Opfer des Krieges, sondern auch auf allen Seiten den Glauben an die Gerechtigkeit der eigenen Sache, ein Glaube, der zu den erstaunlichsten Tatsachen der Weltgeschichte gehört. Es ist nicht falsche Gefühlsseligkeit, wenn wir es nicht lassen können, daran zu denken, daß auch für unsere Feinde die Weihnacht dieses Jahres viel mehr eine Totenfeier als ein Fest der Freude

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sein wird. Wollen wir die Toten unsrer Feinde ausschließen, wenn wir der Gefallenen gedenken? Sicher nicht! Auch sie starben für ihr Vaterland. Auch für sie werden sich in unsern Schützengräben, auf unsern Schiffen, die Hände von Tausenden unsrer Krieger falten.

Wer heute glaubt, die feindlichen Völker in ihrer Gesamtheit hassen zu müssen, der folge diesem Gedankengange doch einmal bis ans Ende. Man wird kein Wort mehr zu verlieren brauchen, um ihn von diesem Hasse zu bekehren, der nur aus verhängnisvollster Unkenntnis des Wesens der fremden Völker geboren ist. Ein Friede, der Dauer verheißt, kann aber nur aus der Erkenntnis der Wahrheit geboren werden. — —

„Das Ewige ist stille, laut die Vergänglichkeit." So laut ist sie, so stürmisch und kraß, seit der Krieg seine Geißel über einem ganzen blutenden Erdteil schwingt, daß wir die Stille nicht mehr spüren, ihres Trostes nicht mehr teilhaftig werden können. Aber sie steht doch hinter allen Taten und Leiden, hinter der Hast der Flucht und Verfolgung, hinter dem Massensterben, den sich drängenden, überstürzenden Ereignissen.

„Schweigend geht Gottes Wille über den Erdenstreit." Was geschehen wird, ist schon entschieden. Was bangen wir uns so? Auch unser Einzelschicksal ist nicht dem blinden, rohen Zufall anheimgegeben. Durch tausend Fäden, unendlich fein und doch unzerreißbar, ist es mit dem Geschick unsres Volkes, ja der Menschheit verbunden. Auch der Einsamste ist nicht auf sich allein gestellt, nicht vereinzelt und völlig losgelöst. Ihn trifft mit, was alle Andern trifft.

Und wie sich jeder selbst schädigt, der Andern Böses zufügt, so schlägt auch jedes Volk im Gegner ganz zuletzt doch sich selbst. Es ist nicht gleichgültig für Deutschland, wenn England verarmt und Frankreich verblutet. Um das zu erkennen, bedarf es nicht der Voraussicht der Wirtschaftslehrer, die heute bestätigen, was sie immer gesagt haben: daß keins der großen Weltvölker ohne das andre bestehen kann, daß es eine Torheit sondergleichen war, als England sich unterfing, uns, seinen besten Kunden, zu vernichten.

Diese Verknüpfung mit dem allgemeinen Geschehen ist unlösbar. Wie jeder Fortschritt der Allgemeinheit zugute kommt, gleichviel ob er im fernsten Osten erzielt wurde oder bei uns, so schädigt auch jeder Rückschritt das Ganze. Um dieser Erkenntnis willen war und ist es die Sehnsucht der Besten, die Vaterlandsliebe mit der Freundschaft zwischen den Kulturvölkern zu versöhnen. Aus diesem Verständnis heraus muß es doppelt müßig erscheinen, auch heute noch nach dem Schuldigen zu suchen, der diesen Krieg vorgeplant und entfesselt hat. Ist er doch längst gefunden. Haß heißt er und Neid, Habgier, Kurzsichtigkeit, die die Güter dieser Welt auf Kosten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jedes wahren Glückes überschätzt, und krasse Unwissenheit über das Wesen der fremden Völker.

„Schweigend geht Gottes Wille über den Erdenstreit." Er bleibt auf das Ziel der Erlösung gerichtet. Er entscheidet auch diesen Krieg. Sein Gesandter auf Erden ist die Menschenliebe.

Melanie Ebhardt.

Die Erziehung zum „Helden".

Jede Zeit stellt an die Erziehung des heranwachsenden Menschen ihre besonderen Forderungen, und zwar sowohl in bezug auf die Ausbildung des Charakters als auch auf die der Kenntnisse und Fertigkeiten. Die Schule hat nun in erster Linie zu prüfen, ob diese besonderen Forderungen, die die Zeit an sie stellt, mit ihren allgemeinen Unterrichts- und Erziehungszielen in Einklang zu bringen sind oder nicht, und ferner, in welchem Maße sie jenen besonderen Forderungen des Tages gerecht zu werden vermag.

Es ist ja ganz selbstverständlich, daß auch der große Krieg, der seit eineinhalb Jahren das gesamte Denken und Empfinden der Nation in seinen Bann zieht, an die Pforte der Schule klopft und seine besondere Forderung an sie stellt. „Erzieht uns Helden! — Erzieht uns Helden!!" schreien täglich alle Zeitungen, mahnen alle Kriegsberichte, predigen alle Vorträge und lehren alle neuen Ereignisse. — Berechtigt ist diese Forderung zweifellos. Wer über Nacht und so von allen Seiten überrumpelt wurde wie wir Deutschen, der bedarf sicher eines großen Heldentums, um sich ehrlich durchschlagen zu können. Aber es steckt auch etwas Naives in diesem plötzlichen Ansinnen, denn Heldentum läßt sich nicht aus dem Boden stampfen, nicht befehlen und nicht von heute auf morgen züchten, und erschwerend kommt noch hinzu, daß die Schule am allerwenigsten auf diese neue Forderung des Tages vorbereitet war.

Im Gegenteil! — Niemals stand der „Held" so niedrig im Kurse wie im letzten Jahrzehnt. Am eignen Leibe hat die Schule alle heldenhaften Regungen bitter büßen müssen. Was ist denn Heldentum? doch nichts andres als die Bereitschaft, sich selbst oder ein Stück eignen Wohles dem einer Gesamtheit unterzuordnen, sich selbst einer Idee oder den Menschen zum Opfer zu bringen. Solchen Heldensinn aber hat das letzte Jahrzehnt überall da, wo er sich hervorwagte, erbarmungslos in Grund und Boden getreten. Die Unmasse der Disziplinarprozesse, die ausgefochten wurden und fast regelmäßig mit der Verurteilung des „Helden" endeten, die planmäßige Unterdrückung und Verketzerung jeder freien Meinungsäußerung auf politischem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oder religiösem Gebiete, die Boykottierung von Künstlern und Wissenschaftlern usw. beweisen diese Tatsache leider mehr als reichlich.

Eine Partei bekämpfte alle andern, eine Clique die andern. „Die vaterlandslosen Gesellen" wurden mit Hohn und Spott überschüttet, und ihr wachsender Einfluß mit allen möglichen Mitteln bekämpft, während die strammen Sozialdemokraten wieder mit Verachtung auf politisch Andersdenkende blickten; Freisinnige aller Schattierungen befehdeten sich gegenseitig. Auf religiösem Gebiete wurden nicht nur die Helden des Freisinns von den streng kirchlichen Parteien möglichst aus Amt und Brot gejagt, sondern auch der Freisinn bis zur äußersten Linken bekämpfte seine Gegner wieder mit denselben edlen Waffen, wo er nur konnte. Schwer ist da in allen Lagern gesündigt worden!

Kein Wunder also, wenn die Schule bewußt oder unbewußt zum Gegenteil aller Heldenhaftigkeit erzog. Wie konnte sie auch anders! Heldentum irgendwelcher Art war vor dem Kriege nichts weniger als erwünscht oder beliebt.

Dazu kam noch, daß neben diesem weitverbreiteten Hader der Parteien die deutschen Schulbehörden Ruhe und gleichmäßigen Weitertrott ihrer Beamten wünschten. Alles war ja im innern Betriebe scheinbar aufs beste geordnet, und die ganze Beamtenmaschinerie ging offenbar wie geschmiert. Wer Neues zu sagen oder zu bringen wagte, mußte darum naturnotwendig als Nörgler und Querulant mißliebig werden. So kam es, daß aufrechte, ernste Menschen glatten, anpassungsfähigen Strebern das Feld räumen mußten; der Held wurde besiegt durch die Kriecher und Leisetreter.

Mitten in diese ungesunde Zeit des Parteihaders einerseits und des von oben befohlenen Stagnierens andrerseits brach dann über Nacht der Krieg herein und zeigte uns mit rücksichtsloser Deutlichkeit, daß wir Deutschen noch andre Aufgaben haben als uns gegenseitig zu befehden oder bedingungslos Polizeiverordnungen und behördlichen Anweisungen zu gehorchen.

Um so komischer mußte der Kenner dieser Zeit den plötzlichen allgemeinen Schrei der Öffentlichkeit an die Schule empfinden: „Erzieht uns Helden, denn Deutschland braucht Heldentum und Heldensinn!"

Die Schulleute sind durch diesen Ruf heillos in Verlegenheit geraten, denn Heldentum führten sie offiziell garnicht mehr auf Lager. Es war längst kein gangbarer Artikel mehr, keiner der im Schaufenster der Examenwirtschaft ausgestellt werden konnte, keiner der die Türe zu irgend einer Berechtigung öffnete. Im Gegenteil! Bewiesene Heldenhaftigkeit hätte manchem Menschen manche Türe für alle Zeiten verschlossen.

Und heute würde man Wucherpreise dafür zahlen, denn trotz aller

Tapferkeit draußen und daheim können wir in dieser todernsten Zeit garnicht Helden genug haben. O Ironie des Schicksals! — —

Doch was nützen derartige Erwägungen und Rückblicke jetzt? Wir brauchen tatsächlich Helden und — werden sie ewig brauchen, wenn nicht unser Land trotz allen Siegen doch zugrunde gehen soll. So ergibt sich denn die Frage von selbst: „Wie erzieht man Helden?" Es ist vielleicht die ernsteste Frage, die die Gegenwart an Schule u n d Haus zu stellen hat.

Helden haben wir dann, wenn wir in dem heranwachsenden Menschen heldenhafte Gesinnung wecken und pflegen. Heldenhafte Gesinnung aber kann wiederum nur der Ausfluß ganz bestimmter Charakteranlage und -entwicklung sein. Es gibt sicher Naturen, die von vornherein für eine Erziehung zum Heldentum außer Betracht bleiben müssen: das sind die kalten Egoisten, die kein Opfer für andre zu bringen vermögen, weil ihr eignes Ich und sein Wohlbehagen allen andern Interessen vorangehen. Alle Andern aber, in denen egoistische und altruistische Regungen noch miteinander in Streit liegen, die da noch — wie das ja ganz natürlich für den jungen Menschen ist — zwischen Nächstenliebe und Selbstsucht schwanken, sie können zur Heldenhaftigkeit erzogen werden. Wenn wir denjenigen einen Helden nennen, der, unbekümmert um Lob oder Tadel seiner lieben Nächsten oder Vorgesetzten und unbekümmert darum, ob er persönlich gut oder schlecht dabei fährt, das tut, was ihm als recht erscheint, dann ist sofort klar, daß wir solch Heldentum nicht nur an der Front im Schützengraben nötig haben, sondern auch daheim für das Leben des Alltags. Der Staatsmann, der ohne Rücksicht auf Beifall und Anerkennung der Menge, ein hohes Ziel verfolgt, der Menschenfreund, der eines neuen sozialen Gedankens wegen Gut und Kraft opfert, der Geschäftsmann, der sein Vermögen an eine große Sache hingibt, die Anderen Nutzen bringt, der Erleuchtete, der einer neuen Wahrheit wegen Hohn und Spott und selbst den Tod nicht fürchtet, der einfache Dulder aus dem Volke, der ergeben seine schwere Lebensbürde weiterschleppt und sich aufrecht hält, weil er für Andre wirken und schaffen muß, der mutige Bekenner, der seines Lebens nicht achtend gegen Vorurteile, Mißverständnisse und Irrtümer ankämpft, der Forscher, der Gunst, Reichtum und Ruhm aufgibt, um der Menschheit neue Reiche des Geistes zu erobern, und der Künstler, der mutig mit des Lebens Not ringt, um Werke der Schönheit schaffen zu können — sie alle sind solche „Helden des Alltags". Neben ihnen steht der Soldat, der seinem Vaterlande Gesundheit oder gar sein Leben schenken muß.

Man darf ruhig behaupten: Das Volk, das keine „Helden des Alltags" hat, wird auch im Kriege Mangel an Helden aufweisen; und diejenige Nation, die in Friedenszeiten Heldentum nicht zu würdigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weiß, wird auch seiner Helden auf dem Schlachtfelde schnell wieder vergessen. Darum sollte man an Haus und Schule die Forderung stellen: Erzieht uns Helden für den Alltag, dann werden wir auch Helden für die Kriegszeit haben. Wer da glaubt, durch eine militärische Jugenderziehung am besten für die Zukunft unsers Volkes zu wirken, der befindet sich in einem gewaltigen Irrtum! Nicht der Drill, nicht das Laufen und Turnen, nicht der blinde Gehorsam allein machen den Jüngling für den Krieg brauchbar, höher als alle körperliche Tüchtigkeit steht die seelische, höher als Gewehrgriffe und Spatenarbeit stehen Opfermut und Opferfreudigkeit. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß es ohne jene geringer zu bewertenden Dinge im Kriege gehe, aber man soll sie nicht überschätzen und von der körperlichen Ausbildung allein alles Heil erwarten.

Wenn nun Heldenhaftigkeit ein wesentlicher Bestandteil des Charakters werden soll, dann ist selbstverständlich, daß die Erziehung zum Helden schon früh in Angriff genommen werden muß. Ein Held wird man nicht von heute auf morgen. Jede Charaktereigenschaft entwickelt sich langsam und wächst unmerklich wie die Blume von Tag zu Tag. Die Grundlage des Heldentums wird in der Kinderstube gelegt. Verweichliche das Kind nicht! ist die erste Regel, die befolgt werden muß. Wenn das Kind fällt, sich stößt oder ihm sonst ein kleiner Unfall begegnet, — dann bedaure und bemitleide es nicht. Mache im Gegenteil das Kind so früh wie möglich selbständig, daß es sich in solchen Fällen selbst zu helfen weiß. Ungemach darf es nicht groß achten, und Unbequemlichkeiten muß es schon früh ertragen lernen. Doch diese Regel bezieht sich nicht nur auf den Körper des Kindes, sondern auch auf seine Seele und seinen Geist. Man kann ein Kind auch seelisch verweichlichen. Und gerade wie mehr Kinder an Überfütterung zugrunde gehen als Hungers sterben, so werden auch mehr Kinder seelisch durch ein zu treues Behüten geschädigt als durch allzu große Sorglosigkeit der Eltern Schaden erleiden. Am vernünftigsten handeln gewiß diejenigen, die im Ertragen, Entbehren und Erdulden von dem Kinde auch fordern, was seiner Altersstufe angemessen ist. Man braucht wirklich nicht spartanisch zu empfinden, um diesen Grundsatz zu befolgen, und er bedeutet nichts weniger als eine Herabminderung der Lebensfreude.

Zeigt aber das Kind erst deutliche Spuren von Selbständigkeit in seinem Handeln, dann muß es auch Opfer bringen lernen. Aber nicht als eine lästige Pflicht sollen ihm seine Opfer erscheinen, sondern als eine Quelle reinster Freude. Indem es Andern Freude zu machen oder Hilfe zu leisten sucht, soll es langsam erkennen und empfinden, daß es selbst den größeren Gewinn von solcher selbstlosen Handlungsweise davonträgt. Nicht nur Reichtum verpflichtet den Menschen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jeder Besitz und jedes Vermögen verpflichten uns zu Abgaben an die Allgemeinheit. Der Mensch besitzt nichts, weder an materiellen noch an seelischen noch an geistigen Gütern, wovon er nicht Steuern zu zahlen hat. Es ist natürlich ein langer und oft mühseliger Weg, den die Eltern hier im Kampfe gegen die dem Kinde angeborene Selbstsucht zu gehen haben, aber er muß immer wieder versucht werden, wenn wir nicht herzlose Egoisten großziehen wollen. Je taktvoller nun die Eltern im Einzelfalle verfahren, desto günstiger wird das Ergebnis sein. Hier kann natürlich nur die allgemeine Richtung angedeutet werden, die das Haus einzuschlagen hat, um Heldenhaftigkeit und Edelmut zu wecken.

Der Schule fällt dann die größere und verantwortungsvollere Aufgabe zu, alle im Elternhaus geschaffenen Ansätze bewußt und planmäßig weiterzubilden. Und sie wird gleichfalls der großen Erziehungsaufgabe, auf die uns unsre Zeit so nachdrücklich hinweist, gerecht werden, wenn sie durch den Unterricht die Kinder weiter im Denken, Empfinden und Handeln selbständig zu machen sucht. Die mechanische Arbeit, der Drill und das Einbleuen von Wissensstoff muß zurücktreten gegen das selbständigere Finden und Forschen des jugendlichen Geistes. Aus der Lernschule muß die echte Arbeitsschule werden. Je produktiver der Unterricht das Kind macht, je selbständiger es die Welt zu erfassen und zu verstehen sucht, um so mehr dient der Unterricht der Erziehung zum Heldentum. Das Kind soll sich mühen, es soll ernst, ganz ernst arbeiten lernen, aber nicht einer einseitigen Gedächtnispflege zuliebe, die das Kind nur dumm, faul und unselbständig macht, sondern es soll seine Vollkraft da einsetzen dürfen, wo seine Interessen liegen und seine Begabung hinweist.

Später, in reiferem Alter möge ihm dann an eindringlichen und oft wiederholten Beispielen gezeigt werden, welchen Geistesadel und welche Seelengröße alle diejenigen bewiesen haben, die die Welt durch neue Gedanken oder durch neue Kulturgüter winzige Stücklein vorwärtszubringen suchten. Und diese Beispiele dürfen nicht nur aus der eigentlichen Weltgeschichte genommen werden, das ganze Gebiet der Kulturentwicklung liegt hier für den Unterricht offen. Wir haben in der biographischen Literatur einen garnicht versiegenden Quell starker Anregung für die Jugend, denn jeder große oder bedeutende Mensch war auch ein Held. Schade, daß die Schätze unsrer biographischen Literatur noch so wenig für die Erziehung nutzbar gemacht worden sind.

Diese Andeutungen, die nur in ganz knappen Zügen den Weg für die Erziehung zum Heldentum zeigen wollen, werden Eltern und Schulleuten doch klar andeuten, worauf es ankommt und wohin sie zu steuern haben. Ich bin absichtlich so knapp gewesen, weil ich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nur solche Fingerzeige geben wollte, die gleich von heute auf morgen auf ihre Richtigkeit hin in Kinderstube und Schule geprüft werden können. Wer sie richtig anwendet, wird so viel Heldentum in den ihm anvertrauten Kindern wecken, als die Natur diesen überhaupt mit auf den Weg gegeben hat. Helden nennen wir letzten Grundes diejenigen, die in ungewöhnlichem Maße ihre natürliche Selbstsucht überwanden. Und die größten unter ihnen waren immer die, die selbst ihr Leben hingaben für eine Idee, eine Wahrheit, ein Volk, ein Großes, dessen Wohl ihnen wichtiger schien als ihr kleines eignes Wohl und Wehe. Die Bibel aber sagt mit Recht von ihnen: „Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde."

Heinrich Scharrelmann.

Geselligkeit.

Eine Plauderei.

„Frei will ich sein. . . ."
Detlev v. Liliencron, „Cincinnatus".

Die Geselligkeit soll dienen: der Erholung, der Anregung, aber auch der Weiterbildung und womöglich der Erhebung.

Zwei Hauptarten von Geselligkeit dürfen wir heutzutage unterscheiden. Nennen wir sie kurz Zwangsgeselligkeit und freie Geselligkeit. Vor dem Richterstuhl der Vernunft und Menschenwürde kann natürlich nur die zweite bestehen. Damit haben wir die erste aber leider noch nicht „erledigt" und wollen uns daher einmal prüfend und wägend kurz mit ihr befassen.

Zur Einführung schnell ein Bild*):

Lange schneeweiße Tafel im vielfach erleuchteten „guten Zimmer" mit all den Gläsern, Aufsätzen, Näpfen, Tassen, Karaffen, Hand- und Mundwerkzeugen aller Art, die eine schlürfende, schmeckende, schluckende, schwatzende, scherzende, schwitzende, schnaufende**), schmatzende Eß- und Trinkgesellschaft braucht. Vorgeschrittene Zeit. Daher heftiges Stimmengewirr, das jedesmal noch lauter wird, wenn die Tafelmusik wieder anfängt. Erregtes Frauenlachen, launisch wie Querpfeifenläufe und närrisch wie Schellenklingen. Unterm Auge und an der Nasenspitze perlt hie und da Schweiß (die Kaperntunke war etwas sauer). Den Herren sind schon die bekannten Schläfen- und Stirnadern geschwollen (der Rheinwein beim Geflügelgang „ging ins Blut"). Die Luft ist vom Dunst der „warmen Gänge", der „diskreten Parfüms", der auf den Tisch gestreuten

*) Aus „besserer" deutscher Mittelschicht.

**) Beim eifrigen Essen besonders warmer gewürzter Fleischspeisen verengern sich häufig die Nasengänge durch kongestive Schwellung der Schleimhaut; daher das den Kenner und „Gesellschaftskritiker" so tragikomisch anmutende schnaufende Atmen und Schmatzen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

toten, welkenden Blumen und des schwer zu beschreibenden, den Festkleidern und atmenden, perspirierenden Menschenleibern entströmenden, flüchtigen Stoffes, des „Anthropins", erfüllt. Später zieht dann in Schwaden aus dem Herrenzimmer der Tabakrauch durch die Räume und die offenen Flügeltüren (im Nebenraum husten Kinder im Schlafe), heftet sich an festliche Kleider, an die feinen Haare schöner, etwas fetter Frauen, an die Stoffmöbel, die Teppiche, die Vorhänge, um dann beim grauenden Morgen den festlichen Räumen, die das gähnende Stubenmädchen betritt, jenen unsagbar öden, widrigen Geruch zu geben, der so recht zur kommenden „Morgenstimmung" unsrer noch an allen Enden der Stadt bleiern schlafenden Festgenossen paßt. Spöttisch und neugierig sammelt das müde Stubenmädchen die Scherben einer (gottlob unechten) chinesischen Vase auf, die (so gegen 1 Uhr) die Partnerin des Tango tanzenden Kavaliers mit wippendem Rücken von der pseudomarmornen Holzsäule heruntergeschubst hatte.

Zwangsgeselligkeit! Das ganze Essen, Trinken, Rauchen, Flirten, Protzen, Girren, Schwatzen, Andeuten, Klatschen, alles zusammen bedeutet einen langen verlorenen Abend. Nein, mehr! Sagen wir geschäftsmäßig kurz: Schädlich und zehrend angelegtes Zeit-Kapital bedeutet's für Leib und Seele. Europäisches Sklaventum!

Wenn Herr und Frau X durch ihre besondere Stellung „gezwungen" sind, einen Kreis von Menschen einzuladen, die nichts Gemeinsames haben, als daß sie im gleichen Zeitalter leben und einer ähnlichen Klasse und Stellung angehören, dann ergibt sich für dies Ehepaar eine Aufgabe, die leicht oder schwer ist je nach dem lebensreformerischen Gewissen der Gastgeber.

Nehmen wir einmal an, die mit dem Gedanken der Lebensreform vertrauten Gastgeber gehen n i c h t die breite Heerstraße, machen aber trotzdem, mit Rücksicht auf ihre Stellung, soweit ihre ethischen und sozialen Grundsätze es gestatten, gewisse Zugeständnisse.

Da werden dann wohl auserlesene Früchte oder ganze Festmahl-Speisefolgen (wie sie in dem prächtigen Baltzerschen Kochbuch Frau Clara Ebert zusammenstellt) gegeben, und es werden reine Fruchtsäfte, gutes Mineralwasser oder Tee gereicht. Oder: Ein „kaltes Buffett" prangt da mit allerhand Erlesenem. Und an mehreren kleinen Tischen finden sich die Geladenen zwanglos zusammen, redend, viel redend natürlich, weil Schweigen ja peinlich wirkt, also irgend etwas erzählend, aber immer leidenschaftslos und beherrscht. Man reicht Butterbrot und Früchte zum Tee und allerhand Gebäck. Später wird dann das Zugeständnis der „Dezentralisation" gemacht und eine Gruppierung geschaffen, wie Elster in einem Vortrupp-Aufsatz (1. November-Heft) sie praktisch vorschlägt. Eine Gruppe treibt Musik, eine andre betrachtet Bildermappen, andre studieren des Hausherrn Bücherei oder eine Probesendung des Buchhändlers,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

andre spielen Schach, Karten, Domino. Andre plaudern nur. Vielleicht haben sie wirklich etwas gefunden, woran auch der innere Mensch Anteil nimmt. Damen und Herren bleiben zusammen. Niemand raucht. Niemand alkoholisiert sich, auch nicht mäßig. Frische Blumen, lebende Pflanzen, gute Lüftung und (im Winter) mäßige Kunstheizung (großer Kachelofen) machen, daß die Luft frisch und rein bleibt bis zum Schlusse des Festes. Gegen Ende sorgen noch gekühlte Limonaden, Schalen voll edler Früchte, womöglich gar Schokoladesachen für Erfrischung und Gaumenreiz.

„Reizend war's", versichern abschwebende elegante Toiletten (pars pro toto).

Und trotzdem, lieber Leser, das Gastgeber-Ehepaar in „offizieller" Stellung (Offizier, Beamter) hat Mut, wenn es so Gesellschaft gibt. Die Beiden haben vielleicht vertrautere Freunde, die ihnen dann später verraten: Der Herr Vorgesetzte hat „seine" Zigarre vermißt. Die Kameraden und Kollegen haben sämtlich „ihre" Zigarette vermißt. Alle aber hielten sich auf, schimpften sogar — über die „Alkoholentziehungs-Kur". Die Damen spöttelten. Und das Wort „Anmaßung" kam öfters vor. Und wenn du, lieber Gastgeber, an Gutem und Schönem „den Pelion auf den Ossa" getürmt hättest: Zündstoff häufte sich. Deine Stellung — deine Laufbahn —.!? Ach was!!

„Wanderer, gegen solche Not
Wollteſt du dich sträuben?
Wirbelwind und trocknen Kot,
Laß sie drehn und stäuben." (Goethe.)

Noch andres paßt:

„Nicht was lebendig kraftvoll sich verkündet,
Ist das gefährlich Furchtbare,
Das ganz Gemeine ist's...." (Wallensteins Tod.)

Brav und stoisch gedacht, aber, — — sitzest du sehr fest im Sattel, lieber Gastgeber? Dann meinethalben bleibe bei dieser Art „Repräsentation". Andernfalls lieber nicht.

Nehmen wir jetzt einmal an, Herr und Frau X seien weltgewandte Leute und griffen bewußt oder unbewußt zu dem Mittel, das sie als Gastgeber jedes Nachgrübelns über den inneren Reichtum ihrer geselligen Veranstaltung enthebt. Also verabfolgen sie einfach der betreffenden Menschengruppe Portwein, Wein, Sekt, Schnaps (zum Kaffee), dann Bier oder Whisky mit Sodawasser. Dadurch erreichen sie, daß die Großhirnrinde, also das Betätigungsorgan der Seelen ihrer Gäste, infolge mehrstündiger Teilbetäubung durch das narkotische Gift, eine gewisse Einbuße an seiner regelrechten Funktion erleidet. Die Urteilskraft nimmt ab. Die Gedankenverknüpfung wird oberflächlicher. Das Selbstbewußtsein aber steigt. Es steigt auch die Zahl der in der Zeit-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einheit durch das getrübte Bewußtsein huschenden Gedanken. Und die bekannte „Erleichterung der motorischen Reaktionen" läßt fesselosem Redestrom schäumende Bahn. Und siehe da: Menschen, die sich „eigentlich" nichts zu sagen hatten, die haben sich jetzt so viel zu sagen, daß sie oft zu gleicher Zeit reden, weil der eigene „Reichtum" an Gedanken ein ruhiges Zuhören kaum zuläßt. Die rosenrote Brille der verminderten Urteilsfähigkeit und der „qualitativ veränderten Assoziationen" läßt sogar Verlobungen sich anknüpfen (den Bund fürs Leben, in hoc signo!). Es ist erreicht: Die Gäste amüsieren sich. Die Gastgeber strahlen. Und wenn nur Küche und Weinkeller ihre Pflicht taten, dann sind die welterfahrenen Gastgeber persönlicher Pflichten fast ledig; „es" arbeitet für sie. Üble Nachrede brauchen sie jedenfalls nicht zu fürchten*).

Wer mag da hart urteilen über brave Menschen, die mitten im Wirbel und harten Kampf des Lebens stehen und sich „gesellschaftlicher Pflichten entledigen müssen", wenn diese unter einem gewissen Zwange von dem bequemen und ganz unfehlbaren Zaubermittel Gebrauch machen, das die ganze leidige Geschichte so schnell und schmerzlos „abmacht"!?

Anderseits aber: Wem ballt sich da nicht die Faust über eine der ekelhaftesten Seiten des bekannten europäischen Sklavenlebens? Vielleicht erinnern sich die Vortruppleser noch des zornig-sarkastischen Aufsatzes von Centurio über das seelenlos-stumpfsinnige „Kommiß-Pekko" (Vortrupp, Jhg. 1912, Heft 3 (S. 77—79). Ich kenne junge Hausfrauen, die nach manchen solcher Gesellschaften weinend zusammengebrochen sind, nachdem der letzte animierte Gast in einem Schweife Zigarettenrauchs ihre gastlichen Räume, das Heim ihres stillen Glücks und ihrer Kinder verlassen hatte. Ist es nicht sehr bezeichnend und bedeutungsvoll, wie häufig gerade natürliche, instinktsichere Frauen nahezu ein Grauen und einen physiologischen Ekel empfinden vor der gefährlichen Unnatur, dem seelenlosen Fackeltanz, der schmierigen Gemütlichkeit und vor der ganzen lebenskeimfeindlichen Ausübung unsrer herkömmlichen Geselligkeit? Wittert das »sanctum aliquid et providum« (Tacitus) der deutschen Frau den tückischen Feind der Frauen — und Kinder? Gott erhalte uns Deutschen diese Frauen und ihr Sehertum!

Forschen wir nicht lange, worin der Grund liegt zum seelenmordenden Zwange, zur gesellschaftlichen Verlogenheit, zur protzigen Hohlheit, zur Unheilsaat und zur Gewohnheit gewordenen Ehrfurchtslosigkeit und was sonst noch im Pandämonium unsers Zwangsgesellschaftslebens eine Rolle spielt. Hier ist nicht der Ort, und jetzt ist auch nicht die Zeit, diese (garnicht so leichte) gesellschafts-seelenkundliche und kulturgeschichtliche Frage zu lösen.

*) Höchstens brächte das „Lukanga" fertig, dieser Wilde, der demnächst die haarsträubenden Berichte an seinen barbarischen König in Buchform erscheinen lassen will.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nur eins: Der vielgeschmähte Alkohol gehört meines Erachtens nicht zu den direkten und tiefsten Ursachen. Zwar macht dies Schandzeug (Ausdruck von Sven v. Hedin) diese Art von Zwangsgeselligkeit überhaupt erst möglich, ebenso wie nur dieser selbe Weingeist das gemeine berufsmäßige und sonstige Dirnentum unsrer Tage erst ermöglicht. Es ist kein Zufall, daß der König der „gehobensten" Geselligkeit, der Schaumwein, auch zugleich der König jeglicher Hurenwirtschaft ist. Der tiefste und eigentliche Grund liegt aber doch wohl in der Gesinnung, in der Seele, die ihr Bestes fast gänzlich verlor oder noch niemals besaß. Da hilft nur eins: Wir alle müssen gründlich umdenken lernen, müssen ganz andrer Gesinnung werden, müssen eine ganz besondere und tief heraufgeholte Erkenntnis fassen, müssen zum Urgrund aller Dinge ein kindlich gläubiges und unmittelbares Verhältnis gewinnen, müssen in Einklang uns setzen mit dem Unendlichen, Absoluten, mit Gott, dem Vater aller Geschöpfe, wenn so etwas Eingefahrenes, durch Herkommen und Sitte Verklärtes und Umfriedetes wie das allgemeine gesellige Leben sich bessern soll. Von außen allein läßt sich das nicht mehr reformieren, wenn auch die äußere Reform das Umdenken erleichtert und die Wege bahnt. Manche sagen, nach dem großen Kriege würde es besser....

Und die freie Geselligkeit, wie steht es damit? Wir haben sie schon, wenn das neue Deutschland kommt. Wir hatten sie ja schon vor dem großen Kriege. In den Kreisen der Vortrupp-Leute findet man sie, bei den Freideutschen, und all den Lebenserneuerern und sehnsüchtigen Wegsuchern, die unsrer volklichen Zukunft so recht innen und von innen ein Heim bauen möchten, ein Heim, wo unsre schwertwunde, aber hoffentlich schnell heilende Volkskraft geborgen ruht, und von wo sie neuem, siegreichem, aber unblutigem Schaffen starke Arme entgegenrecken möchte.

Ja, wir kennen diese Geselligkeit längst. Sie ist so schlicht, so einfach. Und läßt doch alle Kräfte spielen. Sie ist so anspruchslos. Und fordert doch den ungeteilten, unbetäubten Menschen.

Versuchen wir, sie in flüchtigen Strichen kurz zu zeichnen.

Die neue Geselligkeit ist so einheitlich einfach, daß jedem, auch dem wenig Bemittelten, die Ausübung, die Erwiderung möglich ist.

Es kommen nur Menschen zusammen, die sich etwas zu sagen haben.

Die neue Geselligkeit rankt sich nicht um einen stofflichen, sondern um einen geistigen Mittelpunkt. Das heißt, man lädt nicht zum Essen und Trinken ein (noch nicht einmal zu einem „Löffel Suppe"), sondern etwa zu einer Aussprache über eine gemeinsam bewegende Sache, zu einem Vortrag mit nachfolgender Besprechung, zu einem Dichterabend (z. B. einem Shakespeare-Drama mit verteilten Rollen), zu einem Künstlerabend mit Vortrag und Beispielen aus eigener Bildersammlung (so sprach

Verfasser schon mehrfach über Fidus und zeigte seine Sammlung Fidusscher Zeichnungen; fast jeder hat doch „seinen" oder hat mehrere Künstler, die er besonders genau kennt oder schätzt; und Bildermappen von Uhde, Richter, Thoma, Schwind u. a. sind heute recht gut und nicht teuer), zu einem Musikabend (ist kein guter Spieler da: Liederabend, gemeinsam, zur Klampfe; das ist immer nett und behaglich), zu einer Vorlesung (danach Aussprache; glühender Köpfe, andächtiger Seelen erinnere ich mich da und so mancher Stunden, nach denen schwer der Schlaf kommen wollte; wenn man nämlich reiche und tiefe und bewegende Gedanken nicht langsam genug ausklingen ließ; und doch ist solcher Sturm und Drang — Erholung, Erwärmung und E r h e b u n g zugleich).

Nicht Auseinanderziehen in Beschäftigungsgruppen, sondern Zusammenschluß in e i n e Stube, um e i n e n Tisch ist man gewohnt. Denn es herrscht Einklang, der auch durch heiße Wechselrede nicht gestört wird. Und wenn einmal die Wände zu enge werden, dann geht's eben hinaus, in Wettermänteln, in Sturm und Böen, oder in die stille Mondnacht, mit Gesang oder in leise ausklingender Zwiesprache Befreundeter. Oder man hat in Busch und Wald, in hügeligem und felsigem Gelände eine „Naturbühne" entdeckt. Eine Freundesgruppe bereitet ein Schauspiel und lädt an einem schönen Sommer- und Sonnentag dazu ein*). Oder es versammelt ein Waldvortrag oder eine kerndeutsche Waldandacht aufmerksame Zuhörer. Ein gewaltiger Baumstumpf oder ein Findlings-Felsblock ist die Kanzel. Ansprachen, Wechselreden und hergesagte Dichtungen wechseln ab mit fröhlichem Reigen mit Fiedelton, Gesang und Händeklatschen. Während in den „Salons" unsrer „Gesellschaft" (v o r dem Kriege wenigstens) Pariser Apachen- und argentinische Dirnen-Tänze geübt wurden, wurden hier stets die alten deutschen Volkstänze gepflegt. Einzelgesang, Zwiegesang (nach alten schönen Weisen, mit Laute) und Mehrgesang enden schließlich in den frischen Marschgesang, mit dem die Heimfahrt angetreten wird. Oder man sammelt sich ums Sonnwendfeuer. Das ist aber ein Hauptfest. Und selten, denn es ist ja nur zweimal im Jahre. Dafür spart man sich auch so manches besonders Schöne auf. Spiel und Tanz ums Feuer. Vielleicht auch feierliche Verbrennung altehrwürdiger „Symbole" — sagen wir mal: Ein Pröbchen üble Literatur, ein Korsett, einen sogenannten „Reiherstutz" (ich kannte eine junge brave deutsche Frau, die ihren ganz neuen auf Baldurs Flammenaltar opferte, nach dem ersten Hören der Geschichte der Reiher-Mutter), einen Kolibri-Putz, eine Zigarrenkiste, ein kleines Bierfäßchen, einen Stöckelschuh, den Bodenwucher (als scheußliche Puppe), schließlich Hausgreuel, Alkohol- und Zigaretten-Plakate, und was sonst noch das Nachdenken und die muntere

*) Jene Rütli-Szene auf der Naturbühne in Badenweiler beim Freiburger Abstinententag, welch herrliche Erinnerung! Wißt ihr noch, Freunde?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Laune zutage und in die Glut zu befördern für wert erachtet. Unter jedesmaliger Ansprache natürlich, recht kurz und möglichst in Versen. Wir wissen ja, wie der Jubel wächst mit jedem Flammenopfer, mit jedem feierlichen Merkspruch.

Und nun die freideutsche „Gesellschafts-Toilette"? Die Kleidung ist sauber, schlicht, bei der Jugend wohl auch munter in Farben, doch immer höchst zweckmäßig, der Stunde und dem Orte angemessen. Es herrscht volle persönliche Freiheit; es gibt keine Vorschrift, keine Uniformierung. Wir achten Kleidung durchaus nicht gering. Sie ist ja doch ein Stück der Persönlichkeit, des Eigensten; sie ist beseelt. Und das komme auch zum Ausdruck.

Kein Rauschgift und kein giftiger Qualm beeinträchtigt Seelen und Sinne der Feiernden und Fröhlichen. Zucht und Reinheit im Denken, Reden und Handeln, heilige Liebe zur deutschen Heimat (die jetzt so mancher von uns mit seinem Blute besiegelt hat), glühende Sehnsucht nach Besserung, nach Erhebung des eigenen Selbst und der Hunderttausende deutscher Brüder und Schwestern, die noch in Fesseln, in höchst unwürdigem Zwange stecken, ein heiliges „Gott will es" und eine gewisse Hainbund-Stimmung bezeichnen den Geist der Geselligkeit und der Veranstaltungen der Freideutschen, der „Vortrupp"-Leute und sonstigen Lebenserneuerer dieser Art. Die gefährlichsten, aber zugleich auch hoffnungslosesten Sklaven sind nach unsrer Erfahrung die, welche über lebensreformerische Dinge in gewöhnlicher Weise spotten können; denn das ist gar häufig das Krankheitszeichen der Unrettbarkeit, des gänzlich verkümmerten Genesungs- und Gesundheitsinstinktes. Oft helfen da nur noch — die eignen Kinder.

Doch beinahe hätten wir ja das Essen und Trinken vergessen. Wer wird aber seinen Gast hungern lassen? Wer wird ihn, kommt er von heißer, staubiger Wanderung, Durst leiden lassen? — Kommt ein Freund oder ein Bekannter, oder sucht uns ein gänzlich fremder Gesinnungsgenosse auf: noch einen Teller herbei, falls gerade Tischzeit ist! Und wo fünfe oder sechse satt werden, da werden's auch sieben und mehr. Und Brot und Obst sind ja doch immer da; und selbst wenn ein ganzer Schwarm Gäste käme, sie sollen satt werden. Aber gemeinsame Abfütterung in mehreren Gängen? Schrecklich! Und dazu auch noch einladen? Davor bewahre uns der Geist w a h r e r Gastfreundschaft!

Das soll nun nicht heißen (um ein Beispiel zu nennen), daß man nicht ein paar Freunde in der herrlichen Obstzeit etwa zu einem gewaltigen Zwetschenkuchen in Verbindung mit einem guten Kornkaffee einladen könnte. Das kann geradezu ein Fest sein. Aber, so höre ich, wird hier nicht der Grundsatz durchbrochen, daß Geselligkeit um Gedankliches, nicht um Stoffliches sich ranken soll? Nur nicht so ängstlich! Der echte Mensch vergeistigt auch die Speise. Die innere Haltung

macht's. Wer das feine und vornehm-freie Buch des jungen edlen Friedrich Jaskowski (gefallen in Polen) „Philosophie des Vegetarismus" noch nicht gelesen hat, der beeile sich, das nachzuholen (bei O. Salle in Berlin, 4 M.). Er wird dann finden, daß (um mit Novalis zu reden) die Tischzeit sogar einmal „die Blüte und der eigentliche Zweck des Tages" sein kann. Auf den inneren Menschen, auf die Gesinnung, auf die Seele kommt's an. Ein zuinnerst freier, frommer Mensch dient durch Verspeisen seines Butterbrotes und seines Apfels dem lieben Gott mehr als ein augenverdrehender Salbader mit Fasten, Opfer und Kirchgang. So etwas Ähnliches sagt auch einmal der alte Angelus Silesius. Und ein Freund sagte einmal (man erschrecke nicht): „So ein schöner Pflaumenkuchen ist überhaupt nichts ‚Materielles', sondern etwas ‚Ideales'". Richtig. Weil er es sagte. —

Daß eine zahlreichere Gesellschaft sich am besten erst nach dem Abendbrot trifft, ist selbstverständlich. Und daß dann gegen 10 oder 11 Uhr eine reichgefüllte Schale Obst Erfrischung bietet, ist ebenfalls selbstverständlich. Sonst wüßten wir aber wirklich nicht, was hier, bei einer Besprechung der freien Geselligkeit, noch über das Essen und Trinken zu sagen wäre.

Mit allerbestem Gewissen aber empfehlen wir Freideutschen unsern Volksgenossen aller Klassen und Stände diese „neue Geselligkeit". Denn sie erleichtert das Umdenken, ohne das wir Deutschen wahrlich nicht imstande sein werden, nach dem großen Kriege den Drachen Materialismus, an dem, wie wir wissen, schon eine ganze Reihe von Kulturvölkern zugrunde ging, zu fesseln oder gar zu töten. (St. Georg muß der Schutzpatron des neuen Deutschland werden!) Diese befreite und befreiende Geselligkeit bringt uns auch alles das, was die alte Geselligkeit meist nicht zu bringen vermochte: Wahre Erholung, wahre Anregung, Weiterbildung und sogar Erhebung über den Staub des Alltags und über das gewohnte liebe Ich.

O. Wanderer.

Die Mehrung unseres Nachwuchses.

Ein Volk, das nicht mehr an Kopfzahl zunimmt, ist im Niedersteigen begriffen; deshalb kann Frankreich in Zukunft wohl kaum noch als ein ernsthafter Gegner für uns in Frage kommen. Anders Rußland! Die Lücken seiner Bevölkerung wird es trotz seiner ungeheuren Verluste in diesem Kriege in kurzer Zeit ausfüllen können. Seine ländliche Kultur wird auch weiterhin die Quelle einer ständig wachsenden Bevölkerungszunahme sein. Wir müssen damit rechnen, daß es in einem Menschenalter durch seine ungeheure Volkszahl die bedeutendste Macht Europas und unser gefährlichster Gegner werden muß. Ob wir auch dann noch seinen unerschöpflichen Massen werden Einhalt gebieten können, das hängt ganz von dem Grade unsres eignen Bevölkerungszuwachses ab.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Darüber war man sich auf der Tagung für Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft — die vom 26.—28. Oktober im Sitzungssaal des Deutschen Reichstages stattgefunden hat — klar, daß dem immer weiter fortschreitenden Geburtenrückgang mit allen Mitteln gesteuert werden müsse, wenn wir nicht in Zukunft von den russischen Massen erdrückt werden sollen.

Der Geburtenrückgang ist in allen Schichten da; dieser Tatsache kann sich nur verschließen, wer mit sehenden Augen blind durchs Leben geht. Die beliebte Behauptung, die Qualität unsres Nachwuchses sei ausschlaggebend, kann uns für die Zukunft unsres Volkes keinen Trost bieten. Das Zweikindersystem ist von den oberen Schichten ausgegangen und hat sich hier allgemein durchgesetzt. Diese Tatsache ließ uns unbesorgt, so lange sie auf diese Kreise beschränkt blieb. Sie wird zur Gefahr für unser Volk, nun dieses System über die mittleren Schichten hinweg auch in den unteren Schichten der Bevölkerung immer mehr an Ausdehnung gewinnt. In der Gegenwart ist auch schon in den mittleren Volksschichten, wenigstens in der Großstadt, das Zweikindersystem fast durchweg verbreitet. Unter 60 mir bekannten Beamtenfamilien sind nur 2 mit je 3 Kindern, nur 2 mit je 4 Kindern. Unter 600 Beamten einer bestimmten Klasse habe ich nur etwa 25 feststellen können, die mehr als 2 Kinder haben. Die andern haben 1 bis 2 Kinder oder sind kinderlos. Bedenklich ist es, daß die großstädtischen Gewohnheiten mehr und mehr auch schon auf die ländlichen Verhältnisse übergreifen. Eine junge Fischerfrau an der Ostsee gab mir auf meine Frage nach ihrer Kinderzahl zur Antwort, an 2 Kindern hätte sie genug, mehr Kinder zu haben, wäre heute nicht modern.

Die Gründe des Rückganges und die Mittel und Wege zur Abhilfe werden in der Öffentlichkeit viel erörtert, freilich fußt man, wie mir scheinen will, mehr auf grauer Theorie als auf praktischen Erfahrungen. Wenn man z. B. immer wieder gegen „den Zölibat der Lehrerinnen und Beamtinnen" eifert, so bekundet sich damit eine ganz unverständliche Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse. Jede Hausfrau, die ehemals beruflich tätig gewesen ist und das Leben in einem bürgerlichen Haushalt mit auch nur 2 Kindern wirklich kennt, ist sich über die Unvereinbarkeit von Berufstätigkeit und Hauswirtschaft klar.

Ich will bei meinen folgenden Ausführungen nur die Verhältnisse der mittleren Beamten, Volksschullehrer und Unterbeamten, also der großen Klasse jener, für die man die Bezeichnung der „Festbesoldeten" geprägt hat, ins Auge fassen. Sie alle, wenigstens soweit sie in der Großstadt leben und ohne eigenes Vermögen lediglich auf ihr Amtseinkommen angewiesen sind, müssen früher oder später notwendigerweise zum Ein- oder Zweikindersystem kommen. Die Gründe liegen für jeden, der die Verhältnisse aus eigner Erfahrung kennt, auf der Hand: es sind die

Wohnungsnot, die immer drückender werdende Dienstbotennot und die mangelnde Berücksichtigung der kinderreichen Beamten durch die Behörden.

Die Wohnungsfrage fordert immer dringender ernste und wirklich durchgreifende Maßnahmen der Staatsregierung. Ich habe kürzlich die Auffassung vertreten hören, daß es bei den bestehenden großstädtischen Wohnungsverhältnissen sittlich verwerflich wäre, mehr als 2 Kinder in die Welt zu setzen, damit sie ihre Jugend in licht- und luftarmen Stuben der Hinterhäuser zubringen und leiblich und seelisch verkümmern. Diese schroffe Ansicht wird jeder verstehen, der selbst mit geringen Mitteln eine größere Kinderzahl in der Großstadt hat aufziehen müssen. Mietssteigerung bei Familienzuwachs, ständige Sorge vor der drohenden Kündigung, die Schwierigkeiten bei der Unterbringung und bei der Beschäftigung der Kinder in den engen Wohnräumen, die unausgesetzten Ernährungs- und Bekleidungssorgen bei schmalem Einkommen — es gehören für die Eltern eiserne Nerven dazu, um dem standhalten zu können. Ich denke heute noch nach Jahren daran, mit welchem Schreck ich Wochen hindurch nachts aus dem Schlafe fuhr, wenn eins meiner erkrankten Kinder durch einen Hustenanfall die kostbare Ruhe meines reichen Nachbarn im Vorderhause störte, der es in der Hand hatte, mir eine Kündigung anzuhängen.

Zur Wohnungsnot ist die Dienstbotennot gekommen. Wenn eine Mutter von 4 Kindern nicht lediglich Arbeitstier sein, sondern auch eine Ruhestunde am Tage für geistige Interessen haben soll, braucht sie eine ständige häusliche Hilfskraft. Dafür reicht das Einkommen eines mittleren Beamten heute nicht mehr aus. Immer mehr wird der jugendliche weibliche Nachwuchs von der Industrie aufgenommen; was übrig bleibt, findet in der Großstadt lohnendere Dienststellungen als in der kinderreichen Familie eines mittleren Beamten mit dürftigem Einkommen. Es ist nichts Ungewöhnliches mehr, daß ein stellungsuchendes Mädchen eine derartige Stellung mit der schnippischen Bemerkung ausschlägt: „Wie kann man heutzutage 4 Kinder haben!" Wenn man auch in der Lage wäre, 20 bis 25 Mark Monatslohn zu zahlen, so ist man doch nicht imstande, den immer weiter steigenden Ansprüchen der Mädchen hinsichtlich der Kost gerecht zu werden. Nicht „was essen wir?", sondern „was setzen wir unserm Mädchen vor?", das ist täglich die beängstigende Sorge der Hausfrau. Und nicht genug damit, eine an sich gerechtfertigte soziale Fürsorge hat dem mit knappen Mitteln arbeitenden Haushalt vollends die Möglichkeit häuslicher Hilfskraft genommen: das neue Krankenversicherungsgesetz, das zu den schon bestehenden Lasten der andern sozialen Versicherungen noch eine neue von ungewöhnlicher Höhe hinzugefügt hat. Vor 8 Jahren habe ich in Breslau 3 Mark jährlich an Krankenversicherung für Dienstboten gezahlt, in Berlin waren es anfangs 7,50 Mark, später 9 Mark. Die Neuordnung der Krankenversicherung brachte eine jährliche Belastung von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

36—42 Mark. Nach den gesetzlichen Bestimmungen freilich haben die Mädchen ihren Anteil zu tragen; in der Praxis aber hat sich in kurzer Zeit der Brauch ausgebildet, die Dienstboten von jeder Beteiligung an solchen Lasten zu befreien.

Zu den Nöten der Wohnungs- und Dienstbotenfrage gesellt sich als Drittes die mangelnde Berücksichtigung kinderreicher Familien durch die staatlichen und städtischen Behörden. Das Zwei- und Einkindersystem hat sich überall schon so stark durchgesetzt, daß an den maßgebenden Stellen jedes Verständnis für die Schwierigkeit der Lebenshaltung in einer Familie mit mehr als 2 Kindern fehlt. Nur hieraus ist es zu erklären, daß Staat und Gemeinde gegenwärtig Teuerungszulagen an Ledige und kinderlose Beamten zahlen, während kinderreiche Beamte ausgeschlossen sind, wenn ihr Einkommen eine gewisse Grenze überschreitet. Wenn z. B. in einer Großstadt ein kinderloser Beamter bis zu einem Einkommen von 3600 Mark eine Teuerungszulage von 18 Mark monatlich erhält, der Beamte mit 3, 4 und mehr Kindern aber leer ausgeht, sobald sein Einkommen 3600 Mark überschreitet, so muß offenbar eine solche Regelung letzterem wie eine Belohnung der Kinderlosigkeit vorkommen. Eine einfache Gegenüberstellung der Haushaltsausgaben zeigt jedem, der sich nicht gewaltsam nüchternen Beweisen verschließen will, zur Genüge, daß ein kinderreicher Beamter bei einem Einkommen von 4500 Mark und mehr mit ungleich größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hat, als ein kinderloses Ehepaar oder eine Familie mit einem Kinde bei 3000 Mark Einkommen. Kinderlose Leute können in einer wirtschaftlich schwierigen Zeit — wie wir sie jetzt haben — manche ihrer entbehrlichen Ausgaben streichen; man denke nur an alle die — bei Kinderlosen nicht unbeträchtlichen — Ausgaben für „Lebensgenuß". Zu solchen Streichungen sind kinderreiche Familien nicht in der Lage, weil sie schon bisher auf ein Daseinsmindestmaß angewiesen waren und Ausgaben auch für edleren Lebensgenuß in ihrem Wirtschaftsplan nicht vorgesehen sind. In der Gegenwart, wo sich die um 50, ja um 100% in die Höhe geschnellten Lebensmittelpreise auch in gut bemittelten Kreisen fühlbar machen, bringen kinderreiche Beamtenfamilien, die nur auf das Diensteinkommen angewiesen sind, täglich Opfer, die sich nicht in Prozenten ausdrücken lassen, und deren Schwere alle im Leben glücklicher Gestellten gar nicht abzuschätzen vermögen.

Es wäre kurzsichtig und ungerecht, einfach nur in Selbstsucht und Bequemlichkeit den Grund für jenes Zwei- und Einkindersystem zu suchen, das heute in den Kreisen der mittleren Beamten herrschend ist. Die alte deutsche Freude am Kinderreichtum ist hier noch vorhanden; aber der Beamte sieht sich vor die Wahl gestellt: entweder seine Kinderzahl zu beschränken oder seine Lebenshaltung auf ein Mindestmaß hinabzudrücken, das ihn zum Proletarier unter seinen Berufsgenossen machen und auf ihn wie eine Bestrafung wirken muß für etwas, was doch eines Volkes Kraft und Stärke bedeutet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ein mir sonst als gewissenhaft bekannter Herr erklärte allen Ernstes, er sähe es angesichts der erschwerten Lebenshaltung eines unbemittelten kinderreichen Beamten als seine Pflicht an, seine Töchter vor der Eheschließung über die notwendigen Verhütungsmittel aufzuklären. Und auf meinen entrüsteten Einspruch fügte er hinzu: eine Gesellschaft, die die kinderreiche Familie mit dem Fluch der Armseligkeit belaste, habe sich selbst das Urteil gesprochen. „Wenn ich das geahnt hätte, mit welchen Sorgen man jedem Familienzuwachs entgegensehen muß, ich hätte nie geheiratet," so klagte mir vor einigen Jahren eine Beamtenfrau, ehemalige Lehrerin, als sie sich in einem kärglichen Beamtenhaushalt mit mehreren Kindern näher umgesehen hatte. Sie selbst hatte nur zwei Kinder, ihre Heirat konnte sie nicht rückgängig machen, aber neuem Familienzuwachs hat sie seither vorbeugen können. Und die gleiche Beobachtung macht man bei zahlreichen jüngeren Eheleuten, sie gehen nicht blind durchs Leben und — vestigia terrent!

Diese bedrohlichen Tatsachen sind ernste Krankheitserscheinungen in unserm Volksleben, die um so schleuniger Abhilfe fordern, als die durch den Krieg veranlaßte Verhetzung der Völker uns auch in Zukunft zwingen wird, ständig Gewehr bei Fuß zu stehen. Die nächste Pflicht liegt den leitenden Behörden ob; sie müssen ihren Angestellten eine Lebenslage sichern, die ihnen nicht wie bisher Kinderreichtum als Fluch erscheinen läßt. Dabei handelt es sich weniger um Bereitstellung großer finanzieller Mittel, als vielmehr um eine gerechte, das Bedürfnis der Familie weise abschätzende Verteilung derselben. Sowohl bei vorübergehenden Teuerungszulagen — wie die Gegenwart sie fordert — als auch bei allgemeinen Besoldungsregelungen, müssen die Bedürfnisse der kinderreichen Familien maßgebend sein. Das alte Stellenzulagensystem in der Beamtenbesoldung hat man durch das Alterszulagensystem abgelöst; die nächste Zukunft muß als weiteren Fortschritt ein durchgreifendes Familienzulagensystem bringen. Einer bewußten Bevölkerungspolitik wird es aber auch schon im Rahmen der gegenwärtigen Verhältnisse nicht an großen und kleinen Mitteln fehlen, um in den Familien die Freude am Kinderreichtum zu wecken und zu erhalten.

Weit schwieriger ist eine befriedigende Lösung des Wohnungsproblems. Die Möglichkeit, auswärts zu wohnen — die wir im Gegensatz zu der kurzsichtigen Kirchturmspolitik vieler Großstadt-Gemeinden für die Beamten fordern — die tatkräftige Förderung der Beamtenheimstätten-Vereine, baupolizeilicher Verordnungen und ähnliche Maßnahmen können nur vorläufige Mittel zur Linderung der Wohnungsnöte sein. Eine durchgreifende Lösung der Wohnungsfrage ist nur im Rahmen einer großzügigen Bodenreform möglich. Hieran kann jeder, ohne alles von der Allgewalt des Staates zu erwarten, mitarbeiten, damit diese Bewegung das ganze Volk ergreife und sich zu einer Macht auswachse, die auch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die widerstrebenden Elemente fortreißt. Unsere Zukunft hängt wesentlich davon ab, ob es gelingt, durch ein neues Bodenrecht die Massen des Volkes wieder bodenständig zu machen. Der große Daseinskampf, den wir führen, ist uns in dieser Hinsicht nicht nur ein ernster Mahner gewesen, er hat auch manche Kräfte in unserm Volk offenbart, die uns mit freudiger Zuversicht der neuen Zeit entgegensehen lassen.

Richard Pichottka.

Eine Ehrenrettung Karls des Großen.

Karl der Große glaubte nach einigen glücklichen Feldzügen die Unterwerfung des sächsischen Volkes so weit vollendet, daß er im Jahre 782 Sachsen zum Heerbann aufbot und gemeinsam mit fränkischen Kriegern gegen den slawischen Stamm der Sorben entsandte, der einen Einfall gemacht hatte. Aber er hatte die Wirkung seiner Waffen überschätzt. Statt gegen die Sorben, wandten sich die Sachsen gegen die Franken und brachten ihnen eine Niederlage bei. Einer ihrer Vorkämpfer, der vielgenannte, aber wenig bekannte Widukind, war herbeigeeilt und hatte sie zum Aufstande ermutigt. Sie wüteten vor allem gegen die kirchlichen Einrichtungen und gegen die Heidenbekehrer, deren mehrere den Märtyrertod erlitten.

Aber noch in demselben Jahre erschien Karl persönlich an der Weser. Es wird nicht berichtet, daß er irgendwo Widerstand gefunden hätte. Die in dieser Gegend wohnenden Sachsen versicherten ihn aufs neue ihres Gehorsams und schoben alle Schuld auf Widukind. Der war inzwischen schon wieder zu den sogenannten Nordleuten entwichen, dem nördlich der Elbe wohnhaften, entlegensten Volksteil der Sachsen, zu denen Karl seine Waffen bisher noch nicht getragen hatte. Hier soll nun das berüchtigte Strafgericht stattgefunden haben, von dem alle wissen. Die ausführlichste Quelle über Karl, die sogenannten Einhardschen Annalen (in Wirklichkeit haben sie mit Karls bekanntem Biographen Einhard, dem man sie früher zuschrieb, nichts zu tun), berichten darüber mit folgenden Worten: „Von den übrigen, die seiner (Widukinds) Überredungskunst nachgegeben und ein solches Verbrechen begangen hatten, wurden nicht weniger als 4500 ausgeliefert und am Flusse Aller, an dem Orte Ferdi (Verden) auf Befehl des Königs an einem Tage enthauptet."

Es gibt zahlreiche Menschen, die Karl den Großen sehr schlecht kennen. Sie wissen nichts von der Weisheit seiner Gesetzgebung, nichts von seiner großartigen Sorge für Wissenschaft und Bildung, nichts von seiner Macht über die Gemüter und seiner diplomatischen Meisterschaft, nichts von den sittigenden Wirkungen, die von seinen Eroberungen ausgingen. Aber das Blutbad von Verden kennt jeder. Etwas so Sinnfälliges braucht man nur einmal gehört zu haben, um es nicht wieder zu vergessen. Keine volkstümliche Darstellung, kein Schullehrer, wenn er auch noch so kurz über

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Karl den Großen spricht, läßt sich einen so dankbaren Zug entgehen. Mit diesem Stempel versehen, wandelt der größte Herrscher des Mittelalters durch die Geschichte.

Die ernsthafte Forschung aber hat nicht zu fragen, ob eine Tatsache packend und interessant, sondern ob sie glaubwürdig ist.

Da ist nun zunächst vorauszuschicken, daß wir über Karls Sachsenkriege im ganzen sehr schlecht unterrichtet sind. Briefe, Urkunden und dergleichen zuverlässige Beweisstücke fehlen. Wir sind hauptsächlich auf einige sehr mangelhafte Geschichtswerke angewiesen. Man nennt sie Annalen, und man versteht darunter kurze, zusammenhanglose Aufreihungen von geschichtlichen Notizen, verfaßt von Mönchen, den beinahe einzigen Gelehrten jener Zeit. Wenn es Annalen im eigentlichen Sinne sind, so folgen sie unmittelbar den Begebenheiten. Sie besitzen also den Vorzug der Gleichzeitigkeit. Dafür rühren sie aber von Leuten her, die weit entfernt vom Schauplatz der Ereignisse lebten, meist ohne politische und militärische Erfahrung waren und nur verworrene Gerüchte empfingen. Ein weiterer Übelstand ist, daß diese Mönche wenig schriftstellerische Gewandtheit besaßen. Ihr Latein ist ein so barbarisches Gestammel, daß oft sogar der bloße Wortsinn dunkel bleibt.

Wir haben nun zunächst die sämtlichen Zeugen, die über das Verdener Strafgericht vorhanden sind, zu vernehmen und ihre Aussagen zu prüfen. Dies umständliche Verfahren läßt sich bei der Wichtigkeit der Frage, die zur Entscheidung steht, nicht vermeiden.

Die sogenannten Mosellaner Annalen berichten: als der König von dem Aufstand vernahm, sei er nach Sachsen zurückgekehrt. „Er verwüstete es und vertilgte (confodit) eine gewaltige Schar Sachsen mit grimmigem Schwerte." Wessen Kopf von der hergebrachten Auffassung voll ist, der wird hier eine Bestätigung zu sehen glauben. Aber an sich liegt sie in den Worten nicht, der Annalist braucht von einer Hinrichtung nichts gewußt zu haben.

Ein andres Annalenwerk, die Annales Petaviani, sagen ebenfalls weiter nichts als: „Die Franken töteten von den Sachsen eine Menge Menschen und führten viele gefesselt nach Franken."

In dieser Weise berichten die meisten Annalisten. Ihnen ist von einer Gerichtshandlung überhaupt nichts bekannt. Anders liegt es bei den Großen Lorscher Annalen, einer unsrer ausführlichsten und wichtigsten Quellen. Hier heißt es: „Der König eilte nach Sachsen und kam bis zu dem Orte, wo die Aller in die Weser fließt. Da kamen alle Sachsen wiederum zusammen und gaben sich in die Gewalt des Königs und gaben alle jene Übeltäter heraus, die diesen Aufstand hauptsächlich zustande gebracht hatten (maxime terminaverunt), zum Töten, ihrer 4500. Was so auch geschehen ist, außer Widochind, der durch Flucht entkam nach Nordmannien. Dies alles vollbracht, kehrte der König nach Franken zurück."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dies ist der Angelpunkt unsrer Untersuchung. Die Frage ist: was bedeuten die Worte: Was so auch geschehen ist, außer Widochind?

Der Verfasser ist (wie schon aus der sich möglichst an den Wortlaut haltenden Übersetzung zu sehen ist) ein sehr unbeholfener Stilist. Die in Frage stehenden Worte geben streng genommen überhaupt keinen Sinn. Gemeint ist aber wahrscheinlich: es wurden wirklich, gemäß dem Verlangen, alle ausgeliefert, außer Widukind. Daß alle getötet wurden, wollte der Verfasser damit schwerlich sagen.

So bleibt schließlich kein weiteres Zeugnis für Karls Greueltat übrig als die zu Anfang erwähnte Stelle der Einhardschen Annalen. Diese allein berichten ganz klar und unzweideutig, daß die 4500 wirklich hingerichtet worden sind.

Aber genügt diese eine Stimme zur Rechtfertigung einer so ungeheuerlichen Anklage? Man hat zu bedenken, daß die Einhardschen Annalen keine Annalen im strengen Sinne, keine gleichzeitige Quelle sind. Sie folgen nicht unmittelbar den Begebenheiten, vielmehr sind sie geraume Zeit nachher abgefaßt, mit Benutzung früherer Niederschriften. Ihr Verfasser sah seine Hauptaufgabe darin, eine gut stilisierte, zusammenhängende Darstellung zu geben. Das ist ihm auch gelungen, aber nur dadurch, daß er, wo seine unbeholfenen Vorgänger sich undeutlich, mißverständlich ausgedrückt hatten, seiner eigenen Auslegung folgte. So wird er es auch bei dem Verdener Vorgange mit den Großen Lorscher Annalen gemacht haben.

Lesbar ist seine Erzählung gewiß, verständlich aber scheint sie nur dem, der keine höheren Ansprüche stellt, der nicht über das Wortverständnis zum Sachverständnis vorzudringen sucht. Sowie man versucht, sich die Sache greifbar vorzustellen, stößt man auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Wie konnten sich 4500 Männer, also ein ganzes Heer (denn die Heere Karls selber können in den meisten Fällen kaum größer gewesen sein) so mir nichts dir nichts in die Hände ihres Feindes geben, um sich wie das Vieh abschlachten zu lassen? Oder, wenn sie Widerstand leisteten, woher kamen die zu ihrer Bewältigung erforderlichen Menschenmengen? Was soll ferner die Sachsen bewogen haben, ihre Landsleute, mit denen sie eben noch gemeinsam gestritten hatten, dem König zur Hinrichtung auszuliefern? Karl war in Eile herbeigekommen, kann also kein starkes Aufgebot mitgebracht haben. Und keineswegs ist anzunehmen, daß die Sachsen schon wehrlos ihm zu Füßen lagen, denn in den bald folgenden Kämpfen zeigten sie noch eine bedeutende Widerstandskraft.

Nun aber gar die Vorstellung, daß 4500 Menschen an einem Tage und an einem Orte hingeschlachtet worden seien! Und eine solche Tat wird von den Zeitgenossen nirgends mit einem Wort des Abscheues erwähnt! Keiner von Karls Ratgebern und Freunden, deren Briefe und Gedichte uns in Menge erhalten sind und die nicht selten dem König mit Freimut

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

entgegentraten, sollte je darauf angespielt haben? Bei keinem Geschichtschreiber der nächsten Generation soll das Ereignis erwähnt worden sein, obgleich sich die Gelegenheit dazu mehr als einmal bot? Was für Menschen müssen das gewesen sein, die ein so schreckliches Ereignis gleichmütig hinnahmen!

Man sagt zwar, jene Zeit sei roher und gefühlloser gewesen als die unsrige. Aber wo ist der Beweis dafür? Wenn man annimmt, Karls Zeit habe ein anderes Sittengesetz gehabt, so hätte man doch die Pflicht, uns aus jenem Zeitalter ähnliche Züge nachzuweisen. Das würde aber wohl schwer halten. Eine einzige Tat gibt es, die auf den ersten Blick verwandt scheint. Karls Oheim Karlmann ließ bei Cannstatt eine Anzahl aufrührerischer Alemannen (wie viele, wird nicht gesagt) niedermetzeln. Nahmen aber die Zeitgenossen, nahm er selbst dies als etwas Erlaubtes hin? Weit gefehlt. Vielmehr bewog ihn die Reue bald darauf, in ein Kloster zu treten. Die Ähnlichkeit ist also nur scheinbar, vielmehr wird gerade hierdurch die Unmöglichkeit des Verdener Blutbades aufs neue erwiesen. In der ganzen deutschen Geschichte steht dieses einzig da, und man muß schon auf die Massenmorde eines Tamerlan und ähnlicher Wüteriche zurückgreifen, um ein Seitenstück zu finden. Am allerwenigsten aber verträgt sich die Untat mit dem Charakter gerade Karls, denn dessen Gesetze atmen sonst überall, bei aller Strenge, den Geist der Versöhnlichkeit und Milde; dem Bußfertigen kommen sie weit entgegen.

Es hat denn auch in neuester Zeit nicht an Historikern gefehlt, die den Makel von Karl abzuwaschen versucht haben. Besonders ist hier der Bremer Gelehrte von Bippen zu nennen, wogegen freilich andre Forscher sich immer noch sträuben, von der hergebrachten Überlieferung zu lassen. Das große Publikum erfährt von den gelehrten Streitigkeiten nichts. Und doch wäre zum mindesten zu verlangen, daß aus volkstümlichen, ungelehrten Darstellungen das Blutbad ausgemerzt werde, denn in solche Bücher gehören keine zweifelhaften Tatsachen. Hier muß der Grundsatz gelten, daß in ungeklärten Fällen man der günstigeren Auffassung folge. Und ganz besonders hat ein solcher Held wie Karl der Große Anspruch darauf, daß sein Andenken nicht ohne zwingenden Grund geschändet werde. Ein Volk ehrt sich selbst, indem es seinen großen Männern Gerechtigkeit erweist.

Auch haben wir heute mehr als je zu einer solchen Nachprüfung Anlaß. Denn in unsern Tagen macht sich eine gewisse Richtung breit, die ein rücksichtsloses Draufgängertum, die erbarmungsloseste Willkür gegen Schwächere für die tiefste politische Weisheit ausgibt. Wir haben z. B. erlebt, daß ein gefeierter Schriftsteller Greueltaten, wie sie die Deutschritter gegen die heidnischen Preußen begangen haben, nicht etwa zu entschuldigen, sondern zu loben und als Kulturtaten ersten Ranges zu rühmen sich erlaubt hat. Für dies Evangelium des Hasses soll man wenigstens einen Karl den Großen nicht als Zeugen aufrufen dürfen. **Ernst Müller-Holm.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was andre sagen

Berliner Tageblatt, Nr. 575 vom 10. November 1915.

Deutsche Frauen und der Frieden. Von Ellen Paasche.

Im „Tag" vom 16. Oktober schrieb Dr. Käte Schirmacher einen kleinen Aufsatz unter der Überschrift „Geduld". Sie beschreibt darin die Vorteile, die der Krieg mit sich bringt. Ich gebe ihre Worte wieder:

„Wir Deutschen hatten mit einer Anzahl übler Friedensgewohnheiten des Wohl- und Genußlebens zu brechen; der lange Krieg besorgt das gründlicher als ein kurzer. Wir hatten noch allerlei Gegensätze und Reibungen innerhalb des deutschen Stammesbewußtseins zu überwinden — das geschieht wohl endgültig in der schon über ein Jahr währenden treuen und siegreichen Waffenbrüderschaft aller Deutschen an allen Grenzen unsres Landes und bei seinen Bundesgenossen. Was früher geographischer Name war, wird jetzt Anschauung und Besitz. Daß Süd und West den Ost und Nord mit ihrem Blut verteidigen, ist dauernder Gewinn für unser Volkstum, seine Einigkeit. Auch daß die östlichen Probleme dem Süd- und Westdeutschen so nahe gerückt werden. Diese Erziehung und Vertiefung gibt nur ein langer Krieg . . . . . ."

Es ist mir fast unmöglich, die Gefühle zu schildern, die ich beim Lesen dieser Zeilen empfand. Dazu also die unzähligen Opfer, das Blut, der Jammer, die Tränen? Wie ist es möglich, daß eine Frau ihr Gemüt so verhärtet hat? . . . .

Es fehlte nur noch, daß Fräulein Schirmacher schrieb: „Wie herrlich, daß so viele Deutsche jetzt endlich einmal an die frische Luft kommen!" oder „daß der Tangorummel aufgehört hat", oder „daß die Großstadtdamen, die sonst vor Langeweile zugrunde gehen, jetzt endlich, endlich etwas zu tun bekommen! Sie müssen Tees und Basars zum Besten erblindeter Krieger abhalten, sie müssen Komitees bilden, um Lotterien für die Kinder gefallener Soldaten zu veranstalten — — welch herrliche Zeit, die unsern Damen diese Schaffensmöglichkeit gibt!"

Es gibt eine große Bewegung in Deutschland, die Lebensreformbewegung, und zu ihr gehören viele aufrechte und freie Menschen. Es würde mich freuen, wenn Fräulein Dr. Schirmacher diese Bewegung kennen lernte, denn die wird bald auch in Deutschland ein Wort mitzusprechen haben. Die Menschen, die sich zu ihr rechnen, zeigen, daß man auch freiwillig auf Luxus und Genuß verzichten kann: sie trinken keinen Alkohol, sie leben nicht, um zu essen, sondern sie ernähren sich, sie rauchen nicht, sie fliehen den Asphalt und gehen aufs Land, wo sie für all ihre Lebensbedürfnisse selbst sorgen, sie sind unabhängig von jedem Produzenten. Sie überschätzen nicht das Ausland, sondern sie lieben das Land am meisten, wo ihre Wiege stand. Darum frischen sie die alten deutschen Lieder und Tänze auf und lernen das ganze Heimatland auf weiten Wanderungen kennen und täglich mehr lieben.

Solche Menschen hat Deutschland schon zu vielen Tausenden. Für diese alle war also der Krieg nicht notwendig. Möchte doch auch Fräulein Dr. Schirmacher diese Bewegung bald unterstützen, damit die Gründe, die sie sonst vielleicht wieder für einen späteren Krieg findet, dann wegfallen!

Dr. Käte Schirmacher hat kein Wort für die Schrecken dieses Krieges. Ob sie in dem ganzen langen Kriegsjahr wohl um keinen Menschen gezittert hat? Und wenn sie in der beneidenswerten Lage ist, kein Familienmitglied verloren zu haben, denkt sie nicht an die unzähligen, wei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nenden Hinterbliebenen unsrer und der feindlichen Gefallenen? Es ist ein schlimmer Augenblick, wenn die Nachricht kommt: „Ihr Mann, Ihr Sohn ist in dem Gefecht . . . gefallen." Erschüttert steht man vor der Tatsache: Es ist unmöglich, es kann ja nicht sein! So frisch und fröhlich zog er aus, jetzt tot und irgendwo, in fremdem Land von einem Menschen, den ich nicht hassen kann, erschossen! Und niemand von uns dabei, der ihm noch einmal, zum letzten Male, für alles dankt, was er uns in seinem Leben an Gutem und Schönem gab! . . .

Es gibt Menschen, die diesen Krieg für durchaus notwendig hielten und halten. Aber hoffentlich denken auch all diese Menschen: „Nie wieder, nie wieder auf Erden so viel Jammer und Tränen!" Und darum meine ich, muß die Friedensbewegung in Deutschland nach dem Kriege ins Ungeheure wachsen. Und wer ist berufener, an diesem Werke mitzuarbeiten, als die Frauen?

Ihr Frauen, die ihr euer Liebstes hergabt, ihr Mütter, die ihr euern einzigen Sohn, ihr Mütter, die ihr alle Söhne gabt, ihr Schwestern, denen nie wieder ein treuer Bruder zur Seite stehen wird, denkt an die Zukunft! . . .

Die deutschen Frauen müssen jetzt viele Kinder gebären, um die Lücken wieder auszufüllen, nicht für einen Krieg, sondern für einen ewigen segensvollen Frieden.

Drum sage ich: Weg mit aller Halbheit, denkt über die Ursachen nach, und ihr alle, die ihr in zwanzig Jahren etwas zu verlieren habt, lebt nicht in den Tag hinein, sondern helft an dem Friedensgedanken arbeiten, der kein Phantasiegebilde ist, ebensowenig wie die Abstinenz oder die Bodenreform. . . .

Rund um uns

Beschlußtagung des Hauptausschusses für Kriegerheimstätten. Am 20. und 21. November d. J. fanden die von Geheimrat Erman dem Hauptausschuß vorgelegten „Grundzüge für ein Kriegerheimstättengesetz" ihre endgültige Fassung. Die zum Teil sehr wesentlichen Abweichungen von dem in Nr. 23 des „Vortrupp" mitgeteilten Entwurf seien hiermit nachgetragen:

Ziffer 4 beginnt jetzt: „Die Kriegerheimstätten sind als solche ins Grundbuch einzutragen."

Ziffer 8 des § 1 lautet unter Zusammenziehung mehrerer Ziffern des ersten Entwurfs: „Der Heimstättenausgeber hat das Recht auf Wiederauflassung der Kriegerheimstätte gegen Erstattung des Wertes der Baulichkeiten und Bodenverbesserungen, wenn der Heimstättner die Heimstätte veräußert oder aufgibt, sie nicht dauernd selbst bewohnt oder bewirtschaftet, oder wenn sie an andere Erben als solche gerader Linie fällt; und die Pflicht der Rücknahme bei Aufgabe von Wohnheimstätten aus zwingenden Gründen. Eine Veräußerung der Heimstätte ist nur im Einverständnis mit der Ehefrau zulässig. Dauernde grobe Mißwirtschaft gibt dem Heimstättenausgeber das Recht auf Wiederauflassung der Heimstätte."

§ 7 des Entwurfs ist zu Ziffer 12 des § 1 geworden.

Die stärkste Veränderung hat der § 3 erfahren, wo es jetzt im zweiten Absatz heißt: „Während des Krieges und zwei Jahre danach tritt eine Beleihung durch die Darlehnskassen ein, die unter entsprechendem Ausbau ihrer Verfassung bis zu 500 Millionen Mark Darlehnskassenscheine dafür ausgeben dürfen. —" Hierzu ein Wort der Erläuterung: Die im August 1914 gegründeten Darlehnskassen erhielten das Recht, bis zur Höhe von drei Milliarden Waren und Wert-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

papiere zu beleihen; nach dem Kriegerheimstättengesetz müßte das Beleihungsrecht auf Kriegerheimstätten ausgedehnt werden. Von den drei Milliarden ist die erste in Verkehr gegeben, die zweite dient als Deckung und von der dritten, die noch nicht in Umlauf gesetzt worden ist, fordert das Gesetz die Hälfte.

Ziffer 6 des § 1 hat als selbständiger § 7 folgende Form erhalten: „Ist für Wohnheimstätten geeigneter unbebauter Boden nach dem Ermessen des Reichsheimstättenamts nicht verfügbar, erschließbar oder nicht freihändig zu erwerben, so kann vom Reichsheimstättenamt dem Heimstättenausgeber das Enteignungsrecht verliehen werden (vgl. Reichsrayongesetz vom 21. Dezember 1871). Boden, dessen Preis 1 Mark für den Geviertmeter nicht erreicht, kann nicht enteignet werden. Muß enteignet werden, so bestimmen die entsprechend auszubauenden Preisprüfungsstellen für Lebensbedürfnisse den gerechten Preis des Baubodens."

Ein neu hinzugefügter § 9 bestimmt, daß der Name „Kriegerheimstätten" nur für Siedelungen geführt werden darf, die den Bestimmungen dieses Gesetzes entsprechen.

Zehn Kriegsgebote für die Kinderstube.

1. Sprich mit deinen Kindern nur dann über den Krieg, wenn sie selbst danach fragen oder davon zu erfahren wünschen.

2. Vermeide soviel wie möglich alle Unterhaltungen über die grauenvolle Seite des Krieges, du erhitzest dadurch nur die Phantasie der Kinder; lenke vielmehr ihr Interesse auf praktische Liebestätigkeit, Verwundetenpflege, Sanitätseinrichtungen, Truppenversorgung usw.

3. Mache den Kindern immer wieder klar, daß Heldentum nicht nur in Glanzleistungen im Schützengraben besteht, daß vielmehr auch geduldiges Ertragen der Not der Zeit, bescheidenes Sicheinfügen Heldentum ist.

4. Ein Held wird nur, wer Opfer zu bringen gelernt hat und bereit ist, sein eigenes Wohl dem der Gesamtheit unterzuordnen.

5. Dulde aus Kindermund keine Scheltworte über unsre Feinde, denn die Ursachen des Krieges sind zu verwickelt und liegen zu tief, als daß das Kind sie schon verstehen könnte.

6. Wie nichtswürdig auch die Pläne unsrer Feinde sind, wie elend sie auch in einzelnen Fällen ihre Gefangenen behandelt haben mögen — dein Kind soll allezeit beherzigen, daß es deutsche Art ist, großmütig zu sein und nicht Böses mit Bösem zu vergelten.

7. Betone deinen Kindern gegenüber, daß wir nicht für den Krieg leben sondern für den Frieden, daß der Krieg ein vorübergehender und widernatürlicher Zustand ist, und daß sich erst im Frieden das eigentliche Leben eines Volkes entfalten kann.

8. Halte dein Kind zu praktischer Mitarbeit an, zu gelegentlicher Hilfeleistung in Haus und Straße.

9. Dem Vaterlande dienen Knaben und Mädchen am besten dadurch, daß sie tüchtige Menschen zu werden suchen, indem sie gewissenhaft und fleißig die Aufgaben lösen, die ihnen durch Schule und Familie gestellt werden.

10. Lehre das Kind, daß immer im Leben die nächsten Pflichten auch die wichtigsten für uns sind. Wahres Heldentum beruht nun einmal vorzugsweise auf Selbstüberwindung.

Heinrich Scharrelmann, Bremen.

Neue Wege. Wenn die deutsche Regierung den Leuten, die rücksichtslos vergeuden und schlemmen, durch Regelung des Gebrauchs gewisse Lebensmittel vernünftig zuteilt, wenn sie durch Höchstpreise und kräftigere Mittel dem Lebensmittelwucher steuert, so sind das Maßnahmen, wie sie die Kriegszeit erfordert. Sie sind nötig, weil wir unter allen Umständen durchhalten wollen. England will unser Volk aushungern, daher muß unser ganzes Volk gegen die Aushungerer Krieg führen. An der eisernen Front stehen unsre Söhne, Brüder und Männer; hinter der Front soll das ganze Volk kampf- und hilfsbereit stehen. Da hat kein Mensch und kein Stand ein Vorrecht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist an dieser Stelle wiederholt schon die Forderung erhoben, daß der Nährmittelvergeudung durch Bierbrauen und Schnapsbrennen entgegengewirkt werden muß. Einschränkende Vorschriften sind auch von der Regierung und den Behörden erlassen, aber es muß immer wieder nachgefaßt werden. Gerade jetzt, wo man sich mit der Regelung des Fett-, Fleisch- und Milchverbrauchs beschäftigt, ist es an der Zeit, zu verhindern, daß diese Stoffe an der Quelle knapp und teurer werden.

Aus den Handelsberichten der Zeitungen ist zu ersehen, daß von den Brauereien jetzt in Kriegszeiten 10 und 15 Prozent, ja ganz wesentlich höhere Dividenden gezahlt werden. Mit jedem Liter Bier, das zu so hohen Dividenden beiträgt, werden dem Volke 240 Gramm Gerste entzogen. Die Gerste ist ebenso nahrhaft wie der Weizen. Der Biertrinker entzieht also dem Esser den Wert einer Tagbrotkarte mit jedem Liter, den er trinkt. Nun verkünden zwar die Brauer durch den Mund von Gelehrten, daß im Bier die Nährkraft des Kornes bestens ausgenutzt werde. Das ist aber nicht wahr. Was würden ihre Kunden, die Biertrinker, für ein Geschrei erheben, wenn ihnen zugemutet würde, sie sollten — vertrauend auf die Versicherung solcher Sachverständigen — auf ihre Brotkarte verzichten, wenn sie mit Hilfe von einem Liter Bier sich ihren Anteil Nahrung einverleiben wollen. — Dann würde auch im stumpfesten Bierphilisterhirn eine Ahnung aufdämmern, daß das Wort vom „flüssigen Brot" weiter nichts ist als eine leere Redensart. Wir aber wissen zudem, daß durchweg der starke Biertrinker am allerwenigsten geneigt ist, seine persönlichen Neigungen den Rücksichten auf die Allgemeinheit unterzuordnen: er ist zumeist auch ein starker Fleischesser, und das nicht nur bei den gewöhnlichen Mahlzeiten, sondern auch zu andern Tageszeiten. Es leidet doch ein nicht geringer Teil der „Stammtischler" an „Überernährung"! — Es wird also durch das Biertrinken mittelbar und unmittelbar ein großer Teil guter Nährmittel vergeudet und der Allgemeinheit entzogen.

Unsre auf andern Gebieten so musterhaft und fürsorglich wirkende Regierung hätte also allen Grund, den Zapfen, aus dem solche Mißwirtschaft fließt, weiter und immer weiter zuzudrehen. Wie wäre es zum Beispiel, wenn man für Bier nicht Höchstverkaufspreise festsetzte, wie es einmal schon allen Ernstes die Berliner Gastwirte verlangten, sondern höchste „Niedrigstpreise". Der Grund für das Verlangen nach einem „Höchstpreis" ist klar. Wir finden ihn auch ausgesprochen in einem Bericht über die Verhandlungen der Wirte mit den Brauern, den eine Hamburger Zeitung kürzlich brachte. Es heißt da: „Die Abwälzung der Bierpreiserhöhung auf die Verkäufer ist der sicherste Weg, den Genuß des Bieres überhaupt einzuschränken." Dazu sei noch kurz bemerkt, daß die Wirte, die jetzt über den „Druck der Brauereien" klagen, lieber handeln sollten. Sie sollten ihr Augenmerk auf solche Getränke richten, die sie selbst leicht und billig herstellen und mit verhältnismäßig großem Nutzen verkaufen können. Dazu gehört, außer alkoholfreien Getränken aus reinen Fruchtsäften, die man kalt und warm geben kann, namentlich auch der Tee. Es kommt aber darauf an, daß wirklich wohlschmeckender, guter Tee geboten wird. Eine solche Reform des Wirtschaftsbetriebes würde Wirten und Gästen Vorteile bringen. Die Bierniedrigstpreise können diese Reform einleiten. Sie müßten, gewissen andern Erhöhungen entsprechend, hoch sein. Zunächst vielleicht mindestens dreimal so hoch, wie vor dem Kriege. Natürlich müßte nicht nur das Bier davon betroffen werden, sondern es müßte eine gleichlaufende, dem Alkoholgehalt und dem Wert der entwerteten Nahrungsmittel entsprechende, Preiserhöhung auch alle anderen alkoholischen Getränke treffen. Wer durchaus auf mindestens ganz unnötige Getränke, durch deren Herstellung notwendige Nährmittel vergeudet werden, nicht verzichten will, den würde man nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zwingen, „Temperenzler" zu werden, er soll aber gehörig dafür bezahlen, wenn er seinen Mitmenschen den Nährwert der Brotkarten wegtrinkt! — Kein Armer wird darunter leiden. Im Gegenteil! — Auch die Brauereien könnten sich nicht über „unnötige Härten" beklagen. Jedenfalls würde dann viel Gerste unvermalzt und unvermaischt bleiben, aus der Graupen, Grütze und Mehl zur menschlichen Ernährung bereitet werden könnten, oder auch Gerstenschrot, um Schweine fett zu machen. Mag man immerhin im vorigen Jahre das biedere Borstentier unsern siebenten oder achten Feind genannt haben, es ist fraglos doch vorteilhafter, Schweine fett zu machen als Bierphilister. — Eine Bier-Verbrauch-einschränkung würde sicherlich auch auf weite Volkskreise erzieherisch wirken. Gewiß würde dann mancher Stammtisch-Stratege, aus Mangel an alkoholischer Erleuchtung, weniger produktiv sein. Wichtiger noch ist, daß gewissen „Unterhaltungen" und „Vergnügungen", die ganz und garnicht in diese ernste Zeit hineinpassen, und die ein durch Alkoholgenuß herabgedrücktes Empfinden voraussetzen, der ungesunde Nährboden entzogen würde. Sehr zu ihrer eigenen Verwunderung und mehr noch zu ihrer Freude und ihrem Vorteil würden viele Tausende durch derartige Maßnahmen zu einer „Entsagung" angehalten werden, die ihre Leistungsfähigkeit und Lebensfreudigkeit steigern, und die nicht nur ihnen selbst, sondern auch ihren Familien zugute kommen würde.

Die Allgemeinheit aber würde durch solche Erkenntnis und Umgestaltung der Volksgewohnheiten ungeheure Werte gewinnen. Das deutsche Volk vertrank vor dem Kriege jährlich ungefähr 3 Milliarden Mark. Wird es sich das später noch leisten können? Haben wir solche Mengen von Geld und Kraft zum Hinauswerfen? Sollen wir all die fürchterlichen Schäden und Lasten, die doch nun einmal mit diesen Summen verknüpft sind, noch weiter schleppen? — Der denkende Deutsche muß diese Fragen rundweg und kräftig verneinen. Wir gebrauchen auch die 30 Millionen Zentner Getreide, die jährlich verbraut und die fast 20 Millionen Zentner Kartoffeln, die zu Branntwein verbrannt wurden. Wir haben eine bessere Verwendung für die Früchte, die zu „Zwetschengeist" und Apfelwein vermostet wurden. Wir gebrauchen den guten Boden, auf dem der Hopfen wächst, für nützliche Dinge. — „Kleinigkeiten!" sagt man da wohl. Es lohnt sich, solche „Kleinigkeiten" wie das Hopfenland anzusehen: Nach amtlichen Schätzungen wurden in diesem Jahre 145 633 Doppelzentner Hopfen auf 24 000 Hektar gebaut. Der Hopfen hat keinerlei Nährwert, er dient dem „Gaumenkitzel" des Biertrinkers, sagt dem unverdorbenen, natürlichen Geschmack nicht zu. Auf diesem Hopfenboden könnte man aber ungefähr 2½ Millionen Zentner Rüben bauen. Das wäre bei dem Mangel an ausländischen Futterstoffen jetzt ein sehr wertvoller Ertrag, und auch manche Hausfrau könnte ihren Vorteil daraus ziehen.

Wir alle haben in dieser Zeit gelernt. Wir werden noch mehr lernen müssen. Manches, was „unmöglich" genannt wurde, ist möglich und alltäglich geworden. Manches Vorurteil ist gefallen. Neue Anschauungen sind Allgemeingut geworden. Schwierigkeiten, die groß schienen, sind überwunden, und wir werden und müssen es lernen, neue Schwierigkeiten ohne Klagen zu überwinden. Von alten, ehrwürdigen Torheiten sollen wir ablassen, üble und die Allgemeinheit schädigende Gewohnheiten müssen fallen. Wir haben allen Grund, mit unserm Volksvermögen haushälterisch umzugehen und alles auszuschalten, was unsre körperlichen Kräfte und geistigen Fähigkeiten hemmt oder herabsetzt. Jetzt heißt es: „Durchhalten!" Jetzt und nachher gilt es, den Weg zu finden und zu gehen, der vorwärts und aufwärts führt, sonst sind wir der Opfer nicht wert, die im Westen und Osten und auf der See gebracht werden. Wir wollen uns ihrer aber wert erweisen.

G. Asmussen.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. Jahrgang Nr. 1 **Der Vortrupp** 1. Januar 1915
Herausgegeben von **Dr. Hermann M. Popert**, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. **Hans Paasche**, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: **Dr. phil. R. Kraut**, Hamburg 20

Vortrupp-Jugend

Monatliche Beilage zum „Vortrupp", unter Verantwortung der „Vortrupp"-Schriftleitung, herausgegeben von

Nr. 1 **Hans Paasche** 1915

Inhalt. Zur Einführung von Hans Paasche. — Das Zukünftige von Jürgen Jürgensen. — Die Vortrupp-Jugend und die Kultur unseres Volkes. — Danach von Hermann Claudius. — Wollen und Wirken (Wie die Vortrupp-Jugend denkt. — Vortrupp-Jugend in Briefen. — Freideutsche Jugend. — Eine Weihnachtsgabe. — Kriegsruf für unsere Jugend. — Hindenburg).

Zur Einführung.

Man soll nicht bloß handeln, sondern es auch mit der Zuversicht tun, als hänge der Erfolg lediglich von einem selbst ab.
W. v. Humboldt.

Seit Jahresfrist mehrten sich bei der Schriftleitung des „Vortrupp" die Zuschriften, die forderten, der „Vortrupp" solle die bisherige Kinderbeilage so ausgestalten, daß eine Zeitschrift für die Vortruppjugend daraus entstehe. Als diese Vortruppjugend dann im Juni 1914 auf dem ersten Deutschen Vortrupptage einmal wirklich zu Worte gekommen war*), wurde es offenbar, daß sie Gelegenheit bekommen müsse, ihre Gedanken stärker als bisher auch im „Vortrupp" auszusprechen. Es genügte nicht mehr die Jugendbewegung, auf deren Ernst der „Vortrupp" wiederholt öffentlich aufmerksam gemacht hatte, gelegentlich zu kennzeichnen, es mußte die Möglichkeit einer dauernden Verbindung geschaffen werden zwischen dieser Jugend und dem Leserkreis des Vortrupp und damit der breitesten Öffentlichkeit.

Diese Verbindung soll die Beilage „Vortrupp-Jugend" zum „Vortrupp" sein.

In dieser Beilage wird erkennbar werden, welche Kräfte in der Lebensreformjugend für die Zukunft unseres Volkes ruhen. Diese Beilage tritt nicht in Wettbewerb mit irgend einer bestehenden Jugendzeitschrift und nicht in Gegensatz zu einer bestehenden Jugend-Richtung. Sind doch in der Vortruppjugend Mitglieder aller Jugendbewegungen vertreten, weil sich gezeigt hat, daß der „Vortrupp" über alle Gegensätze hinweg die Tatmenschen zusammenfaßt, die fähig sind, unser Volkstum ein Stück vorwärts zu bringen.

Es ist wohl undenkbar, daß ein junger Mensch, dem die Vortruppgedanken nahegebracht werden, nicht den Wunsch fühlt, die klaren lebensreformerischen Forderungen des „Vortrupp" selbst zu vertreten. So entsteht uns eine wachsende Schar begeisterter Jugend dort, wo der „Vortrupp" dank seiner wachsenden Verbreitung hindringt. Diese Jugend für die Lebensreform und für die Jugendbewegungen, die der deutschen Erneuerung dienen, festzuhalten, ist die vornehmste Aufgabe der neuen Beilage.

Noch immer gibt es junge Menschen, die von den werdenden Dingen nichts

*) Siehe den Bericht „Auf Fichtes Bahnen" (Preis 1 Mark) Verlag Alfred Janssen, Hamburg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erfahren und um die Freuden gebracht werden, die eine Mitarbeit an diesen Dingen schafft. Es ist u. a. Tatsache, daß noch manche Studenten nur aus Überlieferung zu jenen Verbindungen gehen, die noch einen Bierkult treiben, und körperlich und geistig geschädigt werden, weil sie das gesunde und feine Leben der neuen deutschen Studentenvereine nicht früh genug kennen lernten. Solchen Verlust an Bildung und Wehrkraft kann das deutsche Volk fortan nicht mehr ertragen, und die Lebensreformer dürfen ihn nicht dulden.

Eine weitere Aufgabe der Beilage „Vortruppjugend" soll es sein, den älteren Lesern ein vertieftes Verständnis für die reformerische Jugendbewegung zu vermitteln und sie zu veranlassen, sich weiter mit den Gedanken dieser Jugend zu beschäftigen. Dank seiner Verbreitung sind es grade die berufenen Volkserzieher, Lehrer, Offiziere, Geistliche und Ärzte, zu denen der „Vortrupp" spricht. Sie alle dürfen dem Guten, was in der Jugend wächst und wird, nicht fernstehen und sollen zu dem schlichten Wollen und Können unserer Jugend Vertrauen bekommen.

In der „Vortruppjugend" werden auch unsere jungen Freunde selbst zu Worte kommen. Mancher Leser mag zweifeln, ob sich das bei den bewährten Grundsätzen der Schriftleitung durchführen lassen werde; er sollte aber nur einmal die Fülle von Zeitschriften, Gaublättern, Fahrtenzetteln sehen, in denen unsere Jugend sich gewöhnt, auszusprechen, was sie denkt — (und nicht mehr!) —, und er wird sich auf die jugendlichen Stimmen freuen.

Der Teil der Jugend, der sich dem „Deutschen Vortruppbunde" angeschlossen hat und seinen Satzungen zustimmte, wird mit Genugtuung sehen, daß die „Vortruppjugend" sich zu den Aufgaben bekennt, die Hermann Popert in seinem Aufsatze „Freideutsche Zukunft"*) niedergelegt hat. Der erste deutsche Vortrupptag hat gezeigt, daß in den Kreisen der Vortruppjugend kein Raum ist für Schwarmgeisterei und Unklarheit, daß man zielbewußt im Sinne Fichtes zum Besten unsres deutschen Vaterlandes handeln will.

Die neue Beilage steht unter dem Zeichen der bewußten Aufartung durch Lebensreform. Heil und Sieg!

Hans Paasche.

Das Zukünftige.

Du stehst in deinem Schicksalsjahre, deutsche Jugend!

Das auf ungezählten Schlachtfeldern vergossen wird, das teure deutsche Blut, es fließt für dich, denn wir kämpfen nicht um alle Schätze und alle Herrschaft der Welt, „sondern das Zukünftige suchen wir." Du aber, deutsche Jugend, bist unsere Zukunft.

Bedenkst du das? Prüfst du, ob du dessen würdig bist?

Das deutsche Heer kämpft nicht für sich, nicht für das Jetzt, sondern für die Zukunft. Ob aber die Zukunft das Opfer seiner Kämpfe, seines tausendfachen Sterbens, der unermeßlichen, wenn auch noch so stolz und stumm getragenen Trauer der Volksgesamtheit, die ihre Besten dahingibt, wert sein wird, das zu entscheiden, deutsche Jugend, steht bei dir!

Ich wende mich an euch, die ihr daheimgeblieben seid, weil ihr noch zu jung wart, um mitkämpfen zu können, weil irgendwie euer Schicksal euch hinter der Front festgehalten hat. Die draußen ihre Pflicht tun bis zum Siege oder bis zum Tode, die bedürfen meiner Worte nicht. Ihnen ward das edelste Glück, Taten vollbringen zu dürfen, an deren

*) Siehe Vortrupp-Flugschrift Nr. 24 (Preis 20 Pf.), Verlag Alfred Janssen, Hamburg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schlichter Größe kein Deuteln möglich ist. Sie reiften schon heran zu ernster Männlichkeit in der Gefahr des ehrenvollen Dienstes. Sie boten uns Erfüllung, wo ihr Daheimgebliebenen, ihr Jungen, noch einzig eine Hoffnung seid.

Noch forderte Deutschland keine Taten von euch, aber es fordert eure Bereitschaft. Und es fordert mehr! Es verlangt, daß ihr euch in diesem Schicksalsjahre, während der Kampf für eure Zukunft tobt, die die deutsche Zukunft sein wird, für oder wider diese Zukunft entscheidet.

Ob ihr es, vor diese Entscheidung gestellt, die täglich und stündlich im Kampfe mit euch selber, aufs neue getroffen werden will, schwerer habt, als eure jungen Brüder im Felde, die der stürmische Atem der großen Zeit hinreißt und mitreißt, das darf euch nicht kümmern noch uns. Wir sehen nur die eine Forderung, die euch allein gilt, die ihr allein erfüllen könnt: Die deutsche Zukunft muß der Opfer würdig sein, die ihr in Ost und West, ja auf der ganzen Erde fallen.

Wenn die Saat aufgeht in ihrer ganzen Fülle und Köstlichkeit, die jetzt der Tod in blutige Furchen streut, dann werdet ihr reife Männer und Frauen sein. Dann müßt ihr zurückblicken können auf die Taten und Siege, auf das tiefe Leid, auf die unerhörte Todesernte dieses Schicksalsjahres, ohne erröten zu müssen in bitterer Beschämung, weil ihr das Pfand, das schwer erworben wurde, vertan habt. Dann müßt ihr euch sagen können in Stolz und Demut: „Wir haben in Krieg und Frieden das bluterkaufte deutsche Vaterland mehr geliebt als uns."

Bedenkt es wohl: Wir alle, die wir für euch die Größe und das Leid des Krieges auf ungebeugten Schultern tragen, wir wollen nicht nur, daß die deutsche Erde frei sich dehnen möge, wir wollen, daß das Volk, das sie bewohnen wird, im Frieden der kommenden Jahre glücklich sei. Wir wollen euer Glück erkaufen mit unserem Kampf und unserem Leid. So ist es eure Pflicht euch zu entscheiden, jetzt, in dieser Stunde, ob ihr des Glückes teilhaftig werden wollt, das wir euch sterbend und leidend erkämpften. Ihr könnt es nur, wenn eure Hände rein sind.

Es gibt nur ein Glück, das Dauer hat, und das kommt aus unserem Innern, das ist die Bereitschaft zur Pflichterfüllung. Alles andere trügt. Die glückliche deutsche Zukunft, die uns in diesem Sturmjahre leuchtend vor Augen steht, sie muß aufgebaut werden auf Pflicht, sonst ist sie nichts nütze.

Denkt nicht an euch. Glaubt nicht, daß ihr das Recht und die Pflicht habt „euch zu entwickeln", um dann erst zu Taten zu kommen. Tut selbst im Kleinsten eure Pflicht an jedem Tage und zu jeder Stunde, und ihr werdet in der Stille heranreifen zu treuen Männern und Frauen. Alles Werdende braucht Schweigen und Dunkel. Denkt nicht zu viel an eure Seele. Redet nicht zu viel von eurem inneren Wachstum. Denkt an die Gesamtheit, der ihr angehört. Ihr seht es ja: Jede Kugel kann den Entwicklungsfaden des Einzelnen abschneiden. Dann gilt nicht mehr sein persönliches Können, Wissen und Wollen, nicht seine Verfeinerung, nur seine Treue, mit der er starb. Und die Treue des ungelehrten, einfachen, groben Mannes, der vom Pfluge kam, ist dann ebenso schön und wertvoll wie die des hochentwickelten, vielseitig gebildeten Jünglings, der von der Schulbank und dem Hörsaal zu den Waffen eilte.

Denkt an England! Die englische Jugend in ihrer Masse ist faul. Ihr Eigennutz, ihre Unfähigkeit zu begreifen, daß das Vaterland nicht nur zum Reichwerden gut genug ist, sondern das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

höchste Gut, für das zu sterben süß und ehrenvoll ist, wird England in den Abgrund stürzen.

Die deutsche Jugend aber soll verstehen lernen im Sturm und Dunkel des Krieges, daß alle die Männer und Frauen, die jetzt für sie ohne Zagen ihre Pflicht tun, von ihr nichts Anderes fordern als die rückhaltlose Entscheidung, zu tun, was dem Vaterlande dient, zu meiden, was unfähig macht zum Dienst am Vaterlande.

Jürgen Jürgensen.

Die Vortrupp-Jugend und die Kultur unseres Volkes.

„Denken und Handeln muß aus einem Stück sein." Fichte.

Auf dem I. Deutschen Vortrupp-Tage hielt bekanntlich Dr. phil. Reinhard Strecker aus Bad Nauheim seinen mit großer Begeisterung aufgenommenen Vortrag „Fichtes sittliche Forderung an die Jugend". Er ist in dem Berichte über diese Tagung *) im Wortlaut wiedergegeben und wird gewiß eine ständige Quelle reicher Anregungen für alle sein, die ihn auch nachträglich noch auf sich einwirken lassen. Nach einer eingehenden Aussprache über diesen Vortrag wurde von den zahlreichen Teilnehmern des I. Deutschen Vortrupp-Tages einstimmig und mit begeisterter Zustimmung die nachfolgende Entschließung angenommen, aus der klar hervorleuchtet, welch große Hoffnung die zum „Vortrupp" sich bekennenden Lebensreformer auf die Vortrupp-Jugend setzen. Die Entschließung lautet:

Der Erste Deutsche Vortrupp-Tag ist der Überzeugung, daß die Jahrhunderterinnerungen dieser Jahre ihren Zweck erst dann wirklich erfüllen, wenn auch der große Geist jener Tage als der eigentliche Nährboden der großen Volkstaten von damals wieder nachhaltig lebendig wird und bleibt; auf den Ideen Kants und Fichtes und der anderen Denker des deutschen Idealismus müssen wir Deutschen unsere Bildung noch viel mehr und noch viel bewußter aufbauen als bisher. Die höheren Schulen könnten durch verständnisvolle Einführung in die Schriften Kants und Fichtes sehr wesentlich dazu beitragen. Von der deutschen Vortrupp-Jugend aber wird mit Zuversicht erwartet, daß sie auch aus eigenstem Antrieb sich dem ernsthaften Studium jener Gedanken hingebe. Die Durchdringung unseres Seins und Arbeitens mit diesen Ideen wird nicht nur unser eigenes Leben festigen und bereichern, sondern auch der ganzen Kultur unseres Volkes erst die Seele und den besonderen unersetzlichen Wert unter den Kulturen der anderen Völker geben.

*) Auf Fichtes Bahnen. Bericht über den I. Deutschen Vortrupp-Tag zu Leipzig, den 3. bis 6. Juni 1914, erstattet von Franziskus Hähnel. 2. Auflage. Alfred Jansen, Hamburg 1914.

Danach.

Ich ertapp mich schon beim Wägen:
Wird das Alte seinen trägen
krummen Buckel wieder heben?
Oder wird ein neues Leben,
überfrühlingsfrisches Drängen
alle Knospenhüllen sprengen,
alle Knospen, die da harrten
in dem großen deutschen Garten,
tief verschlossen ihre Reine?
Gib, o Herr, o gib dies Eine!

Hermann Claudius

(Schlußspruch aus „Hörst du nicht den Eisenschritt", Zeitgedichte von Hermann Claudius, Verlag Alfred Jansen, Hamburg.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wollen und Wirken

Bilder aus der lebensreformerischen Jugendbewegung unsrer Zeit

Wie die Vortrupp-Jugend denkt.

(Aus der Aussprache auf dem I. Deutschen Vortrupp-Tage nach dem Berichte „Auf Fichtes Bahnen".)

J. Dürbeck, Cassel (zur Zeit auf dem Kampfelde in Frankreich):

Dr. Popert hat in seinem Aufsatze „Freideutsche Zukunft" (Vortrupp 1913, Nr. 19) der deutschen Jugend Ziele gezeigt, die er dort die Ziele nennt, auf die es in Wahrheit ankomme, wenn man eine gesunde deutsche Entwicklung wolle. Die Jugend, an die er sich zunächst gewendet hatte — die vom Hohen Meißner und vollends die von Marburg — hat aber diese Ziele vorläufig noch nicht erfaßt. Aber die Worte Dr. Poperts: „Dieses Ziel müssen wir erreichen, wenn wir leben wollen; und keiner von uns kann es erreichen als das Geschlecht, das jetzt heranwächst; wenn das es verpaßt, wird dies Ziel nicht mehr erreicht" — diese Worte brennen uns auf der Seele. — Wer setzt sich nun ein für das, was von denen, an die man sich gewandt hat, nicht erkannt und nicht aufgenommen wurde? Die Vortrupp-Jugend muß es tun! — Die jungen Menschen, die sich dem Vortrupp anschließen, wollen nicht nur „denken und jung sein", sondern handeln, und sie warten nur darauf, daß man ihnen bestimmte Ziele zeige, daß man sie führe. Meiner Erfahrung nach genügt es nicht, daß die jungen Leute, die handeln wollen, sich den bestehenden Vortruppgruppen anschließen; denn die Jugend kann und will in anderer Weise arbeiten als das Alter. — Die Aufgabe, die uns jungen Menschen im Vortrupp gestellt ist, ist klar: wir müssen mithelfen an der Verwirklichung dessen, was Dr. Popert freideutsche Zukunft genannt hat. Dazu müssen wir eine Tatgemeinschaft sein. Keine „Erziehungsgemeinschaft"? Eine solche sind wir auch! Wir wollen uns auch erziehen, d. h. wir wollen uns bemühen, mit der Hilfe erfahrener Führer in der rechten Weise zu wachsen. Aber wir wollen uns erziehen im Hinblick auf bestimmte Ziele, wir wollen hineinwachsen in ganz bestimmte Aufgaben. Es mag einmal die Zeit kommen, wo man auch die Ziele des Aufsatzes „Freideutsche Zukunft" — um mit Herrn Lemke von Marburg zu reden — wieder „abbauen" kann. Das wird aber eben erst die Zeit sein, wo diese Ziele erreicht sind. — Solange wir aber jene bestimmten Ziele noch als zu erreichende vor Augen haben, solange wir Führer haben, die nicht müde werden, uns zu diesen ganz bestimmten Taten aufzurufen, solange müssen wir jungen Menschen die philosophische Kritik über jugendliches Streben beiseite lassen und uns entschließen zur Tat. — Junge Freunde im Vortrupp! Ich hoffe, ich spreche in eurem Sinne, wenn ich sage: Wir haben erkannt, daß uns besondere und ganz bestimmte Aufgaben gestellt sind. An ihrer Lösung zu arbeiten, dazu wollen wir eine Tatgemeinschaft werden.

Lotte Behnke, Spandau:

... Echte Jugend kann nicht die Not ihrer Zeit mit heißem Hegen empfinden, ohne mitanpacken und helfen zu müssen.

Der Vortrupp wird also der Jugend beides zu geben haben: die Erziehungsgemeinschaft und die Möglichkeit der Tat; und zwar wird das nicht die Leitung, nicht der Arbeitsausschuß tun können — die geben die großen Richtlinien —, sondern das ist die Aufgabe der Ortsgruppen.

Vorschläge für den Aufbau der Ortsgruppen:

1. Die Gruppe soll den jungen Menschen, die sie vereinigt, Freude geben (egoistisches Moment):

a) an körperlicher Tüchtigkeit — durch Wandern, Spiel und Sport;

b) am Leben im Kreise Gleichgesinnter — auf Wanderungen, gemeinsamen Abenden usw.

c) am geistigen Vorwärtsstreben — Diskussions- und Leseabende.

2. Die Gruppen sollen Kraftzentren sein für soziale Arbeit (soziales Moment):

a) durch das Sammeln von Menschen;

b) durch bewußte Erziehung dieser Menschen zu sozialer Verantwortlichkeit;

c) durch Hineinleiten der noch ungenutzten Arbeitskräfte in die verschiedenen Richtungen der Lebensreform und der sozialen Hilfstätigkeit mit dem Endziele, das in Hermann Poperts Aufsatze „Freideutsche Zukunft" gezeichnet ist.

Diese beiden Forderungen betreffen die Jugend des Vortrupps. Ich stelle noch zwei weitere Forderungen auf, welche die Zusammenarbeit der Jugend mit den älteren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

reiferen Mitgliedern der Vortrupp-Gruppen möglich, sogar notwendig machen:

3. Die Gruppen müssen bewußt an dem Zusammenschluß aller im Vortrupp-Sinn arbeitenden Richtungen einer Stadt arbeiten.

4. Die Gruppen sollen Wachtposten sein, welche überall da eingreifen, wo dem Werden im Vortrupp-Sinn Gefahr droht — besonders durch rechtzeitige und wahrheitsgemäße Mitteilungen an die Presse.

Dr. Walter Groothoff, Hamburg:

... Das, worauf es in der Freideutschen Jugend in Wahrheit ankommt, wo nämlich ihre wirkliche Macht sitzt, sind die großen freideutschen Arbeitsgemeinschaften, wie sie zum Beispiel in Hamburg und in Hannover bestehen. Diese Tatgemeinschaften arbeiten im Vortrupp-Sinne, und wünschen mit dem Vortrupp engste Beziehungen der Freundschaft und Arbeit zu haben. ...

Albert Richter, stud. phil., Leipzig:

... Der Deutsche Bund abstinenter Studenten ... denkt gar nicht daran, ... die Absichtslosigkeit für das Wesentliche der Erziehungsgemeinschaft zu halten. Viel höher als das stellen wir deutschen abstinenten Studenten die entschiedene Betonung ethischer Werte, und als Erziehungsideal sehen wir eben den verantwortungsbewußten tätigen Menschen an. Gerade das, was Fichte will, der tätige Idealismus, soll die Lebensluft unsrer Verbindungen sein. Durch ihn sind wir mit dem Vortrupp eng verbunden. ...

stud. theol. Hassebrauk, Braunschweig (z. Z. verwundet):

... Wir deutschen abstinenten Studenten wollen jedenfalls arbeiten, arbeiten im Vortruppsinne und mit dem Vortrupp zusammen, und wir wollen eine freideutsche Jugend, die es ebenso macht. Freideutsche Jugend und Vortrupp gehören zusammen!

Hans Paasche, Waldfrieden b. Hochzeit (Mk.), z. Z. I. Off. S. M. S. Pelikan:

... Wir vom Vortrupp stehen bewußt auf dem Boden der Wirklichkeit. Wir wollen jeden, der sich hinter Klostermauern sehnt und dem Volksleben in der heute üblichen Form den Rücken dreht, ziehen lassen. Uns sind die Mitkämpfer am liebsten, die helfen, Brücken zum ganzen Volke zu bauen, die nicht als Vagabunden auf der Straße liegen und von „Schaffen" schwätzen, sondern, neben täglicher Arbeit im Volksleben, die Zukunft bauen helfen. Unsere Ziele sind so deutlich, daß wir an allen unklaren Wegweisern vorübergehen können. ...

Vortrupp-Jugend in Briefen.

(Aus dem Briefe eines jungen Vortrupplers, der soeben zum Kriegsdienst berufen wurde und sich darüber klar zu werden versucht, wie ein Leben in Zukunft sich zu gestalten habe.)

... Ich bin nicht immer Reformer gewesen, sondern habe mich bis vor einigen Jahren in den üblichen Bahnen des Durchschnitts der heutigen jungen Leute bewegt, bis ich dann allmählich erwachte und zum Bewußtsein meiner selbst kam. Dadurch kommt es, daß mir heute manches fehlt, was ich in jenen vertrödelten Jahren hätte lernen können und sollen und was ich jetzt nachholen muß. Ich besitze aber einen sehr großen Wissensdurst und hatte daher beschlossen, mich sowohl auf allen Reformgebieten, wie „Der Vortrupp" sie zusammenzufassen strebt, und auf dem notwendigen Gebiet der Geschichte und Politik, als auch zur Erwerbung einer großzügigen Weltanschauung, in der Philosophie, Religions- und Naturwissenschaft und schließlich in der Kunst gründlich umzusehen. Nach Beendigung dieser Studien gedenke ich meine freie Zeit gänzlich einer gemeinnützigen Reformarbeit, etwa im Vortrupp-Bunde selbst oder auf einem der von ihm geförderten Gebiete zu widmen, vorher aber, um mich nicht zu zersplittern, von einer solchen Arbeit mich noch zurückzuhalten. ...

* * *

(Freund B. war sehr niedergedrückt und mutlos darüber geworden, daß sein Wunsch, als Kriegsfreiwilliger einzutreten, noch nicht erfüllt wurde. Er war der Meinung, daß die Vortrupp-Jugend dem Vaterlande gegenwärtig nur im Felde dienen könne. Auf den Hinweis, daß mehr als je auch alle Kräfte daheim gebraucht werden und seine ernste Arbeit von allergrößter Bedeutung sei, erwiderte er unter anderem folgendes:)

..... Um Ihnen ein Bild meiner gegenwärtigen Stimmung zu geben, die ganz verschieden ist von der der ersten Wochen, möchte ich Ihnen meine letzten Sonntagsgedanken erzählen, die ich anknüpfte an die evangelische Lektion des Sonntags: Ihr seid das Salz der Erde.

Ist dieser Spruch nicht gerade zu uns Vortrupplern gesprochen? Wir sollen mit unserer reineren höheren Auffassung des Lebens in unser Volk und weiter in die große, verderbte Welt eindringen und sie würzen. Können wir das? Welche Vorbedingungen müssen bei uns erfüllt sein?

Wir können nur das Salz der Erde sein, wenn wir ganz erfüllt und beseelt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sind von dem großen, herrlichen Ziele, dem zuzustreben unsere heiligste Aufgabe ist. Haben wir den festen Willen, uns dieser Aufgabe zu weihen, wahrhaftig das Salz unseres Volkes zu werden und zu sein, so müssen wir uns streng prüfen, ob wir vor dem reinen Blick dieser Aufgabe bestehen können. Fällt nicht noch mancher Schatten, um dunkle Schlacken unseres Innern zu verdecken? Sind wir wirklich schon im Feuer der Nüchternheit, des Vegetarismus oder anderer Reformbestrebungen zu aufrichtigen, selbstlosen und sittlichen Menschen geläutert, daß wir kampflos im eigenen Innern an anderen Menschen arbeiten können? Ich glaube nicht. Auch wir sind Menschen mit Fehlern und Schwächen, die wir im steten Kampfe niederwerfen müssen, um rechte Tatmenschen zu sein...

...Gelingt es uns, unser Volk zu einem besseren, gesunderen und selbstloseren zu machen, so wird der Spruch vom Salz der Erde sich erfüllen.

Kein Stolz soll aus diesen Worten sprechen, sondern dankbare Demut. Selbstsucht und Selbstgefälligkeit sind die schlimmsten Gegner dieser Aufgabe, sowie aller menschlichen Kultur. Dies hat uns mit unbarmherziger Deutlichkeit der Krieg gezeigt.

Gegen diese Hemmungen auf dem Wege zur gesunden, selbstlosen Menschheit laßt uns kämpfen — vor allem im eigenen Lande. Vor dem aufflammenden reinen Geiste, getrieben von dem ehernen Muß, wichen diese inneren Feinde zurück. Noch halten sie sich verstohlen und furchtsam zurück, doch bald werden sie dreister werden und ihren alten Friedensthron in unserem Volke verlangen.

Werft sie hinaus und vernichtet sie mit eurem Leben erneuernden und reines Leben schaffenden, in die Tat umgesetzten Gedanken!

Sie sehen, daß ich durchaus nicht mehr traurig bin, nicht in der Front zu stehen. Ich habe meine Aufgabe gefunden und bemühe mich, für sie jeden Augenblick mich einzusetzen. Leider habe ich bisher nur wenig Erfolg gehabt, aber die Siege werden verschieden rasch gewonnen. Auch hier heißt es: durchhalten...

*

Freideutsche Jugend

So betitelt sich eine, soeben im Freideutschen Jugend-Verlag Adolf Saal, Hamburg 23, von der Hamburger Freideutschen Jugend herausgegebene Monatsschrift (Heft 40 Pfg.). Heft 1 erschien noch gerade früh genug als Weihnachtsheft. Es enthält: Einen Gruß ins Feld von Gottfried Trab; Weihnachten, ein lyrischer Dreiklang von Karl Henckell, Friede auf Erden! von Ernst Gaebel; das Weihnachtsgeschenk von Ferdinand Avenarius; Schlachtlied; An einen gefallenen Freund von H. Ullmann; Unsere Toten; Von unserer Arbeit; Umschau und Bücherschau. Das Heft wird bei allen Freunden warm aufgenommen werden, die den schönen freideutschen Jugendtag auf dem Hohen Meißner mitgemacht haben.

Aus den verschiedenen Mitteilungen der neuen Monatsschrift verdient an dieser Stelle die Nachricht über die „Deutsche akademische Freischar", die zur Zeit in Berlin, Göttingen und Marburg durch ordentliche Freischaren vertreten ist, hervorgehoben zu werden. Es wird mit Ausnahme des „Deutschen Bundes abstinenter Studenten" kaum ein anderer lebensreformerischer Jugendverband so viel Mitglieder dem Kriegsdienst im Verhältnis zur gesamten Mitgliederzahl gestellt haben. Es sind 310 Freischärler zurzeit Soldaten, davon 218 im Felde. Die „Deutsche akademische Freischar" beklagt, und wir mit ihr, bereits den Tod einer nicht unbedeutenden Anzahl tapferer Mitglieder. Es sind Namen darunter, auf die viele Freunde mit Recht große Hoffnungen gesetzt hatten. Angesichts dieser durch feindliche Kugeln entrissenen Mitstreiter werden H. Ullmanns tief empfundene Worte „An einen gefallenen Freund" einen kräftigen Widerhall finden. „In unsere Hand ist es gelegt, ob dein Tod ein empörend plumper Irrtum, ein hassenswerter Zufall sein soll oder ein heiliges Blutzeugnis, dem höchstes Menschen- und Weltheil entblüht. Hätte dieses Leben und Sterben um uns keinen Sinn: Wohlan, so müssen wir ihm e i n e n geben." Und in begeisterten Worten zeigt Ullmann der Hohen Meißner-Jugend ganz scharfe Ziele, die sich auch mit denen des „Vortrupp" decken: „Herr unserer Schlachten, laß über den Sieg hinaus unser Volk mehr nach Aufgaben als nach Beute trachten! Mehr nach deutschen Menschen als nach deutschen Gütern! ... Alles, was an Reformwillen, an kolonisierender Deutschheit in unserem Volke lebt, muß nachher zur Tat reifen dürfen; vor allem der lange, seit einem Jahrhundert vernachlässigte Acker des Ostens muß gepflügt und bestellt werden..."

*

Eine Weihnachtsgabe für die im Felde stehende Meißner Jugend

nennt Walter Hammer-Hösterey das fast gleichzeitig mit der Monatsschrift „Freideutsche Jugend" herausgekommene s e c h s t e K r i e g s f l u g b l a t t, das zum Preise von 20 Pfg. postfrei durch ihn (Elberfeld, König-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

straße 104) bezogen werden kann. Es bietet auf acht engbedruckten Seiten in Tageszeitungsgröße einen reichen, anziehenden Unterhaltungsstoff für unsere Freunde im Felde. Besonders beachtenswert ist der vom Herausgeber verfaßte Aufsatz „Vegetarische Truppenverpflegung?" Von den übrigen Kriegsflugblättern, die Walter Hammer im Auftrage des Vortrupp Elberfeld herausgab, sind 1—3 vergriffen, von dem vierten, das der alkoholgegnerischen Aufklärung kräftig zu dienen sucht, sind bereits 33000 verbreitet worden und in einer verbesserten Auflage noch mit 500 Stück für 5 Mk. zur Verfügung. Vom fünften Kriegsflugblatt, das zur Erinnerung an den Freideutschen Jugendtag auf dem Hohen Meißner herausgegeben war, sind noch einzelne Stücke zu 10 Pf. zu haben. Die Kriegsflugblätter können wegen ihres geringen Gewichts sehr leicht Feldpostbriefen beigefügt werden.

*

Kriegsruf für unsere Jugend

von Oskar Mummert, im Auftrage des „Deutschen Bundes der Vereine für naturgemäße Lebens- und Heilweise (Berlin SW 11, Hallesche Str. 11) als Flugblatt herausgegeben. Es beantwortet darin in frischer, anziehender Weise für die schulpflichtige Jugend die drei Fragen: Warum ist der Krieg ausgebrochen? Was ist heute Pflicht der Jugend? Was könnt ihr lernen von dieser großen Zeit? Aus der Antwort auf die zweite Frage seien folgende Sätze wiedergegeben:

Was einen guten Soldaten ausmacht, das ist Selbstzucht, sich immer am Zügel haben können, Selbstbeherrschung. Übt das beizeiten, wenn ihr einmal eurer Väter und Brüder, die jetzt mit dem Feinde ringen, wert sein wollt. Als der Krieg ausbrach, da verbot man sofort, den Soldaten Wein, Bier oder gar Schnaps zu geben. Warum? Weil nur der immer Nüchterne immer Herr seiner Sinne und seiner Kraft ist. Wer Alkohol getrunken hat, der wird leicht matt und wird schlecht zielen. Was aber für den Krieg gilt, das trifft auch für das Leben zu: nur der immer Nüchterne trifft leicht sein Ziel, bleibt immer Herr seiner Kraft.

Selbstbeherrschung braucht man aber nicht nur beim Trinken, sondern auch beim Essen. Haltet euch von Leckereien fern, eßt nur, um leben und tätig sein zu können, lebt nicht um zu essen. Wer mehr verbraucht zur Ernährung als nötig ist, der ist mit schuld, wenn tausend Ärmere weniger haben, als sie brauchen. Das gilt besonders für unsere Kriegszeit, wo wir haushalten müssen mit dem, was wir im Lande bauen können, denn die Zufuhr von den Nachbarländern ist gehemmt.

Zum siegreichen Krieger im Leben und im Feld gehört aber auch, daß er das Herz auf dem rechten Flecke hat. Wer sich nicht einen offenen Sinn für alles Gute und Schöne bewahrt, der wird sich auch nicht für so hohe Dinge wie Vaterland und Heimaterde begeistern können, und ohne Begeisterung kann der Soldat den Sieg nicht erstürmen, und hätte er Kräfte wie ein Bär. Darum haltet Kopf und Herz gesund und pflegt euren Körper; laßt euch nicht zum täglichen Luftbad, zur Abreibung, zum Baden, zum Tiefatmen, kurz, zu den unbequemen aber nötigen Pflichten naturgemäßer Körperpflege immer wieder nötigen. Geht fleißig in die freie Natur spazieren — auch im Winter. Haltet euren Körper straff und widerstandsfähig, und ihr werdet, wenn auch an euch einmal der Ruf ergeht, das Vaterland zu schützen, mit Lust und Sieg eure Pflicht tun.

*

Hindenburg.

Vor einigen Tagen sah ich zufällig im Vorbeigehen an einer Buchhandlung ein neues Bild Hindenburgs im Schaufenster hängen. Ich hatte es nur mit flüchtigem Blick gestreift, doch im Weitergehen kam es mir plötzlich zum Bewußtsein, daß mich aus diesem Bilde der ganze furchtbare Ernst des Krieges angesehen hatte. Ich kehrte um und blieb vor dem Bilde stehen, und aus meiner ersten Betroffenheit erwuchs mir ein tiefererschüttertes Begreifen.

Sicherlich, so sah der Mann aus, der das geschändete Ostpreußen von den zügellosen Kosakenhorden befreit hatte. All die anderen Bilder trogen. Der Mann, der den Krieg mit seinen Schrecken vom vaterländischen Boden in Feindesland hineingetragen hatte, der war nicht der heitere, wohlwollende Draufgänger, der er auf den Bildern schien, nicht der leichtherzige, fast genießerische Herr, als den so mancher Zeitungsbericht ihn dargestellt hatte. Man hatte den Widerspruch zwischen seinem angeblichen Wesen und Aussehen und seinen Taten halb unbewußt, mit leiser Verwunderung gespürt; hier war er gelöst.

Diese Augen, die den Beschauer ernst und ruhig anblickten, die hatten den Jammer der vom Feinde heimgesuchten Städte und Dörfer, hatten das nächtliche Grauen der Schlachtfelder gesehen, und darüber hinaus das Ziel, das nur dem genialen Schauen schon zu erkennen vergönnt war. Und auf dieser mächtigen, tiefgefurchten Stirn stand die weltgeschichtliche Spur fast übermenschlicher Verantwortung. So sehen die Helden aus, die sich ganzer Völker Dank und Liebe erwerben.

M. E.

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. Jahrgang Nr. 3 **Der Vortrupp** 1. Februar 1915
Herausgeg. von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortl. Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20

Vortrupp-Jugend

Monatliche Beilage zum „Vortrupp", unter Verantwortung der „Vortrupp"-Schriftleitung, herausgegeben von

Nr. 2 **Hans Paasche** 1915

Inhalt. Auf, zum Siege von Julius Dürbeck. — Webrlogen von Carl Will. — Wollen und Wirken (Freideutsche Zukunft — Deutschlands Jugend 1914. — Deutscher Bund abstinenter Studenten. — Vortrupp-Jugend in Briefen. — Wandervögel im Schützengraben).

Auf, zum Siege.

„Wie du, o Gott, auch das Glück des Krieges magst wechseln und sich wenden lassen, daß uns nur seine Segnungen nicht entgehen! Daß jeder geläutert werde und gehärtet im inwendigen Menschen. Daß Jeder, wie viel oder wie wenig er sei, tue was er kann! Daß wir alle gestärkt werden in der Zuversicht zu dir und in dem Gehorsam gegen deinen Willen, der bis in den Tod geht wie der Gehorsam deines Sohnes."
Schleiermacher 1813.

Vor Arras, Weihnachten 1914.

Aus dem Schützengraben wandern meine Gedanken in die Heimat, aus der Gegenwart in die ungewisse Zukunft, und so oft ich sie auch auf andere Dinge lenke und so oft sie auch durch das Kriegshandwerk in Anspruch genommen werden, immer wieder kehren sie zurück zu der Frage: Wie steht es mit unserer Vortrupp-Arbeit daheim? Was wird im besonderen aus den Bestrebungen der Vortrupp-Jugend?

Ich habe von einem entschiedenen, geschlossenen Auftreten der Vortrupp-Jugend — d. h. der Jugend, die sich vom „Vortrupp" raten und leiten läßt — große Dinge erhofft. Die Vortrupp-Jugend hätte die gesamte deutsche Jugend mit sich reißen, sie zur Mitarbeit an dem großen Ziele begeistern können, das uns vorschwebt: das deutsche Volk, neugeboren durch den Geist der Lebensreform! Ich habe gehofft, die Vortrupp-Jugend sammeln zu können — der Krieg traf mich bei den Vorbereitungen zu diesem kühnen Werke. Soll meine Hoffnung ganz zerstört sein? Fast die gesamte männliche Vortrupp-Jugend steht im Felde, auf ihrem Platze. Wer erzieht uns den Nachwuchs? Das war ja schon vordem eine Frage, die dringend nach einer Lösung verlangte! Jetzt scheint es für uns, die wir der Heimat fern sind, fast unmöglich, dem Vortrupp einen Nachwuchs zu sichern. In jeder anderen Beziehung aber bin ich beruhigt: unsere Mädel sind da! Sie sind uns ebenbürtige Vertreter, die unsere Arbeit mit übernehmen. Ihre Arbeit ist nicht geringer als die, die wir hier draußen leisten. Heil Euch, Ihr Kameraden in der Heimat!

Doch wie ist's mit dem männlichen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nachwuchs? In dieser Zeit sind naturgemäß alle Bestrebungen darauf gerichtet, die Jugend wehrtüchtig zu machen. Pfadfinder und Jungdeutschlandbund sind vielleicht angesehener als Wandervögel und Wehrlogen; es besteht vielleicht die Gefahr einer einseitigen, körperlichen Ertüchtigung. Mögen unsere Ortsgruppen dafür sorgen, daß in die Arbeit aus der Jugend der Gedanke der Lebensreform, Vortrupp-Geist mit hineinfließt! Möge es dem „Vortrupp" durch die „Vortrupp-Jugend" gelingen, unter der heranwachsenden Jugend recht große Verbreitung zu finden! Dann können wir hoffen, daß ein lebensreformerischer Geist in der deutschen Jugend herrschen wird.

Ich schaue in die Zukunft. Wir sehnen das Ende des Krieges herbei. Wir wollen den Sieg. Der Augenblick, wo die friedliche Kulturarbeit wieder einsetzt, wird der Zeitpunkt sein, wo das deutsche Volk vor eine neue Schicksalsfrage gestellt werden muß. Es muß sich entscheiden: Soll von jetzt ab all unser Schaffen im Dienste des Idealismus stehen, oder wollen wir auch fortan der leblosen Sache dienen? Soll in absehbarer Zeit der Gedanke der Rassenhygiene bei uns siegen, oder sollen auch fortan nur wirtschaftliche Werte Geltung haben? Das bedeutet: Nach dem Kriege müssen wir Vortruppler mit doppelter Kraft auftreten, wir müssen zu jenem Zeitpunkt bereits eine Macht sein. Das bedeutet im besonderen: Jede Jugendvereinigung muß sich entscheiden und unumwunden bekennen, ob sie im Sinne des Vortrupps arbeiten will oder nicht. Möge jeder junge Vortruppler im Felde sich nach tatkräftigen Freunden umsehen, Mitstreiter auch für die Zukunft werben! Möge jeder, so ihm eine Heimkehr beschieden ist, mit dem festen Willen heimkehren, nun auch für die Gesundung des deutschen Volkes sein Leben einzusetzen. Dann kann dem Siege der Waffen über unsere äußeren Feinde auch der endliche Sieg des Deutschtums folgen.

Julius Dürbeck.

Wehrlogen.

Unter den Jugendvereinigungen Deutschlands, die im Vortruppsinne wirken, nehmen die Wehrlogen des Guttemplerordens eine besonders wichtige Stellung ein. Sie schlagen die Brücke zwischen den Kinderlogen des Guttemplerordens und den Logen der Erwachsenen. Sie sind Sammelbecken für die Jugendlichen, die die Trinkunsitten, die vor den Unmündigen nicht Halt gemacht haben, nicht wollen, die sich wehren gegen diesen Feind ihrer Jugend und ihrer Kraft, und die die Verpflichtung freiwilliger Enthaltsamkeit auf sich nehmen.

Die Wehrloge fordert. Allen Gegnern zum Trotz, die lehren: Bindet die Jugend nicht, laßt sie selbständig ihren Weg finden und aus ureigenstem Entschluß die Entscheidung fällen, tritt die Wehrloge für frühe Festlegung auf dies eine, für baldigen freiwilligen Verzicht

ein. Sie wartet nicht, wie von einigen Individualpädagogen gefordert wird, auf den Tag, da aus eigenem „Erleben" — so lautet das Schlagwort — die Erkenntnis von der Notwendigkeit der Enthaltsamkeit aufsteigt.

Sie würde bei den meisten Menschen vergebens warten. Sie verläßt daher die neutrale Stellung den Jugendlichen gegenüber und tritt aufklärend und werbend auf. Neutralität ist bei der wachsenden Trinklust der Jugend nicht am Platze, ist unverantwortlich. Übergroße Vorsicht und ängstliches Zaudern schaden. Frisches Zugreifen hilft. Wir halten auch nicht zurück, wenn wir die Jugend bewußt beeinflussen wollen zum Guten und zum Gesunden, wenn wir für sie und im Bunde mit ihr daran schaffen, daß sie keusch lebt, ehrlich handelt, sittlich erstarkt und sich körperlich kräftigt. Enthaltsamkeit der Jugend ist keine umstrittene Frage mehr. Die Wissenschaft hat schon längst eine unzweideutige Antwort darauf gegeben. Enthaltsamkeit der Jugend ist eine Notwendigkeit. Darum kämpft die Wehrloge. Alte Vorurteile will sie einreißen, neue Erkenntnisse aufbauen und so das Lager der Enthaltsamen vergrößern und festigen.

Die Eingliederung der Wehrlogen in den Guttemplerorden bewirkt, daß die Grundanschauung dieser Gemeinschaft: alle Arbeit ist Dienst fürs Vaterland, auch in diesem Kreise der Jugendlichen lebendig wird. Und wahrlich, nicht früh genug kann die von Natur recht selbstsüchtige Jugend dahin geleitet werden, dem niedrigen Sinnes- und Genußleben zu entsagen, um sich vorzubereiten für die Aufgabe, „am Allgemeinen mitzudenken" und darüber hinaus auch mitzutun. Wenn aber zeitig die Freude am Wirken für Andere gekostet wird, kann ein Hunger zum Helfenwollen entstehen, der nie zu sättigen ist.

Die Wehrloge bildet die Gesinnung und steht damit im Gegensatz zu den Vereinigungen, die sich allein mit der körperlichen Ausbildung der Jugend begnügen. Die Wehrloge will auch die sittlichen und geistigen Kräfte lebendig machen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Jugendbildner seine Aufgabe nur halb erfüllt, der diese Kräfte brach liegen läßt. Wer auch die Gedankenwelt der Jugendlichen, die sich um seine Fahne scharen, zu beeinflussen weiß, wer sie gewinnt, für das Gute einzustehen, wer das Feuer der Jugend schürt, wer ihren Schönheitssinn veredelt und ihre Liebe zur Heimat nährt, der ist der wahre Freund, der große Förderer der Jugend. Die Wehrlogen lassen es sich angelegen sein, ihre Mitglieder zum Guten zu erziehen und ihren Blick zu schärfen für alles Gesunde, das in unserem Volke wächst und wird. Wer die Arbeitspläne unserer besten Wehrlogen durchsieht, der wird feststellen, daß neben solchen Vorträgen, die ihren Stoff schöpfen aus den Naturwissenschaften, der Technik, der vaterländischen Geschichte, der Wirtschaftslehre, auch Abende auftreten, an denen außer dem Alkohol noch andere große Schädiger der Volksgesundheit und des Volksgeschmacks unter die Lupe genommen werden: das Kino, die Schundliteratur, die Rauchpest und die Kleidersünden.

So erstarkt allmählich eine Gesinnung, die dem Faulen und Halben, dem Unechten und Undeut-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schen abhold ist, die vielmehr das Einfache sucht und das Natürliche schätzt. Dürerbundgedanken gewinnen Raum, das Auge sucht das Schöne in heimischer Baukunst, in Bildwerken und draußen im Freien, das Ohr gewöhnt sich an gute Musik, und Vorlesungen und eigene Büchereien sorgen dafür, daß unsere Dichtung der Jugend früh vertraut wird.

Keineswegs aber darf angenommen werden, daß die Mitglieder der Wehrlogen, die Wehrtempler, Verächter körperlicher Übungen sind. Im Gegenteil. Immer mehr drängen diese Jugendgruppen dazu, an wöchentlichen Turnabenden den Körper zu schulen und die volkstümlichen Übungen des Laufens, Werfens und Springens zu pflegen. Auf dem Jugendtag in Weißenfels, der Pfingsten 1914 mehrere hundert Wehrtempler aus allen Gauen Deutschlands zusammenführte, bildeten volkstümliche Wettkämpfe und Turnspiele einen Hauptteil der Veranstaltungen. Es wächst die Erkenntnis, daß starke Muskeln und gesunde Nerven nötig sind, um die Aufgaben erfüllen zu können, die jeder sich selbst und seinem Volksganzen schuldig ist.

Daß die Wehrtempler auch wandern, ist fast selbstverständlich. Denn welcher gesundempfindende Mensch will nicht wenigstens Sonntags dem Lärm und dem Staub der Stadt entfliehen, um draußen in Wald und Heide den Sinnen neue Nahrung zu geben? Der Wandervogel ist der Wehrloge Lehrmeister gewesen. Seinem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß das Volkslied auch in diesem Kreise Freunde und Bewahrer gewinnt, und ebenso das alte Gut der Volkstänze.

Die Wehrloge nimmt Mädel und Jungen aus allen Volkskreisen auf. In dieser Gemeinsamkeit liegt ein wichtiges Erziehungsmittel. Die durch falsche Maßnahmen künstlich hergestellte Entfernung zwischen den beiden Geschlechtern, die von der Jugend selbst oft genug durch albernes Flirten überbrückt wird, ist in der Wehrloge ersetzt durch kameradschaftlichen Verkehr. Jungen und Mädel werden als vollkommen gleichberechtigt angesehen, und dadurch, daß beide Geschlechter für dieselben Ziele eintreten und an denselben Bildungsmöglichkeiten teilnehmen, achten sie sich als Strebens- und Arbeitsgenossen.

Die Wehrlogen sind nichts Fertiges. Dazu ist ihre Entwicklungszeit zu begrenzt. Sie sind auch nichts zahlenmäßig Großes. Sie fühlen sich jung, und dieses Gefühl gibt ihnen die Hoffnung, daß sie wachsen nach innen und außen und Stätten werden einer echten und reinen Jugendfreude und einer starken und schaffenden Jugendkraft.

Carl Will.

Wollen und Wirken

Bilder aus der lebensreformerischen Jugendbewegung unsrer Zeit

Freideutsche Zukunft.

Unter dieser Überschrift hat bekanntlich Hermann Popert als Herausgeber des „Vortrupp" die am 10. Oktober 1914 auf dem Hohen Meißner versammelte Jugend in einem längeren Leitaufsatz begrüßt, der auch als Vortrupp-

Flugschrift Nr. 24*) erschienen ist und weit über die Jugendkreise hinaus Beachtung gefunden hat. Er sollte auch jetzt noch überall da eingehend besprochen werden, wo deutsche Jugend im „Vortrupp"-Sinn zusammenkommt, um „im Gelöbnis der Tat" zu „gemeinsamer Arbeit" sich zusammenzuschließen. Mehr als je richten sich die Gedanken aller weitschauenden Volksfreunde gerade gegenwärtig auf die Zukunft unseres Volkes. Hermann Popert hat in seiner Schrift „Freideutsche Zukunft" ausgeführt, daß in den „großen neuen Gedanken der Rassenhygiene" vorläufig alles Gesunde einmündet, was in unserem Land und Volk wächst und wird und „weil die Rassenhygiene die bestimmende Macht unseres öffentlichen Lebens werden muß, wenn wir weiter leben wollen, so muß auch die Jugend sich zu ihr bekennen, die im ernsten, freien Gefühl der Verantwortlichkeit" unserem Volke etwas werden will. Welcher Weg von ihr dabei einzuschlagen ist, führt Popert des näheren in dieser Schrift aus. Der Erfolg wird dann aber u. a. nach seiner Meinung *der* sein:

Es wird sich um Euch eine ganz neue Partei bilden: Die „Deutsche Lebensreformpartei". Denn gar zu groß ist schon heute die Zahl derer, die den Zustand, daß fast unser ganzes öffentliches Leben eine Beißerei um den Futtertrog geworden ist, bis an den Hals hinan satt haben. Die mit heißem Herzen ersehnen, daß, bei aller notwendigen Berücksichtigung der wirtschaftlichen Interessen, *richtunggebend* für unser öffentliches Leben wieder ein Ideal sei. Denkt an die gewaltigen Massen der „Nichtwähler", von denen (wie der „Kunstwart" einmal mit Recht hervorgehoben hat), so viele gerade aus Verantwortlichkeitsgefühl nicht mitwählen: denn sie haben heute eben niemanden, der das vertritt, wofür auch sie sich einsetzen würden. Massen von denen werden Euch zufallen. Und diese „Deutsche Lebensreformpartei" — Ihr mögt sie auch die „Partei der Freideutschen" nennen —, die wird dann in den Parlamenten ebenso das Zünglein an der Wage sein können, wie die örtlichen Verbände der Lebensreformer bei den einzelnen Wahlen. Die kann dann verhindern, daß die Feinde der Volksgesundheit die Herrschaft in den Parlamenten erringen, nach der sie streben. Die kann allmählich den Gedanken der Rassenhygiene auch in den Parlamenten herrschend machen und dann endlich auch die Regierungen — wenn die nicht von selbst mutig vorangehen sollten — zum Mitgehen zwingen. *Dann ist die freideutsche Zukunft gesichert.*

*) Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.

*

Deutschlands Jugend 1914.

Der Deutsche Bund für Schulreform faßte die letzten drei Hefte seiner trefflichen Monatsschrift „Der Säemann" zu einem Vierteljahresbande (Verlag B. G. Teubner, Leipzig) zusammen und versuchte durch eingehende Ausführungen von führenden Männern aus Wissenschaft, Schule und Leben für das heranwachsende Geschlecht von dem gegenwärtigen Kriege dasjenige festzuhalten, was für die Gestaltung der Zukunft Deutschlands fruchtbar zu machen wäre. Die folgenden Aufsätze des mit 8 Bildnissen deutscher Männer geschmückten umfangreichen Heftes verdienen besondere Beachtung: Was uns die Augusttage 1914 lehren von Max von Gruber, Christus und der Krieg von F. W. Foerster, Die deutsche Zukunft von Karl Scheffler, Die große Stunde — was sie der Jugend kündet von Paul Natorp, Der Weg der Jugend von Hermann Reich, Die bildende Kunst und das junge Volk von Karl Groß, Der Krieg 1914 als Erlebnis des deutschen Volkstums, an die Jugend von Eduard Spranger, Die Naturwissenschaften und die militärische Vorbildung der Jugend von Heinrich Timerding. Aus dem Aufsatze von *Max von Gruber*, dem hervorragenden Münchener Hoch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schullehrer und Führer auf dem Gebiete der Volksaufartung werden die folgenden Worte gewiß bei vielen unserer Freunde warmen Widerhall finden:

Wir erkennen wieder, daß wir nur vergängliche, losgerissen von dem Ganzen wertlose Glieder an dem dauernden Körper unseres Volkes sind. Indem wir uns in seinen Dienst stellen, unser Schicksal für nichts achten im Verhältnis zu dem seinigen, befreien wir uns von unserer Vergänglichkeit, spüren wir etwas von Größe und Ewigkeit, empfinden wir, daß nur Hingabe uns zu Eigenen machen, allein das edle Ziel uns wahrhaft menschliche Persönlichkeit verleihen, allein die Treue uns befreien könne. Unsere Bindung durch äußere Not war somit im Tiefsten Befreiung von innerer Not gewesen! Die Stickluft der Zivilisation war verweht, wir atmeten wieder freie Himmelsluft.

Ach, daß es nicht immer nur die Zeiten der äußersten Not sein möchten, in denen diese Erkenntnis, daß nur das Leben für die Gemeinschaft gesundes Leben sei, uns aufgeht, in uns zur Triebkraft wird. Wie groß und glücklich würde ein Volk leben, dessen Gliedern das dauernde Gedeihen der Generationen das höchste Ziel wäre, das seine Einrichtungen so treffen würde, daß die Zahl der völlig tüchtigen, körperlich und geistig ganz und gar gesunden Menschen von Generation zu Generation stetig wachsen müßte! Gesetze und Verfassungen tun es nicht allein. Körperliche und geistige Gesundheit der Masse ist Vorbedingung eines wahrhaft gedeihlichen Staats- und Kulturlebens. Jugend, beherzige das!

Wie auch die Würfel dieses Krieges fallen mögen; Arbeit schwierigster Art wird dein Teil sein, deutsche Jugend; kaum geringer, wenn wir siegen, als wenn wir unterliegen.

*

Deutscher Bund abstinenter Studenten.

Zu den häßlichsten Kampfmitteln der Alkohol-Industrie-Presse gehört gegenwärtig die immer wieder zur Verbreitung gelangende Mitteilung an die Freunde der deutschen Trinkunsitten, die Enthaltsamen führten den Kampf gegen den Alkohol als Dienstuntaugliche hinter dem Ofen usw. Daß der betr. Soldschreiber der Brauer und Brenner seine giftigen Auslassungen im warmen Redaktionszimmer ausheckt und somit sich mit seinen eigenen Waffen schlägt, kommt ihm natürlich nicht zum Bewußtsein. Ein Dresdner Korpsstudent verstieg sich außerdem zu der Bemerkung, daß von den abstinenten Studenten Deutschlands fast alle unfähig seien, die Strapazen eines Kriegs zu ertragen. Die Halt- und Gewissenlosigkeit einer solchen Behauptung mag einmal an den Zahlen gezeigt werden, mit denen die Bundesvereine des Deutschen Bundes abstinenter Studenten am Kriegsdienst beteiligt sind. Die sehr gewissenhaft zusammengestellten Zahlen finden sich in dem Bundesrundschreiben des Bundesvorstandes des laufenden Semesters. Soweit bis jetzt ermittelt werden konnte, haben sich die Mitglieder des Bundes, die nicht gedient hatten, fast alle freiwillig gestellt, und erfreulicherweise ist der größte Teil für tauglich befunden worden. Eine größere Zahl der Mitglieder hat längst die Feuertaufe vor dem Feinde empfangen, eine Anzahl hat auf dem Felde den Heldentod gefunden, eine nicht unbeträchtliche Zahl ist verwundet worden. Schon nach dem ersten Kampfe haben mehrere Mitglieder das Eiserne Kreuz erhalten und sind befördert worden. Die näheren Angaben darüber bringen die Bundesnachrichten. Von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den einzelnen Bundesvereinen stehen unter den Waffen, soweit die Nachrichten bereits genau vorliegen:

Vom Skuld-Berlin und Freiland-Charlottenburg	90%
Freiland-Dresden	70%
Freiland-Freiburg	80%
Nordmark-Kiel	78,2%
Freiland-Leipzig	81,5%
Hellas-Leipzig	100%
Wiprecht-Leipzig	60%

Von Heidelberg liegt die Zahl noch nicht genau vor. Natürlich sind die weiblichen Mitglieder und die Altmitglieder bei dieser Zahlenzusammenstellung nicht eingeschlossen worden. Alle Freunde der deutschen Jugend, die in irgend einer Zeitung auf die verleumdenden Behauptungen der Alkoholfreunde stoßen, werden dringend gebeten, zur Steuer der Wahrheit sofort auf Grund des Preßgesetzes die Mitteilungen der obenstehenden Zahlen zu verlangen. Unseren Freunden vom D. B. a. St. aber ein kraftvolles „Heil und Sieg"!

*

Vortrupp-Jugend in Briefen.

(Unser Freund H., ein begeisterter Wandervogel und Anhänger der Vortrupp-Bestrebungen, kann die Zeit nicht abwarten, daß er aus der Kaserne zum Kampf gegen den Feind gerufen wird.)

... Sie brauchen nicht zu befürchten, daß ich verzage oder kleinmütig werde, doch zuweilen tut es doch not, daß man seinem Herzen Luft machen kann, es gibt doch noch gar zu viel, was anders sein könnte. ....

Ich bin bekannt in der ganzen Kompagnie, ohne mich hervorzutun und überall dabei zu sein, und was ich als ganz besonders wichtig hervorheben möchte, trotzdem mich hier keiner versteht, ja eigentlich jeder instinktiv fühlt, daß ich viele ihrer Anschauungen nicht teile, besitze ich doch keinen einzigen Feind! Sie vermeinen wohl zuweilen, mich hänseln und verspotten zu können, doch es bleibt immer scherzhaft, und meistens habe ich noch die Lacher auf meiner Seite, da ich einen sehr losen Mund besitze. Also ich kann mich nicht über Kameradschaft beklagen...

Aber sehen Sie mal, man kommt hierher, über und über voll von Begeisterung, man fühlt und sieht die Not unseres Vaterlandes körperlich und geistig, man hört von den schweren Kämpfen, von herrlichen Heldentaten, täglich erhält man Nachricht von da oder dort, man hört von Kameraden, die einem teuer sind, mit denen man so manche frohe Stunde verlebt hat, der eine geht draußen zur Front, jener ist gar schon gefallen, und so geht es immerzu, und man selbst sitzt hier zur Untätigkeit verdammt. Die Ausbildung muß sein und ließ sich auch ertragen, doch jetzt geht es in die neunte Woche: die Ausbildung ist längst vorbei, doch scheinbar können sie uns augenblicklich noch nicht verwenden, und so geht eine Woche nach der andern in quälender Ungewißheit. Alle Kompagnien sind schon besichtigt, wir noch nicht, und so machen wir täglich wieder das Alte, wie zu Beginn. Stellen Sie sich das nur einmal vor, doch ich glaube, es gelingt Ihnen gar nicht. Man will sein Vaterland verteidigen, draußen siegen und sterben sie, und wir machen vor lauter Langeweile Jugendspiele oder wälzen uns um uns selbst auf dem Kasernenhofe herum. Oder das Spind wird auf das sorgfältigste gepackt, ohne daß es in Unordnung war, und nun wartet man auf die Musterung, wartet und wartet, damit die Zeit vergeht. Anderes machen darf man natürlich nicht. So könnte ich unendliche Einzelheiten aufzählen, doch ich glaube, dies wird hinreichend genügen... Doch hin und wieder ist auch hier ein Lichtblick vorhanden: ein Ausmarsch oder eine Geländeübung draußen hinaus aufs Vorland und ans Wattenmeer! Oder gar, wie vorgestern, Bootsdienst... So etwas versöhnt einen immer wieder....

*

Wandervögel im Schützengraben.

Das Kriegsheft des Gau Niedersachsen ist soeben zum Besten der Hinterbliebenen gefallener

Krieger erschienen*). Es zeigt zunächst, daß der Krieg nicht imstande gewesen ist, die Arbeit des Wandervogel, die eigentlich nur recht in rechter Friedenszeit gedeiht, zu vernichten, so schwere Opfer er auch gefordert hat. Die Liste der Gefallenen und Verwundeten in diesem Hefte deutet an, wie tapfer unsere Freunde aus dem Wandervogel sich gehalten haben und wie stark sie am Kampfe im Osten und Westen beteiligt sind. Die besten Stücke aus dem sehr geschickt zusammengestellten Hefte sind die „Wandervogel-Feldbriefe". Es berührt ganz eigenartig, wenn man den Wandervogelgeist aus den Schützengräben auf sich einwirken läßt. Ist doch gewiß bezeichnend für die Denkungsart der Wandervögel die folgende Stelle aus einem Briefe: ... Die große Vorsehung hat es gewollt, daß ich noch einmal die Schönheit meiner Heimat, der friedlich schlummernden Wälder genießen kann, auf daß ich hernach mit um so größerer Hingabe für mein Land eintrete, damit kein Mensch in feindlicher Absicht es verheere, damit meine Kameraden, Eltern und Geschwister, Ihr alle Euch weiter der Schönheit unseres Vaterlandes erfreuen könnt. So habe ich meine Gedanken. Und dann lausche ich wieder hinaus in die schweigende Nacht. Ein Posten kommt zurück, er bringt eine Meldung. Geschäftig eilen wir an die Gewehre und vorwärts! ...

Oder die folgende Stelle:

... Wir liegen hier nur 50 m vor den Franzosen. Da nun unsere Geschosse gehörig in ihren Stellungen aufgeräumt hatten, glaubten sich einige unserer Leute sicher und wollten sehen, ob sie nicht ein paar Tornister sich „einfangen" könnten. Vorsichtig kriechen sie aus unserer Stellung vorwärts und kommen auch wirklich an den feindlichen Schützengraben, wo sie Tornister finden. Unglücklicherweise fällt von unserer Seite ein Schuß. Die drei glauben sich von den Franzosen beschossen und kommen blitzschnell zurück. Als wieder alles ruhig ist, gehen sie bei tiefer Dunkelheit nochmals los. Anderen gefällt das, und wohlgemut kriechen noch 4—5 Mann hinterdrein. Bis zu einer Anhöhe geht alles gut. Da aber werden sie von Franzosen gesehen, die, einen Angriff vermutend, ein mörderisches Feuer eröffnen. Es läuft alles gut ab und alle — bis auf einen — kehren heil zurück, natürlich in Schweiß gebadet. Unser Maschinengewehr hat sie gerettet. Einer fehlt aber noch. Wir warten und warten, Minuten, Stunden ... er ist immer noch nicht zurück. Einige wollen gesehen haben, wie er getroffen ist. Wenn er verwundet ist, muß er zurückgeholt werden, sonst ist er beim nächsten Feuer verloren. „Freiwillige vor!" Ein Unteroffizier meldet sich, aber ein Mann muß noch mit. Es ist ein zu gewagtes Unternehmen, aber es muß geholfen werden. Also Mut gefaßt — ich trete vor. Alles, was mich beim Kriechen hindern könnte, lege ich ab, nur meinen Schwedendolch nehme ich in die Hand. Wir lassen uns die Richtung sagen, woher einige Leute ein Stöhnen gehört haben wollen, dann los! Auf dem Bauche langsam und vorsichtig vorwärts, ab und zu anhaltend und angestrengt lauschend. Plötzlich hören wir ein Stöhnen und Seufzen, kurze, abgerissene Laute, aber die Stimme klingt so fremd. Weiter schleichen wir auf allen Vieren darauf zu — da, auf einmal tritt der Mond hervor, die ganze Gegend wird hell. Platt liegen wir mäuschenstill auf dem Bauche, das leiseste Rühren kann uns verraten. Nur das Klopfen des Herzens meint man zu hören. Wir sind dicht vor dem feindlichen Schützengraben. Jetzt hören wir auch, daß die Verwundeten Franzosen sind. Für uns heißt es also: zurück! Wir lauschen und spähen noch einmal, um den Verlorenen zu finden, doch vergebens. Plötzlich aber hören wir deutlich seine Stimme: „Nicht schießen, Patrouille!" Gott sei Dank! Unverwundet kommt er zurück. Die Kameraden daheim, d. h. im Schützengraben, beglückwünschen uns! ...

*

*) Verlag E. Appelhans & Comp. (Rud. Stolle & Gust. Roselieb), Braunschweig. Preis 50 Pf.

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. Jahrgang Nr. 5 **Der Vortrupp** 1. März 1915
Herausgeg. von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortl. Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20

Vortrupp-Jugend

Monatliche Beilage zum „Vortrupp", unter Verantwortung der „Vortrupp"-Schriftleitung, herausgegeben von

Nr. 3 Hans Paasche 1915

Inhalt. Unsere Feinde von Rudolf Biederstedt — Inneres Erleben von August Meyer. — Das deutsche Herz von Gustav Schüler. — Wandervögel von Walter Hammer. — Wollen und Wirken (Fünf Grüße an die Jugend. — Schulleitung und freideutsche Jugend. — Eine Verhöhnung der deutschen lebensreformerischen Jugendbewegung).

Unsere Feinde!

Draußen vor unseren Grenzen tobt der gewaltige Kampf um unser Dasein und mahnt uns daheim an den Kampf um uns selbst, um unser eigenes Sein. Ein jeder muß ihn durchkämpfen, um ein Tatmensch zu werden. Wer stellt sich uns in diesem Streit entgegen, und wie fassen und vernichten wir unsere Feinde?

In diesem Kampf um uns selbst sollen neue Gedanken und gesundere Gewohnheiten an die Stelle unserer alten Lebensweise treten. Doch unser an Genüsse gewöhnter Körper und Geist wehrt sich gegen die Unruhe des Kampfes und den Gesundheit bescherenden Umsturz; er anerkennt nicht die Nützlichkeit und Wohltätigkeit des Neuen; er wehrt sich mit vielen Ausreden dagegen und zieht alles heran, was ihm irgendwie behilflich sein könnte, seine Ungestörtheit zu bewahren. Einige der unendlich vielen Gegner bieten vielen kleineren Schutz. Sie selber aber sind trotz ihrer Macht — sie beherrschen so manches Leben — feige und senden ihren Diener, die Lüge und Unwahrhaftigkeit, voraus, um sich selber dahinter zu verbergen. Sie müssen wir aus unserem Inneren mit ihrem Diener hinauswerfen und durch steten Kampf fern halten. Diese Feinde sind die Eigenliebe, die Eitelkeit und die Furcht.

Grausam beherrscht die Selbstsucht das Leben des Menschen und verschafft ihm viele bittere Stunden. Sie fördert das Verlangen nach immerfort gesteigerten Genüssen und größerer Bequemlichkeit, wie sie weicher Luxus bietet. Sie raubt uns den Blick für die Schäden in unserem Volk. Rücksichtslos, herrisch und unduldsam macht sie den Menschen. Wir wollen sie bekämpfen durch die Pflege des Allgemeinsinnes und durch die Anteilnahme an den Nöten und Sorgen unseres Nächsten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nahe verwandt ist ihr die Eitelkeit. Das beständige Schauen nach der Anerkennung und der Beachtung der Anderen macht den Menschen unfrei. Viele schöne Kräfte läßt sie brach liegen und bannt alle Gedanken und alles Tun unter die eine bange Frage: Was sagen die Menschen über mich? Aus ihrer Sklaverei wollen wir uns befreien und den in ihrem Dienst stehenden Schein mit hinauswerfen aus unserem Leben durch Erziehung zur Einfachheit auf Fahrten und im alltäglichen Leben, in Kleidung, Sprache und jedem Genuß.

Und die Furcht? Sie macht uns noch unfreier. Gar mancher gelangt mit seinen Gedanken nicht zur Tat, weil er fürchtet, bei seinen Mitmenschen Anstoß zu erregen und ihren Spott auf sich zu ziehen. Die ungeborenen Taten aber lassen auch die guten Gedanken verkümmern und wirken wie schwere Lasten auf die vorwärtsstrebende Seele des Menschen. Selbstbewußtsein und die ständige Umsetzung der Gedanken in Taten ohne Rücksicht auf die Meinung der Menschen vertreiben die Furcht und machen uns innerlich frei, daß wir mutig alles Gerede der Menschen nicht achten und auf gerader Bahn unserer eigenen Überzeugung folgen und unserem Ziele zustreben.

Noch viele andere Feinde treten uns, die wir zur deutschen Vortruppjugend gehören, in dem Kampf um uns selbst entgegen. Bald tragen sie dieses Gewand, bald jenes. Jeder Mensch hat seine besonderen Gegner. Sie aufzusuchen und niederzuzwingen ist die Aufgabe dieses Kampfes. Stilles Lauschen auf die inneren Stimmen und unerbittlich gerechte Selbstkritik unserer Gedanken und Taten sollen uns die Wege zu unseren Feinden zeigen. Der Wille zum Guten und die stets bereite Tat werden uns die Kraft zum Siege geben.

Rudolf Biederstedt.

Inneres Erleben.

Es sind nur wenige Fahrten gewesen, die ich mit den „abstinenten Wanderscharen" gemacht habe, und doch haben die Formen und der Geist, den ich bei ihnen angetroffen, einen tiefen Eindruck bei mir hinterlassen. Die herrlichen Sommersonnentage, an denen ich mit meinen lieben jungen Wandergenossen durch Feld und Flur, durch einsame Waldwege oder am endlosen Deich des herrlichen Weserstrandes entlang gestreift bin, barfuß und barhäuptig, überragen die Werk- und Alltage, wie die Kirchtürme das endlose Häusermeer der Großstadt. Auf den Wanderungen selbst war ich innerlich immer seltsam befriedigt, Sonne im Herzen und auf den Zügen. Die Versuchungen des Alltagslebens traten hier, im Kreise fröhlicher Menschen und Angesicht in Angesicht mit Gott, nicht an mich heran. Eine neue Zeit, eine andere Generation erlebte ich hier.

Doch, sah ich abends die hellerleuchteten Straßen der Stadt und die sonntäglich geputzte Menschenmenge wieder und hörte die rauschende Musik aus den Kaffees, so zehrte eine innere Unruhe, und mir war, als müßte ich auch diesem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Leben meinen Tribut zollen. Die Einheit der Seele, die ich so lange gesucht, ich konnte sie nicht finden.— Werde ich sie noch einmal finden? So hab' ich oft und bang gefragt.

Lebensreformern helfen, die Menschheit vorwärts zu bringen aus dem Sumpf der Trinksitten, aus dem Abgrund des sittlichen Verfalls, aus dem stumpfen Dahinleben des Stammtischphilisters. Höhenluft atmen, das möchte ich, das gewährt innere Befriedigung. Ich sehe dieses Ideal, ich möchte mithelfen, es zu verwirklichen, aber die Bleiklötze des Alltags lassen mich nur langsam fortkommen, und oft muß ich halten. „Erblich belastet", sagt eine innere Stimme. Verzweiflung packt mich. O fänd' ich Erlösung von den inneren Feinden! ...

Feinde standen auf in Ost und West! Alles war vergessen. Nur einen Gedanken, das geliebte Vaterland zu schützen vor diesen äußeren Feinden. Auch mich fordert das Schicksal, zu helfen, und gerne folge ich dem Rufe des Vaterlandes. Lange und innig habe ich gebetet, bevor ich fortgezogen. Leichten Herzens bin ich dann gegangen ...

Vier Monate sind nun ins Land gezogen. Eisern und blutig stehen die Schutzmauern im Osten und Westen. Totensonntag ... Noch atme ich die Gottesluft und erlebe das gewaltigste Stück Weltgeschichte. Ergreifend geht jetzt durch die uralt deutschen Gaue eine Totenklage wie nie zuvor. Da packt es mich gewaltig, ich halte Einkehr; und in dieser Stunde ringt sich ein heiliges Gelübde aus den Tiefen meiner Seele empor zu dem Geist, der die Wage des großen Völkerringens in den Händen hält:

„Sollte mich der Kampf gegen die äußeren Feinde nicht als Opfer fordern und ich die Heimat gesund wiedersehen, so will ich doppelt eifrig ein Kämpfer sein gegen die inneren Feinde unseres Volkes und im unabläßigen Ringen mit den niederreißenden Gewalten dieses Lebens ein Krieger werden im Heere des Lichts, weder nach rechts schauen noch nach links; ein gerader Weg — der gute — führt zum Ziel." —

Blutig ist die Saat, ihr lieben Wandergenossen alle, die überall gestreut wird. Der Boden ist doppelt bereit und empfänglich für unsere Arbeit. Bald, vielleicht schneller als wir ahnen, sind wir die Generation, in deren Händen das Schicksal unseres Volkes liegt. Laßt uns bereit sein, wenn es soweit ist und die Zeit nutzen. Halte jeder noch einmal Einkehr und werfe die letzten Schlacken eines gedankenlosen und selbstsüchtigen Lebens ab. Wir wollen uns würdig zeigen der großen Opfer, die das Vaterland bringt an Gut und Blut zur Bekämpfung der äußeren Feinde, und wenn die Friedensglocken klingen, wollen wir die Arbeit wieder aufnehmen und mitarbeiten an der Gestaltung einer herrlichen Zukunft unseres deutschen Volkes. Heil und Sieg!

August Meyer.

Das deutsche Herz.

Herz der Welt, du deutsches Herz,
Alles horcht auf deinen Schlag.
Still im Glück und groß im Schmerz,
Rüste deinen Menschheitstag!

Von der Glut der Not beflammt
Ward dein tiefstes Wesen klar,
Und im höchsten Opferamt
Wie das Antlitz Gottes wahr.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei der Blitze wildem Schein
Hast du dich erst recht gesehn.
Und du weißt: So muß ich sein,
Und wirst allen Sturm bestehn.

Wenn du jetzt nicht von dir fällst,
Gibt es nichts, was dich zerschellt —
Wenn du dir die Treue hältst,
Rettest du das Herz der Welt!

Gustav Schüler.

(Aus „Deutsche Weihnacht", eine Liebesgabe deutscher Hochschüler, Furcheverlag, Kassel, Preis Mk. 1,50.)

Wandervögel!

Auch im Geistigen seid jetzt tapfer und stark!

Fichte hat es als den höchsten Mut bezeichnet, mit Verachtung des Urteils der Menge seiner Überzeugung treu zu bleiben. Solcher Bekennermut tut uns jetzt not, nicht zuletzt gerade jenen jungen Wandervögeln, die nun berufen sind, das von ihren Führern Geschaffene vor den wild dahinbrausenden zerstörenden Mächten des Krieges zu schützen. Sie sind zu Verwesern bestellt für die von ihren, nun meist ganz in den Wirren des Krieges aufgehenden Brüdern geschaffenen Werte, sie sind die Erben, Schützer und Schirmer einer keimenden Gedankenwelt, deren Untergang ein nicht gering anzuschlagender Kulturverlust für unser Volk bedeuten würde.

Schreitet auf dem alten Wege unbeirrt weiter fort — er war der richtige. Richtet den Blick mit sieghafter Zuversicht aufs große Ganze. Haltet aus — auch Ihr! — und bewahret Eure Eigenart! Und erinnert Euch immer wieder der Mahnung Schillers, daß im Kriege selber nicht das letzte der Krieg ist. Bedenkt: Die aus dem Kriege heimkehrende Meißner-Jugend wird sich vor neue große Aufgaben gestellt sehen. Wohl Euch Daheimgebliebenen, wenn Ihr dann beweisen könnt, daß Ihr das gemeinsam Geschaffene mit starker Hand und unbeugsamem Bekennermut erhalten habt und derart die heimkehrenden Freunde der Mühe enthebt, zunächst niedergerissene Häuser wieder aufzubauen!

Ihr Wandervögel daheim! — Möge auch Euch der Krieg mit seinen Härten und Nöten zu einem Heldentum erziehen — zu einem wegebahnenden Mut im Geistigen! Die Härte und Not — deren erzieherischer Wert nicht laut genug gepriesen werden kann — hat unsere Freunde im Felde — mögen sie auch noch so jung gewesen sein, als sie begeistert hinauszogen — zu wirklichen Männern ausgereift, die letzten Reste unbekümmerter Jugendtollheit haben sie draußen begraben müssen, als sie dem Tod und all dem namenlosen Elend des Krieges ins Auge schauten. Ihrer könnt Ihr Euch würdig zeigen durch frohen Bekennermut, vereint mit fortgesetzten Beweisen von schöpferischem Persönlichkeitswert, der im Wandervogel steckt. Daß etwas wirklich wertschaffend Fruchtbares in unserem schönen Jugendwerk enthalten ist, dafür ist der Beweis ja zu Beginn des Krieges erbracht worden. Durch den guten Gedanken, die erste Erntehilfe zu leisten und durch die schnelle Verwirklichung dieses Gedankens hat der Wandervogel einmal aller Welt zu erkennen gegeben, daß er Menschen des schnellen Entschlusses erzieht, deren auf Wande-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rungen erworbene Selbständigkeit es ihnen leicht macht, sich schnell veränderten Verhältnissen anzupassen. Indessen darf es mit diesem einen Beweis ernsten Wollens und wirklichen Könnens, mit dieser einen wertschaffenden Tat nicht genug sein!

Groß ist jetzt die Gefahr, daß der Krieg mit dem Morschen und Fremden, das ja auch wir stets bekämpft haben, auch manche jener grundlegenden lebensreformerischen Werte mit hinwegfegt, welche sich die Meißner-Jugend gerade in den letzten Jahren erwandert und erarbeitet hat. Ihrer muß sich der zuhausegebliebene Teil des Freideutschen Jungvolks — werbend und verteidigend — mit nicht geringerer Liebe annehmen, als des vom Wandervogel auf dem Gebiet der Volkskunst Wiedergeborenen und neu Hervorgebrachten. Die Wandervögel und was ihnen gesinnungsverwandt ist, sind jetzt verpflichtet, sich mit allen Fasern ihrer Eigenart für das Volksganze einzusetzen; sie müssen ihre lebensreformerischen Werte ebenso gut in die Wagschale werfen, wie sie es sich in allgemein anerkannter Weise zur Aufgabe gesetzt haben, gerade jetzt, in dieser so „schrecklichen", gassenhauerlosen Zeit, die unverwüstliche Lebenskraft des Volksliedes zu beweisen, wie sie es sich angelegen sein lassen — so wie das ihre Freunde im Felde bei ihren Kameraden besorgen —, ihren Volksgenossen daheim die lieben alten Volkslieder wieder näherzubringen und sie auf das Schöne dieses Gesanges im Vergleich mit sinnlos dummen und platten Gassenhauern aufmerksam zu machen. Denn diese lebensreformerischen Werte sind ein nicht minder starker Ausdruck Freideutscher Kulturgesinnung, als das Volkslied, der Volkstanz und die mannigfachen Formen unserer Wanderkunst. Jetzt heißt es laut bekennen, was für Lehren hinsichtlich der Lebensweise in dieser Kriegszeit sich unzweideutig aus dem Fahrtenbetrieb des Wandervogels ergeben. Solchem erlebten, vorurteilsfrei gewonnenen Wissen wohnt jetzt die größte Beweiskraft inne. Jetzt versaget nicht!

Ein Prüfstein ist der Krieg für jede einzelne Ortsgruppe des Wandervogels. Jetzt zeigt sich, wer es wirklich verdient hat, Wandervogel zu heißen. Stolz darf jede Ortsgruppe sein, die eifrig an der Läuterung des Wandervogelgedankens gearbeitet hat und deren Angehörige auch im Kriege an gemeinsam erkämpften und verfochtenen Grundsätzen festhalten. Ich habe die Freude, einem solchen festgefügten und gesinnungsgleichen Freundeskreise anzugehören. Der Zusammenhang ist ganz gewahrt geblieben, so daß wir hoffnungsfreudig in die Zukunft schauen können. Standhalten! — das ist unsere Losung! Stark und fest werden wir bleiben — so hoffen wir uns auch groß und stark zu zeigen bei den kommenden Geisteskschlachten, bei den nach dem Kriege auf uns wartenden neuen Aufgaben.

Der Krieg ist mit neuen Forderungen und Pflichten an den Wandervogel herangetreten. Er ist — während er sonst im Stillen nur arbeitete und sich entwickelte — jetzt verpflichtet, alles was er vermag herzugeben, das volle Maß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seines Könnens und Seins in die Wagschale zu werfen. Denn heute wird ein großes Ganzes geschmiedet, zu dem jeder sein Bestes gibt, an dem jeder mitzuwirken verpflichtet ist. Viele Soldaten hat der Wandervogel ins Feld gestellt, die Leib und Leben zu opfern bereit sind. Viele sind schon gefallen. Da tretet Ihr Überlebenden in die entstandenen Lücken und ehrt die Gefallenen dadurch, daß Ihr in ihrem Sinne weiter wirkt.

Das Streben des besten Teiles der Meißner-Jugend richtet sich darauf, in unserem Volke eine neue kernhafte Kulturgesinnung zu erzeugen, die sich vor allem in der Verabscheuung der so berüchtigten und im Auslande vielverspotteten deutschen Biergemütlichkeit und Alkoholgesinnung äußerte. Jedenfalls dürfen wir dessen freudig bewußt sein: daß nur auf solch neuer Grundlage ein besonnenes und taktvolles Germanentum gedeihen kann. Bekämpft nicht einzelne üble Erscheinungen, sondern faßt das Übel bei der Wurzel. Eine neue Gesinnung ist Voraussetzung für neue Formen. Ist doch unsere Kulturgesinnung auch der Kern, die Seele unserer Lebensformen!

Wir leben in einer großen Zeit, die viele Umwälzungen bringen wird. Wandervögel! Seid auf dem Posten und steht jetzt auch im Geistigen Euren Mann, werdet aber auch nicht müde, an Euch zu arbeiten und einen strengen Maßstab an Euer Tun zu legen. Vielleicht wird Euer Freideutscher Lebensstil vorbildlich für das ganze neue Jungdeutschland. Werdet Euch Eurer großen Aufgabe bewußt. Handelt so, daß Ihr es vor kommenden Geschlechtern verantworten könnt, daß sie Euer Tun segnen und sagen können: Der Geist ihrer Großväter und Urgroßväter war in ihnen wach geworden. Fichte mahnte sie, standhaft und fest, ihrer Überzeugung getreu zu bleiben und auch vom Geiste des so viel mißdeuteten Nietzsche waren sie schon stark erfüllt. Das ergab jene Freideutsche Gesinnung, die große Taten gebar. Mögen so unsere Kinder und Kindeskinder von uns reden können.

Walter Hammer.

Wollen und Wirken

Bilder aus der lebensreformerischen Jugendbewegung unsrer Zeit

Fünf Grüße an die Jugend.

In der Liebesgabe deutscher Hochschüler, die vom Furche-Verlag in Kassel als Weihnachtsgabe „Unsern Brüdern, der akademischen Jugend im Felde" herausgegeben worden ist, sind in handschriftlicher Wiedergabe die fünf nachstehenden Grüße veröffentlicht, die auch für die Vortrupp-Jugend ein freundliches Zeichen unserer Tage bedeuten dürften.

I.

Deutschlands Jugend, die in Kampf und Sieg für die Größe und Zukunft des Vaterlandes die Heldentugenden der Ahnen herrlich bewährt, grüße ich mit ihrem Schlachtlied und Feldgeschrei: Deutschland, Deutschland über alles!

2. 12. 14. Bethmann Hollweg.

II.

Vor mir liegt ein Bild, das „Führer" überschrieben ist. Es stellt eine Schlacht dar, wie sie jetzt im Westen und im Osten

täglich geschlagen werden. Infanterie geht zum Sturm vor, Adjutanten und Ordonnanzoffiziere überbringen Befehle und Meldungen, von seinem Generalstab umgeben leitet der Feldherr das Ganze. Aus den Wolken aber schauen Bismarck und Goethe, Beethoven und Bach, Luther und Kant, Schiller und Stein auf die Kämpfenden herab.

Rings über Deutschland stehn sie auf hoher Wacht, Generalstab der Geister, mitwaltend über der Schlacht. Ein Volk, das Männer hervorgebracht hat, wie unser Volk, ist unüberwindlich. Auf sie hält unsre akademische Jugend den Blick gerichtet. In ihrem Geist wird sie freudig weiter fechten und ausharren, bis wir einen Frieden erkämpft haben, würdig solcher Führer, würdig der herrischen Haltung des deutschen Volks in diesem Krieg und der von ihm gebrachten ungeheuren Opfer, einen Frieden, der den berechtigten Erwartungen der Nation entspricht.

Hamburg, 22. November 1914.

Fürst von Bülow.

III.

Hab und Leben dir zu geben sind wir allesamt bereit, sterben gern zu jeder Stunde, achten nicht der Todeswunde, wenn das Vaterland gebeut.

v. Trott zu Solz,
Kultusminister.

IV.

Der für Deutschland kämpfenden akademischen Jugend sende ich alter Herr und alter Soldat die besten Glückwünsche ins Feld.

Je höher die Bildung, desto bewußter müssen Treue, Mut und begeisterte Liebe zum Vaterlande zu den schönsten Taten im Kriege führen.

Zu Weihnachten 1914.

h. c. Dr. Ing., Dr. rer. nat., phil. jur.
Graf Zeppelin,
General der Kavallerie.

V.

Einen Gruß an Deutschlands akademische Jugend im Felde soll ich senden zum Weihnachtsfeste, während feindlicher Geschützdonner zu mir herüber klingt. Ich wünsche ihr den Frieden der Weihnachtsbotschaft. Sie scheint im Widerspruch zum herrschenden Kriege zu stehen. Doch stimmen beide zusammen. Der deutsche Krieg soll unserem Volke den Frieden erringen. Auch der Frieden der Weihnachtsbotschaft fällt nicht ohne Kampf zu. Es ist der uralte Kampf gegen sich selbst, der einem Jeden gesetzt ist. Sein Feld ist überall. Vielen fällt es heute zusammen mit dem Kampffelde des deutschen Krieges. Möge die studierende Jugend im Felde ein leuchtendes Beispiel geben in beiden Kämpfen durch Selbstbezwingung, die zum Siege führt.

Im Felde, 2. 12. 14.

v. Stein,
Generalleutnant.

*

Schulleitung und freideutsche Jugend.

Einer unsrer Freunde hatte der Direktion des Realgymnasiums seiner Sadt empfohlen, für das neu eingerichtete Lesezimmer der höheren Klassen auch den „Vortrupp", den er bereit sei zu übersenden, auszulegen. Er erhielt darauf die folgende Antwort: „Die Nummern, die ich von Ihnen einmal zur Einsicht erhielt, hatten Artikel und Anschauungen, die sehr nach den Sitten und Bestrebungen der sogenannten „freideutschen" Jugendbewegung hinneigen; diese Bewegung aber ist für jeden ruhig Denkenden durchaus fraglicher Art, nicht nur für die Schule; das Elternhaus hat ein gleiches Interesse an deren Abwehr. Ich weiß nicht, ob der Vortrupp inzwischen anders denken gelernt hat; ich würde ihn vorläufig nicht für geeignet erachten, unsern jungen und so sehr erst werdenden Obersekundanern usw. in die Hand zu geben von Schulwegen."

Was die betr. Schulleitung unter freideutscher Jugendbewegung wohl sich vorstellen mag? Es bestätigt sich leider immer wieder, daß oft die größten Gegner unsrer aufwärts strebenden Jugend dort sind, wo eigentlich ihre ausgesprochenen Freunde und Förderer sein sollten. Diese Zuschrift veranlaßt uns zu der Bitte, uns die Anschriften aller

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schulleitungen in Deutschland mitzuteilen, die in ähnlicher Weise sich geäußert haben, damit durch geeignete Eingaben und Aufklärung das Irrige solcher Anschauungen dargelegt werden kann.

*

Eine Verhöhnung der deutschen lebensreformerischen Jugendbewegung

ist das als ein „fröhliches Spiel" bezeichnete Theaterstück „Wandervögel" von Paul Georg Münch. Christian Schneehagen hat es im „Vortrupp" gebührend gekennzeichnet (Nummer 12 von 1914), und auch der „Kunstwart" und viele andere Zeitschriften haben weiten Kreisen gezeigt, wes Geistes Kind dieses „Spiel" ist. Man hätte annehmen sollen, daß nach der Uraufführung im „Schauspielhaus" zu Bremen keine Bühne in Deutschland sich finden würde, ein derartiges Machwerk den Theaterbesuchern zu bieten. Das „Thalia-Theater" in Hamburg hat es doch getan, obwohl die Geschäftsführung der dortigen Vortrupp-Gruppe bereits im Frühjahre 1914 dagegen vorstellig geworden war und auch noch nach der Aufführungsankündigung, unterstützt von fast allen Wandervogelverbänden Hamburgs, Einspruch dagegen erhoben hatte. Der neue Direktor des Theaters, von dem bekannt ist, daß er persönlich der Vortrupp-Bewegung sehr freundlich gegenübersteht, konnte den von seinem Vorgänger geschlossenen Vertrag nicht mehr rückgängig machen. So blieb der Wandervogeljugend Hamburg nichts anderes übrig, als bei der Erstaufführung am 13. Februar ihren Unwillen über den von der Bühne gebotenen Unsinn recht kräftig im Theater selbst Ausdruck zu geben. Ob man das als Theaterskandal bezeichnen will, ist Geschmacksache. Die urteilslosen Bierphilister und die Theaterbesucher, die von der Bühne herab nichts anderes als einen angenehmen Zeitvertreib erwarten, bekehrt eine solche Kundgabe natürlich nicht. Aber gewiß werden weite Kreise Hamburgs doch mit ihrem lebhaften Unwillen darüber nicht zurückhalten, was eine anerkannte Bühne in unserer ernsten Zeit den Zuschauern zu bieten wagt, und einer solchen Bühne schwerlich hingebende Anteilnahme bezeugen können. Selbst der Kritiker des „Hamburger Fremdenblattes", der den lebhaften Einspruch der zahlreich anwesenden Wandervögel als unberechtigt ansehen möchte, konnte doch nicht umhin, Folgendes über unsere Wandervogel-Jugend gegenüber den albernen Darstellungen des Bühnendichters (!) festzustellen („Hamburger Fremdenblatt", Nummer 45 vom 14. Februar):

„. . . . Aber diese jungen Menschenkinder, junge Männer wie junge Mädel, haben sich, vielfach wohl nicht ohne innere und äußere Kämpfe, neue Lebensziele gesteckt und neue Wege zu ihrer Erfüllung eingeschlagen. Ihnen ist es heiliger Ernst um die Verwirklichung ihrer Absichten, und daß sie es sich nicht an den Absichten genügen lassen, daß sie sie mit vollster persönlicher Hingabe zu verwirklichen trachten, beweist gerade die Gegenwart. Mehr als 6000 Wandervögel stehen draußen im Feld. Die größere Zahl ist als Kriegsfreiwillige hinausgezogen, und unendlich viele schlafen schon nach kurzem Jugendtraum ihren letzten Schlaf in Feindesland. Wer zurückgeblieben ist, Jungens und Mädel, steht in der Kriegshilfsarbeit, wie es Wandervögel waren, die bei Kriegsausbruch auf die ihnen vertrauten Dörfer hinausgezogen, die Ernte mit einbringen zu helfen. Das ist ihnen selbstverständliches Tun. Nicht aber ist es diesen Wandervögeln selbstverständlich, daß sie, die ihre innere Festigkeit auf zahllosen frohen Wanderfahrten erprobt, plötzlich als Zecher und Phrasendrescher über die deutschen Lustspielbühnen wandern sollen. Dagegen haben sie sich aufgelehnt . . ."

Und hatten sie dazu nicht etwa das Recht und die Pflicht, nachdem die Theaterleitung nicht den Mut gefunden hatte, dieser Jugend ihren Schutz und ihre Hochachtung zu bezeugen? Heil, Euch Hamburger Wandervögeln!

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. Jahrgang Nr. 7 **Der Vortrupp** 1. April 1915
Herausgeg. von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a.D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortl. Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20

Vortrupp-Jugend

Monatliche Beilage zum „Vortrupp", unter Verantwortung der „Vortrupp"-Schriftleitung, herausgegeben von

Nr. 4 Hans Paasche 1915

Inhalt. Der Krieg und die Jugend. — Denen, die auszogen von Erna Hoster. — Wollen und Wirken (Unsere Jugend im Krieg. — Ich hatt' einen Kameraden. — Der jüngste Held. — Kriegsfreiwillige Wandervögel. — Volksliederpostkarten. — Vortrupp-Jugend in Briefen. — Jugend, dich grüß' ich).

Der Krieg und die Jugend.

> Jedes Recht des Einzelnen wird durch den Krieg grundsätzlich aufgehoben, jeder Besitz und jedes Leben gehören dem um sein Dasein kämpfenden Staate.
> Dr. Gustav Wyneken.

Der Krieg und die Jugend. Darum handelte es sich in einem Vortrage, den der bekannte Schulreformer und Freund der deutschen Jugend Dr. Gustav Wyneken vor der Münchner Freien Studentenschaft gehalten hat. Der Vortrag ist soeben unter Auslassung einiger von der Zensur beanstandeter Stellen im Druck erschienen.*) Der Verfasser hat seine Schrift dem Andenken seines im August in den Vogesen gefallenen Bruders gewidmet. Dadurch wird von vornherein ihre Eigenart bestimmt. Wyneken beweist aufs Neue, wie sehr er für unsere Jugend erglüht, wie sein ganzes Innere ihn drängt, für sie zu kämpfen, und wie er auf sie hofft. So sehr auch in vielen Dingen die Anschauungen des „Vortrupp" und Wynekens auseinandergehen (siehe Näheres darüber in dem Berichte über den 1. Deutschen Vortrupp-Tag „Auf Fichtes Bahnen" S. 12—21, Verlag Alfred Jansen, Hamburg), so stehen wir doch nicht an, viele Gedankengänge in dieser Schrift gern als rechte Vortrupp-Gedanken anzusprechen, und wir wünschen aufrichtig, daß Wynekens Büchlein recht weite Verbreitung in den Kreisen der tatfrohen Vortrupp-Jugend und ihrer Freunde finde.

Anknüpfend an den bekannten Aufruf der Freideutschen Jugend zum Meißnerfest, beantwortet der Verfasser in großen Zügen die beiden Fragen, was die Jugend dem Kriege bringt und was der Krieg der Jugend bringe. Wyneken weiß außerordentlich zu fesseln, auch da, wo

*) Der Krieg und die Jugend. Von Dr. Gustav Wyneken. Schriften der Münchner Freien Studentenschaft. Viertes Heft. München 1915. Verlag von Georg C. Steinicke. Preis 50 Pf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

man nicht mit ihm gehen kann. Freudig werden alle unsere Leser aber in seinen prächtigen Gruß und Heilruf einstimmen, den er im Namen der daheimgebliebenen Kameraden der Jugend im Felde zuruft:

„... Welch eine Weihe ist für euch der Krieg! Wenn ihr zurückkehrt in die Kreise eurer jüngeren Freunde, so werdet ihr ihnen für immer das auserwählte Geschlecht bleiben, dem es vergönnt war, für des deutschen Volkes Freiheit und Leben das eigene Leben in die Schanze zu schlagen. Keiner von euch, dem nicht der letzte, tiefste Ernst der Bewährung nahe getreten wäre, und viele von euch — das ist unsere sehnlichste Hoffnung — geschmückt mit dem Lorbeer freiwilligen jugendlichen Heldentums. Wir, die wir euch lieben, eure Kameraden und Freunde, Brüder und Schwestern, und die wir uns nach euch sehnen und uns auf das Wiedersehen freuen, unser aller erster, größter Wunsch ist doch für euch der Glanz und die Schönheit des Heldentums. Ihr dürft uns nicht enttäuschen; nicht einer darf unter euch sein, den nur die Staatsgewalt zum Kriegsdienst zwingt, nicht einer, der nur mit geteiltem Herzen beim Kriegsdienst wäre. Hört nicht auf die Stimme eines billigen Vernünftelns in euch, hört lieber auf die Stimme eures jungen Blutes. Ein jeder mache den Krieg sich zu seinem guten, seinem heiligen Kriege. Es ist genug, daß ihr wißt: Es ist kein Kampf für unsere eigne Person, er ist für alle, für das Ganze, für das Volk, jene unfaßbare, übermenschliche, fast übernatürliche Wesenheit, die in diesen Tagen in Millionen Seelen, wie aus einem Schlummer erwacht, plötzlich in riesenhafter Wirklichkeit vor uns steht. Es ist genug, dies zu wissen, um dieses Kampfes froh zu werden; das übrige vermag der Kampf selbst euch zu geben. Das tägliche Bezwingen von Trägheit und Feigheit, das Erleben letzter großer Hingebung und Opferwilligkeit, die Möglichkeit jungen Ruhms und Heldentums, die euch hier winkt, wie niemals wieder, und wie sie vielen früheren Geschlechtern nicht zuteil geworden ist.

Hört nicht auf die Stimme eines billigen Vernünftelns, die euch ins Ohr raunen möchte: „Es gibt keinen Ruhm" und „Was habe ich vom Heldentum". Es gibt Ruhm und soll ihn wieder geben. Vielleicht werden wir nicht jeden von euch wiedersehen, aber vergessen werden wir keinen. Wir, die wir zurückbleiben müssen, tausend junge, glühende Herzen, wollen euren Namen verherrlichen. Für uns habt ihr dann geblutet und sollt fürwahr nicht vergebens geblutet haben. Vielleicht würde ein langes tätiges Leben keine so tiefe Spur eures Daseins graben wie der frühe, feurige Tod fürs Vaterland. Denn wir wollen in eurem Heldentod die Bewährung unseres Glaubens an die Jugend sehen. Bei uns, im Herzen derer, die nicht ablassen werden, für die Jugend zu kämpfen, soll euch ein lebendiges Denkmal gesetzt werden, und mehr als das: Euer Tod wird uns helfen, nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nur, indem er trägen und zweifelnden Massen wieder ins Gedächtnis ruft, was Jugend ist, was Jugend vermag, sondern mehr noch dadurch, daß er euren Freunden und Kameraden einen letzten großen Ernst einhaucht; denn wer vermöchte noch sein Leben spielerisch und geschwätzig hinzubringen, wenn andere ihr Blut für ihn vergossen haben?

Wir wollen euch schön, stark und siegreich im letzten Kampf gegen das Kleine und Feige im eigenen Herzen haben, und keinen anderen Gruß rufen wir euch zu." —

Denen, die auszogen.

„Aller echter Kampf ist Zukunftsringen." Hermann Claudius.

Vor einigen Wochen war es, da lag ich auf einer Wiese und zu mir grüßten von ferne die Berge in ihrer Schönheit herüber. Und die Sonne erfüllte alles mit ihrem Glanze. Irgendwo in der Ferne verklangen leise die Glocken, Friede, Sonntagsfriede, still und heilig, zog über Land — Land im Winterschlaf! Da kamen aus weiter Ferne Gedanken gezogen. Hans Paasche in der „Vortrupp-Jugend" hatte sie geweckt. Hoher Meißner, Vortrupp-Tag, Sonnwend! Wir hatten treu zusammengestanden im Gelöbnis der Tat. Jeder von uns erneuerte während der Sonnwendfeier dies sein Gelöbnis. Die Flammen, die lodernden, sie vernahmen es und trugen es hinauf. Der Wind trug es ins Land. Hier, wir wollen Krieger sein im Heere des Lichts.

Wir alle waren gemeinsam Kämpfer, wir wußten das. Der Tag mußte kommen, wo Lug und Trug fallen, wo die Wahrheit siegt, wo wir siegen. Wir kämpften gemeinsam, und der Tag kam — aber anders als wir es gedacht. Da wurdet Ihr, Helden, Kämpfer für uns! Wir wollten gemeinsam Opfer bringen. Von da ab, wo Ihr gingt und wir blieben, brachtet Ihr Opfer. Opfer für uns. Schwerer, größer. Das Höchste, das Beste, was Ihr hattet, Euer Leben, Euer Sein, noch mehr — Euer Werden. Ihr opfertet es, damit unsere Heimat, der wir innerlich an so manch sonnigem Tage so unsagbar nahe gestanden haben, frei bleibe, damit wir frei bleiben.

Wissen wir ganz, erfassen, begreifen wir ganz, was Freisein heißt? Nein, wir wußten es nicht, Ihr, Euer Tod lehrte es uns: die Geistesfreiheit! Habt Dank! Nun wollen wir frei bleiben: in der Tat, im Opfer. In Eurem Geiste. Als leuchtende Helden zieht Ihr uns voraus. Ihr seid uns Richter. Wir wollen Eurem hehren Vorbild in Pflichterfüllung folgen, und uns selbst strenge Richter sein, dann bleiben wir frei! Auf daß wir einmal sagen können: Wir waren wie Ihr — Krieger im Heere des Lichts!

Erna Hoster.

Wollen und Wirken

Bilder aus der lebensreformerischen Jugendbewegung unsrer Zeit

Unsere Jugend im Krieg.

In der Budgetkommission des Preußischen Abgeordnetenhauses am 26. Febr. teilte der Minister bei der Beratung des Etats der geistlichen und Unterrichts-

angelegenheiten zum Kapitel höhere Lehranstalten mit, daß beim Kriegsausbruch 22600 Primaner und 15600 Obersekundaner über 17 Jahre vorhanden gewesen seien. Von diesen wären 20000 als Kriegsfreiwillige in der Armee, so daß angenommen werden könne, daß fast alle diensttauglichen Schüler im Felde ständen. Wir wissen, daß darunter auch ein gut Teil unserer zukunftsfrohen Vortrupp-Jugend sich befindet. Wird dieses Tatverhältnis der Jugend zum Vaterlande nicht auch der Schule ganz neue Aufgaben auferlegen? Gewiß werden die Fragen zur Schulreform, die „Der Vortrupp" von Anfang an mit Nachdruck betont hat, nach dem Kriege eine besondere Beachtung fordern. Man wird sicher nicht umhin können, dabei auch die nachfolgenden Gedanken eines Schulmannes wie Dr. Gustav Wyneken in seiner jüngsten Schrift „Der Krieg und die Jugend" (siehe Leitaufsatz in dieser Nummer) in den Kreis eingehender Beachtung zu rücken. „Es werden nach dem Kriege Ritter des Eisernen Kreuzes auf der Schulbank sitzen, und Tausende sitzen auch jetzt auf der Schulbank, die nur der Zufall oder äußerer Zwang verhindert, Ritter des Eisernen Kreuzes zu werden. Ist unsere Schulerziehung von der Art, daß sie Rittern des Eisernen Kreuzes zugemutet werden kann? Freilich scheint es auch jetzt noch Leute vom Fach zu geben, die diese Frage zu bejahen wagen. Taucht doch bereits in der Presse allen Ernstes der Gedanke auf, die Bewährung unserer Jugend auf den Schlachtfeldern sei der Schule zu verdanken. Möge es uns erspart bleiben, später gegen solche Absurditäten kämpfen zu müssen. Viel lieber möchte ich glauben, daß Lehrer und Schüler, die sich draußen im Feld als Kameraden gefunden und kennen gelernt haben, dies neu gewonnene Verhältnis im Frieden nicht wieder preisgeben möchten; und daß also vielen unserer Lehrer, die aus dem Kriege zurückkommen, die Frage zur Herzens- und Gewissenssache geworden ist, was die Schule tun solle, um die Kräfte der Jugend, die ihnen erst der Krieg offenbart hat, Tatfreudigkeit, Ernst, Heldenmut, Opfersinn, Kameradschaftlichkeit, zu pflegen und zu entwickeln . . ."

*

Ich hatt' einen Kameraden.

Er war ein Stiller im Lande. Einer von den Vielen, die ohne hervorzutreten, doch einen weittragenden Einfluß ausübten. Er war ein Freund des „Vortrupp" und hat versucht, in seinem Sinne zu wirken. Doch wir geben einem Freunde des gefallenen Helden, das Wort. Er schildert ihn in Nummer 288 der von Adolf Damaschke herausgegebenen „Deutschen Nachrichten" in seiner Skizze, „Wie ein junger Krieger zur letzten Ruhestatt gebettet wird":

Am Sonntag, den 25. Oktober, hab' ich an den Begräbnisfeierlichkeiten meines Freundes Karl B. teilgenommen. Es war ein Tag, den ich nie vergessen werde. Mein Weg führte mich von Minden durch die Porta Westfalika und die wunderbare Hausberger Schweiz bis hin nach Eisbergen bei Vlotho. Ein stiller Herbsttag war's. Unbeweglich standen an der Straße die Bäume in ihrem bunten Kleide; hie und da löste sich ein Blatt und fiel sachte zur Erde. Als ich nach dem Hause seiner Eltern ging, schloß ich mich einem Bauersmann an. Er erzählte mir, wie Karl ein so lieber Mensch und ein so guter Lehrer gewesen war. „Wir kannten ihn alle von Kind an und hatten ihn alle so gern." Der Vater empfing mich mit Tränen in den Augen, aber doch geschäftig, ich merkte ihm die Freude darüber an, daß ich gekommen war. Die Mutter war gebrochen in ihrem Leid, Karl war ihr einziger Sohn gewesen. Die Braut stand stumm, wortlos daneben. Draußen versammelte sich die ganze Gemeinde, in einem Seitenraume hatten seine Schüler Aufstellung genommen. Auf der Diele war die Leiche aufgebahrt, dahinter ein Wald von Grün und Kränzen. Jetzt kam der Pastor, die Trauerfeier begann. Von Kinderstimmen gesungen, erklang wunderbar schön das Volkslied:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Im schönsten Wiesengrunde steht meiner Heimat Haus.
Da zog ich manche Stunde ins Tal hinaus.
Dich, mein stilles Tal, grüß ich tausendmal!
Da zog ich manche Stunde ins Tal hinaus.
Muß aus dem Tal jetzt scheiden, wo alles Lust und Klang,
Das ist mein herbstes Leiden, mein schwerster Gang.
Sterb' ich, in Tales Grunde will ich begraben sein.
Singt mir zur letzten Stunde beim Abendschein:
Dir, mein stilles Tal, Gruß zum letztenmal.
Singt mir zur letzten Stunde beim Abendschein."

Nach einem Liede des Lehrergesangvereins sprach der Geistliche von Davids Trauerlied über Saul: „Wie sind die Helden so gefallen im Streite. Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan; ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt" (2. Sam. 1, 25—27). Viele, so führte er aus, sind über Nacht zu Helden geworden. Herausgerissen aus ihrer friedlichen Beschäftigung mußten sie sich erst an das rauhe Kriegshandwerk gewöhnen. Und nun können sie's und sind Helden. Dieser, der gefallen ist, wurde nicht erst jetzt ein Held. Lange im voraus, ehe es die Meisten ahnten, sah er das dunkle Gewölk über das Vaterland und die Heimat heraufziehen, er ruhte und rastete nicht, um sich selbst für den furchtbaren Kampf vorzubereiten und zu stählen. Auch die Andern, die Jugend und die Erwachsenen des Dorfes, suchte er bereit zu machen. Manchen Abend klang sein schneidiges Kommandowort über den Dorfplatz, wo er durch mancherlei Übung die Leiber stark zu machen suchte. Als er dann Abschied nahm, zog er getrosten Mutes von dannen. Und als es zum Kampf und zum Einsatz des Lebens ging, war er der Vorderste. Das Eiserne Kreuz hier bezeugt sein Heldentum. Ein leuchtendes Vorbild, stand er seinen Mann bis zu dem Augenblick, da er, an der Spitze seines Zuges voranstürmend, von seinem heransprengenden Oberst das Wort vernahm: „Nun haben Sie endlich genug, Sie Braver!" und dann von drei Kugeln durchbohrt zusammenbrach. Ja, der Held ist gefallen. Und nun stehen wir und klagen: „Es ist mir leid um dich, mein Bruder." Als Nächste die Eltern. Er ist ihnen ein lieber, guter Sohn gewesen, obwohl er sich in seinem Wissen über sie erhoben hatte. Aber gerade das hat ihn uns so wert gemacht. Mit ihnen klagen die Braut, die Schüler, die Schulkameraden und die vielen Freunde und Bekannten. Und doch endet unser aller Klagelied nicht so wie das Davids: „Wer wird dir's in der Hölle danken?" sondern so: „Christus, der ist mein Leben, und sterben ist mein Gewinn." Wir hoffen, ihn, den gefallenen Helden, wiederzusehen in der Ewigkeit. Nach gemeinsamem Gebet und Gesang schloß die Feier im Hause. Während die Leiche nach draußen getragen wurde, sangen die Schüler: „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod."

Der Leichenzug war sehr lang. Voran gingen aktive Soldaten, die zur Erholung in der Heimat waren. Dann folgten zwei Kriegervereine, deren Vorständen er angehört hatte, und eine Abordnung des Kreiskriegerverbandes Minden mit großem, prachtvollem Kranze. Dann kamen die Jungmannschaft der Umgegend, der Lehrerverein, dann unmittelbar vor dem Sarge, von einem Veteran getragen, sein Eisernes Kreuz. Im Gefolge waren unendlich viele Leute. Nachdem auf dem Kirchhof der Sarg in die Erde gelassen und die religiöse Feier vorbei war — der Lehrerverein sang: „Vater, ich rufe dich!" — nahmen wir alle Abschied vom Toten. Dann kam die Ehrensalve des Kriegervereins, dreimal knatterten die Gewehre den letzten Gruß. Darauf trat der Vorsitzende des Kriegervereins, ein alter Kriegsveteran, an das Grab. Sonst ist's ungewöhnlich, daß außer dem Pastor noch jemand am Grabe spricht; vor allem sprechen Landleute nicht öffentlich. Man sah, wie's in ihm zuckte. Er sagte, während die Tränen ihm über die Wangen rollten und die Stimme flackerte: „Leb wohl, guter, junger, treuer Kriegskamerad!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schlaf sanft, bis dich einst der Himmelskönig erwecken wird an jenem großen Tage, an dem wir uns alle wiedersehen werden." Dann kamen wir, seine Kollegen, seine Schüler. Der Verstorbene hatte einmal bei einem Begräbnis geäußert, die Erde, die man jemand als letztes Liebeszeichen auf den Sarg streue, drücke so sehr, man solle lieber Rosen nehmen. Das geschah nun. Wir Lehrer hatten aus dem Lehrergarten Blumen bekommen, die Kinder hatten ganze Büschel mitgebracht. Damit deckten wir ihn nun zu. Da drängte sich plötzlich durch die Reihen der Kinder ein Offizier. Es war ein Hauptmann aus Rintelen, mit dem Eisernen Kreuz und andern Orden geschmückt. Er war an den Beinen schwer verwundet und ging, von einer Dame geleitet, an zwei Stöcken. Auch er wollte den Toten grüßen. Lange stand er da, und Tränen rannen ihm die Wangen herunter. Dann ging er. Auch wir gingen. Schweren Herzens fuhr ich ins Abenddunkel hinaus. Immer noch lag mir's im Ohr:

„Sterb' ich, in Tales Grunde will ich begraben sein,
Singt mir zur letzten Stunde beim Abendschein:
Dir, mein stilles Tal, Gruß zum letztenmal.
Singt mir zur letzten Stunde beim Abendschein" ...

*

Der jüngste Held

unseres siegreichen Heeres dürfte der 14½jährige Sohn eines Vortruppfreundes in Koburg, der Vegetarier und Abstinent, Martin Plat, sein. Begeistert für Deutschlands Größe meldete er sich als Kriegsfreiwilliger. Seines jugendlichen Alters wegen zurückgewiesen, gelang es ihm, als Kriegshundführer anzukommen. Wer diese schwere Aufgabe, nachts die einsam in Wald und Dickicht schmachtenden Schwerverwundeten unter dem feindlichen Feuer hereinzuholen, kennt, wird dem mutigen Jüngling die obige Bezeichnung nicht vorenthalten. Er kam vor Lodz. Überanstrengung, Hunger und Entbehrungen zwangen ihn ins Lazarett, wo er nun krank daniederliegt. Sollten ihn Vortruppfreunde mit einem Gruß erfreuen wollen, so sei hier seine Anschrift mitgeteilt. Sie lautet: Koburg, Adamistraße 2a, da die Lazarettanschrift nicht dauernd zuverlässig ist.

Klara Ebert.

*

Kriegsfreiwillige Wandervögel.

Wie hoch die Zahl der Kriegsfreiwilligen aus den verschiedenen Wandervogel-Verbänden ist, läßt sich zurzeit genau noch nicht feststellen. Die niedrigste Schätzungszahl aus allen Wandervogel-Verbänden zusammen (E. V., J. W. V., A. W. V., G. W. V., Gau Deutsch-Böhmen und kleinere Vereinigungen) ist zurzeit 6000, eine Zahl, die beweist, mit welcher Begeisterung Deutschlands Lebensreformjugend sich dem Vaterlande zu opfern bereit ist.

*

Volksliederpostkarten

sind in Zusammenstellungen von 10 verschiedenen Karten von Walter Hammer, Elberfeld, Königstr. 104, herausgegeben worden. Diese Feldpostkarten eignen sich vor allem zur Versendung an unsere Freunde im Felde, die so häufig nur mit großen Schwierigkeiten gegen die so oft noch in Soldatenkreisen gesungenen geschmacklosen Gassenhauer anzukämpfen vermögen.

*

Vortrupp-Jugend in Briefen.

(Aus einem Briefe eines jungen Maaten von S. M. S. „U.", kurz vor Weihnacht 1914.)

... Nun einiges über das Leben hier. Wir haben unser täglich Brot und einen geregelten Dienst. Abgesehen von einigen Sachen, so merkt man kaum, daß wir im Kriege sind. Eine schlimme Zeit war's aber, als wir 8 Wochen auf treuer Wacht in der Nordsee lagen. Täglich derselbe Dienst, und nicht einmal an Land kamen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wir. Aber wir sagten uns: Wir erfüllen hier draußen unsere Pflicht. Wenn der Feind kommt, sind wir bereit. Wir möchten gern unsere Kraft entfalten, die wir genommen von der Mutter Erde, gesammelt auf unseren Wanderungen in unserer schönen Heide, — doch wir können es nicht ändern, daß wir zum Abwarten verdammt sind.

Dann wurden wir abgelöst. Ein Sonntag war's. Ein schöner, sonniger Spätherbsttag. Wir fuhren frühmorgens zurück ... und nachmittags ging es an Land. In O. festen Boden unter den Füßen, Baum und Strauch um uns. Jetzt fragt man sich, wie hielten wir es so lange aus?

Getollt wie ein Kind hab' ich mich. Einige gleichgesinnte Kameraden sind hier, das ist meine Freude. Es hält schwer, Kameraden zu finden, da die meisten der Besatzung Seeleute von Beruf sind. Die sind schwer von ihren Gewohnheiten abzubringen. Sie nehmen das Leben leicht, trotz all ihrer schweren Arbeit. Aber einige habe ich doch schon gewonnen, gewonnen für uns, und dann ist der Seemann treu. Einen schweren Stand haben wir Lebensreformer trotz Mürwiker Kaiserrede und Marinelogen. ... Einige freilich sehen es ein, daß wir recht haben, andere nicht, aber wir lassen nicht locker, und der bisher genannte Erfolg hat's mich gelehrt, es hilft — langsam, doch sicher ...

(Aus dem Briefe eines Kriegsfreiwilligen, der begeisterter Vortruppler und Wanderoogel ist und jetzt an der Front im Westen kämpft.)

... Die Vortrupp-Jugend wird den Nacken steif halten müssen und sich bewußt sein, daß für sie nur Arbeit da ist, die ihren Lohn nur in sich selbst findet. Wir müssen zeigen, daß wir aus unserm Wandern und Schauen, aus all dem Schönen und Hohen auch die Tat gelernt haben! Jetzt werden wir erst wirklich Tatmenschen, und greifbar deutlich muß vor unserm Geist der Reiter aus dem Ohemoor erstehen und uns an sein Gelöbnis mahnen! Für uns ist das Spiel vorbei; wenn dieser Krieg beendet ist, müssen wir wissen, daß die goldene Jugend, die wir bisher erlebten, vorbei ist, und wir dürfen darüber nur Freude empfinden! Was wir bisher gewollt und gefordert haben, nur im Interesse unseres Volkes und unseres Vaterlandes, das müssen wir unnachsichtlich weiter verfolgen, denn unser sind so viele gefallen, und viele werden noch folgen! Das Blut unserer Brüder im engeren Sinn darf nicht umsonst geflossen sein! Wir dürfen nicht dulden und zugeben, daß auch der geringste Teil vom Siege vergeudet wird, nicht so für unser Bestes verwandt wird, wie wir es erkannt haben! Gewiß, je schwerer die Zeit wird, umso besser wird der Boden unseren Gedanken geöffnet sein, aber der Kampf wird trotzdem hart genug werden und unser ganzes Leben erfüllen! Aber wir dürfen nicht locker lassen, es geht um unsere Ideale, um die Wahrheit! Selbstverständlich meine ich nicht, daß wir finster und gehässig werden sollen, daß wir jegliche Freude am Leben verlieren sollen, dann wär' es ja verfehlt, nein, licht und hell, klar und freudig soll unser Kampf sein, aber trotzdem scharf und schneidig. Sie werden mich schon recht verstehen, und ich glaube alle rechten Vortruppler auch ...

(Aus dem Briefe eines Vortrupp-Freundes, der seit längerer Zeit in Frankreich im Schützengraben liegt.)

... Die Arbeiten in den letzten beiden Monaten sind anstrengender als die Gefechte im Anfang. Wir kämpfen nicht mehr mit den Engländern, sondern mit dem Wasser, und das nur bei Nacht. Der Engländer war ein tapferer Gegner, auf den wir stolz sind. Ich glaube, daß nur vereinzelte üble Kerle drüben die Einrichtung des englischen Kolonialjagd- und Sportgewehres benutzen und mit Dum-Dum schießen, wie auf Elefanten. Üble Kerle gibts aber schließlich überall. Wir haben stolze, blonde Nordländer drüben, Schottländer, die sicher denselben Widerwillen und denselben Rassenstolz besitzen, den die Regierung in England in diesem Krieg verleugnet. „Wir hassen sie nicht". Wir werden sie aber noch raushauen aus ihren Gräben drüben und ihnen zeigen, daß Deutschland doch größer und stärker ist als England.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seit Anfang Dezember sind wir bis auf 200—150 m an sie herangerückt. Anfang Oktober waren es 500—600 m. Seitdem haben wir hüben wie drüben zu pumpen und zu schöpfen, da im flandrischen Lehmboden das viele Wasser stehen bleibt. Der kleine Lyskanal rechts von uns ist 500 m ausgetreten, und die schweren Granaten, mit denen wir von drüben noch täglich bedacht werden, jagen uns das Schlammwasser an die Fensterscheiben unserer Unterstände, die wir uns jetzt ganz wohnlich zu bauen gelernt haben.

Wir können es 150 m vor den englischen Kanonen ganz schön so lange Monate aushalten, und unsere auch bei Tage lustig rauchende Feuereisse beweist, daß der Krieg mindestens nicht alle Tage so schrecklich ist, wie ihn die Zeitungsschreiber malen. Tisch und Stühle und Fenster liefern die verlassenen Dörfer. Nur ein Nachteil: Wasser kommt aus dem Boden, aus Fenster und Tür, sodaß tatsächlich schon einmal Tisch und Stühle schwammen und das erhöhte „Schlafzimmer" meine letzte Zuflucht blieb, bis meine tapferen Soldaten mein Haus leerschöpften.

Eine Zupfgeige hat sich auch eingefunden und seit gestern auch zwei kriegsfreiwillige Wandervögel, die ich „entdeckte". Denen habe ich gestern erzählt, aus dem „Vortrupp" vorgelesen und von unserem zufälligen freideutschen Zusammentreffen in Kirchhain berichtet, als wir schon halbwegs im Kriege waren. Popert hatte uns recht aus dem Herzen gesprochen. Ich hoffe, daß sich aus dem Vielerlei von Wandervögeln, Abstinenten, Vegetariern und Reformern, doch noch einmal, und recht bald nach dem Kriege, eine kernige Einheit herausringt, die eine geschlossene, überlegene Macht wird im Kampfe gegen innere Feinde, nachdem wir die äußeren besiegt haben. In dieser Hoffnung könnten wir noch weit Schlimmeres ertragen und morgen oder heute fallen; und kommen wir aus siegreichem Kriege wieder mal nach Hause, dann soll erst recht ein Kampf von Minderheiten gegen Übermacht ausgefochten werden, und ich glaube, das wird das Größte sein, was uns Freideutschen vom Kriege geschenkt wurde: Viele werden vorm Feinde bleiben, aber die Wenigen, die heimkommen, haben gelernt zu kämpfen — und zu siegen!

Herzliches Heil!

Ihr F. D.

*

Jugend, dich grüß' ich.

Jugend — dich grüß' ich!
Jugend, du junge,
himmelanstürmende,
unbezwungene!

O Welt, o Erde,
wie weit — wie groß!
und solch Leben zu leben,
welch königlich Los!

Kränze trägst du,
die du dir wandest;
Sträuße schwingst du,
die du dir bandest.

O Jugend — Jugend,
dich braucht die Welt
zum Schauen und Bauen,
wo Altes zerfällt.

Es ist dein Atem,
der heilig und heiß
zum Himmel aufsteigt
zu der Wahrheit Preis.

Es ist deiner Hände
jauchzender Druck,
der Ketten sprengt
mit befreiendem Ruck.

O Jugend — Jugend im Sturmschritt gehend,
zu Häupten die heiligsten Fahnen wehend,
so ziehst du auf grünenden Wegen dahin. —
Welch Glück, daß auch ich solche Jugend bin!

Erna Klotz.

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. Jahrgang Nr. 9 **Der Vortrupp** 1. Mai 1915
Herausgeg. von **Dr. Hermann M. Popert**, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. **Hans Paasche**, Berlin. — Verantwortl. Schriftleiter: **Dr. phil. R. Kraut**, Hamburg 20

Vortrupp-Jugend

Monatliche Beilage zum „Vortrupp", unter Verantwortung der „Vortrupp"-Schriftleitung, herausgegeben von

Nr. 5 **Hans Paasche** 1915

Inhalt. Vertrauen. — Stark wie das Leben von J. D. Gennerich. — Wollen und Wirken (Ernährungstorheiten. — Fahnenweihe einer militärischen Jugendorganisation. — Vortrupp-Jugend Hamburg).

Vertrauen.

Es gibt nur eine Glückseligkeit, die des menschlichen Geistes und der menschlichen Hoffnung würdig wäre: ein vollkommenes Wissen ohne Mühe und Qual. Jede Macht, die uns diesem Glück schon auf Erden näher zu bringen vermag, ist gut, auch wenn sie Leiden schafft.

Doch ist es eine wohltätige Macht, die vor allem berufen ist, von tiefverhüllten Dingen so manchen Schleier fortzuziehen. Der Anfang aller Weisheit ist das Vertrauen, wie es der Anfang aller Freude ist. Ein Kind, das nichts weiß, doch sich vertrauend hingibt, ist weiser als der Erwachsene mit all seinem Wissen und all seiner Erkenntnis.

Laßt euch das Vertrauen nicht verkümmern. Glaubt den Klugen nicht, die euch sagen, daß ihr die Mächte, die euer Schicksal und den Gang der Welt beherrschen, durchschauen und berechnen könnt. Nicht einmal die Kräfte eurer eigenen Seele könnt ihr erkennen und euch mit Sicherheit zum Aufbau eines klug gezimmerten Lebens dienstbar machen, wieviel weniger noch die verborgenen Eigenschaften eurer Mitmenschen, geschweige die Schicksalsgewalten, die der größte und ehrfürchtigste aller Künstler nur mit verhülltem Antlitz zu bilden wußte, denn er kannte sie nicht.

Wer zu viel wägt und bedenkt, kommt tief in die Furcht hinein, die ein ganzes Leben unfruchtbar machen kann, die es vor allem glücklos machen muß. Das menschliche Dasein in all seinen Wechselwirkungen ist so ganz auf Treu und Glauben begründet, daß wir ohne ein anfängliches Vertrauen nicht auskommen. Besser, zehnmal getäuscht zu werden, besser, nach einem Leben voll mißverstandener oder gar mißbrauchter Güte mit dem unerschütterlichen Glauben an den edlen Kern in jedem Menschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu sterben, als ewig zu zweifeln! Der Zweifel ist der Todfeind aller Freude!

Ihr müßt euch selbst vertrauen, das ist der Anfang alles Glaubens. Baut auf eure guten Eigenschaften, die ihr in mancher gesegneten Stunde klar erkennen durftet. Und dann, in Gottes Namen, schließt von euch auf Andere und seid gewiß, daß sie nicht schlechter sind als ihr, vielmehr nach aller Wahrscheinlichkeit in allem Guten fortgeschrittener und reifer.

Wert und Wesen des Menschen liegen selten oder nie an der Oberfläche; wir verbergen unsere Liebe zum Guten oft genug sorgfältiger als irgend einen schlimmen Trieb. So lernet, hellsichtig zu werden durch brüderliche Liebe, und bald werdet ihr euren guten Glauben durch Tatsachen und Erfahrungen mannigfacher Art stützen können.

Habt Vertrauen zu euren Freunden. Es ist nicht Bescheidenheit sondern Kleinmut, wenn ihr nichts von ihnen zu erwarten wagt. Eine echte Freundschaft hat eine innerliche Kraft, die nichts zu brechen vermag; sie ist nicht eine köstliche, zarte Blume, voll Duft und Schönheit, die ihr im Treibhaus bergen und vor allen Wettern unseres herben Himmelsstriches schützen müßt; sie ist ein Baum, der fest im Erdreich wurzelt, im Wechsel von Sturm und Sonnenschein derb und hart und zäh geworden und voll von frischer und freier Kraft. Wer seinem Freunde nicht ganz vertraut, wer von ihm nicht in der Not zu fordern gesonnen ist, was er ihm selbst in jeder Bedrängnis bieten würde, der verkennt das Wesen der Freundschaft, die greifbare Wirklichkeit ist oder nichts. Sie will geben. Mißgönnt ihr nicht die Möglichkeit dazu, die euer Schicksal ihr bietet.

So weit wie eure Bereitwilligkeit geht, zu dienen, mitzuteilen und zu helfen, so weit darf eure Forderung an eure Freunde gehen. Selbstgenügsamkeit ist ein Wahn. Wir sind alle hilfsbedürftig und tausendfach gefährdet. Wer sich zum Bitten zu gut dünkt, der wird sich auch keinen Dank verdienen. Und wer zu stolz ist, sich helfen zu lassen, der überhebt sich.

Ihr wißt, daß Geben seliger ist als Nehmen. Nun wohl, so gönnt euren Freunden die Seligkeit des Gebens so gut wie euch selbst.

Habt Vertrauen zum Guten, wo ihr es seht. Sucht nicht hinter der schönen und edlen Tat kleine Gedanken des Eigennutzes.

Habt Vertrauen zu der unsichtbaren Liebe, die uns alle trägt. Sie ist auch im Leid, auch in allen Schrecknissen des Todes und der Größe.

Die Wurzeln des Leides und der Schönheit sind in der Tiefe eins. Die Gemeinsamkeit ihres göttlichen Ursprunges offenbart sich im Tode des Helden, im Leiden des Kriegers, der für die Heimat blutet, in den Tränen der Frauen, die ihr Liebstes aufopfern, damit die kommenden Geschlechter zu solchem Opfer nicht gezwungen sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stark wie das Leben.*)

Die beiden Freunde hatten die Höhe erreicht. Von drei Seiten umschloß sie das bräunlich wogende Rund der Heidehügel. Zu ihren Füßen verlief das Dorf Heidhausen an der herbstlich stillen Birkenchaussee. Weiterhin streckte das Elbetal sich breit, kühl und ruhevoll im Oktoberblau. Rechts tauchten umschleiert die Kirchtürme der Freien und Hansestadt Hamburg auf.

Hermann Ehrhardt schaute vollen Blickes in die Landschaft; seine Brust dehnte sich in Freiheitslust. Er liebte die Höhe; ihm war sie von jeher Sinnbild gewesen: Vollbringen des Gewollten, siegender Kampf.

Er kam aus Waldbruch, dem alten Niedersachsen-Städtchen an der Unterelbe, Kamerad Alfred Bolz von Hamburg herüber, seiner Arbeitsstätte.

„Wollen wir in den Kasten da?" fragte Hermann und wies auf die „Sennhütte", das Gasthaus, das eine hohe Kultur für durstige Seelen auf die Anhöhe gesetzt.

Alfred verneinte. „Wozu? Hier ist es hundertmal schöner, und für Frühstück haben ja unsere Mütter gesorgt." Nahe dem Abhang ließ er sich in ein Heidepolster fallen und griff den Vorrat an.

„Tausend! ist das heute ein prachtvolles Bild!" rief der andere und tat ein gleiches. „Wie lange war ich nicht hier!"

„Und wohnst doch näher als ich!"

„Das kommt vom Schaffen, mein Junge. In der Woche gönnt man sich die Zeit nicht. Sonntags ist alles vollgepfropft." Hermann atmete tief auf und überblickte das Land durchdrungen von Wohlgefallen. Das Ausruhen von Körper und Geist in blauer Friedensweite empfand er kraftschaffend. Bei allem Arbeitsfeuer hatte ihn in der letzten Zeit große Müdigkeit befallen.

„Hast du etwas Neues unter der Feder?" fragte Alfred.

„Kritisch-literarisches für meine Blätter. Im übrigen sammle ich für mein Buch."

Alfred biß ins Butterbrot und kaute behaglich, den Blick geradeaus.

„Mensch, sieh doch und freue dich! Wie wunderbar getönt ist die Landschaft!" Hermann zeigte auf letzte Abendstrahlen, die das bunt gezirkelte Bild der Felder und Wiesen mit goldenen Bändern durchzogen, eben vor dem Scheiden.

„Ja, sehr hübsch! — Und — also nichts Novellistisches?"

„Wenig; nur hier und da zur Erholung. Später gehe ich vielleicht an eine größere Arbeit, einen Roman. Aber auch nur zu denselben

---

*) Unter dieser Überschrift findet sich in dem Teil „Rund um uns" der Nr. 9 des „Vortrupp" ein Hinweis auf die jüngst erschienene Erzählung „Stark wie das Leben" von J. D. Gennerich. Da wir glauben, daß dies Buch für die Jugend — und in besonderem Sinne für die Vortrupp-Jugend — wichtig und wertvoll ist, geben wir hier aus dem ersten Abschnitte der Erzählung ein Stück wieder. Das Buch ist bei Carl Reißner in Dresden erschienen und kostet Mk. 2,50. Wir hoffen, daß es dort, wo es zu wirken berufen ist, weite Verbreitung finde.

Vortrupp-Jugend.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zwecken menschlicher Kulturentwicklung. Vor allem: der Volksgesundheit. Alles andre ist mir jetzt Kleinkram."

„Du schwärmst also noch immer für deine Volkshygiene?"

Alfred fragte es mit der ihm eigenen spöttischen Linie um den Mund und schälte sich eine Birne.

Hermann fuhr auf: „Meinst du, Ziele und Überzeugungen seien für mich etwas, das man an- und ablegt wie ein Kleidungsstück? ....."

Man muß vorsätzlich blind und taub sein wollen, um sich dem Problem der Volksgesundheit und seiner Bedeutung ernstlich zu verschließen."

„Und die Durchführung der Idee? Ihre soziale Verwirklichung? Wie denkst du dir das?" fragte Bolz.

„Wie andere, Gleichstrebende es mit mir denken. Durch Ausschluß erblich belasteter und angekränkelter Menschen von der Ehe. Auf Grund von Nachforschungen und ärztlichen Zeugnissen. Durch Erziehung zur Einsicht."

„Hältst du das für eine leichte Sache?"

„Für eine der schwierigsten Aufgaben unserer Zeit; aber zugleich für die dringendste, aus deren Erfolg alle großen Probleme menschlicher Kultur sich von selber lösen werden."

„Aber die Liebe" ... fiel Alfred ein, mit dem Spott um die Mundwinkel.

„Zum Henker auch! Wozu haben wir Menschen Wille und Vernunft? Wenn nicht um in großen Entscheidungen Herr über uns zu sein? Lenker unsres Schicksals! Oder bist du etwa ein heimlicher Jünger der mechanischen Weltanschauung geworden?"

„Das nicht eben. Aber es gibt im Leben Augenblicke ... Wenn die Leidenschaft über den Menschen kommt."

„Über gewisse Menschen, minderwertige. Der Mensch aber ist dazu berufen, mit dem Geist über den Stoff zu herrschen."

„Auch wenn seine Leidenschaft auf erblicher Belastung irgendwelcher Art beruht?" fiel Alfred ein, frohlockend über den ersten glücklichen Wurf.

„Freund! Gerade darum tut ja die Volksaufbesserung so brennend not! Aus der Volkspflege, aus der physischen Gesundung erwachsen Charaktere. Die praktische Verwirklichung der Volkshygiene ist die Grundlage aller sozialen Ethik."

„Und wie stellt sich diese Vererbungslehre zum christlichen Glauben?"

„Sie steht in vollkommenem Einklang mit dem Glauben an einen Gott, der den Menschen nach seinem Bilde schuf: Gesund, kraftvoll, harmonisch. Nach den Gesetzen der Schönheit und der Weisheit. Wie sagt doch die Bibel? Die Sünden der Väter sollen an den Kindern heimgesucht werden — bis ins dritte und vierte Glied. Dieses Gottesgericht deckt sich ganz und gar mit den Naturgesetzen der Vererbung. Wer aus Leidenschaft oder Eigennutz sein Blut mit Krankem oder Entartetem mischt, begeht an kom-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

menden Geschlechtern, an den eigenen Kindern dasselbe Verbrechen wie der Alkoholiker, der ihnen im Rausch das Leben gibt. Verbrechen, die sich rächen, mittelbar oder unmittelbar. — Es wird Zeit, daß die Menschheit zu dieser Erkenntnis erwache. Unser deutsches Volk insbesondere. Noch kann viel geschehen. Noch leben gesunde Elemente in unsern Landgebieten: Hannover, Holstein, Friesland, in der Altmark, Bayern, Schwaben. Da wurzelt noch kernige Art."

Beim Wort Hannover hatte Hermanns Auge geleuchtet; und seine Muskeln strafften sich, so daß der skeptische Freund ihn einen Moment gefesselt betrachtete; aber der alte Spötter gewann bald wieder die Oberhand.

„Also wirst du in einem der genannten Gaue einmal das Glück deines Herzens suchen?"

„Ohne Zweifel." Hermann stand da, groß, stark, gestreckt, die Verkörperung des Wollens, das erst beim Vollbrachten endet. Impulsiv breitete er die Arme aus, als gälte es, die heimatliche Erde zum Gelübde zu umspannen. Niedersachsen, du sollst es sein! — Seine Brust hob sich in heißem Wunsch nach vollem Leben. Nach dem Ruhepunkt am Herzen eines deutschen Weibes, wie seine Phantasie es formte: Gesund an Leib und Seele, entschlossen im Walten, gescheit auf ihrem Gebiet, mit einem reichen starken Herzen.

„Ohne Zweifel", wiederholte er; „ich bleibe gleich im Lande. Im Lande meiner Väter und Mütter."

Wollen und Wirken

Bilder aus der lebensreformerischen Jugendbewegung unsrer Zeit

Ernährungstorheiten.

Es kann nicht bestritten werden, daß wir uns bisher unverantwortlich gleichgültig gegen die Ernährungsfrage verhalten haben. Dem Städter durfte man im allgemeinen nur dann mit Ernährungsfragen kommen, wenn man ihm für seinen oft gehörig verderbten Gaumen ein besonderes Fest in Aussicht stellen konnte, oder wenn sein Magen eben infolge eines solchen Festes sich beklagen und um Rat betteln mußte. Nun hat uns dieser Krieg aber dazu gezwungen, uns einmal recht eifrig mit der so arg vernachlässigten Ernährungsfrage zu beschäftigen. So recht handgreiflich deutlich hat er uns einmal unsere so fest eingewurzelten, großen deutschen Ernährungstorheiten zum Bewußtsein gebracht. Die heilige Not dieser Zeit hat unsere Ernährungsweise immer entschiedener in neue Bahnen hineingedrängt. Hoffentlich erleben wir da nach dem Kriege keinen Rückfall. Es wäre ein Segen, wenn all das vom Krieg aufgewühlte Gute auf dem Gebiete der Lebensführung auch nach dem Friedensschluß vor dem Untergang bewahrt bliebe, wenn uns dieser Krieg insbesondere von unseren Ernährungstorheiten dauernd genesen lassen würde.

Wer als Wandervogel mit offenen Augen durchs deutsche Land gewandert ist und dabei selbständig fürs Leben eingekauft hat, den haben Eindrücke mannigfacher Art veranlaßt, auch an unserer Ernährungsfrage nicht mehr ganz so achtlos vorüber zu gehen, wie das bisher meistens der Fall war. In den letzten beiden Jahren rückte die Ernährungsfrage immer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mehr in den Vordergrund. In allen fortschrittlich gesinnten Ortsgruppen wird auf kleinen wie großen Fahrten nur noch vegetarisch gekocht. Und ich kenne Ortsgruppen, in denen über die Hälfte der Eingetragenen auch zu Hause vegetarisch lebt. Die guten Erfahrungen auf den Fahrten mögen dazu geführt haben. Gründe wirtschaftlicher, ästhetischer und gesundheitlicher Art wurden vorzugsweise geltend gemacht; ohne Fleisch kam man billiger durch, ernährte man sich reinlicher, blieb man munterer und kräftiger. In der Gewißheit, reichlich Widerspruch zu finden, gehe ich so weit, zu sagen: Die reizlos-einfache vegetarische Lebensführung (nicht zu verwechseln mit einfacher Pflanzenesserei!) wurde immer mehr ein anerkannter Ausdruck unserer freideutschen Kulturgesinnung und reihte sich ebenbürtig unserm Lied und Tanz, unserm Kleid, unserer Geselligkeit und all den anderen Formen an, durch die sich freideutsche Kulturgesinnung ausdrückt.

Nun mußten mit Ausbruch des Krieges manche Erneuerungsbestrebungen hinter der einen großen Aufgabe zurücktreten. Soweit sie bereits einem vorzugsweise gesundheitlich begründeten Vegetarismus anhing, mußte sich die freideutsche Jugend wohl oder übel wieder an Fleischkost gewöhnen. Viele Briefe berichten mir von der großen Überwindung, die dieser Wechsel gekostet hat. Aber manch einem ist es doch gelungen, in der Kaserne wie draußen im Felde weiter vegetarisch zu leben. Über die dabei gemachten Erfahrungen wird man wohl später allerlei Wichtiges berichten können.

Nun hat der Krieg auf einmal mit gewaltiger Hand die Ernährungsfrage aufgerollt. Und da zeigt sich, daß der bisher vorzugsweise gefühlsmäßig begründete Vegetarismus für Deutschland zu einer wirtschaftlichen Notwendigkeit geworden ist. Der Krieg bestätigt klar und eindeutig die Grundsätze vegetarischer Wirtschaftspolitik.

Auf großer Fahrt wird der Wandervogel gewiß schon einmal auf diese oder jene, heute nicht mehr so seltene viehlose Wirtschaft gestoßen sein, auf saubere landwirtschaftliche Betriebe mit ausschließlichem Obst-, Garten- und Getreidebau. Und da hat er sich denn überzeugen können, daß viehlose Wirtschaft nicht nur möglich ist, sondern von manchem Landmanne sogar als eine Erlösung begrüßt wird.

Ja: wenn dem so ist, warum verzichten unsere Bauern denn nicht auf die Viehzucht? Nur mit Rücksicht auf die großstädtischen Ernährungstorheiten; nur weil der Städter das Zwanzigfache und mehr dessen für das Fleisch bezahlt, was es als Nahrungsmittel eigentlich wert ist. Das Angebot richtet sich bekanntlich nach der Nachfrage. Da wir heute viermal mehr Fleisch essen als die Helden der Befreiungskriege, fünfmal mehr als unsere Zeitgenossen drunten in Italien, und selbst den Fleischverbrauch der Engländer noch übertreffen, hat sich die Viehwirtschaft immer mehr ausbreiten müssen. Und so sind die großstädtischen Ernährungstorheiten daran schuld, daß Deutschland augenblicklich einer nicht zu unterschätzenden wirtschaftlichen Notlage nahe gebracht wurde.

Und welches ist nun, kurz gesagt, diese Notlage? Die Viehzucht hat uns vom Auslande abhängig werden lassen. Um den ständig gewachsenen Fleischbedarf decken zu können, haben wir immer mehr Futtermittel einführen müssen. Von den 4 Millionen Tonnen Gerste und Mais, die wir einführten, wurden allein 3 Millionen Tonnen ans Vieh verfüttert. Als nun die Zufuhren unterbunden wurden, hätte man eigentlich sofort die Hälfte unseres Viehbestandes beseitigen müssen, um die menschliche Ernährung sicherzustellen. Das ist leider nicht geschehen. Noch um die Jahreswende hatte sich das 25 Millionen Köpfe zählende Heer der Schweine nicht wesentlich vermindert. Die Folge war, daß uns zunächst das Getreide vom Vieh weggefressen wurde, so daß wir unseren Brotverbrauch wesentlich einschränken müssen. Als die Verfütterung des Brotgetreides verboten wurde, machten sich die Schweine über unsere Kartoffeln her. Anfang März wanderten noch Tag für Tag 700000

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Doppelzentner Kartoffeln in die Mägen der Schweine! Angesichts dieses Umstandes ist es nicht zuviel gesagt, wenn man das Schwein unseren achten und gefährlichsten Feind nennt.

Mastviehzucht bedeutet eine ungeheuerliche, zwanzig- und mehrfache Vergeudung menschlicher Nahrungsmittel. Es würde zu weit führen, wenn ich an dieser Stelle zahlenmäßige Beweise dafür vorlegen wollte. Jedenfalls handelt es sich da um Zahlen, die Schwindel erregen können.

Jede Nahrungsmittel-Vergeudung muß aber einem Hungerfrieden entgegentreiben; nur bei ausgiebigster Ausnutzung unseres Bodens und seiner Erzeugnisse können wir unsere wirtschaftliche Absonderung aushalten. So ist es eine unausweichliche Notwendigkeit, daß besser heute als morgen mindestens drei Viertel unserer Schweine geschlachtet werden. Professor Zuntz hat bereits vor vielen Wochen gefordert, daß die Schweinekadaver sogar kurzerhand verscharrt werden müßten, wenn die ungeheuere Arbeit nicht gelingen wollte, die 15—20 Millionen Schweine in der gebotenen Schnelligkeit zu Dauerware zu verarbeiten. Das auf unsere Kosten schmarotzende Schwein muß schleunigst abgetan werden. Unsere augenblickliche Sorge muß unseren Milchkühen, unseren Pferden und nicht zuletzt ganz unmittelbar uns selbst gelten. Das ist die ganz ungeheuer ernste, aber noch vielfach unterschätzte Notlage, in die uns die großstädtischen Ernährungstorheiten gebracht haben.

In welcher Lage befinden sich nun unsere Bauern? Wenn das Fleisch nach wie vor mit dem Zwanzigfachen seines eigentlichen Wertes bezahlt wird, dann zieht der Bauer es vor, seine Kartoffeln den Schweinen in den Trog zu schütten, statt sie zu menschlicher Ernährung abzugeben. Er tut eben nur das, was ihm als das Einträglichste erscheint, zumal wenn er die neuen volkswirtschaftlichen Gebote noch nicht kennt. Er wird seine Kartoffeln für 10 Mark nicht abgeben, wenn man ihm für das Schweinefleisch, das er damit erzeugen kann, 20 Mark und mehr gibt. Wir sehen es wieder: Die Ernährungstorheiten, insbesondere die Überschätzung des Fleisches, beherrschen uns nach wie vor in ungeheuerlicher, beängstigender Weise.

Nach dem Kriege können wir uns nur dadurch vom Auslande unabhängiger machen, daß wir eine abermalige Schweinehochflut vermeiden. Dies ist möglich durch vegetarische Wirtschaftspolitik. Die Freideutsche Jugend, die sich mit großer Liebe der inneren Kolonisation zugewandt hat, kann eine segensreiche Aufgabe dadurch erfüllen, daß sie für viehlose Wirtschaft eintritt und selbst solche Betriebe gründet. Dann kann Deutschland ein herrlicher Gartenstaat werden, der seine Bevölkerung ganz mit den Erzeugnissen des eigenen Bodens erhalten kann. Und die bisher vorzugsweise gefühlsmäßig begründete vegetarische Lebensführung der Freideutschen Jugend wird in ihrem Gegensatz zu den uns so verhängnisvoll gewordenen Ernährungstorheiten auch große wirtschaftliche Bedeutung gewinnen. Man sagt, Großvätergeist sei in diesem Kriege in uns wach geworden. So möge auch Großvätersitte, einfache Lebensführung, durch uns wieder Eingang beim deutschen Volke finden.

Walter Hammer.

*

Fahnenweihe einer militärischen Jugendorganisation.

Sonntag morgens um 9 Uhr Antreten im Kasernenhof. Marsch mit Militärmusik zum Exerzierplatz. Ansprache eines Pastors, die einem wirklich das Herz erfrischt. Er weist darauf hin, daß nicht nur der Körper fürs Vaterland zu stählen sei, sondern auch der innere Mensch: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut." Auch ein General redet und spornt den Ehrgeiz des künftigen Kriegers an. Dann wieder Marsch durchs Städtchen. Schließlich Feier bei Bockwurst und Freibier. Manche von den Jungens heitern sich

tüchtig an. Es genügt ja so wenig für Einen, der sonst nicht an diese Art des Feierns gewöhnt ist. Gläser werden umgeworfen, es wird „heiter gelärmt", kurz das übliche Bild. Nur die Wandervögel haben sich männlich jedes Tropfens Alkohol enthalten, obwohl für sie in keiner Weise gesorgt war durch alkoholfreie Getränke, bei der doch recht durstreizenden Bockwurst. Die Bewirtung geschah von einer Brauerei auf deren eigene Kosten.

Denkt man denn selbst in diesen Kreisen so wenig an das Wort unseres obersten Kriegsherrn vom Siege derjenigen Nation, die das geringste Quantum Alkohol zu sich nimmt? Nicht in dem einen Fest liegt ja die Gefahr, aber in der ganzen Anschauung von der Art und Weise, wie man Feste feiert und wie man sich zu freuen habe! Die Gewöhnung ists, nicht der belanglose Einzelfall. Jetzt soll doch aus jedem Jungen durch Übung der Mann gemacht werden, der zu werden er von Anlage und Natur berufen ist. Und die Wissenschaft hat doch längst erwiesen, daß alles Wachstum durch den Alkohol gelähmt wird. Jeder Sportsmann weiß, daß er sich während des Trainings doppelter Abstinenz zu unterwerfen hat, „sonst wachsen die Muskeln nicht so gut". Den Hundezüchtern ist es längst bekannt, daß man Zwergformen künstlich erzielt durch kleine Futterbeigaben von Alkohol für die jungen wachsenden Tierchen. Hat nicht auch die Schulstatistik nachgewiesen, daß diejenigen Schüler die geringsten geistigen Fortschritte machen, die öfter Alkohol bekommen? Was nützt also unsere ganze körperliche und geistige Jugenderziehung, wenn man sich nicht scheut, die Jugend zur Freude an dem wachstumsfeindlichen Gift zu gewöhnen?

Gerade jetzt, wo uns das Brotgetreide so nötig ist, darf der Alkohol um so weniger noch eine Rolle als Genußmittel spielen. Möge dieser Fall eine unerfreuliche Einzelheit bleiben.

Paul Baumert, cand. phil.

*

Vortrupp-Jugend Hamburg.

Der Krieg hat auch die Wander- und Lebensreformerjugend Hamburgs einander näher gebracht. Am 25. Februar kamen Vertreter solcher Gruppen und Gemeinschaften der Hamburger Jugendbewegung zusammen, die sich schon früher locker und lose zur Freideutschen Jugend Hamburgs rechneten. Alle Unterschiedlichkeiten wurden in den Hintergrund gestellt. Die Erkenntnis der Notwendigkeit des Zusammengehens, wo nur immer Wege sich finden, führte zur einmütigen Gründung des Verbandes „Freideutsche Jugend Hamburg". Er setzt sich zusammen aus einem 7-gliedrigen Arbeitsausschuß und einer Vertreterversammlung, in die jede Gruppe für jedes angefangene 30 ihrer Mitgliederzahl einen Vertreter schickt. Auf dieser Vertreterversammlung werden alle wichtigen Fragen der Jugendbewegung beraten. Der Arbeitsausschuß regelt den rein geschäftlichen Teil, vertritt die Freideutsche Jugend der Öffentlichkeit, insbesondere der Presse gegenüber, bahnt die Fühlungnahme der einzelnen Bewegungen an, sorgt für Arbeitsgemeinschaften (die gemeinschaftliche Arbeit von Mädchen des Wandervogels, des Wanderers und der Vortrupp-Jugend in selbst geschaffenen Kinderhorten ist eine Frucht des Verbandes!), veranstaltet Feste und Vortragsabende im freideutschen Sinne. Im Arbeitsausschuß sind mit je einem Sitz vertreten der Wandervogel, der Bund deutscher Wanderer, die Fahrenden Gesellen, die Vortrupp-Jugend. In die übrigen drei Sitze haben sich die kleineren Gruppen zu teilen. Nach der nächsten Vertreterversammlung wird weiter berichtet werden. Briefe sind an den Vertreter der Vortrupp-Jugend, Ehler Langhann in Bargteheide, zu senden.

*

Ein guter Gedanke kann nicht sterben, bevor nicht ein besserer seinem Samen entsprossen ist.

J. P. Jacobsen.

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. Jahrgang Nr. 11 **Der Vortrupp** 1. Juni 1915
Herausgeg. von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a.D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortl. Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20

Vortrupp-Jugend

Monatliche Beilage zum „Vortrupp", unter Verantwortung der „Vortrupp"-Schriftleitung, herausgegeben von

Nr. 6 Hans Paasche 1915

Inhalt. An einen gefallenen Freund von Sophie Johannsen. — Seefahrt ist not von Gorch Fock. — Wollen und Wirken (Deutsche Kriegspfingsten von R. Biederstedt. — Lazaretterziehung von A. Meyen. — Vortrupp-Jugend in Briefen).

An einen gefallenen Freund.

So viele unserer Besten sterben den Heldentod für's Vaterland. Du bist einer von ihnen. Du zogst aus so gläubig und treu, so ganz aus freiem, innerem Drang, dein geliebtes Vaterland zu schützen, seine Frauen und Kinder zu bewahren vor Krieg und Elend. — Dein Herz war voll von Liebe für die Menschheit, voll von Idealen. Du wolltest den Himmel auf die Erde herab bringen. Du hattest eine unendlich große Aufgabe, so groß, daß nur Herzen wie das deinige sie fassen konnten, diese Aufgabe. — Aber sonnig und froh lachten deine Augen, als du schon wußtest: Bald geht's hinaus, bald trag ich meinen ganzen inneren Reichtum hinaus auf's Todesfeld. Männer von solcher Schönheit hat Deutschland. Und es darf ihr Blut verlangen. —

Du wußtest wohl, es bleiben viele hier und führen vielleicht ein sorgenloses Wohlleben weiter; und Manche von ihnen säen — unbewußt — nur Gift mit ihrer Persönlichkeit und ihrem Tun. — Warum gingst du? Du wolltest deinem Volk doch wieder Frohsinn und Licht bringen. Aber du wußtest es wohl: Viele von denen, die nicht mit hinaus ziehen können, werden in dieser Zeit noch viel treuer arbeiten. — Und eins wußtest du auch: Du kannst nicht sterben, keiner dieser jungen herrlichen Kraftgestalten mit den reinen leuchtenden Augen kann sterben. Euer Lebenswerk ist nicht dahin mit eurem heiligen Opfertod. — Nein, du lebst weiter in deinen Freunden. Sie arbeiten für dich mit. — Weißt du noch, wie du und deine Braut mir halft in schwerer Zeit? Nicht wert wäre ich eurer Freundschaft, wollte ich sie nicht betätigen in treuer Arbeit in unserer großen Sache.

An der Jugend deines Volkes wolltest du arbeiten. Das ist es, was wir nun mit ganzer Kraft tun müssen. — Liebe wollen wir den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kindern zeigen, froh wollen wir mit ihnen sein. Einführen wollen wir sie in die große schwere Zeit, daß sie rechte Deutsche einmal werden, daß sie sich verantwortlich fühlen für alles, was sie tun, verantwortlich vor ihrem Gott und ihrem Volk. — O, daß wir's könnten, daß Gott uns die Kraft dazu gebe! Und es sind nicht nur die Kinder, die der Leitung bedürfen. Du sprachst oft davon, daß wir Frauen und Mädchen unsere große Liebe unsern Schwestern bringen sollen, die fernab von der neuen Zeit stehen, die im Getriebe der Großstadt, in Arbeit und Zerrissenheit nichts von der Reinheit und der Liebe verspürt haben, die wieder auf die Erde kommen will. — Deine Braut setzte diesen großen Gedanken um in die Wirklichkeit. Der Schmerz gab ihr die Kraft. Sie will dein Lebenswerk ausführen, weil du es nicht mehr kannst. Und wir helfen ihr. Wir haben uns zusammengeschlossen, gütige, einflußreiche Menschen stehen uns bei. Und wir helfen den Mädchen, wieder deutsch zu werden, — denn auf ihnen ruht ja das zukünftige Geschlecht. — Und da ist es nicht etwa nur die mancherlei häusliche Arbeit, in der wir sie unterweisen — gewiß, auch darin helfen wir ihnen — nein, sie sollen wieder lernen, ein Heim zu schaffen, sie sollen die Schönheit unserer Dichter und unserer Heimat verstehen. Sie sollen die Freude des Wanderns kennen lernen, und sie sollen wieder gesund werden an Leib und Seele. — — — — —

Ja, du hast es gewußt, daß du nicht sterben kannst, sonst wärst du ja nicht gegangen. Du wußtest, daß aus deinem Tode ein reicher Same aufgehen würde. — Heil uns, wenn du uns gelehrt hast, das große treue Jesuswort wieder lebendig zu machen: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst." — Erst in diesem Zeichen werden wir siegen.

Sophie Johannsen.

Seefahrt ist not!*)

„Sie legten die Leine um die Winsch und hievten. Es ging noch schwerer als vorher, daß Störtebeker rief, da säßen gewiß hundert Stiege Schollen drin. Ihr Seefischer, die Ihr ihn auslachtet: erwehrtet Ihr Euch der Gedanken an große Fänge, an reiche Schätze, wenn Ihr die Kurre einzogt? Wenns auch vorher nur Tang und Schlick und Steine gewesen waren, was Ihr zutage gehoben hattet: kam nicht bei jedem Streek die Hoffnung wieder, daß es auch einmal etwas andres sein könne? Der Bauer, der Gerste gesät hat, weiß, daß er nichts andres ernten kann, aber der Fischer, der nicht sät (Sehet die Fischer an: sie säen nicht und ernten doch, hatte Pastor Evers gepredigt), für den ein andrer die Saat bestellt, der immer unbekannte, geheimnisvolle Äcker und Felder berakt: was kann der alles ernten? Störtebekers Gold liegt immer noch auf dem Grunde der See: ein Fischer wird es einmal finden, heißt es. Diese Hoffnung auf Großes, Unsichtbares, die sich bei jedem Streek erneut, ist es, die auch dem armselig-

*) Seefahrt ist not! Roman von Gorch Fock. Verlag M. Glogau jr., Hamburg 1914. Preis 4 Mk.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sten Fischerewer vor allen andern Schiffen etwas vorausgibt: und sie ist es, die Fischer werben wird, solange die See nicht zugeschüttet ist.

... Endlich konnte der Kurrbaum festgemacht werden ...

Als das Steerttau losgeknotet war, donnerte ein schwerer Stein auf das Deck, daß der Ewer erdröhnte. Das war der vermeintliche reiche Segen! Zum Glück waren aber auch noch Schollen in der Kurre. Sie wanderten in den Bünn. Der große Felsen blieb einstweilen an Deck liegen. Klaus Mewes wollte ihn hier nicht über Bord werfen, sondern gedachte ihn an einer Stelle sacken zu lassen, wo nicht gefischt wurde, wo er also keinen Fischern mehr beschwerlich und keinen Kurren mehr gefährlich werden konnte ....

... Am späten Nachmittag aber wurde der Wind, der zeitweilig etwas schwächer gewesen war, zum Orkan! Das Fahrzeug arbeitete gewaltig und steckte mehr unter als über dem Wasser. Von allen Seiten sauste die wilde Dünung über Deck. Und siehe, siehe: eine Grundsee, die der Sturm in der Tiefe aufgerüttelt hatte, und die mit Sand geschwängert und mit Muscheln und Steinen beladen war, schoß herauf, richtete sich urgewaltig auf und lief dem Ewer nach, der nicht von der Stelle konnte. Bleischwer stürzte sie sich auf das Achterdeck und drückte es nieder, daß der Steven steil aus dem Wasser sprang und die Ketten rissen, dann packte sie den Ewer mit ihren Tigerkrallen an den Seiten und warf ihn dermaßen auf das Wasser, daß er nicht wieder aufstehen konnte ....

Klaus Mewes war allein: sein Knecht und sein Junge, sein Hund und sein Ewer waren ertrunken, er trieb in der wilden Dünung von Skagen: nirgends war ein Schiff, nirgends ein Halt. Er dachte, eine Luke oder ein Brett des untergegangenen Ewers zu finden und sich daran festzuhalten, aber er konnte nichts sehen. ....

Klaus Mewes fühlte, daß seine Arme ermatteten und daß er es nicht mehr lange machen konnte. Noch einmal ließ er sich von einer Wogenriesin emporheben und blickte von ihrem Gipfel wie vom Steven seines Ewers über die See, die er so sehr geliebt hatte, dann gab er es auf. Es paßte nicht zu seinem Wesen, sich im letzten Augenblicke klein zu machen und mit den Seen um die paar Minuten zu handeln. Er konnte doch sterben!

Er schrie nicht auf, noch wimmerte er, er warf sein Leben auch nicht dem Schicksal trotzig vor die Füße, wie ein Junge. Groß und königlich, wie er gelebt hatte, starb er, als ein tapferer Held, der weiß, daß er zu seines Gottes Freude gelebt hat und daß er zu den Helden kommen wird. Mit einem Lachen auf den Lippen versank er, denn er sah einen glänzenden, neuen Kutter mit leuchtenden, weißen Segeln und bunten Kränzen in den Toppen vor sich, der stolz dahinsegelte, und am Ruder stand ein lachender Junggast, sein Junge, sein Störtebeker ... grüßend winkte er mit der Hand ... fahr glücklich, Junge, fahr glücklich, sieh zu, daß du dein fröhliches Herz behältst, fahr glücklich! Guten Wind und mooi Fang, mien Jung! ...

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dann ging die gewaltige Dünung des Skagerraks über ihn hinweg."

— — — — — — — — — —

Wenn es ein Buch gibt, das jedem, der das Meer liebt, Heimweh wecken kann, dann ist es dies Werk Gorch Focks. Die ganze Pracht des Meeres ist darin, und sein ganzer Schrecken. Und vor allem: ein großer und guter Mensch wandert durch seine „Stremel", Klaus Mewes, der in aller Schlichtheit ein Held ist.

Uns tun solche Bücher gut in dieser Zeit, in der wir den großen Zug, der durch alles Erdenleben geht oder doch gehen sollte, spüren müssen, wenn uns nicht angst werden soll. Wir möchten dies fröhliche, starke und doch tiefernste Werk jetzt in vielen Händen sehen. Es zeigt uns mit solch mahnender und wohltuender Klarheit, daß das Leben nichtig ist, wenn wir es nicht auf seine Grundwerte zurückführen und auf den Zusammenhang mit Himmel und See, Erde und Heimat, mit dem Wandel und Wechsel der Jahreszeiten.

Vortrupp-Jugend.

Wollen und Wirken

Bilder aus der lebensreformerischen Jugendbewegung unsrer Zeit

Deutsche Kriegspfingsten. *)

Wir feiern Pfingsten, das Fest des Geistes. Nicht des Geistes schlechthin, sondern des Geistes, der Leben schafft. Kriegspfingsten! Mehr als in früheren Jahren lebt in uns ein Geist, ein einiger alles beherrschender heiliger Geist. Lebt er wirklich in uns allen? Lebt er auch in mir? Das sei die ernste Frage, die einen jeden bei der Feier der deutschen Kriegspfingsten bewege.

Welcher Art ist dieser heilige Geist unserer Zeit, und wie lebt er in uns und durch uns? Ein neuer Geist ist es, der im August 1914 in unserem Volke erwachte. Das deutsche Volk als Gesamtheit wie jeder Einzelne empfand diesen neuen Geist der Wahrheit und Gradheit, diesen Geist der Hilfstätigkeit und Einheit. Er empfand ihn und empfindet ihn noch täglich in dem Ernst und der Gewalt unserer Kriegstage. Aber Empfindung ist Augenblicksstimmung. Erlebnis allein schafft Leben! Ein untätiger Geist ist nichts wert und wirkt wie eine ungeborene Tat lastend und hemmend auf unser vorwärts-aufwärts strebendes Volksleben.

Pfingsten ist das Fest der Tat, die geboren wird aus dem schaffenden Geiste der ehernen Zeit. Deshalb genügt es nicht, die neuen Gedanken, die der Krieg weckte, zu empfinden. Die Empfindung umschaffen in Erlebnis, das tätiges Leben schafft, dies ist die Aufgabe unserer Zeit, die uns das Pfingstfest lehrt. Dieser neue heilige Kriegsgeist kennt nicht Arm und Reich, nicht Hoch und Niedrig, nicht Geld und Gut. Für ihn gibt es nur ein einiges tätiges deutsches Volk. Wir alle haben es empfunden; viele haben es auch erlebt und erleben es täglich. Aber wer hat diesen Geist bis ins Innerste erlebt und im Hinblick auf ihn seine Stellung zu den irdischen Dingen, zu Mensch und Volk nachgeprüft und sein Leben unter diesen gewaltigen neuen Gesichtspunkt gestellt? Das Pfingstfest fordert die Beantwortung dieser Fragen. Wir feiern den hehren Geist von 1914—15, indem wir ihn völlig zu erleben suchen.

*) Als der Verfasser uns diesen Aufsatz sandte, war die Mai-Nummer der „Vortrupp-Jugend" schon gedruckt. Nun erscheint der Aufsatz erst nach Pfingsten. Wir meinen aber, er wird unsern Lesern auch jetzt noch willkommen sein.

Vortrupp-Jugend.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie äußert sich nun dieser Geist? Der neue Geist drängt den Menschen, der ganz von ihm ergriffen ist, zur Tat. Er verlangt von uns allen, daß wir seine Gedanken fördern, verbreiten und durch unser Leben in die Tat umsetzen. Wer empfindet nicht das Elend, das unsere heimkehrenden Krieger in den Mietskasernen der Großstädte erwartet! Der deutsche Geist ruft auf zur Förderung und Verbreitung des Kriegerheimstättengedankens. Und wie dieser eine Gedanke, so drängt alles Neue, das wir seit Kriegsausbruch empfanden, zur Tat durch tiefstes Erlebnis.

Alle Gedanken, die uns heute verlangend bestürmen, haben ein gemeinsames großes Ziel: die Einigkeit und Hilfsbereitschaft, die Wahrheit und Echtheit zu wahren und jedem Deutschen das Erlebnis des Vaterlandes zu erhalten, indem er gelehrt wird, deutschen Boden und deutsche Natur zu lieben. Vielseitig sind die Wege zu diesem Ziele. Pfingsten, das Fest des deutschen Geistes, eint sie alle und läßt sie uns in unserem heiligen deutschen Kriege erleben. Sammle dich, deutsches Volk, an diesem Tage deines Geistes und laß das Erlebnis tief umgestaltend auf dein eigenes Leben wirken. Dann geh zielbewußt hinaus in die Welt und bringe ihr das deutsche Wesen der Wahrheit und Echtheit und der stets bereiten einigen Hilfstätigkeit. Die Sammlung und Vorbereitung auf diesen deinen Weltberuf sei deine heiligste und tiefinnerste Feier unserer deutschen Kriegspfingsten.

Rudolf Biederstedt.

*

Lazarett-Erziehung.

Mehr als früher noch bietet sich uns Wandervögeln in dieser Zeit Gelegenheit, unsere Gedanken, die die Kultur unseres Volkes betreffen, zu verbreiten. Wir Wandervogelsoldaten leben jetzt mit den Vertretern aller Volkskreise in engster Gemeinschaft und Kameradschaft. In der Kaserne, auf dem Marsche und im Felde können wir im Sinne des Wandervogels wirken.

Vor allem sollten wir stets durch unser persönliches Beispiel wirken! Leider aber hat sich da mancher von uns schwach gezeigt und seine Fahne verleugnet in der Meinung, wir lebten jetzt in einem „Ausnahmezustand". Gerade dieser Ausnahmezustand verlangt, daß jeder auf seinem Posten stehe und aushalte: Jedermann beim Gewehr, drinnen wie draußen!

Besonders der Verwundeten und Kranken in den Lazaretten sollten wir uns annehmen, sei es, daß wir selbst als Genesende dazu Gelegenheit haben oder daß wir als Daheimgebliebene dafür Sorge tragen können. Denn nie ist der geistige Hunger des Menschen größer als in den Tagen beschaulicher Muße, und nie ist er für allerlei Anregungen empfänglicher!

Was wird den Verwundeten mitunter geboten! — Jeder wollte wohltätig sein, und als der Aufruf erschien zur Gründung von Lazarettbüchereien, da wurden — außer vielen vortrefflichen Büchern und Schriften — auch alle möglichen alten entbehrlichen Schmöker hervorgekramt. Die geistige Kost für die Verteidiger des Vaterlandes und seiner Kultur! Nun liegen sie in den Lazaretten in hohen, wüsten Haufen, all die süßlichen Schund- und Schauergeschichten und „köstlichen Romanperlen" und bieten den Hungernden Steine statt Brot. Zum Glück werden sie, wie ich beobachten konnte, stellenweise überhaupt nicht gelesen.

Da sollten wir aufklärend wirken. Das Bedürfnis der Soldaten ist groß. Durch Lesen guter Bücher können sie ihre müßige Zeit ausfüllen und ihre Schmerzen und Wunden vergessen. Vielleicht greift dann auch der eine oder der andere, der sonst unserem lebensreformerischen Gedankenkreis fernsteht, mal nach unseren Büchern und Zeitschriften, die ihn zum Nachdenken anregen werden. Und wie fein wäre es dann, wenn er unter seinen Kameraden auch einen Wandervogel fände oder wenn ihn der, der ihm die Bücher brachte, besuchte, damit er mit ihm seine Gedanken darüber austauschen könnte. Das wäre auch eine rechte, freilich schwere, Vaterlandsarbeit für die Daheimgebliebenen! —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ein Mangel vieler Lazarette ist auch die große Eintönigkeit der kahlen Wände. Durch recht freudige Bilder sollte sie unterbrochen werden. Die meisten Lazarette sind wohl in ausgeräumten Sälen untergebracht. Da müssen nun oft die im Bett liegenden Kranken stundenlang, tagelang die bleichen toten Wände anstarren. Kein Bild lacht ihn an, keine Linie erfreut ihn. Und wer je die goldverschnörkelte „schöne" Decke eines solchen Tanzsaales hat anstieren müssen, weiß, wie peinigend diese Schnörkellangweiligkeit wirkt.

Eine unserer größten Aufgaben ist leider selbst auch im Lazarett noch immer die, die Kameraden über die Gefahren des Alkoholgenusses aufzuklären. Wohl hängen an den Wänden Antialkoholplakate, aber sie finden nicht genügend Beachtung. Zudem sind die Räumlichkeiten der Lazarette nicht selten Restaurants, die auch jetzt natürlich fleißig benutzt werden! Denn der Bierausschank darin ist nicht verboten! — So konnte ich bei der Kaisersgeburtstagsfeier eine Kneipe verwundeter Soldaten beobachten.

Und noch eins: Vergessen wir nicht, daß die „Puppchenkultur" unserer Operetten nur erstickt, aber noch nicht ausgerottet ist. Machen wir uns da nichts vor! Es ist leider wahr. Gar zu leicht könnte einst dieser unwürdige Kitsch wieder erwachen. Darum Ohren auf! Treten wir ihm entgegen, wo sich auch nur die geringsten Anzeichen davon bemerkbar machen. Singen wir gerade jetzt besonders viel unsere schönen Volkslieder und versuchen wir weiter, ihre allenthalben schlummernden Keime zum Leben zu erwecken. Hinaus mit kreischenden Phonographenjuchzern! Singen wir dafür mit den Kameraden all die trauten Weisen der Heimat. Denn wer krank und siech aus dem Schlachtgewühl zurückkehrt, verlangt weder nach seichtem Tingeltangelschund noch nach dröhnenden Kriegsgesängen, er sehnt sich nach Heimatsklängen, die ihm das Herz warm machen und die er nacherleben mag. —

Ich wünschte, in jedem Lazarett läge mindestens ein Wandervogel, der sich freudig auf seine stolze Pflicht besänne. Unsagbar viel Gutes könnte er wirken, und er würde hier seine Kameraden noch weit empfänglicher finden als im Felde oder in der Kaserne.

So laßt uns denn sorgen, daß die inneren Werte, die der Krieg in so überraschender Menge in unserem Volke gezeitigt hat, nicht wieder überwuchert werden, sondern daß sie weiterleben und sich kräftigen zum Heil unseres Vaterlandes. Leben und wirken wir drinnen wie draußen in treuer, zuversichtlicher Volksgemeinschaft.

Kriegsfreiwilliger **Albrecht Meyen.**

*

Vortrupp-Jugend in Briefen.

1) An die Vortruppjugend daheim! — Meine jungen Freunde!

Es ist Euch in diesen Blättern von Anfang deutlich gemacht worden, wieviel man von Euch, der deutschen Vortrupp-Jugend, für die Zukunft erhofft. Mich drängt es, Euch Eure Aufgabe, Eure Stellung, Euern Wert noch schärfer zu zeichnen. — Der „Vortrupp", zu dem Ihr Euch bekennt, der Euch den Namen gibt, ist uns mehr als eine Zeitschrift, die einige Reformbewegungen zusammenfassen will. Er ist uns der Zusammenfluß all der heißen Bestrebungen der Besten, die aus der Vergangenheit herüber und in der Gegenwart zum Heile unseres Volkes und der Menschheit wirken; er ist uns in seiner Form der rechte Mittler zwischen unseren Führern und uns, der Menge. Wahrlich, es hat uns Deutschen nie an Führern, an Mahnern gefehlt; es hat uns auch nie an Sehnsucht nach dem Lichte gefehlt. Es mangelt aber heute noch an Menschen, die die Kraft finden, vorgezeichnete Wege zum Heile zu betreten. — Der „Vortrupp" will Menschen der Tat, Kräfte zur Mitarbeit an dem Werke sammeln, das er vollbringen will: „die endliche Zusammenfassung deutscher Kultur, zu der die Zeit jetzt reif ist" (Paasche). Dieses Ziel müßt Ihr mit Eurem ganzen Wesen als Vortrupp-Jugend erfassen. Euch ist es gegeben, den Geist des neuen

Lebens, den neuen Kulturwillen, der aus der gesamten Vortruppsarbeit spricht, zu gewinnen. Ihr werdet in den Zielen des Vortrupps nicht ein Zusammen von Einzelbestrebungen erblicken —; Euch wird aus den Vortruppheften der frische, reine Hauch eines ganz neuen Lebens entgegenwehn. Das ist der Vortrupp-Geist, den Ihr in Euch aufnehmen müßt, um teilzuhaben an der Wiedergewinnung echter deutscher Kultur. —— Dazu rate ich Euch angelegentlich: Haltet Euch an unsere Führer, laßt Euch leiten und seid treu im Beharren in Eurer Aufgabe. Sucht nicht grübelnd nach eigenen Wegen, schwärmt nicht von besseren Aufgaben. Beherzigt jedes ernste Mahnwort, das aus der Arbeit unserer Führer in Vergangenheit und Gegenwart durch den Vortrupp zu Euch spricht. So geht Ihr den besten Weg in der Arbeit an Euch selbst und an der Welt. So seid Ihr rechte Vortruppler, brauchbare Streiter für das Licht! Heil!

Julius Dürbeck.

2) ... Beim Lesen des Aufsatzes „Die Schuldigen" von Melanie Ebhardt kam mir immer wieder ein Gedanke, der mich früher schon gequält hat. An eine heilige Stätte in der Heimat mußte ich denken, dort wo die brausenden Ostseewogen an des Pommerlandes breite Brust schlagen. Da liegt die alte feste Stadt Kolberg, wer kennt sie nicht im deutschen Vaterlande, sie, um deren Boden so heiß mit Russen und Franzosen gerungen wurde. Besonders die Belagerung von 1807 ist jedem deutschen Kinde bekannt. Aber auch der schweren Kämpfe gegen die Russen im Siebenjährigen Kriege sollte man gedenken. Vielleicht liest mancher in dieser schweren Zeit Nettelbecks Lebenserinnerungen, ein Buch, das neben andern so recht in jede Hausbücherei gehört. Da ist so schön eines deutschen Helden gedacht, der in den Tagen der Franzosenbelagerung blutete und starb. Es ist Waldenfels. Auf dem Münder Friedhof findet ihr sein Grab hinter dem Nettelbecks, die schlichten Grabsteine ganz mit Efeu umrankt. Aber noch eine andere Stätte erinnert an ihn. Wenn ihr am Strande entlang wandert, da findet ihr an einer Stelle, wo das Meer stark gegen Buhnen und Steindämme brandet, die Waldenfelsschanze. Und wenn in Kolberg ein behäbiger Familienvater zu den Seinigen spricht: „Wir wollen zum Waldenfels gehen und Kaffee trinken", so ist eben dieser Ort gemeint. Die Erdwälle, um die einst tapfer gekämpft wurde, sind noch teilweise erhalten, und auf jenem dicht am Meere macht sich eine Kaffeehalle breit. Da kann man sitzen, ganz in Glas gehüllt, gemütlich trinken und essen und zugleich, ohne den scharfen Seewind zu spüren, dem ewig schönen Spiel der brandenden Wellen zusehn. Die „Restauration Waldenfels" sorgt für Kaffee, Kuchen und Bier, je nach den Bedürfnissen der Gäste. Der Ort ist aber noch durch Mehreres eigentümlich. Durch eine breite Pforte kommt man auf einen baumbepflanzten Platz. Da findest du rechts an einem Baume eine schwarze Tafel, an der angezeigt ist, wieviel eine Tasse Kaffee kostet. Weiterhin triffst du ein grellrotes Ungetüm, das dich anglotzt: „Wieviel wiegen Sie?" Dann kommen zwei Schokoladenautomaten. Unter den Bäumen sind Tische und Stühle für zahlreiche Gäste. Und inmitten dieses Gasthausbetriebes ist die Stelle bezeichnet, wo der Held Waldenfels fiel, ein pommerscher Stein mit einfacher Inschrift, zwei Kanonenrohre, Efeu und einige Tannen. Es ist ein Denkmal, wie man es einem deutschen Helden setzen muß, aber wie ist die Stätte entweiht! „Die Menschheit hatte den alten Gott gestürzt und das goldne Kalb wieder auf dem Altar erhöht." Wieviel besser wäre es gewesen, wenn die Sturmflutwogen der Jahreswende 1913/14 die Waldenfelsschanze verschlungen hätten. Das Meer kann solche Stätten nicht entweihen. Aber da sitzen im Sommer die Wömste und Frönke wie die Fliegen auf dem Honigbrot. Wird einer von ihnen daran denken, daß der Ort heilig ist, daß deutsches Blut in schwerer Zeit diesen Boden tränkte?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich glaube, in unsern Tagen wird unser Volk sich auch dieser verwahrlosten Stätte annehmen. Ist doch in so manchen Dingen eine Änderung eingetreten. Wie leicht wäre all der beleidigende Tand beiseite geschafft. Das Haus könnte den Namen eines Waldenfels weiter tragen und in seinen Räumen kranke Soldaten aufnehmen, oder man kann ein kleines Invalidenheim draus machen. Ich weiß nicht, ob man während der Kriegszeit da schon Änderungen getroffen hat. Nötig sind sie.

P. N.

3) In Nr. 4 der Vortrupp-Jugend las ich verschiedene Aufsätze, die mich sehr erfreuten. Aber einer ruft meinen Widerspruch hervor, der Aufsatz „Unsere Jugend im Kriege" auf S. 27. Ich habe erst vor wenigen Jahren die Schulbank verlassen, und gerade darum glaube ich, ein Recht zu haben, mich dazu zu äußern. Ich denke an die Worte von Dr. G. Wyneken: „Es werden nach dem Kriege Ritter des Eisernen Kreuzes auf der Schulbank sitzen ..." usw.

Ich weiß nicht, wie es auf anderen Schulen ist. Ich habe nur das Zehlendorfer Gymnasium besucht. Aber da es so oft angegriffen und verurteilt wurde, wird es nicht besser als andre Schulen sein. Auch ich bin weit entfernt, zu glauben, es bedürfe keiner Reform. Aber muß man denn eine Einrichtung nur nach ihren Fehlern beurteilen?

Wenn ich daran denke, wie wir mit unsern Lehrern wanderten, ruderten und spielten, mit ihnen besprachen, was uns auf dem Herzen lag, dann kann ich nur sagen, daß unendlich viele Schüler und Lehrer auch schon in Friedenszeiten sich als Freunde gefunden hatten.

Als wir die Schule verlassen hatten, kamen wir im „Verein der ehemaligen Zehlendorfer Gymnasiasten" zusammen. Und jedesmal waren einige Lehrer als Gäste und Freunde unter uns. Jetzt wo von 120 Mitgliedern 100 Soldaten wurden, arbeiten die Daheimgebliebenen und die Lehrer gemeinsam an den „Nachrichten", die sie uns monatlich ins Feld oder in die Garnison schicken, in denen wir sehen, wie es den Kameraden daheim und draußen geht. Und aus manchem Feldpostbrief der Kameraden draußen auf dem Meer, im Schützengraben und im Flugzeug sah ich, daß auch der Einfluß der Schule nicht zu unterschätzen war. Es ist eben keine blöde „Absurdität, daß auch der Schule die Bewährung der Jugend im Kriege zu danken ist". Und wahrhaftig, wär ich nicht lahm, ich säße nicht hier als Ordonnanz und Krankenpfleger.

Freilich nicht alle Lehrer waren so, wie ich's vorhin beschrieb. Wo in der Welt sind in einem Beruf nur mustergültige Leute? Aber kann man nicht auch aus dem lernen, was nicht richtig gemacht wird? Gerade das ist mir oft aufgefallen, wenn ich glaubte, von einem Lehrer ungerecht behandelt worden zu sein — natürlich erst, nachdem mein erster Zorn sich gelegt hatte. Nichts hat so meine Arbeitskraft und Arbeitslust gesteigert, wie der Geist des Widerspruchs: Jetzt will ich es ihm gerade zeigen, daß ich auch was leisten kann. Ja, schon am folgenden Tage kam ich einst in Versuchung, dem Lehrer dafür (im stillen) dankbar zu sein.

Ich war immer davon überzeugt und glaube es jetzt mehr als je, daß der Militärdienst für jeden jungen Mann eine gute, kaum zu ersetzende Schule sei. Aber nie habe ich mir eingebildet, daß man da nur Idealmenschen zu Vorgesetzten hat.

Darum — so meine ich — sollen die, welche es gut meinen mit der Jugend und ihrer Erziehung, rastlos auf Besserung der Schule hinarbeiten. Der Jugend selbst aber tun sie einen noch größeren Dienst, wenn sie hinweisen auf das, was jetzt schon gut ist, damit es genutzt werde — und vor allem, wenn sie der Jugend zeigen, wie sie mit dem Vorhandenen fertig werden und auch aus dem noch Mangelhaften Segen und Nutzen ziehen kann.

F. P. F.

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. Jahrgang Nr. 13 **Der Vortrupp** 1. Juli 1915
Herausgeg. von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. – Verantwortl. Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20

Vortrupp-Jugend

Monatliche Beilage zum „Vortrupp", unter Verantwortung der „Vortrupp"-Schriftleitung, herausgegeben von

Nr. 7 Hans Paasche 1915

Inhalt. Ihr werdet sein wie Gott, erkennend Gutes und Böses von Dr. Bachem. — Von den Verwaltern unseres Erbes. Brief von Walter Hammer. — Wollen und Wirken (Vortrupp-Jugend in Briefen. — Vortrupp-Jugend Hamburg).

Ihr werdet sein wie Gott, erkennend Gutes und Böses.

Ich nahm mir vor, einen hohen Berg zu besteigen, den Monte Rosa. Denn ich dachte, es müsse schön sein, so hoch in den Alpen zu stehen und zu schauen, und ein stolzes Gefühl, es zu leisten und geleistet zu haben.

Auch würde ich ein gutes Beispiel geben, denn ich wollte zeigen, daß diese Wanderung ohne Nahrung von Getötetem möglich, ja gut möglich ist.

Das Gute — ästhetisch und ethisch — war mein Ziel.

Ich schränkte zunächst meine Ausgaben ein — das war bös! — und übte mich in einer nicht sonderlich kurzweiligen Gegend.

Ich hatte auch in meiner Umgebung einigen Widerstand zu überwinden — wegen der Gefahren, der Ausgaben u. a. —; es war ein wenig Ärger dabei.

Es kamen mir auch unerwartete Angelegenheiten in die Quere, hemmten die Vorbereitungen und verzögerten die Reise.

Aber eines Tages saß ich doch in dem Zuge Frankfurt—Basel und schwitzte und fand die Bank im Abteil etwas hart.

Und es stellte sich in den nächsten Tagen heraus, daß einige Vorbereitungen nicht gut getroffen waren und daß auch die Harmonie unter den Reisegefährten unvollkommen war.

Mühselig war der Weg den großen Gletscher aufwärts, eisigkalt umwehte uns oben der Wind, die uns umgebende Gefahr ließ Anseilung und äußerste Vorsicht nötig scheinen, fast ging die Leistung über unsere Kräfte!

Lohnte sich das alles? Wir verbrachten eine Nacht in der Cabana Regina Margarita, wenn ich mich recht entsinne, 4451 m hoch! So hoch hatte ich selbst auf meiner Montblanc-Tour nicht geschlafen!

Und überhaupt scheint mir die Besteigung des Monte Rosa größere Reize zu bieten. Vor allem sind die Aussichten von den verschiedenen Spitzen, auch von der höchsten, der Dufour-Spitze, auf die so greifbar nahe liegenden umgebenden Gipfel, Kämme und Gletscher so prachtvoll, während auf dem Montblanc alles so tief unten, so winzig erscheint. Sind doch die Bergriesen beim Monte Rosa kaum weniger hoch als er selbst, so der Lyskamm, das Breithorn, das Matterhorn!

Kein Zweifel, unsere Augen konnten in Schönheit, in erhabener Gebirgsschönheit schwelgen!

Aber wie, wenn Nebelwetter uns diesen Genuß geraubt hätten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es wäre das stolze Kraftgefühl geblieben.

Es ist etwas Eigenes um dieses Gefühl des Bergbesiegers, es läßt sich so wenig vergleichen mit dem verhältnismäßig billig und leicht erreichten Genusse etwa im Theater, es ist etwas, das mir gefühlsmäßig als Sittlich-Erhabenes vor Augen steht. Obwohl ich zu meiner Verwunderung zunächst das Wichtigste einer sittlich zu wertenden Tat vermisse, das Soziale, das Altruistische!

Freilich läßt sich ja Drang und Tat des Gipfelsteigers auch nicht egoistisch begründen. Denn wo wäre für ihn der Vorteil, der nur einigermaßen das Böse, die Strapazen und mannigfaltigen Hindernisse, wettmachte?

Beim idealen Wanderer gibt es keine solchen Vorteile, und von Berufs-Schriftstellern oder -Photographen reden wir hier nicht.

Aber vielleicht leiste ich mir und meinen Mitmenschen schon einen Dienst durch die unegoistische Kraftentfaltung?

So fühle ich es, zu einem solchen Glauben drängt es mich.

Ich weiß es noch nicht, aber ich weiß, daß meine Lebensziele und Lebensaufgaben nur soziale sind, und will doch wieder Gipfel stürmen.

Ich werde mir wieder Mühseligkeiten und Widerwärtigkeiten aufbürden um eines Guten und Schönen willen.

Daß es sicher wieder etwas Gutes und Schönes gibt, weiß ich jetzt schon, ja, da ich wohl damals etwas gelernt habe, wird es das nächste Mal womöglich noch besser werden.

Es scheint mir fein, das Böse, das ich auf mich nehme.

Wenn es nicht zu überwinden wäre, würde ich das Ganze gar nicht schön finden.

Es scheint, daß ich noch nicht vom Baume der Erkenntnis genossen habe, denn ich weiß nun gar nicht, was gut und was böse ist.

Aber wenn ein gütiger Gott einmal mit mir zusammen berät, wie mein künftiges Leben eingerichtet werden soll, dann würde ich aus mancherlei Gründen vorschlagen: recht viel Schwieriges auf dem Lebenswege, dann wird es mich gerade freuen, das Böse aus dem Wege zu räumen, und den andern zu zeigen, wie man's macht.

Dr. med. Bachem.

*

Von den Verwaltern unseres Erbes.

Brief an einen Wandervogel.

Nun ich endlich die Gewißheit habe, daß Du Dich auf dem Wege der Besserung befindest, will ich Dir gerne Deine Frage beantworten, was aus dem Wandervogel geworden ist. Du möchtest gerne erfahren, welche Entwicklung unsere Bewegung während der ersten neun Kriegsmonate durchgemacht hat. Ich kann es sehr gut begreifen, daß Deine Gedanken oft bei uns daheim waren, als Du armer Kerl dazu verurteilt warst, Stunde um Stunde und Tag um Tag immer dieselben eintönig kalten Wände des Krankensaales anzustarren. Du hast Dich mit Sorgen immer wieder gefragt: „Was mag jetzt wohl aus dem so schön begonnenen Jugendwerk werden?" Und diese Deine Fragen und Sorgen sind zugleich auch diejenigen vieler tausend uns Gleichgesinnter. Ihnen allen liegt unsere gemeinsame Sache sehr am Herzen; nicht das schlechteste Stück ihres Selbst haben sie ihr geopfert. Und mag man infolge der häufigen vereinsmeierlichen Zänkereien noch so üble Erfahrungen gemacht und Enttäuschungen erlebt haben — mit dem Herzen bleibt man immer noch dabei. Und schon alleine dieses herzliche Verhältnis zur Sache mag Dir von vornherein die tröstliche Gewißheit geben, daß es daheim immer noch Leute gibt, die gewillt sind, alles daranzusetzen, um unser schönes Jugendwerk vor dem Untergang zu bewahren und einen Zusammenbruch zu verhüten.

Hinzu kommt aber noch ein Zweites, das Euch da draußen im Felde oder im Lazarett den unverminderten Bestand des gemeinsam mühevoll Erarbeiteten verspricht, nämlich das Gefühl der Pflicht, das alle daheimgebliebenen Wan-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dervögel erfüllt. Wir Daheimgebliebenen alle glauben es Euch ins Feld hinausgezogenen Freunden schuldig zu sein, das gemeinsam Geschaffene, allen Widerwärtigkeiten zum Trotz, zu erhalten.

Fragt sich nur, was denn das Erhaltenswerte ist: Form oder Inhalt, Schale oder Kern? Fragt sich weiter, ob man nicht Teile der Form, der Schale, ob man nicht Äußerliches, Oberflächliches preisgeben darf, um den Kern zu erhalten. Je nachdem man diese Frage beantwortet, sieht man zweierlei Wege vor sich. Der eine Weg führt zur Verknöcherung, der andere fördert die lebendige Entwicklung ins Höhere, Feinere.

Erstarrung bedeutet den Tod. Wer im Wandervogel nicht etwas Entwicklungsfähiges, Zukunftverheißendes sieht, kommt zur Verneinung, jenem Ortsgruppenleiter, einem Oberlehrer, gleich, der das Wesen des Wandervogels nicht erkannt hatte und die Ortsgruppe für die Dauer des Krieges zugunsten der Jugendwehr auflöste. Wenn dieser krasse Fall auch glücklicherweise ganz vereinzelt dasteht, so ist er doch schmerzlich für jeden, der hier Liebgewordenes bedroht, große Hoffnungen zerstört sieht.

Der Gefahr läßt sich leicht dadurch begegnen, daß man den Wandervogel umgestaltet, den Verhältnissen des Krieges anpaßt. Noch ist die Bewegung hoffentlich lebendig genug, sich wandeln zu können. Es gibt Kriegsbrot, Kriegskragen — sollte nicht auch ein Kriegswandervogel entstehen können? So fragt das böse Gewissen dieser Jugendbewegung. Aber diese Frage ist unbequem, und groß ist das Beharrungsvermögen. Aber zum ersten Male heißt es jetzt: hier muß etwas durchgesetzt werden, selbst gegen den Willen der jetzt das Feld beherrschenden ganz jungen Wandervögel. Die aus reicherer Erfahrung schöpfenden und die Lage überschauenden daheimgebliebenen Führer dürfen sich von den Jungen nicht verdrängen lassen, sie müssen standhalten und sich durchsetzen, sicher, daß sie im Sinne ihrer Freunde im Felde handeln, der älteren Führer, die ja doch stets die geistigen Träger der Bewegung gewesen sind.

Dieser Tage wurde ich wegen der großen Hoffnungen, die ich in meinen Kriegsflugblättern auf die Meißner-Jugend setzte, verspottet. Und gleichzeitig erlebte ich einige Beispiele von Verständnislosigkeit und Schwerfälligkeit in den Reihen des Wandervogels, die mich von der Notwendigkeit überzeugten, in der Arbeit an kriegsgemäßer Umgestaltung des Wandervogels nicht müde zu werden. Es wurde mir immer klarer, daß die Hoffnungen unserer Besten sich nicht an unwesentliche Formen und Äußerlichkeiten knüpfen können, sondern daß in ihren Augen einzig und allein die kernhafte neue Kulturgesinnung den Wert des Wandervogels ausmacht. Und nur dadurch kann man dem vielleicht nicht ganz unbegründeten Spott begegnen, daß man der Welt einmal handgreiflich deutlich vor Augen führt: Der Wandervogel ist kein Verein für ausgiebige Benutzung der Gehwerkzeuge, er tut Besseres und hat Höheres im Sinn, als Schuhsohlen zu verschleißen.

Was in dieser ernsten Zeit nottut, das ist der Wille zu wertschaffender Tat, ist die Aufrüttelung des sozialen Gewissens.

Man sagt mit einiger Berechtigung, der Wandervogel sei zu stark auf Genuß eingestellt. Wohl denen, die wissen, wo jetzt ihre Pflicht ist! Sie müssen kräftig mit zugreifen, denn das ganze Volk führt diesen gewaltigen Krieg. Da darf auch der Wandervogel nicht abseits stehen, mögen auch die Freuden einer Ferienfahrt locken. Verhaßt waren uns stets und sind uns noch heut Hurraschrein und oberflächliche patriotische Phrase. Aber unsere Vaterlandsliebe wollen wir dennoch und wollen wir besser und kernhafter, echter beweisen: durch die Tat!

Den Willen und die Fähigkeit zu wertschaffender Tat hat der Wandervogel in diesem Kriege schon verschiedentlich gezeigt: bei der Erntehilfe, beim Lazarettsingen, beim Anbau von Herbst-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Wintergemüse zugunsten der Volksküchen, bei der Unterweisung zukünftiger Landesverteidiger im Skilaufen usw. Neue Möglichkeiten werden sich im Laufe des Sommers bieten. Viele Wandervögel verzichten auf Ferienfahrten, um in den Gärten der Eltern und Freunde zur Vermehrung unseres Gemüsebestandes beizutragen. Wieder andere tippeln hordenweis zu befreundeten Bauern hinaus und arbeiten bei ihnen im Schweiße ihres Angesichts. Oder sie sammeln wildwachsendes Gemüse. Gibt der Wandervogel etwas Wesentliches seiner Eigenart auf, wenn er statt allsonntäglich nur noch alle 14 Tage regelrecht auf Fahrt geht? Diese Frage wird einmütig verneinend beantwortet werden und nur dort ärgerlichen Mienen begegnen, wo noch das Verständnis für unsere wirtschaftliche Notlage, für unsere Kriegspflicht gegen das Volksganze fehlt. Belehrend und aufmunternd darauf hinzuweisen, darin erblicken wir daheimgebliebenen älteren Führer eine ernste Pflicht, von deren Erfüllung wir uns durch keine kurzsichtigen Einwände abbringen lassen.

Die meisten Kleinen sind kurzsichtig und kleben an der Form. Starke, aufrechte, selbstsichere Persönlichkeiten mit überschauendem Blick müssen sie leiten. Gewiß, das ist ein ganz neuer Zustand. Aber die Kleinen werden nach einigem Widerstreben den Ratschlägen ihrer selbstgewählten Führer folgen und ihnen über kurz oder lang Dank dafür wissen.

Aber, weißt Du, unter den Jungen gibt es auch viel ärgerliche Köpfe, die mit Gewalt urteilen und aburteilen wollen selbst da, wo sie noch nichts begriffen haben. Und da denke ich denn an die Worte von Wyneken von der körperlichen Abhärtung und der geistigen Verweichlichung und von den — aufgeblasenen Fröschen. Das klingt recht boshaft, nicht wahr? Aber wir dürfen nicht verkennen, daß diese gernegroßen altklugen Leutchen eine große Gefahr für unsere Bewegung sind. Keiner weiß gründlich Bescheid — alle wollen aber mitreden. Das Urteil gründlich Sachkundiger wiegt bei ihnen nichts. Darin sehe ich eine große Gefahr, auf die ja auch schon auf dem Hohen Meißner aufmerksam gemacht worden ist.

Wir müssen es zu verhüten suchen, daß diese Jungens vorschnell gefaßte Beschlüsse über Dinge in die Tat umsetzen, die noch über ihren Gesichtskreis hinausreichen, aber von ihren Brüdern im Felde bereits erfaßt werden konnten; müssen darüber wachen, daß sie nicht mit lautem Geschrei einen schön begonnenen Bau wieder einreißen und damit eine mühsam gestaltete Welt in Trümmer geht.

Die Kleinen mögen es ja auch ganz gut meinen. Aber noch ist ihr Gesichtskreis zu eng, so daß sie nicht gründlich begreifen können, was eigentlich ihre Freunde, deren Erbe ihnen anvertraut worden ist, gewollt haben. Sie müssen warten und ruhig ihre Gedankenkreise wachsen lassen, bis sie an die alten, genugsam engen Grenzen heranreichen. Langsam müssen sie in die Gedankenwelt ihrer bisherigen Führer hineinwachsen.

Man kann es sich vorstellen, daß jetzt während des Krieges ein ganzer Gau des Wandervogels in eine bedauerliche rückwärtige Bewegung hineingezogen wird, besonders dann ist das sehr gut möglich, wenn keine kräftige Führerschaft vorhanden ist. Da müssen sich alle besonnenen Führer zusammentun und gemeinsam — ein Generalstab gleichsam — das gerade jetzt notwendig Erscheinende durchzusetzen versuchen. Oder es müssen zur Wahrung des bereits eroberten Neulandes Freideutsche Arbeitsgemeinschaften ins Leben gerufen werden. Eine einzelne gefährdete Ortsgruppe aber möge sich gleichsam einspinnen, möge sich auf eine „Insel" retten, um nicht mit in diese rückwärtige Bewegung hineingerissen zu werden. Wenn es ihr möglich ist, alle störenden Eingriffe mit der gebührenden Schärfe zurückzuweisen, dann kann sie sich sogar während des Krieges eines weiteren, allerdings nicht rein zahlenmäßig zu erfassenden Aufschwunges erfreuen.

Du wirst fühlen, daß es Dir möglich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sein wird, in einer sich derartig entwickelnden Ortsgruppe gleich nach Deiner Rückkehr weiter mitzuarbeiten. Ebenso sicher muß es aber da zu einer Spaltung kommen, wo die Ortsgruppe von allen guten Geistern verlassen worden ist. Da werden die heimkehrenden Wandervogel-Soldaten vielleicht vorziehen, auf den „heiligen Berg" auszuwandern. Seine Lage ist noch nicht bekannt. Auch seinen Namen, auf den es diesmal wesentlich ankommt, weiß ich noch nicht zu nennen. Aber der neue Inhalt ist bereits vorhanden. Er strebt nach einer neuen Form, um sich in sie zu ergießen. Es liegt etwas Neues in der Luft, das sich gestalten will und über den Wandervogel hinausweist. Da wächst und wächst etwas, das die Grenzen des Wandervogels bald nach Friedensschluß sprengen wird, vorausgesetzt, daß die Grenzen nicht mehr dehnbar sind und die Wandervogelbewegung an Alterserscheinungen zu leiden beginnt. Dann gibt es eine Kettensprengung, weil sich eine wirkliche Jugendbewegung das natürliche starke Wachstum nicht verbieten läßt.

Ihr werdet mit wahrhaft religiösem Ernst in die Heimat zurückkehren, den Blick fürs Wesentliche mitbringen und es nicht mehr ertragen können, wenn um nichtiger Dinge willen stundenlang aneinander vorbeigesprochen und vorbeigehört wird. Ihr werdet dafür sorgen, daß nicht mehr so viele gutwillige Kraft durch Zänkereien vergeudet wird, daß sich die Jugendbewegung nicht wieder in Winkel verrennt. Dann schmieden wir gemeinsam weiter an unserm Werk. Möge herzliche Freundschaft, der Geist vollkommenen Einvernehmens und einmütigen Wollens recht bald wieder in unser Land und in unsere Bewegung einziehen!

Das Erbe, das Ihr uns anvertraut habt, wird nicht untergehen. Das Wesentliche werdet Ihr nach Eurer Heimkehr unvermindert erhalten sehen. Der Funke wird überall am Glimmen bleiben, das Feuer nirgend ganz erlöschen. Und nach dem Kriege wollen wir gemeinsam die große helle Flamme wieder entfachen!

In dem Wunsche, daß Dich diese Zeilen mit froher Zuversicht erfüllen werden, grüßt Dich mit herzlichem Heil

Dein **Walter Hammer.**

Wollen und Wirken

Bilder aus der lebensreformerischen Jugendbewegung unsrer Zeit

Vortrupp-Jugend in Briefen.

1) Heil! ... Ich denke, alle, die sich „freideutsch" nennen, müßten innerlich so wesensverwandt sein, müßten so sehr eine Kameradschaft bilden, daß es ihnen unmöglich wäre, sich gegenseitig mit dem steifen „Sie" anzusprechen. Ich war recht froh, als ich eine Karte bekam von einem Ch.er Wandervogel, der mich gleich „Du" ansprach! Freilich gibt's überall kleine Seelen, aber unter uns haben die keinen Platz. Ich hoffe, daß auch Du einverstanden bist, wenn ich Dich mit Du anspreche. Wenn ich mir so vorstelle, wie Du im Walde lagst, einsam, wie Du schreibst, beim Lesen des Vortrupp, als eine der Unseren und ich müßte nur denken, ich wäre dazu gekommen und fein zierlich hätte ich zu Dir gesagt: „Erlauben Sie, daß ich Sie grüße, Fräulein!" Dann müßte ich lachen. Nein, Nein! Ich stapfte auf Dich zu, würde Dir die Hand geben und sagen: „Gott zum Gruß, Mädel!" und setzte mich mit meiner Zupfgeige neben Dich, und dann wären wir schon gute Kameraden und brauchten nicht erst verlegen das Plaudern vom „schönen Wetter" und vom „grünen Walde" anzufangen. Nicht wahr! Du bist einverstanden? ...

Im April war ich 3 Wochen in der Heimat. Jede freie Zeit habe ich zum Wandern benutzt. Wenn ich allein die

Wälder durchstreifte, kamen mir immer so frohe, leichte Gedanken, eine Zufriedenheit, wie ich sie früher nicht gekannt: so ein innerliches Aufjauchzen! — Und jetzt, wo ich wieder im Felde bin, da steigt manchmal, besonders abends und morgens, wenn mich mein Gang zur Beobachtungsstelle durch Hecken, Weiden und Wälder führt, eine recht wehe Sehnsucht nach der Heimat in mir auf. Aber gerade sie ist schuld an der Begeisterung für den Kampf und an dem Zorn gegen die Feinde, weil sie aus der Liebe zum Mutterlande entspringt, die selbst wieder aus intensivstem Kennen kommt; und das ist ja wohl der Hauptgrund des Wanderns. Und damit sage ich schon, daß nichts, auch nicht der Krieg uns abhalten soll, zu wandern: unser Land und Volk kennen zu lernen. Denn gerade jetzt im Krieg muß diese Kenntnis mehr und mehr wachsen, damit wir w i s s e n, wofür unsere Lieben draußen kämpfen, damit unser Interesse für deren Leiden und Beschwerden nicht abflaut.

Nun habe ich allerdings schon gehört, daß manchem das lustige Singen der Wandervögel nicht gefällt, „in einer Zeit, wo andere bluten müssen!" Fragt d i e ruhig, ob sie nicht hie und da ins Theater gingen oder ins Konzert oder gar ins Kabarett und ob sie damit einen recht patriotischen Zweck verfolgen? — Warum sollt Ihr sang- und klanglos die Welt durchziehen? Nein, es hat gar keinen Zweck, Trauer zu heucheln und unsere jungen Leute zu Hause sollen um Gottes Willen den Kopf nicht hängen lassen, sondern selbstbewußt in die Zukunft schauen. . . . **Max Josef Fink.**

2) . . . Im Felde hat man, so im Unterstande des Schützengrabens, in langen einsamen Wach-Nächten, bei Gesprächen mit den Gefährten und Vorgesetzten, viel Gelegenheit zum Nachdenken und Klarwerden über manches. Der Hauptgedanke ist immer: Die Zukunft unsres Volkes. Schon während der Ausbildungszeit, besonders aber hier in der Front, sieht man so recht deutlich, wie unendlich wichtig ist eine Erziehung des gesamten Volkes zur Wahrhaftigkeit, welche gleichbedeutend ist mit Gesundheit. Nur das Volk, dem die Anforderungen an Willen, Entbehrungen, Kraftaufwand, Ausdauer, Abhärtung und alle sonstigen Tugenden von Jugend auf in Fleisch und Blut übergegangen sind, bleibt überlegen. Man sah es schon in der Garnison: Diejenigen, die bereits so gewöhnt waren, ertrugen am leichtesten den Wechsel vom Bürger- zum Kriegerleben, fanden sich am schnellsten in das Heeresleben hinein. Und das waren durchaus gerade nicht immer die Vertreter der körperlich arbeitenden Stände, auch nicht die durch Fleisch, Bier usw. am „wohlerhaltensten" Aussehenden. Wie manches schmächtige Schulmeisterlein, Studentlein usw. war dabei! Besonders die ehemaligen Wandervögel, Pfadfinder, Turner u. a. taten sich hervor. Die, die leben konnten, ohne den halben Tag mit Stinkstengel oder Priem im Maul und zollhoch Bier im Magen herumzulaufen.

Nun beschäftigt mich fortgesetzt der Gedanke, wie wir es anfangen können, daß in Zukunft überhaupt für jeden Mann der Übertritt ins Heer ohne besondere Störung des Wohlbefindens vor sich gehen kann. Denn was wir dadurch an Wehrfähigkeit gewinnen, wenn j e d e r Mann unseres Volkes, wie das treffliche Pfadfinderwort lautet: „A l l z e i t b e r e i t" ist, liegt auf der Hand. Bei der bisherigen Lebensweise ist das unmöglich. Ich würde ja am liebsten das ganze Berufsleben so umgestalten, daß jeder täglich vielleicht drei Arbeitsstunden lang „Dienst" im Freien hätte, daß sämtliche Brauereien, Schnapsbrennereien und Tabaksgeschäfte allmählich eingingen usw. — aber davon sind wir noch weit entfernt, jetzt, wo trotz allgemeiner Beschlagnahme von Getreide und Kartoffeln das Bierbrauen doch noch immer weiter geht. Meine Hoffnung ruht also auch hier wieder, wie bisher, auf der deutschen Jugend. Die wendet sich ja — im Gegensatz zu den Alten, die doch in den seltensten Fällen noch umzukrempeln

sind (von rühmlichen Ausnahmen abgesehen) — Gott sei dank jetzt von dem einstigen Ideal der Frühreife — Nachahmen des „Erwachsenen", z. B. in Kleidung, Stammtischbetrieb, studentischem Kneipwesen, Tabakrauchen, Unjugendlichkeit mit einem Worte — immer mehr ab und der Betätigung gesunder Jugendlichkeit zu.

Die Jugend selbst hat eingegriffen mit ein paar herrlichen Anfängen. Wir dürfen aber in der jetzigen ernsten Zeit und der noch ernsteren, die folgt, nicht bei Zersplitterung stehen bleiben, die unserm Volke ja so sehr „liegt". Vollmenschen müssen wir erziehen. Ich fand schon Jungens, denen Turn- oder Sportverein, Pfadfinderkorps, Wandervogel usw. jedes allein nicht genügte. Nicht einseitig: allseitig gilt es jetzt zu sein. Mehreren Herren aber kann keiner dienen. Also kurz gesagt: Es ist eine Verschmelzung von Wandervogel-, Pfadfindertum und deutschem Turnen nebst allen Leibesübungen, die mir vorschwebt. Eine Vereinigung aller guten Seiten dieser Größen, nebst Ausscheidung ihrer etwaigen Mängel. Dies soll zunächst nur eine Anregung sein, und ich bin gespannt auf Äußerungen für und wieder, vor allem auch über das „Wie", und würde dafür sehr dankbar sein.

(Geschrieben im Schützengrabenunterstand am frühen Morgen eines Frühlingstages.)

Diez-Kurt Bernhardi,
9. Komp., 2. Ref.-Inf.-Rgt., 3. Ref.-Div.

*

Vortrupp-Jugend Hamburg.

Im Anschluß an die Mitteilung in Nr. 5 der „Vortrupp-Jugend" über die Hamburger Vortrupp-Jugend möchten wir folgendes zur Kenntnis bringen:

In der Versammlung des Vortrupps am Sonntage, den 9. Mai auf dem Flidderberge in den Lohbergen behandelte der Geschäftsführer des Hamburgischen Landesverbandes für Jugendpflege, Herr Kuhlendahl, in einem Vortrage die Frage: „Besteht zwischen dem Oktober 1913 (Fest auf dem Hohen Meißner) und dem Oktober 1914 (Militärische Vorbereitung der Jugend) ein Widerspruch?"

Nach einem geschichtlichen Überblick über den in der neueren Zeit entstandenen Kampf zwischen Autorität und Freiheit, den die Jugend ausfocht, schilderte er die Folgen, die daraus entstanden, daß die Jugend in den Jugendbünden, dem Wandervogel u. a., ihren Willen zum eigenen Erleben und Leben durchsetzte. Ihren Gipfelpunkt fand diese Anschauung in dem Feste auf dem Hohen Meißner im Oktober 1913, diesem Feste der Begeisterung, der Freude, der Romantik.

Sehr bald sollte der Krieg die dort gelobte Liebe und Treue zum Vaterlande in die Tat umsetzen. Da zögerte keiner, sich zum Opfer darzubringen. Aber nicht Alle konnten hinausziehen. Da wurde zur militärischen Vorbereitung der Jugend aufgerufen. Nicht nur gegen die in dem Aufrufe aufgestellten Richtlinien erhoben sich aber viele Stimmen, sondern man glaubte auch, in ihnen eine Zwecksetzung von Altersverbänden zu erkennen, die in dieser Form der freien Jugend das Recht auf eigene Willensäußerung entzöge oder doch den Versuch machte, die Jugend für bestimmte Zwecke einzufangen. Aus den Reihen des Wandervogels erkannten nur wenige, daß in den Worten vom Meißner und in den Richtlinien nicht nur kein Gegensatz, sondern eine Ergänzung zu finden sei, denn es handelt sich um etwas ganz anderes. Die Jugend will bereit sein, für das Vaterland einzustehen. Das Vaterland beansprucht ihre Kräfte, nicht der Jungdeutschlandbund oder Ähnliche. Wenn sich also der Widerspruch gegen die Jugendkompagnie dahin äußert, sie sei eine Zwecksetzung von älterer Seite her, so stimmt das nicht, da die Freideutsche Jugend selbst erklärt hat, sie wolle ihre Kräfte dem Vaterlande weihen. Auch hat die militärische Vorbereitung der Jugend nichts mit den früher geschaffe-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nen Gruppen gemeinsam. Die pädagogischen Bedenken, die von nicht freideutscher Seite gegen sie erhoben wurden, sind nicht angebracht. Der junge Mann muß sich einmal dem Staate einordnen, und der Staat der Zukunft kann ein ganz anderes Gesicht haben als der jetzige. Die Forderung der freideutschen Jugend soll im weitesten Maße berücksichtigt werden. Ob die schon vorher bestehenden militärischen Jugendvereine berechtigt sind oder nicht, diese Frage scheidet aus; hier handelt es sich nur um eine Forderung des Vaterlandes.

Wenn Walther Fischer behauptet, der Wandervogel und die anderen wandernden Verbände haben das, was die Jugendkompagnien leisten wollen, längst geleistet, so stehen dem zwei große Bedenken entgegen:

Erstlich ist der Wandervogel nicht zu dem ausgesprochenen Zwecke körperlicher Ertüchtigung gegründet worden. Er suchte eine ethische Beeinflussung der Jugend durch die Jugend und wollte kein Verein für billige Schülerreisen oder zur körperlichen Ausbildung der Jugend sein. Daß die letztere sich als selbstverständlich ergab, ist klar, und insofern hat Walther Fischer recht. Es kommt aber nicht allein auf das Wandern an, sondern auch darauf, daß man sich systematisch ausbilden läßt, daß man das Ziel im Auge behält, als Soldat dereinst für das Vaterland das Schwert ziehen zu können. Da ist es eine Frage der Praxis, ob man das leichter löst, wenn man sich zu Kompagnien zusammenfindet oder nicht.

Aber noch eine viel wichtigere Aufgabe harrt der freideutschen Jugend bei den Jugendkompagnien; denn nicht unberechtigt sind die Klagen derer, die da sagen, daß dort die jungen Leute noch nicht immer begriffen haben, zu welch großem Zwecke sie sich vereinigt haben. Daraus folgt, daß der Geist der Jugendkompagnien nicht immer den wünschenswerten idealen Schwung hat.

„Wie wäre es nun, wenn man versuchte, den einen Geist durch den anderen zu heben? Der Geist der Absonderung und der hochmütigen Verachtung und Ablehnung ist kein freideutscher Geist! Die Worte vom Hohen Meißner haben gezeigt, daß die Freideutschen eine Mission an unserer Jugend zu erfüllen haben. Diesen Willen, zu helfen, sucht man jetzt. Wenn ein einziger Wandervogel im Schützengraben eine ganze Kompagnie durch seinen Geist, seine Lieder heben kann, um wieviel leichter wird es sein, diesen Geist in unseren Jugendkompagnien durchzusetzen.

Zwischen den Worten vom Oktober 1913 auf dem Hohen Meißner und denen des Aufrufs zur Bildung von Jugendkompagnien herrscht also kein Widerspruch, sondern sie weisen aufeinander hin; sie sind zwei Brüder, die sich ergänzen. Daher richte ich meinen Aufruf an euer freideutsches Herz, einzutreten in diese Jugendkompagnien und dort im freideutschen Sinne zu wirken. Fahrtenbetrieb braucht deshalb nicht aufgegeben zu werden, nur soll der Einzelne einer Kompagnie angehören.

Man wende nicht ein, daß die Zeit zu den militärischen Übungen fehle. Der Wille wird gefordert, und wenn er freudig gegeben wird, so werden alle Hindernisse gering erscheinen und zu überwinden sein. Die technische Frage der äußeren Möglichkeit ist zweiten Grades und unbedingt zu lösen, ohne die liebgewordenen Fahrten aufzugeben. Zwar beschränkt werden sie, aber wer wollte heute noch zaudern, ein Opfer zu bringen in der Heimat, wenn das Vaterland, das schwerbedrohte, unsere ganze Kraft fordert? Und wie im Heere der Geist des Einordnens und Unterordnens die Grundbedingung ist, ohne die sein Bestand bedroht wäre, so darf auch hier nicht gefolgert werden, daß ein der Jugend unwürdiger Zustand erzeugt würde, wenn sie freiwillig sich vorbilden läßt, um imstande zu sein, daß Größte fürs Vaterland einzusetzen: Blut und Leben. Wieviel leichter wird es jetzt auf den Märschen der Jugendkompagnien als später im Schützengraben sein, die wahre Begeisterung in den Reihen der Jungmannen zu wecken für den großen vaterländischen Gedanken!“

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. Jahrgang Nr. 15 **Der Vortrupp** 1. August 1915
Herausgeg. von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a.D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortl. Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20

Vortrupp-Jugend

Monatliche Beilage zum „Vortrupp", unter Verantwortung der „Vortrupp"-Schriftleitung, herausgegeben von

Nr. 8 **Hans Paasche** 1915

Inhalt. Es kann uns nichts geschehen von L. Brockmann. — Ein Aufsatz als Veranlassung zu einer Ferienreise von Emil Rädlein.

Es kann uns nichts geschehen.

Ein Brief aus unseren Tagen.

Meine Freundin, wie schön war es, wenn wir Seite an Seite weite, einsame Wege wandelten, unser Innerstes vor einander öffneten und erschauernd die Harmonie unserer Seelen empfanden. Das war, wie wenn feine, unsichtbare Fäden von Dir zu mir, von mir zu Dir glitten. — Du formtest zu Worten, was ich dachte, und staunend hörtest Du aus meinem Munde, was Du in Deinen Gedanken bewegtest.

Da empfanden wir ahnend das tiefe Geheimnis unsichtbarer Wirklichkeiten, wir fühlten, daß Gedanken Kräfte sind.

Eine neue Erkenntnis trat in unser Leben, ein neues Verantwortungsgefühl wurde in uns geboren. — Das gesprochene Wort war nur die grobe Form von dem, was unsichtbar und unhörbar, aber fühlbar und wirklich durch Dich, durch mich, durch die ganze Menschheit hindurchflutete. Da gelobten wir uns in ernster Feierstunde:

Wir wollen die Welt unserer Gedanken reinigen von allem Häßlichen, Niederen. Rein soll sein, was unser Mund ausspricht, rein soll aus unserer Gedankenwelt hinausgehen, was von außen, aus dem Unsichtbaren, hereinkam. —

Haben wir das Gelübde gehalten?

Das bunte Leben kam mit seinen Äußerlichkeiten, seinem Schönen und Häßlichen und mit seinen Pflichten und ließ uns das einst tief gefühlte Geheimnis vergessen. Doch in unserm Innern blieb ein Unterton, der oft in ruhiger Stunde aus der Tiefe heraufklang und die Erkenntnis von der Wirklichkeit des Unsichtbaren neu belebte. —

Die ernste Zeit hat ein großes Mitempfinden in uns gelegt. Mehr als sonst haben wir gelernt, fröhlich mit den Fröhlichen, traurig mit den Traurigen zu sein.

Mannigfach, oft erdrückend sind

die Gedanken, die an uns herantreten und durch uns hindurchgehen. Begeisternd schöne Gedanken der Liebe und tief traurig machende Gedanken des Hasses, des Rassen- und Völkerhasses klopfen an unser Geistestor.

Dürfen wir es denn heute aussprechen, überhaupt denken, daß wir nicht teil haben können, nicht teil haben wollen an diesem gewaltigen Hassen? Wir, die wir von Kind auf gelernt haben, jeden Menschen als unseren Bruder zu betrachten?

Wird man nicht von uns sagen: Ihr habt keine Liebe zu eurem Vaterlande? —

Und doch, Kind, ich weiß es von Dir und weiß es von mir mit heiliger Zuversicht, wir können das Wort Deutschland nicht aussprechen, ohne daß ein Schauer der Andacht über uns hingeht, und tief fühlen wir: Nie haben wir unser Vaterland so lieb gehabt wie heute.

So laß uns denn den Mut haben, zu bekennen, um der Habgier und des Neides Einzelner willen, die gewissenlos genug sind, namenloses Unglück über die größten Reiche der Erde heraufzubeschwören, wollen wir ganze Völker nicht hassen!

Laß uns fest bleiben in diesem Vorsatz, damit wir uns nicht zu schämen brauchen, wenn einst in Friedenstagen ein lieber Mensch, der noch vor kurzem zu unseren Feinden zählte, nach unserer Hand greift und um unsere Freundschaft bittet. Wir wollen ihm frei ins Auge sehen können: Siehe, ich habe auch während des Krieges kein Haßgefühl gegen Dich gehegt. — Oft habe ich gehört, der Haß hilft unseren tapfern Kriegern da draußen ihre schwere Pflicht zu tun, aber wir daheim, wir wollen den Haß bekämpfen, wo wir können, mit Worten und Gedanken, besonders mit Gedanken, denn Gedanken sind Kräfte. — Mahnend steht diese Erkenntnis uns zur Seite, und fordernd tritt das Gelübde jener Feierstunde vor uns hin. — —

Und vom Frohsein muß ich Dir noch sprechen.

Die gütige Mutter Natur hat uns ein köstliches Geschenk, den festen Glauben an den Sieg des Guten ins Herz gelegt. Wir haben diese Blume gepflegt unser Leben lang und das Frohsein gelernt. Nicht die äußere Fröhlichkeit, die ist nur ein Schatten jenes inneren Frohseins, das mehr einem Gefühl des Geborgenseins gleichkommt. — Es ist das Frohsein, aus dem heraus der Steinklopferhans, dieses arme, verwachsene Naturkind, in die Welt hinausjubeln konnte:

„Es kann Dir nix g'scheh'n!"

Fühlst Du, welch eine Kraft von diesen wenigen Worten ausgeht? Eine Welt voll Zuversicht, Vertrauen und Frohsinn steht dahinter.

Es kann Dir nichts geschehen!

Mit diesen Machtworten im Herzen können wir ihn wagen, den Kampf mit dem Traurigen um uns herum, denn wir wollen und sollen den ganzen Ernst der großen Zeit in uns aufnehmen. Wir dürfen und können nicht gleichgültig vorübergehen an traurigen Augen und sorgenvollen Mienen. Mit unseren schwachen Kräften sollen wir raten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und helfen, wo wir können, besonders helfen, denn wir wissen wohl, Mitleid ohne Hilfsbereitschaft ist Schwäche und drückt nieder. Die Welt aber braucht positive, aufbauende Kräfte, sie braucht Menschen, die das Frohsein kennen. —

Bei allem Traurigen, das unsere Augen sehen, sollen wir wissen, daß es einst schwinden muß. — Die Wege des Schicksals gehen auf und nieder. Die fröhlichen folgen den traurigen, die traurigen den fröhlichen Stunden. Beide sind nötig für die Entwicklung des einzelnen Menschen und für die Gesamtheit.

Warum sorgen?

Der feste Glaube an den Sieg des Guten steht uns zur Seite und macht uns das Frohsein leicht. — Es gibt viele kraft- und mutlose Menschenbrüder in diesen Tagen, die negative, niederziehende Gedanken in sich entwickeln und in die Welt hinaussenden.

Das darf nicht sein!

Mehr als sonst müssen wir unser Frohsein zur Hilfe rufen gegen diese inneren, unsichtbaren, machtvollen Feinde. Unser Vaterland, unser Volk, wir selbst brauchen zukunftsfrohe, hoffnungsfreudige Gedankenkräfte, die uns helfen, das große Werk zu tun. Darum sollen wir zusammenhalten, wir Frohmenschen.

Wie ein einziger, mächtiger Jubelruf soll es aus unseren Herzen emporsteigen, das tapfere, vertrauengebende Wort des Steinklopferhans, es soll uns helfen, die Müden aufzurichten, soll über unsere Grenzen hinaus den Völkern da draußen sagen von Deutschlands Einigkeit, Stärke und Zuversicht:

Es kann uns nichts geschehen!

E. Brockmann.

Ein Aufsatz als Veranlassung zu einer Ferienreise.

Die Reise, von der ich erzählen will, war keine Reise, geboren aus fröhlicher Wanderlust heraus, sondern es war eine Zweckreise. Das hat sich so zugetragen: Es war im Herbst 1869, ich war 14 Jahre alt und saß damals in der Tertia der Realschule zu Coburg. Zu Michaelis war die Schule auf 14 Tage geschlossen; allein die Freude an der Ferienfreiheit wollte nicht recht aufkommen. Eine Sorge nagte an meinem Herzen. Unser Professor Sch. hatte uns als Ferienaufsatz die Aufgabe gestellt, eine Ferienreise zu beschreiben. Viele meiner Kameraden hatten sich die Aufgabe leicht gemacht, sie wanderten nach der Lauterburg oder auf den Hohenstein, nach Tambach oder einem in der Nähe Coburgs liegenden Ort. In einer Halb- oder höchstens in einer Tagestour beschrieben sie in einigen Sätzen das Erlebte, und die Geschichte war erledigt.

Das war nichts für mich, meine Wanderlust und mein Tatendrang verlangten etwas anderes. Die Reise mußte eine ordentliche Reise werden in bezug auf Marschleistung und Ziel. Ich wollte hoch hinaus. Aber wohin? ... Und wie das ausführen? ... Geld war auch im Jahre

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

war $^3/_4$6 Uhr als wir vor dem Eingang des Schachts standen. Es war noch ziemlich dunkel. In den Schacht, ich glaube er hieß Katharine, fuhr man nicht mit dem Förderkorb ein, sondern man stieg auf unzähligen Stufen hinab. Auf der rechten Seite stiegen die Arbeiter der Tagschicht in die Tiefe, auf der andern Seite die der Nachtschicht wieder herauf. Jeder der heraufsteigenden Bergleute trug sein Licht. Das gab eine hübsche Beleuchtung. Hie und da fragte ein Vorübergehender den Steiger, ob das, und damit zeigte er auf mich, ein neuer Schanzenjunge sei. Endlich kamen wir auf der ersten Sohle an, wir gingen in einem Seitengange und nun von einem in den andern. Jeder Gang war so hoch, wie ein Mensch ist, ausgegraben und durch Balken, die wie Tore aufgestellt waren, gestützt. Da war ein Gang, bei dem waren fast sämtliche Balken der einen Seite gebrochen und eingeknickt. Ein Teil der darüberliegenden Kohle war herabgestürzt und bedeckte den Boden, so daß wir nur durch Bücken und Kriechen hindurchkommen konnten. Mein Obersteiger erklärte mir, daß in der kommenden Nachtschicht die Zimmerleute kämen, um die schadhafte Stelle herzustellen. — An manchen Stellen zog es furchtbar, an andern war es wieder so warm, daß die Bergleute nur in Hose arbeiteten. Durch die schmalen Gänge fuhren fortwährend die mit Kohle beladenen Förderwagen, „die Hunde"; stets mußte man sich zur Seite drücken, um nicht überfahren zu werden. Mein Führer sagte mir, es wäre Mittagszeit, als wir an die Stelle kamen, von wo aus die gefüllten Hunde hinauf an die Oberfläche und die leeren in den Schacht hinunterfahren. Mein Führer setzte sich auf einen großen Kohlenbrocken nieder und lud mich auch ein, mich niederzulassen. Er selbst paßte auf die am Drahtseil befestigten, von der Erdoberfläche herabkommenden Wagen auf. Ein Juchzer drang aus seinem Innern. Er trat an den Hund heran und hob einen mit Tüchern bedeckten Korb heraus. Er enthielt das Mittagessen für mich und den alten Obersteiger. Nach dem Essen, das mir vortrefflich mundete — wir waren ungefähr 5—6 Stunden herumgewandert —, hielten wir auf unseren Kohlenklötzen eine Erholungspause von 1 Stunde, in der mein Führer mir einen ausführlichen Vortrag hielt über die riesige Größe der Flötze in diesem Schacht im Verhältnis zu den andern Schächten, über die Art des Bergbaues, über die tägliche und jährliche Förderung. Ich hörte aufmerksam zu, dann diktierte er mir die wichtigsten Angaben, die ich nicht merken konnte. Nach einiger Zeit wurden unsere Kontrollgänge fortgesetzt; da waren jetzt Gänge, die sehr naß waren; wir wateten in tiefem, weichen Kohlendreck herum, von den Seiten tropfte es auf unsere Kleider. Ein Glück, daß ich die Bergmannskleidung trug. Gegen 6 Uhr abends kamen wir dem Ausgang nahe. In langer Reihe stiegen wir von der Tagschicht wieder hinauf. Nun hatte ich nochmals den schönen Anblick wie am Morgen, nur kamen

die Lichter in langer Reihe von oben nach unten. Endlich stand ich draußen, es war dunkel, ich ging in das Bergamt, legte die Bergmannskleider ab, dankte dem Obersteiger, dem Direktor und den anderen Beamten und ging meiner Herberge zu.

Die Pate Bärblä war sehr erfreut, mich wiederzusehen. Ich fühlte mich aber sehr müde und legte mich gleich zu Bett. Es war schon heller Morgen, als ich aufwachte. Aber wie sah ich aus, als ich aus dem Bette kroch und meine Füße und Beine betrachtete, — alles kohlschwarz —. Meine ehemals weißen, wollenen Strümpfe waren so schwarz, als ob sie ein Schlotfeger beim Fegen eines Schlotes angehabt hätte. Vom Aussehen von Gesicht und Händen gar nicht zu reden.

Es war ein sonniger Tag, als ich gegen Mittag vom Bahnhof aus übers Tal weg nach dem Flüßchen Haßlach ging. Bald fand ich ein Wehr und unterhalb desselben eine Sandbank mit feinem Flußsand. Dieser in Verbindung mit dem Wasser der Haßlach sollte der Wäsche dienen. Bei der Kohlenwäsche war es wie bei der Mohrenwäsche, ein vergebliches Beginnen. Nur die allergrößte Schwärze ging ab. Die wollenen Strümpfe wurden überhaupt nie wieder sauber. Nachmittags setzte ich meine Bade-, Schwimm- und Waschversuche fort und legte mich abends wieder sehr frühzeitig zu Bette, da ich wieder sehr müde war.

Am nächsten Morgen fiel mir auf, daß wenig Leute die Straße entlang gingen. Eine dunkle Ahnung stieg in mir auf. Ich fragte, was für ein Wochentag sei. „Sonntag"! war die Antwort.

Ein Schrecken überfiel mich und wirkte lähmend auf meine Glieder. Was tun? Mit dem heutigen Tage gingen die Ferien zu Ende, morgen begann die Schule. Wann sollte der Aufsatz gemacht werden? Wie sollte ich nach Hause kommen? Es wäre ein leichtes gewesen, mit der Eisenbahn, die damals von Stockheim nach Lichtenfels ging, heimzufahren, aber — aber — der Fahrpreis war, wie ich mich schon erkundigt hatte, 1 Gulden 6 Kreuzer, und mein ganzer Reichtum bestand nur noch aus 5 Kreuzern. Es blieb also nur der Fußmarsch übrig; — er war billig und sicher! Meine Karte wurde vorgenommen und die geradeste Strecke herausgesucht. Neuhaus—Heubisch—Einberg—Coburg (33km). Die Pat Bärblä richtete sogleich das Mittagessen her, so daß ich nach 11 Uhr vormittags aufbrechen konnte. Flott schritt ich aus. Werde ich auch noch vor Abend in Coburg eintreffen? Diese Gedanken quälten mich auf der ganzen Heimreise. Da in der Wegrichtung keine Landstraße führte, begegneten mir nur wenig Leute. Bei Wellmersdorf wurde der Stiefvater überstiegen; gegen 5 Uhr kam ich in bekanntere Gegenden; ich hatte Hunger und Durst bekommen und kehrte in einem Wirtshause in Einberg ein, wo für Speise und Trank 4 Kreuzer verausgabt wurden. Es war ganz dunkel, als ich gegen 8 Uhr bei meinen Eltern mit einem Überschuß von 1 Kreuzer eintraf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Aufsatz.

Am nächsten Morgen entschuldigte ich mich bei meinem Professor in der Schule, daß ich den Ferienaufsatz nicht liefern könnte, da ich erst am gestrigen Abend von meiner Reise zurückgekommen sei. Ich wollte ihn in 8 Tagen nachliefern. Die Erzählung, daß ich an die 40 Stunden im Dunkeln gewesen wäre, und dadurch gar nicht mehr gewußt hätte, welcher Wochentag es sei, erschien ihm dunkel. Nach 8 Tagen strammer Arbeit wurde der Aufsatz abgeliefert mit dem Bewußtsein, etwas Tüchtiges geschafft zu haben. Nach weiteren 8 Tagen erfolgte die Rückgabe.

Das Herz lachte mir vor Freude, als Professor Sch. mein Heft zur Hand nahm, um den Aufsatz einer Besprechung zu unterziehen, die fast eine Stunde dauerte. Je länger sie sich jedoch hinauszog, je mehr wurde meine Freude herabgemindert, bis nichts mehr als Bitterkeit und Enttäuschung zurückblieb.

Wie hatte ich mich vor der Reise in den $1^1/_2$ Ferienwochen um das Reiseziel und seine Durchführung gesorgt, wie war die Reise selbst eine Reihe von Sorgen gewesen. Wieviel Mut, Ausdauer, Furchtlosigkeit und Entschlossenheit hatte es bedurft, wieviel Beschwerden mußten ertragen werden! — Warum? —

Um einen guten Ferienaufsatz zu liefern! Und nun waren alle Bemühungen, alle Sorgen, alle Anstrengungen umsonst gewesen — die 8 Kreuzer Reisekosten waren vergebens ausgegeben. Ich hätte weinen können! Meine Wanderung habe große Ähnlichkeit mit Landstreicherei; nicht die Wanderung mache den Menschen aus, sondern der Stil, und der sei unbeholfen und zum Teil fehlerhaft. Der große Fleiß sei anzuerkennen, — die Leistung sei aber nur „ziemlich gut". Damit war ich gerichtet.

Meine Wanderlust und Wanderfreude, meine Überzeugung von dem großen Wert der Wanderfahrten ließ ich mir aber nicht rauben. Meine freudig begonnene, mit Erfolg durchgeführte und stark verurteilte Ferienreise war beendet.

Erst Jahrzehnte später haben meine Ansichten über die Wanderungen und ihren Wert eine wohlwollendere Beurteilung gefunden. Im Jahre 1913 schrieb der Vortrupp:

„Wo ist die Jugend, die einen Sport daraus macht, an all den Rüstungen der Oberkellner und Portiers mit leerem Geldbeutel und lachendem Herzen vorbeizugehen?"

Die Antwort lautet: „im Wandervogel!"

Emil Rädlein.

Es ist wahr, Ihr deutschen Helden, wir erwarten viel von der Zukunft. Wir haben längst gefühlt, daß wir einer neuen Zeit bedürfen. Jetzt merken wir, daß sie im Kommen ist. Aber das Meiste erwarten wir von Euch, denn Ihr seid das Werkzeug des Neuen, die Träger einer neuen Zeit.

Heinrich Lhotzky
(An unsere feldgrauen Jungen).

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. Jahrgang Nr. 17 **Der Vortrupp** 1. September 1915
Herausgeg. von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a.D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortl. Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20

Vortrupp-Jugend

Monatliche Beilage zum „Vortrupp", unter Verantwortung der „Vortrupp"-Schriftleitung, herausgegeben von

Nr. 9 Hans Paasche 1915

Inhalt. Von der Erhaltung der Wandervogelarbeit von Julius Dürbeck. — Weltkrieg. Jugend und Friede von Dr. F. W. Förster. — Wir und die Anderen von Gustav Wehrt. — Wollen und Wirken (Vortrupp-Jugend in Briefen).

Von der Erhaltung der Wandervogelarbeit.

(Aus einem Briefe von der Front.)

... Die Frage: was wird aus den jungen Menschen, die dem Wandervogel entwachsen? ist außerordentlich wichtig. Gilt es doch, die Aufgabe zu lösen, wie wir das, was in dem jungen Wandervogel geschaffen wurde, erhalten und stärken können. Und es sind zweifellos unschätzbare Werte, die in der Wandervogelarbeit errungen werden. Auf sie setze ich die größte Hoffnung für unsere Zukunft. Darum ist es mein sehnlichster Wunsch, daß der Wandervogel stark bleibe, daß er die Gefahren überwinde, die ihm zu drohen scheinen.

Man kann hier draußen schwer über die Dinge urteilen, die daheim vor sich gehen; wir können nur von unseren Erfahrungen und unseren Hoffnungen reden. Wie oft wünsche ich, hier mehr Wandervögel zu finden, von der Art, wie man sie zuvor kannte. Und oft denke ich: Hätten alle die jungen Menschen, die aus dem Wandervogel hervorgingen, die Güter bewahrt, die ihnen anvertraut wurden, wären sie alle auch später, auch als Soldaten, Wandervögel geblieben, man müßte mehr von ihrem Geiste verspüren. Fehlt es an Gemeinschaften, die die älteren Wandervögel aufnehmen, die auf der durch den Jugendbund geschaffenen Grundlage weiterbauen? Man sollte meinen, es wäre für die Jugend, die dem Wandervogel entwächst, reichlich gesorgt. Es gibt genug Jugendvereinigungen, denen sie beitreten kann: alle die freideutschen studentischen Vereinigungen, der Bund deutscher Wanderer usw. Wo keine Ortsgruppen solcher geeigneten Verbände bestehen, muß die Jugend sich selbst Gemeinschaften schaffen. Gereifte junge Menschen, die zu Führern werden können, werden sich überall finden. An geistigen Führern fehlt es nicht; wir haben Zeitschriften, die jungen, aufstrebenden Menschen Wege und Ziele

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weisen können. Da nenne ich nur in erster Linie den „Vortrupp". Ob sich solche Jugendvereinigungen, die sich vom „Vortrupp" leiten lassen, nach ihm benennen, bleibt ganz ihrem Geschmack überlassen. Und wenn die älteren Wandervögel bestrebt sind, einen eigenen Bund für sich zu schaffen, so kann ich dies nur begrüßen. Es ist gut, wenn viele besondere Jugendverbände entstehen, wenn sie sich nur einem großen Ganzen anschließen. Jeder kann eine besondere Art entwickeln; es entsteht eine schöne Mannigfaltigkeit; der Einzelne findet leichter eine Gemeinschaft, die seinen besonderen Idealen gerecht wird.

Nie wird man sich aber höhere und bessere Ziele stecken können, als sie der „Vortrupp" weist. Die großen freideutschen Gemeinschaften haben sich auch offen zu diesen Zielen bekannt. Wenn die Wandervögel in die freideutschen Vereinigungen hineinwachsen, oder wenn sie sich Verbände von ihrer Art schaffen, gehen sie den besten Weg. Das Leben dieser Gemeinschaften besteht, der Reife ihrer Mitglieder entsprechend, in ernster Arbeit, in Selbsterziehung und fruchtbringender Arbeit für die freideutsche Zukunft. — Und diese Arbeit verbindet die Jugendgemeinschaften mit den „Altersverbänden". Wie die Wandervögel (und die ganze ihnen verwandte Jugend) den Nachwuchs für die freideutschen „Erziehungs"-Gemeinschaften bilden, so sollen aus diesen wieder die tatkräftigen Mitarbeiter für die „Zweckverbände" der Älteren hervorgehen. Man kann für den Übergang in beiden Fällen keine scharfe Grenze ziehen. Der Zusammenhang zwischen den Älteren und Jüngeren muß so eng sein, daß keine unerfreulichen Gegensätze entstehen können, die sich mit dem Sinn des Ganzen nicht vereinbaren lassen. Wir wollen uns doch stets vor Augen halten, worauf all dies Regen und Ringen bei den Jungen und bei den Älteren hinauswill! War es nicht eigentlich ein Ausnahmezustand, der die Jüngsten und die Jungen sich zusammenschließen ließ zum Kampf gegen das Alter, gegen die Überlieferung? War nicht die Zeit schon dazu reif, diesen Zustand zu überwinden? Ja, ich hoffe, durch diesen Krieg wird sich vollenden, was uns not tut: eine Gemeinde aller deutschen Menschen, die sich nach dem neuen Leben sehnen. Der Krieg wird jene Eigenschaften in uns entwickeln, deren Mangel uns vordem hinderte, ein großes Ziel zu erreichen: Gemeinsinn, der uns den Dünkel und die Engherzigkeit überwinden hilft, die wir den Mitstreitern in anderem Kleid und mit anderem Namen gegenüber hegten; Opfersinn, der uns für eine Sache, für die wir kämpfen, unser persönliches Wohlergehen einsetzen läßt.

Das ist mein Wunsch: nach dem Kriege einen zweiten Jugend-Tag zu erleben: einen freideutschen Tag, der vollbringt, was der erste so hoffnungsvoll erwarten ließ. Und das scheint mir die Bestimmung des „Vortrupp" zu sein, den Zusammenschluß aller der Kräfte herbeizu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

führen, denen die Erneuerung des deutschen Lebens heiliger Ernst ist; die Ausnutzung aller Werte zu ermöglichen, die zur Wiedergewinnung der echten deutschen Kultur bereit liegen. Wenn die Zeitschrift noch mehr als das geistige Band für alle Neugestaltungsbestrebungen erkannt wird, wenn dazu der Deutsche Vortrupp-Bund immer noch mehr zur wahren Tatgemeinschaft aller derer wird, die für das neue Deutschland arbeiten, wenn seine Ortsgruppen zu immer kräftigeren Arbeitsgemeinschaften werden, an die sich auch die reifere Jugend angliedern kann, wenn jeder Vortruppler bestrebt ist, aus einem „Reformer" auf einem bestimmten Gebiete zu einem ganzen, neuen Menschen zu werden, dann wird, glaube ich, früher oder später das entstehen, was ich die „Gemeinde der Freideutschen" nennen möchte. Dies Ziel muß erreicht werden. Jeder, der den wahren Wert der Vortrupparbeit erkannt hat, muß dafür arbeiten, uneigennützig, unbekümmert darum, ob er mißverstanden wird. Haben wir erst eine Willensgemeinschaft aller, die nach einer neuen Kultur hindrängen, so werden wir sie auch schließlich in ihrer ganzen Herrlichkeit erblühen sehen. —

Den Jugendgemeinschaften möchte ich zurufen: Opfert die gemeinsamen heiligen Güter nicht euren Einzelwünschen! Seid nicht kleinlich und engherzig gegen die, die andere Wege gehen! Denkt an das große, gemeinsame Ziel! . . .

Julius Dürbeck.

Weltkrieg, Jugend und Friede.

(Aus einem Vortrage von Dr. F. W. Förster in der Wiener pädagogischen Gesellschaft über „Die pädagogische Behandlung des Weltkrieges in Schule und Haus.)

. . . Ich glaube, daß der ganze Weltkrieg mit all seinen Schrecken und Verlusten nicht möglich gewesen wäre, wenn die Gewohnheit des Hassens, des ungerechten, aufgeregten und voreiligen Urteilens, der brutalen und kurzsichtigen Selbstbehauptung nicht noch in so hohem Grade das ganze menschliche Zusammenleben beherrschte. Wie viele Kriegserklärungen gibt es wegen der lächerlichsten Ursachen zwischen Verwandten und Freunden, welche Unsumme von Haß und Erbitterung herrscht oft zwischen Kollegen, unter Konkurrenten, zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, zwischen den Angehörigen der verschiedenen Weltanschauungen und Parteien. Es konnte gar nicht anders sein, als daß dieser barbarische Innenzustand nach außen hin in Gestalt des Weltkrieges zur Explosion kam, und ich würde der Jugend sagen: Die explodierenden Granaten und zerrissenen Leiber sollen uns allen sagen: Verleugnet uns nicht, wir kommen letzten Endes doch aus der Pulverkammer eures eigenen täglichen Wütens, eures heimlichen und offenen täglichen Hassens und Scheltens im Hause, im Berufe, auf der Straße, am Schreibtisch. Erkennt euch selbst, indem ihr uns anstarrt, wir sind die Kinder eures Zornes. Wir sollten in diesem Sinne der Jugend den Weltkrieg als ein Gericht über den ganzen Zustand der Menschheit, über die ganze Roheit unseres Alltagslebens darstellen, über unser ganzes wildes, von

Selbstsucht besessenes Reden und Urteilen. Daß der Weltkrieg der natürliche Ausdruck und zugleich die Strafe dafür ist, das sollten wir der Jugend nahebringen. Nicht zu viel, nicht zu übertriebenes Jubeln über den Krieg und alles, was er an sittlichen Kräften auslöst, nicht vergessen, daß der Krieg eine furchtbare Blutschuld der Jahrhunderte ist, für die jeder Rechenschaft ablegen wird, der daran auch nur im leisesten mitschuldig ist, und die Jugend anregen zur Entsühnung der Weltschuld in jeder einzelnen Seele. Ich würde sagen: Jeder, der nur an sich und seine eigenen Rechte dachte, der andere durch aufgeblasene Reden reizte, der aufbrauste, wenn sein geheiligtes Selbstgefühl verletzt wurde, der grobe, ungenaue und heftige Ausdrücke weiter klatschte, alle diese Friedlosen haben die allgemeine Feindseligkeit geschürt, aus deren zischender Glut der Weltkrieg hervorgegangen ist, und nun würde ich in diesem Sinne der Jugend das nahebringen, daß sie, die nicht mehr dazu kommt, den Heroismus des Krieges zu üben, die aber, wie ich zeigte, seine Tugenden im Frieden lebendig machen soll, nun aus dem Friedehalten und Friedestiften einen Heroismus und eine hohe Disziplin entwickle, daß sie begreife, wieviel ritterliche und hohe Eigenschaften gerade in der Verständigung, in der Großmut bewährt werden können, und wie viele Schwächen des Charakters hinter allem explosiven und gehässigen Reden und Handeln stecken. Ich würde sagen: Jeder, der in irgendeinem Lebensverhältnisse Feindschaft in Freundschaft verwandelt, jeder, der harte und ungerechte Urteile hinunterschluckt und ein ritterliches Wort für das Recht und die Not des Gegners findet, jeder, der in einem Konflikt tapfer auch der eigenen Mitschuld ins Gesicht sieht, sie bekennt und daraus neues Leben gewinnt, der hilft die Blutschuld des Krieges entsühnen, der pflanzt Blumen auf die Massengräber, der verleiht all den namenlosen Opfern einen heiligen Sinn.

Die entschlossenste Übung im Friedenhalten ist auch die beste Gewähr dafür, daß man den unabwendbaren Kampf mit Ehren bestehen wird. Nur wer alles getan hat, um den Frieden zu bewahren, dem kommt eine sittliche Wucht in die Seele, die einfach unwiderstehlich ist. Der deutsche Kaiser ließ seinen Gegnern einen Vorsprung in der Mobilmachung, um selber einen Vorsprung in der Friedensliebe zu behalten, und das ist eben das Entscheidendste für die moralische Wucht in der Notwehr. Das Gesagte gilt hier vor allem für die weibliche Jugend. Mehr denn je ist es heute nötig, daß die Frau die Iphigenie ist, die den Fluch des Hasses durch reine Menschlichkeit überwindet. Mehr denn je braucht die Menschheit heute eine Antigone, die ihrem Geschlechte die ewig geltenden Worte sagt: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da." Und wahrlich, nach dem Kriege wird die Stunde kommen, wo die ganze Menschheit sich auf das „Selig sind die Friedfertigen" besinnen wird, wo aus zerfetzten Leibern heraus der Gedankenlosigkeit des Hasses und des Hetzens mit einer ganz neuen Macht des Empfindens entgegengetreten wird. Und darum ist heute wahrlich die Stunde, gerade unserer weiblichen Jugend angesichts der furchtbaren Weltereignisse die wahre Mission des Weibes mit heiligem Feuer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in das Herz zu brennen, daß sie sich mit mehr Konsequenz ihrer friedenstiftenden Mission annimmt, nicht in Programmen und in Ideen, sondern in den Urteilsgewohnheiten des Alltags, daß sie mehr der Heiligkeit und Verantwortlichkeit des in die Ewigkeit wirkenden Wortes gedenkt, und daß sie alle Lebenskonflikte benützt, um sich in der Konsequenz und Würde der beruhigenden, versöhnenden Frauenstimme zu üben. Das ist das wahre Frauenstimmrecht, das wir heute mehr denn je brauchen.

Wieviel Lebensfrieden und wieviel Gottesfrieden hängt von der Disziplin der Worte ab. Es gibt Worte, die entwaffnen, und Worte, die explosiv wirken, Worte, die Dämonen bändigen, und Worte, die die Hölle entfachen; wie viele Kunst des Roten Kreuzes kann man bewähren in der richtigen Behandlung des erkrankten Selbstgefühles, wieviel warmherzige Schwesterkunst in der Heilung von Männerkonflikten und gestörten menschlichen Beziehungen! Die Frauen glauben heute, ihre Mission sei vollbracht, wenn sie Wunden verbinden, welche die Männer geschlagen haben; ihre größte Mission aber besteht darin, das Wundenschlagen überhaupt zu verhüten und geradezu eine heilige Wissenschaft aus der Kunst der Friedensbewahrung und Friedensstiftung in allen Lebensverhältnissen zu machen. Die Drachensaat des Hasses kann nur durch eine ganz große Saat der Liebe überwunden werden. Das weibliche Gewissen soll sich heute bei jedem ungeläuterten Urteile fragen: Ist das nicht der Geist, aus dem der Weltkrieg kam, die Granaten, die leeren Fensterhöhlen und die Massengräber der Jugend? Und die männliche Jugend sollte sich bei jedem Worte des Hasses und der Ungerechtigkeit fragen: Bin ich in der großen Disziplin, die da draußen ihre Wunder tut, oder lasse ich mich gehen, desertiere ich vor der Macht der Affekte? Wer sich selbst so befragt, dem wird es klar werden, daß wahre heroische Friedensarbeit leisten, letzten Endes doch die stärkste charakterbildende Macht im Leben ist. Gewiß, ein fauler Friede tötet; aber ein großer und wachsamer Wille, welcher die niedrigen Leidenschaften bändigt, der dem geheiligten Gute der Eintracht alle kleinlichen Empfindungen opfert, der stählt und adelt und befreit uns noch weit sicherer und gründlicher, als alle Heldentaten der gegenseitigen Vernichtung es vermögen. . . .

Wir und die Anderen.

Angesichts so mancher betrüblichen Tatsachen, die dem aufmerksam das heutige Leben seiner Volksgenossen Beobachtenden nicht lange verborgen bleiben können, wie Materialismus, Selbstsucht, Oberflächlichkeit, Kleinmütigkeit, Alkoholmißbrauch, niedrige Gesinnung, besonders in geschlechtlicher Beziehung, in der Heimat wie im Felde, kann man wohl in Versuchung kommen, all das Reden von der Einigkeit, dem Opfermut, der Sittlichkeit, dem Idealismus und Gottvertrauen des deutschen Volkes und seiner hohen Bedeutung für die Zukunft der Menschheit als unwahr, weil im Gegensatz zur Wirklichkeit stehend, zu empfinden. Und doch wird von all diesen Dingen heute in jeder Zeitung, jedem Vortrag, jedem Gedicht gesprochen. Man möchte sagen: „Das deutsche Volk führt diesen Krieg freilich mit Ausdauer und Einmütigkeit, ja, weil es eben muß, weil die Not es dazu zwingt, seine Feinde machen es nicht anders, weil sie eben auch müssen, — ferner mit großer Tapferkeit, nun, das

ist ein angeborener Zug der germanischen Rasse. Im übrigen aber unterscheidet es sich von seinen Feinden in bezug auf Idealismus, Sittlichkeit usw. nicht so sehr, daß man daraus irgend große Hoffnungen für die Zukunft schöpfen könnte."

Tatsächlich denken viele Menschen so und handeln dementsprechend, wenn auch nur unbewußt, indem sie einfach jenen Glauben an Deutschlands Weltaufgabe nicht teilen. Der ernsthafte und ehrliche Beobachter aber kann nicht lange in solchem Irrtum befangen bleiben. Wohl sieht er die vielen dunklen Flecke in unserm Volksleben, sieht aber auch eine ganze Reihe von Lichtpunkten. Es entgeht ihm nicht, wie auf den verschiedensten Gebieten, in der Kunst, der Literatur, der Wissenschaft, der Philosophie, der Religion, vor allem in der Gesamtheit der praktischen Reformbewegungen sich frische Kräfte regen, die, dem Schoße wahren Volkstums entsprungen, alle zum gleichen Ziele streben, wenn auch jede auf ihrem eigenen Wege: der Erneuerung der Wiedergeburt des deutschen Volkes. Bei unseren Feinden ist solch jugendfrische, unverbrauchte Kraft, wie wir sie in jenen Bestrebungen in raschen Schlägen pulsen sehen, überhaupt nicht vorhanden. Z. B. ist doch eine derart von Urwüchsigkeit, Gesundheit und Natürlichkeit strotzende Bewegung wie die Wandervogelbewegung bei einem romanischen Volke gänzlich undenkbar, geschweige denn das ganze Bündel der Reformbewegungen, die bei uns am Werke sind.

Andere Beispiele: Könnte man sich wohl Wagnersche Kunst, könnte man sich ein Bayreuth in England oder Frankreich oder Rußland vorstellen? Oder all die Kräfte, die am Werke sind, dem Volke eine neue, wahre, rein innerliche Religion zu schaffen? Genug. Hierauf eben beruht zur Hauptsache der tiefe Unterschied, der trotz all unserer Fehler doch zwischen uns und unseren Feinden besteht, dies gibt uns die Kraft und das Recht zu jenen großen Hoffnungen auf die Zukunft unseres Volkes und darüber hinaus der ganzen Menschheit.

Nichtsdestoweniger, oder sagen wir besser: gerade deshalb müssen wir uns unserer vielen Fehler und Schwächen wohl bewußt bleiben. Wir tun gut daran, uns nicht so stolz die Stärksten unter den Weltvölkern zu nennen, auch wenn Gott uns jetzt den Sieg verleiht, sondern besser die am wenigsten Schwachen. Bleiben wir stets dessen eingedenk, daß, wenn von dem Opfermut, dem Idealismus und Gottvertrauen des deutschen Volkes die Rede ist, damit niemals die Gesamtheit, sondern — ehrlich sei's gestanden! — immer nur ein Teil, wenn auch ein großer, vielleicht größter, gewissermaßen eine Oberschicht gemeint sein kann. Mit dieser Einsicht erkennen wir gleichzeitig aufs klarste unser aller gemeinsame Lebensaufgabe: mit allen Kräften, ein jeder an seinem Teile, mitzuarbeiten an dem großen Werke, die Kulturarbeit, die von den genannten Kräften bisher an Einzelnen geleistet wurde, nun an jedem Volksgenossen zu tun, damit das Deutschland, das von so Vielen erträumt wird, aber bisher doch immer ein Traum blieb, recht bald zur Wirklichkeit werde. Damit arbeiten wir gleichzeitig an dem allgemeinen Fortschritt der Menschheit; denn wie die Dinge heute liegen, ist er nur unter Vorantritt und Führung des Germanentums, dessen Hauptvertreter wir heute sind, denkbar.

Der Hauptteil der zu leistenden Arbeit muß aber von der Jugend und an der Jugend geleistet werden. Niemand besitzt die idealen Kräfte und die selbstlose Einsicht, die nötig sind, in dem Maße wie die Jugend. Und andererseits ist nichts so wichtig, wie die richtige Erziehung dieser Jugend. Man kann diese Fragen von allen Seiten beleuchten, von allen Gesichtspunkten betrachten, unfehlbar gelangt man immer wieder zum gleichen Ergebnis; es hängt alles vom kommenden Geschlecht, von der heutigen Jugend ab. Das muß immer und immer wieder betont werden.

Es erübrigt sich wohl, in diesem Zusammenhang auf die Wichtigkeit der Schul- und Bodenreform in ihren Einflüssen auf die beiden Hauptfaktoren der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erziehung: Schule und Haus, — ferner der Alkoholfrage, der Frauenfrage, der Ernährungsreform, der Sexualreform usw. hinzuweisen. Deutsche Jugend, unwägbare Werte sind in deine Hände gelegt, erweise dich der Hoffnungen würdig, die man auf dich setzt!

Gustav Wehrt.

Wollen und Wirken

Bilder aus der lebensreformerischen Jugendbewegung unsrer Zeit

Vortrupp-Jugend in Briefen.

1. „. . . . Ich muß dir noch ein paar Worte schreiben, die an unser gestriges Gespräch anknüpfen. Immer denke ich an ein Wort, das ich neulich in einem Buch gelesen habe, und das mich seitdem nicht wieder losgelassen hat: „Der Selbstsucht Tod ist's, der uns erlöst!" Der Gedanke hat sich vor zwei Jahrtausenden in einem einzelnen Menschenleben verkörpert, hat sich Bahn gebrochen innerhalb einzelner Völker und wird sich weiter Bahn brechen; der ganz gewissen Hoffnung leb' ich! Und daß der Gedanke sich durchsetzt, daran kann auch ich mithelfen, auch du, wir alle. Nein, wir brauchen dies fürchterliche Geschehen jetzt nicht einfach als Naturgesetz hinzunehmen. Wir sind denkende und strebende Menschen. Dieser Krieg ist ein Weltgericht. Die Völker haben ihn sich selbst eingebrockt, und es fällt ihnen nun so bitter schwer, den Brocken hinunterzuschlucken; darum auch das viele gehässige Schimpfen hin und her. Du sagst: Dies „umkehren" ist eine Phrase, Ragatz soll die Richtung angeben. Ich finde, er hat die Richtung angegeben: Lernt das Leben vom idealen, vom selbstlosen Standpunkt betrachten, lernt die äußeren Güter verachten, lernt begreifen, daß stets nur die geistigen, die seelischen Werte der Völker dauernden Bestand gehabt haben. Alle die alten Völker sind untergegangen, aber was sie auf geistigem Gebiet geleistet haben, das ist zum großen Teil geblieben, und das sind für uns heute noch Quellen, aus denen wir frisches, klares Wasser schöpfen.

Ja, umkehren! — auch ich — auch du. Je mehr wir es fertig bringen, von uns selbst abzusehen, je stärker wir für alles Ideale eintreten können, desto mehr Menschen werden wir mit uns reißen, und desto eher wird es möglich sein, daß überall die größere Mehrheit auf dem Standpunkt steht. Und wer hätte auf dem Gebiet nicht zu kämpfen! Wer wäre sich da keiner Schuld bewußt!

Gewiß, das Reale hat auch sein Recht. Aber davor ist mir nicht bange, daß es je an Menschen fehlen wird, die es genügend vertreten. Je nach Beanlagung stehe jeder an seinem Platz, aber jeder lerne auch mehr oder weniger von sich selber abzusehen!

Du meinst, wir sind über die vielen Lobpreisungen weg. Das ist mir sehr fraglich. Erst gestern abend wieder: Welch ein Gegensatz! Noch klang in mir der wundervolle Gottesdienst nach, da las ich, zu Hause angekommen, in der Zeitung Ganghofers Kriegsberichte. Immer wieder hieß es: Deutsche Tüchtigkeit! deutscher Geist! Wirklich, bis zum Überdruß! Das nehmen Tausende und Abertausende in sich auf und denken dabei: ja wir, wir! Gewiß, ich bin auch stolz, mich eine Deutsche nennen zu dürfen und fühle mich so deutsch wie nur irgend jemand; aber ich kann es so stark nachfühlen, daß es Einige treibt, und gerade denkende Geistliche treibt, scharf gegen Selbstüberhebung aufzutreten. . . ." **Marie Diederich.**

2. (Brief eines im Westen kämpfenden Vortrupp-Freundes an seine Schwester.)

„. . . . Über den Frieden, der diesen gewaltigen Krieg beenden wird, machen auch wir hier uns mancherlei Gedanken. Wir hier. Damit meine ich jetzt vor allen die Kameraden, die durch gemeinsames Streben und gemeinsame Ziele

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schon vor dem Kriege miteinander verbunden waren. Einige davon sind im Oktober 1913 auf dem Hohen Meißner gewesen! Diese Unterhaltungen über den Frieden laufen nun aber nicht, wie Du etwa meinen könntest, auf ein phantasievolles Ausdenken von Friedensbedingungen und kühne Landkartenkorrekturen hinaus. Gewiß, gelegentlich machen wir scherzweise auch das. Meistens aber reden wir von ganz etwas Andrem. Von dem, was uns am nächsten liegt, was wir nach dem Kriege beginnen wollen. Also erstmal in unserem Beruf: Da sind wir z. T. recht verschiedener Ansicht. Manchem ist der Beruf oder die Ausbildung zu dem erwählten Berufe in so weite Ferne gerückt, daß er gar kein rechtes Verhältnis zu den Dingen, die doch in absehbarer Zeit wieder den Mittelpunkt seines Interesses bilden sollen, gewinnen kann. Vielleicht ein Zeichen, daß der dann einen verkehrten Beruf erwählt hat. H... will überhaupt nicht wieder ins alte Geleise zurück; er will Offizier werden. Für ihn wohl das Richtigste. Andere aber malen sich mit wahrer Wollust aus, was sie alles nach dem Kriege anpacken und arbeiten wollen. Arbeit! Das Wort hat für uns einen ganz andern Klang bekommen!

Aber nicht nur Arbeit für uns, unser eignes Fortkommen. Nein, wirklich nicht! Wie wollen wir erst für Andere schaffen, für jene vor allem, die durch die Ungunst der Verhältnisse an freier Entwicklung ihrer Kräfte und Fähigkeiten behindert sind. Du kannst mir glauben, daß alle die Dinge, für die ein nicht geringer Teil der deutschen Jugend, und besonders wir vom Vortrupp, bisher eingetreten sind, hier im Felde nicht vergessen werden. Immer und immer müssen wir daran denken, mehr gewiß als Mancher daheim.

Ein kleines gelbes Heftchen, das von Kriegerheimstätten redet, war neulich in unserm Unterstand der Ausgangspunkt lebhafter Erörterungen. Gegen den Bodenwucher wollen wir alle später kämpfen und für eine größere Nüchternheit in unserm Volke, und wie werden wir das Wandern pflegen und die Jüngeren und Jüngsten dafür zu begeistern suchen!

Aber mitten in unser fröhliches Plänemachen fällt oft ein Schatten. Es ist nicht die bange Frage: Werden wir auch gesund und mit heilen Gliedern heimkehren, um unsere Pläne ausführen zu können? Das hoffen wir doch im Grunde alle. Es ist etwas ganz Anderes. Wie soll ich es ausdrücken? Ich möchte sagen, wir fürchten bisweilen, daß wir nachher gar nicht mehr in das alte Getriebe der Heimat hineinpassen. Manchmal ist es uns, als ob sich eine hohe Wand aufgerichtet habe zwischen uns, die wir gesehen und erlebt haben, was wir nicht erzählen können, und denen, die daheim blieben. Natürlich gilt das nicht von Allen, vielleicht sogar nur von verhältnismäßig Wenigen. Eindrücke wirken ja, je nach Gemütsart und Erziehung, verschieden stark. Es wird unter den heimkehrenden Kriegern immer noch Viele geben, die das Erlebte gewissermaßen abzustreifen vermögen und in froher Erwartung der Zukunft entgegengehen. Andere aber sind weniger elastisch, sind schwerfälliger. Es wird für sie Alles davon abhängen, wie man ihnen entgegenkommt. Hier haben die Mädchen und Frauen eine nicht leichte Aufgabe. Um unsere Wandervogelmädel ist mir nicht bange. Die werden die Kriegszeit in einer Weise durchlebt haben, die sie befähigt, ernste Augen zu verstehen und eine sichere Brücke zu bauen, über die die Heimkehrenden den Weg in die Heimat finden. Aber es sind nicht alle Wandervogelmädchen. Und es wird im Anfang viel Nichtverstehen und Mißverstehen geben, ehe Alles wieder im guten Gleichklang ist.

Solche schwere Gedanken kommen uns wohl von Zeit zu Zeit, aber sie gewinnen wahrhaftig nicht die Herrschaft über uns, schließlich kehrt doch die frohe Zuversicht immer wieder, und wenn wir den Frieden erst haben — wir wollen schon mit ihm fertig werden ...." E.

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. Jahrgang Nr. 19 **Der Vortrupp** 1. Oktober 1915
Herausgeg. von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortl. Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20

Vortrupp-Jugend

Monatliche Beilage zum „Vortrupp", unter Verantwortung der „Vortrupp"-Schriftleitung, herausgegeben von

Nr. 10 Hans Paasche 1915

Inhalt. Erziehungsgemeinschaft und Tatgemeinschaft von Ehler Langhann. — Ideen und Führerpersönlichkeiten von Prof. Dr. Strecker. — Wollen und Wirken (Vortrupp-Jugend in Briefen. — Ein Mädchengruß aus der Sommerfrische.)

Erziehungsgemeinschaft und Tatgemeinschaft.

Wir erleben es in diesen Zeiten, daß sich, ähnlich wie in Hamburg, auch in andern Städten die Jugend der Erziehungs- und der Tatgemeinschaften, sofern sie auf dem Boden der Hohen-Meißner-Formel steht, zu „Ortsverbänden der Freideutschen Jugend" zusammenschließt. Damit ist die Hoffnung gegeben, daß die anfangs so unversöhnlich erscheinenden Gegensätze in den Meinungen über den Sinn und das Ziel der Freideutschen Jugend, wie sie zuerst in der Rundsprache auf dem Hanstein unter den Vertretern der Jugend hervortraten, mehr und mehr sich ausgleichen. Der Krieg mit seinen Anforderungen hat uns — gewissermaßen über unsre Köpfe hinweg — den Gedanken der Notwendigkeit des festen Zusammenschlusses der Jugend der Erziehungsgemeinschaften — und der Tatgemeinschaften zur Freideutschen Jugend aufgezwungen. Mir ist darum zu tun, das Angewiesensein beider aufeinander auch innerlich zu begründen.

Die Rundsprache auf dem Hanstein ließ zwei Grundstimmungen unter den Vertretern zutage treten, die hauptsächlich in Poperts und Paasches Worten einerseits und Wynekens Worten andrerseits ihren klarsten Ausdruck fanden. Die Freideutsche Jugend als Erziehungsgemeinschaft oder als Tatgemeinschaft? Das war die Frage, die sich schon dort herausbildete. Auf dem Hohen Meißner fand man dann die bekannte Einigungsformel, die die Frage vom Hanstein aber offen läßt. Erziehungsgemeinschaft und Tat- oder Zweckgemeinschaft, diese beiden Worte trieben dann bald wie Schlagwörter ihr Wesen in der Freideutschen Jugend und schufen ein unsicheres Verhältnis beider Gemeinschaften zueinander. Die Verhandlungen und der Lauf der Dinge stellten dann mehr und mehr die Erziehungsgemeinschaft in den Mittelpunkt der Freideutschen Jugend, so daß es vorkam, daß manche aus den Erziehungsgemeinschaften Tatgemeinschaftlern gegenüber immer ein wenig zurückhaltend waren und sie als nicht ganz zur Freideutschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jugend gehörig betrachteten. Bis auch hier der Krieg eine Wendung brachte und in Hamburg die Jugend aus den Erziehungs- und den Tatgemeinschaften, sofern sie im Geiste der Hohen-Meißner-Formel lebt, zum „Verbande der Freideutschen Jugend Hamburgs" zusammenschloß. Damit hat die große Frage — jedenfalls hier in Hamburg und einigen andern Städten — ihre Beantwortung erhalten: Die Freideutsche Jugend nicht Erziehungs- oder Tatgemeinschaft, sondern Erziehungsgemeinschaft und Tatgemeinschaft! Und das Verhältnis beider zueinander? Zur Beantwortung dieser Frage muß ich auf das Wesen beider Gemeinschaftsarten näher eingehen.

Zweifelsohne werden die Erziehungsgemeinschaften (Namen will ich hier natürlich nicht nennen) dem Drange der Jugend, ihre Kräfte selbst zu entwickeln, gerecht. Wir freuen uns alle darüber, daß es der Wandervogelbewegung gelang, für die Jugend Lebensformen zu schaffen, die dann immer mehr ausgebaut sind. Die Jugend der Erziehungsgemeinschaften hat sich ein Leben in Einfachheit, Natürlichkeit und schlichter, innigster Lebensfreude erobert. Sie lebt in kleineren und größeren, fest geschlossenen Gemeinschaften zusammen und strebt danach, sich mehr und mehr zu vertiefen, sich zur Persönlichkeit heranzubilden. Ihre Umwelt kümmert sie im Grunde genommen nicht. Erst wenn sie sich ausgereift fühlt, will sie mitwirken in der Gesamtheit. Auf ihr eignes Ich (das Wort beileibe nicht im schlechten Sinne aufgefaßt), das Opfer aller Kräfte der eignen Brust, darauf steht ihr Sinn. Darin erkennt sie ihre Aufgabe und Pflicht.

Anders die Jugend der Tatgemeinschaft. Sie hat weder eine besonders geartete Lebensform gehabt noch geschaffen, und wo die Tatjugend doch in einer besonderen Form zusammenlebt, da ists die der vorhin erwähnten Erziehungsgemeinschaften. Ist also entliehen. Sie konnte auch keine haben. Denn ihr Ziel ist nicht die Persönlichkeit, sondern die Tat. In den Tatgemeinschaften sammelt sich die Jugend, die durch irgendwelche Anlässe auf die Schäden und Unsitten in unsrer heutigen Lebens- und Wirtschaftsform aufmerksam geworden ist. Ihr Gewissen ist erwacht. Sie hat sich ihre Gedanken gemacht und ist von dem Wunsche beseelt, mitzuhelfen nach dem Maße ihrer Kräfte, daß diese Schäden aus dem Volkskörper verschwinden. Dieser Wille, mitzutun, ist der Erkenntnis entsprungen, schon in der Jugend nicht nur Pflichten gegen sich selbst, sondern auch als Teil im Ganzen, als Glied im Volkskörper diesem gegenüber Pflichten zu haben. Ihr Wille ist darauf gerichtet, Schäden, die sich in unserm Gemeinschaftsleben eingewurzelt haben, zu erkennen, sich die Frage zu beantworten, auf welchem Wege Abhilfe geschaffen werden kann, und vor allen Dingen, es nicht mit Worten Genüge sein zu lassen, sondern mitanzufassen, damit es in Zukunft besser und schöner werde in unserm Vaterlande. Diesem Bedürfnis eines großen Teiles der sich selbstbewußten Jugend trägt der Vortruppbund Rechnung, dessen Hamburger Ortsgruppe zu $^2/_3$ Jugend ist. In ihm und anderen Tatgemeinschaften sammelt sich die Jugend, die sich mitverantwortlich weiß für alles Unnatürliche und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ungesunde im deutschen Leben. Sie fühlt sich als Streiter, als Krieger im Kampfe gegen alles Ungesunde. Sie schließt sich nicht nach außen hin ab, sondern begrüßt im Gegenteil jeden, der zu ihr kommt mit dem nackten Willen, mitzutun. Je größer das Heer, um so wirksamer der Kampf. Die Tatgemeinschaft wendet sich nicht an das Gemüt, sondern an die Verstandeskräfte. Und darum ist ihr Ziel nicht die Ausreifung des Einzelnen, nicht, eine Erziehungsgemeinschaft zu sein, sondern dem Einzelnen die Möglichkeit zu geben, die Schäden und die Wege zu ihrer Abhilfe begreifen zu lernen, womöglich neue Wege zu finden und vor allen Dingen mitzutun, wenn auch in noch so geringem Maße. Die Tatgemeinschaft wendet sich also zur Hauptsache an den Verstand des Einzelnen. Sie zeigt die Schäden und wie reformiert werden kann, darum auch, wenn es irgend angeht, in wissenschaftlichem Gewande. Arbeite dich hindurch und baue die Heerstraße, die du ziehen willst, immer fester aus! so ruft sie uns zu. Dazu bedürfen wir der Mithilfe und des Rates der Älteren. Schon aus diesem Grunde sind Tatgemeinschaften nicht reine Jugendgemeinschaften. Damit braucht der Einzelne aber noch lange nicht in ein geistiges Abhängigkeitsverhältnis zu den Älteren zu treten. Die Älteren z. B. im Vortruppbunde wünschen im Gegenteil aus ganz natürlichen Sachgründen, daß die selbstbewußte Jugend in ihrem Drange nach Wahrheitserkenntnis die Ergebnisse der verschiedenen Lebensreformbestrebungen immer aufs neue überprüft und ergänzt. So die Jugend der Tatgemeinschaft.

Auf zwei Ziele ist also der Sinn der Jugend gerichtet: Durch rastlose Arbeit an sich selbst zur Persönlichkeit zu werden und schon in der Jugend ihre Kräfte in möglichst wirksamer Weise in den Dienst der Gesamtheit zu stellen. Der Persönlichkeitssinn und der Gemeinsinn sind zwei klar hervortretende Bestrebungen im jugendlichen Empfinden. Das ist nicht hinwegzuleugnen. Wenn wir in unsre eigne Brust hinabschauen, so finden wir diese beiden Bestrebungen nebeneinander gelagert: den Trieb zur Persönlichkeit, zum wahren Ich, und den Trieb, als Teil der Gesamtheit in dieser zu wirken. Wer von uns hat nicht bei sich Zeiten erlebt, wo er seiner geistigen Kräfte in erhöhtem Maße inne wurde? Wer von uns hätte noch nicht das selige Gefühl geistigen Werdens und Wachsens gehabt? Zeiten, wo wir uns ganz selbst gehören, wo wir in Selbstbetrachtung uns finden und klären? Unsre seelischen Kräfte und ihre planmäßige Weiterbildung und Vertiefung erscheint uns dann so bedeutsam, daß diese Aufgabe uns zur Pflicht wird und im Brennpunkt unsres Lebens steht. Und dann kommen wieder Zeiten, wo wir empfinden, daß wir nicht allein für uns und unsre Allernächsten da sind, daß unser Ich hineinverwoben ist in uns übergeordnete Lebenszusammenhänge, in Volk und Menschheit, und daß diese unsre Umwelt auch ein Recht auf unsre Kräfte und unsre Zeit hat. Dieses Gefühl läßt uns dann nicht los und steigert sich zum Pflicht- und Verantwortlichkeitsgefühl. Wie sehr läßt uns dies der gegenwärtige Krieg erleben! Die Wohlfahrt der Gesamtheit, des Vaterlandes, steht jetzt im Mittelpunkt unsres Lebens; das Leben des Einzelnen tritt zurück. So er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heben beide — Persönlichkeit und Gesamtheit — Anspruch auf unsre Lebenskräfte. Unser Leben gleicht nicht einem Kreise, in dessen Mittelpunkt unsre Persönlichkeit steht; es gleicht aber auch nicht einem Kreise, der die Gesamtheit zum Mittelpunkt hat. Es gleicht vielmehr einer Ellipse, die bekanntlich zwei Brennpunkte hat. Die beiden Brennpunkte sind die Persönlichkeit und die Gesamtheit. In diesem Verhältnis zueinander stehen die außerordentlich schwierigen Aufgaben und Pflichten schon bei uns in der Jugend: Bringe den Willen, ganz Du zu werden, der zweifelsohne der ursprüngliche und nächste im Leben ist, in Einklang mit der Erkenntnis, deine Kräfte auch in den Dienst der Gesamtheit zu stellen verpflichtet zu sein, damit diese sich als solche aufwärts entwickle.

Geben wir aber zu, daß weder die Persönlichkeit noch die Gesamtheit im Mittelpunkt unsres Lebens steht, sondern daß beide die Brennpunkte der Lebensellipse sind, so muß auch zugegeben werden, daß weder die Erziehungsgemeinschaft noch die Tatgemeinschaft Anspruch darauf erheben darf, Mittelpunkt des Lebens der Freideutschen Jugend zu sein. Ich meine, wir müssen behaupten: Nicht die Erziehungsgemeinschaften mit ihren Zielen, noch die Tatgemeinschaften mit den ihren stehen im Mittelpunkt. Sie gehören beide zur Jugendbewegung und verhalten sich zueinander wie die Brennpunkte einer Ellipse. Anders ausgedrückt: Die eine schließt die andre nicht aus, sie gehören beide notwendig zusammen. Sie beide zusammen in harmonischer Durchdringung stellen erst das Leben der Freideutschen Jugend in seiner Ganzheit dar. Die Erziehungsgemeinschaft wird dem Drange nach Persönlichkeit, die Tatgemeinschaft dem Gemeindrange der Jugend gerecht. Ihre wahre Harmonie liegt in der Nebeneinanderlagerung. Beide, der Persönlichkeitsdrang und der Gemeindrang, bergen ihre Gefahren in sich. Die Betonung des ersteren hat notwendigerweise ein Sichabschließen von der Gesamtheit und den Pflichten ihr gegenüber im Gefolge. Die Vorstellungen vom Leben rundum bleiben dann leicht abstrakt. Sie können nicht lebensvoll sein, weil sie nicht aus dem großen Leben genommen sind. Und den Vorstellungen entsprechend sind die Erkenntnisse. Eine übermäßige Betätigung des Gemeindranges dagegen birgt die Gefahr des Überspringens oder doch Unterwertens der Selbstentwicklung — dieser ebenso bedeutenden Pflicht — in sich. Den Gefahren begegnen wir am wirksamsten dadurch, daß die Jugend der Erziehungsgemeinschaften, soweit sie sich nicht schon in Tatgemeinschaften betätigt, auch dort mitarbeitet, und daß die Tatjugend, soweit sie nicht aus den Erziehungsgemeinschaften kommt, immer mehr in sie hineingeht.

Erst dann, wenn wir Freideutschen erkannt haben, daß die Aufgaben der Erziehungsgemeinschaft und der Tatgemeinschaft in gleich starker Weise unsrer Kräfte harren, sind wir auf dem Wege, unsre innerste Bestimmung zu erfüllen.

Ehler Langhann.

Ideen und Führerpersönlichkeiten.

Der furchtbar ernste Lehrmeister, der Krieg, öffnet den Menschen auch einmal wieder die Augen für die Bedeutung des

Verhältnisses von Autorität und Freiheit, von Führer und Masse. Das Wort Organisation ist ja geradezu zu einem Motto des Weltkrieges geworden, selbst bei unsern Feinden. Man wird auch bei ihnen nach und nach erkennen, daß unser vielgeschmähter Militarismus in Wahrheit nichts andres als eine besondere Verkörperung unsres allgemein anerkannten Organisationsgeschicks ist. Das Verhältnis von Mannschaft und Offizier stellt das Wesen der Organisation mit besonderer Deutlichkeit dar. Was aber die Wirksamkeit einer Organisation ausmacht, ist eben gar nichts andres, als die richtige Verteilung von Autorität und Freiheit. Es muß der unbedingte Gehorsam, es muß das feste Vertrauen dem Vorgesetzten gegenüber vorhanden sein. Es muß aber auch der gemeine Mann wieder die Fähigkeit besitzen, unter Umständen selbständig zu handeln. Es muß eine Einsicht in den großen Zweck des Ganzen bei Vorgesetzten und Mannschaften gleicherweise lebendig sein. Diese Einsicht erzeugt die rechte Opferwilligkeit; sie beseelt erst die ganze Maschine. Wir werden und wir müssen von dieser kriegerischen Betätigung unsres Organisationsgeschicks auch für die Friedenszeit vieles lernen.

Nicht als ob wir einfach auf alle Dinge auch des friedlichen bürgerlichen Lebens ohne weiteres die militärischen Einrichtungen übertragen dürften. Vielmehr muß (und das ist gerade, wozu besonderes Geschick gehört!) jede Organisation wieder ihrem besonderen Zweck angepaßt sein. Auf das eine aber kommts doch gleichmäßig bei allem an: es müssen die hohen Ziele da sein, von denen alle Beteiligten durchdrungen sind. Es müssen Ideen in zahlreichen Köpfen lebendig sein, um sie überhaupt erst recht in Bewegung und in Fühlung miteinander zu bringen. Es müssen aber auch Führerpersönlichkeiten da sein, die den Mut zur Initiative, den Mut der Verantwortung in sich tragen; die Vertrauen verdienen und deshalb auch Befolgung ihrer Weisungen fordern dürfen.

Auf keinen geringeren, als den in unsern Tagen wieder so vielgenannten, zu neuem Leben erweckten nationalen Denker Johann Gottlieb Fichte begründet Ernst Joel solche Forderungen mit besonderer Beziehung auf die Jugend. Im Gegensatz zu manchen radikalen oder vielleicht auch nur mißverstandenen Reformern fordert er nicht eine besondere Kultur der Jugend, sondern fordert eine Jugend, die der Kultur wirklich dienen kann. Nicht nur darauf kommt es an, daß jede vielleicht gar absonderliche Individualität sich auslebe, sondern darauf, daß sie wirklich etwas zu geben habe. Das Individuum ist die Bewußtwerdung eines höheren Willens. Wenn es Kultur schafft, trägt es bei zu dem ewigen Werden immer neuen Lebens, zu immer neuen Offenbarungen Gottes. Es ist eben nichts für sich, sondern ein Stück der Ewigkeit, ein Glied Gottes. Es muß deshalb zur Entfaltung seiner Kraft auch das Gehorchen kommen. Nicht zwar blinde Gefügigkeit gegen jeden beliebigen blinden Befehl, aber ein dem Letzten und Höchsten zugewandtes Gehorchen; ein Gehorchen der Idee; ein Gehorchen den heiligsten und ewigen Zwecken menschlicher Seelen. Damit ist die soziale Einordnung des Individuums in größere und größte Zusammenhänge gegeben. Und das ist ja der Sinn alles Sozialismus. Es ist aber zugleich der Gedanke des Sozialismus hinausgehoben über die Sphäre der bloßen praktischen Nützlichkeit. Nicht auf jenen philiströsen Sozialismus kommt es an, der jedem zur rechten Zeit sein Huhn im Topfe besorgen möchte, sondern auf jenen idealen, man darf schon sagen metaphysisch-religiös begründeten Sozialismus, der aus Personengemeinschaften Ideengemeinschaften werden läßt. Vereinsmeierei, die Joel in einem Kreis von Menschen verkörpert sieht, der, um einen runden Tisch versammelt, beständig nur sich selbst betrachtet, haben wir bereits viel zuviel. Was wir statt dessen brauchen, ist die Ideengemeinschaft als eine schreitende Front von Menschen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eng geschlossen, Hand in Hand, die Blicke geradeaus in eine ferne Unendlichkeit gerichtet, dahin, wo das Ziel leuchtet.

„Die Jugend vor der sozialen Frage" heißt die gedankenvolle kleine Schrift, in der Ernst Joel uns diese Betrachtungen bietet. Sie erschien im Verlag der Kantbuchhandlung, Charlottenburg, und verdient, daß man unsere suchende Jugend auf sie hinweist. **Prof. Dr. Strecker.**

Wollen und Wirken

Bilder aus der lebensreformerischen Jugendbewegung unsrer Zeit

Vortrupp-Jugend in Briefen.

Meine liebe Schwester, durch T. erfuhr ich gestern die traurige Nachricht, die völlig unerwartet kam. Ich bin noch zu überrascht und erschüttert, aber ein paar Worte muß ich Dir doch schreiben. Irgendwie verstehen läßt sich das nicht. Aber wir müssen gerade um so fester glauben, daß er seine Bestimmung erfüllt hat, daß er die ihm mögliche Vollendung erreicht hat. Das müssen wir bei Allen glauben, in denen irgendwie wahres Leben erwacht war, auch wenn wir nicht sehen können, worin gerade seine Erfüllung stattfand. Im Großen ists ja klar, und das Herrliche, was in solcher restlosen Treue gegen das Vaterland liegt, das spürt man erst lebendig, wenn man eigne Opfer bringen muß. In dieser Treue gegen das Vaterland lag auch seine Treue gegen Dich, und nun kannst Du gar nicht anders, wenn sein Sterben nicht nur sinnloses, für uns verzweiflungsvolles Sterben sein soll, als ferner alles was Du hast, dem Vaterlande, Deinen Volksgenossen zu geben, denn alles dies ist ja geringer, als was Du nun schon gegeben hast. In solchem Leben und Handeln von Dir wird auch die Gemeinschaft mit ihm fortleben, fortleben so gerade das wertvollste Teil Eurer Gemeinschaft. Ob sein Tod Sinn, wenigstens vollen Sinn hat, ob Eure Liebe fortleben wird, das steht nun bei Dir. Eine Aufgabe, die nur ganz oder gar nicht erfüllt werden kann, wohl schwerer als die Aufgabe, gemeinsam das Leben zu führen, aber in dieser schweren Aufgabe gibt das Schicksal uns den einzigen Trost und Kraft, das Leben allein in rechter Weise weiterzuführen. Es bleibt genug Schweres und Rätselvolles, aber um so stärker und sogar um so freudiger wollen wir an dem Glauben festhalten: Wir wissen, daß uns alle Dinge zum Besten dienen. Je unerklärlicher, desto stärker die frohe Gewißheit, unser Leben geht nicht in diesem Dasein der Körper- und Sinnenwelt auf. Du weißt nun voll Stolz, daß er einer von den Wenigen ist, die ihre Pflicht, die ihr Leben ihnen stellte, voll und ganz getan haben. Er hat das Glück gehabt, in der schönsten Art, die es geben kann, seine Aufgabe zu erfüllen. Er hat Monate auf einer Lebenshöhe stehen können, wie es friedliche Zeiten nur ganz vereinzelt gewähren; wie schön, daß diese Monate seine letzten waren.

Wir wollen dankbar sein, wenn wir ebenso restlos unsre Bestimmung erfüllen können, wir haben aber eine Hilfe in der Wirkungskraft seines Todes auf uns und haben auch in dieser Kraft noch ein lebendiges Stück von ihm. Und wir Andern wollen, was wir können, tun, um Dir zu helfen, daß dieses Schwere Deinem inneren Wachstum nur Segen bringt.

Dein Bruder

Hermann.

Der diese Worte seiner Schwester schrieb, als sie den Geliebten fürs Vaterland auf dem Schlachtfeld lassen mußte, war einer unsrer besten Vortrupp-kämpfer. Drei Monate später hat er selbst im Sturm auf den Feind sein Leben hingegeben, und für uns gilt nun von ihm dasselbe, was er von seinem gefallenen Kameraden sagte. Auch er ist nicht tot für uns, sondern er hilft uns

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Aufgabe tragen, die auf uns Allen liegt, die wir noch das Licht sehen, die Aufgabe, die nur ganz oder gar nicht erfüllt werden kann. G.

*

Ein Mädchengruß aus der Sommerfrische.

Den ganzen Vormittag hatte es geregnet, ganz gottsjämmerlich. Unsre Blicke wollten bereits die trübe Farbe des Himmels annehmen; nur der Bauer, der am ehesten Ursache gehabt hätte zu klagen und unzufrieden zu sein, ließ sich in seinem Gleichmut nicht stören. Endlich heiterte sich das Antlitz des Himmels auf, und mit Jubel begrüßten wir den siebenfarbigen Regenbogen. — Da rief der Bauer mit seiner mächtigen Stimme in die Stube herein: „Wer kömmt mit in'n Klee?" — „Hurra, ich, ich!" Mit verschmitztem Lächeln fuhr der „Alte" mit einer Fuhre junger Mädchen an seinem Weibe vorbei, zum Hoftor hinaus, und seine Mundwinkel zogen sich noch mehr in die Breite, als wir das lustige Liedchen anstimmten:

„Hab mein Wage vollgelade, voll mit jungen Mädchen,
Als wir in den Klee 'nein kamen, sangen sie ein Liedchen,
Drum lad ich all mein Lebetage nur junge Mädchen auf mein Wage.
Hü! Schimmel, hü!"

Drin im roten Kleefeld forderte der Bauer das versprochene Liedchen von uns, und wir dienten ihm mit der Schnurre: „Es hatt' ein Bauer ein schönes Weib." Auf seinen Rechen gestützt, hörte uns der Alte zu, und auf seinem sonnverbrannten Gesicht grinste der Gedanke: „Na, die Mein' is g'wiß nit mehr gar so a jung's schön's Weible." Und als wir am Schlusse fragten: „Nun, Bauer, ists so oder ists anders?" da schmunzelte er: „Ah freili', freili', alle sein s' glei', die Weibsen." Aber sein stolzes Männerauge ergänzte: „Nur die Mein' nit." — In der Sonne des Spätnachmittags blinkend, fuhr die Sense durch den regenfeuchten Klee, der wie ein roter, von glitzernden Diamanten durchwirkter Teppich vor uns lag. Ach ja, die Sonne! Sie stand zwischen zwei Waldhügeln und warf ihre Strahlenbündel durch die davonziehenden Wolken in den breiten Talkessel herein, als wollte sie das Versäumte nun schleunigst nachholen. Und sie lockte und lockte.... Da warf ich die Schuhe von den Füßen und gab sie der Schwester zum Heimtragen. „Wohin, wohin die Reise?" fragten sie. „Sonne trinken!" lachte ich zur Antwort.

Ich weiß hier einen Weg, der am Abend gegangen werden muß, will man seinen wundersamen Reiz ganz genießen. Da dehnen sich die Matten doppelt so saftig grün, rauschen die Wälder doppelt so feierlich, schimmern die weißstämmigen Birken doppelt so lieblich, winken die blauen Waldglockenblumen mit ihren großen, hängenden Blüten doppelt so freundlich-geheimnisvoll, plaudert das muntere Wegwässerlein doppelt so viel aus als am Tage. Und erst, wenn der Mond sein blaues Licht über den Weg gießt! — Doch diesmal schien er noch nicht; diesmal wollte ich ja noch Sonne trinken. Doch ach, kaum hatte ich die Hälfte des Weges zurückgelegt, verschwand auch schon die Sonne hinter dem dunklen Waldrücken, der den Weg in seiner ganzen Länge begleitet. Und mein Lichtdurst war noch nicht gelöscht! Aber vor mir am Ende des Weges leuchtete noch der waldkahle, steinige „Berg der Enttäuschung" im abendlichen Gold. Er heißt eigentlich Duppesberg; aber ich habe ihn umgetauft, weil er mich im vergangenen Jahre gelehrt hat, wie man einer Enttäuschung begegnen soll. Durch den karminroten Schimmer seines Hanges angelockt, bestieg ich ihn damals in der seligen Hoffnung, mich einmal in duftendblühendes Heidekraut hineinbuddeln zu können; aber ich fand nur die roten Kerzen des Weidenröschens. Schon wollte ich die Dummheit begehen, mich zu ärgern und betrübt zu sein, da sprachen die Blumen meiner Enttäuschung noch im rechten Augenblick: „Ei, guck' doch mal! Sind unsre Kerzen mit den vielen roten Blütenflämmchen nicht ebenso einzig in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihrer Art wie die kleine Heideblume?" Und ich fand sie wirklich schön und freute mich an ihnen; und wenn mich eine Enttäuschung betrüben will, dann denke ich an den Duppesberg und an die Weidenröschen.— Diesmal, in meiner Sonnensehnsucht, durchglühte mich plötzlich der Entschluß: „Hinauf auf den Berg der Enttäuschung! Empor zum Licht!" Und ich beflügelte meine Schritte; denn rasch stieg der Schatten, und ich mußte noch schneller sein, um ihn zu überholen. — Horch, was war das? Ein Rascheln, ein Knistern, und dort, dort lief ein schlanker Rehbock vom Bache weg über die Wiese hinüber zum Waldesrand. Dort machte er Halt und wandte mir sein zierliches Köpfchen zu. Entzückt blieb ich stehen, und mich überkam ein inniges Verlangen, meine Arme um den schlanken Hals dieses lieben Tieres zu legen, das nun ruhig zu grasen anfing und nur dann und wann nach mir äugte. Hatte es die Gedanken erraten, die mein Herz bewegten: „Rehlein, du liebes, lauf nicht davon! Bin ja kein todbringender Jägersmann, auch keiner, den bei deinem Anblick der Feinschmeckergaumen kitzelt." Und doch mußte ich mit Gewalt den vorwitzigen Wunsch unterdrücken, in die Hände zu klatschen, nicht aus Bosheit, nur um den geschmeidigen Rehleib in weiten Sprüngen sich dehnen zu sehen. — Doch ich hatte mich bereits zu lange verweilt; denn ganz klein war schon die Sonnenscheinkappe des Hügels geworden. Ich hatte keine Zeit mehr, nach dem Wege zu suchen, der die Steilheit des Hanges in einer Zickzacklinie überwindet; vorwärts also, schnurstracks hinauf durch die Wildnis von Himbeer- und Brombeersträuchern, Bergdisteln und Geröll! Wie sie mir die Sonne verwehren wollten, die Neidlinge! Die spitzen Steine ritzten meine Füße, die dürren Ranken zerrten an meinem nassen Rock, die stachligen Disteln zerkratzten meine Arme. Und als ich ihrer Gehässigkeit nicht achtete, da versuchten sie mich mit ihren süßen, nickenden Beerenbüscheln; aber ich blieb standhaft: „Laßt mich, laßt mich! Um euretwillen bin ich nicht gekommen!" Und da sah ich sie auch schon, die liebe, lachende Sonne, und ihre Strahlen küßten meine Stirn. Aber ich wollte sie ganz haben, ganz, und auch sie sollte mich ganz, ganz haben, darum kletterte ich noch ein Stück höher bis zur einsamen Tanne, die Hochwacht auf dem Gipfel hält. Den Mantel warf ich in ihre grünen Arme, und die meinen verschlang ich hinter dem Kopfe und trank .... und sog .... und schlürfte den klaren Abendsonnentrunk, bis ich berauscht die geblendeten Augen überschatten mußte. Und dann überkam mich die Lust zu singen, und andächtig erscholl es aus meinem Munde:

„Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede
Komm, ach komm in meine Brust!"

Und dann sah ich den silbrig schimmernden Weg zurück, den ich gekommen, und der dämmernde Talfriede stieg zu mir auf und senkte sich in meine tiefatmende Brust. Und wieder mußte ich in die Sonne schauen.... Da erwachte es in meiner Seele: nicht Trauer, nicht Wehmut, auch nicht Sehnsucht wie sonst, sondern ein reines Lustempfinden der Geisternähe — meinem Bruder Hans wußte ich mich nahe, der als Lichtheld gelebt hat und als Lichtheld in Russisch-Polen für sein geliebtes Volk gefallen ist. „Empor zum Licht!" ist sein Lebensspruch gewesen; und ich sah in die Sonne .... und in der Sonne schaute ich meinen Bruder, nein, weit, weit hinter der Sonne.... — Immer tiefer sank die leuchtende Scheibe, schon küßten ihre wagerechten Strahlen die schwankenden Waldhäupter in den Schlaf, und ein kühler Abendhauch umkoste zärtlich-stürmisch meine Wangen. Nur noch die Hälfte der Sonne blinzelte zu mir herüber, und jauchzend sang ich meinen Abschiedsgruß:

„Lebewohl, lebewohl, o Sonnenschein!
Lebewohl, lebewohl, du Freude mein!"

Emma Michalitschek.

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. Jahrgang Nr. 21 **Der Vortrupp** 1. November 1915
Herausgeg. von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a.D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortl. Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20

Vortrupp-Jugend

Monatliche Beilage zum „Vortrupp", unter Verantwortung der „Vortrupp"-Schriftleitung, herausgegeben von

Nr. 11 Hans Paasche 1915

Inhalt. Wandlungen in der Freideutschen Jugend von Walter Hammer. — Vaterländischer Studentendienst von Prof. Dr. Haupt. — Wollen und Wirken (Die Jugend im Vortrupp Leipzig. — Vortrupp-Jugend in Briefen.)

Wandlungen in der Freideutschen Jugend.

Die Freideutsche Jugend war auf dem Wege, sich über das Gemeinsame ihres Wollens klar zu werden, das Bild ihrer neuen Gedankenwelt zu gestalten und zu umrahmen. Es war ein mühsames Werk, das sie da vor sich sah; manch einer war schon drauf und dran, die Flinte entmutigt ins Korn zu werfen. Denn in unfruchtbarem Streit um belanglose Dinge wurde viel gute Kraft vergeudet, und in allerhand Winkel hatte man sich recht böse verrannt. Da brach der Krieg über uns herein.

Singend zog die Freideutsche Jugend ins Feld. Viele der Besten sind schon aus ihren Reihen gerissen worden, manch prächtiger Kerl opferte sein junges Leben. Und manches blutjungen Helden Brust schmückt schon das Eiserne Kreuz. Aber alle haben sie sich bewährt, die von der Freideutschen Jugend hinausgezogen sind. Ihre auf Wanderungen erworbenen Fähigkeiten, ihre harte Lebensart und ihre tatfrohe Schnellentschlossenheit sind ihnen da draußen sehr zustatten gekommen. Welche Wandlungen sie im Laufe des ersten Kriegsjahres erlebt haben, darüber werden sie selbst Zuverlässigeres zu berichten wissen, als ich. Denn es war mir leider nicht vergönnt, mit hinauszuziehen. Indessen lassen ihre Briefe aus dem Felde bereits allerhand Wandlungen erkennen. Durch das Zusammenleben mit Kameraden, deren Anschauungen sich meistens von der unsrer Freideutschen Jugend unterscheiden, ist die Aufmerksamkeit, ist der zielsuchende Blick der Meißner-Jugend in neue Richtungen gelenkt, sind ihr neue Wege in sozialer Richtung gewiesen worden. Und tiefgreifend haben die kriegerischen Ereignisse selbst, all die schreckliche Kriegsnot, auf die jungen Gemüter gewirkt. Bei fast allen Denen, die verwundet oder erkrankt oder zu weiterer Ausbildung in die Heimat zurückgekehrt sind, fällt das Eine besonders auf: der wahrhaft religiöse Ernst, der von ihnen ausgeht. Die bereits dem Tode ins Angesicht schauen mußten,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sind ernste, gesetzte Männer geworden. Den Blick für das Wesentliche haben sie mitgebracht. Nun machen sie nicht mehr gerne unnötige Worte; sie ertragen es nicht mehr, stundenlang aneinander vorbeizureden und vorbeizuhören. Dieser merklichen Wandlung läuft eine ganz ähnliche bei der daheimgebliebenen Freideutschen Jugend gleich.

Mit herzerquickendem Scharfblick erkannte die noch nicht wehrfähige oder die sonstwegen zum Waffendienst nicht taugliche Freideutsche Jugend ihre neuen Aufgaben, als der Krieg ausbrach. Diese Jugend, die sich selbst in die Hand genommen hat, statt sich nach herkömmlicher Art am Gängelband führen und hin- und herzerren zu lassen, bewies ihren Wert, indem sie Menschen des fruchtbaren Gedankens und des schnellen Entschlusses aus ihren Reihen heraustreten ließ. Die erkannten was not tat: keine Abwicklung eines aus langer Hand vorbereiteten Programms, sondern: Anpassung an die von Tag zu Tag wechselnden Bedürfnisse des Krieges, tatfroh schnellentschlossenes Zufassen. So rief der Wandervogel zur Sicherung der Ernte auf, ehe noch mobil gemacht worden war. So begab man sich schon im Herbst an den Gemüseanbau. Viele ähnliche Beweise fruchtbarer Schöpferkraft ließen sich beibringen. Es sei nur noch kurz der ideellen Güter gedacht, welche die Freideutsche Jugend für unser Volk in die Wagschale warf. Unsre Wandervögel gingen in die Lazarette und sangen ihre prächtigen alten Volkslieder und ihre kräftigen Landsknechtsweisen, sangen sie mit den Soldaten zusammen und leisteten so volkserzieherische Arbeit. Auch erfreuten sie die Verwundeten durch Schwänke von Gryphius und von Hans Sachs.

Der Krieg hat, soweit das überhaupt noch nötig war, in der Freideutschen Jugend das soziale Gewissen wachgerufen. Dieses pflichtbewußte Jungvolk wollte nicht abseits stehen in einem Kriege, den das g a n z e Volk führen muß. Wo das gemeinsame Vaterland mit äußerstem Kraftaufgebot gegen eine Welt von Feinden verteidigt werden muß, da hilft jeder nach bestem Können. Und so sagte sich die Freideutsche Jugend: „Auch auf u n s r e Kraft kommt es jetzt an; wir wollen helfen, daß wir durchhalten!" So zeigte sich dieses Jungvolk seiner Brüder im Felde würdig. Fürs Volksganze wollten sich die Wandervögel und was im Laufe der Jahre neben ihnen und aus ihnen heraus Verwandtes gewachsen ist, mit in die Speichen greifen, damit das Blut ihrer Freunde nicht umsonst fließt. Durch mannigfache soziale Hilfsarbeit halfen sie der Kriegsnot steuern. Diese Jugend, die bisher ganz im stillen wirkte, weitab vom lauten Markte der großen Öffentlichkeit, trat auf einmal hervor und gab manch vorbildliches Beispiel wertschaffender Tat. Jenen zahlreichen Leuten zu nicht geringem Erstaunen, die nur Oberflächliches von dieser Jugend kannten und noch der weitverbreiteten, darum aber doch irrtümlichen Meinung waren, die Wandervögel täten nichts Besseres und hätten nichts Höheres im Sinn, als Schuhsohlen zu verschleißen.

Im Gelöbnis der Tat hatte sich die Freideutsche Jugend im Herbst 1913 auf dem Hohen Meißner zu ihrer Jahrhundertfeier zusammengefunden. Was sich damals ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heißungsvoll ankündigte, das erfüllt sich während dieses Krieges. Schon die jetzt erkennbaren Wandlungen lassen deutlich genug erkennen, daß dieser Krieg einen Wendepunkt auch in der Freideutschen Jugendbewegung bezeichnen wird.

Bisher war ein Teil der Freideutschen Jugend, namentlich der Wandervogel, vorzugsweise auf Genuß eingestellt. Mit körperlicher Abhärtung ging keine geistige Hand in Hand. Und gar zu selten ist man über reine Selbstkultur hinausgekommen. Noch hatte man kein Verhältnis zum Staat. Und lassen sich die letzten Folgen dieses Krieges auch noch nicht übersehen, so sind doch schon heute einige neue Entwicklungsrichtungen in der Freideutschen Jugend deutlich erkennbar: das Erwachen des sozialen Gewissens, der Wille zur Tat, die Abkehr vom reinen Individualismus.

Dieser Krieg lehrt die Freideutsche Jugend, alle Kräfte auf e i n e n Punkt zu richten, gibt ihr den Sinn für das Wesentliche mit, verleiht ihr Festigkeit, Richtung, Ziel. Er vollendet die begonnene Selbsterziehung dieser Jugend, schafft starke, aufrechte, selbstsichere Persönlichkeiten. So werden sich diejenigen nicht getäuscht sehen, die in dieser Jugend ihre schönsten Zukunftshoffnungen verankert haben. Unser Volk hat diese Freideutsche Jugend n ö t i g. Das wird sich nach dem Kriege deutlich zeigen. Dem von 1870/71 folgten die Gründerjahre, folgte ein ausgesprochener kultureller Zusammenbruch. Inzwischen sind uns aber Männer herangewachsen, die uns vor neuen Gründerjahren bewahren können. In diesem Sinne können die jetzt in der Freideutschen Jugend vor sich gehenden Wandlungen als erfreuliche Vorzeichen gedeutet werden.

Walter Hammer.

Vaterländischer Studentendienst.

Der Direktor der Gießener Universitätsbibliothek, Herr Geh. Hofrat Prof. Dr. H. H a u p t, sandte uns gegen Mitte Oktober die folgende Zusammenstellung der den Studenten sich bietenden Möglichkeiten, dem Vaterlande während der Kriegszeit daheim zu dienen. Wir drucken — allerdings mit einigen Kürzungen — Prof. Haupts Ausführungen ab, obwohl sie auch an andrer Stelle veröffentlicht worden sind, und unsre jungen Vortrupp-freunde, soweit sie nicht im Felde stehen, sich zum Teile schon seit Kriegsbeginn im Sinne des Verfassers betätigen. Wir halten uns verpflichtet, nützliche Ratschläge nach Kräften zu verbreiten. **Vortrupp-Jugend.**

. . . . . Auch diejenigen Kreise unsrer studierenden Jugend, denen die Teilnahme an den großen Entscheidungskämpfen, sei es dauernd, sei es für die nächste Zukunft, versagt bleibt, erfüllt begreiflicherweise der brennende Wunsch, ihre Kräfte über den Betrieb ihres Berufsstudiums hinaus möglichst rasch und unmittelbar der großen vaterländischen Sache zur Verfügung zu stellen. An verschiedenen Hochschulen ist denn auch schon bald nach Ausbruch des Krieges versucht worden, dem Drange nach solcher Betätigung durch Schaffung allgemeiner studentischer Vereinigungen zu vaterländischer Arbeit Genüge zu tun. Am frühesten ist man in solcher Richtung in Tübingen mit der Bildung eines „nationalen Studentendienstes" vorgegangen, und auch in Freiburg, Göttingen, München und andern Hochschulen haben ähnliche Einrichtungen zu erfreulichen Erfolgen geführt. Ich glaube einem vielerorten bestehenden Wunsche zu entsprechen, wenn ich im folgenden an der Hand der da und dort gemachten Erfahrungen auf diejenigen Gebiete hinweise, auf

denen sich dem weiteren Kreise unsrer Studierenden am ersten die ersehnte Gelegenheit zu fruchtbarer Tätigkeit im Dienste des Gemeinwohls eröffnet.

1. Die Verwaltungsstellen des Staates, der Städte und der kleineren Gemeinden konnten und können ihre amtlichen Arbeiten, die namentlich durch die Sorge um die Volksernährung und um die Familien der Kriegsteilnehmer ins Riesenhafte erweitert worden sind, vielfach nur mit dem Beistande freiwilliger Helfer bewältigen. Namentlich gilt dies von den sich immer aufs neue wiederholenden Aufnahmen der Vorräte an Nahrungsmitteln, Personalstandsaufnahmen und dem Mehl- und Brotkartenbetriebe. Die Betätigung von Studierenden an diesen kommunalen Arbeiten, aber auch ihre Hilfeleistung bei Arbeitsnachweisen, Gefangenen- und Flüchtlingsfürsorge und der Vermißtenermittlung wird zweifellos bei den leitenden Stellen allerorten freudig begrüßt werden.

2. In die Reihen der Leiter und Freunde der Jugendpflege, zu denen sich im Laufe der letzten Jahre eine steigende Anzahl von Studierenden gesellt hatte, sind durch den Ausbruch des Krieges klaffende Lücken gerissen worden. Sie werden um so schmerzlicher empfunden, als die Sorge um die aus der Schule entlassene Jugend gerade jetzt vor besonders ernste und umfassende Aufgaben gestellt ist. Vielfach gilt es, während der die Jugend außerordentlich erregenden Kriegszeit den sittlich noch nicht ausgereiften jungen Leuten (Lehrlingen, Handlungsgehilfen, Hausburschen usw.) den erziehlichen Einfluß des im Felde stehenden oder wohl schon für das Vaterland gefallenen Vaters zu ersetzen und sie vor Verwilderung zu bewahren. Die Leiter der Jünglings- und Jungmännervereine würden gewiß gerade jetzt den in der Heimat weilenden Studierenden dafür dankbar sein, wenn sie sich bereit finden ließen, an den Vereinsabenden Vorträge und Besprechungen zu übernehmen, die jungen Leute durch musikalische und sonstige Darbietungen, durch Leitung von Turnspielen und Begleitung auf Wanderungen zusammenzuhalten und so einen erziehlichen Einfluß auf die für die Zukunft unsres Volkes so unendlich wichtigen jugendlichen Kreise zu gewinnen. — Aber auch im Betriebe der Volksschulen klaffen nach der Einziehung von vielen Tausenden von Lehrern zum Heeresdienste große Lücken. Auch hier können Studierende durch Aushilfe als Spielleiter, als Führer von Ferienkolonisten oder als Begleiter von Schülern auf Ferienwanderungen sich um die heranwachsende Jugend mannigfach verdient machen.

3. Auch zur Beteiligung an der kriegswirtschaftlichen Beratungs- und Aufklärungsarbeit würde die studierende Jugend mit Nutzen herangezogen werden können. Man erinnere sich an die Worte des Ministers von Loebell über die Notwendigkeit der Belehrung der Volkskreise über die Fragen der Volksernährung: „bis zum letzten Dorfe müsse jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau wissen, was die Pflicht des deutschen Volkes in dieser ernsten, schweren Zeit sei". Zur Verbreitung solcher Kenntnis könnten unsre Hochschulen viel beitragen. Von berufenen Fachmännern würden an allen Hochschulen Lehrgänge über die verschiedenen Zweige der Volksernährung, der Haus-, Garten- und Landwirtschaft und ihre Anpassung an die Kriegszeit abzuhalten sein. Die so vorbereiteten Studierenden würden alsdann sich an der Arbeit der kriegswirtschaftlichen Organisationen in den Hochschulstädten zu beteiligen und die hier gewonnenen Kenntnisse und Erfahrungen ihren heimatlichen Kreisen zu vermitteln, namentlich in den Ferien neue kriegswirtschaftliche Beratungsstellen in kleinen Orten und auf dem Lande zu begründen haben. Der Mitarbeiter auf diesem wichtigen Gebiete werden wir nie genug haben können.

4. Als ganz selbstverständlich ist die Teilnahme der Studierenden an den zur militärischen Vorbereitung der heranwachsenden Jugend getroffenen Einrichtungen zu betrachten. Gerade unsrer studentischen Jugend kommt es zu, noch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

über die der militärischen Jugendorganisation gesetzten Ziele hinaus sich mit dem Gebrauche der Waffen bekannt zu machen und an die Stelle des Besuchs des Fechtbodens die eifrige Übung im Schießen, im Säbel- und Bajonettfechten treten zu lassen.

5. So stark der Andrang zum freiwilligen Verwundetendienst in der ersten Kriegszeit gewesen ist, so sind doch im Verlaufe des Kriegsjahres starke Lücken in den Reihen der freiwilligen Sanitätsmannschaft, von der ein guter Teil ins Feld rückte, entstanden. Neue Anmeldungen von Studierenden zur Teilnahme an Lehrgängen für Verwundetentransport, Verbandlehre und Krankenpflege oder zur Hilfsarbeit bei der Labung der auf der Eisenbahnfahrt befindlichen Truppenteile werden wohl von den meisten Geschäftsstellen des Roten Kreuzes dankbar entgegengenommen werden.

6. Auch an dem wohl in den meisten Universitätsstädten eingerichteten Verwundetenunterricht werden sich unsre Studierenden mit Nutzen beteiligen können, beispielsweise an der Abhaltung von Lehrgängen für neuere Sprachen, Geschichte, Geographie und Stenographie. Ein nicht weniger dankbares Feld bieten Führungen der Verwundeten durch die Sehenswürdigkeiten der Lazarettstädte und deren Umgebung, Teilnahme an der Veranstaltung von Konzerten und sonstigen Darbietungen für die Verwundeten, Beschaffung und Verwaltung von Lazarettbüchereien, aber auch schon der Besuch bettlägeriger Verwundeter und Kranker, denen namentlich durch Vorlesen über so manche trübe und öde Stunde hinweggeholfen werden kann.

* * *

Mit den aufgeführten Gebieten sind die Möglichkeiten einer für den Studenten Erfolg versprechenden vaterländischen Tätigkeit keineswegs erschöpft. Wer mit offenem Auge um sich schaut, wird wohl noch gar manche andre Gelegenheit zu gemeinnütziger Tätigkeit finden. So sind da und dort Studierende während des Krieges als Freiwillige bei den städtischen Feuerwehren in die Lücken gesprungen. Auch die öffentliche Armenpflege und die innere Mission wird studentische Mitarbeit gern in Anspruch nehmen. An der Würzburger Universität will ein „Akademischer Arbeitsbund zur Stärkung deutscher Wehrkraft" zur Ausarbeitung von wissenschaftlichen Erfindungen und Vorschlägen, zunächst auf militärisch-technischem Gebiete, anregen, die dann an berufene Prüfungsstellen weitergegeben werden sollen. Dagegen weist die von den Wiener Hochschulen ins Leben gerufene „Akademische Vereinigung" ihre Mitglieder in erster Linie darauf hin, das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Volksstämme und aller sozialen Schichten der österreichischen Monarchie während des großen Entscheidungskampfes zu stärken und durch Wort und Beispiel im Volke Vaterlandsliebe, Ausdauer und Vertrauen wach zu erhalten. Durch Einrichtung eines Heims für kriegsbeschädigte Studenten will die Vereinigung der gemeinsamen vaterländischen Arbeit ein dauerndes Denkmal setzen.

Geh. Hofrat Prof. Dr. H. Haupt.

Wollen und Wirken

Bilder aus der lebensreformerischen Jugendbewegung unsrer Zeit

Die Jugend im Vortrupp Leipzig

hat sich innerhalb der Ortsgruppe einen festen Zusammenschluß geschaffen, um im Sinne des „Vortrupp" sich in gemeinsamem Wirken näher kennen zu lernen und sich gegenseitig zu fördern. Die aus 30 Jungen und Mädeln bestehende Gruppe hat 5 Jungen und 2 Mädel zu Führern bestimmt. Einem Berichte über die Leipziger Vortruppjugend seien folgende Ausführungen entnommen: . . . Von vornherein sind

wir enthaltsam gewesen (Alkohol und Tabak), und jeder, der neu kam, wurde binnen kurzem zu diesen äußeren Voraussetzungen gewonnen. Sodann lesen wir sämtlich den „Vortrupp" und nehmen an allen Zusammenkünften der großen Vortruppgruppe teil. Sonntags gehen wir auf Fahrt, nach alter Wandervogelgewohnheit; an jedem 4. Sonntag ist eine gemeinsame Fahrt mit der ganzen Vortruppgruppe. — In der Woche kommen wir Mittwochs und Freitags zusammen. Mittwochs suchen wir uns in ernster Arbeit vorwärts zu bringen: wir lesen vor aus Büchern und sprechen über das Gelesene, oder einer der Führer hält einen Vortrag. Stoffe sind dabei sowohl in der Lebensreform als in der Literatur, Naturwissenschaft und Philosophie zu suchen. Der Freitagabend vereint uns zu Singen, Spielen oder Lesen, wobei nicht die Arbeit der Vernunft das Wesentliche ist, sondern das Erlebnis des Gemütes, das durch die Stimmung eines solchen Abends draußen auf der Wiese oder im Walde zur Besinnung und Einkehr kommt. Unsre Hauptziele lassen sich kurz zusammenfassen:

1. Den Willen zum sittlichen Aufstieg zu stärken, der sich äußert in der Schaffung einer neuen Lebensweise, einer neuen Geselligkeit, und vor allem in der Erziehung des einzelnen Charakters zu Wahrhaftigkeit, Selbstlosigkeit, Heldenhaftigkeit, die die Dinge um ihrer selbst willen tut, Opfermut usw.

2. Beseitigung des Klassenkampfes in der neudeutschen Jugend (in unsrer Gruppe sind alle Stände vertreten, vereinigt durch das gemeinsame Streben).

3. Die Zusammenfassung und Einigung der Neudeutschen Jugendbewegung (wie sie Dürbeck in der „Vortrupp-Jugend" anregte). Die Erziehung kann (siehe 1) nur im kleineren Kreise geschehen, aber ein starker Bund muß uns in den großen Fragen einen.

4. Die Gründung von Volksschüler- und Lehrlings-Wandervogelgruppen, die aber mit dem E. V. Hand in Hand gehen sollen.

Alle diese Punkte werden wir mit ganzer Kraft verfolgen. Zu den obengenannten kommen noch: die Schaffung von Kinderkrippen, Ferienkolonien und die Ausstellung von Schaukästen über Alkoholfrage usw.

*

Vortrupp-Jugend in Briefen.

Zwischen O... und A....

Aus dem Feldpostbrief eines Bremers.

„.... Keine hängenden Gedanken an die Heimat mehr. Frei will ich sein. Sehnsucht und Heimweh lähmen die Tatkraft!"

Erhöhte Alarmbereitschaft. Unsre Flieger haben gewaltige Truppenzusammenziehungen und das Auffahren von rund 150 Geschützen beim Feind in einer Frontbreite von 2000 m beobachtet. Schwarze Überläufer, feige entlaufen vor dem Augenblick, in dem sie sich als brauchbare Feldsoldaten bewähren sollten, sagen ebenfalls einen Angriff voraus.

Voll Erwartung klopft uns das Herz, wir wissen, jetzt gehts aufs Ganze! Die nächtlichen Horchposten werden verdoppelt und nochmals eindringlichst hingewiesen auf verschärfte Wachsamkeit. Wir übrigen liegen „umgeschnallt", das Gewehr neben uns, in unsern Unterständen und können schlafen — schlafen, bis uns jeden Augenblick der sich wie ein Laufeuer fortpflanzende Befehl „Alarm!" an unsre Schießscharten rufen kann.

Ich liege auf meinem Strohsack, den harten Tornister als Kopfkissen. Mit acht Mann hausen wir in unsrer Erdhöhle. Es ist drinnen eine wahnsinnig schwüle, erstickende Luft. Ich wühle mich auf meinem engen Platz von der rechten Seite auf die linke und umgekehrt. Was für Gedanken mir alle durch den Kopf jagen! Die nächste Stunde schon kann die Entscheidung darüber bringen, ob meine alten Eltern das große schwere Erlebnis treffen soll, wie es jetzt schon Tausende von deutschen Müttern still und heldenhaft zu tragen haben. Richard Dehmels prächtiges Kriegsgedicht geht mir durch den Sinn:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Es klagt im Dunkeln irgendwo,
ich möchte wissen, was es ist.
Der Wind klagt wohl die Nacht an.

Der Wind klagt aber nicht so nah.
Der Wind klagt immer in der Nacht.
In meinen Ohren klagt mein Blut,
mein Blut wohl.

Mein Blut klagt aber nicht so fremd.
Mein Blut ist ruhig wie die Nacht.
Ich glaub ein Herz klagt irgendwo."

Gewaltsam gebe ich mir einen Ruck und breche, um das für einen Krieger nötige seelische Gleichgewicht zu bekommen, die Fäden ab, die das Elternhaus mit mir verbinden. Ich will nur der unmittelbaren Gegenwart leben! — Es befällt mich ein leichter Schlaf, und gar bald habe ich wohl eingestimmt in das in unsrer „Villa" übliche Schnarchen.

Ich weiß nicht, wie lange ich so gelegen habe. Plötzlich reißt uns jäh aus unserm Schlafe ein lebhaftes Artilleriefeuer vom Feinde her. Es wird immer wilder, unheimlicher. Das also ist das berüchtigte Trommelfeuer! Ungefähr jede Sekunde ein Schuß. Als sei die Hölle lebendig geworden. Und wir armen Maulwürfe haben auszuharren auf unserm Fleck. Der Befehl ist uns noch gestern eindringlich ins Herz geprägt: „Die Stellung wird unbedingt gehalten." Also gibts für uns auch kein Zurück. Inzwischen haben auch unsre deutschen Geschütze das Wort ergriffen. Wie lieblich uns ihr Klang vorkommt!

In den Feuerpausen, die ab und zu dies geradezu ohrenbetäubende Konzert auf wenige Augenblicke unterbrechen, hören wir das unruhige Hämmern unsrer Maschinengewehre. Wir kennen die französische Taktik: Noch während der Artillerievorbereitung schieben sie bereits ihre vorderen Sturmkolonnen gegen unsre Linien vor. In demselben Augenblick, in dem die französische Artillerie ihr Feuer schließlich einstellt und unsre Leute zu ihren Schießscharten zu eilen beginnen, will der Feind bereits in unsre Gräben stürzen. Diese List ist uns kein Geheimnis. Ein sehr wirksames Mittel gegen eine solche Überrumpelung ist das fortgesetzte Bestreichen des Vorgeländes durch Maschinengewehrfeuer.

Stunde auf Stunde verrinnt. Das Trommelfeuer läßt an Heftigkeit nicht nach. Ab und zu scheint es sich — wenn das überhaupt möglich ist — sogar noch zu steigern zu einem riesigen Akkord. Leuchtkugeln durchreißen jäh die Finsternis und bringen in ihrer Menge eine Tageshelligkeit über das Gefilde, auf dem mit ungekannter Heftigkeit zwei riesige Menschenmassen aufeinanderprallen sollen, sobald die Maschinen, die Geschütze, Minenwerfer usw. ihr Wort gesprochen haben.

Es wird Morgen — das wahnsinnige Trommelfeuer ist unermüdlich. Wir sprechen uns Mut zu: „Junge, halt den Kopf hoch! Ist ja Krieg!"

Es wird Mittag — wir sitzen immer noch in unserm Unterstand und danken Gott für jeden Schuß des Trommelfeuers, der unser Dach nicht durchschlägt. („Florian, verschon' mein Haus...") Unsre Verteidigungsstellung muß inzwischen schon riesig gelitten haben. Das meiste ist sicherlich schon eingebüßt.

Es wird Nachmittag — und immer noch zittert die Luft voll Pulverdampf. Uns hält der Gedanke aufrecht, daß inzwischen schon Reserven hinter unsern Abschnitt gekommen sein müssen.

Die Abenddämmerung bricht herein — und noch immer lassen hier die Berge, wie bei einem Gewitter in den Alpen, den Donner der Geschütze in mannigfachem Echo zurückhallen. Uns allen brummt der Schädel von dem andauernden, stampfenden Rollen dieses aufs höchste gesteigerten Artillerieduells, dessen Heftigkeit sich auch nicht annähernd durch Worte wiedergeben läßt. An Schlaf ist natürlich nicht zu denken.

Da — das Artilleriefeuer schwillt ab. Sollte nun der Feind kommen? — Es ist nur eine Feuerpause. Auch Maschinen müssen mal einen Augenblick ruhen. Ein Melder kommt von hinten mit dem Befehl: „Die einzelnen Züge ziehen sich auf ihre Wiedereroberungsgräben zurück."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Also doch! Es ist uns schwer, unsre Stellung, an der wir monatelang gebaut haben, aufzugeben. Aber — beim Heraustreten sehen wir es — das feindliche Artilleriefeuer hat unsre Stellung fast bis zur Unkenntlichkeit eingeebnet. Ihre Verteidigung unter dem Feuer der Artillerie würde riesige Opfer kosten. Deswegen ist es geschickte Berechnung unsrer Führer, daß sie die Truppen aus den völlig zusammengeschossenen vorderen Stellungen vorübergehend zurückziehen, um überflüssige Verluste zu vermeiden. Wir hören, daß unser Unterstand, hinter einer alten Scheunenmauer in einem toten Winkel liegend, nur einer der ganz wenigen ist, der standgehalten hat.

Möglichst schnell und vom Feinde unbemerkt begeben wir uns in unsern Wiedereroberungsgraben. Manchen braven Kameraden müssen wir vorn lassen, ihm hilft keine menschliche Kunst mehr. Im hinteren Graben treffen wir schon Reserven an. Unsre Kompanie hat auch in den letzten 24 Stunden schon arg gelitten.

Inzwischen haben die Geschütze ihre rasche Arbeit wieder angefangen. Schuß auf Schuß saust auf unsre vordere Stellung. Der Feind weiß noch nicht, daß wir sie geräumt haben. Es ist ein Höllenlärm, genau wie letzte Nacht. Es ist eigentlich zu verwundern, daß ein Mensch derartiges aushalten kann, ohne seinen Verstand zu verlieren. Wie schön friedlich muß es jetzt zu Hause sein. Der Wunsch nach Ruhe ist mein vorwiegender Gedanke:

„Der du von dem Himmel bist,
alles Leid und Schmerzen stillest
. . . . . .
Süßer Friede
komm, ach komm in meine Brust!"

Zum Grübeln ist der jetzige Augenblick so ungeeignet wie nur möglich. Unsre Sturmkolonnen werden eingeteilt. Der Feind ist in unsre vordere Stellung eingedrungen, und in fieberhafter Eile stellt er alles zur Verteidigung wieder her. Französische Pioniere sind nicht zu unterschätzen. Das Artilleriefeuer des Feindes liegt nun auf unsern rückwärtigen Stellungen, während unsre Geschütze nunmehr mit aller Heftigkeit in unsern aufgegebenen Schützengraben feuern. Es gilt für uns schnell zu handeln.

Bei Morgengrauen setzt unser Angriff ein, schwunghaft wie ein Blitz vorstürzend. Wie eine einzige Sekunde ist es als Erlebnis in meiner Erinnerung. Rechts und links von mir stürzt jemand. Ich persönlich habe gar nicht das Gefühl, als könne mir etwas zustoßen. Nur vorwärts! Und glücklich stoße ich keuchend bis zum Ziele vor! Noch heute ist es mir ein Wunder, wie ich durch das Meer von Geschossen unversehrt hindurchgekommen bin.

In unserm alten vordersten Graben stehen zur Abwehr bereit Senegalneger, Turkos, Zuaven, Franzosen und Engländer. Bis zum letzten Augenblick schießen sie auf uns und erheben dann die Hände: „Pitié, Pitié!"

Unser alter Graben ist größtenteils wieder in unserm Besitz. Noch manches Mal stürmt der Feind, verärgert darüber, daß der erste, mit fast erdrückender Übermacht eingesetzte Durchbruchsversuch gescheitert ist, im Laufe des Tages wieder gegen uns an. Wohl an die sechsmal hat er es versucht, in überraschendem Nachtangriff oder wieder mit vorheriger Artilleriebeschießung. Aber wir stehen auf der Wacht, wieder in unsern alten Horchpostenlöchern, ungeachtet des Regens und des Nebels, der sich oft auf uns legt. —

Zwischen uns und dem Feinde lag ehedem eine Wiese, übersät mit vollaufgeblühtem roten Mohn. Dies schöne Bild ist nun dahin. Unzählige Granatlöcher haben den Schoß der Erde aufgeklafft. Dazwischen liegen die gefallenen Gegner, meistens krampfhaft zusammengekauert, dicht an dicht, und machen die Wiese buntscheckig wie einen türkischen Teppich. Die Unglücklichen! Nicht einmal ein Soldatengrab wird ihnen zuteil. Nun prallt die heiße französische Sonne auf sie nieder. . . .

H. G.

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. Jahrgang Nr. 23 **Der Vortrupp** 1. Dezember 1915
Herausgeg. von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortl. Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20

Vortrupp-Jugend

Monatliche Beilage zum „Vortrupp", unter Verantwortung der „Vortrupp"-Schriftleitung, herausgegeben von

Nr. 12 **Hans Paasche** 1915

Inhalt. Die Bestimmung des Menschen von Johann Gottlieb Fichte. — Achtung vor den Dingen von Melanie Ebhardt. — Gegen die Verwahrlosung der Jugend von Sr. Exz. dem stellvertr. Kommandierenden General v. Haugwitz. — Deutscher Jugenddank 1915 von Gustel v. Blücher. — Wollen und Wirken (Die Wandervögel im Kriegsdienste. — Von einem Vortruppjungen. — Vortrupp-Jugend in Briefen.)

Die Bestimmung des Menschen*).

Gesegnet sei mir die Stunde, da ich zum Nachdenken über mich selbst und meine Bestimmung mich entschloß. Alle meine Fragen sind gelöst; ich weiß, was ich wissen kann, und ich bin ohne Sorge über das, was ich nicht wissen kann. Ich bin befriedigt, es ist vollkommene Übereinstimmung und Klarheit in meinem Geiste, und eine neue herrlichere Existenz desselben beginnt.

Meine ganze vollständige Bestimmung begreife ich nicht; was ich werden soll und was ich sein werde, übersteigt alles mein Denken. Ein Teil dieser Bestimmung ist mir selbst verborgen — nur einem, dem Vater der Geister, sichtbar, dem sie anvertraut ist. Ich weiß nur, daß sie mir sicher, und daß sie ewig und herrlich ist, wie er selbst. Denjenigen Teil derselben aber, der mir selbst anvertraut ist, kenne ich, kenne ich durchaus, und er ist die Wurzel aller meiner übrigen Erkenntnisse. Ich weiß in jedem Augenblicke meines Lebens sicher, was ich in ihm tun soll; und dies ist meine ganze Bestimmung, inwiefern dieselbe von mir abhängt. Hiervon, da mein Wissen nicht darüber hinausreicht, soll ich nicht abgehen; ich soll darüber hinaus nichts wissen wollen; ich soll in diesem einigen Mittelpunkte feststehen und darin einwurzeln. Auf ihn soll alles mein Dichten und Trachten und mein ganzes Vermögen gerichtet sein, er soll mein ganzes Dasein in sich verweben.

Ich soll meinen Verstand ausbilden und mir Kenntnisse erwerben, soviel ich irgend vermag; aber in dem einigen Vorsatze, um dadurch der Pflicht in mir einen größeren Umfang und eine weitere Wirkungssphäre zu bereiten; ich soll vieles haben wollen, damit viel von

*) Entnommen aus „Zeugnisse zum deutschen Aufstieg". Ein Lesebuch für den Deutschen. Herausgegeben von Alfred Hönger, F. A. Perthes, A. G. Gotha.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mir gefordert werden könne. Ich soll meine Kraft und Geschicklichkeit in jeder Rücksicht üben, aber lediglich, um an mir der Pflicht ein tauglicheres und geschickteres Werkzeug zu verschaffen; denn so lange, bis das Gebot aus meiner ganzen Person heraus in die äußere Welt eintritt, bin ich meinem Gewissen dafür verantwortlich. Ich soll in mir die Menschheit in ihrer ganzen Fülle darstellen, so weit, als ich es vermag, aber nicht um der Menschheit selbst willen — diese ist an sich nicht von dem geringsten Werte —, sondern, um hinwiederum in der Menschheit die Tugend, welche allein Wert an sich hat, in ihrer höchsten Vollkommenheit darzustellen. Ich soll mit Leib und Seele, und allem, was an mir und in mir ist, mich nur betrachten als Mittel für die Pflicht, und soll nur dafür sorgen, daß ich diese vollbringe, und daß ich sie vollbringen könne, soviel es an mir liegt. Sobald aber das Gebot — wenn es nur wirklich das Gebot ist, dem ich gehorcht habe, und wenn ich nur wirklich der einigen, reinen Absicht, ihm zu gehorchen, mir bewußt bin — sobald das Gebot aus meiner Person heraus in die Welt eintritt, habe ich nicht mehr zu sorgen, denn es tritt von da an ein in die Hand des ewigen Willens. Von nun an weiter zu sorgen, wäre vergebliche Qual, die ich mir selbst zufügte; wäre Unglaube und Mißtrauen gegen jenen Willen. Es soll mir nie einfallen, statt Seiner die Welt regieren zu wollen, die Stimme meiner beschränkten Klugheit statt seiner Stimme in meinem Gewissen zu hören und den einseitigen Plan eines kurzsichtigen Einzelnen an die Stelle seines Plans, der über das Ganze sich erstreckt, zu setzen. Ich weiß, daß ich dadurch notwendig aus seiner Ordnung und aus der Ordnung aller geistigen Wesen herausfallen würde.

So, wie ich diese höhere Fügung durch Ruhe und Ergebung ehre, ebenso soll ich die Freiheit anderer Wesen außer mir in meinem Handeln ehren. Es ist nicht davon die Frage, was sie nach meinen Begriffen tun sollen, sondern davon, was ich tun darf, um sie zu bewegen, daß sie es tun. Aber ich kann unmittelbar nur auf ihre Überzeugung und auf ihren Willen wirken wollen, soweit die Ordnung der Gesellschaft und ihre eigne Einwilligung es verstattet, keineswegs aber ohne ihre Überzeugung und ohne ihren Willen auf ihre Kräfte und Verhältnisse. Sie tun auf ihre eigne Verantwortung, was sie tun, wo ich es nicht ändern kann oder nicht darf, und der ewige Wille wird alles zum Besten lenken. Mir ist mehr daran gelegen, daß ich ihre Freiheit ehre, als daß ich verhindere oder aufhebe, was mir beim Gebrauche derselben böse scheint.

Johann Gottlieb Fichte.

Achtung vor den Dingen.

Ich habe einmal einen Bücherfreund beobachtet, wie er mit liebevollster Behutsamkeit ein schönes Werk wieder an seinen Platz stellte. Noch heute sehe ich den freundlichen Ausdruck seines Gesichts und seine sorgfältigen Bewegungen. Damals dachte ich, wie schön es sei, auch einem leblosen Gegenstand die Freude, die es einem bereitet, durch rücksichtsvolle Behandlung zu vergelten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seitdem fiel mir aus gleichen Gründen ein junger Soldat auf, der seine Waffen und Ausrüstungsgegenstände mit derselben Schonung versorgte. Ihm war das Gewehr, das ihm vielleicht schon in mancher Gefahr als treuer Freund und Schützer gedient hatte, sichtlich ans Herz gewachsen, und er ruhte nicht eher, als bis es sicher und gut in einer Ecke lehnte.

Vor allem aber denke ich immer wieder gern an einen blitzenden Spaten, der seinem Herrn ein Menschenalter lang treue Dienste geleistet hatte, und an den Stolz, mit dem der alte Tagelöhner das erzählte.

Ich meine, so sollte es immer sein. Wir sollten einen Gegenstand, der uns treulich dient, nicht mißachten, gleichviel wie wertlos er sein mag, wenn man den Maßstab des Geldes anlegt, gleichviel ob er selten und kostbar ist oder alltäglich und gemein. Ein Wanderstab, der uns auf vielen schönen Fahrten begleitet hat, sollte uns ein lieber Besitz sein, ebenso ein Werkzeug, das wir täglich gebrauchen und mit keinem neuen vertauschen möchten.

Tote Dinge können eine Weihe erhalten, die uns mit Andacht erfüllt. Die Feder, die Kleist geführt hat, ist uns so heilig wie eines Freiheitshelden lorbeerbekränztes Schwert. Die kleine weiße Holztafel, auf die Hölderlin seine letzten Verse schrieb, mit welch wehmütiger Liebe betrachten wir sie. Solche Dinge stehen so hoch im Maße ihres Wertes wie das Kunstwerk von Meisterhand, mögen sie auch äußerlich noch so unscheinbar sein.

Jedes Gemälde, jede Bildsäule predigen uns, daß auch im toten Stoffe Leben entzündet werden kann, das zu einer Macht der Erbauung und des Trostes zu werden vermag. Doch gilt das Gleiche von jedem Dinge, das Menschenhand erschuf, das nicht da war, ehe die menschliche Schaffenskraft ihm Wirklichkeit gab. Auch an den einfachsten Dingen haften Wünsche und Gedanken dessen, der sie verfertigte. Und wenn es Fabrikwaren sind, überflüssige Sachen oder Teile von nutzlosestem Tand, dem Arbeiter, der gezwungen ist, sie herzustellen, bedeuten sie mehr, ihm sind sie der Stoff, daraus er den Seinen Heim und Nahrung schafft.

Arbeit ist heilig und Alles, was sie hervorbringt. Jedes Ding ist ein zur Wirklichkeit gewordener Gedanke, falls es nicht naturgeschaffen ist. Fels und Baum und alles Menschenwerk haben Anspruch auf unsere Sorgfalt. Wer das bedenkt, dem fängt die Umwelt zu leben an, dem muß die schlichteste Umgebung eine stete Ursache der Freude werden.

Melanie Ebhardt.

Gegen die Verwahrlosung der Jugend

richtet sich eine Verordnung des stellvertretenden Kommandierenden Generals von Haugwitz (Kassel), nach welcher jugendliche Personen unter 18 Jahren nach 6 Uhr abends keine Wirtshäuser besuchen dürfen. Ausgenommen ist die notwendige Einkehr auf Reisen und Wanderungen oder der Besuch von Wirtshäusern in Begleitung der Eltern oder Erzieher. Abendlichen Wirtshausbesuch andrer Art dürfen die Gastwirte nicht dulden. Ferner dürfen Jugendliche nur mit Genehmigung ihrer Eltern oder Erzieher und außerhalb der Wohnung nur in deren Beisein Alkohol enthaltende Getränke zu sich nehmen oder rauchen. Die Verabfolgung von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alkohol enthaltenden Getränken und Tabak an Jugendliche zu verbotenem Genusse ist untersagt. Jugendliche dürfen Lichtspielbühnen nur gelegentlich besonderer Jugendvorstellungen besuchen. Die Inhaber von Lichtspielhäusern dürfen den Besuch sonst nicht dulden. Zuwiderhandlungen werden mit Geldstrafe bis zu 1000 Mark bzw. Gefängnis bis zu einem Jahr bestraft.

In einem warmherzigen Aufruf wendet sich der stellvertretende Kommandierende General gleichzeitig an alle Jugendlichen des Korpsbereichs. Es heißt darin:

Eure Väter stehen im Dienste des Vaterlandes und vor dem Feinde. Für euch opfern sie Gesundheit, Blut und Leben. Wollt ihr euch ihrer unwert erweisen und keine Opfer bringen? Deutschland erwartet Opfer auch von euch. Ihr sollt verzichten auf leere Zerstreuungen und rohe Vergnügungen, verzichten auf ungeeignete Bücher, wie sie euch eure Eltern nicht geben würden, verzichten auf alles unsaubere Treiben, das ihr vor den Augen eurer Eltern verheimlichen müßt. Dafür sollt ihr lernen und arbeiten, damit ihr euren Müttern eine Stütze, euren jüngeren Geschwistern ein Vorbild, dem Vaterland dermaleinst wertvolle Bürger werdet. Wenn eure Väter heimkehren aus dem Kriege, sollen sie eine tätige und tüchtige Jugend vorfinden, nicht eine entartete und zuchtlose! Ihr aber, deren Väter den Heldentod starben, ihr sollt doppelt eingedenk bleiben, euch ihnen dankbar zu erweisen durch fleckenlose Sittenreinheit, Willensstärke und Pflichttreue! Ich weiß wohl, daß es unter euch manche gibt, die nicht gehorchen, nicht arbeiten, nicht helfen, sondern nur gegen Ältere unehrerbietig sein, möglichst viel bummeln und sich großtun wollen. Gegen diese habe ich heute eine Verordnung erlassen und strenge Strafe angedroht bei Zuwiderhandlungen. Ich hoffe jedoch, daß es dieser Strafen nur selten bedürfen wird. Deshalb wende ich mich an die Tüchtigen unter euch, an die, die ihre Eltern, ihre Verwandten, ihr deutsches Vaterland in Ehren halten wollen. Diese sind ohne jeden Zweifel unter euch in der überwiegenden Mehrheit. Wenn die Tüchtigen zusammenhalten, wird der Faule und Liederliche nicht aufkommen! Haltet also selbst untereinander auf Fleiß und Zucht und Ordnung, dann leistet auch ihr Jugendlichen Kriegsdienste für unser deutsches Vaterland. „Ihr seid das kommende Geschlecht unsres Volkes."

Deutscher Jugenddank 1915.

Der deutsche Bund abstinenter Frauen fordert in dem nachstehenden Aufruf von deutschen Jünglingen und Mädchen als Zeichen ihrer Dankbarkeit gegen das Heer, das sie schützt, volle Enthaltsamkeit von geistigen Getränken für eine von ihnen selbst zu bestimmende Frist. Auf diese Weise soll die deutsche Jugend, ohne sich auf lange Zeit zu binden, an dem Kampfe gegen die Vergiftung des Volkes durch alkoholische Getränke teilnehmen.

Der deutsche Bund abstinenter Frauen gibt vorgedruckte Postkarten heraus, auf denen sich die Knaben und Mädchen durch Unterschrift zur Enthaltsamkeit auf Zeit verpflichten. Nähere Auskunft erteilt die Vorsitzende des deutschen Bundes abstinenter Frauen, Gustel v. Blücher, Dresden-A., Liebigstr. 22.

Die Verpflichtungskarten sind bei der Schatzmeisterin des Bundes, Frau Doris Heidemann, Leipzig, Königstr. 14 zu haben. Sie kosten 100 Stück 50 Pf., sind aber auch einzeln zu 1 Pf. zu haben. Das ebenfalls von Frau Heidemann zu beziehende Abzeichen trägt auf weißem Grunde inmitten eines grünen Kranzes die Worte „1915 Deutscher Jugenddank". Es ist besonders schön ausgefallen und sollte von jedem deutschen Jüngling und Mädchen als ein Ehrenzeichen getragen werden. V.-J.

Aufruf an die deutsche Jugend.

Ihr Jünglinge und Mädchen, die Ihr den Ernst und die Größe unsrer Zeit erkannt habt, gedenket, daß Ihr es seid, für die das Vaterland jetzt verteidigt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wird, auf daß Ihr deutsch bleiben dürft auf deutscher Heimaterde!

Laßt Eure Herzen erglühen in heißer Dankbarkeit für die unermeßlichen Opfer, die Eurer Sicherheit, Eurer Freiheit dargebracht werden, — macht Euch ihrer würdig!

Eurer wartet die höchste und ehrenvollste Verpflichtung, festzuhalten, was jetzt für Euch erstritten wird. — Ihr müßt dazu erstarken, Deutschland zum unbezwinglichen Friedenshort der Welt zu machen.

Stark an Leib und Seele wie nie zuvor muß Jungdeutschland werden, müssen die Geschlechter sein, die nach uns kommen.

Darum fort mit allem, was Eure Wehrkraft, was Eure körperlichen und geistigen Fähigkeiten schwächt! Keine Zugeständnisse mehr an verweichlichende, gefährliche Gewohnheiten, an törichte Moden, an falsche Moral!

Strengste, unermüdliche Selbstzucht fordert das Vaterland von Euch. Ihr könnt sie nur üben im Vollbesitz Eurer geistigen und körperlichen Kräfte. Sie werden von Eurem Gehirn aus regiert.

Darum fort vor allem mit dem Alkohol, dem Rauschgift, das zu Kopfe steigt, das Eure Urteilskraft lähmt, Euer gesundes Empfinden verwirrt, Euren festen Willen schwankend macht!

Merkt auf, wie unsre Feinde dem Alkoholgenuß ihrer Völker zu wehren versuchen, weil seine verderbliche Wirkung auch ihnen bekannt ist, weil sie hoffen, in der Nüchternheit ihrer Heere einen neuen mächtigen Bundesgenossen gegen uns zu finden.

Wartet nicht auf gesetzliche Maßnahmen, — freiwilliger Verzicht ist deutscher Jugend würdiger, und es geziemt ihr, unsern Feinden auch auf diesem Gebiete zuvorzukommen.

Was unser geliebter, weitblickender Kaiser — für uns Deutsche die Verkörperung des vaterländischen Gedankens — schon vor Jahren den Fähnrichen der Marine zugerufen hat: „Diejenige Nation, die das geringste Quantum Alkohol zu sich nimmt, die gewinnt!" — laßt es auch Euch gesagt sein!

Gedenkt Eurer Dankesschuld gegen Kaiser und Vaterland! Gedenkt der warnenden Worte!

Sagt dem Alkohol ab, auf daß Ihr rechte Männer und Frauen werdet, die Stammeltern kraftvoller Geschlechter!

Unserm Kaiser zur Freude! Unsern Helden zum Danke! Unserm Volke zum Heil! Unsern Feinden zum Trotze!

Das sei der „deutsche Jugenddank von 1915!"

Vorwärts, deutsche Jugend!

Wollen und Wirken

Bilder aus der lebensreformerischen Jugendbewegung unsrer Zeit

Die Wandervögel im Kriegsdienste.

Nach dem Oktober-Hefte des „Alt-Wandervogel, Monatsschrift für Jugendwandern" sind aus dem Bunde des „Alt-Wandervogel" bereits 215 gefallene Helden gemeldet. Vom Wandervogel E. V. berichtet die Hauptzeitschrift, daß er 4000 Wandervögel, davon etwa 3000 Kriegsfreiwillige, ins Feld sandte; viele sind befördert, viele ausgezeichnet, und die Wandervogel-Leutnants bilden schon eine recht stattliche Schar. „... 550 etwa sinds jetzt schon, die nicht wiederkehren. Die Liste der Gefallenen ist eine kleine Kriegsgeschichte. In Frankreich fielen zuerst die alten Wandervögel, die gerade dienten oder schon gedient hatten. Vom Oktober ab kamen die Kriegsfreiwilligen dran, junge und alte. Auf ostpreußischer Grenzwacht, beim Vormarsch in Nordpolen, auf der ganzen Linie in Frankreich sind sie den Tod fürs Vaterland gestorben. Aber in Flandern ruhen die meisten. Die Winterschlacht in der Champagne, die Lorettohöhe, Neuve Chapelle zeichneten sich in unsre Liste ein. Und jetzt kommen viele Wandervogelsoldaten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von der großen Fahrt nach den Karpathen und Galizien nicht wieder nach Hause zurück."

Vom „Jung-Wandervogel", der gleichfalls eine große Zahl Mitglieder ins Feld sandte, liegen Zahlen zurzeit noch nicht vor.

*

Von einem Vortrupp-Jungen.

Von einem unsrer Freunde, der zurzeit als Oberleutnant im Felde steht, erhalten wir einen eingehenden Brief über seine Erfahrungen im Felde. In dem anziehenden Briefe findet sich u. a. folgende Stelle: „Wiederholt habe ich mir Mühe gegeben, im Kameradschaftskreise im Sinn des Vortrupps zu wirken; leider sehe ich bis jetzt keinen Erfolg. Da erhalte ich aber heute von meinem Jungen, der im Begriff ist das Gymnasium zu verlassen, und dem ich aus diesem Anlaß demnächst den „Helmut Harringa" zu schenken beabsichtigte, einen köstlichen Brief, von dem ich mich nicht enthalten kann, Ihnen einen Auszug mitzuteilen, in der Annahme, daß dieser auch Ihr Vortruppherz erfreut. Mein Junge schreibt:

> ... „Wie ich nachträglich bemerke, sind die Gedanken, die Du mir mitteilst, aus „Helmut Harringa" genommen. Ich habe dieses vortreffliche Buch kürzlich auch gelesen. Du brauchst keine Angst zu haben, ich werde kein Siiwert Taaken. Übrigens habe ich die Betrachtung über diesen Mann schon in einer Vortruppnummer gelesen, die Du mir gelegentlich zugeschickt hast. Ich werde in den nächsten Tagen die Flugschriften des Vortrupps (Fahrende Schüler, Wandervogel von Müller, Wandervogel von Köhler, Das Vaterland hat gerufen und Siiwert Taaken) meinen Freunden zum Lesen geben. Immer werde ich, wie Vollquardsen und Helmut Harringa ein ausgesprochener Feind des Alkoholgenusses sein und das Volk, so gut es geht, von diesem Wahn bekehren. Ich halte das für das Edelste, was man dem deutschen Volke tun kann. — Schon jetzt betätige ich mich in dieser Gesinnung. Du weißt vielleicht, daß es üblich ist, nach dem Einjährigen und Abiturium Abschiedskneipe zu halten. Es ist mir aber nicht eingefallen, daß ich dazu Geld gestiftet hätte. Nein, ich habe ihnen vielmehr Helmut Harringa gekauft, damit sie sehen, was sie mit ihren Trinkereien anrichten, und es freut mich, daß die Kneipe nicht abgehalten worden ist."

Sie können sich denken, daß diese Handlungen meines lieben Jungen mein Vaterherz mit Freude und Stolz erfüllen. Der 16jährige Bub hat sich von seinem Taschengeld (30 Pfg. pro Woche) nicht nur für sich, sondern auch für seine Kameraden einen Helmut Harringa angeschafft, und zwar ohne mein Zutun oder meine Aufmunterung. Nur durch mein Wort und Beispiel und gelegentliche Zusendung geeigneter Vortrupp- und Dürerbundflugschriften hat er den Geist in sich aufgenommen und wirkt in unserm Sinn im Kreise seiner Kameraden. Möge sein Beispiel Nachahmung finden, dann lieb Vaterland magst ruhig sein! . ."

*

Vortrupp-Jugend in Briefen.

12. 9. 15. Blockhaus auf dem .... 1000 m über dem Meer.

Lieber Ferdinand!

Du wirst Dich wundern, schon wieder einen Brief von mir zu bekommen. Ich bin eben wieder in Stellung, und wenn man mehr erlebt, und wenn man sich so wohl fühlt hier draußen in der freien Natur, dann wird man mitteilsamer, als in der Enge der Stadt. Dann kann ich meinen eigenen Gedanken nachgehen und dann treibt es mich geradezu, Dir zu erzählen und mit Dir zu plaudern. Wir sind auf dem .... in 1000 m Höhe, z. Z. in Reserve. Ahnst Du, was das heißt? Nicht in engen Höhlen und Furchen in der Ebene sind wir eingesperrt. Wir sind im Freien, in herrlichem Wald, wie ich ihn seit einem Jahre nicht mehr gesehen habe, in Luft und Sonne, wo es eine Lust ist, zu leben. Du kannst Dir gar

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht denken, wie es mich freut, daß es mir vergönnt ist, eine solche Stellung in den Vogesen zu sehen. Da weicht natürlich alles ab von einer Stellung im Flachland. Man ist nicht an den engen Graben gebunden, sondern kann sich frei bewegen im Wald und hinter der Höhe. Die Beförderung von Gegenständen ist natürlich ziemlich schwierig und das Bauen von Unterständen in den steinigen Boden ebenfalls, aber dafür kann man wieder ungestört durch Artilleriefeuer arbeiten. Schön eingerichtet ist es hier oben, im einzelnen kann ich Dir das nicht so erzählen. Von Kriegsbeschädigung ist nicht viel zu spüren, und es ist ein überraschender Anblick, auf einmal auf einem der schönen Vogesenklub-Wege auf ein festes Drahthindernis zu stoßen.

10 Minuten unterhalb des Gipfels stehen die Feldküchen und ist der Pionierpark. Dort liegen die Arbeitskommandos. Infolgedessen ist ein ganzes Dorf aus Blockhütten entstanden, das den Namen Holzwasen führt. Auf einer Karte wirst Du es allerdings vergeblich suchen.

Heute hatte ich etwas Zeit, mir auch einmal ein Stückchen der vorderen Stellung anzusehen. So eine Stellung im Gebirge ist doch ungleich interessanter als der eintönig gleichförmige Schützengraben der Ebene.

Vor mir liegt ein Heft der „Vortrupp-Jugend" vom 1. Septbr., das ich mir aufgehoben habe, weil ich Dir darüber schreiben wollte, es steht viel Gutes darin gerade in bezug auf uns im Felde. Manches ist mir gerade aus der Seele geredet.

„Von der Erhaltung der Wandervogelarbeit." Was mir an dem Aufsatz am besten gefällt, ist, was der Verfasser über die Stellung des „Vortrupp" zur freideutschen Jugend schreibt. Der Vortrupp als bindendes, zusammenhaltendes und führendes Element zwischen den einzelnen Verbänden. Man hat doch damals zur Zeit des Meißnertages, als man sich so gegen die Bevormundung des Vortrupps wehrte, die Sachlage vielfach falsch aufgefaßt. Man glaubte noch, irregeleitet durch den Begriff „Freideutsche Jugend", die Bewegung sei ein Kampf gegen das Alter und suchte somit dem Alter durchweg das Recht an der Beteiligung an der Bewegung abzusprechen. Aber wenn dann einmal die, die sich jetzt zur freideutschen Jugend bekennen, alt sind, sollen sie dann nicht mehr freideutsch sein? Doch sicher. Und warum sollten da nicht jetzt auch schon Alte freideutsch sein können? Du siehst, es handelt sich also nicht um einen Kampf gegen das Alter, sondern gegen das Alte. Und wenn wir die Sache bei Licht besehen, hat nicht eine große Anzahl von denkenden gebildeten Männern schon vor dem Bestehen der freideutschen Jugend, da sie einsahen, daß die Verhältnisse unsres Lebens einer dringenden Aufbesserung bedürfen, dieselben Ziele verfolgt, wie wir jetzt? Diese Männer haben auf den verschiedensten Reformgebieten im stillen gearbeitet und sozusagen die Grundlage gebaut zu dem stolzen Bau der freideutschen Jugend. Aus ihren Schriften und Reden, an denen die meisten Zeitgenossen unachtsam und gedankenlos vorbeigingen, sind Funken gefallen in junge, aufnahmefähige Herzen und Geister. Die junge Generation nahm sich der neuen Ziele und Aufgaben an, und im ersten Sturm der Begeisterung riß sie alles mit sich. Die neuen Gedanken kamen durch das ungewöhnliche Ereignis ans Licht der Öffentlichkeit, großer Streit und Ablehnung erhoben sich dagegen, denn die Gegner sowohl wie die freideutsche Jugend selbst glaubten, diese Gedanken seien ganz neu von der Jugend ausgegangen und merkten nicht, daß sie nie hätten entstehen können, wenn nicht von einem Teil der Alten ihnen der Weg geebnet worden wäre.

Sollen wir uns über dieses Eingeständnis schämen? Nein! und tausendmal nein! Kann denn die Jugend, die ohne Kenntnisse und Erfahrungen ins Leben tritt, ganz von sich aus so Großes leisten? Und ist es nicht schon etwas ungeheuer Großes und Herrliches, daß die Jugend ganz allein von sich aus diese Gedanken und Ziele aufnimmt und zu ihrem Eigentum macht?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nach dem Meißnertag glaubten manche, die Pessimisten, es sei ein Abflauen in der Bewegung zu bemerken, der Meißnertag hätte außerdem nicht gehalten, was er versprochen habe. Aber ich sehe gerade in dem Ruhigerwerden eine Verinnerlichung der Bewegung nach der zu idealistischen und romantischen Auffassung der Meißnertage. Jugend und Alter lernten sich gegenseitig mehr verstehen, denn die Jungen sahen, daß die schönen Ziele und Ideale nur durch ernste Lebensarbeit erreicht werden können. Und zu dieser Erkenntnis hat der Krieg viel beigetragen. Lies nur einmal den letzten Brief des Blattes daraufhin durch. Ein gutes Beispiel ist auch das allgemein erwachte Interesse für das neue Ziel des Bundes der deutschen Bodenreformer, das Kriegerheimstättengesetz. Vielfach ist in den letzten Monaten im „Vortrupp" von den kleinen gelben Heftchen die Rede gewesen, der Zeitschrift dieses Bundes. Es fiel mir zum ersten Male auf, als wir bei Serre lagen, mitten im Feuer, als ich in der wenigen freien Zeit den „Vortrupp" las. Wie der Blitz fiel mir ein, habe ich denn die Heftchen nicht schon viel früher gesehen auf dem Schreibtisch meines Vaters und manchmal darin gelesen? Ich schrieb, und oben bei Arras hatte ich das Heftchen in der Hand und habe mich in meinem Unterstand darein vertieft. Da staunte ich. Haben diese Männer nicht einen Idealismus, der den größten Teil unsrer Jugend beschämen müßte? Könnte denn unser Vaterland seinen heimkehrenden Kriegern und den Hinterbliebenen der Gefallenen ein größeres und schöneres Dankesgeschenk bieten, als diese Männer es ausgesucht haben? Und ganz unbegreiflich kommt es einem vor, wie irgendein Mensch einer so großen, herrlichen Sache das sonnenklare Recht abstreiten kann. Und doch ist es so! Mit allen Mitteln arbeiten die Leute der Bodenspekulation gegen das kommende Kriegerheimstättengesetz und darum ist es nötig, alle Kraft aufzubieten um der Sache zum Sieg zu verhelfen. Wenn Du irgend etwas hast zur weiteren Unterweisung auf diesem Gebiet, so schicke es mir und unterlasse es nirgends, auf diese Bewegung hinzuweisen. Sie verdient es, wie kaum eine andre, gerade heute, denn wenn der richtige Zeitpunkt verpaßt wird, ist es zu spät, und ungeheuer mehr Arbeit und Mühe würde es kosten, sie durchzusetzen.

Noch eine Frage möchte ich berühren, die in dem Briefe behandelt ist, die Frage der Berufswahl. Die Befürchtung, die der Verfasser hegt, habe ich für mich nicht, daß es mir schwer werden könne, mich wieder in das Getriebe des Lebens hineinzufinden. Stehe ich doch durch das, was ich lese und meine Gedanken mitten drin in den Problemen des Lebens, und ich glaube daß ich einer von denen bin, die nach dem Kriege alle trüben Erinnerungen hinter sich werfen können und ihre ganze Kraft zur Verfügung stellen können, die entstandenen Schäden zu heilen. Wir haben uns schon vor dem Krieg Berufe gewählt, die es uns ermöglichen, unsre Arbeitskraft im Dienste der Allgemeinheit zu verwenden, und in meiner Kriegszeit ist mir mein späterer Beruf, den ich ja gewissermaßen jetzt schon ausübe, noch ungleich lieber und vertrauter geworden. Ich habe gesehen, wie schön es ist, Menschen zu helfen, sie zu retten. Und da kommt mir nun manchmal der peinigende Gedanke, daß mir durch eine Verwundung, etwa Verlust einer Hand, die Möglichkeit zur Ergreifung dieses Berufes genommen werden könne. Daß ich dann in einem solchen Falle zunächst vollständig ratlos dastände, das ist das Unangenehme und Unheimliche daran. Im allgemeinen bin ich aber doch viel zu optimistisch, solchen Gedanken lange nachzuhängen. So gewiß ich hoffe, daß ich heimkomme, so gewiß hoffe ich auch, daß ich gesund und unversehrt heimkomme. Dann soll für mich ein neues Leben beginnen.

Ja, der Mann hat recht! Das Wort Arbeit hat für uns einen ganz andern Klang bekommen! Arbeiten will ich an der Zukunft unsres Volkes!

Heil! Dein Otto.

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. Jahrgang Nr. 2 — Der Vortrupp — 16. Januar 1915

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 1 — 1915

Inhalt. Zum neuen Jahre. — Aus der Vortrupp-Arbeit.

Zum neuen Jahre.

Was heute nicht geschieht, ist morgen nicht getan,
Und keinen Tag soll man verpassen:
Das Mögliche soll der Entschluß
Beherzt sogleich beim Schopfe fassen.

Goethe.

Ein herzlich „Heil und Sieg" zuvor zum neuen Jahre! Möchte es recht bald den dauernden Frieden unserem lieben Vaterlande bringen, den wir zu unserer friedlicher Kulturarbeit alle ersehnen. Allen Vortrupp-Freunden, die dem geschäftsführenden Ausschuß des Deutschen Vortrupp-Bundes, dem Verlage und der Schriftleitung des Vortrupp und dem Schriftführer so freundliche Wünsche zum neuen Jahre entboten haben, sei an dieser Stelle recht herzlich gedankt. Es ist nicht möglich, jede einzelne freundliche Zuschrift zu erwidern. Aber alle Freunde dürfen versichert sein, daß jeder Gruß in dieser ernsten Zeit ganz besondere Freude bringt.

Daß auch für den „Vortrupp" diese Zeit eine ganz besonders schwere geworden ist, bitten wir den einleitenden Worten zum diesmaligen „Vortrupp"-Hefte zu entnehmen. Der Krieg hat eine größere Zahl von Lesern, als wir ursprünglich anzunehmen uns für berechtigt hielten, gezwungen, auch die an und für sich nicht hohen Ausgaben für den „Vortrupp"-Bezug vorläufig, wenn auch oft mit schwerem Herzen, aus dem Haushaltplan zu streichen. Die anzeigenden Firmen können sich noch nicht entschließen, ihre unterbrochenen Anzeigenaufträge im vollen Umfange wieder aufzunehmen. Unseren Freunden im Felde möchte der Verlag aber auch fernerhin während der Kriegsdauer den „Vortrupp" unberechnet weitersenden, soweit nicht von diesen Freunden andere Bestimmungen getroffen werden. Da gilt es, auch die Ausgaben für Werbung soweit wie irgend möglich einzuschränken, um uns ein Durchhalten durch diese schwere Zeit zu ermöglichen. Wir hoffen dabei auf die kräftige Unterstützung aller Mitglieder des Deutschen Vortrupp-Bundes und aller, die den „Vortrupp" gern die breitesten Volkskreise erobern sehen möchten. Wenn im neuen Jahre die persönliche Werbung jedes Einzelnen stark in den Vordergrund tritt, dann werden auch die schweren Tage des Krieges von uns überwunden werden können.

Allen Freunden dazu die besten Erfolge!

Noch einmal heißt es auch hier: Durchhalten bis zum Ende! Eine Bewegung wie die unsrige kann wohl unter dem gegenwärtigen furchtbaren Weltkriege eine gewaltige Hemmung erhalten, niedergedrückt werden kann sie nicht. Und nichts ist erfreulicher in diesen schweren Tagen für die Vortrupp-Leitung, als zu erfahren, wie gerade unsere treuen Freunde in den Schützengräben und in den gefahrvollsten Gefechtsstellungen auf uns bauen und ihr ganzes Hoffen auf unseren einstigen Sieg setzen. Sie sollen sich nicht in uns getäuscht haben.

„Arbeiten und nicht verzweifeln", so soll's für uns heißen am Schluß des ernsten Jahres 1914, und das sei die Losung allen Freunden zum neuen Jahre!

Sylvesterabend 1914.

F. H.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus der Vortrupp-Arbeit

Da es nicht möglich ist, eingehende Berichte zum Abdruck zu bringen, wird den mit besonderem Danke empfangenen Mitteilungen dasjenige entnommen, das nach dieser oder jener Richtung hin anregend und zur Nachahmung wirken kann.

Vortrupp Cassel. Schwere Verluste haben die letzten Monate auch unsrer Ortsgruppe gebracht.

Am 11. Oktober starb auf einem Patrouillengang in Frankreich den Heldentod für sein Vaterland unser Mitglied Oskar Klische, Kriegsfreiwilliger im Infanterie-Regiment 99. Sein Andenken wird bei uns stets in Ehren bleiben.

Am 21. Oktober fiel als erster der 2. Kompagnie im 234. Regiment beim Sturm auf eine französische Batterie bei Poel-Capelle unser Mitglied Kriegsfreiwilliger Karl Zierenberg. Er hat viel Liebe gesät. Wir werden ihn nie vergessen.

Am 23. Oktober fiel auf französischem Boden unser Mitglied Oberlehrer Dr. Pfister, der bis Ostern vorigen Jahres der Leiter der beiden hiesigen Ortsgruppen des Wandervogel war. Allem Reinen und Hohen schlug sein Herz, sein Vaterland liebte er über alles, der Jugend und der Zukunft unsres Volkes widmete er alle Kräfte. Nun hat er für sie auch sein Leben geopfert.

Schwer verwundet ist unser liebes Mitglied Kriegsfreiwilliger Cornelius. Von unsrer Jungmannschaft der hiesigen Ortsgruppe ist jetzt niemand mehr hier; alle sind im Felde. Unsre Frauen und Mädchen, letztere größtenteils Akademie-Schülerinnen und zume st fern von hier, dienen dem Vaterland in ihrem Beruf oder in den verschiedenen Zweigen der Kriegshilfe. Unsren Mitgliedern im Felde stellen wir regelmäßig den „Vortrupp" zu. Die nächste Sitzung ist im Anschluß an die Wanderung auf der „grauen Katze" bei Cassel am Sonntag, den 17. Januar. Der Schriftwart.

*

Vortrupp Eisenach. ... Anfangs ist durch den Krieg eine kleine Pause in unserer Tätigkeit eingetreten, die auch besonders durch den Eintritt mehrerer Mitglieder ins Heer hervorgerufen wurde. Aber dann haben wir erneut und kräftig die Arbeit wieder aufgenommen und die entstandenen Lücken auszufüllen versucht. In die Lazarette haben wir zwei Vortrupp-Bezüge, den Harringa, Gesundbrunnen u. a. geschickt. Der neue Arbeitsplan, der aufgestellt wurde, enthält neben einer regen Werbetätigkeit folgende neue Punkte: Alle 14 Tage ist jetzt im Kaffee Becker eine Zusammenkunft, bei der jedesmal ein größerer Vortrag, der ein allgemeinfesselndes Thema behandelt, gehalten wird. Ferner wurde der Plan einer Bücherei und eines Lesezirkels ins Auge gefaßt. Was unseren Mitgliederbestand angeht, so freut es mich wieder mitteilen zu können, daß nach meinem letzten Vortrag über „Aufgaben und Ziele der Vortrupp-Bewegung während und nach der Kriegszeit" wiederum zwei neue Mitglieder und Leser gewonnen wurden. (Wir laden stets Gäste ein.) Besonders gelungen ist auch unsere Weihnachtsfeier, bei der ich über „Gegenwartsaufgaben und Zukunftssorgen" unter dem brennenden Lichterbaume sprechen durfte. ...

Karl Friedrich Born, Schriftwart.

*

Vortrupp Köln. Am 18. November erlitt Herr Dr. med. Rollmann vom Inf.-Reg. 235 auf dem Schlachtfelde in Flandern den Heldentod, nachdem er vorher mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden war. Ende Oktober wurde dem jungen 27jährigen Arzt sein Feldlazarett von feindlicher Infanterie über dem Kopfe zusammengeschossen, er selbst blieb unverletzt; in der Folgezeit war der Schützengraben sein Arbeitsfeld. Hier traf ihn auch die feindliche Kugel. Rollmann war einer der jungen Mediziner, die dem Alkoholismus im Felde mit Entschiedenheit zuleibe rücken, ein Anhänger der Vortrupp-Bewegung. — Vor seiner Einberufung zum Heer ließ sich Herr Dr. Rollmann die Ausbildung von freiw. Kriegskrankenpflegern angelegen sein, von denen bereits etwa 100 im Kriegsdienst Verwendung gefunden haben. Dem Vaterland hat er in weitgehendstem Maße gedient. Der Vortrupp wird des Helden und Freundes gern in Ehren gedenken.

Für den Vortrupp Köln
Ing. Eduard Herrmann,
frw. Kriegskrankenpfleger.

*

Vortrupp Leipzig. Wiederum hat unsere Ortsgruppe den Verlust eines lieben Mitgliedes durch den Tod auf dem Schlachtfelde zu beklagen. Der jugendliche Lehrer Karl Böttger, der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gleich bei Beginn des Krieges als Kriegsfreiwilliger eingetreten war, ist am 3. 11. bei Keiberg-Molen in Belgien gefallen, und wenn wir auf seinen Verlust durch zurückgekommene Postsendungen, die den Vermerk: „gefallen" trugen, auch vorbereitet waren, so fehlte doch noch immer die amtliche Mitteilung des Regiments, und wir nährten daher die stille Hoffnung, unser Freund könnte verwundet oder gefangen sein und eines Tages wieder auftauchen. Die letzten Verlustlisten beseitigten aber den letzten Zweifel und wir müssen uns damit abfinden, daß wieder der Besten einer von uns gegangen ist. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er von der Einkleidung kam, das jeder Kopfbedeckung ungewohnte Haupt seines schönen blonden Haarschmuckes, das ihn so mädchenhaft erscheinen ließ, beraubt und mit der Soldatenmütze bedeckt und so erfüllt von Begeisterung, dem Vaterlande dienen zu dürfen. Ein echter Vortruppler, war er einer von denen, die trotz aller Widerstände das, was sie als richtig erkannt hatten, in ihr Leben hineintrugen und sich nichts davon abhandeln ließen. Idealist durch und durch, zögerte er bei Beginn des Krieges nicht eine Minute, sich dem Vaterlande zur Verfügung zu stellen, und wir betrauern seinen frühen Tod als den eines wackeren Mitstreiters, von dem wir für die Zukunft so viel erwarten durften. Ein treues Andenken in unserem Herzen ist ihm gewahrt.

Hugo Aurig, Obmann.

*

Kurz vor der Drucklegung der „Mitteilungen" traf die erschütternde Nachricht ein, daß einer unserer tüchtigsten Vortrupp-Kampfgenossen, ein Lebensreformer bester Art, unser Freund Hugo Wegener plötzlich und unerwartet am 27. Dezember in seiner Wohnung in Offenbach a. M. verschieden ist. Ich weiß, niemand ist mit dem Entschlafenen in nähere Verbindung getreten, der ihn nicht lieb gewonnen hätte. Kerndeutsch in seiner Gesinnung, furchtlos und aufrichtig, war er von den höchsten Idealen beseelt und schritt seinen Weg vorwärts, unbekümmert um zahllose Feinde, die stets sich ihm entgegenstellten. Möge sein Geist in recht vielen Mitstreitern lebendig werden, die ihn zu ersetzen imstande sind!

F. H.

*

Die Bittschriften (Petitionen) an den Reichstag zur Schaffung von Gesetzen für den Kinderschutz und gegen den Vogelmord sollten Ende des Jahres 1914 zurückgegeben werden. Die veränderte Zeitlage macht eine nochmalige Verschiebung der Ablieferung notwendig. Die Ortsgruppen und die Einzel-Mitglieder des „Deutschen Vortrupp-Bundes" werden deshalb gebeten, noch weiter bei geeigneter Gelegenheit recht viel Unterschriften zu sammeln und neue Bogen von der Geschäftsstelle sich zu bestellen (6 Stück 40 Pfg.). Als endgültiger Ablieferungszeitpunkt der beiden Bittschriften wird jetzt der 30. April d. J. bestimmt. Von diesem Tage an werden die bis dahin eingelaufenen Bogen geordnet und zur Einreichung an den Reichstag vorbereitet und zusammengeheftet werden.

Die Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes.

*

Anregungen aus Zuschriften an die Geschäftsstelle.

(Es kommen gegenwärtig so viele Zuschriften, daß es nicht gut möglich ist, sie alle in dem gewünschten Umfange zu berücksichtigen. Wenn verschiedene Mitteilungen wiedergegeben sind, in denen des „Vortrupp" mit besonderer Begeisterung gedacht ist, so geschieht es, um durch diese Belege unsre Freunde zu kräftiger Werbetätigkeit für die Ausbreitung des „Vortrupp" in den weitesten Volkskreisen zu erwärmen. Soll „Der Vortrupp" den erhofften Einfluß ausüben, so muß eben seine Leserschar in möglichst kurzer Zeit sich noch verdreifachen.)

H. D. vor Arras, 24. 11. 1914. . . Durch einen Kameraden erhielt ich eine Vortrupp-Kriegspostkarte, die mich recht interessiert. Herzlich freuen würde ich mich, wenn Sie mir vielleicht für unseren Kameradenkreis etwas Lesestoff senden würden. Da ich schon früher von den Vortruppbestrebungen hörte, weiß ich, daß Ihre Schriften für Herz und Geist des Soldaten recht willkommen sind und fördernd wirken müssen für das Werk, das später, wenn uns unser Gott den Frieden wieder geschenkt hat, erst das tiefe Verständnis und damit das notwendige Wachstum zum Segen unseres teuren Vaterlandes finden wird, aber vorarbeiten dürfen wir schon und das können wir mit Gottes Hilfe hier im Felde so gut, da hier die Herzen offen sind. . .

M. F. u. W. . . . . Um unseren Soldaten im Felde eine kleine Freude zu bereiten und ihre Lage erleichtern zu helfen, bin ich auf den Gedanken gekommen, die bis jetzt gesammelten Blätter vom „Vortrupp-Kalender" in passende Briefumschläge zu stecken und hinauszusenden. Dadurch bekommen die Soldaten nicht nur einen guten Lesestoff und schöne Bilder aus der Heimat, sondern auch unsere Vortruppgedanken werden in weitere Kreise getragen. Wenn jeder Vortruppler es so mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seinem vorjährigen und früheren Vortrupp-Kalendern machen würde, könnte ein gut Stückchen Werbearbeit dadurch geleistet werden. . . .

Leutnant **J. K.** . . . . Für die regelmäßige Zusendung des „Vortrupp" vielen Dank, ich selbst und namentlich auch die Mannschaften lesen Ihre Zeitschrift immer sehr gern. . . .

Major **L.** . . . . Dem Vortrupp sende ich aus dem Felde herzliche Grüße und wünsche ihm in dieser großen Zeit ein recht erfolgreiches Wirken in der Heimat. Ich habe mir jetzt die letzten Hefte nachschicken lassen und lese sie mit Freude in meiner Höhle. . . .

P. R. (im Schützengraben vor Paris) . . . . Heil! Immer, wenn „Der Vortrupp" kommt, gibt es hier einen gemütlichen Abend. Wir sind hier nämlich mit verschiedenen Wandervögeln zusammen und halten dann immer einen kleinen Leseabend ab. Anbei das meiner näheren Umgebung Erlauschte. . . .

H. G. beim Reg.-Stab des II. Mar.-Inf.-Reg. . . . Es ist mir wirklich eine große Freude gewesen, mitten im Felde Ihren „Vortrupp" zu lesen. Wie das stark macht und ermutigt! Ich habe gerne Ihren Wunsch erfüllt und die Hefte meinen Kameraden zum Durchlesen weitergegeben. . . .

Kriegsfreiw. **F. M.** . . . Ihre wunderschönen Kriegshefte sind in meinen Besitz gelangt. Sie bereiten uns große Freude umsomehr, weil wir wenigen Vortrupp-Freunde von unsrer näheren Umgebung in der Kompagnie als „gefährliche" Sonderlinge erklärt werden. Warum? Wir feiern nicht die Siege mit in der sogenannten Kantine; wir pflegen vernünftige Kameradschaft, nicht beim Rauchen, Trinken oder Kartenspielen. Darum sind wir „Sonderlinge". So wird unsre Kameradschaft zwar immer mehr gefestigt, aber unsre Lebensanschauungen bleiben vorläufig leider nur ein Kleinod für uns . . .

E. G. in **B.** . . . vielleicht ist auch das eine wirkungsvolle Werbearbeit: Ich verweise, wenn nur irgend möglich in Aufsätzen und Abhandlungen durch ein Zitat oder eine beiläufige Erwähnung auf den „Vortrupp". So habe ich das wiederholt in der . . . . Zeitung getan und bin auch jetzt wieder dabei, in einer Arbeit über die äußere Ausstattung der D. T.-Zeitung. Eine Gelegenheit zu noch einem Hinweise findet sich bei der Vielseitigkeit des „Vortrupp" sehr leicht . . .

T. L. in **B.** . . . In dieser Woche habe ich bereits den vierten neuen Bezieher auf dem „Vortrupp" an die . . .sche Buchhandlung überwiesen. Ich schreibe Ihnen das nicht, um mich dessen zu rühmen, sondern weil ich meine, daß es gar nicht so schwer ist, für unsern „Vortrupp" zu werben. Mir macht's viele Freude.

M. in **W. a. d. E.** . . . Eine Anregung! Jeder Vortruppleser sollte der Bücherei der Schule, die er einst besuchte, wenigstens einen Band „Helmut Haringa" schenken.

M. L. in **M.** . . [illegible] ich einen meiner Vortruppbez[illegible] und werde dann die Anschrift noch ge[illegible] eben ist der Junge noch hier in der Kaserne.— Hoffentlich kommt unser Jungvolk heil und gesund wieder heim; wir haben eine ganze Menge Wandervögel,— und Guttempler hier dabei, und ich mache fast alle Kasernen hier unsicher. Draußen sind auch schon viele,— und ein Frankfurter Wehrtempler kam bereits schwer verwundet zurück.— Aber wenn's auch schwere Opfer kostet, siegen werden wir — das Gefühl hatte ich vom ersten Augenblick an, und ich kann wirklich wild werden, wenn ich mit Kopfhängern aneinandergerate. . . .

M. B., 5. Komp. 104. Landw.-Reg. . . . Ich danke vielmals für die freundliche Zusendung der Hefte vom August und September. Sie haben mir damit eine große Freude gemacht und meinen Wunsch erfüllt, auch im Felde die Stimmen erwählter Männer in Deutschlands ernster Zeit zu vernehmen. . . .

W. N. in **Deutsch-Eissa.** . . . Hoffentlich können Sie den „Vortrupp" durch die Kriegszeit durchhalten; mir würde er fehlen, wie ein persönlicher Freund. . . .

Th. Sch. in **Wien V.** . . . Heil dem „Vortrupp", heil seinem Schaffen und Wirken. Möchte er diese schwierige Zeit gut überstehen und geläutert die Friedensarbeit wieder aufnehmen, wenn's Zeit ist. Jetzt aber mit Recht die wuchtige Eisenfaust gezeigt. . . .

Fr. K., Kriegsfr., Feldart.-Reg. 61, 2. Ersatz-Batt. . . . Wir sind die Träger sieghafter Ideen. Standhaft und treu in ihnen gegründet, wollen wir dem „Vortrupp" nach Kräften Ehre machen.

W. L. in **J.** (Böhmen). . . . „Der Vortrupp" ist eine Zeitschrift ohne seinesgleichen. Ich laß ihn in meinen Bekanntenkreisen herumgehen. Einige habe ich schon überzeugt, und sie sind auch Abstinenten geworden. Hiermit erlaube ich mir anzufragen. . .

T. in **F.** . . . Häufig erhält man Schreiben von Geschäftsleuten, in denen unnötige Fremdwörter gebraucht werden. Seit einiger Zeit schicke ich diese Schreiben — nachdem die Fremdwörter durchstrichen und durch deutsche Worte ersetzt sind — einfach zurück und bitte, Schreiben an mich in einwandfreier deutscher Sprache abzufassen. Ich habe im kleinen gute Erfolge erzielt und empfehle das Mittel allen denen, die an der Reinigung der deutschen Sprache mit arbeiten wollen.

E. M., Gard.-Inf.-Rgt. Nr. 203. . . Jeder Vortrupp-Freund im Felde erwartet das neue Heft wohl sehnsüchtig und freut sich, das Heft an Kameraden weitergeben zu können. Als Abstinent und Nikotinfeind ist man den Entbehrungen seiner Kameraden nicht so unterworfen und ist vor allen Dingen leistungsfähiger. Der Dienst ist anstrengend, aber doch schön . . . .

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg Verlag von Alfred Janssen Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. Jahrgang Nr. *
Der Vortrupp 16. Februar 1915
In Betracht [illegible] r. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 2 1915

Inhalt. Nicht rasten! — Aus der Vortrupp-Arbeit.

Nicht rasten!

„Unser Idealismus steht im Dienste der Lebensreform. ‚Der Vortrupp' hat deren praktische Ziele zu fördern." (Hermann Popert in „Wie schaffen wir etwas, was oben bleibt?")

Nachdem in den ersten Monaten nach dem Kriege zunächst in fast allen Vortrupp-Gruppen die eigentliche Werbearbeit unterbrochen worden war, zeigen jetzt eine größere Anzahl Ortsgruppen erfreulicherweise eine besonders rege Tätigkeit. Die Behandlung der Fragen in den einzelnen Gruppen: „Was sollen wir tun? Welche Aufgaben erwachsen den daheim gebliebenen Vortrupp-Mitgliedern? Welche Anforderung stellt unsere ernste Zeit an jeden Vaterlandsfreund und besonders an jeden Vortruppler? Wie haben wir uns die Neugestaltung des deutschen Lebens nach dem Kriege zu denken?" und anderer Fragen mehr, zeigen, wie allgemein die Erkenntnis erwacht ist, daß die Gegenwart an jeden Einzelnen unter uns ganz besondere Anforderungen stellt. Wer sich für das Geschick seines Volkes und Vaterlandes mit verantwortlich fühlt, wird ihnen kräftig zu entsprechen suchen.

Wenn auch die Arbeit in den einzelnen Vortrupp-Gruppen besonders dadurch erschwert ist, daß so viele tüchtige Mitglieder zur Zeit im Kriegsdienst stehen — in zwei Gruppen sogar sämtliche männlichen Mitglieder — so vermag doch auch eine ganz kleine Schar, sobald sie nur von der nötigen Begeisterung und Einsicht erfüllt ist, eine Tätigkeit zu entfalten, die den dereinst aus dem Felde heimkehrenden Freunden dann ganz besondere Freude bereiten wird. Erfreulich ist es, daß so viele Mitglieder in allen Gruppen, soweit irgend ihre Verhältnisse es ihnen gestatten, der Kriegshilfe und dem Roten Kreuz sich zur Verfügung gestellt haben. Die wirkungsvollste Arbeit, die der gegenwärtige Kriegszustand von jedem unserer Volksgenossen verlangt, kann nur im Anschluß an die bestehenden Organisationen geleistet werden. Es entspricht dem Vortrupp-Geiste, wenn unsere Freunde dabei allzeit in erster Linie stehen. Ist es doch für sie dann gleichzeitig auch eine ehrenvolle Aufgabe, von dem Vortrupp-Geiste, der sie beseelt, dort etwas zu bekunden, wo er so oft leider fehlt. Mehrfach ist es der Einwirkung unserer mitarbeitenden Freunde gelungen, zu verhindern, daß dauernd statt „Liebesgaben" unseren tapferen Kriegern „Leidesgaben" ins Feld gesandt wurden. Es sollte noch weit mehr von unseren Freunden darauf hingewirkt werden, daß möglichst viel Dörrobst, gute Fruchtsäfte, Fruchtmuse und Pasten unseren Kriegern ins Feld gesandt werden*). Die zahlreichen, bisher eingegangenen Feldbriefe zeigen, wie gerade diese Gaben unseren Kriegern so hoch willkommen sind, wie sie durch diese Gaben nicht nur erquickt und erfrischt, sondern auch gestärkt und leistungsfähiger und ausdauernder gemacht werden.

Besonders ist es zu begrüßen, wie bei unsern Freunden die Überzeugung dauernd wächst, daß trotz mancher Schwierigkeiten die gegenwärtige Zeit doch besonders gut geeignet ist, für die Ausbreitung des „Vortrupp" zu werben. Sehr viele Menschen sehen heute mit weit größerem Ernste in die Tage der Zukunft, die so dunkel noch vor uns liegen. Weit mehr Menschen empfinden heute, wie sehr sie dafür

*) Es wird dringend gebeten, dabei die betr. Anzeigen in jeder „Vortrupp"-Nummer zu beachten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verantwortlich sind, auch daheim ihr Vaterland vor den zahlreichen inneren Feinden zu schützen und daran mitzuarbeiten, daß Zustände, die unsere jetzt ihr Leben freudig dem Vaterlande darbietenden Freunde so bitter beklagt haben, weniger herb nach dem Kriege in die Erscheinung treten. Aus so vielen Feldpostbriefen geht es hervor, daß unsere tapferen Krieger von den Daheimgebliebenen die Erfüllung solcher großer Aufgaben erwarten. Für alle diese Kreise ist jetzt nach zahlreichen Erfahrungen der letzten Monate „Der Vortrupp" die geeignete Zeitschrift, um die Gewissen zu wecken, um anzuregen und zur Mitarbeit auf diesem oder jenem Lebensreformgebiete zu reizen.

Die persönliche Werbung jedes Einzelnen muß gegenwärtig stark in den Vordergrund treten, wenn für den „Vortrupp" und die Erfüllung seiner Aufgaben neue weite Volkskreise zu den bisherigen Kämpferscharen hinzukommen sollen. Darauf wurde bereits im Leitaufsatz der letzten „Mitteilungen" verwiesen. Jedem Vortrupp-Freunde dürften Personen bekannt sein, von denen man weiß, daß sie mit großem Ernste und ausgesprochenem Verantwortlichkeitsgefühl unsrer großen Zeit gegenüberstehen. An sie gilt es heranzutreten und sie auf den „Vortrupp" aufmerksam zu machen. Ein gelegentlich übersandtes Heft mit einem angestrichenen Aufsatze, für den man glaubt, besondere Anteilnahme erwecken zu können, ist zumeist ein geeigneter erster Schritt. Die lebhafte Unterstützung, die „Der Vortrupp" von Kriegsbeginn an allen Maßnahmen hat zu teil werden lassen, die eine richtige Ausnutzung und Verteilung unserer Hauptnahrungsmittel ermöglichen, wird sehr leicht manche Kreise der Kriegshilfe und der Behörden für den „Vortrupp" gewinnen. Nicht zum letzten aber gilt es, an die daheim gebliebene Jugend sich zu wenden, die nur allzu gern im Vortrupp-Sinn zu arbeiten geneigt ist, wenn sie nur erst etwas Näheres vom „Vortrupp" erfahren hat, wenn sie weiß, daß er die praktischen Ziele der Lebensreform nach dem Wunsche seines Begründers kräftig zu fördern bestrebt ist.

Es gibt für uns Vortrupp-Leute Gelegenheit genug, auch in der Heimat unser Leben für unser liebes Vaterland in die Schanze zu schlagen. Wenn unsere tapferen Freunde dereinst aus dem Felde heimkehren, wollen wir vor ihnen bestehen können. Heil und Sieg!

F. H.

Aus der Vortrupp-Arbeit

Da es nicht möglich ist, eingehende Berichte zum Abdruck zu bringen, wird den mit besonderem Danke empfangenen Mitteilungen dasjenige entnommen, das nach dieser oder jener Richtung hin anregend und zur Nachahmung wirken kann.

Vortrupp-Gruppe Groß-Berlin. Nachdem am Anfang des Krieges unsere Gruppe auseinander zu fallen drohte, haben wir doch eingesehen, daß die Arbeit für unsere Ziele auch während dieser schweren Zeit nicht ruhen dürfe. Zumal, da wir nach dem Friedensschluß eine fest geschlossene Arbeitsgemeinschaft haben müssen, um mit voller Kraft für unsere Ideen wirken zu können. Der Rest der Berliner Gruppe fand sich zusammen und schloß sich entsprechend der kleineren Zahl enger aneinander an, als dies vorher möglich war. Die Erfahrung dieses kleinen Kreises lehrte, daß wir zu fruchtbarer Arbeit eine Form der Gemeinschaft brauchten, die uns die tatkräftige Mitarbeit jedes einzelnen gewährleistete. Dazu gehört, daß die aktiv arbeitenden Mitglieder miteinander in enger persönlicher Fühlung stehen und sich auf eine satzungsähnliche Grundlage einigen. So kam es zur Festlegung der unten bekannt gegebenen Leitsätze. Als einzig Neues ist darin das Prinzip der Auslese zu finden, das sich die Arbeitsgemeinschaft neuen Mitgliedern gegenüber vorbehält. Wir hoffen, auf diese Weise so gut für den großen Leserkreis wirken zu können, wie für die Vertiefung unserer Gedanken in der kleinen Arbeitsgemeinschaft, deren Satzung die folgende ist:

1. Die durch den Leserkreis gewählte Leitung des Vortrupp Groß-Berlin hat ihre Zahl durch Zuwahl auf 14 Mitglieder erhöht und bildet eine Arbeitsgemeinschaft.
2. Jedes Mitglied der Arbeitsgemeinschaft ist zugleich Mitglied des Vortruppbundes (was bedingt, daß es Vortruppbezieher ist).
3. Jedes Mitglied zahlt einen Beitrag, der mindestens 50 Pf. im Monat beträgt.
4. Die Arbeitsgemeinschaft wählt aus ihrer Mitte Leiter, Schriftführer und Kassenwart auf ein Jahr.
5. Für geschäftliche Dinge werden nach Bedarf Sitzungen einberufen.
6. Die Mitglieder kommen einmal in der Woche, sowie auf Sonntagswanderungen zusammen.
7. Für den Leserkreis wird jede zweite Zusammenkunft im Monat öffentlich gestaltet. Diese Zusammenkunft, sowie jede vierte Sonntagswanderung im Monat werden im Vortrupp bekannt gegeben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

8. Für die Arbeitsgemeinschaft als Mitglieder in Betracht kommende Menschen werden als Gäste auch zu den nicht öffentlichen Veranstaltungen geladen. Ihre Gastzeit dient dazu, sie kennen zu lernen. Auf ihren Antrag wird ihre Aufnahme in gemeinsamer Besprechung der Mitglieder beraten. Die Aufnahme kann nur durch Stimmeneinheit erfolgen. Dabei ist eine Stimmenthaltung bis zu 1/4 der Mitgliederzahl vorgesehen, für Mitglieder, welche gezwungen waren, längere Zeit unserem Kreise fernzubleiben und deshalb nicht abstimmen können.
9. Zweck und Ziel der Arbeitsgemeinschaft:
   a) eine Gruppe gleich gerichteter Menschen zu sein, die in gemeinsamer Arbeit, in gegenseitigem Geben und Empfangen miteinander gehen. Die ihnen gemeinsame Grundlage ist innere Wahrhaftigkeit.
   b) durch ihr einfaches Dasein als Ganzes und in jedem einzelnen Mitglied in gleichgerichteten, wie in fernstehenden Kreisen Träger der Vortrupp-Idee zu sein,
   c) dem großen Kreise der Vortruppleser Werte zu vermitteln und durch Veranstaltungen ein Sichkennenlernen zu ermöglichen,
   d) durch bewußtes Wirken für die Vortrupp-Zeitschrift für die Ausbreitung unserer Bewegung zu sorgen. **E. B.**

*

Vortrupp Hamburg. Unsere Versammlungen erfreuen sich gegenwärtig eines besonders guten Zuspruchs, und die an die laut Arbeitsplan gebotenen Vorträge sich anschließende Wechselrede bietet ständig eine Anzahl von Anregungen, durch die den Mitgliedern nützliche Fingerzeige für die gegenwärtige Arbeit gegeben werden. Den ersten Vortrag dieses Jahres hielt unser Obmann über die Frage „Was fordert das neue Jahr vom Vortrupp Hamburg?" Auf Grund dieser Versammlung beschloß der Vortrupp Hamburg, im Laufe des Monats Februar eine Versammlung mit sämtlichen Lebensreformvereinigungen Hamburgs abzuhalten, in der ein stärkeres gemeinsames Wirken aller Vereinigungen bei gegebener Gelegenheit besprochen werden soll. Den zweiten Januarvortrag hielt Schriftsteller und Redakteur Ernst Walter Trojan, Köpenick über „Die Neugestaltung des deutschen Lebens nach dem Kriege". Für die sehr anregende Wechselrede hatte er die nachstehenden Leitgedanken, denen rückhaltlos zugestimmt wurde, zugrunde gelegt: „1. Die Neugestaltung des deutschen Lebens kann nur aus der Neugestaltung der Familie kommen, die wiederum nur möglich ist, wenn die Familien und die zur Familienbildung schreitenden Glieder unseres Volkes bereit sind, sich diese Um- und Neugestaltung des Lebens selbst zu schaffen. Das bedeutet einen Verzicht auf die Nichts-als-Kritik und eine Hinwendung zur praktischen Tat. 2. Auszugehen hat die Neugestaltung des deutschen Lebens materiell vom Boden, vom Land. Das neue deutsche Leben wird also eine Frage des Bodens, eine Frage der Wohnung sein. Es bestehen heute mächtige Feinde und Gegner einer wahren Boden- und Wohnungs- und Heimreform. Diese gilt es zu bekämpfen. In dem Kampf müssen Staat, Gemeinde und freie Genossenschaft treu zusammenstehen. 3. Aus diesem Zusammenarbeiten der drei großen öffentlichen Gewalten wird die Neugestaltung des äußeren Lebens hervorgehen. Zuvor hat aber eine innere sittlich-seelische Wandlung, besonders in unserer Frauenwelt, sich zu vollziehen. 4. Die innere Unwahrheit und Verderbtheit der Groß- und Weltstädte muß erkannt werden, um den Boden zu bereiten für ein schlichtes einfaches Leben mit einfachen Bedürfnissen. Es ist im Grunde eine Erziehungsfrage, die wir aber für uns lösen müssen, einmal um unserer Kinder, unserer Jugend willen, sodann aber auch um unseres eigenen Glückes willen." Herr Trojan ist gern bereit, seinen eindrucksvollen Vortrag auch in anderen Vortrupp-Gruppen gegen Ersatz der Reiseauslagen zu wiederholen. Eine weitere Ausgestaltung seines Vortrages erfolgte in der ersten Februar-Versammlung durch die Beantwortung der Frage „Was verlangt unsere Zeit im Vortrupp-Sinne von der Frau?", die Anny Wilthelm in vorzüglicher Weise zu bieten verstand. Melanie Ebhardt sprach in dieser Versammlung sehr eindrucksvoll über die notwendige Unterstützung der behördlichen Maßnahmen, die breitesten Volkskreise zu einer größeren Sparsamkeit und Umsicht in der Benutzung unserer Nahrungsmittel zu erziehen. Verschiedene Mitglieder des Frauenausschusses stellten sich danach zur Verfügung, um in den betr. Volkskreisen unter der Leitung der „Kriegshilfe" entsprechende Vorträge zu halten. Der Vortrupp Hamburg legt im übrigen Wert darauf, zu betonen, seinerseits keine Arbeit leisten zu wollen, die von irgend einer bestehenden Lebensreformvereinigung ausgeführt wird. Er wird erst dann, seinem Namen entsprechend, einspringen, wenn die in Frage kommende Stelle versagen sollte. Wenn auch in einigen Lebensreformerkreisen noch immer ein gewisses Nichtverstehenwollen der Vortrupp-Arbeit zu erkennen ist, so darf doch mit besonderer Freude festgestellt werden, daß im allgemeinen die Notwendigkeit der Vortrupp-Arbeit anerkannt wird und man infolgedessen für die Ausbreitung des „Vortrupp" sich einsetzt.

*

Vortrupp Orlamünde. Der soeben eingegangene Jahresbericht der am 27. März 1914 begründeten Vortrupp-Gruppe zeigt ein erfreuliches Bemühen unserer Freunde im

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schönen Saaletal, weitere Kreise für die Lebensreformgedanken zu erfassen. Obwohl ein Drittel der Mitglieder im Felde steht, und dadurch der Besuch der regelmäßigen Zusammenkünfte leiden mußte, hatte die Gruppe doch versucht, besonders durch die persönliche Arbeit der einzelnen Mitglieder, weiter fruchtbringende Arbeit zu leisten. Die Verbreitung lebensreformerischer Schriften verschiedener Art zeigt schon recht erfreuliche Zahlen, wenn die Gruppe auch mit dem Ergebnis noch nicht zufrieden ist. Angeregt durch die Ausführungen im „Vortrupp", Nummer 16 vom vorigen Jahre, wurde der Versuch gemacht, ein gutes Schwarzbrot (Vollkornbrot) in den Handel zu bringen. Das Gruppenmitglied Bäckermeister R. Spange, Orlamünde, übernahm es, ein solches Brot genau nach den Vorschriften des „Vortrupp" zu backen. Das sehr schmackhafte Brot erwarb sich auch bald außerhalb der Vortruppkreise steigende Beliebtheit und ist jetzt in der ganzen Gegend unter dem Namen „Vortrupp-Brot" bekannt. Sehr beklagt wird die mangelhafte Unterstützung durch die Presse, die, im Gegensatze zu anderen Orten, der Vortrupparbeit ein Verständnis noch nicht entgegenzubringen vermag. Man wird im neuen Jahre versuchen, engere Beziehungen zu den Zeitungen herzustellen.

Vortrupp Orlamünde. Am 3. Dez. wurde in einem Gefechte in Russisch-Polen unser Mitglied und Mitbegründer unserer Gruppe, Schulamtskandidat Max Sommer aus Groß-Pürschnitz, schwer verwundet, und dieser Verwundung ist unser lieber Mitstreiter leider jetzt im Feldlazarett 12 erlegen. Er hatte im Frühjahr vorigen Jahres seine Lehrerprüfung gemacht und war dann sofort beim Thüring. Inf. Rgt. Nr. 94 in Jena eingetreten, um seiner einjährigen Dienstpflicht zu genügen. So war er einer der ersten, die beim Kriegsausbruch der feindlichen Kugel freudig die Brust boten. Während er die Gefechte in Belgien und Frankreich glücklich überstand, erreichte ihn auf den Vormärschen nach Galizien dann die feindliche Kugel. Seine uns gemachten verschiedenen Zuschriften zeugen von seiner Freude, dem Vaterlande auch im Feldzuge dienen zu können, von seinem Mut und seiner großen Liebe für unser Vaterland. Freudig bekannte er sich auch im Felde stets kräftig für den Enthaltsamkeitsgedanken, dessen Ausbreitung ihm besonders am Herzen lag, und seine Schilderungen über den Alkoholgenuß im Felde boten des Anziehenden für uns sehr viel. Mutig hat er dabei stets seinen alkoholgegnerischen und seinen Vortrupp-Standpunkt selbst unter den schwierigsten Verhältnissen betont. Unser tapferer Freund Max Sommer war auch im gewöhnlichen Leben allzeit ein mutiger Kämpfer für die verschiedenen Zweige der Lebensreform gewesen, und unsere Vortrupp-Gruppe verliert in ihm unsagbar viel, war er doch allgemein geachtet und geliebt. Sein Andenken wird immer bei uns weiter leben. Ehre dem tapferen Krieger im Heere des Lichts, Ehre dem von uns geschiedenen Kämpfer für Deutschtum und Vaterland!

Vortrupp Orlamünde
i. A. H. Rust.

*

Vortrupp Kiel. Die Zeitschriften- und Büchersammlung für unsere Torpedo- und U-Boote hat einen erfreulich großen Umfang bekommen. Hierfür eingegangen sind unter anderem 20 Bände Bodenreform, 40 Bände Draegers Lebenserinnerungen, 20 Bände Helmut Harringa, eine Menge Kosmos- und Naturheftchen und kürzere wissenschaftliche Abhandlungen. Etwa 15 verschiedene vornehme Zeitschriften wissenschaftlichen, künstlerischen und lebensreformerischen Inhalts werden uns laufend in mehreren Heften kostenlos zugesandt.

Unsere kleine Kriegsgruppe von Vortrupplern und Wandervögeln hat bisher 45 Zeitschriftenpakete an Bord gegeben, monatlich werden weitere 10 Pakete folgen. Spenden an Büchern und Zeitschriften werden gern entgegengenommen; siehe den Anzeigenteil.

Das Siedlungsheim hat seine Weihnachtsfeier an zwei Abenden kurz vor dem Fest abgehalten. Es wurde etwa 50 Heimkindern beschcert; die kleinen — am ersten Tage — erhielten Wäsche, Kleidung, etwas Spielzeug (zum größten Teil war es selbst angefertigt) und je einen bunten Teller, die größeren — am andern Tage — gute Bücher und auch jedes einen bunten Teller. Eng aneinandergedrückt, in bunter Reihe saßen wir um den großen Tisch herum unter dem großen, helles Licht spendenden Fichtenkranz, der unter der Decke hing, neben dem von Lichtern strahlenden Tannenbaum. So vergingen die Stunden bei fröhlichem Scherzen, Singen und Lesen sehr schnell.

Leider mußten wir das Heim — seine beiden geistigen Leiter sind inzwischen ins Feld gerückt — vorläufig wieder aufgeben, es fehlen uns die Mitarbeiter. An Spenden für die Weihnachtsbescherung waren etwa 70 Mk. eingegangen; wir danken auch hier den freundlichen Gebern. A. G.

*

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. Jahrgang Nr. 6 — Der Vortrupp — 16. März 1915

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 3 — 1915

Inhalt. Zur gefl. Beachtung. — Aus der Vortrupp-Arbeit.

Zur gefl. Beachtung.

Die nächste Nummer der „Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes" erscheint mit Nummer 10 des „Vortrupp" vom 16. Mai als Doppelnummer Nr. 4/5. „Vortrupp"-Nummer 8 vom 16. April sind also die „Mitteilungen" nicht beigefügt. Einsendungen für die „Mitteilungen" Nrn. 4/5 werden bis zum 25. April an die unterzeichnete Geschäftsstelle erbeten.

Da unser Geschäftsführer bis Ende April beurlaubt ist, so können persönliche Zuschriften an ihn bis zu dieser Zeit keine Erledigung finden.

Die Geschäftsstelle
des Deutschen Vortrupp-Bundes.

Aus der Vortrupp-Arbeit

Da es nicht möglich ist, eingehende Berichte zum Abdruck zu bringen, wird den mit besonderem Danke empfangenen Mitteilungen dasjenige entnommen, das nach dieser oder jener Richtung hin anregend und zur Nachahmung wirken kann.

Vortrupp Bremen. Auch unsere Gruppe hat die durch den Krieg unterbrochene Arbeit wieder aufgenommen. Als Redner sprach bei uns unser Mitglied Dr. Karl Vogel über „Soziale und wirtschaftliche Mobilmachung". Er schilderte in seinem anziehenden Vortrage die erstaunliche Menge vielseitiger Arbeit, die sowohl durch Behörden wie auch von vielen Einzelpersonen vom Kriegsbeginn bis in die neueste Zeit geleistet worden ist. Die nachfolgende Aussprache erstreckte sich auf die Frage, was zu tun sei, um den Erfolg der eingesetzten Arbeit auch für die Friedenszeit zu sichern. Es wurde u. a. vorgeschlagen, das von Kriegsgefangenen jetzt bearbeitete Ödland nachher zu Rentengütern aufzuteilen und darauf die Siedler sich anbauen zu lassen; auf diese Weise könnte dem sich immer mehr verbreitenden Streben, draußen im Gemeingut der Mitarbeitenden stehende Siedelungen zu gründen, Rechnung getragen werden. Ferner würde dadurch auch vielleicht der immer mehr zunehmenden Landflucht der Landbewohner Einhalt geboten werden. Die Versammlung billigte allgemein die von der Regierung getroffene Anordnung betreffend die Erhebung der Getreidevorräte und war im übrigen der Ansicht, daß unbedingt eine Einschränkung der Produktion alkoholischer Getränke eintreten müsse, weil zu ihrer Herstellung eine Unmenge von Getreide und Kartoffeln erforderlich ist, die besser zur Brotherstellung verwendbar seien. Die Durchführung einer entsprechenden Maßnahme würde unter Umständen so vorteilhaft sein, daß nicht einmal die dadurch stellungslos gewordenen Menschen zu kurz kämen.

*

Vortrupp Cöln a. Rh. Am Weihnachtsabend ist unser Mitglied Lehrer Emil Schneberger, Unteroff. d. R. und Ritter des E. K. seinen Wunden erlegen. Unsere junge Gruppe verliert in ihm einen eifrigen Freund, der in den wenigen Wochen von der Gründung der Ortsgruppe bis zum Ausrücken mit lebhafter Freude an allen Plänen und Absichten mitwirkte.

Für den Cölner Vortrupp
der Schriftwart
Wilhelm Hötzel.

*

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Vortrupp Görlitz. Auch unsere Ortsgruppe hat den Versuch gemacht, weite Kreise für die Brotvorschriften des „Vortrupp" (siehe Nr. 16 von 1914) zu erwärmen. Man hat mit ziemlicher Mühe einen Müller ausfindig gemacht, der Vollmehl herstellt, und nunmehr bäckt ein hiesiger Bäcker aus diesem Mehl unter dem Namen „Vortruppbrot" (siehe auch „Mitt." Nr. 2 v. 16. Februar d. J., S. 8) ein Vollbrot, das keinerlei Zusätze enthält, dennoch aber, da es aus dem vollen Korn hergestellt ist, die vorgeschriebene Streckung erreicht und somit den gesetzlichen Bestimmungen entspricht. Von diesem Brote kostet ein Laib im Gewicht von 3,5 Pfund 50 Pfg. Wenn dieses Brot Verbreitung fände, wenn schließlich andere Bäcker nachfolgen würden, so wäre das mit Rücksicht auf eine gesunde Volksernährung freudig zu begrüßen.

*

Vortrupp Hamburg. Unser Geschäftsführer, Ernst Normann, der bei Soissons leicht verwundet wurde und zurzeit in einem Hamburger Lazarett liegt, ist zum Leutnant befördert worden. Das Eiserne Kreuz haben unsere Mitglieder Offizier-Stellvertreter Vizefeldwebel d. Res. im Brig.-Ers.-Bat. Nr. 35 Hans Herzog und Unteroffizier d. Res. im Brig.-Ers.-Bat. Nr. 81 Walter F. W. Müller erhalten. Ersterer wurde soeben gleichfalls zum Leutnant befördert. Heil!

*

Vortrupp Karlsruhe. Die weitaus meisten der männlichen Mitglieder stehen im Kriegsdienste. Das Eiserne Kreuz erhielten bereits die Gruppenmitglieder: Dr. med. Bloos und Dr. phil. Gillardon.

*

Vortrupp Kiel. Unsere Gruppe veranstaltet Leseabende am 1. und 3. Montag jeden Monats im Veget. Speisehaus in der Brunswikerstr. 7 (Torweg, I). Beginn pünktlich 7½, Schluß spätestens 10 Uhr. Der Lesestoff wird abwechselnd aus wissenschaftlichem (Lebensreform) und künstlerischem Gebiet entnommen. Wir würden uns freuen, wenn durch die Einführung von Gästen die Vortruppideen weiter ausgebreitet werden. Die Zusammenkünfte sind möglichst zwanglos, das Kommen verpflichtet zu keinem festen Beitrag. Es ist besonders erwünscht, daß jeder in der Wechselrede seinen — auch von dem des Vortragenden abweichenden — Standpunkt vertritt, nur dann werden wir in den Fragen der Lebensgestaltung weiter kommen. Anschrift der Geschäftsführung ist bis zum 1. April: Adolf Guenther, Kiel, Picketstraße 7, I.

*

Vortrupp Osnabrück. Von unseren Freunden im Felde erhielten wir gute Nachrichten. Unser Wandervogelführer Jul. Kraus, der als Unteroffizier der Res. Inf.-Regt. 78 zweimal verwundet wurde, ist jetzt zum Vizefeldwebel ernannt und hat das Eiserne Kreuz erhalten. Ein anderer Gesinnungsgenosse, Lehrer August Klages, war auch verwundet worden, ist jetzt als Unteroffizier der Res. im Felde und hat im Schützengraben vor Reims gleichfalls das Eiserne Kreuz erhalten.

*

Vortrupp Neuwied. Den Heldentod für das Vaterland starb am 1. Februar unser Mitglied Referendar Leutnant Paul Henninger, Ritter des Eisernen Kreuzes, infolge eines Granatsplitters, der ihn im Schützengraben getroffen hatte. Der Regimentskommandeur v. Buddenbrock schrieb u. a. in einem Beileidsbriefe an die Eltern das Folgende: „Er war einer unserer Besten, ein tapferer, selbstloser, opferungsfreudiger Soldat, der seiner Mannschaft ein heldenhaftes Beispiel war." Der Vortrupp Neuwied hatte große Hoffnungen auf den kaum 25jährigen tüchtigen Mitkämpfer gesetzt. Ehre seinem Andenken.

*

Vortrupp Wilhelmshaven. Still und ruhig, mit kleinen Erfolgen arbeitete unsere Ortsgruppe; gilt es doch hier im Vortrupp-Sinne zu säen, wie kaum wo anders. Der Krieg entzog uns die Hälfte Mitglieder. Den Zurückbleibenden war das ein Ansporn zu um so eifrigerer Arbeit. Tausende aus allen deutschen Gauen strömen in der Festung zusammen und prächtige Lebensreformer unter ihnen. Wir blasen zum Sammeln, zum vereinten Schaffen an dem, was oben bleibt. Unsere gutbesuchten, wöchentlichen Vortruppabende und sonntäglichen Unterhaltungsnachmittage sind vielen eine Quelle neuen Lebens. In allen Lesehallen liegt „Der Vortrupp" aus. Die nach dem Kriegsschauplatz gehenden Truppen versorgen wir mit lebensreformerischen Schriften; das ist Frauenarbeit. Bei unseren Veranstaltungen vertreiben wir billige Volksbücher und Vortrupp-Flugschriften. Die Lesestoffrage in der Marine beschäftigt uns sehr, möchten wir auch für unsere Lesestoffsammlung nach dem Muster der Kieler Ortsgruppe reiche Gaben bekommen; wir bitten auch an dieser Stelle herzlich darum. Bereitwilligst übernahm die Marinebehörde die laufende Bekanntgabe unserer Versammlungen; für weiteres Bekanntwerden sorgen 20 öffentliche Aushänge. — Oft scheint für uns die Arbeit zu groß, denn wenige sind der Mitarbeiter, aber wo Gott unseren Braven zu Wasser und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu Lande so tatkräftig hilft, da wird er auch unsere heimische Vortrupp-Arbeit segnen, Vortrupp-Arbeit ist Arbeit zum Besten unseres Vaterlandes wie kaum eine andere.

Fr. Paul Ischt.

*

Letztwillige Verfügungen.

Einige unserer im Felde stehenden treusorgenden Freunde haben ihre lebhafte Anteilnahme an unseren Bestrebungen dadurch zum Ausdruck gebracht, daß sie der Geschäftsführung des Deutschen Vortrupp-Bundes für den Fall ihres Todes Bestimmungen über die Ausführung ihres letzten Willens zur Förderung der Vortrupp-Bestrebungen mitteilten. Da außerdem mehrfach die Frage in der letzten Zeit an uns gerichtet worden ist, welche äußere Formen bei letztwilligen Bestimmungen beachtet werden müssen, so mögen dazu einige Ausführungen folgen. Die Eintragung des „D. V. B." in das Vereinsregister wurde durch den gegenwärtigen Kriegszustand verzögert, wird aber noch im Laufe dieses Jahres erfolgen. Bis dahin ist es notwendig, bei Vermächtnis-Bestimmungen den Namen eines Mitgliedes des geschäftsführenden Ausschusses hinzuzufügen. Es ist nicht mehr erforderlich, daß ein Vermächtnis vor einem Notar oder vor Gericht bestimmt wird, sondern es genügt, wenn der Erblasser es vollständig eigenhändig niederschreibt, selbst Ort und Tag der Errichtung des Vermächtnisses angibt und seinen Namen unter den Text, die Ortsangaben und das Datum setzt. Es könnte dafür folgende Form gewählt werden:

Letztwillige Verfügung:

Ich vermache hierdurch dem „Deutschen Vortrupp-Bunde", zur Förderung seiner lebensreformerischen Bestrebungen, zu Händen des Vorsitzenden Herrn Dr. jur. Herm. M. Popert, Hamburg, Spitalerstr. 12, steuerfrei ein Kapital von ..... Mk., in Worten ..... Mk., zahlbar innerhalb ..... Monaten nach meinem Tode.

Ort und Tag der Unterzeichnung.

Volle Namensunterschrift.

Derartige letztwillige Verfügungen können der Geschäftsstelle des „D. V. B." zur Aufbewahrung überwiesen werden.

*

Für unsere gefangenen Deutschen

in den Gefangenenlagern Frankreichs, Englands und Rußlands sind uns eine Anzahl Bände „Helmut Harringa" und „Vortrupp"-Hefte zur Verfügung gestellt. Wir bitten freundlich um Aufgabe der Anschriften aller gesinnungsverwandten Freunde in diesen Lagern, die gewiß gern eine Zusendung an die Kameraden weitergeben würden.

Die Geschäftsstelle
des Deutschen Vortrupp-Bundes
Hamburg, Spitalerstr. 12.

*

Anregungen aus Zuschriften an die Geschäftsstelle.

(Es kommen gegenwärtig so viele Zuschriften, daß es nicht gut möglich ist, sie alle in dem gewünschten Umfange zu berücksichtigen. Wenn verschiedene Mitteilungen wiedergegeben sind, in denen des „Vortrupp" mit besonderer Begeisterung gedacht ist, so geschieht es, um durch diese Belege unsre Freunde zu kräftiger Werbetätigkeit für die Ausbreitung des „Vortrupp" in den weitesten Volkskreisen zu erwärmen. Soll „Der Vortrupp" den erhofften Einfluß ausüben, so muß eben seine Leserschar in möglichst kurzer Zeit sich noch verdreifachen.)

P. H. in B., Gardekorps usw. ... Wenn es gelänge, die im „Vortrupp" erschienenen Aufrufe in den ersten Spalten der gelesensten Zeitungen unterzubringen, so kann man hoffen, Regierung und Reichstag am schnellsten auf seine Seite zu bringen. Auf keinen Fall darf vergessen werden, auch über die Art der Liebesgaben etwas zu sagen. — Unser Korps war allerdings immer unterwegs, so daß keine Gaben es erreichten, und ich daher persönliche Erfahrungen nicht mitteilen kann; doch denke ich, daß derartige Giftgaben, wie sie nach Süd-West-Afrika gegangen sein sollen (3/4 l Rum täglich auf den Kopf) auf alle Fälle von der Beförderung ausgeschlossen sein müssen; macht man sich doch kaum einen Begriff, wie viel andere Wagen der Heeresverwaltung nötiger erscheinen, als die Lebensmittelwagen (von der Feldküche abgesehen) ....

H. B. in B. ... Zugleich benutze ich diese Gelegenheit, Ihnen für die herzerquickende Gesinnung, wie sie aus jedem und auch besonders dem letzten „Vortrupp" spricht, innigst zu danken. Ursprünglich durch den „Germana Esperantisto" zum Bezug Ihrer Zeitschrift veranlaßt, habe ich davon weit mehr als ich erwartete und wirklich eine Bereicherung meines Lebens gefunden. ...

Unteroff. **Kl.** z. Zt. in **L.** ... Haben Sie meinen besten Dank für den soeben erhaltenen „Vortrupp". Es war für mich wirklich eine Überraschung. Ich bin selbst Buchhändler von Beruf und war zuletzt bis zum Ausbruch des Krieges bei der Fa. C. Z.s Buchhandlg. in Z. als Gehilfe tätig, wo ich den „Vortrupp" gerne gelesen und auch für seine Verbreitung stets gesorgt habe. Meine mitverwundeten Kameraden lesen ihn auch mit Freuden ...

G. A. in H. „... Auch in dieser ernsten Zeit gibt es Gelegenheit zur Verbreitung des Vortruppgedankens. Ich habe einen neuen Bezieher gewonnen und bitte ihm die Hefte vom 1. Juli ab nachzusenden ..."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

K. W., Brieftaubenabt. Ghistel. . . . Gibt „Der Vortrupp" mir doch immer gesunden und edlen Geistesstoff. Auch ist er es, welcher mich an meine Pflichten als Vortruppler mahnt und mir neue Kräfte und frischen Mut zum Schaffen gibt. Meine Kameraden sind begeistert für den „Vortrupp". Ich glaube hoffen zu können, daß einige sogar bald Mitstreiter für die Vortruppziele werden. Haben doch schon einige dem Alkohol und Nikotin für immer entsagt . . .

E. Ch., Ers.-Bat. Res.-Inf.-Reg. 93 . . . . Meine Kameraden lesen gern in den Heften, und so manches Samenkorn wird da gerade jetzt auf günstigen Boden fallen. Heil! . . .

Off.-Stellv. **G.**, Russ.-Polen. . . . Dank Ihrer geschätzten Zeitschrift, deren Inhalt alle Leser zu dem einigen Urteil zwingt: Dies ist das Blatt, das recht oft unter uns Feldgrauen von Hand zu Hand gehen möchte, das uns alle zu neuem Mute anspornt, und ein Kriegsbuch ists wie so leicht kein zweites! — Bei der ganzen Kampffront hier herrscht gewiß nur der eine Wille zum Sieg . . . .

W. G., Ltn. d. Res., Russ. Polen. . . . . Vielen Dank für die regelmäßige Übersendung Ihres sehr geschätzten Blattes. Wir lesen im Kameradenkreise gern seine Zeilen, die so aus der Zeit für diese Zeit geschrieben sind. . . . .

B. V. in **A.** . . . . Dieser Betrag stellt einen Teil meines Weihnachtsgeschenkes von Seiten meines Prinzipals dar. Die andere Hälfte hatte ich meinem Berufsverband zu Unterstützungszwecken zur Verfügung gestellt. Ursprünglich war der Betrag zur Anschaffung eines Gegenstandes zurückgelegt, der seit langem das Ziel meiner Wünsche war. Durch Nichtanschaffung wird die Summe, wenn sie auch nur klein ist, frei, und ich weiß keine bessere Verwendung dafür, als sie in Ihren Händen dem Dienste der Zeit nutzbar zu machen. . . . .

H. B., 2. Batt. Res.-Feld-Art.-Reg. 10. . . . Die Zustellung der Hefte erfreut mich sehr. Ich erwarte sehnsüchtig jedes Heft. Gestern abend kam Nr. 4. Ich habe es schon einmal durchgelesen. Schneehagens Aufsatz „Deutsche Tracht" aber 3mal. Möge der Sieg unser Volk reif machen, Schneehagens Worte und noch manche andere Wahrheiten zu erkennen, so zu erkennen, daß die Tat darauf folgt. Wenn ich manchmal sehe, wie weit sich Kameraden hier in Feindesland vergessen können, dann will mich die Verzweiflung packen. Aber wenn dann wieder mein lieber „Vortrupp" kommt, dann weiß ich auch wieder, wofür wir kämpfen. Heil und Sieg! . . . .

Kriegsfr. **F. P.**, III. A.-K., 6. Div., Füs.-Reg. 85. . . . . Mit großer Freude habe ich die Hefte gelesen und an Freunde weitergegeben in der stillen Hoffnung, auch hier Anhänger unserer Vortruppbewegung zu finden. Ein Heft zu lesen, der Genuß gleicht hier einem erfrischenden Bad. Mit Sehnsucht warte ich auf die nächste Nummer. . . .

Unteroff. **A.**, V. Arm., 20. Rgt. . . . . Es ist überaus notwendig, daß die guten Artikel Ihrer Zeitschrift möglichst weite Verbreitung unter den Kriegern finden. Welch ein Mißbrauch ist mit dem Kronprinzenwort „Schickt Rum, Arrak usw." getrieben worden und wird noch getrieben. Trotz Befehle von oben, verkaufen die Kantinen (gepachtet von aktiven Feldwebeln usw.) weiterhin den Alkohol in solchen Formen. Den vermeintlichen Vorteilen geringen Alkoholgenusses stehen mancherlei unangenehme Vorkommnisse entgegen. Die Schnapsfabrikation macht heuer ein besseres Geschäft denn sonst. Es wird noch Vieles zu tun sein, um auch unter unseren Kriegern manche Schäden zu beseitigen . . . .

Werbematerial

Das Werbematerial wird, wenn es nicht frei übermittelt werden kann, zu den angegebenen Preisen, die den Selbstkosten entsprechen, abgegeben. Um zeitraubende Buchungen zu vermeiden, wird freundlichst gebeten, Bestellungen nur unter Beifügung des betreffenden Betrages zu machen. Bei Bestellung von Büchereizeichen fordere man vorher Probe.

Preise unter Voreinsendung des Betrages oder unter Nachnahme mit Anrechnung der halben Zustellungsgebühren.

(Die früheren Preise sind damit aufgehoben.)

Vortrupp-Briefbogen und Umschläge für den persönlichen Briefwechsel sind auf mehrfachen Wunsch in zwei Ausgaben hergestellt worden. (Siehe „Mitt." Nr. 7, S. 35.)

1. Kästchen A mit bestem starken „Onama"-Papier, 25 Bogen (15: 19 cm) M. 3.50.
2. Kästchen B mit 50 Bogen (13: 17½ cm), aus gutem, weißem, geripptem Briefpapier und gefütterten Briefdecken, M. 3.50.

100	Verschlußmarken . .	M. 0.50
200	„ . .	M. 1.—
500	„ . .	M. 2.25
1000	„ . .	M. 4.—
500	Büchereizeichen mit eigenem Namen	M. 5.—
250	Büchereizeichen usw.	M. 3.80
125	Büchereizeichen usw.	M. 3.—
250	Büchereizeichen in Zweifarbendruck	M. 7.50
125	Büchereizeichen in Zweifarbendruck	M. 6.80
	Auskunftsblätter unberechnet.	
100	Postkarten mit „Vortrupp" Aufdruck	M. 0.50
1	Vortrupp-Nadel (In kleinerer und größerer Ausführung, letztere auch als Brosche) . .	M. 1.—

Für den Inhalt verantwortlich: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Hamburg. Verlag von Alfred Jansen, Hamburg
Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. Jahrgang Nr. 12 — Der Vortrupp — 16. Juni 1915

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 4/6 — 1915

Inhalt. Werbetätigkeit in der Kriegszeit. — Aus der Vortrupp-Arbeit.

Werbetätigkeit in der Kriegszeit.

Mehrfach ist bereits darauf hingewiesen worden, daß es in dieser ernsten Zeit auch für den „Vortrupp" in erster Linie darauf ankomme, sein Durchhalten bis zum Frieden zu ermöglichen. Etwa der sechste Teil aller „Vortrupp"-Bezieher steht zurzeit im Dienste des Vaterlandes, an der Front, in den Garnisonen, im Schutzdienst usw.; vielen Daheimgebliebenen wird die Pflicht auferlegt, zu sparen, wo eben es nur angängig ist; mancherlei Einnahmen, wie solche aus Anzeigen, fallen in dieser Zeit fast ganz fort, und naturgemäß ist seit Beginn des Krieges auch von einem Anwachsen des Bezieherkreises nicht mehr viel zu spüren. Wir freuen uns aber, daß die meisten unserer alten Freunde dem „Vortrupp" die Treue halten. Immer häufiger wird uns auch die Bitte ausgesprochen, doch Vorschläge zu machen, wie während der Kriegszeit eine erfolgreiche Werbetätigkeit ausgeübt werden könne.

Damit wird auch von unsern getreuen und begeisterten Freunden zugestanden, daß die veränderten Verhältnisse eben auch veränderte Werbemaßnahmen bedingen. Was zu Friedenszeiten als etwas Selbstverständliches gegolten hat, kommt in der gegenwärtigen Kriegszeit oft gar nicht in Betracht. Die Hauptanteilnahme aller richtet sich zurzeit auf die Kriegsereignisse und die damit zusammenhängenden Fragen. Es werden auch nur wenige Familien im Vaterlande sein, die nicht in irgendeiner Weise mittelbar oder unmittelbar am Kriege selbst beteiligt sind. Wir wissen auch, daß jedes neue Opfer, das durch den Heldentod eines Freundes von uns gefordert wird, jeden einzelnen von uns trifft. So sehr unsere Herzen auch von Siegeszuversicht erfüllt sind, und so groß auch unsere Hoffnungen für den Aufstieg unseres Volkes nach dem Kriege sein mögen, es ist niemand unter uns, der nicht auch den ganzen Ernst der gegenwärtigen Zeitlage ermißt und der sich nicht ernstlich bemühte, alles zu tun, was ihm irgend möglich ist, um die Schrecken des Krieges zu mindern. Da ist es immer wieder herzerfreuend, aus den Briefen unserer „Feldgrauen", wie aus den Zuschriften unserer Freunde daheim von der großen Zuversicht zu lesen, daß nach dem ersehnten Frieden eine Zeit für Deutschland kommen werde, in der besonders auch den Lebensreformbestrebungen zur Aufartung unseres Volkes weit mehr Beachtung geschenkt werden wird, als es bisher der Fall gewesen ist. Möchte diese frohe Hoffnung sich aufs reichste erfüllen.

Aber gerade im Sinne dieses Hoffens gilt es, jetzt unablässig für die Ausbreitung des „Vortrupp" tätig zu sein. Unter unsern Kriegern, das erfahren wir immer wieder, sind ungezählte, denen über so manche Fragen des öffentlichen Lebens erst jetzt die Augen aufgegangen sind und die mit Begeisterung sich nach dem Kriege für die Besserung mancher sozialen Zustände einsetzen möchten, die sie nun zu beklagen gelernt haben. Das sind künftige Vortrupp-Kämpfer, deren Anschriften wir immer wieder der Geschäftsstelle zur Übersendung von Werbenummern aufzugeben bitten. Aber auch daheim sehen viele Frauen und Männer das Leben jetzt mit ganz andern Augen an, als vor Ausbruch des Krieges. Das Verantwortlichkeitsgefühl für so manche Übelstände in unserm Volksleben erwacht und verlangt nach Betätigung. Die Fragen, wie unser deutsches Volk immer leistungs- und widerstandsfähiger werden könne, bewegt heute Tausende in unserm Volksleben, ohne daß sie schon eine klare, bestimmte Antwort darauf sich zu geben wissen. Für alle diese Vielen ist „Der Vortrupp" die geeignete

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zeitschrift, immer wieder anzuregen und zur Mitarbeit auf diesem oder jenem Lebensreformgebiete einzuladen. Nur müssen wir die Anschriften solcher Frauen und Männer kennen. Unsere Freunde wissen sie und werden freundlich gebeten, sie uns mitzuteilen oder noch besser, die ihnen geeignet erscheinenden Werbenummern des „Vortrupp" von uns zu verlangen, um sie selbst dann mit empfehlenden und erläuternden Worten zu übergeben. Durch den Bezug des „Vortrupp" wird niemand gebunden. Das muß zunächst betont werden. Es kommt für jeden Volksfreund erst darauf an, sich darüber zu unterrichten, was in unserm Volksleben wächst und wird, um für unseres Volkes Aufartung zu wirken. Und wer mißtrauisch solchen Fragen gegenüber ist, muß gebeten werden, wenigstens einen Vortrupp-Jahrgang zunächst einmal zur Probe zu lesen. Wir wissen aus Erfahrung, daß alle, die Vorurteile zu überwinden wissen, dann über kurz oder lang den Weg finden, der eine bedeutsame und herzerquickende Mitarbeit gestattet. Diese Werbetätigkeit ist in der gegenwärtigen ernsten Kriegszeit zunächst die allernotwendigste, aber auch die dankbarste. Wir würden sehr erfreut sein, wenn alle unsere Freunde zum 1. Juli bereits einmal recht kräftig sich darin versuchten. Dann werden wir sicher beim Vierteljahrswechsel einen weiteren Leserverlust nicht haben, sondern einen besonders erfreulichen Zuwachs werdender Freunde.

Durch den Krieg sind so manche Behörden, manche Stadtverwaltungen usw. vor ernste Fragen gestellt, die vorher ganz im Hintergrunde geblieben waren, Fragen, die mit der gesundheitlichen und geistigen Hebung unseres Volkes aufs innigste zusammenhängen. Manche dieser Fragen sind bereits im „Vortrupp" behandelt worden. Jetzt gilt es, allen Mitgliedern der in Betracht kommenden Körperschaften diese Nummern mit einem entsprechenden Begleitschreiben zu übersenden, um dadurch beizutragen, daß im Vortrupp-Sinne die gewünschten Entscheidungen fallen. Die Geschäftsstelle wird gern den freundlich erbetenen Anregungen zu entsprechen suchen.

Die Zahl der „Helmut Harringa"-Freunde im Reiche ist, wie alle Vortrupp-Leser wissen, außerordentlich groß. Sie ist sehr viel größer als die Bezieherzahl des „Vortrupp", und doch bilden sie in erster Linie diejenigen Kreise, auf die „Der Vortrupp" sich stützen müßte. Wer im Sinne des Helmut Harringa ein Krieger im Heere des Lichtes zu sein wünscht, findet im „Vortrupp" immer wieder Mittel und Wege angegeben, es recht zu werden. Gerade diese Zeit scheint besonders geeignet zu sein, alle Harringa-Freunde zu bitten, doch auch zum „Vortrupp" in ein engeres Verhältnis, wenigstens in das des Beziehers zu treten.

Wir haben über die Kriegsnummern des „Vortrupp" recht erfreuliche Zuschriften erhalten. Immer wieder wird darauf hingewiesen, daß unsere Halbmonatsschrift in dieser ernsten Zeit die rechten Worte gefunden habe, um unsere Freunde zu begeistern und mit neuem Mute zu erfüllen. Deshalb bitten wir alle Leser, die durch den Buchhandel die Hefte erhalten oder sonst Beziehungen zu einem Buchhändler ihres Ortes haben, dafür zu wirken, daß „Der Vortrupp" in die Schaufenster gelegt und den Käufern angeboten werde. Der Verlag ist gern bereit, entsprechende Probesendungen zu machen.

Die Wartezimmer der Ärzte, die Leseräume öffentlicher Büchereien, der Reformspeisehäuser usw. sollten, wo „Der Vortrupp" noch fehlt, gerade jetzt häufig Nummern erhalten, damit die Zeitschrift recht vielen zu Gesicht kommt. Wie bereits früher mitgeteilt worden ist, ersetzt der Verlag bereitwillig jede Nummer, die für einen solchen Zweck von unseren Freunden verwendet worden ist.

So gibt es mancherlei Mittel und Wege, um auch in dieser sonst dem Werben für eine Zeitschrift nicht sehr günstigen Zeit dem „Vortrupp" neue Kreise zu erschließen und dadurch sein Arbeitsfeld zu erweitern. Nach dem Kriege werden die Lebensreformer aller Richtungen nur dann erfolgreich Boden gewinnen können, wenn sie es schon jetzt verstehen, alle ernsten Frauen und Männer im Lande um sich zu scharen. „Der Vortrupp" ist dazu die geeignete Stelle, um sie vorzubereiten und sehend zu machen. Heil und Sieg!

F. H.

Aus der Vortrupp-Arbeit

Da es nicht möglich ist, eingehende Berichte zum Abdruck zu bringen, wird den mit besonderem Danke empfangenen Mitteilungen dasjenige entnommen, das nach dieser oder jener Richtung hin anregend und zur Nachahmung wirken kann.

Vortrupp Apolda. Zur Gründung eines Vortrupp Apolda werden Anschriften dortiger Vortruppfreunde erbeten an Oberlehrer W. Gimm, Apolda, Miltschstr. 16.

*

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vortrupp Altenburger Saaltal. Ein neuer schwerer Verlust hat unsere kleine Gruppe getroffen. Unser liebes Mitglied

Richard Wagner,

Lehrer in Uhlstädt, der a's Ersatzreservist schon seit Monaten im Felde stand, fiel am 13. Mai im Westen für des Deutschen Volkes Wohl und Größe. Seinen Erzieherberuf erfüllte er mit unermüdlicher Geduld und stillem Eifer, alles Große und Schöne fand in ihm einen warmen Verehrer und nachhaltigen Förderer. Wir durften für unsere junge Gruppe viel von ihm erhoffen. Zu früh ward er uns genommen. Aber, indem wir uns durch sein Opfer immerdar zu höchster Tat verpflichtet betrachten, wird er ihm zur Ehre und uns zum Heile weiter in uns leben und wirksam werden.

Für den Vortrupp Altenburger Saaltal
Paul Hamberg.

*

Vortrupp Groß-Berlin. Die Vortrupp-Gruppe beklagt den Verlust zweier treuer Freunde und Mitstreiter. Werner Janke und Ernst Laumann starben den Heldentod im Kampf gegen die Feinde im Westen. Sie gingen hin und setzten freudig ihr Leben ein für die heiligen Güter, für die sie in Friedenszeiten gekämpft und gewirkt hatten. Der Tod solcher Menschen verpflichtet die Zurückbleibenden und macht die Sache, für die sie sich opferten, noch heiliger. Wir werden sie schmerzlich vermissen, wenn der Tag des neuen Deutschland anbricht, aber wir wissen, daß ohne ihr Opfer und das unzähliger Gleichgesinnter dieser Tag nicht kommen könnte.

*

Vortrupp Düsseldorf. Vortrupp-Leser und Freunde, die sich an einer Zusammenkunft zur Gründung einer Ortsgruppe beteiligen wollen, werden gebeten, ihre Anschrift umgehend an die Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes einzusenden. Zeit und Ort der Zusammenkunft werden den Einsendern schriftlich mitgeteilt werden.

*

Vortrupp Eisenach. Von unserer Ortsgruppe des Deutschen Vortrupp-Bundes fielen auf dem Felde der Ehre Herr Oberlehrer Dr. G. Weiland und Herr Justizanwärter Max Oehring. Beide waren echte „Krieger im Heere des Lichts", denen wir ein ehrendes Andenken bewahren werden.

Vortrupp Eisenach
K. F. Born.

*

Vortrupp Essen.

Ein Vortruppheim.

Die Bäume sollen wehen,
Die bitterblauen Schlehen,
Das ganze Rosenfeld,
Uns kann nichts geschehen,
Uns gehört die Welt.
Wir sollen, hoho wir wollen,
Wir schöpfen aus dem Vollen
Und schaffen das Leben um.
Ohne uns gilt es wenig,
Mit uns gilt es viel,
Jeder ist ein König,
Wir haben ein hohes Ziel:
Wir müssen in zwanzig Jahren
Einen Kranz in unsern Haaren
Und hohe Frauen haben.
Wir müssen die Herzen von Knaben bewahren
Und die Stirnen von Stein.
Wir müssen saubere Hände halten
Und am Ende weiter als unsere Väter sein!
Wir müssen die Hämmer schwingen!
Die Schlehen und blauen Syringen,
Das ganze Rosenfeld,
Wir müssen die alte Welt
Um einen Schritt weiter bringen!
Jung sind wir!

Warum ich das Gedicht schreibe und unter dieser Überschrift? Ja, ich wollte von unserm Vortruppheim erzählen, und weil wir just wieder im schönen Monat Mai sind, da steht mir der 10. Mai 1914 leuchtend vor der Seele. Da klang dies Gedicht aus begeistertem Mädchenmunde hinaus in die Frühlingsherrlichkeit als Weiherede auf unser neues Heim und als ernstes Gelöbnis zu unsrer Vortrupp-Arbeit. Was war das für ein schöner Tag! So viel fröhliche Menschen hatte wohl unsere „heimliche Liebe" noch nie gesehen! Es klingt jetzt fast wie ein fernes Märchen, wenn ich erzähle, daß wir alle saßen auf grüner Wiese und Kuchen aßen, wirkliche ganze Berge von Kuchen. Und wie dann die Fiedel erklang und die bunten Bänder lustig flatterten am Maienbaum und wir jauchzten:

Hopheißa, hopheißa, wir tanzen mein Kind,
Wir tanzen den fröhlichen Reigen,
Da oben auf dem Berge, da pfeifet der Wind,
Wer will nicht mit tanzen und geigen?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ja wieviel Frohsinn, wieviel lachenden Jugendübermut hat unser Heim auf der „heimlichen Liebe" nicht gesehen im Frühling und Sommer 1914. Jetzt ist's wohl stiller, und nur ganz selten lockt uns der Sonnenschein hinaus zum fröhlichen Reigen. Und dann schämen wir uns fast unserer Fröhlichkeit. Und wir denken an unsere Freunde, an den ersten Sonntag, der der Mobilmachung folgte, und wo wir uns alle noch einmal getroffen hatten auf unserem Berg, um Abschied zu nehmen.

Soldaten müssen ziehn wohl in das Feld,
Bekommen einen Säbel und kein Geld,
Für die Burschen ist das ein harter Schluß
Und für die Mädel viel Verdruß.

Das war das letzte Lied, was wir auch sangen. Wie mancher von unsern Jungen liegt jetzt schon unterm grünen Rasen in Feindesland! Sie haben ihr Wort gelöst, das sie am Sonnwendfeuer schwuren:

Höre das Wort,
Vater, auf Leben und Sterben
Hilf uns die Freiheit erwerben,
Sei unser Hort. — —

Noch manches Mal haben wir Zurückgebliebenen uns da oben getroffen, auch als es kalt wurde und kahl. Wir habens ja so lieb gewonnen, unser Heim, und möchtens nimmer missen. Wie war's doch Weihnachten so traulich in unserm Stübchen, als das Tännlein in der Ecke stand und der funkelneue Kanonenofen so lustig brannte. So lieb und schön haben mir nirgend die Christuswiegenlieder geklungen, und nirgend haben die Gestalten der Weihnachtsgeschichte so lebendig vor meinen Augen gestanden. — —

Und jetzt ist's wieder Frühling, und das Herz geht einem auf, wenn man oben auf dem Berg steht und läßt seine Blicke schweifen über all das Grünen und Blühen ringsum, auf das liebliche Ruhrtal und die Türme der Stadt. — Und welch ein Kraftgefühl strömt einem durch die Glieder, wenn man im frischen Frühlingswind mit Schaufel und Rechen arbeitet. Denn auch ein Stück Land zum Bearbeiten haben wir! — Und nun wollen wir auch die Abende, die ernster Arbeit gewidmet sind, und die wir sonst in der Stadt abhielten, ins Heim verlegen. Das sei hiermit allen unsern Freunden kund und zu wissen getan: An jedem 1. und 3. Mittwoch im Monat ist abends 8 Uhr Zusammenkunft im Heim auf der „heimlichen Liebe" bei Essen-Stadtwald. Doch nicht nur an diesen bestimmten Tagen, die, wie gesagt, der Arbeit gewidmet sein sollen, hält das Heim sein gastlich Türlein geöffnet allen, die unsers Geistes sind. Ihr könnt immer kommen, Bänke zum Sitzen und ein Herd zum Kochen steht zur Verfügung. Gewöhnlich werden auch einige von uns da sein, und wenn nicht, dann schadets ja auch nichts, was? Wenn euch aber daran liegt, bestimmt jemand zu treffen (außer an den festgesetzten Tagen), dann meldet euch eben an bei unserer Schriftleiterin Else Ihne, Essen, Beuststraße 5.

Heil!

Luise Walbrodt.

Essen, im Ostermond 1915.

*

Vortrupp Gießen. Zur Ausgestaltung einer hiesigen Vortrupp-Gruppe bittet der Unterzeichnete um Mitteilung der Anschriften aller Vortrupp-Freunde in Gießen und Umgebung. In einer demnächst einzuberufenden Versammlung soll alles Nähere dann besprochen werden.

Ferdinand Strack, stud. theol.
Gießen, Frankfurterstr. 13.

*

Vortrupp Kassel. Abermals hat unsere Ortsgruppe den Verlust eines ihrer besten, tüchtigsten Mitglieder zu beklagen. Unser lieber Kurt Langemann, Schüler der hiesigen Königlichen Kunstakademie, ist als Kriegsfreiwilliger in den schweren Kämpfen bei Ypern am 24. April bei einem Sturmangriff, von einer feindlichen Kugel getroffen, gefallen. Ein echter Vortruppler, ein Kämpfer im Heere des Lichts, wie es keinen besseren geben kann, stellte auch er sich Anfang August v. J. mit glühender Begeisterung dem Vaterlande zur Verfügung. Die Ortsgruppe betrauert seinen frühen Tod und wird jederzeit gern des Helden und Freundes in Ehren gedenken.

Für den Vortrupp Kassel
Bodo Friedr. Augustiny,
Obmann.

Einige Tage vor seinem Tode hatte unser Freund noch an den Obmann der Gruppe ein herzliches Schreiben gerichtet, in dem es am Schlusse hieß: „Alles lebt auf, wächst, sammelt Kraft — vor dem großen Ansturm, möchten wir fröhlich siegen und ernst heimkommen — zu anderm Kampfe. Halten Sie dort alle gut zusammen. Treu leben!" Nun ist der gute Kurt nicht wieder gekommen. Aber er soll sich nicht in uns getäuscht haben. Treu wollen wir wirken auch in seinem Sinne.

In unserer Gruppe herrscht zurzeit reges Leben. Die Jugendgruppe hat sich im Fuldatal auf eigene Faust ein schönes Heim ausgesucht, das am 2. Wonnemonds in schlichter Weise eingeweiht wurde. Dabei erhielten wir vier neue Mitglieder und Leser. Auch die Arbeitsausschußsitzungen finden wieder statt, und jeden Monat wird eine Wanderung in die herrliche Umgebung unserer Stadt veranstaltet.

*

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vortrupp Köslin. Zur Ausgestaltung einer hiesigen Vortruppgruppe wende man sich baldmöglichst an Frl. Anna Buttke, Lehrerin, Köslin, Fabrikstr. 6.

*

Vortrupp Leipzig. Unsere Gruppe hat trotz großer Verluste während der Kriegsmonate die Arbeit nicht ruhen lassen. Fast alle Veranstaltungen erfreuten sich regen und guten Besuches. Am zweiten Ostertage fand im Oberholze eine Lenzfeier statt, bei der Reinhard Nuschke die tiefempfundene Festansprache über „Deutscher Frühling" hielt. Monate schwerer Kriegszeit haben erzielt, was Jahre genußfrohen Friedens nicht vollbrachten. Des Volkes religiöses Empfinden ist unter der Asche zu hellen Flammen emporgeschlagen. Ein heißes religiöses Sehnen ist überall erwacht und damit zugleich die glaubensfeste Zuversicht an den Sieg unserer gerechten Sache. Genau so, wie die Lebensreformer ihre bescheidene Kraft für den Kampf um das Gute eingesetzt haben, eben weil sie an den Sieg des Guten glauben. So sehr auch alle Vortruppfreunde den entsetzlichen Krieg beklagen, dankbar anerkannt muß doch auch werden, daß unserem Volke ein Frühling geschenkt ist, der uns eine Erneuerung an Geist und Seele zu bringen verheißt und den Aufgang einer neuen deutschen Zeit, deren Wege und Ziele noch gar nicht abzusehen sind.

*

Vortrupp Nürnberg. Der Krieg hat unserer Gruppe eine schwere Zeit gebracht und uns fast alle Getreuen geraubt. Doch wir haben uns durchringen können und arbeiten jetzt besonders mit der hiesigen Ortsgruppe des Deutschen Bundes abstinenter Frauen zusammen. Bei einem gemeinsamen, sehr gut besuchten Unterhaltungsabend am 25. April im Vereinshause am Sterntor hielt Freifrau von Stosch einen Vortrag „Wie überleben wir gut die Kriegszeit und ihre Folgen"?

*

Vortrupp Potsdam. Die Gruppe hält ihre Sitzungen jetzt am ersten Freitag jeden Monats abends 8½ Uhr im Kaffeehaus Preuß, Brandenburgerstr. 63 ab. Der Obmann: Lehrer Pichottka, Nowawes b. Potsdam, Reuterstr. 10.

*

Zur frdl. Beachtung. Unser unermüdlich tätiger Vortruppfreund Arno Steglich (bis zum Kriege Hauslehrer Dr. Johannes Müllers, zurzeit Vereinslazarett Schloß Mainberg) eröffnet auf dem Markte in Schweinfurth ein alkoholfreies Kaffee- und Speisehaus. Er bedarf dazu noch mannigfaltiger Hilfe, und unsere Freunde, die dem Mitstreiter helfen wollen, im Bayernlande für die Lebensreformgedanken Bresche zu schlagen, werden gebeten, sich mit Herrn Steglich in Verbindung zu setzen.

Im Kampfe für das Vaterland fand am 18. Februar den Heldentod unser unermüdlich bis zum Kriege in Rio de Janeiro tätiger Freund Herr

Carlos Roth-Firgau,

Kriegsfreiwilliger im Res.-Feldart.-Reg. Nr. 63. Wir werden dem wackeren Mitstreiter stets ein getreues Gedenken bewahren.

Deutscher Vortruppbund
J. A.
Hähnel.

*

Am 10. Mai erlitt unser begeisterter Vortruppfreund
Leutnant d. Res. **Hermann Sieglin**
beim Sturm auf eine Höhe in den Karpathen den Heldentod durch einen Herzschuß.

Wir betrauern mit vielen Freunden den so plötzlichen von uns Geschiedenen als einen Mitstreiter, der unermüdlich für die Aufartung unseres Volkes tätig war. Seine Treue soll für uns vorbildlich sein. Wir werden ihn nie vergessen.

Deutscher Vortruppbund
J. A.
Hähnel.

*

Prof. Dr. Julius Goldstein von der technischen Hochschule in Darmstadt, ein geborener Hamburger, der zurzeit als Leutnant eines Landsturm-Infanterie-Bataillons im Felde steht, ist mit der Hessischen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet worden. Die Besucher des 1. Deutschen Vortrupptages werden sich unseres Freundes, der so begeistert nach Dr. Streckers Rede zu uns sprach, noch erinnern.

*

Unser Freund Hedler, zurzeit im Warthelager (Sohn von Prof. Dr. Hedler in Fuhlsbüttel-Hamburg) ist zum Leutnant der Reserve ernannt worden und hat das Eiserne Kreuz erhalten. Heil!

*

Mitgliedskarten zum Deutschen Vortruppbunde.

Um einem allgemeinen Wunsche zu entsprechen, sollen für das nächste Jahr und gleichzeitig als Erkennungskarte für die Tagungen Mitgliedskarten ausgestellt werden. Um eine fehlerfreie Anschriftenliste zu erhalten, werden die Vorstände aller Vortruppgruppen gebeten, bis zum 1. Oktober die genaue Mitgliederliste der Gruppe einzusenden, und alle Einzelmitglieder werden um Mitteilung der etwa veränderten Anschrift bis zum gleichen Zeitpunkte gebeten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Anregungen aus Zuschriften an die Geschäftsstelle.

Chr. B. in N. . . . Gestern erhielt ich Nr. 5 des Vortrupp. Meinen herzlichsten Dank. Sämtliche mir gesandten Hefte werden, nachdem ich sie gelesen, mit dem Kompagniestempel versehen und machen nachdem die Runde in der Kompagnie und zwar von den Herren Offizieren bis zum Gemeinen und werden dann säuberlich wieder an die Kompagnie zurückgegeben. Dasselbe Verfahren mache ich mit den Flugblättern. Zuletzt werde ich schließlich veranlassen, daß sämtliche gelesene Schriften einem anderen Truppenteil zur Verfügung gestellt werden.

Spielmann **H. S. in W.** . . . Ich bin durch die Vortruppheste ein ganz anderer Mensch geworden und fühle mich viel gesünder und freier. Die Hefte werden in der ganzen Stube gelesen und sicherlich nicht vergebens. . . .

Unteroff. **F. A.**, Fußartl. . .

. . . Aus meinen eigenen Erfahrungen im Felde (ich bin seit Anfang des Krieges draußen) mache ich folgende Vorschläge:

1. Um später einwandfrei feststellen zu können, welche Rolle der Alkohol in diesem Kriege gespielt hat, müssen alle von militärischen Behörden herausgegebenen Befehle, die irgendwie mit dem Alkohol zu tun haben, gesammelt werden. Die Befehle der Behörden in der Heimat können die Vortrupp-Gruppen sammeln, die der militärischen Behörden draußen, also Armeebefehle, Korpstagesbefehle, Divisionsbefehle, weiter Brigade-, Regiments-, Bataillons- und Kompanie-, bzw. Batterie- usw. Befehle zu sammeln, natürlich mit genauer Angabe von Truppenteil, Datum und Ziffer, ist so recht eine Aufgabe für die im Felde stehenden Abstinenten und Vortruppfreunde.

Bei den meisten Truppenteilen werden die Befehle zusammengeheftet wohl von Anfang wenigstens des Stellungskrieges an vorhanden sein.

Die abstinenten Offiziere und Offiziersstellvertreter können sie sich einfach vorlegen lassen und die von nun an erscheinenden, die sie regelmäßig vorgelegt bekommen, besonders daraufhin durchsehen.

Abstinente Unteroffiziere und Vize werden sie wohl auch ohne Schwierigkeiten von ihrem Feldwebel einmal zur Einsicht bekommen können, auch die von nun an erscheinenden Befehle.

Für die abstinenten Gemeinen wird die Sache etwas schwieriger sein, sich aber vielleicht doch mit Hilfe von Kompanieschreibern und Unteroffizieren erreichen lassen.

2. Neben dieser Sammlung von Befehlen zur einwandfreien Feststellung der Haltung der Behörden zum Alkohol kommt als Zweites in Betracht die Sammlung aller persönlichen Erfahrungen der im Felde Stehenden zum Thema: Alkohol, etwa in besonderen Tagebüchern. Da können nun die abstinenten Gemeinen um so mehr tätig sein, weil sie mit viel mehr Leuten in engem Verkehr stehen als etwa Vorgesetzte und so viel ungezwungener Feststellungen über Alkoholverbrauch, Wirkung und Folgen machen können! Auch die kleinste Kleinigkeit, die den Alkohol angeht, ist wert, aufgeschrieben zu werden, alles allerdings so genau wie möglich, mit genauer Angabe von Ort, Datum, Name und Truppenteil der Betreffenden, Menge des Alkohols usw. . . . .

*

Für unsere gefangenen Deutschen

in den Gefangenenlagern Frankreichs, Englands und Rußlands sind uns eine Anzahl Bände „Helmut Harringa“ und „Vortrupp“-Hefte zur Verfügung gestellt. Wir bitten freundlich um Aufgabe der Anschriften aller gesinnungsverwandten Freunde in diesen Lagern, die gewiß gern eine Zusendung an die Kameraden weitergeben würden.

Die Geschäftsstelle
des Deutschen Vortrupp-Bundes
Hamburg, Spitalerstr. 12.

Werbematerial

Das Werbematerial wird, wenn es nicht frei übermittelt werden kann, zu den angegebenen Preisen, die den Selbstkosten entsprechen, abgegeben. Um zeitraubende Buchungen zu vermeiden, wird freundlichst gebeten, Bestellungen nur unter Beifügung des betreffenden Betrages zu machen. Bei Bestellung von Büchereizeichen fordere man vorher Probe.

Preise unter Voreinsendung des Betrages oder unter Nachnahme mit Anrechnung der halben Zustellungsgebühren.

(Die früheren Preise sind damit aufgehoben.)

Vortrupp-Briefbogen und Umschläge für den persönlichen Briefwechsel sind auf mehrfachen Wunsch in zwei Ausgaben hergestellt worden. (Siehe „Mitt.“ Nr. 7, S. 35.)

1. Kästchen A mit bestem starken „Onama“-Papier, 25 Bogen (15: 19 cm) M. 3.50.
2. Kästchen B mit 50 Bogen (13: 17½ cm), aus gutem, weißem, geripptem Briefpapier und gefütterten Briefdecken, M. 3.50.

100	Verschlußmarken . .	M. 0.50
200	„ . .	M. 1.—
500	„ . .	M. 2.25
1000	„ . .	M. 4.—
500	Büchereizeichen mit eigenem Namen	M. 5.—
250	Büchereizeichen usw.	M. 3.80
125	Büchereizeichen usw.	M. 3.—
250	Büchereizeichen in Zweifarbendruck	M. 7.50

Für den Inhalt verantwortlich: Geschäftsstelle des „D. V.-B.“, Hamburg. Verlag von Alfred Jansen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. Jahrgang Nr. 14 — Der Vortrupp — 16. Juli 1915

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 7 — 1915

Inhalt. Ein ernstes Wort an alle Vortruppfreunde. — Aus der Vortrupp-Arbeit. — Werbemittel.

Ein ernstes Wort an alle Vortruppfreunde.

Abonnentenfänger? So begrüßten uns gehässige Stimmen zum Meißnerfest vor zwei Jahren. Wir fühlten uns nicht getroffen. Ist wirklich nicht ein Körnchen Wahrheit an diesem Vorwurf? Fordert nicht der „Vortrupp" mit seinem Bestehen seine Freunde zu tatkräftiger Werbearbeit auf, und haben wir nicht erst auf unserem Leipziger Bundestage eindringlich die Notwendigkeit betont, die Leserzahl des „Vortrupp" zu vermehren und alle verfügbaren Kräfte an diese Aufgabe zu setzen? Und jetzt, wo uns der Krieg bereits sehr viele Leser gekostet hat, ist der „Vortrupp" ganz besonders auf stärkste Werbetätigkeit aller seiner Freunde angewiesen, wenn nicht sein Bestehen ernstlich gefährdet werden soll. Wieder erschallt der Ruf, lauter und dringender als je: Führt uns neue Freunde zu, helft, daß unser Kreis wachse und sich ausdehne! Wie sieht es da mit jenem Vorwurf aus?

Es ist ja keine neue Weisheit, daß jede „Bewegung", d. h. jede Vereinigung mehrerer Einzelwillen auf ein Ziel, wenn sie überhaupt lebensfähig ist, auch werbende Kraft äußert, Fernstehende in ihrem Sinn zu beeinflussen und schließlich zur Mitarbeit zu gewinnen trachtet. Es wäre schlimm, wenn das bei uns anders wäre. Wofür man begeistert ist, dafür sucht man andre zu begeistern. Und warum sind wir gerade für den „Vortrupp" begeistert? Das muß uns natürlich vor allem klar sein, wenn wir bewußt in seinem Sinn auf andere einwirken wollen. Wir wollen uns gewiß nicht dadurch lächerlich machen, daß wir nur Vortruppler als „Krieger im Heere des Lichts" anerkennen. Doch mancher Abstinent oder Bodenreformer oder Ernährungsforscher hält sich nicht immer genügend gegenwärtig, daß „Lebensreform" nicht nur eine Änderung der Gewohnheiten in Essen, Trinken, Wohnen usw. bedeutet, sondern vor allem auch in dem, was in höherem Sinne Leben heißt, in Denkart und Gesinnung, und daß es da auf Austilgung aller Selbstsucht, aller hemmenden Trägheit und Kleinlichkeit ankommt. Weil der „Vortrupp" dies vor allem beständig in den Vordergrund stellt, kann er alle die einzelnen Bestrebungen der Lebensreform von einem höheren Standpunkte sehen und hat in der Tat, wie er im Anfang versprach, „ihre Anhänger aus der Vereinzelung erlöst, in der sie sich oft befinden". Darum glauben wir, daß der „Vortrupp" die geeignetste Macht ist, dem uns allen vorschwebenden Ziel näherzukommen, „unser ringendes deutsches Leben zu etwas Höherem umzuschaffen, als es heute ist". Und dieser Glaube gibt uns ein gutes Recht, Lebensreformer aller Art gerade für den „Vortrupp" zu werben.

Nur ein Recht? Ich meine, schon die einfache Tatsache, daß unsre Führer uns bitten, wiederholt und dringend bitten, mit aller Kraft für den „Vortrupp" zu werben, legt uns die unbedingte Verpflichtung auf, diese Bitte zu erfüllen. Unser eigener Verstand sagt es uns auch, daß eine Zeitschrift, die nach dreijährigem Bestehen plötzlich durch die ungünstigen Zeitumstände eine große Zahl von Lesern verliert, in Gefahr ist und die Hilfe ihrer Freunde braucht. Wenn wir aber den „Vortrupp" wirklich für eine Notwen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

digkeit halten, weil wir in ihm das beste Mittel zur Erreichung bestimmter sittlicher Zwecke sehen, dann ist es allerdings unsere Pflicht, ihm mit allen Kräften vorwärts zu helfen. Erinnern wir uns an Scharrelmanns Worte in einem Aufsatz „Abstinenz und Sittlichkeit" (Vortr. II, 12): „Wenn ich die Wahl habe zwischen zwei Kampfesweisen, werde ich doch schon aus praktischen Gründen die wirkungsvollere wählen, wenn es mir wirklich ernst um die Sache ist." Ja, darauf kommt es an! Wenn es uns wirklich ernst um die Sache ist! Dann sind wir von selbst dem „Vortrupp" die Hilfe, die er braucht. Und wie könnten wir anders! Wer von uns hat nicht schon wertvollste innere Bereicherung durch den „Vortrupp" erfahren? Wie haben wir ihm dafür gedankt? Wie können wir es? Sicherlich doch am besten, wenn wir das für ihn tun, um was wir gebeten werden. Eine ganz besonders ernste Mahnung, dem „Vortrupp" gerade in dieser schweren Zeit treu zu bleiben, sind die gefallenen Freunde. Wir wollen uns das Andenken an sie nicht durch Selbstvorwürfe trüben lassen.

Wenn Fichte sagt: „Die Begeisterung siegt immer und notwendig über den, der nicht begeistert ist", so setzt er damit eben ohne alle Worte voraus, daß es zu ihrem Wesen gehört, den Kampf nach außen aufzunehmen gegen alle selbstsüchtige Gleichgültigkeit und Trägheit. Noch heute gilt für jeden, in dem das helle, reine Feuer einmal entzündet ist, auch das Gebot: „Von nun an sollst du Menschen fangen."

Das ist es, ihr Herren von den Meißnerflugblättern, worin ihr uns nicht begriffen habt. Wir begnügen uns nicht mit dem Abonnenten, der seine fünf Mark bezahlt und dafür einen Jahrgang Vortrupp-Hefte kauft. Wir wollen den ganzen Menschen haben mit Leib und Seele, mit Herz und Willen und Begeisterung. Wenn wir freilich nichts weiter in ihm sehen als den künftigen „Vortrupp-Bezieher", dürfte uns das schwerlich gelingen.

Wer wirklich die Pflicht in sich fühlt, für den „Vortrupp" zu werben, der wird auch einen Weg dazu finden. Das wird um so leichter der Fall sein, je mehr die Überzeugung gewonnen wird, daß durch den „Vortrupp" die Lebensreformbewegung mit ihren verschiedenen Zweigen in weite Kreise getragen werden, die sonst schwer oder gar nicht erfaßt werden könnten. Über die vielfachen äußeren Mittel, wie Flugblätter, Schaufensterauslagen, Vorträge, Beeinflussung der Presse usw. usw., die ja doch an jedem Ort anders sind, braucht man mit richtigen Vortrupplern nicht zu reden. Die finden von selbst die besten Mittel, wenn der Wille lebendig ist. Mir hat sich die persönliche Werbung von Mensch zu Mensch als die wertvollste und befriedigendste bewährt. Doch wähle jeder den Weg, der seinem Wesen am besten entspricht. Das Wesentliche ist, daß wir überhaupt die Aufgabe erkennen und in Eintracht zu erfüllen streben, dann aber auch handeln.

Wilhelm Gädeke.

Aus der Vortrupp-Arbeit

Da es nicht möglich ist, eingehende Berichte zum Abdruck zu bringen, wird den mit besonderem Danke empfangenen Mitteilungen dasjenige entnommen, das nach dieser oder jener Richtung hin anregend und zur Nachahmung wirken kann.

Vortrupp Groß-Berlin. Am 9. Juni sprach bei uns der Generalsekretär des Bundes deutscher Bodenreformer, Herr Rüppel, über Kriegerheimstätten. Sein Vortrag warb der Bodenreform sechs Mitglieder. Die Vortrupp-Gruppe wurde Mitglied des Hauptausschusses für Kriegerheimstätten.

*

Vortrupp Bonn. Am 16. Juni ist unser Mitglied cand. phil. Ferdinand Meuwsen, Einjähriger im 7. Infanterie-Reg. Nr. 69, im Kampfe für das Vaterland gefallen. Wir werden dem tapferen Freunde ein treues Gedenken bewahren.

Die Geschäftsstelle des „D. V.-B."

*

Vortrupp Cuxhaven. Zur Ausgestaltung einer Vortrupp-Gruppe werden alle Leser und Freunde des „Vortrupp" gebeten, ihre Anschrift baldmöglich zu senden an Fräulein Ingeburg Meier, Lehrerin, Cuxhaven, Dohrmannstr. 5.

*

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vortrupp Hamburg. Am 16. Juni hat bei den Kämpfen im Westen unser lieber Freund und treuer Kampfgenosse und Mitarbeiter Friedrich Maack im blühenden Alter von 20 Jahren als Kriegsfreiwilliger sein Leben fürs Vaterland hingegeben. Glühende Begeisterung für die Sache unseres Vaterlandes und ein hoher Idealismus zeichneten ihn aus. Wir werden ihn nie vergessen, und sein Geist wird in uns leben.

Vortrupp Hamburg
J. A.
A. v. Faber.

Unserm Mitgliede und Mitarbeiter des „Vortrupp", Dr. Walter Berendsohn, Unteroff. im Landwehr-Reg. Nr. 85, wurde das Eiserne Kreuz verliehen. Heil!

*

Vortrupp Oldenburg i. Gr. Sämtliche Vortruppleser und -Freunde im Herzogtum Oldenburg werden höfl. gebeten, ihre Namen an Herrn Johannes Thiken, Heidemühle (Oldbg.) mitzuteilen. Es wird dann, wenn es dienlich erscheint, wegen eines Zusammenschlusses an die Betreffenden herangetreten werden.

*

Vortrupp Neuwied. Unsere Gruppe ist zurzeit ohne Leitung, nachdem unser früherer Obmann uns verlassen hat. Um die Frage der Neuwahl am besten entscheiden zu können, wollen wir versuchen, durch gemeinsames Wandern einen neuen Leiter unter uns zu finden. Alle Vortrupp-Mitglieder und Freunde von Neuwied und Umgegend werden deshalb freundlich gebeten, ihre Anschrift recht bald aufzugeben an Fräulein Elfriede Holtmann, Lehrerin, Oberbieber bei Neuwied.

*

Vortrupp Wilhelmshaven. 1. Bericht der Marinelesestoff-Sammel- und Verteilstelle. Die seit 4 Monaten bestehende Einrichtung galt der Stillung eines von uns hier täglich erkannten dringendem Bedürfnisses. Die Folge war eine nie geahnte Blüte des Schundlesens. Die binnenländischen Vereinigungen der Abhilfe krankten an mangelhafter Organisation, fehlender Gewähr richtiger Verwendung, ungleicher Mengenverteilung z. B. selbst in Lazaretten, Kasernen und auf Großschiffen, bei gänzlicher Außerachtlassung der kleineren Einheiten. Die Größe des Arbeitsfeldes und die Menge des Stoffes schloß von vornherein ein individuelles Arbeiten aus.

In unseren winterlichen Marine-Unterhaltungsabenden leisteten wir durch Wort und Schrift die Vorarbeit. Erst die Erschöpfung der Vereinsmittel bewog uns, eine Reihe namhafter Verleger um kostenlose Überlassung von Lesestoff zu bitten. Bereitwillig gab man uns.

Die eingegangenen Schriften wurden nun zu 1 Pfd.-Paketen persönlich bekannten Matrosen zur Verwahrung und Ausgabe je nach Bedürfnis und Veranlagung des Lesers überreicht. Der Gewährsmann erstattete nach Verbrauch der Schriften Bericht über seine Erfahrungen und erhielt die zweite Sendung. Später entwickelte sich noch ein ausgedehnter Postversand nach Flandern und England. Der Dank und die reiche Benutzung durch die Leser geben uns die Gewähr, auf dem richtigen Wege zu sein. Aber in erster Linie gebührt der Dank den Gönnern, die uns in so hochherziger Weise mit Schriften bedachten. Halten wir auch sparsam Haus mit unseren geringen Beständen, so kann doch nur deren Wiederauffüllung einen ungehinderten Weitergang unserer Arbeit verbürgen. Bei einem längeren Bestehen der Einrichtung wird es dann auch möglich sein, zusammenfassende Beobachtungen über die Wirkung einzelner Schriften zu veröffentlichen.

Der Obmann.
Ischt.

*

Vortrupp Zittau. Zur Ausgestaltung des Vortrupp Zittau bittet der Unterzeichnete um Mitteilung der Anschriften aller Vortrupp-Freunde in Zittau und Umgebung. In einer demnächst nach dem Vegetarischen Speisehaus „Pomona" in Zittau einzuberufenden Versammlung soll alles Nähere besprochen werden.

Otto König, Kaufmann,
Zittau, Kasernenstr. 31.

*

Bei den Kämpfen vor Ypern verloren wir durch einen Granatschuß unseren wackeren Vortrupp-Freund Vizefeldwebel Rudolf Clément. Auf dem Soldatenfriedhof Molenhoek bei Becelaere zeigt ein einfaches schwarzes Kreuz und ein kleiner blumengezierter Grabhügel die Stelle, wo seine irdischen Reste beigesetzt sind. Viele Freunde hatten auf den strebsamen, tüchtigen Mitarbeiter für die Zukunft große Hoffnungen gesetzt. Alle, die ihn lieb hatten, müssen versuchen, nun sein ehrliches, durch den Tod zerschnittenes Wollen gleich ihm zu empfinden und mit in die Tat umzusetzen. Ehre seinem Andenken!

Deutscher Vortruppbund
J. A.
Hähnel.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine Harringa-Spende in Österreich. Unser lieber, bei den Karpathenkämpfen als Reserve-Leutnant gefallener Freund cand. ing. Friedrich Schmidtmayer hat in seiner letztwilligen Verfügung auch 100 Stück „Helmut Harringa" für Jugendverbände und Schulen der österreichischen Arbeitsstelle des Dürerbundes gespendet, damit dieses Buch weiter „befeuernd" auf den Willen zum Tüchtigen wirke.

*

Anregungen aus Zuschriften an die Geschäftsstelle.

(Es kommen gegenwärtig so viele Zuschriften, daß es nicht gut möglich ist, sie alle in dem gewünschten Umfange zu berücksichtigen. Wenn verschiedene Mitteilungen wiedergegeben sind, in denen des „Vortrupp" mit besonderer Begeisterung gedacht ist, so geschieht es, um durch diese Belege unsre Freunde zu kräftiger Werbetätigkeit für die Ausbreitung des „Vortrupp" in den weitesten Volkskreisen zu erwärmen. Soll „Der Vortrupp" den erhofften Einfluß ausüben, so muß eben seine Leserschar in möglichst kurzer Zeit sich noch verdreifachen.)

... Stud. A. F. in B. ... Da ich eifriger Anhänger Ihrer Zeitschrift „Der Vortrupp" bin und z. B. in dem letzten Halbjahre wieder 18 neue Leser gewonnen habe, so bitte ich Sie, wenn möglich ...

M., Rittmeister und Kommandeur, B., Res. Sanit. Komp. 4. ... „Der Vortrupp" wird in unserer Lesehalle gern gelesen und bildet so einen erfreulichen Zuwachs unserer Lektüre. ..."

E. G. in A., IX. A.-K., 18. Div., Inf. Reg. Nr. 31. ... Ferner erhielt ich die Flugschrift „Heimat und Vaterland". Augenblicklich geht sie im Graben von Hand zu Hand. Sie wird gern gelesen. Besser kann den Soldaten nicht gedankt werden, als wenn ihnen die Möglichkeit gegeben wird, ein Stück Vaterland zu besitzen. Wie oft höre ich unsere Soldaten, im Gedenken an ihr bisheriges trauriges Dasein, sagen: „Wofür kämpfen wir eigentlich? Was haben wir von dem Kriege? Ist es nicht doch vielleicht umsonst!" Und dabei denken sie dann an die berüchtigten Gründerjahre, an die Rückkehr in dumpfe Wohnungen, lärmerfüllte Städte, wohin wenig Licht und Luft kommt. Sie denken daran, daß ihnen kein Stück deutscher Erde gehört .... Daß sie alle so treu ausharren, das macht die Liebe zur deutschen Sitte, zur deutschen Art. Wir Deutschen können uns freuen, daß unser Volk geistig so hoch steht. Aber hoffen wollen wir auch, daß bald jeder Deutsche sein eigen Heim, sein Vaterland und Vaterhaus hat. Hoffen wollen wir, daß unser Volk wieder bodenfest wird und seiner Eigenart nachgehen kann. Dann brauchen wir uns auch um seine Zukunft keine Sorge zu machen. Es wird allen Stürmen trotzen und nicht untergehen ...

*

Bitte. In einem flandrischen Matrosen-Regiment wird gegenwärtig eine freie Musikkapelle gebildet. Dazu werden Vortrupp-Freunde freundlich um Stiftung leichthandlicher Mund- und Ziehharmonikas, Pfeifen, Flöten und Triangeln gebeten. Die Übermittlung nimmt gern die Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes, Hamburg, Spitalerstr. 12.

Werbemittel

Die Werbemittel werden, wenn sie nicht frei übersandt werden können, zu den angegebenen Preisen, die den Selbstkosten entsprechen, abgegeben. Um zeitraubende Buchungen zu vermeiden, wird freundlichst gebeten, Bestellungen nur unter Beifügung des betreffenden Betrages zu machen. Bei Bestellung von Büchereizeichen fordere man vorher Probe.

Preise unter Voreinsendung des Betrages oder unter Nachnahme mit Anrechnung der halben Zustellungsgebühren.

(Die früheren Preise sind damit aufgehoben.)

Vortrupp-Briefbogen und Umschläge für den persönlichen Briefwechsel sind auf mehrfachen Wunsch in zwei Ausgaben hergestellt worden. (Siehe „Mitt." Nr. 7, S. 35.)

1. Kästchen A mit bestem starken „Onama"-Papier, 25 Bogen (15: 19 cm) M. 3.50.
2. Kästchen B mit 50 Bogen (13: 17½ cm), aus gutem, weißem, gerripptem Briefpapier und gefütterten Briefdecken, M. 3.50.

100 Verschlußmarken . . M. 0.50
200 „ . . M. 1.—
500 „ . . M. 2.25
1000 „ . . M. 4.—
500 Büchereizeichen mit eigenem Namen . . . . . M. 5.—
250 Büchereizeichen usw. . . . . M. 3.80
125 Büchereizeichen usw. . . . . M. 3.—
250 Büchereizeichen in Zweifarbendruck . . . . . M. 7.50
125 Büchereizeichen in Zweifarbendruck . . . . . M. 6.80

Auskunftsblätter unberechnet.

100 Postkarten mit „Vortrupp" Aufdruck . . . . . M. 0.50
1 Vortrupp-Nadel (In kleinerer und größerer Ausführung, letztere auch als Brosche) . . M. 1.—

Vortrupp-Plakate unberechnet; desgleichen Fensterplakate von jeder lfd. Nummer.

1 Sammelmappe „Fixa" (zum Einheften von 12 Nummern mit Anzeigen) . . . . M. 0.90

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. Jahrgang Nr. 16 — Der Vortrupp — 16. August 1915

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 8 — 1915

Inhalt. Vortrupparbeit im ersten Kriegsjahre. — Aus der Vortrupp-Arbeit.

Vortrupparbeit im ersten Kriegsjahre.

Die Freude am Wirken ist Leben — das hilft uns weiter, wenn auch der Weg manchmal steil und ermüdend ist. Prof. Max Müller.

Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß auch der Vortrupparbeit durch den Krieg mancherlei Grenzen gesetzt wurden und daß unsere Freunde sich zum Teil auf neue Werbe- und Wirkensformen einzustellen hatten. Jetzt am Ende des ersten Kriegsjahres mag ein kurzer Überblick, der von verschiedenen Seiten erbeten wurde, zeigen, daß trotz steiler und ermüdender Wege unsere Freunde wacker ihren Pfad auch im Vortruppwirken vorwärts geschritten sind, daß für sie die Freude am Wirken rechtes Leben bedeutet hat.

Durchhalten — das war das Mahnwort, das hinüber- und herüberging. Hatte auch der „Vortrupp" durch den Krieg mehrere Tausend Leser einbüßen müssen — zumeist waren es rein wirtschaftliche Gründe, die eine Aufgabe des Bezuges veranlaßten —, so haben viele treue Freunde sich doch immer wieder bemüht, neue Mannen in die entstandenen Lücken zu führen. Für eine Zeitschrift wie „Der Vortrupp" ist die persönliche Werbung von Mund zu Mund immer die erfolgreichste. Je mehr unsere Freunde sie üben, um so eher naht die Zeit, in der der Ruf vom „Durchhalten" nicht mehr zu ertönen braucht. Ganz besonders erfreulich ist die Werbetätigkeit unserer im Felde stehenden Freunde. Wenn nach dem Kriege auch nur die Hälfte der zur Versendung gelangten Werbehefte ständige Bezieher finden, würde diese Arbeit reich belohnt sein. Mit dem Werben für den „Vortrupp" ging bei sehr vielen Freunden im Felde und daheim die weitere Verbreitung des „Helmut Harringa" Hand in Hand. Zahlreiche Zuschriften aus Schützengräben und Lazaretten bezeugen, wie anregend Poperts treffliches Werk auf diejenigen gewirkt hat, die bisher allen Lebensreformgedanken fern geblieben waren. Es ist gute Saat damit gesät, und sie ist fast immer auf fruchtbaren Boden gefallen. Wir harren ihres Aufgehens und Reifens nach dem Kriege.

Um eine Versendung des „Vortrupp" an unbemittelte Krieger und eine Überweisung an möglichst viele Lazarettbüchereien zu ermöglichen, haben viele Freunde gern ihr Scherflein zur „Vortruppspende" gesandt. Sie wird in Kürze bereits die Summe von 4000 Mark erreicht haben. Gar mancher Beitrag ist aus der Löhnung begeisterter „feldgrauer" Freunde dabei. Diese dauernde Unterstützung im Kriegsjahre setzte uns in die Lage, auch einer Anzahl Rekrutenausbildungsstellen, Kasinos, Soldatenheimen, Gefangenenlagern usw. den „Vortrupp" in einzelnen Heften oder ständig zu überweisen.

Der Verkehr mit unsern im Kriegsdienste stehenden Freunden war ein sehr reger. Der Verlag sandte neben dem Bezugsstück für die Heimat in den meisten Fällen auch noch einen „Vortrupp" an die Feldanschrift und fügte dann die von verschiedenen Seiten überwiesenen Flugschriften bei. Die Ortsgruppen des deutschen Vortruppbundes versorgten gleichfalls ihre im Felde stehenden Mitglieder mit Lesestoff

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sowie mit Erfrischungen mancherlei Art (Obstsäften, Dörrobst usw.). Eine besondere Freude hat stets die Überweisung von Bildern und Bildermappen an Lazarette, Soldatenheime usw. bereitet. Wir bitten um weitere Zusendungen dieser Art. Es lassen sich aus den Bilderbeilagen des „Kunstwart" z. B. mit den einfachsten Mitteln, wie sehr viele Gaben dieser Art zeigten, treffliche Kunstmappen zusammenstellen, deren Inhalt mehrfach dazu gedient hat, kahle Lazarettwände freundlicher zu gestalten, nachdem die verwundeten Krieger sich wiederholt an den Bildern erfreut hatten. Der Briefwechsel zwischen dem Schützengraben und der Heimat zeigt an zahlreichen Beispielen, daß unsere Freunde da draußen vor dem Feinde stolz auf ihren Vortruppgeist sind, daß sie trotz des entsetzlichen Kriegsleides die Freude am Wirken mit aus der Heimat genommen haben. Die hoffnungsfreudigen Zuschriften aus dem Felde künden, daß die Zeit nach diesem Kriege eine frohe Saatzeit für die deutschen Lebensreformer sein wird.

Umfangreiche, vielseitige Vortrupparbeit ist auch daheim von den einzelnen Freunden und von einer Anzahl Vortruppgruppen geleistet worden. Mut, Trost und Freudigkeit zu bringen, sahen viele Frauen und Männer aus unseren Vortruppscharen als ihre hauptsächlichste Kriegshilfe an. Und dazu überall helfen, wo Hilfe verlangt wurde und Hilfe notwendig war. Die meisten Vortruppgruppen mußten von der Veranstaltung der üblichen Versammlungen Abstand nehmen, viele aber gaben auf regelmäßigen Wanderfahrten den Mitgliedern Gelegenheit, sich näher kennen zu lernen und die Fragen zu besprechen, die uns besonders am Herzen liegen. Wie gewinnen wir die deutsche Jugend? Wie erhalten wir den Volksrat? Wie ermöglichen wir das „in die Tiefe dringen" unsrer Arbeit? Wie können die deutschen Lebensreformbestrebungen kraftvoll zusammengefaßt werden? Das waren u. a. solche Fragen. Der Krieg gab der gemeinsamen Arbeit in den Gruppen ganz bestimmte Richtungen. Kräftige Unterstützung fanden vor allem die Dürerbund-, die Enthaltsamkeits- und die Bodenreformbestrebungen, letztere besonders in den Siedlungsforderungen und in den Bemühungen um das Schaffen eines Gesetzes für Kriegerheimstätten. Die dazu herausgegebene Vortruppflugschrift „Vaterland und Heimat" von Melanie Ebhardt erscheint gegenwärtig bereits in einer erhöhten zweiten Auflage. Sie hat vor allem auch im Felde viele Freunde gefunden. Der „Aufruf" zum Erlaß eines Brauverbots, der vom deutschen Vortruppbunde im September vorigen Jahres erschien, ist in etwa 50 000 Abzügen verbreitet worden. Sehr stark war auch, besonders in den letzten Monaten, das Verlangen nach alkoholgegnerischen Flugschriften ins Feld. Die Dürerbundarbeit fand in einer Anzahl Vortruppgruppen besonders praktische Unterstützung durch das Wirken einzelner Ausschüsse zur Versendung guten Lesestoffes, in der Ausschmückung der örtlichen Lazarette, in der Bekämpfung des „Kriegskitsches", der geschmacklosen Ansichtskarten usw., vor allem aber in der Zusammenarbeit mit unserer nicht im Felde stehenden Vortrupp-Jugend.

Unsere männliche Jugend befindet sich zum größten Teil jetzt im unmittelbaren Kriegsdienste. Wir haben allen Anlaß, stolz auf ihr Wirken zu sein. Gar mancher von tiefstem Miterleben zeugende Brief, gar mancher Bericht voll hoher Gedanken und zukunftsfroher Wünsche hat uns daheim die Freude am Wirken zu rechtem Leben geschaffen. Unsere Mädel und Buben, die daheim geblieben sind, haben vom ersten Kriegstage an freudig zur Arbeit und Hilfe sich zur Verfügung gestellt, bei den Erntearbeiten, beim Liebesdienst in Lazaretten durch Singen und Vorlesen, beim Versorgen unserer Krieger mit Liebesgaben im Vortruppsinne usw. Auch die Wanderfahrten sind fast überall im alten Umfange wieder aufgenommen worden. Das Geschlecht, das in unserer Jugend aufwächst, hat einen großen Teil unserer Hoffnungen zu erfüllen. Und es wird sie erfüllen.

Der Vertrieb unserer Werbemittel außer älteren „Vortrupp"-Heften hat erst in den letzten Monaten einen erfreulichen Aufschwung genommen, und vor allem finden die Vortrupp-Flugschriften wieder Verbreitung. Es sollte mit ihnen noch weit stärker für unsere Gedanken geworben werden.

Vortrupp-Ausstellungen in der Form der Fensterausstellungen fanden im Kriegsjahre nur wenige statt. Einige Versuche in Lazaretten, sogar in einem Seuchenlazarett auf französischem Boden, zeigten, daß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch dieses Werbemittel während des Krieges nicht ungenutzt bleiben sollte.

Über Einzelformen der Vortrupparbeit ist in den Berichten der „Mitteilungen des D. V.-B." Näheres wiedergegeben worden. Je nach den örtlichen Verhältnissen kann auch in der gegenwärtigen ernsten Zeit sehr viel geschehen zur Ausbreitung des „Vortrupp" und damit zur Unterstützung aller Aufartungsbestrebungen. Je mehr wir uns dafür einsetzen, um so stärker werden wir die Freude am Wirken empfinden. F. H.

Aus der Vortrupp-Arbeit

Da es nicht möglich ist, eingehende Berichte zum Abdruck zu bringen, wird den mit besonderem Danke empfangenen Mitteilungen dasjenige entnommen, das nach dieser oder jener Richtung hin anregend und zur Nachahmung wirken kann.

Vortrupp Eisenach. ... Am Todestage Detlev von Liliencrons, am 22. Juli, hatten wir eine sehr stimmungsvolle Veranstaltung. Abends, als so viele andre Leute in die Bierhäuser eilten, zogen wir hinaus in unsere herrlichen Wälder und lagerten uns in Gottes freier Natur. Unter rauschenden Tannen wurden Gedichte Liliencrons verlesen. Die Vögel zwitscherten lustig dazu ihr Abendlied, und unter uns murmelte das klare Bächlein. Dann wurden mancherlei schöne alte Weisen gesungen. Lange lagen wir so im Gras, bis dann friedlich der Mond aufging und uns „Sonderlingen" lächelnd zusah. Die Glühwürmchen leuchteten überall im Grase, alles war so still, so friedlich, und doch — leben wir mitten im schrecklichsten Kriege, den die Welt je sah. Einer der Unsrigen erzählte dann seine Kriegserlebnisse, und wir andern lauschten still. Wir stehen fast alle noch vor der Einberufung, und wir wissen nicht, ob es nicht das letzte Mal ist, wenn wir so traulich im Vortruppkreise zusammen weilen. Aber so ein Beisammensein stärkt Geist und Körper, und von neuem geben wir uns das Versprechen, allzeit im Vortruppsinne rechte Krieger im Heere des Lichts sein zu wollen. ...

*

Vortrupp Gießen. Anfang Juli konnte auch hier eine Vortruppgruppe gegründet werden, da die hiesigen Freunde davon überzeugt waren, daß besonders jetzt die Vortrupparbeit von ganz besonderer Notwendigkeit ist. Gegenwärtig, wo der Krieg so manche der Besten uns entreißt, haben die Daheimgebliebenen noch viel mehr als sonst die Pflicht, alles Gute in unserm Volke zu stärken. Die junge Ortsgruppe schloß sich sogleich dem Hauptausschuß für Kriegerheimstätten an und beschloß, in erster Linie sich die Ausbreitung des „Vortrupp" angelegen sein zu lassen. Die Mitglieder werden „Vortrupp"-Hefte in den Sprechzimmern der Zahnärzte, in den Kliniken usw. auslegen, auch soll die Leitung der Lesehalle veranlaßt werden, den „Vortrupp" zu beziehen und lebensreformerische Schriften anzuschaffen. Die Mitglieder sammeln auch bereits eifrig Unterschriften zu dem Einspruch gegen die Denkschrift von Eltzbacher. Die Versammlungen finden im Wandervogelheim statt und sollen zunächst dazu dienen, die Mitglieder einander näher zu führen und Gedanken und Erfahrungen auszutauschen. Später sollen öffentliche Versammlungen zur Verbreitung der Vortruppgedanken stattfinden. Feste Beiträge erhebt die Vortruppgruppe nicht, nur ein Eintrittsgeld von M. 2 zur Deckung ihrer Unkosten. Die Leitung der Vortruppgruppe wurde stud. theol. F. Strack, Gießen, Frankfurterstraße 13, der zurzeit als freiwilliger Krankenpfleger im Kriegsgefangenenlazarett Gießen tätig ist, übertragen.

*

Vortrupp Hamburg. Der Sommerarbeitsplan hat sich bis jetzt gut bewährt. Die Veranstaltungen erfreuen sich eines regen Besuches, und der „Vortrupp" wird ständig neuen Kreisen zugeführt, die ihm bisher noch fern geblieben waren. Leider geht uns die Mitteilung zu, daß unser eifriges Mitglied des Arbeitsausschusses, unser Willy Mohne, auf dem westlichen Kampfplatze als vermißt gemeldet wird.

*

Vortrupp Harburg. Eine Vortruppgruppe in Harburg hat sich nach längeren Vorarbeiten jetzt mit etwa dreißig Mitgliedern gebildet. Die eigentliche Gründungsversammlung und erste Veranstaltung soll am Sonntag, den 5. September, im Walde bei Cühlade stattfinden. Der Geschäftsführer des deutschen Vortruppbundes wird dann über „die Aufgaben des ‚Vortrupp' und die Entwicklung der Vortruppbewegung" sprechen.

*

Vortrupp Heilbronn. Am 29. Juni erlitt den Heldentod für das Vaterland unser verehrtes Mitglied Lehrer K. Stückrath. Wir werden dem wackeren Kämpfer für die Vortruppideale ein treues Gedenken bewahren.

*

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

An meine Kameraden im Felde.

Im Felde gibt es manche gute Gelegenheit, für den „Vortrupp" zu werben. Ich bin Batterietelephonist, bin also ständig auf allen möglichen Beobachtungsstellen. Bekanntlich ist es dort besonders an trüben und auch an ruhigen Tagen recht langweilig. Es gibt dann keine bessere und gesuchtere Beschäftigung als Lesen. Da habe ich nun folgendes gemacht. In jede mir zugängliche Beobachtungsstelle habe ich 1 oder 2 Vortrupphefte gelegt mit der Aufschrift „Liegen lassen! Zum Lesen für Telephonisten und Beobachter!" Und ich habe die Erfahrung gemacht, daß sie recht gern gelesen werden. Einen „Harringa" lege ich dieser Tage in einer Hauptbeobachtungsstelle auf. Auch in „Soldatenheimen" in Städten hinter der Front, wo wir jeweils zur Rast weilen, wird der „Vortrupp" von mir aufgelegt. Natürlich ist persönliche Werbung bei den Kameraden immer am besten, 2 Leser habe ich gestern erst neu geworben. Dann weiß ich noch eine Gelegenheit, die fast in jedem Truppenkörper gefunden wird. Nachts, auf Telephonwachen, wo der Apparat nur hier und da „Leitungsprobe" ansummt, ist es immer recht erfreulich, wenn man zu lesen hat. Es hat ja wohl nicht jeder so viel Gelegenheit wie ich für die Ausführung dieser Vorschläge; aber der eine wird diese haben, der andere eine andere. So eignet sich besonders Nr. 13 zum Auflegen in Lazaretten. Auch Nr. 12. Dies zur Anregung. Es probiere ein jeder, wie er das Beste leisten kann.

Max Josef Zink.

*

Zu gefl. Beachtung. Bezüglich der Ausbildungsgelegenheiten in sozialen Frauenberufen (siehe „Vortrupp" Nr. 7, Seite 148) ist Fräulein Anna Borchers, Grünberg i. Schl., Ev. Kindergärtnerinnenseminar, gern bereit, Auskunft zu erteilen.

*

Lesestoff für kriegsgefangene und verwundete Studenten.

Die Berliner Freie Studentenschaft beabsichtigt, zusammen mit dem soeben gegründeten Schweizerischen Akademischen Hilfsbund die von ihr im Verlage von Eugen Diederichs in Jena herausgegebenen „Flugblätter an die deutsche Jugend" an die in ausländischer Militär- und Zivilgefangenschaft befindlichen deutschen Studenten kostenlos zu versenden. Die Sammlung enthält in sich geschlossene Abschnitte aus Platons „Staat", Fichtes „Reden", Schillers „Ästhetischen Briefen", Schleiermachers „Monologen", Arndts „Geist der Zeit" und Kleists „Politischen Schriften". Sie soll demnächst fortgesetzt werden. Um eine möglichst große Anzahl dieser äußerst knappen, inhaltsreichen und zeitgemäßen Schriften den kriegsgefangenen und verwundeten Studenten, welche ständig und dringend um geistige Nahrung bitten, zugänglich zu machen, werden alle Freunde der akademischen Jugend herzlich um Beiträge von einigen Mark gebeten. 100 Flugblätter (durchschnittlich 10 Seiten stark) kosten 8 Mark. — Geldsendungen und Bestellungen wolle man richten an Fräulein Walburga Geiger, Berlin-Wilmersdorf, Gieselerstr. 21.

*

Die noch **rückständigen Bittschriftbogen** zur Kinderschutzeingabe und zum Vogelschutz werden bis zum 15. Oktober, als letztem Ablieferungstag, erbeten.

Die Geschäftsstelle des „D. V.B.

*

Anregungen aus Zuschriften an die Geschäftsstelle.

(Es kommen gegenwärtig so viele Zuschriften, daß es nicht gut möglich ist, sie alle in dem gewünschten Umfange zu berücksichtigen. Wenn verschiedene Mitteilungen wiedergegeben sind, in denen des „Vortrupp" mit besonderer Begeisterung gedacht ist, so geschieht es, um durch diese Belege unsre Freunde zu kräftiger Werbetätigkeit für die Ausbreitung des „Vortrupp" in den weitesten Volkskreisen zu erwärmen. Soll „Der Vortrupp" den erhofften Einfluß ausüben, so muß eben seine Leserschar in möglichst kurzer Zeit sich noch verdreifachen.)

Leutnant K. E., Deutsche Südarmee. . . . Ich freue mich, daß der „Vortrupp" die Kriegszeit durchhält. Das ist gut so, denn wir brauchen ihn jetzt als einen, der das Land zur Saat für die Zeit bereitet, wo wir einst ins Vaterland heimkehren werden, soweit uns eine Heimkehr beschieden ist. Es wird dann viel Arbeit geben, die aber nur geleistet werden kann, wenn sie gut vorbereitet ist, vorbereitet in der Heimat und hier draußen. — Ich bin im Laufe des Feldzuges in Luxemburg, Belgien, Frankreich, Russisch-Polen, Ostpreußen und in den Karpathen gewesen und bin nun in Galizien; überall ist „Der Vortrupp" mit mir gewesen und hat manchem feldgrauen Kameraden manche böse Stunde tragen helfen. Es ist unzweifelhaft, daß hier und dort ein Samenkorn in fruchtbare Erde gefallen ist und dereinst Frucht tragen wird. Und das ist genug, denn auf Massenwirkungen sind Vortruppziele nicht eingestellt, vielmehr sind sie nur durch ernste beharrliche Kleinarbeit zu verwirklichen, zu der das gedruckte Wort ein brauchbares Handwerkszeug liefert. Ich habe mir daher für meine eigene Bücherei, da die ersten Hefte zerlesen waren, für das erste Vierteljahr 1915 schon die zweiten Hefte durch meine Frau kommen lassen. Glücklicherweise gestattet das Offiziergehalt es, auf diese Art das Durchhalten der Zeitschrift ein ganz klein wenig zu unterstützen. . . .

M. H., S. M. S. „F." . . . Den Vortrupp lasse ich wie unabsichtlich liegen, so daß die Kameraden ihn finden und lesen — das ist hier die wirksamste Art des Werbens. . . .

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. Jahrgang Nr. 18 **Der Vortrupp** 16. September 1915

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 9 1915

Inhalt. Etwas zum neuen Arbeitsplane. — Aus der Vortrupp-Arbeit.

Etwas zum neuen Arbeitsplane.

„Wir müssen arbeiten, daß wir, wenn die Friedensglocken unser Land wieder durchklingen, ein Volk der Werdenden bleiben, das auf steigender Bahn vorwärts strebt."

In diesen Tagen wird in den Vortruppgruppen und in den Kreisen unsrer Freunde die Frage erwogen: Wie gestalten wir den Arbeitsplan für das Winterhalbjahr? In den „Mitteilungen" Nr. 9—11 des vorigen Jahres ist diese Frage eingehend erörtert und dabei besonders Nachdruck darauf gelegt worden, daß unsre Freunde versuchen möchten, die Vortruppgedanken dort zu verbreiten, wo sie bisher wenig oder gar keinen Eingang gefunden haben. „Laßt uns Sämänner sein, die reichen Samen ausstreuen und mit starkem Glauben der Ernte harren." So hieß es damals.

Die meisten Vortruppgruppen sind zurzeit durch den Heeresdienst vieler Mitglieder zur Einschränkung ihrer Werbetätigkeit gezwungen, aber jede Gruppe, jedes einzelne Mitglied ist imstande, dafür zu wirken, daß weite Volkskreise zukunftsfroh an das Deutschtum der Werdenden glauben lernen. Im Sinne des „Helmut Harringa" gilt es, Kampfgenossen für unsres Vaterlandes Zukunft um unser Banner zu scharen. Nicht nur in den Kreisen unsrer tapferen Krieger, nicht nur in den Lazaretten und Heilstätten, sondern überall, wo Menschen über den Ernst unsrer Zeit nachdenken, sollten unsre Freunde die Vortruppsaat ausstreuen. Das kann natürlich am besten geschehen, wenn recht viele Hefte des „Vortrupp" mit grundlegenden Aufsätzen verbreitet werden. Es ist nicht so schwer, festzustellen, welcher Gedankenkreis am besten auf einen Menschen, den man zum Mitwirken gewinnen möchte, einwirkt. Danach sollten die Nummern des „Vortrupp" ausgewählt werden. Kann sich an die Übersendung ein Gespräch oder ein Briefwechsel anschließen, um so besser.

Aus den ersten drei Jahrgängen sind noch gute Bestände verschiedener Vortrupphefte vorhanden, und der Verlag ist gern bereit, die gewünschten Nummern zum Verteilen in Bekanntenkreisen, an unsre Soldaten auf den Bahnhöfen, zur Weitergabe an Lazarette, zum Senden ins Feld, zur Übermittlung an Vereine usw. zur Verfügung zu stellen. Hoffentlich wird von diesem Anerbieten recht guter Gebrauch gemacht. Sollte man über die gewünschten Hefte nicht selbst entscheiden können, so genügt auch die Angabe, nach welcher Richtung hin man einzuwirken wünscht, ob man u. a. für Bodenreform, für den Kampf gegen die Alkoholnot, für Naturschutz, für Erziehungsreform, für rechte Ernährung usw. erwärmen möchte. In diesem Falle werden die in Frage kommenden Hefte vom Verlage ausgesucht und mit Auskunftsblatt übersandt werden. Auf diese Weise kann auch da, wo eine umfangreichere Tätigkeit zurzeit nicht entwickelt werden kann, kräftig für die Ausbreitung der Vortruppgedanken gewirkt werden.

F. H.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus der Vortrupp-Arbeit

Da es nicht möglich ist, eingehende Berichte zum Abdruck zu bringen wird den mit besonderem Danke empfangenen Mitteilungen dasjenige entnommen, das nach dieser oder jener Richtung hin anregend und zur Nachahmung wirken kann.

Vortrupp Groß-Berlin. Unsere Gruppe beklagt den Verlust unseres Mitgliedes Walter Schulzke. Er wurde am 15. Mai im Gefecht bei Jaroslau schwer verwundet und starb für das Vaterland. Wir hatten große Hoffnung auf seine Arbeit für unsere Sache gesetzt und werden ihm stets ein treues Gedenken bewahren.

Vortrupp Groß-Berlin
J. A.
Lotte Behnke.

Wir richten eine Zeitschriftenzentrale ein, welche unsere im Felde stehenden Mitglieder regelmäßig mit Zeitschriften und anderem Lesestoff aus der Lebensreformbewegung versehen soll. Wer stellt uns Schriften zur Verfügung? Wir können viel gebrauchen. Sendungen bitte an Lotte Behnke, Spandau, Wröhmännerstr. 7 zu richten oder abzugeben im Vegetarischen Speisehaus Heimdal, Chausseestr. 123 (mit Vermerk „für Vortrupp Berlin").

*

Vortrupp Frankfurt a. Oder. Am 22. Juli hat bei den Kämpfen im Osten unser Mitglied Unteroffizier Heinrich Rosenthal, Turnwart unserer Frankfurter Turnerschaft seit zwölf Jahren, den Heldentod gefunden. Wir werden dem treuen Kämpfer für die Vortruppideale ein treues Gedenken bewahren.

*

Vortrupp Hamburg. Vortrupp-Jugend Hamburg. Am 4. August starb in Rußland fürs Vaterland unser Ingomar Fette. Er war treu und wurzelecht und kämpfte für unsere Ziele bis zum letzten Tage.

J. A.
Ehler Langhann.

*

Vortrupp Kiel. Vor Warschau fiel am 13. Juli unser lieber Schriftwart Kurt Hauß. Als Guttempler stand er schon lange in der Reihe der Kämpfer für ein Deutschtum im Vortruppsinn. Trotzdem schenkte er auch uns vom Vortrupp viel Zeit und Kraft und spornte uns an durch den Einfluß seiner zukunftsfrohen Persönlichkeit. Die Kunde von seinem Heldentod erfüllt uns mit Dank und Schmerz.

Die Vortruppgruppe Kiel.

*

Vortrupp Köln. Unsere Vortruppgruppe hat einen außerordentlich schweren Verlust erlitten. Am 17. Juli erlitt unser bisheriger stellv. Obmann Wilhelm Hötzel, Probekandidat in Köln-Nippes und Hilfslehrer am Lyzeum Teschner in Köln, durch einen sofort tödlichen Kopfschuß vor Mitau den Heldentod für sein Vaterland. Er hatte sich stets mit großer Begeisterung der Vortrupparbeit gewidmet und für den Vortrupp Köln reiche Anregungen gegeben und für die Zukunft weitgehende Pläne zur Ausführung vorbereitet. Nun gilt es, sein Andenken in Treue vor allem zu ehren, daß wir versuchen, unermüdlich in seinem Geiste zu wirken.

Köln, August 1915. Der Obmann:
A. Hirtz.

*

Vortrupp Leipzig. Nachruf. Wiederum hat unsere Ortsgruppe einen herben Verlust erlitten. Unser treues Mitglied Ingenieur Woldemar Eberhardt ist am 31. Juli in Rußland gefallen, nachdem er kaum eine Woche zuvor aus der Hand des Kaisers das Eiserne Kreuz 2. Klasse empfangen hatte. In den ersten Tagen des Augusts v. J. eingezogen, hat er an zahlreichen Gefechten in Rußland teilgenommen und war immer unversehrt davongekommen. Im Mai war es ihm vergönnt, für 14 Tage heimzukehren und Frau und Töchterchen, sowie das ihm inzwischen geborene Söhnchen ans Herz zu drücken. Hoffnungsvoll und frohgemut zog er wieder hinaus, und nun fand er durch einen Brustschuß einen schnellen und schönen Soldatentod. Sein Leutnant schrieb bei Übermittlung der Todesanzeige, daß er der Bravsten einer gewesen sei, ein Held bis zum letzten Augenblick. Ein gerader,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

offener Mensch, ohne Arg und Fehl, war er uns ein lieber Freund, unserem Vortrupp ein treues Mitglied. Er konnte in seinen Briefen aus dem Felde harte Worte finden, wenn die Liebesgaben, die hinausgesandt wurden, so vielfach nur in Schnaps und Zigarren bestanden. Wenn es überhaupt noch eines Beweises bedürfte, daß zur Ertragung der großen Strapazen, wie sie gerade der russische Feldzug im Gefolge hatte, Alkohol nicht notwendig ist, so hat ihn unser Freund erbracht. Seinem Abstinenzgelöbnis als Guttempler war er treu bis zum letzten Augenblick. Sein Andenken wird uns unvergessen sein.

Der Obmann:
Hugo Aurig.

*

Vortrupp München. Unsere Ortsgruppe beklagt den Verlust ihres Begründers und früheren Obmannes Diplomingenieur Dr. August Hallermeyer, der am 5. August bei schweren Kämpfen in Frankreich im Alter von kaum 30 Jahren den Heldentod gefunden hat. Er war geborener Münchener, hatte in München auch sein Studium vollendet und war in den hiesigen Lebensreformerkreisen sehr geschätzt. Ehre seinem Andenken!

*

Unser Mitglied, Oberleutnant und Kompanieführer W. Haas, ist von seiner Verwundung wieder ganz hergestellt und aufs neue an die Front gegangen. Er erhielt den bayrischen Militär-Verdienstorden 4. Klasse mit Schwertern und das Eiserne Kreuz 2. Klasse. Heil!

*

Helgoland. Vortruppfreunde und Abstinenten auf Helgoland werden gebeten, sich zwecks Zusammenschluß und Gesinnungsaustausch zu melden bei Marinepfarrer Siegmeyer, Helgoland, ev. Pfarrhaus.

*

Von schöner und erfolgreicher Volkserzieherarbeit mancher Vortruppfreunde, die im Dienste für das Vaterland stehen, gehen uns erfreuliche Berichte zu. So versucht der frühere Obmann des Vortrupp Wuppertal, Fritz Aronstein, seinen Kameraden besonders das Volkslied näherzubringen. Der Umstand, daß er bereits 120 Wandervogelliederbücher in den Kreisen seiner Kameraden unterbringen konnte, zeigt, daß seine Bemühungen von guten Erfolgen begleitet waren. Kapitänleutnant Hans Paasche sucht auf seine Matrosen durch Sport und mancherlei Bildungsmittel einzuwirken. Es haben sich seiner Gruppe schon eine stattliche Schar Soldaten angeschlossen.

*

Eine wichtige Vortrupparbeit ist gegenwärtig das Wirken für die Schaffung eines Gesetzes über Kriegerheimstätten. Wir bitten deshalb, die Vortruppflugschrift Nr. 32, Melanie Ebhardt, Vaterland und Heimat, die soeben in 2. Auflage herausgekommen ist, recht weit zu verbreiten. In geschmackvoller Ausstattung ist diese vortreffliche Werbeschrift zum Preise von 20 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen (100 Stück zu 10 Mark).

*

Zum Besten der Kriegerheimstätten hat H. Eklöh, Lüdenscheid i. Westf., Haus Eklöh, soeben ein altes Soldatenlied „Annemarie", mit einem neuen Lautensatz von ihm versehen, zum Preise von 10 Pf. herausgegeben. Es wird bei Übersendung von 13 Pf. postfrei vom Haus Eklöh versandt. Dem hübschen Liede ist eine weite Verbreitung zu wünschen.

*

Auf Fichtes Bahnen. Bericht über den ersten deutschen Vortrupptag, erstattet von Franziskus Hähnel. 2. Auflage. Hamburg, Alfred Janssen. Preis 1 Mark.

Wir bitten, die durch den Krieg etwas unterbrochene Werbung für dieses Buch recht kräftig fortzusetzen. Es zeigt die Vortruppaufgaben in vielseitiger Weise und ist geeignet, ihnen neue Freunde zu gewinnen.

*

Für erholungsbedürftige Kriegsteilnehmer. In einem bekannten Waldsanatorium ist für einen erholungsbedürftigen Kriegsteilnehmer, der Mitglied des Deutschen Vortruppbundes sein muß, eine Freistelle zu vergeben. Bewerbungen dafür sind umgehend zu richten an die
Geschäftsstelle des Deutschen Vortruppbundes,
Hamburg, Spitalerstr. 12.

*

Für Feldbüchereien können wir durch eine uns gemachte Spende noch eine Anzahl Bücher (Vortruppflugschriften; Auf Fichtes Bahnen; Dräger, Lebenserinnerungen; Koschützki, Schatz im Acker usw.) versenden. Wir bitten um Zuschriften dazu.
Geschäftsstelle des Deutschen Vortruppbundes.

*

Zu frdl. Beachtung. Da es leider nicht möglich ist, durch den Fortzug der betr. Besteller von einigen Vortruppgruppen den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Betrag für bestellte Werbeschriften, für Anzeigen usw. zu erhalten und dadurch dem Verlage nicht unwesentliche Verluste bereitet worden sind, bitten wir dringend, auch um die Buchungsarbeiten vereinfachen zu können, künftig nur unter gleichzeitiger Einsendung des Betrages Bestellungen zu machen oder Nachnahme des betr. Betrages zu bestimmen. Die Preise der Werbeschriften, Abzeichen usw. sind in den „Mitteilungen des Deutschen Vortruppbundes" wiederholt angegeben worden.

Die Geschäftsstelle des Deutschen Vortruppbundes.

*

Anregungen aus Zuschriften an die Geschäftsstelle.

(Es kommen gegenwärtig so viele Zuschriften, daß es nicht gut möglich ist, sie alle in dem gewünschten Umfange zu berücksichtigen. Wenn verschiedene Mitteilungen wiedergegeben sind, in denen des „Vortrupp" mit besonderer Begeisterung gedacht ist, so geschieht es, um durch diese Belege unsre Freunde zu kräftiger Werbetätigkeit für die Ausbreitung des „Vortrupp" in den weitesten Volkskreisen zu erwärmen. Soll „Der Vortrupp" den erhofften Einfluß ausüben, so muß eben seine Leserschar in möglichst kurzer Zeit sich noch verdreifachen.)

F. Str. in G. ... Ich beabsichtige, mir Vortruppwerbebändchen binden zu lassen, d. h. 5—6 Nummern, die Aufsätze über dasselbe Gebiet enthalten, zusammenbinden zu lassen; z. B. über die Freideutsche Jugend: Jahrgang II, Nummern 18, 19, 21, 23, 24, Jahrgang III, Nummer 9. Oder Aufsätze, die den Vortruppgeist als Ganzes zeigen: I. Jahrgang, Nummer 1, II. Jahrgang, Nummer 12, 19, 20, 22, III. Jahrgang Nummer 10. Oder Bändchen mit Aufsätzen über Abstinenz, Wandervogel, Kriegerheimstätten usw. Solche Bändchen haben den Vorteil, daß man Personen, die man gewinnen möchte, möglichst alle Aufsätze des „Vortrupp" über das Gebiet, das besonders ihre Anteilnahme findet, geschlossen vorlegen kann, daß sie aber andererseits doch gleichzeitig einen Blick in die übrigen Arbeitsgebiete des „Vortrupp" werfen können, was bei den Flugschriften nicht immer der Fall ist. Auch für Lazarette sind solche Bändchen vielleicht ganz geeignet ..... (Anmerkung des Geschäftsführers: Dieser Vorschlag unseres Freundes verdient recht weite Nachahmung. Der Verlag erklärt sich bereit, die für solche Werbebändchen gewünschten Hefte mit je 10 Pf. postfrei bei Voreinsendung des Betrages, soweit Vorrat vorhanden ist, zur Verfügung zu stellen.)

Major **L.** ... Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß infolge der wohltätigen Einflüsse des Krieges auf den Menschen den Bestrebungen des „Vortrupps" die Bahn vielfach erleichtert wird. Ich bin der festen Überzeugung, daß nach dem Kriege die Zahl unserer Anhänger bedeutend steigen wird. Wir werden aber auch gerade dann viele Kämpfer brauchen. ...

Vizefeuerwerker d. R. **Berger.** ... Ich warte immer mit Erwartung und Spannung auf das neue Heft. Es ist mir wie ein Freund, da ich hier keinen einzigen Gesinnungsgenossen gefunden habe. ...

E. K., bayr. Res.-Inf.-Reg. 20. ... Mit großer Freude erhielt ich den „Vortrupp". Herzlichen Dank. Es ist fein, daß man in der Heimat noch immer rüstig weiter arbeitet. Auch wir im Felde wollen Vortruppgeist verbreiten. Heil und Sieg! ...

H. E., II. Werftdiv. ... Die Stunden, in denen ich mich mit dem Inhalt des „Vortrupp" beschäftige, sind für mich mit die besten Erholungsstunden nach dem anstrengenden, eintönigen Dienst in dieser einsamen Gegend. ...

V.-Feldw. d. R. **M. Kl.** ... „Der Vortrupp" ist in Feindesland sehr pünktlich eingetroffen, und jeder meiner Kameraden hat danach gegriffen, selbst mein Hauptmann mußte ihn jedesmal bekommen. Ich glaube auch, daß er ihn nach dem Kriege beziehen wird. ...

C. W., Inf.-Reg. Nr. 51. „... Den ‚Vortrupp' erhielt ich, als wir dieser Tage in T ... in einer russischen Kaserne ein dürftiges und schmutziges Unterkommen fanden. Nachdem die Lust zum Lesen in der Brathitze Ungarns etwas geschwunden war, ist der Hunger zum Gedruckten in diesen Tagen wieder mächtig gestiegen. Glücklicherweise hatten wir letzthin ein wenig mehr Muße, so daß ich zum ungestörten (das will etwas bedeuten beim Militär!) Lesen aller Aufsätze kam. Wenn ich den ‚Vortrupp' nur sehe, freue ich mich schon. Dann fühle ich, daß die schönen Ansätze zu einem neuen, innerlich freieren und tieferen Leben nicht verloren gegangen sind, und daß die Daheimgebliebenen sorgsam bemüht sind, den gewonnenen Schatz zu hüten und zu bewahren ..."

Freiw. Krankenpfleger **P. L.**, Kriegslazarett. ... Ihre Sendung der Vortrupphefte habe ich am 20. 7. erhalten. Sie haben nicht nur mir eine große Freude bereitet, sondern auch verschiedenen der Herren Offiziere — ich habe die Offizierstation in hiesigem Kriegslazarett —, zwei meiner jetzigen Verwundeten sind sogar Vortruppler, was ich sonst wohl nicht erfahren hätte. ...

Einj.-freiw. Unterjäger **H. D.**, III. Tiroler J.-Reg. ... Gerade jetzt ist mir der „Vortrupp" lieber geworden denn je. Er ist mir ein treuer Begleiter und Berater. ...

Oberleutnant **W. H.** ... Trotz Granaten, Schrapnells und Giftbomben, Gewehrfeuer, Fußangeln, Stacheldraht und wie das Mordwerkzeug alles heißt, ist es mir im Felde wohler als bei der Etappe. Man kann besser auf die Leute einwirken, und es ist mir die größte Freude, durch den Glauben an das Gute, dieses in meinen Leuten lebendig zu erhalten und zu fördern.

Heil und Sieg unserm lieben Vaterland! ..

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. Jahrgang Nr. 20 — Der Vortrupp — 16. Oktober 1915

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 10 — 1915

Inhalt. Vortrupp-Werbebändchen. — Aus der Vortrupp-Arbeit.

Vortrupp-Werbebändchen.

In der letzten Ausgabe der „Mitteilungen" vom 16. September wurde von einem unsrer Freunde auf die Zusammenstellung von „Vortrupp"-Heften, die Aufsätze über dasselbe Gebiet enthalten, ein sehr praktischer Vorschlag gemacht. Er hatte sich solche Hefte zu einem Bändchen in einem Pappumschlage zusammenbinden lassen und dann zum Werben von neuen Freunden verwendet. So konnte neben einem besonderen Vortrupp-Gebiete auch ein Einblick in andre Arbeitsgebiete des „Vortrupp" gewonnen werden. Der Verlag hatte sich darauf bereit erklärt, solche „Vortrupp"-Hefte bei Voreinsendung des Betrages (10 Pfennig für jedes Heft) postfrei zu senden, soweit der Vorrat es gestatte.

Von diesem Anerbieten ist bereits von einer größeren Zahl unsrer Freunde fleißig Gebrauch gemacht worden. Dabei ist mehrfach der Wunsch geäußert worden, es möchten in den „Mitteilungen" einmal Zusammenstellungen solcher Werbebändchen zur Auswahl geboten werden. Diesem Wunsche soll gern entsprochen werden, wenn es auch nicht möglich ist, mehr als einige wenige Proben bei dem reichen Inhalt des „Vortrupp" zu bieten. Es mögen einige Zusammenstellungen folgen, die besonders gewünscht werden. Andre lassen sich so unschwer aus den bisher erschienenen 92 Heften des „Vortrupp" auswählen, wie etwa über: „Volksaufartung und Frau", „Der Wandervogel und seine Bedeutung", „Deutschtum und Österreich", „Von der Lebensreform-Jugend unsrer Zeit", „Ernährungsreform" usw.

In der nachfolgenden Zusammenstellung sind stets 5 Hefte in dem oben angedeuteten Sinne zusammengestellt (Preis 50 Pfg. bei postfreier Übersendung). Bei dem Zusammenheften zu einem Bändchen empfiehlt es sich, Umschlag und Anzeigenteil nicht zu entfernen, um so einen Gesamteindruck der „Vortrupp"-Hefte bieten zu können.

Vom Vortrupp-Programm im allgemeinen (Auswahl I).

Unsere Tonart von Hermann Popert, 1913, Heft 12.
Realpolitik von Hermann Popert, 1912, Heft 1.
Wahl von Hermann Popert, 1912, Heft 2.
Jesus Christus von Hermann Popert, 1912, Heft 24.
Kjartans Spruch von Hermann Popert, 1914, Heft 1.

Vom Vortrupp-Programm im allgemeinen (Auswahl II).

Tugend-Tüchtigkeit v. Dr. Otto Dreske, 1913, Heft 7.
Wie schaffen wir etwas, was oben bleibt? von Hermann Popert, 1914, Heft 12.
Die soziale Frage als Bergkristall betrachtet von San.-Rat. Dr. med. Georg Bonne, 1913, Heft 20.
Glaube an die Sache, der du dienst, von Hans Paasche, 1914, Heft 13.
Warum sollen wir Idealisten sein? von Prof. Dr. Reinhard Strecker, 1914, Heft 10.

Vortrupp-Gedanken und Krieg.

Starke Herzen von Uwe Jens, 1914, Heft 17.
Innere Werte von Jürgen Jürgensen, 1914, Heft 18.
Der heilige Krieg von Wilhelm Müller, 1914, Heft 21.
Deutscher Krieg und deutsche Lebensgestaltung von Wilhelm R. Richter, 1914, Heft 24.
Spannungen v. J. Schmidt, 1915, Heft 15.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Volksaufartung*).

Die Ernährungsfrage v. Dr. med. Hindhede, 1912, Heft 1.
Hemmnisse der Volksgesundheit von Medizinalrat Dr. med. Bachmann, 1912, Heft 4.
Der Geburtenrückgang, die nationale Gefahr von Walter Kluge, 1913, Heft 5.
Volksgesundheit und Wirtschaftlichkeit bei der Großstadterweiterung von Stadtbaurat Hans Strobel, 1913, Heft 9.
Eine nationale Gefahr von Dr. med. Hiller, 1914, Heft 6.

Schule und Schulreform.

Die Arbeitsschule, eine Standesfrage von Heinrich Scharrelmann, 1912, Heft 2.
Das Kind und seine Lebensbedingungen von J. Schmidt, 1914, Heft 6.
Schulgemeinden von Heinrich Scharrelmann, 1912, Heft 6.
Volkshygiene und Schulreform von Otto Kampe, 1913, Heft 9 und 10.

Bekämpfung der Alkoholnot.

Bischof und Konsistorium von Hermann Popert, 1912, Heft 10.
Kaiser Wilhelms Stellung zum Alkohol von Prof. Dr. R. Ponickau, 1913, Heft 1.
Abstinenz und Sittlichkeit von Heinrich Scharrelmann, 1913, Heft 12.
Unsere Industrie und die Bekämpfung des Alkoholismus v. San.-Rat Dr. med. G. Bonne, 1914, Heft 8.
Alkohol und Heer von San.-Rat Dr. med. G. Bonne, 1914, Heft 6.

Freideutsche Jugend.

Freideutsche Jugend von Hermann Popert, 1913, Heft 19.
Das Saatfeld von Melanie Ebhardt, 1913, Heft 21.
Nachklänge von Hermann Popert, 1913, Heft 23.
Lukanga auf dem Hohen Meißner von Hans Paasche, 1913, Heft 24.
Marburg von Hermann Popert, 1914, Heft 9.

Weitere anziehende Zusammenstellungen werden aus den Kreisen unsrer werbenden Vortrupp-Freunde erbeten. Besonders wertvoll sind solche, deren Wirkung bereits erprobt werden konnte. Es zeigt sich immer wieder, daß die persönliche Werbung für die Vortrupp-Gedanken durch Übersendung von geeigneten Heften mit einem begleitenden Briefe und einer daran sich anschließenden Aussprache stets die wirkungsvollste ist. Gerade in der gegenwärtigen ernsten Zeit sollte sie besonders geübt werden, um den Kreis treuer Mitstreiter und Mitstreiterinnen für die Aufartung unsres Volkes immer mehr zu erweitern. F. H.

*) Diese Zusammenstellung dürfte sich auch zur Vorbereitung auf die „Tagung für Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft" in Berlin vom 26.—28. Oktober im großen Sitzungssaale des Reichstages (siehe auch Seite 33 dieser Ausgabe der „Mitteilungen") eignen.

Aus der Vortrupp-Arbeit

Da es nicht möglich ist, eingehende Berichte zum Abdruck zu bringen, wird den mit besonderem Danke empfangenen Mitteilungen dasjenige entnommen, das nach dieser oder jener Richtung hin anregend und zur Nachahmung wirken kann.

Vortrupp Groß-Berlin. Es gilt Vortrupp-Arbeit zu leisten! Dienstag, den 26. bis Donnerstag, den 28. Oktober findet im großen Sitzungssaal des Reichstages eine von der Zentrale für Volkswohlfahrt einberufene Tagung zur Hebung und Mehrung der deutschen Volkskraft statt. Dort wird der „Deutsche Vortrupp-Bund" durch den Schriftleiter des „Vortrupp" Herrn Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, vertreten sein. Wir weisen alle „Vortrupp"-Leser Berlins nachdrücklich auf die Tagung hin und bitten um recht rege Beteiligung. Teilnehmerkarten sind durch die Zentrale für Volkswohlfahrt Berlin W. 50, Augsburger Str. 61 oder gegen Einsendung des Postbestellgeldes durch die unterzeichnete Gruppenleitung zu beziehen. Die genaue Zeiteinteilung der Tagung lassen wir sofort bei der Bekanntgabe am 26. Oktober drucken und legen sie im Veget. Speisehaus Heimdal, Chausseestr. 123 aus. Für Zusendung mit der Post erbitten wir rechtzeitige Anmeldung. Da die Verhandlungen voraussichtlich am Vor- und Nachmittag sind, kann am Abend des 27. Oktober ein Vortrupp-Zusammensein im Heimdal stattfinden, bei dem Herr Dr. Kraut über seine Tätigkeit sprechen wird (s. Anzeigenteil).

In den vorigen Mitteilungen gaben wir die Einrichtung einer Zeitschriftenzentrale bekannt, die den Zweck hat, Vortruppsoldaten im Felde mit Lesestoff zu versorgen. Die Nachfrage ist ziemlich stark, so daß wir noch viel Zeitschriften brauchen können. Wer hilft uns bei unserm Werk? Schriften des Vege-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tarismus und der Abstinenz, auch „Kunstwart", „Hilfe" usw. sind willkommen.
Lotte Böhnke, Spandau, Wröhmännerstr. 7 III.

*

Vortrupp Köln. Wie bereits im „Vortrupp" 4. Jahrg. Nr. 11, S. 228 berichtet worden ist, hat unsre Vortrupp-Gruppe in Köln unter Leitung von Frau M. Hirtz-Lindemann u. a. sehr erfolgreich die Errichtung der Heimarbeiterinnen-Vermittlung gleich zu Kriegsbeginn organisiert und damit ganz besonders erfreuliche Erfolge erzielt. Die Ortsgruppe war erst einen Monat vor Kriegsbeginn begründet worden, und nach einjähriger Arbeit kann sie auf ein sehr gutes Ergebnis zurückschauen. Dem uns zugegangenen Berichte seien folgende Mitteilungen, die von allen Vortrupp-Freunden gewiß gern beachtet werden, entnommen: ... Der Vortrupp Köln, bzw. der Frauenausschuß desselben, hat die in Köln bestehende Heimarbeiterinnenfürsorgen und Vereine zu einer Zentrale vereinigt, in der er selber die bisher nicht beruflich tätigen Frauen, die am Arbeitsnachweis und bei der Armenverwaltung um Arbeit und Unterstützung nachkamen, beschäftigte. Der Vortrupp Köln stellte mit seinen Arbeiterinnen 50% der Mitglieder dieser Arbeitsgemeinschaft dar und hat bisher die Geschäftsführung der ganzen Zentrale in Händen gehabt. Das erste Arbeitsjahr schließt mit einem Reingewinn von rund 100 000 Mark ab, wovon also 50% auf den Vortrupp Köln entfallen. Dieses Kapital soll, solange die Zentrale bestehen bleibt, als unkündbares Betriebskapital in ihr arbeiten. Der Vortrupp Köln beschäftigt 550—600 Frauen durch Heimarbeit, hiervon sind etwa die Hälfte kostenlos auf gute Arbeit angelernt worden. Die Geschäftsführung verbindet mit der Arbeitsvermittlung eine weitgehende soziale Fürsorge, zahlt Wöchnerinnengelder, Umzugsgelder, ermöglicht den Müttern Erholungsaufenthalt und hat in diesem Jahr 25 blasse und kränkliche, arme Kinder für 4 Wochen in die Ferien schicken können. Die Ortsgruppe ist aber außerdem in der Lage, sich an irgendwelchen notwendigen, noch unterstützungsbedürftigen Bestrebungen zu beteiligen, wie an der Förderung der Bodenreform, der Kriegerheimstätten usw. Die Ortsgruppe steht auch mit Frau Geheimrat Paasche in Berlin in Verbindung, um deren Aufgabe, die Kriegswitwensiedlungen, nach Möglichkeit fördern zu helfen. Von Anfang an hat der Vortrupp Köln durch Verteilung von Schriften an Daheimgebliebene belehrend zu wirken gesucht und auch Schriften und Lebensmittel an Heer und Flotte in größerem Umfange versandt. Jetzt beabsichtigt der Vortrupp Köln auch erzieherisch und bildend im Vortrupp-Sinne auf die Heimarbeiterinnen einzuwirken, um in deren Kreisen die Vortrupp-Gedanken der Volksaufartung zu verbreiten.

*

Vortrupp Oldenburg. Ende Oktober oder Anfang November wird ein Mitglied der Leitung des Deutschen Vortruppbundes in der Seminar-Aula über die Aufgaben der Vortrupp-Bewegung sprechen. Daran anschließend soll die Gründung einer Vortrupp-Gruppe Oldenburg erfolgen. Zu der Veranstaltung werden besondere Einladungen an diejenigen ergehen, die ihre Anschriften angeben. Alle Vortrupp-Leser und -freunde, die dies noch nicht taten, werden gebeten, ihren Namen für die weitere Benachrichtigung an Herrn Seminardirektor Ober-Schulrat Künoldt (Oldenburg, Peterstr.) mitzuteilen. Ferner ist die Gründung von Ortsgruppen für die Städte Varel und Jever (Oldbg.) angeregt worden. Hier werden demnächst ebenfalls Besprechungen deswegen stattfinden. Wer an einer der beiden letztgenannten Zusammenkünfte teilnehmen möchte, wolle freundlichst Herrn Johannes Thiken, Heidmühle (Oldbg.) Nachricht geben.

*

Vortrupp Wilhelmshaven. Unser Vorrat an Büchern und Zeitschriften zur Verteilung an Angehörige der Marine ist bereits wieder vollständig vergriffen. Wir bitten deshalb um weitere Zusendung von Büchern wissenschaftlichen, künstlerischen und lebensreformerischen Inhalts. Frau Hanna Ischt, stellvertretender Obmann, Wilhelmshaven, Peterstr. 93 III l.

*

Zu freundlicher Beachtung.

Die VIII. Konferenz der Zentralstelle für Volkswohlfahrt findet am 26.—28. Oktober 1915 im großen Sitzungssaale des Reichstages als

Tagung für Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft

statt. Teilnehmerkarte kann kostenlos von der Zentralstelle für Volkswohlfahrt, Berlin W. 50, Augsburgerstr. 61, bezogen werden.

Die folgende Tagesordnung ist festgesetzt worden:

Einleitung: Die deutsche Volkskraft und der Weltkrieg. Geh. Obermedizinalrat Prof. Dr. Abel, Jena.

I. Die Mehrung des Nachwuchses. Berichterstatter: Prof. Dr. Oldenberg, Göttingen. Stabsarzt a. D. Dr. Christian, Berlin.

II. Die Erhaltung und Kräftigung des Nachwuchses.
   a) Säuglings- und Kleinkindesalter. Berichterstatter: Kabinettsrat a. D. Dr. von Behr-Pinnow, Berlin. Prof. Dr. Hecker, München.
   b) Schulpflichtiges Alter. Berichterstatter: Dr. Lewandowski, Berlin.
   c) Schulentlassene Jugend. Berichterstatter: Stadtrat Geh. San.-Rat Dr. Gottstein, Charlottenburg. Frau Dir. Elise Deutsch, Charlottenburg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

III. Schutz der Volksgesundheit.
a) Wohnung und Siedlung.
1. Städtisches Wohnungs- und Siedlungswesen. Berichterstatter: Prof. Dr. H. Albrecht, Berlin-Lichterfelde.
2. Ländliches Siedlungswesen. Berichterstatter: Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Sering, Berlin-Grunewald.
b) Volksernährung. Berichterstatter: Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Rubner, Berlin.
c) Volksseuchen (Tuberkulose, Geschlechtskrankheiten, Alkoholismus). Berichterstatter: noch nicht bestimmt.

IV. „Hebung der Rasse" (zusammenfassende Übersicht). Berichterstatter: Geheimrat Prof. Dr. von Gruber, München.

*

Zur Tagung für Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft, Berlin, den 26.—28. Oktober, im großen Sitzungssaale des Reichstages, sowie zur 6. Jugendpflegekonferenz am 28. Oktober wird das Studium folgender im Vortrupp-sinn geschriebener Werke, die durch jede Buchhandlung bezogen werden können, empfohlen.

Prof. Dr. von Gruber, Der Alkoholismus. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. M. 2,—.

Prof. Dr. von Gruber, Der Alkohol und die sozialen Probleme der Gegenwart. Hamburg, Verlag von Deutschlands Großloge II des J.O.G.T. 20 Pf.

Dr. med. Stille, Die Ernährungslehre. Eine kurze Darstellung ihres gegenwärtigen Standes. München, Verlag der Ärztlichen Rundschau Otto Gmelin. Mk. 2.—.

Dr. med. Holitscher, Die Rauschgetränke, 2. Aufl. Heidelberg, Verlag Fritz Heubach, Mk. 1,40.

Stadtbauinspektor Hans Strobel, Volksgesundheit und Wirtschaftlichkeit bei der Großstadterweiterung. Hamburg, Alfred Janssen, „Vortrupp"-Verlag. 20 Pf.

Kurt A. Gerlach. Die Bedeutung des Arbeiterinnenschutzes. Eine Studie an der Entwicklung der englischen Fabrikgesetze. Jena, Verlag Gustav Fischer. Mk. 2,—.

Alice Salomon, Mutterschutz und Mutterschaftsversicherung. Leipzig, Verlag Duncker und Humblot. Mk. 2,—.

Walther Classen, Zucht und Freiheit. Ein Wegweiser für die deutsche Jugendpflege. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. Mk. 2,80.

Alle Vortruppfreunde, die irgendwie es ermöglichen können, sollten nicht versäumen, an jener für unsre Bestrebungen bedeutsamen Tagung teilzunehmen.

Die Geschäftsstelle des Deutschen Vortruppbundes.

Für Feldbüchereien (siehe S. 29 der „Mitt." Nr. 9) waren so viele Wünsche geäußert worden, daß der vorhandene Vorrat in wenigen Tagen erschöpft war. Wir sehen gern weiteren Spenden für diesen Zweck entgegen. Allgemeine Bücherversendungsstellen können besondere Wünsche nach lebensreformerischem Lesestoff natürlich nicht erfüllen. Das Bedürfnis danach wächst aber recht erfreulich. Wir können es befriedigen helfen, wenn weiter Gelder und Schriften opferwillig zur Verfügung gestellt werden.

Die Geschäftsstelle des Deutschen Vortruppbundes.

*

Werbe-Erfolg. Von manchen Freunden wird darüber geklagt, daß es zurzeit so schwer sei, für die Vortrupp-Gedanken neue Anhänger zu gewinnen und dem „Vortrupp" neue Bezieher zuzuführen. Man sollte doch nicht müde werden, wenn einmal nicht sofort der Erfolg für eine Werbetätigkeit sich einstellt, den man erwartet hat. Wir haben gerade aus der jüngsten Zeit einige erfreuliche Beispiele, daß Begeisterung und Unermüdlichkeit recht schöne Erfolge erzielen. So hat ein junger Freund in einem kleinen mecklenburgischen Landstädtchen innerhalb einer Woche für das neue Vierteljahr nicht weniger als 21 neue Bezieher aus verschiedenen Berufsklassen durch seine umsichtige Werbetätigkeit gewinnen können.

*

Ein wirkungsvolles Plakat „Krieg und Alkohol" mit dem Abdruck der Ziffer 416 aus der deutschen Kriegssanitätsordnung ist vom Ortsausschuß alkoholgegnerischer Vereine Leipzigs (Geschäftsstelle: Leipzig-Gohlis, Beaumontstr. 14 III l) herausgegeben worden. Da nach einem solchen Plakate wiederholt Wünsche geäußert worden sind, sei besonders empfehlend darauf aufmerksam gemacht. Der Preis beträgt für 10 Stück M. 1,20, 50 St. M. 5.—, 100 St. M. 8.— (ausschließlich Postgebühr.)

*

Anregungen aus Zuschriften an die Geschäftsstelle.

Musk. J. H., . . . Res.-A.-K. . . . Für freundliche Zusendung der Vortrupphefte vielen Dank. Sie sind hier im Schützengraben sehr begehrt, denn der Lesestoff ist immer sehr knapp. . . .

Unteroff. L. P., Res.-Fuß-Art.-Reg. Nr. 20 . . Für die Zusendung des „Vortrupp" und der Auskunftsblätter vielen Dank. Meine ausgelesenen „Vortruppheftе" habe ich auch stets als Werbemittel mit auf den Beobachtungsstand genommen, und ich habe beobachtet, daß sämtliche Beobachter sie durchstudiert haben. Da mir alle B.-Stände zugängig sind, so werde ich mit dem erhaltenen Werbematerial in gleicher Weise verfahren. . . .

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. Jahrgang Nr. 22 — Der Vortrupp — 16. November 1915

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 11 — 1915

Inhalt. „Der Vortrupp" im Dienste der Volksgesundheit und Volksaufartung. — Aus der Vortrupp-Arbeit.

„Der Vortrupp" im Dienste der Volksgesundheit und Volksaufartung.

Auf der Tagung zur Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft, die als VII. Konferenz der Zentralstelle für Volkswohlfahrt im Reichstagssitzungssaale zu Berlin vom 26. bis zum 28. Oktober stattfand, wurde mehrfach hervorgehoben, daß es bei den Fragen für die Aufartung unsres Volkes hervorragend auf die kraftvolle Betätigung weiter Volkskreise ankomme. In seiner Eröffnungsansprache wies Staatsminister v. Möller bereits darauf hin, daß auf die Erweckung und Stärkung des Verantwortlichkeitsgefühls jedes Einzelnen im Volke besonderer Nachdruck zu legen sei, ein Gedanke, der mehrfach in den bedeutsamen Vorträgen und besonders in der Aussprache über die Erhaltung und Mehrung des Nachwuchses, über den Schutz der Volksgesundheit und über die Hebung der Rasse wiederklang. Nur dann ist, wie Prof. Dr. Gruber hervorhob, eine Einwirkung auch auf die wirtschaftlichen Verhältnisse möglich, ohne die eine Bekämpfung des Geburtenrückganges nicht erfolgreich sein werde.

Wenn auch nur einmal während der arbeitsreichen Tagung von einem unsrer Freunde in der Aussprache auf die unermüdliche Tätigkeit der verschiedenen Lebensreformerkreise für die Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft besonders hingewiesen wurde, ging doch aus manchen Andeutungen, vor allem auch auf der Konferenz für Jugendpfleger und Pflegerinnen, die der Tagung folgte, hervor, daß das Wirken der im Vortrupp-Sinne arbeitenden Vereinigungen in seiner Bedeutung erkannt worden war. Noch sind der Kräfte, die in unserm Volke sich regen, im Verhältnis zur Einwohnerzahl nicht so überaus viele. Auch sind die meisten von ihnen noch nicht so lange am Werke, daß ein starker Niederschlag bereits auf der erwähnten Tagung hätte erfolgen können. Aber für alle Vortrupp-Freunde, die an den wertvollen Beratungen teilnehmen konnten, wird trotz so vieler ernster Gefahren, die unserm Volke durch innere Feinde, unter denen die bekannten Volksseuchen an erster Stelle stehen, die frohe Zuversicht gestärkt worden sein, daß wir alle Hindernisse sicher überwinden werden, wenn es gelingt, immer mehr Volksgenossen zur Mitarbeit zu gewinnen.

Belehrung und immer wieder Belehrung und Aufklärung, das war die Forderung, die durch die meisten Ausführungen hindurchklang. Prof. Dr. v. Gruber brachte in den tiefgründigen Ausführungen seines Schlußvortrages diese Forderung auf die Formel, daß jeder Einzelne die Verpflichtung habe, aus sich das Beste zu machen, was er nach seiner ursprünglichen Anlage nur schaffen könne, und die Gesellschaft habe die Pflicht, danach zu trachten, aus allem, was ins Leben getreten ist, das Beste für die Gesamtheit zu machen.

In diesem Sinne sucht „Der Vortrupp" zu wecken und anzuregen. Je größer deshalb die Kreise sind, die ihm zugeführt werden, um so stärker wird sein Einfluß werden, die Anhänger der verschiedenen Reformbestrebungen aus ihrer Vereinzelung zu erlösen, in der sie sich oft befinden. Ihre Zusammenfassung wird dann dazu beitragen, die Aufgaben der einzelnen Reformbewegungen sicherer und schneller zum Ziele zu führen. Sollte es nicht jedem Leser des „Vortrupp" gelingen, für das nächste Jahr wenigstens einen neuen Mitstreiter uns zu gewinnen, damit um so spürbarer die Einwirkung unsrer Bestrebungen werde? F. H.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus der Vortrupp-Arbeit

Da es nicht möglich ist, eingehende Berichte zum Abdruck zu bringen, wird den mit besonderem Danke empfangenen Mitteilungen dasjenige entnommen, das nach dieser oder jener Richtung hin anregend und zur Nachahmung wirken kann.

Vortrupp Altenburg S.-A. Unser Freund stud. phil. Hans Gerbeth, der allezeit begeistert für die Aufgaben des „Vortrupp" eingetreten ist, hat am 26. September den Heldentod für sein Vaterland gefunden. Wir werden ihm ein treues Gedenken bewahren.

*

Vortrupp Altenburger Saaltal. Die Ortsgruppe hat ihrer Satzung in Satz 7, Abschnitt 1 folgenden Zusatz gegeben: „Nur Vortrupp-Bezieher haben Stimmrecht. Wo „Der Vortrupp" gemeinschaftlich bezogen wird (in Familien, bei zusammenwohnenden Freunden usw.), müssen sich die Betreffenden untereinander darüber einigen, wer von ihnen das Stimmrecht ausüben soll. Dem Vorstande ist eine diesbezügliche Erklärung abzugeben." Es soll versucht werden, auch in der ernsten Kriegszeit den Kreis der Vortrupp-Freunde im Altenburger Saaltal kräftig zu erweitern.

*

Vortrupp Apolda. Anfang Oktober wurde unsre Ortsgruppe des Deutschen Vortrupp-Bundes begründet. Die Zusammenkünfte finden an jedem 2. Mittwoch des Monats in der „Weintraube" statt. Die erste öffentliche Veranstaltung bildete ein Vortrag des bekannten Bodenreformers Prof. Kühner aus Eisenach über „Kriegerheimstätten". Zuschriften sind an den Obmann Oberlehrer W. Grimm, Apolda, Bahnhofstr. 15, zu richten.

*

Vortrupp Groß-Berlin. Anläßlich der VII. Konferenz der Zentralstelle für Volkswohlfahrt fand am Mittwoch, den 27. Oktober im „Heimdal" eine Mitgliederversammlung statt, in welcher der Geschäftsführer des deutschen Vortrupp-Bundes über „Die Vortrupp-Arbeit im Sinne der Tagung für Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft" sprach. Wir hatten die Freude, in dieser Versammlung auch den Vorstand des Vortrupp Potsdam, sowie einen Vertreter der Vortrupp-Freunde in Böhmen begrüßen zu können. Herr Dürr aus Komotau versprach, in seiner Heimat kräftig für die Förderung des „Vortrupp" tätig sein zu wollen.

Vortrupp Breslau. Der Begründer und frühere Obmann unsrer Vortrupp-Gruppe, Leutnant der Res. Franz Egon Apt, stud. ing., ist am 28. September auf dem Felde der Ehre gefallen. Mit großem Eifer hatte er sich in den Dienst der Lebensreformbestrebungen gestellt und bis zu seinem Fortzuge versucht, in unsrer Stadt neue Freunde dafür zu gewinnen. Wir werden seiner in Treue gedenken!

*

Vortrupp Danzig. Unsre Vortrupp-Gruppe hat einen außerordentlich schweren Verlust erlitten. Unser verehrter Obmann Dr. med. Catoir hat den Heldentod für sein Vaterland erlitten. Was er uns war, haben die „Danziger neuesten Nachrichten" vom 11. Okt. d. J. in dem nachfolgenden „Nachrufe" zum Ausdruck gebracht:

Dr. Catoir, der Arzt und Menschenfreund, ist nicht mehr. Auch er hat sein Leben im Kampfe fürs Vaterland als Opfer dargebracht. Im Osten ist er bei Ausübung seines Berufes gefallen. Getreu bis in den Tod ist der vom reinsten Idealismus erfüllte Mann seiner selbstgestellten Aufgabe und dem tiefen sittlichen Ernste seines Wollens geblieben. Mit seiner Gattin, die ihm zugleich Berufsgenossin war, werden ungezählte Verehrer und Freunde um den seltenen Mann trauern. Noch größer dürfte die Zahl derer sein, die in dürftigen Stuben und Kammern, wo die Armut und Krankheit wohnt, des stillen Wohltäters gedenken.

Nicht nur das blasse ernste Antlitz Catoirs erinnerte an das Bild des Nazareners, auch im Herzen des Gefallenen wohnte jene stille, selbstlose, hilfsbereite, schlichte Güte des wahren Christen. Mancher Arme gedenkt dankbar des Arztes, der ihn nicht nur kostenlos behandelte, sondern ihm in der bitteren Not auch heimlich Geld zusteckte. So hat er oft gehandelt; auch als er seine ärztliche Kunst zu Beginn des Krieges dem Vaterlande zur Verfügung stellte, tat er es in völlig uneigennütziger Absicht. Sein gesamtes ärztliches Kriegseinkommen überwies er jeden Monat anonym restlos der Kriegshilfe für Danzig. In den zehn Jahren, in denen er in Danzig wirkte, hat er so ungezählte Wohltaten erwiesen, ohne sich selbst jemals behagliches Ausruhen zu erlauben.

Dr. Catoir zeichnete eine vornehme Gesinnung aus, gepaart mit einem hohen Maß stiller Bescheidenheit, die willig entgegenkam, wo das allgemeine Interesse, das Wohl des Ganzen, das er mit vertrat, eine Unterordnung der eigenen Anschauung unter die großen Erfordernisse als notwendig erwies. Ein seltener Mensch ist mit ihm abgeschieden. Die Warmherzigkeit, mit der er sich öffentlicher

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fragen annahm, die Bestimmtheit, mit der er in enger Verbindung mit Gleichgesinnten großen Zielen ohne jeden vordrängenden Ehrgeiz nachstrebte, die Tatkraft, die ihm innewohnte, ließen von ihm noch Tüchtiges erhoffen, und man durfte von ihm eine ausgiebige Mitarbeit sowohl am öffentlichen Leben der Stadt, wie an dem kulturellen Fortschreiten des Volkes erwarten, wenn sein Sterben nicht vor der Zeit kam, wo seine idealen Gedanken zur Verwirklichung reif waren. Erfüllt von einer liberalen Gesinnung und darauf bedacht, alles Menschliche in seinem Urgrund zu erkennen, hat Dr. Catoir die gesteckten Ziele verfolgt. Als Arzt in die Lage versetzt, die schlimmen Wirkungen jeden Übergenusses zu durchschauen, hat er die strengste Mäßigkeit, gesteigert bis zur unbedingten Enthaltsamkeit nicht nur für sich beachtet, sondern eindringlich auch andern gelehrt, verfochten in der Überzeugung, daß das deutsche Volk damit stark erhalten wird. Zur körperlichen Gesunderhaltung war ihm auch die Freiheit, Großzügigkeit und möglichste Unbeschränktheit der menschlichen Wohnweise ein Hauptbedingnis, und so sah man ihn als Bodenreformer mit an der Spitze der lokalen Bewegung, die diesem Zwecke dient. In den Aufgaben, die der „Vortrupp" sich gesetzt hat, mit der ganzen Lebendigkeit seines Geistes aufgehend, trat er für alles ein, was unserm Volke zur moralischen Erstarkung not tut, und es war ihm eine Freude, in der großen Zeit des Erwachens aller guten Kräfte in Deutschland zu sehen, daß der Acker, den der „Vortrupp" zu bestellen sich angeschickt hatte, für solche Saat wohlbereitet war.

*

Vortrupp Hamburg. Ein begeisterter, treuer Freund unsrer Bestrebungen war Ingomar Fette, Einj.-freiw. Unteroffizier im Augusta-Garde-Grenadier-Reg. Nr. 4, 2. Komp., der nach schwerer Verwundung am 4. Aug. 1915 im Lazarett zu Knasnostow in Russisch-Polen starb. Er erwarb sich durch seine Tapferkeit und treue Pflichterfüllung das Eiserne Kreuz II. Kl. Ehre seinem Andenken!

Der Arbeitsausschuß der Freideutschen Jugend Hamburgs richtet wöchentliche Vortrags- und Aussprach-Abende ein, um zu festerer Grundlage für die spätere Arbeit zu kommen. Der Kurs soll mit einer philosophischen Grundlage beginnen. Die Vortragsreihe wird aber nur zustande kommen können, wenn sich eine genügende Anzahl Jungen und Mädel aus allen Gruppen mit ihren Namen fest verpflichten, regelmäßig zu erscheinen und die Stoffe gründlich zu verarbeiten. Die Kosten der Vorlesungen, die nur für die Freideutsche Jugend stattfinden, werden für jeden einzelnen 5 Mark betragen. Meldungen aus der Vortrupp-Jugend werden an Ehler Langhann, Bargteheide, recht bald erbeten. — Die Drucklegung des neuen Arbeitsplanes des Vortrupp Hamburg wurde verzögert, da die Frage der Vortragenden diesmal schwieriger zu lösen war. Er wird nun bei der nächsten Veranstaltung (siehe Anzeigen im „Vortrupp") ausgegeben werden.

Unser eifriges Mitglied des Arbeitsausschusses, Willy Mohne, der als vermißt gemeldet worden war, hat nun doch nach der amtlichen Mitteilung den Heldentod auf dem Schlachtfelde gefunden. Viele trauern dem treuen Freunde nach, der so unermüdlich tätig in der Ausbreitung der Vortrupp-Gedanken war. Bald nach seinem Eintritt in die Front war Freund Mohne verwundet worden. Kaum genesen, bereitete er noch die Gründung einer Vortrupp-Gruppe in seiner Heimatstadt Aachen vor und zog dann zum zweitenmal ins Feld. Ehre seinem Andenken!

*

Vortrupp Leipzig. In den letzten schweren Kämpfen im Westen ist uns wieder ein liebes Mitglied entrissen worden. Stud. phil. Albert Dyck, Kriegsfreiw. Vizefeldwebel und Offiziersaspirant ist zusammen mit seinem im gleichen Regiment dienenden Bruder, dem Kandidaten des höh. Schulamtes Otto Dyck, Leutnant der Res., gefallen. Zwei ältere Brüder waren ihnen im Heldentode bereits vorangegangen.

Wir verlieren in Albert Dyck einen ernststrebenden, eifrigen Freund und werden auch ihm ein ehrendes Andenken bewahren. Möge Gott das arme Mutterherz trösten, das vier blühende, begabte Söhne für das Vaterland hat hingeben müssen.

Hugo Aurig, Obmann.

*

Vortrupp Königsberg. Am Sonnabend, den 2. Oktober, fand unter Leitung des Obmannes Dr. Kabus eine Zusammenkunft der Vortrupp-Freunde statt, die sehr gut besucht war. Unter Zugrundelegung der Schrift von Melanie Ebhardt „Vaterland und Heimat" sprach Dr. Kniewel eingehend über die Bedeutung der „Kriegerheimstätten". Dem Vortrage folgte eine längere Aussprache über das Wesen und die Ziele des Bundes deutscher Bodenreformer, und es wurde beschlossen, am

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nächsten Versammlungsabend von berufener Seite über die Bodenreform einen Vortrag zu bieten.

*

Vortrupp Stettin. Unsre Ortsgruppe ist jetzt nach der durch den Krieg zunächst veranlaßten Arbeitsunterbrechung wieder auf dem Vormarsche. Ein neugebildeter Arbeitsausschuß bietet den Vortrupp-Freunden Gelegenheit zur Aussprache. Wanderungen, Zusammenkünfte usw. sollen veranstaltet werden. Am letzten Montag jedes Monats findet im Augusta Victoria-Hause, abends 8½ Uhr, eine Versammlung statt. Mindestens alle 14 Tage sind die Sitzungen des Ausschusses. Die Mitglieder des Ausschusses stehen in enger Fühlung miteinander und vermitteln den Verkehr zwischen den Vortrupp-Lesern. So ist Aussicht vorhanden, daß wieder wie vor dem Kriege ein emsiges Aneinanderschließen aller derjenigen stattfindet, die daran mitarbeiten wollen, die Vortrupp-Gedanken in weite Kreise zu tragen und ihre Übertragung in die Wirklichkeit vorzubereiten wünschen.

*

An die Ortsgruppen des Deutschen Vortrupp-Bundes. Überall da, wo in einem Orte die Bewegung für die Kriegerheimstätten noch nicht eingesetzt hat, und die Vorbereitungen dazu auf Schwierigkeiten stoßen, werden unsre Freunde gebeten, sich dieser wichtigen Vortrupp-Sache anzunehmen. Wir bitten besonders um Verbreitung der Vortrupp-Flugschrift „Vaterland und Heimat“ von Melanie Ebhardt. Diese billige Flugschrift (20 Pf.) ist vor allem geeignet, die Herzen für die Frage der Kriegerheimstätten warm zu machen. Weitere Schriften, sowie erforderliche Auskünfte sind vom Hauptausschuß für Kriegerheimstätten, Berlin NW. 23, Lessingstr. 11, zu erhalten. Um ein Kriegerheimstätten-Gesetz, wie es wiederholt im „Vortrupp“ gekennzeichnet ist, zu erhalten, bedarf es unermüdlicher Werbearbeit in allen Volkskreisen. Die Schaffung dieses Gesetzes ist ein kräftiger Schritt vorwärts zur Lösung der Bodenreform in Deutschland.

Deutscher Vortrupp-Bund
i. A. Hähnel.

*

Die Kriegspostkarten des Deutschen Vortrupp-Bundes.

Unsre Kriegspostkarten sind in den letzten Monaten etwas in Vergessenheit geraten. Wir bitten um fleißige Benutzung:

Kriegs-Postkarte I ist als allgemeine Feldpostkarte sowohl an Krieger, wie auch zur Benutzung seitens der Soldaten gedacht. Sie enthält den folgenden Ausspruch:

Aus dem Leitaufsatz des „Vortrupp“ vom 1. September 1914:

„... Unbesieglich wird unsre Kraft im Ertragen und Handeln sein, durch nichts zu brechen unser Wille zum Sieg des Deutschen, das zugleich der Sieg des Guten ist...

Wir sind ein Leib, ein Geist, ein Wille zum Sieg, eine einzige entschlossene Drohung für unsre Feinde...

Wir wollen siegen! Um unseres Volkes willen, auf dessen Schultern jetzt die ehrende, gewaltige Pflicht des heiligsten Krieges sank, — um der menschlichen Zukunft willen!

Mit uns ist das Recht, klar wie die Sonne!“

Kriegs-Postkarte II dient zur energischen Bekämpfung der Federmode und bietet nachstehenden Aufruf:

Deutsche Frauen! Die Heldentaten unsrer Krieger und der Opfermut des ganzen Volkes schirmen deutsche Kultur. Auf den Schlachtfeldern keimt neue Saat. Deshalb verbindet mit der Größe dieses weltgeschichtlichen Augenblickes eine Kulturtat: „Weg mit der Pariser Unsitte, Vogelleichen auf Hüte zu binden!“

Kriegs-Postkarte III hat folgenden Wortlaut, der ihre Verwendung kennzeichnet.

Wie wärmt sich der Soldat?

Soldaten! Die kalte Jahreszeit naht heran; zu den Leiden und Anstrengungen des Kriegsdienstes gesellt sich nun noch der Frost. Wie schützt man sich vor ihm?

Möglichst wenig von der Körperwärme abgeben, den Leib mit schlechten Wärmeleitern umhüllen. Dazu gehören besonders Papier und Stroh. Papier oder Stroh in die Schuhe, zwischen Rock und Futter! Beim Schlafen und Rasten zusammenkriechen, recht enge aneinander liegen.

Wie erzeugt man Körperwärme? Erstens durch Bewegung. Drohen Arme und Hände, Beine und Füße zu erstarren, dann gibt es nur ein Mittel dagegen, rasche und anhaltende Bewegung.

Zweitens durch wärmebildende Nahrung. Da stehen Zucker und Fett in erster Reihe, wenn ihr warmes, recht süßes Zuckerwasser haben könntet, ists am besten; könnt ihr etwas Tee oder Kaffee dazu geben, so schadet das nichts; Fett in recht großen Mengen essen.

Aber hütet euch vor der Erwärmung durch geistige Getränke, besonders durch den viel gerühmten Schnaps, auch wenn er Rum oder Arrak heißt. Ihr begeht eine Sünde an euch selbst und am Vaterlande, wenn ihr euch dieses lügnerischen Giftes bedient. Nicht umsonst warnt der Kaiser so dringend davor. Freilich wird euch für den Augenblick warm, vielleicht sogar sehr warm, vielleicht auch schneller als durch irgend ein anderes Mittel. Aber das dauert nur ganz kurze Zeit, dann entweicht die Wärme, der Körper kühlt tiefer aus als vorher. Die Schutzvorrichtungen gegen Kälte werden gelähmt, Empfindung und Wille betäubt, sodaß Schlaffheit, Gleichgültigkeit, Schlafsucht und zum Schlusse Erfrierung eintreten. Eine Truppe, die sich im Winter durch Alkohol vor Frost schützen will, setzt Gesundheit, Glieder, Leben aber auch Schlagfertigkeit, Wachsamkeit, Tatkraft, Ausdauer und Begeisterung aufs Spiel. Sie arbeitet für den Feind, nicht fürs Vaterland.

Der Preis der Vortrupp-Kriegspostkarten wurde wie folgt festgesetzt: 30 Stück 50 Pf., 75 Stück M. 1 portofrei. Ein etwaiger Überschuß soll zur Überweisung von Vortrupp-Bezügen an Lazarette verwendet werden. Bestellungen umgehend unter gleichzeitiger Einsendung des Betrages an die Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes, Hamburg, Spitalerstr. 12, erbeten.

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. Jahrgang Nr. 24 — Der Vortrupp — 16. Dezember 1915

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 12 — 1915

Inhalt. Durchhalten. — Aus der Vortrupp-Arbeit.

Durchhalten.

„Man soll nicht bloß handeln, sondern es auch mit der Zuversicht tun, als hänge der Erfolg lediglich von einem selbst ab."
W. v. Humboldt.

Durchhalten! Das ist die Mahnung, die in diesem ernsten Jahre unserm Volke immer wieder von allen Volksfreunden, die in die Zukunft schauen, zugerufen worden ist, und es war gleichzeitig das Wort, das alle Volksgenossen kraftvoll anspornte, die angesichts mancher schwierigen Verhältnisse in die Gefahr gerieten, mutlos zu werden. Durchhalten! Das war schließlich für alle rechten deutschen Frauen und Männer auch der freudige Kampfruf geworden, der die Überwindung aller Unbequemlichkeiten, Sorgen und augenblicklichen Nöte leichter machte. Der Wille zum Durchhalten ist denn auch allüberall im Lande so mächtig und stark gewesen, daß kein Gegner mehr unsere Erfolge ableugnen dürfte.

Auch „Der Vortrupp" will und muß durchhalten. Die Herausgeber und der Verleger haben in dem Leitaufsatze des „Vortrupp" vom 1. Dezember darüber das Nähere ausgeführt und dargelegt, daß deshalb eine Erhöhung des Bezugspreises, die als eine besondere Mehrbelastung der Bezieher kaum angesehen werden kann, unbedingt notwendig ist, da bisher der sehr niedrig gehaltene Bezugspreis zu den mehrfach stattgefundenen Erhöhungen der Preise für Papier und Druck nicht in einem annehmbaren Verhältnisse geblieben war. Um aber unser Durchhalten zu ermöglichen, bedürfen wir mehr als je der Mitarbeit unsrer Freunde, denen am Bestehen des „Vortrupp" etwas gelegen ist, die mit uns der Überzeugung leben, daß nur auf dem vom „Vortrupp" eingeschlagenen Wege wir es ermöglichen können, weite Kreise für die Sache der Volksaufartung zu gewinnen. Unser Wirken wird aber nur dann erfolgreich sein, wenn es für ungezählte Freunde eine Sache der persönlichen Verantwortung wird. Deshalb ist es nicht nur unbedingt notwendig, daß alle unsre bisherigen Freunde uns treu bleiben, sondern recht viele neue hinzugeworben werden. Der Verlag hat der gegenwärtigen Ausgabe des „Vortrupp" ein Auskunftsblatt mit Bestellkarte beigefügt, um jedem Leser Gelegenheit zu geben, damit zum Jahresanfange einen neuen Bezieher uns zu gewinnen. Es stehen solche Blätter gern für Werbezwecke zur Verfügung.

Aus dem Leserkreise des „Vortrupp" sind zum Leitaufsatze in Nummer 23 erfreulicherweise auch bereits eine größere Anzahl recht freundlich zustimmender Zuschriften eingegangen, in denen zum Ausdruck gebracht wurde, daß man sich kräftig dafür einsetzen wolle, dem „Vortrupp" das Durchhalten in dieser ernsten Zeit zu ermöglichen und ihm jene große Zuhörerschaft sichern zu helfen wünsche, die notwendig ist, um seine Gedanken einmal in feste, dem ganzen Volke dienende Formen bannen zu können. Besonders erfreulich war es uns auch, daß einige Bezieher, die zum Jahresschluß aus wirtschaftlichen Erwägungen die weitere Zustellung des „Vortrupp" zunächst aufgegeben hatten, nun infolge der Ausführungen im Leitaufsatze zu Nummer 23 ihre Abbestellung zurücknahmen. So schreibt uns ein Leser u. a.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„. . . Um meinerseits den Fortbestand des ‚Vortrupp' sichern zu helfen, werde ich diese Zeitschrift trotz des erhöhten Bezugspreises weiter beziehen. Mein letztes Schreiben an Sie, in dem ich den ‚Vortrupp' abbestellte, ist dann hiermit hinfällig geworden . . ."

Ein andrer Leser, gegenwärtig Zahlmeister-Apl., schrieb u. a.:

„Als ich in der letzten Ausgabe von der Bedrängnis las, in die auch unsre liebe Zeitschrift durch den Krieg geraten ist, habe ich mich recht geschämt, daß ich den ‚Vortrupp' seinerzeit aus Sparsamkeitsrücksichten abbestellte und dadurch sein Bestehen mit erschwerte. Da ich es aber als eine Dankespflicht ansehe, unsern lieben ‚Vortrupp' auch materiell nach Kräften zu unterstützen, so bitte ich, ihn mir vom 1. Jan. 1916 ab wieder an die Anschrift meiner Frau zuzusenden."

Wir würden uns sehr freuen, wenn alle Leser, die zum Vierteljahresschlusse mit einem Aufgeben des Bezugs gerechnet haben, in gleicher Weise das Wort vom „Durchhalten" noch einmal erwägen wollten. Die Voraussetzung dazu ist die Treue unsrer Gesinnungsgenossen.

Und das eine wollen wir dabei nicht außer acht lassen: Nach dem Kriege treten an den „Vortrupp" und seine Freunde ganz gewaltige Aufgaben heran. Ihre Lösung ist um so sicherer und erfolgreicher, je größer der Kreis derjenigen ist, die zu uns stehen. Wir wissen, daß es bei der Lösung dieser Aufgaben um die Zukunft unsres Volkes geht. Deshalb nochmals für uns alle trotz mancher Schwierigkeiten: Durchhalten!

F. H.

Aus der Vortrupp-Arbeit

Vortrupp Apolda. Die Zusammenkünfte finden nicht, wie in der vorigen Nummer der „Mitteilungen" versehentlich mitgeteilt worden ist, an jedem 2. Mittwoch des Monats statt, sondern 14tägig an jedem 2. Mittwoch in der „Weintraube". Zuschriften sind an den Obmann Oberlehrer W. Gimm, Apolda, Bahnhofstr. 15 zu richten.

*

Vortrupp Augsburg.

Die für Deutschland Gefallenen.

Unsre Feldgrauen sind fast alle Wandervögel. Für sie traf so recht zu, was vom Vortrupp gelten soll; sie stellten ihre Verbindung mit uns als Sammelstelle her; sie waren, still und empfänglich, immer dabei, das gemeinsam Behandelte in ihren Kreis überzuleiten. Als unsre Mitglieder traten nur wenige hervor.

Die meisten Gefallenen haben deshalb beim Wandervogel, wo sie die Führenden waren, ihren Nachruf schon treffender und beweglicher erhalten, als ich ihn im einzelnen hätte geben können. Hier also nur die Namen und das Wenige, was ich sonst weiß oder aus Eigenem hinzufügen darf.

Karl Winterling und

Emil Kohler, gef. in den ersten Novembertagen 1914 vor Wytschaete,

Hans Hofmann und

Walter Wagenhäuser in Nordfrankreich.

Hort von Stetten, auf den letzten Versammlungen schweigend unser Gast, hat meines Wissens von allen am ersten geblutet. Bei einem Reiterkampf im Oberelsaß bald nach Kriegsbeginn vielfach und schwer verletzt, ist er vor Weihnachten 1914 in Straßburg seinen Wunden erlegen und nach seinem Wunsch auf einem Berge beim heimatlichen Gut unter wehender Fahne begraben. So hat er nach seinem Tod erst recht eindringlich gesagt, wieviel Liebe zum Land im engsten und weitesten Sinn, was für ein tiefes Schönheitsgefühl und was für warme Begeisterung in ihm war.

Josef Schrag. Kurz vor dem Ausrücken sagte er mir noch auf der Straße, wie beglückt er sich fühlte: Heraus aus der Enge städtischen Wohnens, aus der Kaufmannsstube! Im Dienst bei der Feldartillerie habe er all sein Stubenhockergift ausgeschwitzt und so noch einmal erlebt, sich frisch und gesund zu fühlen. Der Sohn beschränkt lebender Eltern hatte sich von seinem bißchen Verdienst außer dem „Vortrupp", den „Kunstwart", die „Hilfe" und noch manches andre gute Heft und Buch abgekargt. Beschämt fand ich in seinem Besitz ein sehr gediegenes Werk zur Pflege reiner deutscher Sprache. Er hat mir auch an manchem langen Abend Geschäftshilfe geleistet. Gef. im Mai 1915 in Nordfrankreich.

Georg Stöhr. Wandervogelobmann war er, warmherzig, fest und feurig. Auf jeden Fühlenden hat er unmittelbar belebend gewirkt, hat seine Führergabe restlos dem hoffnungsreichsten Volksgut geschenkt und war glücklich im Gegenstrom der Anhänglichkeit. In seinem ersten Gefecht durch Kopfschuß gefallen, vor Przemysl am 2. Juni 1915.

Zuletzt der, dem wir das Zustandekom-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

men einer Vortruppgemeinde verdankten, unser Max Wiedmann. Von seiner Hingabe an den Wandervogel schon stark in Anspruch genommen, hatte er die Last der Geschäftsführung aus reinem Pflichtgefühl gegen die harrende Sache übernommen und stand ihr redlich vor. Nach meiner Rückkehr übergab er sie endlich mir und sprang mir dafür eifrig bei. Sein Schwerpunkt, sein Herz lag eben doch beim Wandervogel. Wie ich ihn noch sehe auf Fahrten, als den Nachfühlenden, den Hilfbereiten, den Fürsorger der Kleinen, machte er fast den Mädchen die Mutterrolle streitig — aus tiefst empfundener Kameradschaft. Dieses Glück hat er auch draußen echt genossen, wenigstens solange er neben Stöhr in Galizien focht, und dann hat ers durch treue Pflege am Leben erhalten. Von seinem Bildungshunger will ich nur soviel sagen: In der Enge häuslicher Verhältnisse hat er sich die besten Unterlagen der Dürerbundarbeit gehalten und mich in manchem Einzelnen auf meinem Berufsgebiet überflügelt. Nach erdrückenden Entbehrungen und Mühsalen hat er in ein paar Tagen Ruhe ein neues Flämmchen Lebenshoffnung aufgesteckt und mit nach Serbien hineingetragen. Da ist er, 23 Jahre alt, zwischen Lapovo und Kragujevatz am 26. Oktober durch einen Brustschuß gefallen. In den letzten Augenblicken flogen seine Gedanken wohl zurück zu Eltern, Geschwistern, zu seinem Wandervogel. Und dann, das darf ich ihm unterlegen, dann schwangen sie aus im Wunsch für die Zukunft des deutschen Volkes, dem er mit seinem Schweiß und Blut hatte Bahn brechen helfen:

Ob auch die andern deines Lieds nicht achten,
der Heldenlust und zarten Liebesblüte,
Gedanken treulos wechselnd mit der Mode:
so felsenfester sei dein großes Trachten,
hau klingend Lust dir, ritterlich Gemüte!
Wir wollen bei dir bleiben bis zum Tode.

Im November 1915.

Ed. Fackler.

*

Vortrupp Bremen. Unser Willy Martens ist als Leutnant auf dem Felde der Ehre gefallen. Das ist allen unsern Mitgliedern ein harter Verlust. Wie war er doch so unermüdlich für die wichtigsten Vortruppanschauungen, besonders für praktische Bodenreform, tätig gewesen. Kurz vor Kriegsbeginn beschäftigten ihn besondere Siedlungspläne, um andern Mitstreitern, die gleich ihm fühlten, ein Neuland zu schaffen, das der Aufartung unsres Volkes dienen sollte. Wir werden den getreuen Mitkämpfer nicht vergessen und versuchen, in seinem Sinne mit verdoppelter Kraft weiterzuwirken.

*

Vortrupp Hamburg. Nach Mitteilung der Heeresverwaltung ist unser treues, begeistertes Mitglied, der Bootsmannsmaat Paul Busch auf dem Felde der Ehre gefallen. Wir werden seiner in Treue gedenken.

*

Vortrupp Leipzig. Unserm Mitgliede, Lt. d. Res. Ihlenfeld, Kompanieführer, der bereits das Eiserne Kreuz erhalten hatte und, von seiner Verwundung genesen, wieder an die Front gerückt ist, ist jetzt auch die höchste sächsische Auszeichnung, der Militär-St. Heinrichsorden vom König von Sachsen beim Besuche des Regiments verliehen worden. Er erhielt die Auszeichnung als Dank für die erfolgreiche Abwehr irischer und schottischer Regimenter, als diese das linke Nachbarregiment infolge Sprengung bis hinter die zweite Linie zurückgetrieben hatten.

*

Vortrupp Potsdam. Die Ortsgruppe hat im April 1915 unter schwierigen Verhältnissen ihre Arbeit wieder aufgenommen. Daß es möglich ist, eine Arbeitsgemeinschaft unsrer Vortruppfreunde auch jetzt in schwerer Zeit, die unsre ganze Anteilnahme auf die eine harte Notwendigkeit der Abwehr unsrer Feinde hinlenkt, herzustellen, das haben wir in Potsdam mit Freude feststellen können. Die Zahl unsrer zu einem festen Bunde vereinigten Freunde hat sich im Laufe von knapp acht Monaten beinahe verdoppelt, und — was in dieser Zeit gar viel bedeuten will — wir haben unsre 40 Mitglieder nicht nur auf dem Papier, unsre monatlichen Vortruppabende erfreuen sich eines fort und fort wachsenden Besuches.

Ein Abend in jedem Monat ist festgesetzt für Vortrag und Aussprache. An Vorträgen hat es uns bislang nicht gefehlt: „Bodenreform", „Zwang und Krieg", „Selbsterziehung im Alltagsleben", „Volksglaube und Volksbräuche", „Lied und Tanz", „Ursachen und Ziele des Weltkrieges", dazu kleinere Reden über die sittliche Erneuerung unsres Volkes. Mehr Vortruppabende anzusetzen, schien jetzt nicht ratsam. In den regelmäßigen Sitzungen des Arbeitsausschusses wird allen besonders arbeitseifrigen Mitgliedern Gelegenheit zu reger Betätigung geboten.

Die Sonntage vereinigen einen kleineren Kreis älterer und jüngerer Vortruppmitglieder zu frischen, fröhlichen Wanderfahrten, die uns ab und zu auch mit benachbarten Wandergruppen und mit den Berliner Freideutschen zusammenführen. Ein Singe- und Reigenabend in der Wohnung eines Mitgliedes ist unsern Volksliedern und Volks-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tänzen, in denen sich ein Stück deutschen Volkstums ausprägt, gewidmet.

Nach außen sind wir hervorgetreten durch den Anschluß an den Hauptausschuß für Kriegerheimstätten, in dessen Sinne wir Flugschriften in größerer Zahl verbreitet haben. Daß wir für „Vortrupp", Vortruppflugschriften und für unsern „Helmut Harringa" auch in Potsdam einen immer weiteren Leserkreis zu schaffen suchen, versteht sich ganz von selbst. Eine Sammlung unter unsern Freunden hat uns die Möglichkeit gegeben, eine kleine Anzahl „Helmut Harringa" nebst Vortruppheften und Auskunftsblättern an Kriegslazarette zu überweisen.

Eine kleine, im Entstehen begriffene Bücherei erleichtert es jedem unsrer neu hinzutretenden Mitglieder, die Vortruppgedanken auf sich wirken zu lassen.

Die kommende Friedenszeit und die Rückkehr unsrer Freunde aus dem Felde wird unsrer Vortrupparbeit in Potsdam neue Aussichten eröffnen. Freilich dürfen wir uns nicht einem falschen Wahn hingeben; die Vortruppbewegung wird auch nach dem Kriege nicht im Siegeslaufe das ganze Volk erfassen. Wir werden — mehr auf eine stille Arbeit beschränkt — immer der Vortrupp bleiben, eine kleinere Gemeinde, die, ohne lärmend nach außen zu treten, in diesem kleinen Kreise zu wirken und die Geister zu sammeln sucht für die Betätigung in den Ideen einer neuen Zeit. Daß auch solche stille Arbeit weitere Kreise zieht, das haben wir auf der Tagung für Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft gesehen. Es geht vorwärts im deutschen Land! Das kann man trotz mancher unerfreulichen Erscheinungen sagen. Überall keimt es, überall regt sich neues Leben. Freilich darf man nicht erwarten, daß über Nacht alles anders werde. Die Entwicklung geht langsam, nicht in gerader Linie, sondern auf vielfach verschlungenem Wege. Daß die keimende Saat einer neuen Zukunft ihren befruchtenden Regen der großen, bewegten Zeit verdankt, die wir jetzt leben, dieser Einsicht kann sich nur verschließen, wer nie an sich die gewaltig läuternde Kraft eines großen persönlichen Erlebens oder eines persönlichen Leides kennen gelernt hat. Wer jetzt nichts von dem Pulsschlag der großen Zeit verspürt, der lebt nicht mit in dieser Zeit, der ist innerlich tot unter Lebenden, der ist auch nicht fähig, an der Entwicklung mitzuarbeiten in dem Kreise, der jedem zugewiesen ist. Die große Zeit, die wir erleben, verpflichtet. Bleiben wir mit unserm kurzsichtigen Blick nicht ängstlich am Unzulänglichen haften! Der Zweifler, der Schwarzseher sieht nicht das Große und Erhebende, die verborgenen Werte unsrer Tage, sein Auge sieht nur die trüben Schlacken, nicht das lautere Metall. Dabei wäre kein Fortschritt möglich. Auch die großen Führer der Menschheit — die ihrer Zeit weit vorauseilten — sahen sich gefesselt durch kleinliche Vorurteile, Unverstand und Mißgunst. Aber sie glaubten an das, was sie wollten, und sahen dessen Erfüllung in der Zukunft. Die größte Bewegung in der Menschheitsgeschichte, das Christentum, wäre erstickt und untergegangen schon in den ersten kleinen Anfängen, wenn nicht die ersten Christen mit Siegeszuversicht und festem, freudigen Glauben in den schaurigsten Tod, den ihnen ihre Verfolger bereiteten, gegangen wären.

So werden auch wir Mitarbeitende an den Ideen unsrer ernsten, gewaltigen Zeit nur dann sein können, wenn wir fest glauben an das, was wir wollen.

Die Leitung des Vortrupp Potsdam.
J. A.: Pichottka, Obmann.
Nowawes b. Potsdam, Reuterstr. 10.

*

Wir erhielten die traurige Nachricht, daß unser treues Mitglied stud. theol. et phil. Otto Theiß auf dem Felde der Ehre sein Leben für unser Vaterland hat hingeben müssen. Wir betrauern in dem so früh uns Genommenen einen Freund, der es verstanden hat, unermüdlich die Vortruppgedanken in Kreise hineinzutragen, die bisher oft gar nicht den Lebensreformgedanken zugänglich waren, vor allem hat er als begeisterter Anhänger der Kurzschrift in deren Jüngerkreisen für uns gewirkt. Bald nach dem Inslebentreten des „Vortrupp" vereinigte er in Halle eine Schar Gesinnungsfreunde zu einer Ortsgruppe des Deutschen Vortruppbundes. Sein treues Wirken sichert dem lieben Freunde ein treues Gedächtnis bei allen, die ihm nähergetreten sind.

Deutscher Vortruppbund.
Der Geschäftsführer:
Hähnel.

*

Gutscheine für Jahrgang 1916 des „Vortrupp". Alle Vortrupp-Freunde, die beabsichtigen, einen Vortrupp-Jahrgang als Weihnachtsgeschenk zu verwenden, machen wir darauf aufmerksam, daß für diesen Zweck Gutscheine gern vom Vortrupp-Verlage Alfred Janssen, Hamburg übersandt werden. Der Gutschein besteht aus zwei Karten, von denen die eine demjenigen Buchhändler zu übermitteln ist, der die Übersendung des „Vortrupp" ausführen soll. Die zweite Karte ist als Geschenk zu übergeben.

*

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Der Vortrupp"

Das Deutschtum unsrer Zeit ist das Deutschtum der Werdenden. Eine Zeitschrift, die diesem Deutschtum dienen will, muß dem Werdenden dienen: allem Gesunden, was in unserm Land und Volk wächst und wird. Und trotz der vielen „Organe", die wir besitzen, gerade diese Zeitschrift fehlte bisher; von den vielen Reformbestrebungen, die am Werke sind, unser ringendes, deutsches Leben zu etwas Höherem umzuschaffen als es heute ist, hat zwar so ziemlich jede ihr eigenes Mundstück: nicht aber haben wir Deutschen bisher das Organ, das diese Bestrebungen sämtlich zusammenfaßt, und dadurch ihre Anhänger aus der Vereinzelung erlöst, worin sie sich oft befinden. Dieses Organ will „Der Vortrupp" sein.

„Der Vortrupp" denkt nicht daran, langatmige, lebensfremde Auseinandersetzungen zu bringen: Was um uns her geschieht, — im Leben der Völker und der einzelnen — das will er in dem Lichte bald dieser, bald jener der Lebensreformen zeigen, für die er arbeitet; in klarer, scharfer Beleuchtung, so daß diese Bestrebungen dem Leser nicht als blasse Gedankendinge erscheinen, sondern als körperhafte, blutvolle Wirklichkeit.

„Der Vortrupp" braucht keinerlei Rücksicht zu nehmen, weder nach oben, noch nach unten, weder nach rechts, noch nach links. In Inhalt und Sprache wird er den Forderungen der berufenen geistigen Führer nach Kräften gerecht werden, — zugleich aber muß, was er bringt, gemeinverständlich sein . . . . . .

Die Mächte, die unsre Zeitschrift zusammenfaßt, ziehen dem deutschen Volke in seinem Vormarsch sichernd und bahnbrechend voran. Darum hat „Der Vortrupp" diesen Namen gewählt und hofft, daß er ihn sich verdienen wird.

EDITION BREITKOPF

Unsere Feldgrauen!

58 der bekanntesten Marsch-, Lager- und Vaterlandslieder für Klavier mit überlegtem Text
E. B. 4780 1 Mark n. Textbüchlein hierzu 10 Pfennig.

Mit dem ersten Tage der Mobilmachung war »Die Wacht am Rhein« wieder mit einem Male in aller Munde. Unter ihren trotzigen, siegesgewissen Klängen sind unsere Krieger blumengeschmückt aus der Heimat ins Feld gezogen, in dröhnendem Takte sind sie mit diesem stolzen Sang in die feindlichen Städte eingezogen, sodaß der erschreckte »Pisang« sich hinterm Fensterladen verkroch. — Noch manch anderes wertvolle Vaterlandslied hat sich unterm Eindruck der großen Zeit neu belebt, manches gute neuere Lied ist dazu getreten, und der Reservist und Landwehrmann hat sich der lieben alten Lieder aus seiner eigenen Dienstzeit erinnert. — Wie sich unsere Feldgrauen da draußen mit einem muntern Sang über die harten Anstrengungen der Märsche hinweghelfen, sich die kurzen Stunden der Rast am Lagerfeuer verschönen, so wollen auch wir daheim nicht stumm bleiben und in den Gesang unserer Lieben im Felde froh und zuversichtlich mit einstimmen. — Eine prächtige Zeichnung, die Angelo Jank für das Reservistenlied 1914 schuf, konnte mit Einwilligung der »Jugend« für den Titel der Sammlung verwendet werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

130.-140. Tausend

Fürs deutsche Volk



herausgegeben vom Dürerbund:

130.-140. Tausend

Helmut Harringa

Eine Geschichte aus unsrer Zeit

von

Hermann Popert

Gebunden M. 1.80 (Dresden, A. Köhler)

Ein Buch, das Begeisterung weckt und den Willen zur Tat auslöst

Eine der jüngsten Auflagen wurde auf gemeinsame Veranlassung des Verfassers, des Verlegers und des ersten Vorsitzenden des Dürerbundes in 2000 Exemplaren den deutschen Lazarettbüchereien überwiesen

Die „Politisch-Anthropologische Revue" sagt:

„.... Dieses Buch ist .... für die Regeneration unseres Volkes ein ganzes Armeekorps wert! .... Möchte sich recht bald ein Mäzen finden, der ein paar hunderttausend Exemplare davon unters Volk bringt; das wäre verdienstlicher als die Stiftung von Preisen für gewisse moderne, mehr oder weniger problematische Kulturerrungenschaften."

Für alle Vortrupplefer! Das Buch bietet das Programm des „Vortrupp".

Über **300 Zeitungen** und **Zeitschriften** nahmen Stellung zum **„Helmut Harringa".**

♡ ♡ ♡

130.—140. Tausend.

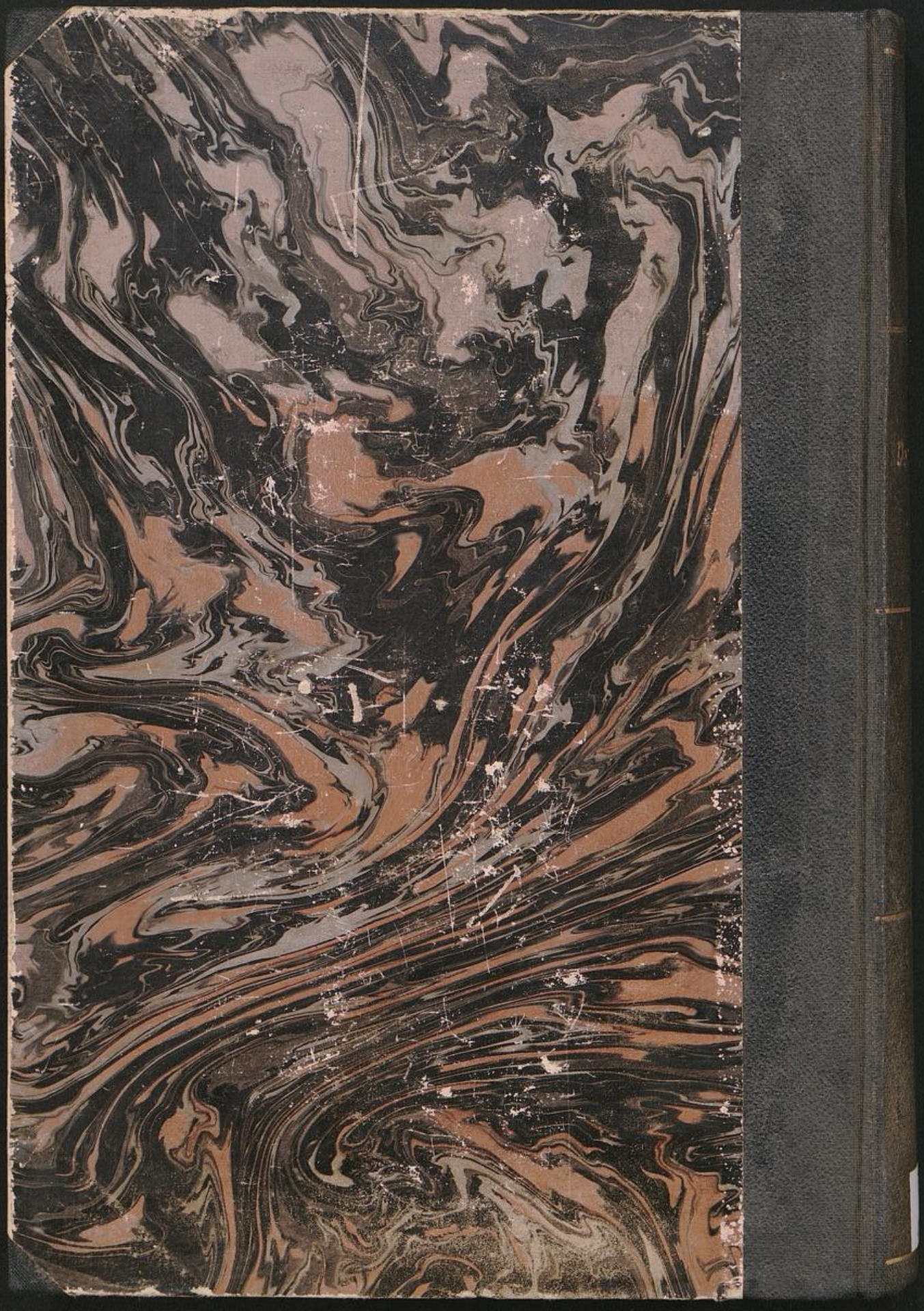
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Gerhard Düdden
Buchbinderei
BREMEN, Lessingstr. 36.

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Der
Vortrupp

4.
1915

F e
4123

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG